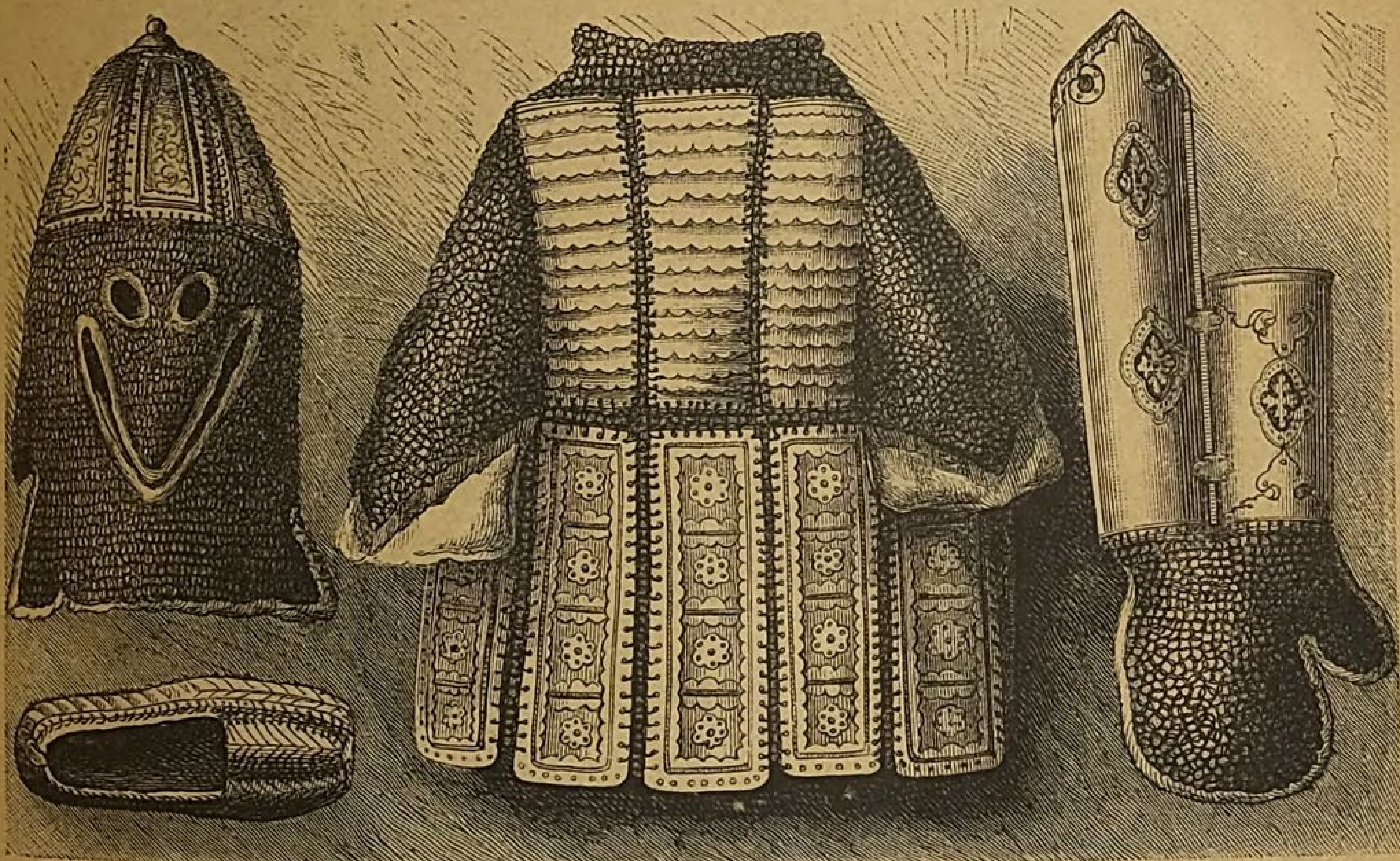
<36600532670019

III. Lieferung (Völkerkunde III, Heft 8). Preis: 1 Mark.

Allgemeine Naturkunde.



130 Lieferungen mit ungefähr 3800 Textillustrationen, 20 Karten und **über 120 Chromotafeln.**

Völkerkunde

von

Professor Dr. **Friedrich Ratzel.**

Leipzig 1888.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 26—28; Aquarelltafel: „Altamerikanische Thonwaren".

1927

Völkerkunde.

Dritter Band.

Holzfreies Papier.

Völkerkunde.

Von

Dr. Friedrich Ratzel.

Dritter Band.

Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt.

Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und 1 Karte

von **Richard Buchta, Rudolf Cronau, Theodor Grätz, Ernst Heyn, Wilhelm Heuer, Georg Klepzig, Gustav Mützel, B. Piglhein, Richard Püttner,** Prof. **C. Schmidt, Cajetan Schweitzer, Adalbert Swoboda, Olof Winkler** u. a.

Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1888.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung und erythräischer Völkerkreis.

Innerasien und der innerasiatische Völkerkreis.

Südasien und der indische Völkerkreis.

Ostasien und der ostasiatische Völkerkreis.

Altamerikanische Kulturvölker.

Mittelländisch-atlantischer Völkerkreis.

Illustrationen-Verzeichnis.

Aquarelltafeln.

Illustrationen im Text.

Einleitung.

Erythräischer Völkerkreis.

Einleitung.

Inhalt: Die zwei großen Gegensätze des Wanderns und der Ansässigkeit in der Alten Welt. — Die Beständigkeit der Kultur. — Ihre Naturgrundlage. — Wander- und Ruhegebiete. — Der Kulturgürtel.

Hinreichend ist in den beiden vorhergehenden Bänden von der Naturbedingtheit der Kultur, besonders von der zur Arbeit, welche die Grundkraft aller Kulturentwickelung, anregenden Macht des rauhern Klimas und der nicht allzu üppigen Pflanzen- und Tierwelt gemäßigter Zonen, gesprochen worden. Genügend ist das Wort Emersons variiert: „Wo Schnee fällt, da herrscht gewöhnlich bürgerliche Freiheit. Wo die Banane wächst, ist das tierische System träge und wird auf Kosten höherer Triebe genährt. Der Mensch wird hier sinnlich und grausam." Allein auf das darin angeschlagene Thema werden wir immer und immer wieder zurückgeführt, und besonders oft wird uns die Abstufung der Gebräuche, Sitten, Lebensweise von den Gebieten des ärmern, bedrängtern Lebens, der rauhern Natur nach denjenigen des mildern Klimas, des leichtern Lebens, der reichern Umgebungen entgegentreten. In den folgenden Kapiteln werden wir uns aber auf einem vor allen andern gleichsam geweihten Boden bewegen, auf welchem seit Jahrtausenden die Kultur ihre höchsten Entwickelungen in solcher Fülle getrieben hat, daß ein Kulturgebiet am andern einen herrlichen Gürtel vom Südostwinkel des Mittelmeeres bis hinüber zum Stillen Ozeane schlingt. Zwei aneinandergrenzende Naturgebiete, Steppe und Ackerland gemäßigten Klimas, vereinigten hier ihre kulturfördernde Kraft.

An dem, was dauernd an Kräften und Strebungen in den Völkern Asiens, Afrikas und Europas wirkt und ist, hat die Natur der Länder der Alten Welt ihren großen Anteil. Geschichtliche Bewegungen sind ja insofern immer typisch, als durch die Natur der Verhältnisse ihnen gewisse Eigenschaften in Ausgang und Richtung aufgeprägt werden, welche sich wegen der Dauer jener Verhältnisse wiederholen. Diese Thatsache gestattet Rückschlüsse von dem, was historisch feststeht, auf das, was im Dunkel der Vorzeit sich vollzogen hat. Und es ist dies von doppelter Bedeutung bei einer Darstellung, welche, wie die in diesem Bande beabsichtigte, zahlreiche Völker umfaßt, von deren Wesen und Schicksalen nur dunkle Nachrichten, öfters nichts andres als ein Name erhalten ist, welcher sagt, daß sie einst waren. Alles vergeht, aber nicht alles gleich rasch. Es hat die Natur ein einförmig sich wiederholendes Leben, in welchem die Kräfte des Fortschrittes und der Rückbildung unmerklich thätig sind, während die Völker schneller kommen und vergehen. Und da, wo ihnen langes Leben beschieden ist, ändern sie in der Dauer weniger Generationen die Formen ihres Lebens oft bis zur Unkenntlichkeit. Es hat etwas wahrhaft Tröstliches, unter solchen Umständen, von den großen Gegensätzen der Natur ausgehend, zu Gegensätzen im Völkerleben weiterschreiten zu können, die in ihrer Naturgrundlage die Gewähr der Dauer, d. h. der Wiederholung, besitzen.

So wie der Boden der Alten Welt durch den großen Zug eines vom Atlantischen zum Stillen Meere sich erstreckenden Steppengürtels bezeichnet ist, den zu beiden Seiten fruchtbare Gebirgs- und Tiefländer begrenzen, so geht durch seine Geschichte der Kampf der Nomaden und Ansässigen, der Hirten und der Ackerbauer. Diese beiden Ausprägungen höherer Kultur wurden nicht bloß von verschiedenen Völkern getragen, sondern es haben sich Völker und Völkergruppen in sie gleichsam hineingeformt. In dem Zusammenfallen der Arier und Uralaltaier mit den großen Gruppen seßhafter und nomadisierender Völker in West- und Zentralasien liegt etwas Ursächliches, welches die völkerschaffende Kraft der sozialen Verhältnisse ahnen läßt. Gleichzeitig liegt gerade in dieser Verbindung etwas die Gegensätze der Kulturformen Stärkendes. Wieviel von den Lebensgewohnheiten sich dem Organismus so tief einprägt, daß dessen kleinste, feinste Teilchen das Empfangene auf fremde Keime zu übertragen vermögen, daß mit andern Worten jene erblich werden, wissen wir nicht. Daß solches geschieht, ist wahrscheinlich. Daß Jahrtausende der Entwöhnung diese Eindrücke wieder umzumodeln im stande sind, ist gewiß. Vor uns sehen wir die große Einfachheit der Verteilung der Funktionen im geschichtlichen Leben der Alten Welt und ziehen unsre Schlüsse. Das Altertum kannte wahrscheinlich arische Nomaden, die neuere Zeit hat nur ansässige Völker dieses Stammes gesehen. Fast kein einziger türkischer Stamm kann anderseits als vollkommen seßhaft oder auch nur halbnomadisch bezeichnet werden. Die Osmanen haben die Jürüken bei Brussa und die Turkmenen bei Siwas aufzuweisen; von den persischen Türken sind die Aserbeidschaner allein seßhaft, während die seit 200 Jahren im Norden dieser Provinz Sitzenden noch immer nomadisieren. Die Ersari am linken Oxusufer und die Jomuten, welche südwestlich von Chiwa wohnen, sind schwache Halbnomaden. Die Usbeken sogar tragen in manchen Zügen den Charakter des wider Willen Angesiedelten, und die am linken Jaxartesufer wohnenden Kirgiskasaken haben nur an wenigen Punkten halbnomadische Sitten angenommen. Durch Armut und Einengung gezwungen, haben die Kurama am Tschirtschik sich mit Sarten gemischt und sind zum Ackerbau übergegangen, und ähnlich scheint die Geschichte der Halbkasaken von Taschkent zu sein. Ein Bruchteil der Karakalpaken hat sich dem Ackerbaue gewidmet, während der Rest nomadisch blieb. Ackerbauer, die den Namen Tataren tragen, wie die Bewohner der Südküste der Krim, haben der Abstammung nach nichts mit Türken zu thun. Die Stetigkeit in der Lebensweise der Nomaden gehört zu den auffallendsten Erscheinungen altweltlichen Völkerlebens. Sie ergänzt die Eigenschaft, die wir soeben hervorgehoben. Skythen, Saken, Hunnen, Türken und Mongolen treten uns wie Ein Volk entgegen. Der Bildungstrieb ihrer großen Fürsten blieb ohne tiefen Einfluß, ebenso wie die Bestrebungen christlicher Missionare; jene erregten Widerwillen, und diese begegneten offenem Widerstande. Wo kein Zwang durch Unterwerfung, welche selten dauernd blieb, oder durch das einzig wirksame Mittel geographischer Umschließung geübt ward, amalgamierten die Nomaden sich nur höchst langsam mit den Ansässigen, und wo sie es bis zu einem gewissen Grade thaten, blieben sie doch immer die Natio militans, welche sich die Herrscherrolle vorbehielt, die Herrschaft aber oft nicht anders als wie eine Kriegerkaste ausübte. So erscheinen die Araber in Nordafrika und Westasien, so auch die Mongolen im Osten und Norden der Alten Welt und bis in die Mitte von Vorderindien hinein. Eine Jahrhunderte hindurch mit Bewußtsein durchgeführte Verdrängungs- und Kolonialpolitik der größten Macht der Alten Welt, Chinas, mit dem später Rußland sich in diese Aufgabe teilte, hat es vermocht, den Nomaden Boden abzugewinnen und ihre Macht zu schwächen, aber das Wesen der in der Steppe draußen Bleibenden ist die alte Hyksos- und Hiungnunatur.

Die Naturbedingungen der Kultur sind in sich breiter und verschiedenartiger, aber lange wurzelt dieselbe fest in einem Boden, den sie einmal gewonnen hat, und die

Bodenständigkeit gehört zu den Merkmalen der Kultur. Warum ist in Amerika nicht das in vielen Beziehungen günstigere Kalifornien an die Stelle Mexikos getreten? Und warum ist in langen Jahrhunderten inniger Berührung Nubien nicht ein Stück Ägypten geworden? Es ist eine große Lehre der Geschichte, daß die Kultur am Boden, wo sie einmal ist, festhält, wie auch die Völkerströme über sie hingehen mögen, oder doch auf denselben nach kurzer Flucht zurückkehrt. Memphis, Rom, Athen symbolisieren in ihrem immer erneuten Aufbaue nach Zerstörung und Verfall diesen Zug des Festhaltens, der nur zum Teile in den natürlichen Verhältnissen wurzelt, welche an bestimmten Stellen immer wieder der Kulturentwickelung günstig entgegenkommen. Ein weiterer starker Grund liegt in der Bevölkerungsanhäufung innerhalb der Kulturgrenzen, und endlich wirkt der unbefinierbare Hauch, welcher über den durch hohes Hervorragen aus der Masse der Menschen und der Städte geheiligten Orten schwebt, neubelebend, neubegründend. Nur dieser konnte Jerusalem immer wieder erstehen und über dem Skamandros das oft zerstörte Ilion auf den alten Brand- und Trümmerstätten unermüdet neu aufbauen lassen. Das ist derselbe Zug, der Städte an bedenklichsten Knotenpunkten der Erdbebenwellen, nachdem sie einmal gestanden hatten, stets wieder ins Leben ruft, wie San Salvador oder Mendoza. Es liegt hierin eine wichtige Eigenschaft der Kultur. Unzweifelhaft gibt es Erdräume, welche den Menschen nicht nur zum Bleiben laden, sondern auch durch eine gewisse Regelung aller seiner Thätigkeiten sein ganzes Wesen beruhigen und in Schranken fassen und damit das Beharrende seines Charakters zum Übergewicht bringen. Mit Recht haben die Geschichtschreiber hervorgehoben, wie „Euphrat und Nil Jahr um Jahr ihren Anwohnern dieselben Vorteile bieten und ihre Beschäftigungen regeln, deren stetiges Einerlei es möglich macht, daß Jahrhunderte über das Land hingehen, ohne daß sich in den hergebrachten Lebensverhältnissen etwas Wesentliches ändert. Es erfolgen Umwälzungen, aber keine Entwickelungen, und mumienartig eingesargt stockt im Thale des Nil die Kultur; sie zählen die einförmigen Pendelschläge der Zeit, aber die Zeit hat keinen Inhalt, sie haben Chronologie, aber keine Geschichte im vollen Sinne des Wortes.“ (Ernst Curtius.)

Die Kultur wächst aber nicht in der Ruhe, sondern in der Arbeit; sie braucht Anregungen und Anstöße, die um so mehr von außen kommen müssen, als im Wesen der friedlichen Arbeit Neigung zur Abschließung liegt. Überall liegen neben Ländern, die zum Rasten einladen, solche, die, über ihre eignen Grenzen hinausweisend, zum Wandern anregen. Überall liegt der Antrieb zur Sonderentwickelung neben dem zur Vermischung, zum Zusammenschließen mit andern Völkern. Jene dürfen wir am häufigsten in wohlumfriedeten, fruchtbaren Tiefländern suchen, vorzüglich dann, wenn dieselben dem Meere nicht allzu nahe gelegen sind, oder auf Hochebenen, welche im stande sind, eine reiche Bevölkerung zu ernähren, oder in weiten Gebirgsthälern: kurz in Gebieten, die behagliches Wohnen und leichtes Gewinnen der Nahrung gestatten, und die nicht so eng sind, um schon dem bescheidensten Expansionstriebe ein Halt zurufen zu müssen. Diese werden wir in minder fruchtbaren Ländern vermuten, wo entweder die Allgegenwart eines leicht zu befahrenden Meeres oder weite, grenzlose Ebenen zum Hinauswandern laden, oder in rauhen Gebirgen und Hochebenen, die nur eine kleine Zahl von Bewohnern zu ernähren vermögen.

Wie liegen nun die Kulturgebiete der Erde zu jenem Gürtel der wandernden Völker, dem Mutterschoße der Völkerwanderungen? Soweit sie zusammenhängen, bilden sie einen verhältnismäßig schmalen Gürtel, der nur im vielgestaltigen Europa eine massigere Ausbreitung erfährt. Europa schließt ihn im Westen sowie Japan, Korea und China im Osten ab. Durch vielgliederigen Bau mehr oder weniger abgeschlossen und zu selbständiger Entwickelung bestimmt, stehen Europas Westhälfte und Ostasiens Halbinsel- und Inselreiche an entgegengesetzten Enden des Kulturgürtels mit ähnlichen Fähigkeiten und

Funktionen ruhigerer Entwickelung und kräftigen Hinauswirkens. Europa bezeichnet das atlantische, Ostasien das pazifische Ende dieses Gürtels. Das Hinauswirken und das Kulturtragen über ihr Meer hin scheinen die ostasiatischen Peripherieländer viel früher vollbracht zu haben als die west- und nordeuropäischen, welche großenteils erst seit wenig mehr als einem Jahrtausend dem Kulturgürtel angegliedert wurden. Das Alter der amerikanischen Kulturen dürfte seine Erklärung in der ältern Ausbildung eines pazifischen Ausstrahlungsgebietes am ostasiatischen Gestade finden, welche der Verschiebung der Kultur nach der atlantischen Seite vorhergegangen war. Inmitten aber liegen Länder, vom offenen Meere abgeschlossen und dadurch des sichern Rückhaltes beraubt, den dessen befreiende Nachbarschaft bietet, in engerer Wechselbeziehung zu der einengenden wogenden Menge binnenländischer Völker in ihrer nahen Nachbarschaft. Dabei zeigt sich ein Zusammenhang zwischen Selbständigkeit der einzelnen Kulturgebiete und Entwickelung ihrer Kultur. Südarabien und Syrien, beide schmale Ränder des arabischen Nomadengebietes bildend, kämpfen, soweit die Geschichte reicht, mit wenig Glück gegen die An- und Übergriffe der Nomaden; sie sind nicht dauernd zu einer selbständigen Kulturbedeutung gelangt. Glücklicher waren Mesopotamien und Persien, die allerdings nicht ohne Anlehnung aneinander dauernd bestehen konnten. Es ist bezeichnend, daß die ältern assyrischen Kulturblüten im Norden dieses Gebietes aufgegangen sind. Indiens Ruhepunkt liegt im Osten, besonders im Gangesgebiete, sein Feld der Störungen und Unruhen, der nomadischen Durchbrüche und Überflutungen, aber auch der Anstöße zu Machtentfaltung und großen Staatenbildungen im Westen, besonders im Indusgebiete. In Hinterindien liegen die Kulturstätten, deren Reste in geradezu märchenhafter Pracht aus Urwaldnacht aufsteigen, im Lande der Khmer, in Siam, in Birma, alle möglichst weit entfernt von dem mit zentralasiatischen Elementen gesättigten Norden.

War es zu allen Zeiten so? Kaum zweifelhaft ist es, daß die Ausbreitung von Hirtenvölkern, welche schon im Beginne der geschichtlichen Periode so große Teile von Asien und Afrika erfüllten und die ackerbauenden Kulturvölker zu beständigem Kampfe nötigten, einen großen Anteil an der Zurückdrängung und Zersplitterung dieser letztern hatte. Ihr großes räumliches Übergewicht ist vielleicht eine verhältnismäßig neue Thatsache, und der Akt der Weltgeschichte, welcher unmittelbar demjenigen voranging, mit dem für uns die historische Zeit beginnt, sah vielleicht eine geringere Ausbreitung dieser der hohen Kultur feindlichen Elemente und eine mehr zusammenhängende Verbreitung der Kultur sedentärer Völker. Die Übereinstimmung der entlegensten Kulturentwickelungen der Alten Welt kann jedenfalls nicht ohne die Annahme eines einst lebhaftern Verkehres verstanden werden. Es dürfte nicht unmöglich sein, durch das Studium des Nebeneinanderliegens der Gebiete beider Typen und ihrer verhältnismäßigen Ausdehnung zu einem Schlusse hierüber zu gelangen.

Daß der Nomadismus nicht rein zerstörend der sedentären Kultur gegenübertritt, ruft uns die Thatsache ins Gedächtnis, daß wir es von nun an nicht nur mit Stämmen, sondern auch Staaten und zwar Staatengebilden mächtiger Art zu thun haben. In dem kriegerischen Charakter der Nomaden liegt eine große staatenschaffende Macht, deren Bedeutung wir schon früher zu charakterisieren versuchten (Bd. I, Einleitung, S. 88), welche aber vielleicht klarer als in den von Nomadendynastien und -Armeen beherrschten großen Staaten Asiens, wie in dem von Türken regierten Persien, dem nacheinander von Mongolen und Mandschu eroberten und kräftigst verwalteten China, den Mongolen- und Radschputenstaaten Indiens, sich am Rande des Sudans aussprechen, wo Verschmelzungen der erst feindlichen, dann zu fruchtbarem Zusammenwirken vereinigten Elemente noch nicht so weit fortgeschritten sind. Selten dürfte es sich so klar erweisen wie hier auf der Grenze nomadisierender und ackerbauender Völker, daß die kulturfördernden Anstöße der erstern, die unzweifelhaft gegeben werden und große Wirkungen erreichen, nicht aus friedlicher

Kulturthätigkeit hervorgehen, sondern vielmehr wesentlich kriegerischer, diesen friedlichen Bestrebungen zuerst entgegenwirkender, ja sie schädigender Natur sind. Ihre Bedeutung liegt in der Tendenz und dem Talente der Nomaden, die im sedentären Zustande lebenden und in diesem Zustande leicht auseinanderfallenden Völker energisch in kräftigen Reichen zusammenzufassen. Das schließt aber nicht aus, daß sie dabei von ihren Unterworfenen, auch wenn diese politisch noch so unfähig und unberechtigt sein sollten, Erhebliches lernen können, wie einst die Römer von den Griechen, die Germanen von den Römern, die Türken von den Tadschik und selbst von den Slawen lernten. Im Westsudan sind trotz des innigern Verkehres der erobernden islamitischen Stämme mit ihren am altkultivierten Nordrande Afrikas wohnenden Glaubensgenossen die von ihnen unterworfenen Negerstämme öfters geschickter in der Anfertigung mancher kleiner Gegenstände des häuslichen Gebrauches als z. B. selbst die Haussa- und Nyfe-Stämme. So sind die Bassa- und Afa-Stämme unübertroffen in Matten und Trink- und Eßgeschirren, so übertreffen die Hütten der Musgu selbst diejenigen der Bornuvölker, und das schwache, am meisten mit alteinheimischen Elementen durchsetzte Baghirmi liefert Handwerker, Ackerbauer, kurz Kulturträger an das mächtig aufstrebende Wadai. Ja, selbst in Darfur sind die Fur ihren arabischen Herren in Ackerbau und Handwerk voran. Was aber alle diese Fleißigen und Geschickten nicht haben und nicht haben können, das ist der Wille und die Kraft zum Herrschen, vor allem der kriegerische Geist und der Sinn für staatliche Ordnung und Unterordnung. In dieser Beziehung stehen die wüstengebornen Herren der Sudanstaaten ihren Negervölkern wie die Mandschu den Chinesen gegenüber. Was anders aber erfüllt sich hier als das von Timbuktu bis Mexiko gültige Gesetz, daß bevorzugte Staatenbildungen in den an weite Steppen grenzenden reichen Ackerbauländern entstehen, wo eine hohe materielle Kultur sedentärer Völker gewaltsam in den Dienst der energischern, herrschfähigern, kriegerischern Steppenbewohner gestellt wird?

I. Die Lebensformen altweltlicher Völker.

1. Die Kultur.

„Die Erziehung unsers Geschlechtes wird in zweifachem Sinne genetisch und organisch, genetisch durch die Mitteilung, organisch durch die Aufnahme und Anwendung des Mitgeteilten. Wollen wir diese zweite Genesis des Menschen von der Bearbeitung des Ackers Kultur oder vom Bilde des Lichtes Aufklärung nennen?" Herder.

Inhalt: Die Wachstumsbedingungen der Kultur. — Arbeit, Ackerbau, Ansässigkeit. — Zunahme der Bevölkerung. — Wanderung der Kultur über die Erde. — Freiheit und Fesselung des Geistes. — Wissenschaft. — Halbkultur. — Schrift und Tradition. — Kulturverfall. — Anfänge der Kultur. — Steinreste. — Altägypten. — Gemälde der ägyptischen Kultur. — Asiatische Zusammenhänge. — China und die westliche Welt. — Chinas angebliche Abgeschlossenheit. — Die Abstammung der chinesischen Kulturelemente. — Frühere Expansion der ostasiatischen Kulturvölker.

Die höchste Kultur hat ihre Wachstums- und Daseinsbedingungen ebenso wie der Nomadismus. Was festhält, ist kulturfördernd. Dies ist das allgemeinste Gesetz. Befestigend wirkt aber auf den beweglichen Menschen zunächst die Fruchtbarkeit des Bodens in Verbindung mit förderlichem oder doch erträglichem Klima. Er legt einen ganz andern Maßstab an die Natur als der Mensch flüchtigen Wohnens, er fragt: Wo ist die Gewähr dauernden Aufenthaltes? Sehr bezeichnend ist ein Wort, das Dobrizhoffer vom Chaco sagt: „Die Spanier sehen selben für den Sammelplatz des Elends, die Wilden hingegen als ihr gelobtes Land und ihr Elysium an". Die Europäer, die nach Amerika auswanderten, steckten auf dem jungfräulichen Boden nicht erst Zeltplätze und Weidestätten aus, sie bauten steinerne Häuser und legten Städte an. Mexiko wurde durch Cortez 1521 erobert und im gleichen Jahre zur Kathedrale der Grundstein gelegt. Das spricht für die Absicht zu bleiben, welche denn auch bald genug sich verwirklichte. Die Menschheit hatte zu dieser Zeit längst die Erfahrung gemacht, auf welchem Boden Kultur mit Erfolg anzupflanzen sei: nur Mexiko, das auf seiner Hochebene Weizen erzeugt wie Kastilien, empfing daher den Ehrennamen Neu-Spanien. Im gemäßigten warmen Klima, auf gutem Ackerboden hoffte man einen Ableger altspanischer Kultur am frühsten sich einwurzeln zu sehen. So wandelte, der Notwendigkeit des günstigen Naturbodens, genau gesagt des Ackerbodens, sich tief bewußt, die Kultur über die neue Erde hin.

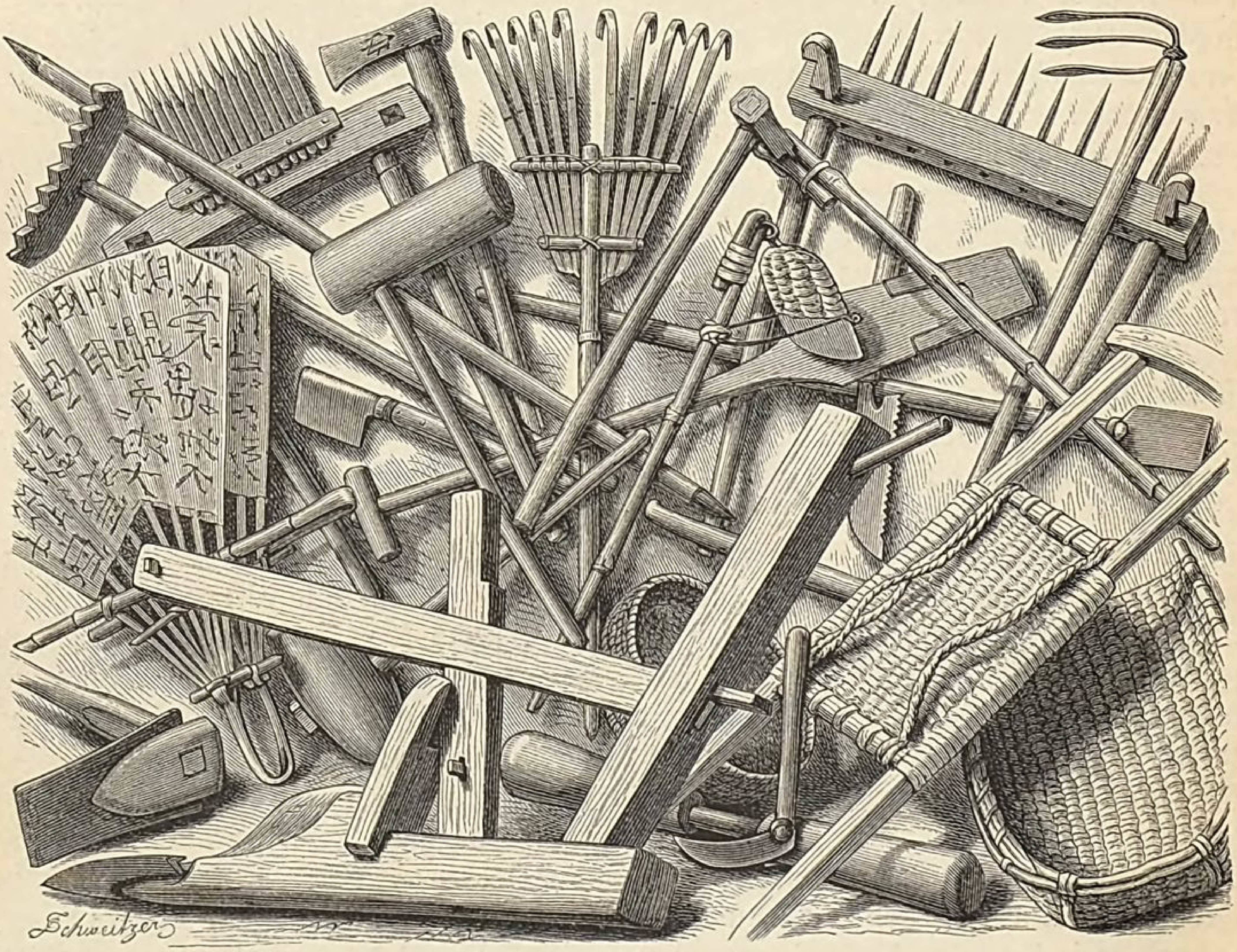
Früher als das geistige Leben der Völker löste sich das materielle Thun aus dem Banne der Unfreiheit, in welchem persönliche Trägheit, allgemeine Unsicherheit, Mangel des Verkehres, Mangel der Bedürfnisse es gehalten. Eine große Reihe von Erfindungen bildet die Basis dessen, was wir Halbkultur nennen. Waffen und Werkzeuge zusammengesetztern Baues, wie Armbrust, beweglicher Panzer, Harpune, Pflug, Egge, Wagen, Drillbohrer, Töpferscheibe, Steuerruder, Segel- und Auslegerboot, ragen in tiefere Schichten

hinein. Sie bedingen alle mehr Arbeit, Arbeit verleiht ihnen ihren Wert. Jacquemont prophezeite dem hispano-indianischen Amerika des Tropengürtels den Rückfall auf die Stufe der Kultur, auf welcher es vor 1492 gestanden. „Es wird ein Land ohne Bevölkerung, ohne Reichtum werden, weil es der Arbeit entbehrt.“ Jede Kultur ist rückwärts gegangen, wenn die Arbeit nachließ, von der sie getragen war. Von allgemeinster Wahrheit ist das Wort: Arbeit adelt. Ja, die Arbeit hat den Adel der Menschheit geschaffen. Das arbeitsamste der sogenannten Halbkulturvölker, die Chinesen, ist das in jeder Beziehung höchststehende der asiatischen Völker. Nach der Arbeit an sich ist Arbeitsteilung unzweifelhaft die wichtigste Bedingung des Kulturfortschrittes. Arbeitsteilung liegt aber zunächst in der Gliederung des einförmigen Haufens nach den sozialen Funktionen. Diejenigen Tiere, deren Instinkt sie zwingt, in Gesellschaft zu leben und einem Häuptlinge zu gehorchen, sind die veredelungsfähigsten, und nicht anders ist es bei den Menschen. Es ist von allgemeiner Anwendbarkeit, was Darwin in seiner Reise um die Welt von den Feuerländern sagt: „So lange nicht im Feuerlande irgend ein Häuptling aufsteht, welcher Kraft genug hat, irgend einen einmal erlangten Vorteil, wie z. B. den Besitz domestizierter Tiere, festzuhalten, scheint es kaum möglich, daß der politische Zustand des Landes verbessert werden kann. Jetzt wird selbst ein Stück Tuch, das dem einen gegeben wird, in Stücke zerrissen und verteilt, und kein Individuum wird reicher als das andre.“

Auf die innige Verbindung der Kultur mit dem Ackerbaue wurde früher hingewiesen (s. Bd. I, Einleitung, S. 17), von seiner Bedeutung für die Kulturvölker bleibt hier noch zu sprechen. Von Japan bis Ägypten liefert er die Grundlage der Ernährung, und seine Schätzung ist eine so hohe, daß er im ostasiatischen Kulturgebiete an die Spitze aller wirtschaftlichen Thätigkeit gestellt, und daß der Pflug selbst der Hand des Kaisers nicht für unwürdig erachtet wird. Die Rettung des Ackerlandes vor nomadischer Überschwemmung ist die Aufgabe nie endender Kämpfe zwischen Ackerbau- und Hirtenvölkern. Das Streben der Kulturstaaten geht darauf hin, die Nahrung für ihre Völker selbständig zu gewinnen und sich bezüglich derselben unabhängig vom Handel mit dem Auslande zu machen. Chinesische Annalen wissen einem Kaiser kein höheres Lob zu geben, als daß unter seiner Regierung das Volk sich in Frieden ernährt habe.

Für den Ackerbau der Kulturvölker ist überall in erster Linie die bessere Bestellung des Bodens bezeichnend. Wir finden Fruchtwechsel, Düngung, Terrassenkultur, künstliche Bewässerung und vor allem den Pflug, dann auch die Egge. Diese Werkzeuge bezeichnen offenbar eine Kulturgrenze. Da man den Pflug kaum bei eigentlichen Naturvölkern findet, auch wo er in ihrer Nachbarschaft vorkommt, möchte er wohl überhaupt ein andres Wirtschaftssystem, nämlich das der Großwirtschaft mit Sklaven und Zugvieh, bezeichnen, was nicht ausschließt, daß er dann auch in tiefere Schichten durchdringt. Jedenfalls ist der Pflug in dem Momente notwendiger geworden, wo größere Areale in Anbau genommen wurden, und noch heute hat in Osteuropa die Steppe bessere, schwerere Pflüge und weiß sie besser zu nützen als das Waldland. Bei allen Völkern, welche den Pflug besitzen, kommt auch gartenartiger Anbau mit Hacke oder Spaten in großer Ausdehnung vor. Weiterhin ist die Auswahl der Nutzpflanzen eine andre. Es überwiegen die dauerhaften Getreidearten, in Ostasien der Reis, in Indien die Hirse, in Westasien der Weizen. Die Banane, von der man wie vom Manna der Israeliten sagen konnte: ad quod quisque volebat, convertebatur, und mit ihr die ganze Familie der leicht und reichlich fruchtenden, aber wenig nährenden Früchte und Wurzeln tritt auffallend zurück. Ein Fall, den Felkin berichtet, zeigt die Verschiedenheit der Systeme des Ackerbaues, der auf Getreide, und desjenigen, der auf Früchte und Wurzeln gerichtet ist. Von den Arabern angelernt, bauen zwar die Fur Weizen, aber nicht um ihn zu essen, sondern ihn zu exportieren. Es ist dies ein interessantes Beispiel für

ein Mittelding von Fortschritt und Stillstand und kann mit dem größten Rechte als Übergang bezeichnet werden. Von dem Augenblicke an, daß ein solches Volk seine eigne Ernährung vorwiegend auf ein Getreide dieser Art stützt, hat es einen großen Schritt in der Kultur gemacht. Die Frage der Herkunft der Pflanzen, mit denen dieser Ackerbau sich beschäftigt, hat man immer gern mit der Frage der Herkunft der Kultur in Verbindung gebracht. Man dachte sich das innerasiatische Hochland, als Heimat des Menschengeschlechtes, ganz einfach an den verschiedenen Abhängen mit den Pflanzen ausgestattet, welche, hinabsteigend, die sich zerstreuenden Völker auswählen und in ihre künftigen Sitze mitnehmen. So einfach liegen aber nun die Dinge nicht. Wenn man sieht, wie die Kultur die Pflanzenwelt ganzer Länder



Japanische Ackergeräte. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 11.

umgestaltet hat, und wenn man anderseits erwägt, wie dunkel Ursprung und Ausbreitung gerade einiger der wichtigsten Nutzpflanzen und Haustiere sind, wie des Weizens und der Gerste, des Maises, der Bananen, des Zuckerrohres und der Baumwolle, der Kokospalme, des Hundes, des Rindes, von andern zu schweigen, so wird man geneigt, das Vorkommen manches scheinbar einheimischen Kulturgewächses in diesem oder jenem Erdteile auf geschichtliche Gründe und zwar unmittelbar auf das mächtigste Werkzeug in der Ausbreitung dieser großen Schätze zurückzuführen, auf die Völkerwanderungen, von deren Zeit, Herkunft und Richtung wir keine Ahnung haben. Im allgemeinen wird indessen daran festzuhalten sein, daß in der Alten Welt die Bedingungen für die Auswahl der Kulturpflanzen und auch der Haustiere günstiger lagen als in der Neuen, und daß speziell Asien wohl die größte Zahl wichtiger Kulturpflanzen und Haustiere darzubieten hatte.

Der Ackerbau ist gegenüber dem Nomadismus schon an sich mit einem Teile der Kraft des Beharrens ausgestattet, welche der höhern, sedentären Kultur in größtem Maße eigen

ist. Das lange Verbleiben ackerbauender Neger im Nilthale bis Chartum inmitten hellerer Völker läßt es vermuten. Ein je größeres Kapital von Arbeit in dem Boden sich verbirgt, dem die Getreidefelder entsprießen, oder der die mühsamer erbauten Hütten und Häuser, Tempel und Festungsmauern trägt, um so fester hängt auch der Mensch an demselben, zuerst sein Leib und dann die Seele. In der Fljotshlidinga-Saga weigert sich der kühne Gunnar, sein Land zu verlassen, weil die „bleichen Äcker" des reifen Getreides seinem Herzen so wohlthun, daß er sein Leben wagt, um sie nicht aufzugeben. Der Nomade hat, auch wenn er nur in engen Grenzen wandert, mindestens in jeder Jahreszeit eine neue Heimat; der Ackerbauer hält an der seinen im Wechsel der Jahre fest. Bei minder intensivem Ackerbaue wanderte das Feld von Jahr zu Jahr vom ausgesogenen Lande auf das jungfräuliche Erdreich und der Mensch mit ihm. Aber wo der Nomade 100 km vom Winter zum Sommer zurücklegt, reiht der Ackerbauer das neue Feld an das alte. Mit fester Lage entstehen dann auch feste Grenzen. Wie eng ist nun die Abgrenzung der Gemarkungen mit dem Ackerbaue verknüpft! Im Lobe des Landlebens, das die zweite der Horazischen Epoden anstimmt, ist nicht umsonst zweimal von Göttern der Grenzmarke die Rede: „Et te, pater Silvane, tutor finium!" und später: „Vel agna festis caesa Terminalibus".

Der Ackerbau der Naturvölker dient in der Regel nur dem notwendigsten Bedarfe. Er überläßt die Kapitalbildung, die Schaffung von Tauschwerten und Luxusdingen der Viehzucht, der Jagd, dem Fischfange. Die Viehzucht ist der erste Kapitalbildner, und die Herden sind wandelnde Schätze. Bei den Kulturvölkern entfernt sie sich in doppelter Richtung von dieser Basis, indem sie bei den Ansässigen weit hinter dem Ackerbaue zurücktritt und im Vergleiche zu demselben unwichtig wird, während bei den wandernden Hirten sie zur alleinigen Quelle der Ernährung, der Kleidung, zur Stütze des Lebens geworden ist. Der Ackerbau schafft die wichtigsten Bestandteile der Nahrung. Dabei ist von Belang, daß diese nicht von einem Tage auf den andern verzehrt werden muß, sondern zur Aufbewahrung für die Zeiten der Not geeignet ist. Zum Ackerbaue der Kulturvölker gehört wie der Pflug (s. Abbildung, S. 10), so auch die Scheune oder die ausgebrannte Erdgrube Arabiens und Tibets. Auch die Feldfrüchte müssen die Fähigkeit besitzen, sich längere Zeit unverdorben zu erhalten. Sie müssen nicht, wie die verschiedenen Hirsearten der Neger, so rasch zu Grunde gehen, daß man Massen von Bier aus ihnen braut, um sie nur aufzubrauchen. Ähnlich wichtig ist auch der Grad ihrer Verwertbarkeit zu gesunder und nicht allzu mühsam herzustellender Nahrung. Eine Eigentümlichkeit, welche allen Getreidearten der Tropenländer anhaftet, besteht darin, daß man aus dem von ihrem Korne gewonnenen Mehle nicht Brot backen kann in unserm Sinne; nur arabisches Brot in Gestalt von sogenannten „Kissere", d. h. lederartige, zähe Scheiben oder Fladen, die wie Pfannkuchen auf der Eisenplatte geröstet werden, vermag man aus dem fermentierten Teige zu gestalten. Schweinfurth hat hierauf hingewiesen. Das Brot im europäischen Sinne ist überhaupt keinem der asiatischen Kulturvölker bekannt. An seine Stelle tritt als allgemeine Grundlage der Ernährung in Ost- und Südasien der Reis in feuchten und halbfeuchten Zubereitungen. Allein wie sehr dieser auch überwiege, ausschließlich reisessende oder, allgemeiner gesagt, ausschließlich vegetarianische Kulturvölker gibt es nicht. Fleisch und Fisch nehmen außer andern stickstoffhaltigen Nahrungsmitteln, von denen die in Ostasien massenhaft genossenen Bohnen genannt seien, neben dem Reise ihre Stelle ein. Übrigens ist bei allen Kulturvölkern die Mannigfaltigkeit der Speisen groß, und der Geschmack steigt überall tief herab, nur verfällt er nicht überall auf dieselben Dinge. Der Genuß von Insekten und Würmern ist kein Zeichen niederer Kultur. Nicht nur bei den arabisierten, zu den höchststehenden Stämmen der Neger gehörigen Fur bilden „Heuschrecken, Wasserkäfer und Maden aus hohlen Bäumen gesuchte Leckerbissen", sondern auch in Indien und China findet man Ähnliches.

Die Araber haben das bezeichnende Sprichwort: Eine Heuschrecke in der Hand ist besser als sechs in der Luft. An gewisse Verirrungen des altrömischen und neueuropäischen Geschmackes sei hier nur erinnert.

Die meisten geschichtlichen Bethätigungen niederer Völker bedingen eine Raumverschiebung. Auch auf höhern Stufen bemißt sich oft die Bedeutung einer geschichtlichen That an der Raumverschiebung, welche sie zur Folge hatte. Mehr Kulturthätigkeit schafft größere Unterschiede des Kulturstandes und der Kulturbewegung, aber bei den sogenannten Naturvölkern überwiegt die verbreitende über die in die Tiefe gehende Thätigkeit. Umgekehrt mißt sich die still schaffende Kulturthätigkeit nicht an der Vergrößerung der Meilenzahl, welche die Landesgrenze ausdrückt, sondern an dem Wachstume der Zahl derjenigen, welche auf engem Raume dauernd zu leben im stande sind. Wo viel Nahrung erzeugt wird, da können auch viel Menschen wohnen. Auf fettem Boden, bei kräftiger Arbeit gedeihen dichte Bevölkerungen, und die Kultur bedarf solcher, denn ihre höhern Ziele erreicht der Mensch nur in enger Fühlung mit seinesgleichen. Die großen Thatsachen der Verbreitung der Menschen über die Erde in größerer und geringerer Zusammendrängung stehen als Ursache und als Wirkung im engsten Zusammenhange mit der Kulturentwickelung. Wo über weite Gebiete hin die Bevölkerung dünn zerstreut wohnt, da ist der Stand der Kultur ein niedrigerer, während sie in alten und neuen Kulturgebieten sich dichter zusammendrängt. Der Steppengürtel der Alten Welt ist überall dünn bewohnt, während die Länder ums Mittelmeer, Ägypten, Südarabien, Indien, China, Japan dichte und dichteste Bevölkerungen aufweisen. Sechs Siebentel der Bevölkerung der Erde gehören den Kulturländern an. China und Indien zählen über 600 Millionen Menschen, ein entsprechender Raum des zwischen ihnen liegenden innerasiatischen Nomadengebietes der Mongolei, Tibets und der östlichen Turkvölker noch nicht 10 Millionen, also weniger als den sechzigsten Teil. Einer Kulturstufe entspricht eine gewisse Verbreitungsweise. Indem sie sich dessen bewußt wird, erstrebt sie dieselbe. Den Europäern gestattete nicht bloß ihre Überlegenheit in allen Kulturbeziehungen, sich schnell und bald nahezu lückenlos über ganze Erdteile, wie Nordamerika und Australien, auszubreiten, sondern es wurde bei ihnen der naheliegende Wunsch, lückenlos das Land zu besitzen, zu einem Prinzipe der Politik erhoben und die ihre Ausbreitung hindernden Eingebornen einfach weg- und soweit wie möglich hinausgeschoben. Es ist zweifelhaft, ob selbst ein sehr grausames Naturvolk jemals im stande war, ein Land wie Cuba oder überhaupt wie Westindien, ausgenommen allein die Inselgruppen an der Nordküste Südamerikas, im Zeitraume weniger Geschlechter zu entvölkern und mit neuer Bevölkerung zu versehen.

Die friedlich fortschreitende Kultur okkupiert ihre Gebiete natürlich in andrer Weise als die kriegerische Eroberung. Jene bedeckt langsam, aber mit dauerndem Erfolge Strich um Strich, während diese eine weite Grenze absteckt, um innerhalb derselben, wenn Zeit und Kraft es erlauben, von einigen Mittelpunkten aus kulturverbreitend zu wirken. Jene geht Schritt für Schritt voran, während diese weite Strecken rasch überfliegt; daher ist jene ebenso sicher in ihren Erfolgen, sofern ihr nur Zeit gelassen wird, wie diese von vergänglicher oder mindestens unberechenbarer Wirkung ist. Eine Berechnung der durchschnittlichen Geschwindigkeit, mit welcher die Weißen nach Westen vordrangen, ehe sie den Gewaltsprung vom Missouri zum Stillen Ozeane machten, findet sich bei Tocqueville, welcher 17 engl. Meilen für die ganze frühere Grenze vom Obern See bis zum Golfe von Mexiko als Größe der jährlichen Vorschiebung annahm. China hat in drei Jahrhunderten das Land außerhalb der Großen Mauer, einst die Hegestätte der gefährlichsten Nomadenschwärme, soweit es nur irgend dem Ackerbaue zugänglich, diesem und damit der Kultur gewonnen und Rußland in derselben Zeit einen Kulturgürtel quer durch Nordasien von

der Kama bis zum Amur gezogen. Die eingreifende Kolonisation tropischer Gebiete ist wesentlich das Werk der seit dem Zeitalter der Entdeckungen verflossenen paar Jahrhunderte, in denen die Weißen einen energischern, durchgreifendern, ernsthafter arbeitenden Zug in die Weltgeschichte gebracht haben.

In der heutigen Bevölkerung der Erde läßt die lange Dauer der Kultur allüberall Elemente vermuten, die vermöge des rascher fortschreitenden Wachstumes der Bevölkerung aus Kulturgebieten gekommen sind. In Amerika und Australien, in Nord- und Mittelasien, wo Europa seinen Bevölkerungsüberfluß hingeleitet hat, sehen wir den Ersatz einer langsam wachsenden, dünnen Bevölkerung durch eine andre Bevölkerung sich vollziehen, welche vermöge ihres starken Wachstumes rasch auf dichte Besiedelung hinstrebt. China mit seiner gewaltigen Auswanderung, welche in 300 Jahren einen großen Teil des anbaufähigen Landes Innerasiens sich gewonnen und überseeische Gebiete bis nach Westindien hin mit überschüssigen Arbeitskräften versehen hat, ist ein unerschöpfliches Reservoir. Einen besondern Fall stellen uns Länder wie Phönikien, Griechenland, Norwegen, England dar, welche bei rascher Vermehrung geringen Raum aufweisen und daher den Überschuß gleichsam hinausdrängen und hinauszwingen. Daß einige kleine polynesische Inseln die pazifische Inselflur von Neuseeland bis nach Hawai bevölkern konnten, ist wohl auf gleichen Grund zurückzuführen. Wenn die Weltgeschichte uns einen zwar unterbrochenen, aber dennoch fortschreitenden Fortgang der Kulturausbreitung über die Erde hin zeigt, so ist dieses naturgemäße Übergewicht der Zahl der Kulturvölker darin ein mächtiger Faktor. Indem das in der Bevölkerungsvermehrung rascher fortschreitende Land auf die übrigen Länder seinen Überfluß ergießt, überwiegt von selbst der Einfluß der höhern Kultur, die die Verursacherin oder Bedingung der stärkern Volksvermehrung ist. Und die Ausbreitung der Kultur erscheint uns als ein sich selbst beschleunigendes Weiterwachsen kulturtragender Völker über die Erde hin.

Man begreift leicht, daß es schwieriger sein mußte, einen hohen Grad von Kultur in ein neues, glücklich geartetes Gebiet zu übertragen, als denselben über ein weites, in sich verschiedenartiges Gebiet auszubreiten. Leichter mochte es den Ägyptern fallen, in der Ammonsoase oder auf der Insel Cypern ein kleines Neuägypten zu gründen, als ihre auf Beschränkung angelegte Kultur über das weite, zusammenhängende Gebiet Nubiens auszubreiten. Es entspricht auch ganz der Höhe der altamerikanischen Kultur, wenn sie, den Gliedern einer lockern Kette vergleichbar, von Anahuac bis zur Grenze der Araukaner in einer Reihe besonderer, im Grunde einander ähnlicher Ausprägungen uns entgegentritt, statt in einem einzelnen Gebiete, wie z. B. in Mexiko über das zusammenhängende Hoch- und Tiefland zwischen Golf und Stillem Ozeane, sich gleichmäßig auszubreiten. Darum gibt es nicht bloß abgeschlossene Kulturgebiete, sondern auch Kulturkolonien. Tibet möchte man kaum als Kulturgebiet auf die Karte legen, aber Lhassa oder Teschulumbo sind doch echte Kulturmittelpunkte.

Wie verhält sich die Kulturhöhe zur Weite des Verbreitungsgebietes? Ist Griechenland mit seiner eigenartigen Kultur auf engem Boden typisch für die Eigenschaften höherer, China mit seinem Riesenreiche für diejenigen niedriger Stufen? Die Erfahrung lehrt, daß ursprünglich die höchsten Kulturentwickelungen auf engem Raume sich vollzogen; ihre Ausbreitung über weite Areale ist eine spätere Erscheinung. In der Richtung der Kulturentwickelung liegt eine fortschreitend stärkere Befestigung aller Lebensgrundlagen, die eng zusammenhängt mit einer Zusammendrängung auf engern Raum, weshalb ursprünglich die Kulturareale von so minimaler Ausdehnung sind. Ihr folgt dann erst die Aneinanderreihung und Zusammenfassung der einzelnen Kulturgebiete in einen Kulturgürtel, in dem der Austausch und damit die Mehrung und Befestigung der Elemente

des Kulturschatzes die günstigsten Bedingungen fand, in welchem mit andern Worten die Erhaltung und Fortentwickelung dieser Kultur auf breiterer Grundlage möglich ward. Die Ausbreitung der einzelnen Kulturen über größere Areale folgt als dritte Stufe: Einzelkultur, Kulturableger als Kulturkette oder Kulturgürtel, weite Kulturausbreitung sind die drei aufeinander folgenden Entwickelungen. Eine höhere Stufe der Entwickelung bezeichnet die Wechselwirkung der Kulturgebiete und Kulturzentren, durch welche aus der Kette der Kulturgebiete ein einziger Strom sich entfaltet. Vorher gab es Berührungen, aber die Gemeinsamkeit des ganzen Kulturbesitzes, wie sie die heutigen Völker Europas in dessen westlichen und mittlern Teilen auszeichnet, ist nicht bloß das Ergebnis des Kontaktes, sondern der gemeinsamen Arbeit, des Zusammenwirkens, wie China, Japan und Korea sie zu einer Zeit gekannt zu haben scheinen, wo in der Alten Welt das höchstgebildete Volk in eitlem Kulturstolze sich von den „Barbaren“ abwandte. In der Bevölkerungsvermehrung, dem Austauschbestreben, dem Expansionstriebe kühner Geister und mächtiger, vor allem religiöser Ideen liegen Kräfte, welche die Berührungen zu vermehren, die Beziehungen zu vereinigen streben. In dem Fortschritte der Kultur liegt zu allerletzt offenbar eine Tendenz zum Kosmopolitismus.

Hand in Hand mit der grundlegenden Arbeit des Ackerbaues gehen alle andern wirtschaftlichen Thätigkeiten rascher und sich vervollkommnend ihren Weg. Sie erreichen in allem, was fleißige, geübte Hände, Geduld, Hingebung und ein feiner Geschmack zu leisten vermögen, hohe Ziele, bis zu welchen in manchen Fällen die mit größern Mitteln an Werkzeug und Einsichten arbeitenden spätern Geschlechter nicht mehr vordrangen. Aber sie blieben bei der Hand- und Einzelarbeit stehen und erstarrten leicht, vom Kastenwesen hierin begünstigt, in den hergebrachten Prozessen. Die Erfindungen, die Maschinen, die Großerzeugung wurden erst viel später erreicht, als ein schöpferischer Zug an alle diese Thätigkeiten das mächtig Fördernde heranbrachte, was wir heute *Wissenschaft* nennen. Schafft die Arbeit die Grundlage der Kultur, so gibt dieser die Schulung des Geistes in *Erhaltung und Neuschaffung geistiger Besitztümer* die Kraft des Lebens und des Wachstumes. In der Erschließung dieser zweiten Quelle liegt der große Fortschritt von dem, was man ohne bestimmte Definition Halbkultur nennt, zu dem, was uns Europäern des 19. Jahrhunderts Kultur heißt und ist. Im Jahre 1847 wurde in einigen denkwürdigen Sitzungen der Pariser Ethnologischen Gesellschaft die Frage aufgeworfen: Worin liegt eigentlich der tiefere Unterschied zwischen Weißen und Negern? *Gustav d'Eichthal* antwortete damals: „Im Besitze der Wissenschaft bei erstern, die von der Schrift, den Elementen des Rechnens &c. an sich immer mehr vertieft und sich selbst Dauer verleiht, während umgekehrt ihr vollständiger Mangel den Neger charakterisiert und sein Stehenbleiben erklärt“. Arithmetik, Geometrie, Astronomie, festes Maß der Zeit und des Raumes fehlen vollkommen, und damit fehlt das, was bei jener Gelegenheit „initiative civilisatrice“ genannt wurde. Indessen muß man hoch hinaufsteigen, um das zu finden, was im höchsten Sinne Wissenschaft ist. — Die Fesselung der geistigen Mächte durch Abschließung im Priesterstande und die besondere Richtung, die ihnen in demselben durch das Übergewicht der mystischen Neigungen im Dienste des Aberglaubens erteilt wurde, erklären viel von der Rückständigkeit vieler Völker und wirken nicht bloß bei den sogenannten Naturvölkern, sondern auch bei den Trägern dessen, was man Halbkultur nennt, hemmend, ja geradezu versteinernd. Man muß die Stellung der Priester, Schamanen, Medizinmänner, oder wie man sie nun nennen mag, ins Auge fassen, um diese Wirkung zu verstehen. In Altmexiko empfingen sie eine bestimmte Schulung und erlangten Wissen und Können in folgenden Dingen: Gesänge und Gebete, die nationalen Überlieferungen, die religiösen Lehren, Medizin, Beschwörungen, Musik und Tanz, Mischung der Farben, Malen,

Zeichnen der ideographischen Zeichen und phonetischen Hieroglyphen. In der praktischen Anwendung mochte dieses ihr Wissen und Können geteilt sein, in seiner Gesamtheit blieb es Privileg ihrer Kaste. Die abergläubische Scheu vor ihrer Zauberkraft, ihrer Verbindung mit den Überirdischen, die angeborne oder anerzogene Fähigkeit zu ekstatischen Zuständen, gesteigert durch Fasten, Keuschheitsgelübde, rückte dieselben in den Augen des übrigen Volkes in unerreichbare Höhen. Die künstlich unverständliche Priestersprache trug noch mehr zur Sonderung bei. Indem aber das Ziel all dieser Vorrichtungen und Arbeiten der Gottes- oder vielmehr Geisterdienst im weitesten Sinne war, blieben die fortbildungsfähigen wissenschaftlichen Elemente im Keime unverändert liegen. Diese religiöse Erstarrung bedeutet bei Völkern, deren geistiges Leben noch nicht von einer entwickeltern Arbeitsteilung der Klassen und Berufe getragen wird, besonders viel. Sie heißt, wo die Religion das geistige Leben ist, so viel wie Fesselung der Geister. Die Wissenschaft, für sich allein fortschrittsfähig, wird in dieser Verbindung lahmgelegt.

In gewissen Richtungen kann der menschliche Geist in geraden Linien fortschreiten, von denen wir heute noch kein Ende sehen, die für uns praktisch unbegrenzt sind. In andern muß er notwendig um gewisse Punkte herum sich bewegen, ohne sich viel von ihnen zu entfernen. Zu den erstern gehörten die wissenschaftlichen, zu den letztern die religiösen Angelegenheiten. Die Schaffung der Wissenschaft macht daher eine der größten Epochen im Leben der Menschheit, und die Kulturvölker sind am tiefsten geschieden durch ihren Mangel oder ihren Besitz. Die Orientalen in ihrer Gesamtheit verstehen es nicht, die Wissenschaften um ihrer selbst willen zu schätzen; das reine Interesse an der Wahrheit, der Reiz und die Zier des echten Denkens prägt sich bei ihnen nur höchst unvollkommen aus. Sie achten die Wissenschaft, aber aus Gründen, die der Wissenschaft fremd sind. Wenn in der chinesischen Tradition ein und derselbe Fürst den Kalender, die Musik und das Maß- und Gewichtssystem erfindet oder regelt, während seine Gemahlin als die Erfinderin der Seidenzucht und Verarbeitung der Seide gilt, wenn jener seinem Minister Befehl gibt, Schriftzeichen zu erfinden, und dieser dem Befehle sogleich mit großem Erfolge nachkommt, wenn in demselben Zeitalter die astronomischen Beobachtungen mit solchem Gewichte vom Staate gewogen werden, daß zwei Staatsmänner bestraft werden, weil sie versäumten, eine Sonnenfinsternis gehörig vorauszuberechnen, so liegt gerade in diesem engen Anschlusse der Wissenschaft an die Macht des Staates ein Beweis für die unserm Bewußtsein ferner liegende rein praktische Schätzung der Wissenschaft, vielmehr des Wissens und Könnens. Die modernsten wissenschaftlichen Werke der Chinesen muten uns doch wie ein Überrest des Mittelalters, der Scholastik, an. Wir sehen die größten Geister dieses Volkes auf einem alten Wege fortgehen, von welchem ein andrer Weg, der zu heilsamern Zielen führt, schon vor Jahrhunderten sich abgezweigt hat. Die Geschichte lehrt, daß ein Volk Jahrhunderte braucht, um aus solchen Irrungen sich herauszuwinden. Den Chinesen haben Jahrtausende nicht gefehlt, aber sie erstickten in ihrem hierarchischen Prüfungssysteme die Originalität der Geister, welche vermocht hätte, dieselben emporzuziehen. Gut beobachten und falsch schließen sind keine unvereinbaren Dinge. Die Chinesen, welche, wie schon ihre Kunst bezeugt, gute Augen für das Charakteristische in der Natur haben, sind vor allem keine schlechten Beschreiber. Vorzüglich ihre Arzneibücher, in denen 2000—3000 Heilmittel beschrieben werden, sind reich an kenntlichen, treffenden, oft nur zu weitschweifigen Definitionen und mehr noch an trefflichen bildlichen Veranschaulichungen. Auch ihre Klassifikationen dürfen manchmal den Anspruch erheben, richtige Grundgedanken sorgfältigst durchzuführen. Aber die reine Wahrheit ist es nicht, welche am Ziele aller dieser Bestrebungen steht, denen vielmehr eine Philosophie voll vorgefaßter Meinungen auf Abwege leuchtet. Daß diese scheinbare Philosophie, eine „physique mensongère“, wie Rémusat

sie treffend nennt, die alle überirdischen Eingriffe ausschließt, alle Erscheinungen aufs einfachste zu deuten wähnt, verleiht den Irrtümern ein doppelt zähes Leben. Alles aus Ausdehnung und Zusammenziehung erklärend, ist die chinesische Physik leicht im stande, jeder Erscheinung gerecht zu werden. Sie ordnet alle Qualitäten in entsprechende Gegensatzreihen, wie trocken und feucht, süß und bitter, kalt und warm, sie führt darauf den Unterschied der Geschlechter, die Entstehung der Krankheiten, endlich die Schöpfung selbst zurück und thront siegreich auf diesen hohlen Worten, welche den Mangel an Begriff trefflich zu verhüllen geeignet sind.

Alle Kulturvölker sind auch Schriftvölker. Mit der Schrift fällt die Möglichkeit einer gesicherten Tradition fort, es fehlt die Festigkeit des geschichtlichen Bodens, von dem aus Fortschritte zu versuchen wären. Keine Chronik, kein Denkmal des Ruhmes oder gewaltiger Ereignisse, die Geschichte der Vergangenheit zu verewigen, reizt zum Wetteifer und zu kühnen Thaten an. Was außerhalb der heiligen Tradition liegt, fällt in Vergessenheit. Bei der Begrenztheit des menschlichen Gedächtnisses ist es nicht anders möglich, als daß bei der Erlernung der Gedichte zur Verherrlichung eines eben verstorbenen Inka, wie sie in Peru geboten war, die einst zum Lobe eines früher Abgeschiedenen eingeprägten vergessen wurden. Wir lernen in den Schulen der indischen Brahmanen die Bedeutung kennen, die man dem Auswendiglernen beilegte, und die Mühe, die dasselbe machen mußte. Dort wurden die Veda trotz Handschrift und Drucke bis heute mündlich fortgepflanzt, nach althergebrachter Methode jedem Schüler dieselben 900,000 Silben eingelernt. Die Schrift war indessen dadurch nie zu ersetzen.

Was Nachtigal von der Tradition der Baghirmi sagt, ist von allgemeinerm Werte für die Schätzung der Kraft geschichtlicher Überlieferung bei halbzivilisierten Völkern: „Glücklicherweise gibt es unter den vornehmen und freien Baghirmi viele, welche die Geschichte ihres Landes, seitdem dasselbe ein mohammedanischer Staat geworden, genau kennen. Dies ist um so natürlicher, als es sich eigentlich nur um ihre eigne Familiengeschichte handelt. Die Leute edlen Ursprunges sind fast sämtlich durch Bande einer wenn auch fern liegenden Blutsverwandtschaft verknüpft und fühlen sich bei den bemerkenswertern Ereignissen ihrer Geschichte noch jetzt in ihren Vorfahren gewissermaßen persönlich beteiligt. Manche unter ihnen kennen einen vor mehreren Jahrhunderten ausgeführten Kriegszug ihrer Vorfahren bis in die kleinsten Details, wissen die damaligen Würdenträger, ja sogar die Pferde derselben oder des Königs mit Namen anzugeben und können beispielsweise in eine lebhafte Diskussion geraten über die Reihenfolge der Etappenorte, welche in so fern liegender Zeit auf einem bestimmten Feldzuge berührt worden sind.“ Für das hohe Alter der zufälligen Tradition gibt es auch bei uns manche interessante Anzeichen. Eine Befestigung oberhalb des Klosters Weltenburg heißt im Volksmunde „Wolfgangerschanze“ in Erinnerung der wenig bekannten Thatsache, daß Bischof Wolfgang I. von Regensburg im 10. Jahrhundert diese Befestigung schuf. Es scheint, daß sogar der Name Römerstraße ohne Vermittelung Gelehrter sich erhalten hat. Allein wieviel Körner sind durch das Sieb durchgerollt, bis diese Spreu zufälliger Erinnerungen liegen blieb! Ein einziges stand groß, drohend in der Erinnerung: die Länge der Zeit, die Dauer der Generationen, deren man sich nur noch halb erinnerte. Mit Unrecht sieht man daher nur willkürliche Übertreibungen in den äonenlangen Ahnenreihen, mit denen viele Völker und besonders die Ägypter ihre Vorzeit bevölkerten. Es lag dem als tieferes Motiv eine Ahnung von der notwendig langen Vorbereitung zu Grunde, deren eine Geschichte wie gerade die ägyptische bedurfte, um so reif, so auf der Höhe zu beginnen, und auch ein dunkles Bewußtsein der langen Zeiten, die im Dunkel der Vergessenheit ruhten.

Alle Schrift ist aus Bilderzeichen, Hieroglyphen, entstanden. Wir finden dieselben sehr unvollkommen bei den Mexikanern, fortgeschritten bei den Maya, vorzüglich entwickelt

bei den Ägyptern, in verschiedener Weise verbildet und rückgebildet bei den Chinesen und in der Keilschrift Persiens und Babyloniens, bis sie bei Phöniziern und Indiern den Weg zur Buchstabenschrift fanden. Man begegnet häufig der Behauptung, die chinesische Schrift sei es, welche die Chinesen auf einer mittlern Stufe der Entwickelung ihrer Fähigkeiten festgehalten habe. Aber nicht die ideographische Schrift oder die einsilbige Sprache der Chinesen, sondern ihr Charakter hat sie so abgeschlossen gegen alles Fremde gemacht und hat dieser Kultur, welche sich im Laufe der Zeit über einen großen Teil Asiens ausbreitete und jetzt viele Hunderte von Millionen von Menschen umfaßt, die schon vor Jahrtausenden dieselbe wie gegenwärtig war, und die alle fremden Eroberer sich aneigneten, eine in der Geschichte, die wir kennen, unerhörte Dauer verliehen. Was sollte Hemmendes in dieser Schrift liegen, die wegen ihres bildlichen Charakters leichter gelernt werden kann als unsre Buchstaben, die abstrakte Zeichen für Töne sind? Auch Europäer wollen die Erfahrung gemacht haben, daß ihre Kinder leichter jene Zeichenbilder als diese Tonzeichen kennen lernten. Ferner hat schon Rémusat darauf hingewiesen, wie diese Schrift zur natürlichen Klassifikation hinführt, indem sie für eine Gattung ein Zeichen schafft, das unter verschiedenen Abwandlungen die Arten der Gattung bezeichnet. Der Chinese schreibt, Hund: Fuchs, Ziege: Gazelle, Reis: Gerste ꝛc., hat aber diesem schulenden Einflusse seiner Zeichenschrift nicht überall die gleiche Ehre gemacht. Neben einzelnen mit gutem Takte unterschiedenen Familien stehen so gemischte Gruppen, wie die mit dem Hauptzeichen Insekt bedachte, in welcher man auch Fröschen begegnet, und es scheint fast geboten, daß die Fledermaus unter den Vögeln erscheint.

Dem raschesten Verfalle sind stets die geistigen Elemente einer Kultur ausgesetzt. Da nun gerade diese die treibenden Kräfte in der Fortentwickelung der Kultur sind, so erhellt allein daraus schon die große Neigung zum Stehenbleiben, welche den Kulturen eigen ist. Die Geschichte der Religionen ist hier vor allem lehrreich. Fragen wir, in welchen Elementen das Christentum bei den Abessiniern und der Buddhismus bei den Mongolen die größten Umwandlungen erfahren hat, so lautet die Antwort: in den geistigsten. Die Stifter der Religionen trugen höhere Ideale in sich als ihre Nachfolger, und die Geschichte der Religionen ist immer zuerst ein Herabsinken von einer Höhe, welche reine Begeisterung erreicht hatte, und zu welcher spätere Reformatoren in großen Zwischenräumen sich und ihre Mitbekenner vergeblich wieder zu erheben suchen. Im Monotheismus schmeckt man die Bitterkeit herber Lebenserfahrungen eines vorgeschrittenern Alters. Wer wundert sich, daß junge, naive Völker denselben nicht in seinem reinen Werte schätzen? Abstraktionen sind nicht für die Masse. Von der Dogmatik gilt dasselbe. Nicht der Reinheit der Dogmen gilt der Fanatismus der Menge, sondern der Ungestörtheit ihrer Glaubensgewohnheiten. Wie leicht bei der Ausbreitung über die Völker hin die tief verschiedenen Grundlagen der Religionen hinter den Formen verschwinden, lehrt nichts besser als die Gleichzeitigkeit der Buddha- und Brahmaverehrung in vielen Tempeln Birmas und Ceylons. Die großartigen Ruinen von Angkor Vât in Kambodscha sind ein einzig dastehendes Zeugnis dieser herabgestiegenen Religionsmengung.

Der Verfall zeigt sich vor allem im Zwiespalte von Form und Wesen. Hier dürften die ersten Risse sich bilden, in denen dann zersetzende äußere Einflüsse (Machtverringerung, Verarmung, Verlust der Unabhängigkeit, Schwinden an Zahl) zerstörend weiterarbeiten. Die künstlerischen Fertigkeiten halten nicht Schritt mit der geistigen Schöpferkraft. Man vergleiche die geistigen Gebilde der polynesischen Mythologie mit ihren hölzernen oder steinernen Darstellungen. Der Geist verschäumt, ohne Schöpfungen zu hinterlassen, die seiner Kraft und Größe ganz entsprechen. Die Formen aber bleiben. Daher stehen regelmäßig bei den sogenannten Naturvölkern die Formen höher als das Wesen,

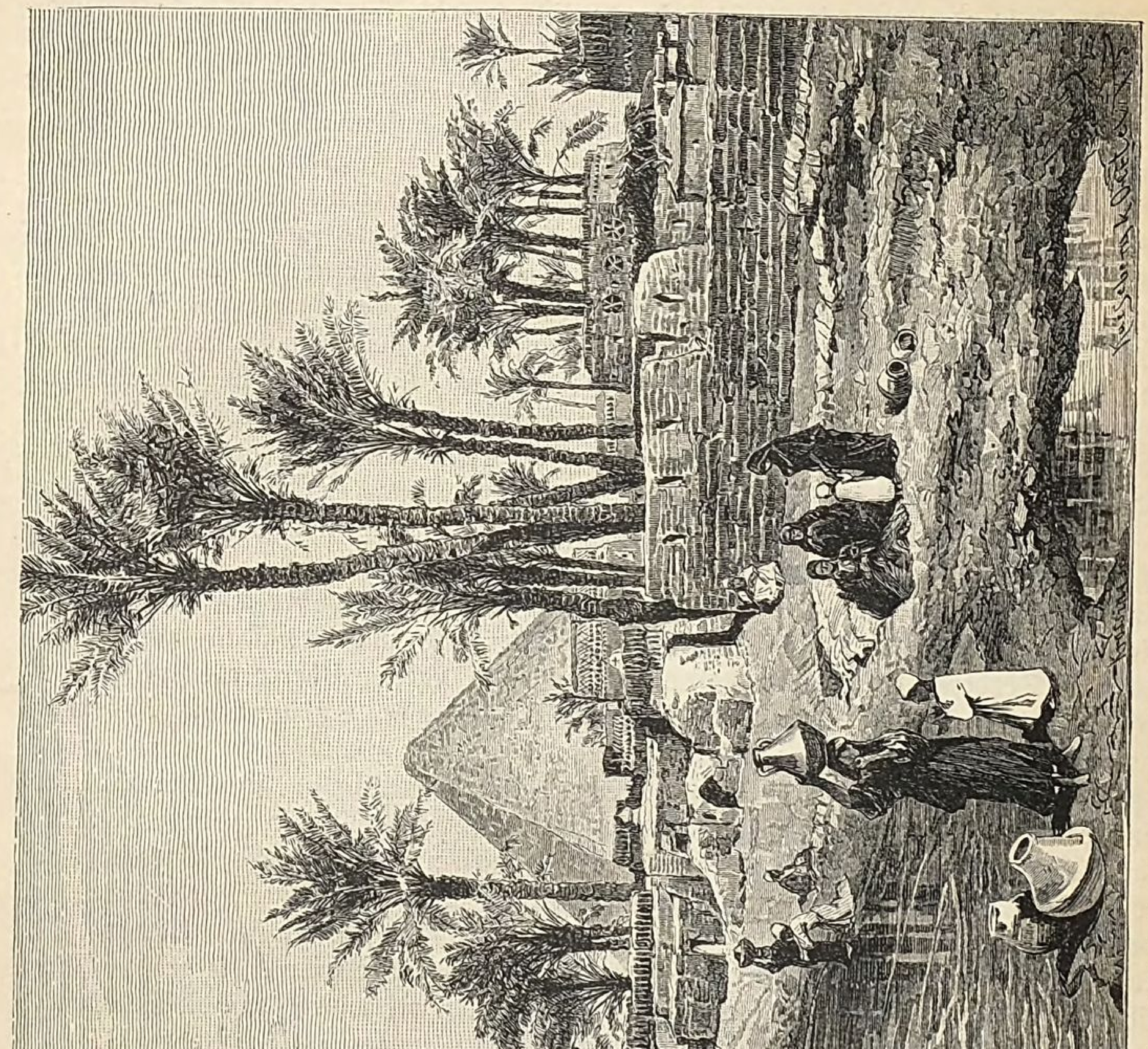
und darin allein liegt schon die Andeutung eines Heruntergestiegenseins. Man denke nur an den Gegensatz des Rechtslebens der Zulu zu ihrer wilden Grausamkeit oder der Eheform der Mikronesier zu ihrer thatsächlichen Zügellosigkeit. Indem immer mehr Sitten und Gebräuche ihre Seele verlieren, ihre leere Hülle zurücklassen, wird ein Zustand der Stabilität erreicht, welcher wichtige Teile des Volkslebens in den Zustand der Versteinerung versetzt. Die Kultur wird dann das feste Bett eines Stromes, durch das die Wogen der Geschlechter einförmig hinfließen. Es finden Veränderungen in jenem statt, die aber wesentlich nur bestimmt sind, den Gang des Stromes ruhiger und leichter zu machen, indem sie sein Bett ebener gestalten.

Die Menschheit ist ein Ackerfeld, in welchem die Keime unzähliger Gedankenentwickelungen liegen, welche im Moder ruhen, bis eine große geschichtliche Bewegung wie mit der Pflugschar über diesen Boden hingeht und im Lichte der Gegenwart die Samenkörner sich entfalten läßt. Diese Körner zur Reife gebracht und ausgesäet zu haben, ist aber das Verdienst bescheidener Arbeit, und so werden die Entscheidungskämpfe der Weltgeschichte friedlich vorbereitet. Je länger aber diese Vorbereitung gedauert hat, desto fester kann der Sieg gehalten werden. Darum sind es im letzten Grunde nicht die großen geschichtlichen Bewegungen, welche mächtig in die Völkerbewegung eingreifen, sondern mehr ihre stillern, aber andauernden Folgen. Gerade darum entzieht sich so viel von diesen Wirkungen der geschichtlichen Aufzeichnung; denn wir nehmen zwar in der Geschichte der kulturtragenden Völker sehr viele Umwälzungen, Vorstöße und Rückzüge wahr, aber diese kommen auch andern Völkern zu, die nicht auf derselben Höhe stehen. Politische Geschichte macht auch ein Indianerstamm und ein Negerraubstaat; Kulturgeschichte und geistige Geschichte blühen im stillen heran, bis zur Unfindbarkeit verborgen. Und gerade darin liegt die Schwierigkeit, das zu erkennen, was man voreilig Anfänge der Kultur nennt.

Je standhafter ein Volk in seiner Kultur sich der Brandung der Zeit entgegengestemmt hat, um so weiter sind wir von der Möglichkeit entfernt, seinen Ursprüngen erfolgreich nachspüren zu können. Denn der Stamm steht wohl da, seine weiter greifenden Wurzeln sind aber weggeführt, zersetzt oder mindestens überlagert. Da wir das Alter der in der Erde gefundenen Steinwerkzeuge und Steinwaffen nicht kennen, auch nicht die Zustände des Menschen zu erkunden vermögen, deren Händen sie entfallen sind, so besagen sie nichts in der Frage des Alters der Kultur. Lebende Spuren einer Steinzeit lassen wenigstens so viel erkennen, daß der Zeitraum nicht sehr groß sein dürfte, der den Eisenbesitz von der Steinbenutzung trennt. Noch heute gilt bei nubischen Arabern ein Steinmesser für besonders entsprechend zur Vornahme der Beschneidung und selbst zum Rasieren des Kopfes. Plinius erstaunte, daß in Syrien der Balsam aus dem Balsambaume mit steinernen, knöchernen oder gläsernen Messern gewonnen werde, weil der Stengel beim Gebrauche eiserner Werkzeuge eingehen sollte. Ein andrer Rest der Steinzeit ist der bei den Chesuren gebräuchliche Steinhammer, der walzenförmig und am untern Ende halbkugelig abgerundet ist. Unzählig sind die Verwendungen alter Steingeräte zu Zwecken des Aberglaubens, als Amulette und dergleichen, und die Meinung von Schweinfurth, daß die kleinen, kaum gebrauchten Steinwaffen, welche Lenz und andre in der Sahara gefunden, vielleicht zu Kultus- oder abergläubischen Zwecken erst später angefertigt worden seien, hat etwas Einleuchtendes. Wir haben früher (s. Bd. II, S. 223) auf Steinfunde in Indien hingewiesen, welche anzudeuten scheinen, daß dort der Gebrauch der Steinwaffen und Steingeräte bei manchen Völkern noch nicht gar lange erloschen ist. Auch in Ägyptens Boden liegen Steingeräte in großer Zahl, so daß eine „Steinzeit" für Ägypten sicher anzunehmen ist. Aber keine Brücke führt von ihr zu der Kulturepoche des merkwürdigen Landes hinüber.

Man liebt es zwar, die älteste Zeit, von der uns die Denkmäler Ägyptens Kunde geben, als die „Morgenröte der Geschichte der Menschheit“ zu bezeichnen. Mit welchem Rechte thut man dies? Treten uns Anfänge, d. h. Unvollkommenheiten, in der ältesten geschichtlichen Zeit Ägyptens entgegen? Man bewegt sich auf unsicherm Boden, und nur anzudeuten sind die Pfade, welche aus dem scheinbar so fest abgeschlossenen Kulturkreise Altägyptens in noch weitere Fernen hinausführen, die wir einstweilen als prähistorisch bezeichnen müssen. Wir denken dabei nicht an jene ganz ungreifbare Steinzeit. Es ist dies die Zeit, in die Manetho seine fabelhaften Götter, Helden und Manen versetzt, und welche verschiedene Male in den Inschriften „die Zeit der Diener des Horus“ genannt wird, des ersten Nationalgottes der Ägypter. Daß die Ägypter selbst den Ursprung ihrer Kultur in diese Zeit des Horus versetzten, beweist für den Geschichts- und Völkerforscher nicht mehr als die Sagen von Herakles und Theseus bei den Griechen. Den sagenhaften Dienern des Horus schrieben sie die Gründung der vornehmsten Städte und der wichtigsten Heiligtümer zu. Selten sind bestimmte Angaben, die wie Erinnerungen an Thatsachen erscheinen; dazu gehört ohne Zweifel die in den Inschriften von Denderah gegebene Hinweisung auf den ersten Plan dieses Tempels, der auf eine Gazellenhaut geschrieben gewesen sei, und den man viele Jahrhunderte später wieder aufgefunden habe. Die historischen Ägypter schrieben bekanntlich auf Papyrus, und dies ist es, was der Angabe von Denderah ein besonderes Interesse verleiht. Viel greifbarer als dies alles ist aber jener inschriftenlose Tempel, der in der Nähe der großen Sphinx liegt. Aus mächtigen Granitblöcken von Syene und orientalischem Alabaster erbaut, getragen von monolithischen quadratischen Pfeilern, ohne Verzierung, ohne Hieroglyphen, scheint er den Übergang von den megalithischen Denkmälern zur ägyptischen Architektur zu bilden. König Cheops spricht in einer Inschrift zu Bulak von diesem Tempel, dessen Entstehung in der Zeiten Dunkel sich verliere, welcher, vergraben im Sande der Wüste, seit Geschlechtern vergessen, unter seiner Regierung zufällig wieder aufgefunden worden sei. Aber von der großen Sphinx selbst dürfen wir wohl vermuten, daß sie älter sei als die großen Pyramiden, zu deren Hüterin sie bestellt zu sein scheint, und wir wissen, daß dieses mächtige monolithische Bild bereits zur Zeit des Cheops Ausbesserungen nötig hatte.

In der Bibel scheint das ägyptische Volk nicht als Eins, sondern als eine Mischung von mehreren Stämmen uns entgegenzutreten. War es Menes, der in allen Inschriften als Gründer des Reiches Genannte, der sie einigte? Ging der Zeit des Einen Ägyptervolkes, das uns in der Geschichte entgegentritt, eine Zeit der Geschiedenheit der Elemente voran, die später so einheitlich dastehen? Hierüber ist nichts Sicheres zu melden, aber wahrscheinlich sind diese Fragen nicht bejahend zu beantworten. Ist uns auch kein direkter Beweis der Thätigkeit und Stellung des Menes erhalten, so wird doch schon seinem ersten Nachfolger die Erbauung eines Tempels und die Abfassung chirurgischer Schriften zugeschrieben. Wir möchten also den Grund der Thatsache, daß gerade diesem einen Menes eine so große Wichtigkeit beigelegt wird, nicht so sehr in der Geschichte der ägyptischen Kultur, die weit über diesen König hinausreicht, als in der Geschichte der staatlichen Entwickelung suchen, etwa in der Richtung, daß Menes einen neuen Zeitabschnitt bezeichnet nach einer Periode des politischen Verfalles, innerer Wirren oder einer Fremdherrschaft. Aus der zweiten Dynastie haben wir die Treppenpyramide von Sakkarah und Statuen, an welchen den Archäologen eine gewisse „Plumpheit und Unentschiedenheit“ des Stiles auffallen will. Aber nachdem die erste Dynastie (angeblich) 253 und die zweite 202 Jahre regiert hatte, tritt uns in den Grabkammern der dritten das ägyptische Leben voll entwickelt und mit allen Merkmalen eines langen Bestandes ausgestattet entgegen. Diese Dynastie trug bereits das Schwert Ägyptens über die Grenzen des Nillandes hinaus, und es entstammt



Pyramidenlandschaft mit Fellahdorf bei Gizeh. Vgl. Text, S. 22 und 28.



ALTÄGYPTISCHE WANDGEMÄLDE.

hier ein Relief des Königs Snefru, der die Nomadenstämme des Steinigen Arabien besiegte. Hier fangen nun auch die Inschriften an, häufig zu sein. Aber „die Hieroglyphenschrift tritt uns in den Denkmälern der ersten Dynastie in derselben Komplikation entgegen, wie sie bis zum letzten Tage ihrer Existenz bewahrt hat" (Lenormant). Erwägt man, daß zunächst die reine Bilderschrift und dann eine Ausbildung vorausgegangen sein muß, in der die symbolische Bezeichnung das erweiterte und vervollkommnete, was man mit jener bildlichen Methode auszudrücken vermochte, so wird man viele Generationen und Jahrhunderte vor der Zeit annehmen müssen, in welcher uns diese Denkmäler entgegentreten.

Den Höhepunkt architektonischen Könnens erreicht aber Ägypten schon in der vierten Dynastie, deren Cheops in seiner Pyramide das massigste Werk aufrichtete, welches je Menschen schufen, und deren Riesenwerke durch eine Feinheit und Genauigkeit der Arbeit ausgezeichnet sind, welche noch heute Bewunderung erregt. (Vgl. die Abbildungen, S. [illegible].) Gleichzeitig erhebt sich in den Denkmälern dieser und der folgenden Dynastie die bildende Kunst auf den Gipfel der Vollkommenheit. (Vgl. die beigeheftete Tafel „Altägyptische Wandgemälde", nach Lepsius.) Die Keime von Lebendigkeit, Freiheit, Eleganz, die hier liegen, würden, wenn sie in spätern Perioden aufgegangen wären, diese Kunstentwickelung zu ganz anderer Höhe gebracht haben. (Vgl. die Abbildungen, S. 26, 28 und 30.) Es ist nicht zu kühn, wenn man sagt, daß in der Kunst der Scheitel der die Entwickelungshöhe bezeichnenden Linie näher der alten Zeit des Reiches liegt als der neuen.

Diese mächtigen und schönen Denkmäler setzen eine bedeutende Höhe der allgemeinen Kultur voraus. Und es steht denn auch in den Leistungen der täglichen Arbeit des Ackerbauers, des Handwerkers, des Beamten und Kriegers, im Wissen der Priester und den Thaten der Könige das älteste Ägypten bei weitem nicht so viel hinter dem spätern zurück, als die Zahl der zwischen beiden liegenden Jahrtausende erwarten ließe. Aus den Grabkammern der ältesten Pyramidenzeit strahlen uns die Bilder einer Kultur entgegen, welche in vielem hinter derjenigen der spätern Jahrtausende bis herab zur Berührung mit Griechenland und Rom zurückbleibt, in manchem ihr überlegen ist. Die Religion samt den Anfängen der Wissenschaft, welche sie umschloß, war auf ihrem Höhepunkte, überreich war die Götterlehre ausgebildet; im gestirnten Himmel las man die Zeitstellung, jede der Pyramiden ist so genau nach der Himmelsgegend orientiert, daß man erkennt, wie Baukünstler und Astronom sich in die Hände arbeiteten. Das ganze Land war vermessen, behufs der Verwaltung in feste Bezirke zerlegt, über deren jeden ein Gauvorsteher gesetzt war. Der König, welcher den Titel „die hohe Pforte" (Peraa, Pharao) trug, war nicht nur uneingeschränkter Gebieter von Gottes Gnaden und Vertreter der Himmlischen, sondern selbst eine Menschwerdung des Sonnengottes. In seinem Hofstaate erscheinen Geheimräte, [illegible], Schatzmeister, Häupter des Kriegswesens, des Weiberhauses, der Arbeiter, der Kornspeicher, der Sängerchöre, ja selbst der Garderobe und der Bäder. Doch trennte keine unübersteigliche Kluft die Hohen von dem Volke. Leute niederer Herkunft stiegen bis zu den höchsten Stellen auf, und begabte Knaben aus schlichtem Hause wurden zusammen mit den Königssöhnen unterrichtet. Die Familie ruhte auf der einweibigen Ehe, selbst Thron und Grabmal des Königs teilte nur Eine Königin. Die Frau wird die „Herrin des Hauses" genannt, die Bilder zeigen ein inniges und würdiges Familienleben, und die Inschriften haben uns manchen die Anmut des Eheweibes feiernden Schmeichelnamen erhalten. Die Kinder nennen sich zuerst nach der Mutter, dann nach dem Vater, die Frau beerbt den Mann, wo Söhne fehlen, und selbst die Krone kann auf das Haupt der Pharaonentochter übergehen. Auch die Ägypter gründeten für die Lebenden nur flüchtige Häuser. Die Häuser der [illegible], im Gegensatze zu dem schweren Tempelbaue in leichtem und zierlichem Stile erbaut, hatten mehrere Stockwerke und waren mit den noch heute im Orient gebräuchlichen

Peran.



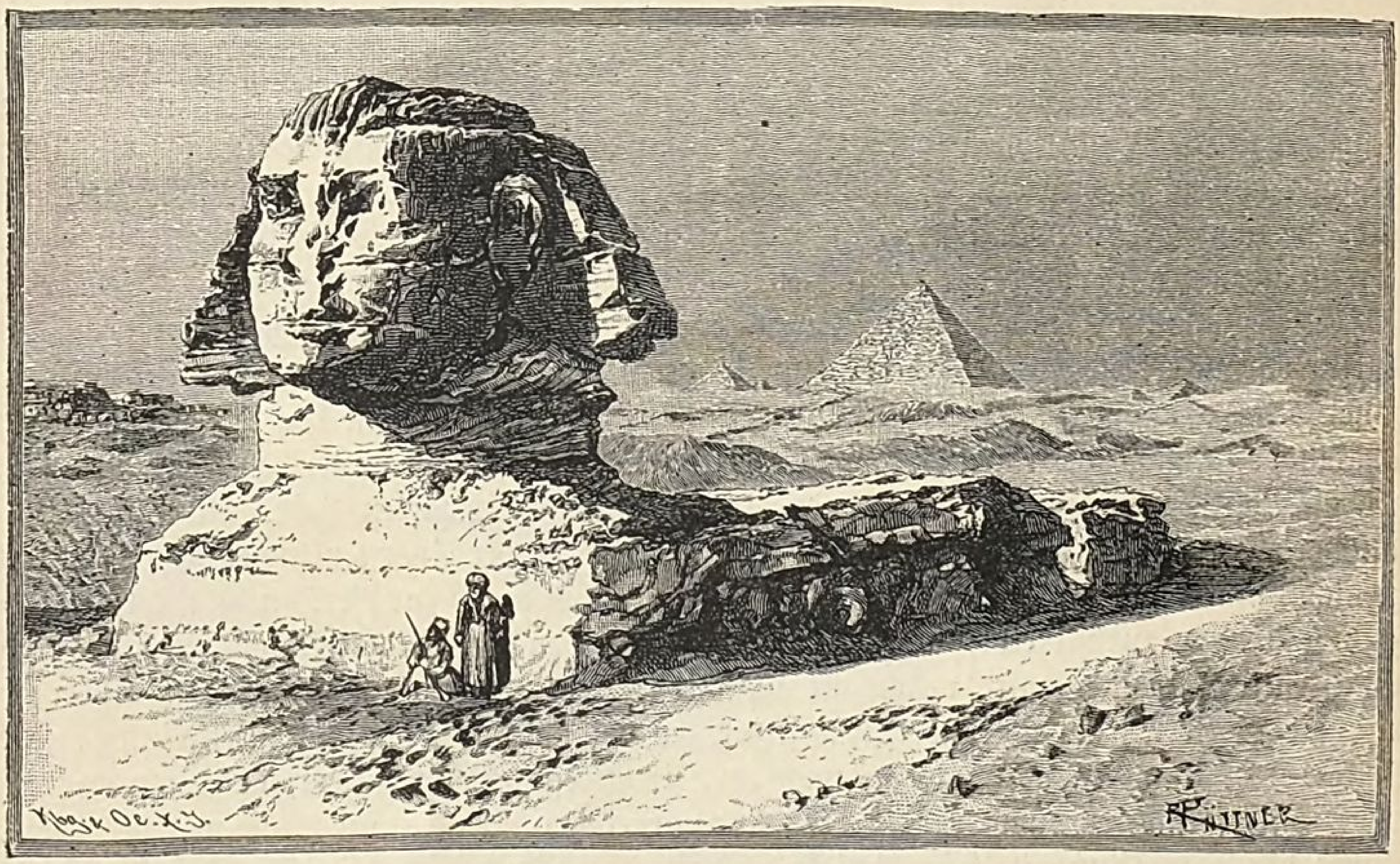
ALTAEGYPTISCHE WANDGEMÄLDE

ihr ein Relief des Königs Snefru, der die Nomadenstämme des Steinigen Arabien besiegte. Hier fangen nun auch die Inschriften an, häufig zu sein. Aber „die Hieroglyphenschrift tritt uns in den Denkmälern der ersten Dynastie in derselben Komplikation entgegen, die sie bis zum letzten Tage ihrer Existenz bewahrt hat" (Lenormant). Erwägt man, daß einmal die reine Bilderschrift und dann eine Ausbildung vorausgegangen sein muß, in der die symbolische Bezeichnung das erweiterte und vervollkommte, was man mit jener bildlichen Methode auszudrücken vermochte, so wird man viele Generationen und Jahrhunderte vor der Zeit annehmen müssen, in welcher uns diese Denkmäler entgegentreten.

Den Höhepunkt architektonischen Könnens erreicht aber Ägypten schon in der vierten Dynastie, deren Cheops in seiner Pyramide das massigste Werk aufrichtete, welches jemals Menschen schufen, und deren Riesenwerke durch eine Feinheit und Genauigkeit der Arbeit ausgezeichnet sind, welche noch heute Bewunderung erregt. (Vgl. die Abbildungen, S. 22, 24.) Gleichzeitig erhebt sich in den Denkmälern dieser und der folgenden Dynastie die bildende Kunst auf den Gipfel der Vollkommenheit. (Vgl. die beigeheftete Tafel „Altägyptische Wandgemälde", nach Lepsius.) Die Keime von Lebendigkeit, Freiheit, Eleganz, die hier liegen, würden, wenn sie in spätern Perioden aufgegangen wären, diese Kunstentwickelung zu ganz andrer Höhe gebracht haben. (Vgl. die Abbildungen, S. 26, 28 und 30.) Es ist nicht zu kühn, wenn man sagt, daß in der Kunst der Scheitel der die Entwickelungshöhe begrenzenden Linie näher der alten Zeit des Reiches liegt als der neuen.

Diese mächtigen und schönen Denkmäler setzen eine bedeutende Höhe der allgemeinen Kultur voraus. Und es steht denn auch in den Leistungen der täglichen Arbeit des Ackerbauers, des Handwerkers, des Beamten und Kriegers, im Wissen der Priester und den Thaten der Könige das älteste Ägypten bei weitem nicht so viel hinter dem spätern zurück, wie die Zahl der zwischen beiden liegenden Jahrtausende erwarten ließe. Aus den Grabkammern der ältesten Pyramidenzeit strahlen uns die Bilder einer Kultur entgegen, welche in nichts hinter derjenigen der spätern Jahrtausende bis herab zur Berührung mit Griechenland und Rom zurückbleibt, in manchem ihr überlegen ist. Die Religion samt den Rudimenten der Wissenschaft, welche sie umschloß, war auf ihrem Höhepunkte. Überreich war die Götterlehre ausgebildet; im gestirnten Himmel las man die Zeitteilung, jede Seite der Pyramiden ist so genau nach der Himmelsgegend orientiert, daß man erkennt, wie Architekt und Astronom sich in die Hände arbeiteten. Das ganze Land war vermessen, behufs der Verwaltung in feste Bezirke zerlegt, über deren jeden ein Gauvorsteher gesetzt war. Der König, welcher den Titel „die hohe Pforte" (Perau, Pharao) trug, war nicht nur unumschränkter Gebieter von Gottes Gnaden und Vertreter der Himmlischen, sondern Sohn und Menschwerdung des Sonnengottes. In seinem Hofstaate erscheinen Geheimräte, Kammerherren, Schatzmeister, Häupter des Kriegswesens, des Weiberhauses, der Arbeiter, der Kornspeicher, der Sängerchöre, ja selbst der Garderobe und der Bäder. Doch trennte keine unübersteigliche Kluft die Hohen von dem Volke. Leute niederer Herkunft stiegen bis zu den höchsten Stellen auf, und begabte Knaben aus schlichtem Hause wurden zusammen mit den Königssöhnen unterrichtet. Die Familie ruhte auf der einweibigen Ehe, selbst Thron und Grabmal des Königs teilte nur Eine Königin. Die Frau wird die „Herrin des Hauses" genannt, die Bilder zeigen ein inniges und würdiges Familienleben, und die Inschriften haben manchen die Anmut des Eheweibes feiernden Schmeichelnamen erhalten. Die Kinder nennen sich zuerst nach der Mutter, dann nach dem Vater, die Frau beerbt den Mann, wo Söhne fehlen, und selbst die Krone kann auf das Haupt der Pharaostochter übergehen. Auch die Ägypter gründeten für die Lebenden nur flüchtige Häuser. Die Häuser der Begüterten, im Gegensatze zu dem schweren Tempelbaue in leichtem und zierlichem Stile erbaut, hatten mehrere Stockwerke und waren mit den noch heute im Oriente gebräuchlichen

Galerien und Terrassen versehen. Das niedere Volk aber wohnte in denselben Lehmhütten, wie sie noch heute üblich sind (s. Abbildung, S. 20), und die Hirten unter noch vergänglichern Laub- und Reisigdächern. Die Großen entfalteten natürlich ihren Luxus ohne Rücksicht auf die Dauer ihrer irdischen Wohnungen, und es gehört z. B. ein gepreßtes und mit Gold verziertes Lederzelt zu den kostbarsten Resten ägyptischer Industrie, welche bis auf uns gekommen sind. Der Ackerbau war die Grundlage des Lebens. Jeder Große war Grundbesitzer. Geld kannte man nicht. Der Reichtum bestand in Äckern, Wiesen, Papyrusdickichten, Herden, Früchten und hörigen Leuten. Der Acker wurde mit dem Hakenpfluge aufgeritzt, die Saat eingetreten. Die Ernte droschen die Rinder, indem sie die Ähren zertraten. Der Weinbau bildete einen bevorzugten Teil des Ackerbaues. Jagd, Fisch- und Vogelfang waren Lieblingsvergnügungen der Großen. Die Handwerke waren Sache der Hörigen: Tischlerei, Töpferei, Glas-



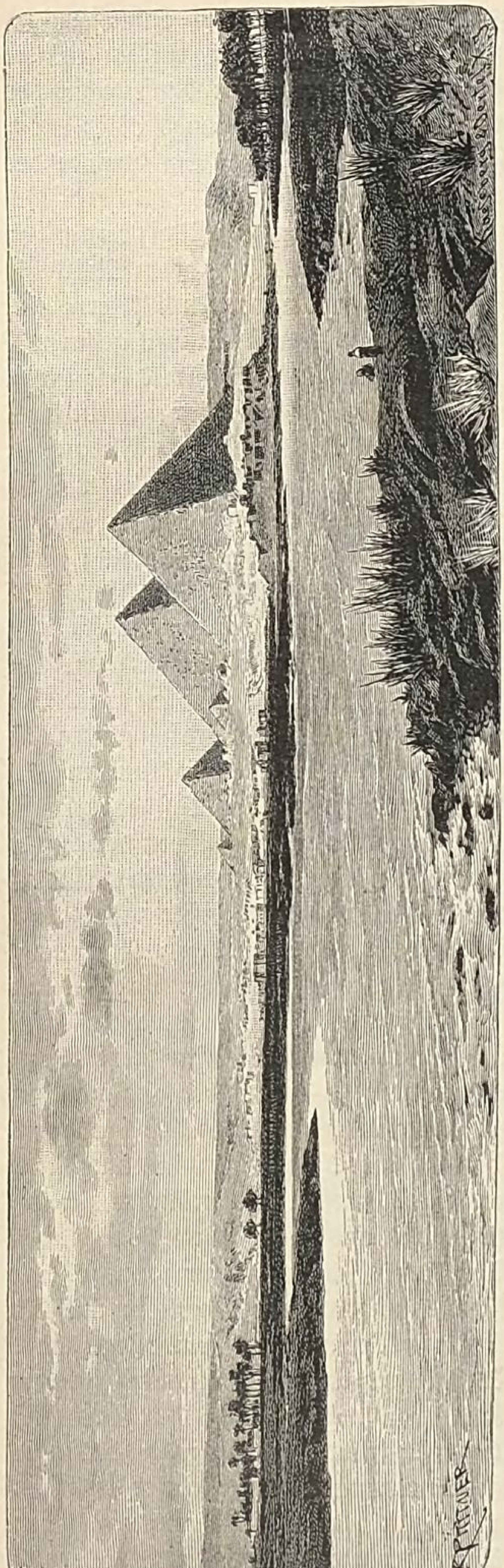
Die Sphinx bei Gizeh. Vgl. Text, S. 21.

bläserei, Weberei, Papierfabrikation, Goldwäscherei, Verarbeitung der Metalle. Man sieht bei jeder Arbeitergruppe einen Vogt mit langem Stabe stehen; diese Aufseher sind zugleich Rechnungsführer, und in den Schreibstuben sind Scharen von Schriftkundigen thätig. Die Zubereitung der Nahrung war eine sehr mannigfaltige, und übergroß ist vor allem die Zahl der Kuchen, deren jeder seinen eignen Namen trägt. Und dieses Leben war politisch wie wirtschaftlich längst stark genug, um über die Grenze des ägyptischen Landes hinauszugreifen. Gerade hier sind zwar die Annalen lückenhaft, aber es gilt als festgestellte Thatsache, daß der Betrieb der Kupferminen in den Bergen der Sinaihalbinsel noch ansehnlich über die Zeit der Gräber von Beni-Hassan hinausgeht; sie waren bereits zur Zeit des Snefru und Chufu eröffnet. Aus der Zeit des Amenemha (24. Jahrhundert vor Christo) stammt eine in Nubien gefundene Säule, welche Goldminen in Nubien nennt.

Lag nun vielleicht der Ursprung dieser Kultur an andrer Stelle, von welcher sie hierher nur übertragen wurde? Geht man auf das innere Wesen der ägyptischen Kultur ein, so zeigt sich klar, daß dieselbe nicht als eine isolierte Erscheinung aufzufassen ist. Wie eigentümlich auch ihre Ausprägungen in dem isolierten, eigenartig ausgestatteten Lande sind, die

Grundideen stimmen mit dem überein, was weiter ostwärts in Vorder- und Südasien uns entgegentritt. Der Besitz der Schrift, einer gewissen Summe religiöser Vorstellungen, die Rudimente astronomischen und mathematischen Wissens und einer großen Masse technischer Fertigkeiten, die theokratischen Formen der Regierung, die Kastengliederung, die Grundformen der Architektur und Skulptur — dies alles liegt ebensogut auf dem Grunde der mesopotamischen ost- und südasiatischen Kulturen als der ägyptischen.

Drei Gruppen von Thatsachen vereinigen ihre Beweiskraft, um den Ursprung der Ägypter außerhalb Afrikas suchen zu lassen. Einmal weisen die körperlichen Merkmale dieses auserwählten Volkes auf einen nähern Zusammenhang mit jenen Völkern hin, welche Westasien und Südeuropa bewohnen, und wenn man auch nicht so weit gehen will wie ältere Anthropologen, welche in ihnen ein Glied des kaukasischen Stammes erkannten, das sie als kuschitische Familie der semitischen und pelasgischen anreihten, so ist doch Wert darauf zu legen, daß die Ägypter sich selbst in ihren frühern wie spätern Bildwerken entschieden von allen übrigen Afrikanern sonderten, sei es, daß sie diese schwarz wie die Südbewohner, oder grau wie die ältern, oder weiß und rötlich wie die jüngern Libyer färbten. Zum andern läßt allem Anscheine nach die vergleichende Sprachforschung ebensowenig einen ursprünglichen Zusammenhang der Ägypter mit den südlichern Afrikanern vermuten. „Die ägyptische Sprache", sagt Brugsch, „welche sich auf den Denkmälern der ältesten Zeit ebensowohl wie in den spätchristlichen Handschriften der Kopten, der Nachkommen des Pharaonenvolkes, erhalten hat, zeigt in keiner Weise Spuren einer Abstammung und Herleitung von afrikanischen Sprachstämmen. Im Gegenteile weisen die Urwurzeln und die Bestandteile der ägyptischen Sprachlehre auf einen so innigen Zusammenhang mit den indogermanischen und semitischen Sprachen hin, daß es beinahe eine Unmöglichkeit ist, die engen Beziehungen zu verkennen, welche einst zwischen den Ägyptern und den sogenannten indogermanischen und semitischen Völkern obgewaltet haben." Und endlich deutet auf außerhalb Ägyptens ruhenden Ursprung die Geschichte und Kultur des Volkes selbst hin, welche nicht im Innern Afrikas oder auch nur in den mehr binnenwärts, sozusagen mehr afrikanisch gelegenen Teilen des Landes Ägypten ihre ältesten Stätten besitzt, sondern vielmehr im Delta des Nil, im peripherisch gelegenen, am nächsten gegen Arabien, Phönizien, Palästina, kurz gegen Westasien und das Mittelmeer hingerückten Unterägypten, das ja in manchen Beziehungen geradezu einen Übergang zwischen Asien und Afrika darstellt. Gerade das darf als eins der sichersten Ergebnisse der ägyptischen Altertumsforschung angenommen werden, daß an der Spitze oder Gabelungsstelle des Delta, bei Memphis, die ältesten Kulturstätten dieses ältesten Kulturlandes sich befinden, und daß in dem Maße, wie man sich mittagwärts und nilaufwärts bewegt, um so mehr auf der Denkmälerwelt der Stempel des Altertumes schwindet, um so mehr jener Verfall des Stiles, der Schönheit, der Geschicklichkeit kundbar wird, welcher mit der Entfernung von dem Mittelpunkte eines Kulturkreises unzertrennbar zu sein pflegt. Und dringt man endlich bis Äthiopien vor, wo nach der Meinung der Alten und auch mancher Neuern die Wiege des Ägyptervolkes und seiner Kultur zu suchen wäre, und man muß gestehen, daß eine innere Wahrscheinlichkeit das Stromabwärtswandern eines Volkes oder einer Kultur unsrer Erwägung näher legt als die Bewegung in umgekehrter Richtung („Man findet es natürlich", wie Jomard in seiner Rede „Über die Beziehungen zwischen Äthiopien und Ägypten" [1822] sagt, „von den höhern Gebirgen sowohl die Bevölkerung als ihre Künste, ihren Glauben und ihre Sitten herabfließen zu lassen"), so erscheint, nach der Aussage eines Kenners, „die unbeholfenste Nachahmung ägyptischer Kenntnisse in allem, was die Wissenschaft und die Künste betrifft, als der Höhepunkt der äthiopischen geistigen Fähigkeiten und künstlerischen Entwickelung" (H. Brugsch). Dürfte endlich nicht,



Die Pyramiden von Gizeh. Vgl. Text, S. 21 und 28.

wiewohl in zweiter Linie erst, darauf hingewiesen werden, daß auch Asien an verschiedenen begünstigten Stellen frühe Kulturentwickelungen aufweist, wenn solche auch hinter der ägyptischen an Alter zurückbleiben mögen, während Afrika selbst der ängstlich nach selbständigen Kulturspuren suchenden Betrachtung nur äußerst schwache Ansätze zeigt, deren Ursprünglichkeit noch dazu zweifelhaft ist?

Wenn diese Frage des Ursprunges der ägyptischen Kultur hier aufgeworfen und zwar mit der Voraussicht aufgeworfen wird, einer Beantwortung im Sinne einer fremden Einwanderung zu begegnen, so soll doch nicht verschwiegen werden, daß für die Würdigung des innern Wesens des seltsamen Volkes damit insofern nichts Wesentliches gewonnen wird, als die Ägypter in dem Augenblicke, wo sie in die Geschichte eintreten, bereits so entschieden sedentär geworden und so wurzelhaft, möchte man sagen, mit dem Boden ihres Landes verbunden sind, daß ihre eigne Überlieferung, sie seien Urbewohner dieses Bodens, in diesem Augenblicke eine gewisse Berechtigung hat. Denn von der fremden Abstammung und der vielleicht selbst nomadischen Beweglichkeit, welche die Annahme der Einwanderung für irgend eine frühere Zeit voraussetzen läßt, ist keine Spur mehr vorhanden. Dabei ist freilich zu bedenken, daß in der Regel die Aus- und Einwanderungen nicht ganze Völker betreffen, sondern nur Bruchstücke, die an den Stellen ihrer neuen Ansiedelung Alteinheimische vorfinden, mit denen sie sich vermischen, und denen sie nach Maßgabe ihrer Zahl und Kraft ihren Stempel aufdrücken. Und so ist denn auch hier der nächstliegende Schluß, daß einem schon ansässigen, über einen großen Teil Nord- und Ostafrikas ausgebreiteten Volke die Keime oder Setzlinge seiner Kultur von außen her durch partielle Einwanderungen zugetragen worden seien. Die Frage der Abstammung würde sich also folgendermaßen lösen: Für den größten Teil des ägyptischen Volkes ist fremde Abstammung nicht nachzuweisen. Wohl aber setzt der Zusammenhang mit den asiatischen Kulturen partielle asiatische Einwanderungen voraus, weil in dem Kulturschatze asiatische Spuren unverkennbar sind. Da nun die Kulturelemente in den ältern

Zeiten nur mit den Menschen zugleich wanderten, wird auch für das Volk wenigstens eine erhebliche Zumischung asiatischen Blutes schon hierdurch wahrscheinlich. Die Fahrten der Ägypter nach dem Balsamlande Punt, aus dem sie selbst ihre Abstammung herleiteten, sind um viele Jahrhunderte den Ophirfahrten Salomos vorangegangen. Zwar hören wir erst unter der Königin Makara, einer Herrscherin der 18. Dynastie, von der ersten Seefahrt; aber wie viele mögen vorangegangen sein, ehe auch solche Thaten der Geschichtstafeln würdig erachtet wurden! Sollen doch schon zu des Cheops Zeit Pyramidensteine aus Arabien gebracht worden sein, und fand der rote Granit von Assuan ausgedehnte Verwendung in den Bauten des alten Reiches. Schon früh deuten auch Züge des geistigen Lebens auf langen und innigen Austausch. Der feinsinnige Brugsch macht mit Recht geltend, daß die Neigung des ägyptischen Geistes zum semitischen Wesen sich nur aus einem langen Zusammenleben und aus frühzeitigen Wechselbeziehungen des ägyptischen und semitischen Volksstammes erklären lasse. „Vor allem", sagt er, „ist dabei nicht außer acht zu lassen, daß auch der von dem Nil bis zu dem Euphrat ausgedehnte Handelsverkehr das Seinige dazu beigetragen hat, den fremden Ausdrücken für so manches Erzeugnis des Bodens und der ausländischen Kunstthätigkeit Eingang in Ägypten zu verschaffen."

Ägyptens kulturgeographische Lage war nicht immer durch Abgeschlossenheit bezeichnet. Es hatte im Nordosten die expansivste Macht der damaligen Welt, Phönizien, im Norden und Westen deren Siedelungen. Vor allem erleidet es aber keinen Zweifel, daß nicht immer die Hirten des steppenhaften Arabien den beherrschenden Einfluß ausgeübt haben, welcher Südarabien in seine passive Stellung gewiesen hat. Es gab eine Zeit, wo hier die Fruchtbarkeit des Bodens, die günstige Lage für Handel und Schiffahrt, die dichtere Bevölkerung sich freier zur Geltung bringen konnten. Die Kahtaniten, wie die arabischen Genealogen die Südaraber benannt haben, hatten viel mehr Ähnlichkeit mit den andern alten asiatischen Kulturvölkern, den Persern, den Indern, vielleicht einst am allermeisten mit den geographisch ihnen nächstliegenden Mesopotamiern. Sie besaßen einen ziemlich komplizierten Kultus, religiöse Denkmäler in Bild und Schrift, staatliche Einrichtungen, blühende Städte. Die Inschriften zeigen uns eine Anzahl höherer Titel von Fürsten, von kleinern Häuptlingen; wir können fast auf eine Art Adel schließen. Wo die höhern Rangstufen so genau bezeichnet waren, da können wir wohl auch in den niedern Sphären scharfe Gliederungen voraussetzen und als höchst wahrscheinlich annehmen, daß die kastenartige Ausnahmsstellung einzelner Volksteile in Südarabien uralt ist. Maltzan hat schon vor Jahren mit großem Rechte darauf hingewiesen, daß der Umstand, daß auch Südarabien in der einen noch bestehenden Auswurfsklasse, den Schumr, die Trümmer eines Kastenwesens aufzuweisen scheint, jedenfalls wert sei, die Aufmerksamkeit der Ethnographen zu fesseln. Die einst hochbedeutende Stellung Südarabiens im Welthandel ist wohlbekannt. An seiner Küste lagen Stapelplätze indischer und ostafrikanischer Waren. Lieblein hat in allerjüngster Zeit die Wichtigkeit der Fahrten der Ägypter nach diesen Plätzen hervorgehoben. Auch in anthropologischer Beziehung dürften einst andre Merkmale hier auf dem Wege von Ägypten und Mesopotamien nach Indien herrschend gewesen sein.

Die Geschichte der Wirkungen Ägyptens nach außen, der Wechselwirkungen mit den Nachbarvölkern ist dunkel gerade in jenen Abschnitten, welche für unsre Einsicht in den Gang der Weltgeschichte die bedeutsamsten sein würden. Ägypten stößt mit den Staaten Mesopotamiens, die wir uns in einem alten Zusammenhange von Geben und Nehmen aus der ganzen Fülle eines gemeinsamen Kulturschatzes denken müssen, erst in vergleichsweise junger Zeit zusammen. Es sind, nach dem Geiste jener Zeiten, natürlich der Hauptsache nach die kriegerischen Berührungen in Abwehr und Eroberung, welche uns in den Aufzeichnungen der Ägypter entgegentreten. Die wichtigsten Thatsachen, die uns da geboten



Der Dorfschulze von Gizeh. Vgl. Text, S. 21.

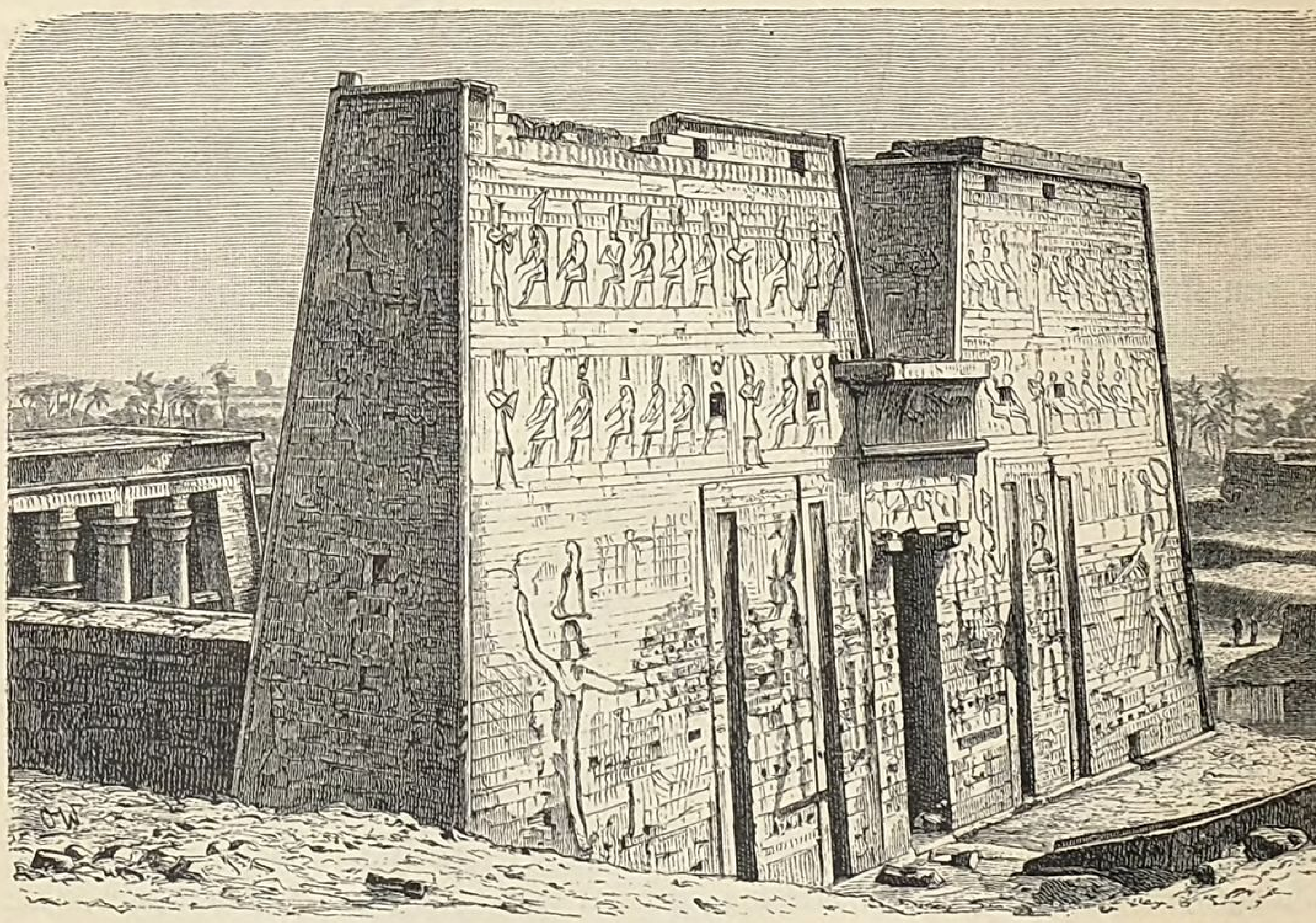
werden, beziehen sich auf spätere Dynastien. Wenn uns von der zwölften Erweiterungen des Reiches im Süden und Norden gemeldet werden, so handelt es sich wohl um Ausbreitung in den Grenzen des Nilthales, vorzüglich Kolonisation Nubiens. Erst nach den Jahrhunderten der Hyksosherrschaft sehen wir siegreiche Könige der 18. Dynastie, vor allen Thutmosis I. und Thutmosis III., die Waffen Ägyptens nach Palästina und Syrien tragen und jene Retennu im Norden und Osten Ägyptens unterwerfen, von denen kaum irgend eine andre Kunde als auf den ägyptischen Denkmälern uns zugekommen ist. Hier treten uns schon Damaskus und Berytus unter den Unterworfenen entgegen. Unter Amenhotep IV. reichten die Grenzen Ägyptens vom Gallalande bis zu den Quellen des Euphrat. Die Könige der 19. Dynastie, in welche der halb sagenhafte Eroberer Sesostris als Ramses II. zu setzen ist, verfolgten diese Wege weiter. Wenn auch Sesostris nicht, wie die Griechen übertreibend behaupteten, Medien, Baktrien und Indien unterworfen hat, so hat er doch im Kriege und Frieden die Ausdehnung Ägyptens nach Norden zu gefördert. Seine historisch nachweisbare Verbindung mit der Tochter des Chetafürsten, der ihm in Syrien so tapfer standgehalten, mag als Beispiel dienen, wie die gerade in dieser Zeit

(letztes Drittel des 14. Jahrhundert vor Christo) mächtige Expansion Ägyptens nicht ohne bleibende Rückwirkungen auf Art und Wesen der Ägypter blieb. Die Zahl der Gefangenen, welche auf den Kriegszügen der Ägypter vom Auslande nach dem Nilthale versetzt waren, und aus deren besten Vertretern, wie die Inschriften es ausdrücklich bezeugen, die Lücken der einheimischen Bevölkerung, welche Krieg und Krankheit gerissen hatten, nach altem Brauche ergänzt wurden, muß unter Ramses-Sesostris eine ungewöhnliche Höhe erreicht haben. Zusammen mit der Nachkommenschaft der von frühern Kriegen her nach Ägypten verpflanzten Fremden hat man sie auf ein Drittel der Ägypter geschätzt. Soweit es die gleichzeitigen Nachrichten erkennen lassen, pflegte man die nordischen Gruppen nach dem Süden, die Südländer nach dem Norden zu versetzen, um jeder gefährlichen Gemeinschaft stammverwandter Nachbarn in kluger Weise vorzubeugen. So fern diese Thatsachen liegen, so undeutlich sie uns erscheinen, sie sind hochwichtig zur Beurteilung der innern Zusammensetzung des ägyptischen Volkes und der allmählich sich vorbereitenden Aufschließung des lange in sich selbst ruhenden Landes, endgültig auch seiner Zersetzung. Blieb doch selbst die Religion, das echtest Ägyptische alles Ägyptischen, nicht unberührt von den Bedürfnissen der Ausbreitungspolitik dieser Zeit. In dem Vertrage, den Ramses II. mit dem Könige der Cheta abschließt, wird zugleich ein Bund zwischen den Göttern der beiden Länder geschlossen. „Die Menschen verpflichten sich gleichsam für ihre Götter." Demjenigen, welcher diesen Bund beobachtet, soll die Götterschar der Cheta und Ägyptens zugleich den Lohn gewähren und das Leben erhalten. Ramses-Sesostris war der letzte im großen Stile ausgreifende König Ägyptens. Zeiten der Unruhe, der Verwirrung folgten auf ihn, und die auswärtigen Unternehmungen der spätern Herrscher hatten mehr die Rückgewinnung des Verlornen als neue Erwerbungen zum Ziele. Da es fast immer die übermächtig werdenden Kleinfürsten und Statthalter sind, welche die innere Schwächung des Reiches durch Aufruhrversuche bewirken, gewinnt man den allgemeinen Eindruck, als ob doch keineswegs der innere Zusammenhang des ägyptischen Volkes ein so fester, die Gemeinsamkeit von Kultur und Religion von so zusammenhaltender Wirkung gewesen sei, wie andre Zeichen glauben lassen. Das Begründetste an diesem Eindrucke ist sicherlich, daß die Ägypter in geringerm Maße kriegerisch und daher weitaussehenden Kriegszügen abgeneigter waren als die meisten ihrer Nachbarn. Ihre kriegerische Ausrüstung mit Waffen, Rüstungen, Streitwagen, Sturmwerkzeug aller Art war zwar sehr reich, aber wir finden auch schon in alten Zeiten Hilfsvölker, deren sie sich in großer Menge bedienten. Und außerdem lebte ein tief gewurzelter Partikularismus in dem Volke, der eine Zerklüftung in Gaue und Gemeinden hervorrief, sobald keine feste Faust die Zügel des Gesamtstaates hielt. Auf die Religion griff er über und hatte vielleicht gerade in ihr seine mächtigste Stütze.

Mit der tief in das Wesen der Ägypter eingedrungenen Idee der Verewigung verschwisterte sich das instinktive Gefühl für die Bedeutung festester Tradition. Wie sehr erreichten sie ihr Ziel: ihre Totenstädte sind erhalten, die Städte, in denen sie als Lebende wohnten, zu Staub zerfallen! Ihre größte und wichtigste Stadt, Memphis, bezeugt dieses Verhängnis am schlagendsten. Im Umkreise des alten Memphis schauen 80 Pyramiden auf die Trümmer einer Totenstadt, die einen 75 km langen Landstrich bedeckt. Die Stadt der Lebenden aber ist bis auf ärmliche Reste zerstört, und wir wissen selbst sehr wenig von der Zeit und Art dieses Zerfalles zu sagen. Das einzige größere Bildwerk, das in Memphis sich erhalten, ist eine Riesenstatue des Ramses, die dort am Boden liegt. Und wie muß diese tausendjährige Residenz der denkmalliebenden Pharaonen von Bildnereien gestarrt haben. Und doch, was wäre im Memphis der Lebenden im stande, einen so tiefen Eindruck auf alle Geschlechter der Späterlebenden und Spätesten zu machen wie die Riesenpyramiden, von denen Goethe sagte, als er die erste Skizze einer restaurierten Pyramide 1787 in Rom

sah: „Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann“. Schwer ist es, die Bedeutung dieser einzigen Bauwerke theoretisch zu realisieren. Sie sind die eindringlichsten Symbole der Dauer im Vergehen. Einsam in der Zeit wie im Raume stehen sie da. Die Jahrhunderte, welche zwischen uns und ihnen liegen, wenn wir zu ihnen aufblicken, sind unbedeutend im Vergleiche zu den Jahrtausenden, die hinter ihnen liegen. Ungezählte Jahrtausende schauen von ihren Spitzen auf uns herab (s. Abbildungen, S. 20 und 24).

Erschien nicht dem frommen Volke selbst diese titanische Bauweise zu gewaltig, schien sie nicht Trotz gegen die Götter auszusprechen? Die Sage ist nicht einig, ob die großen



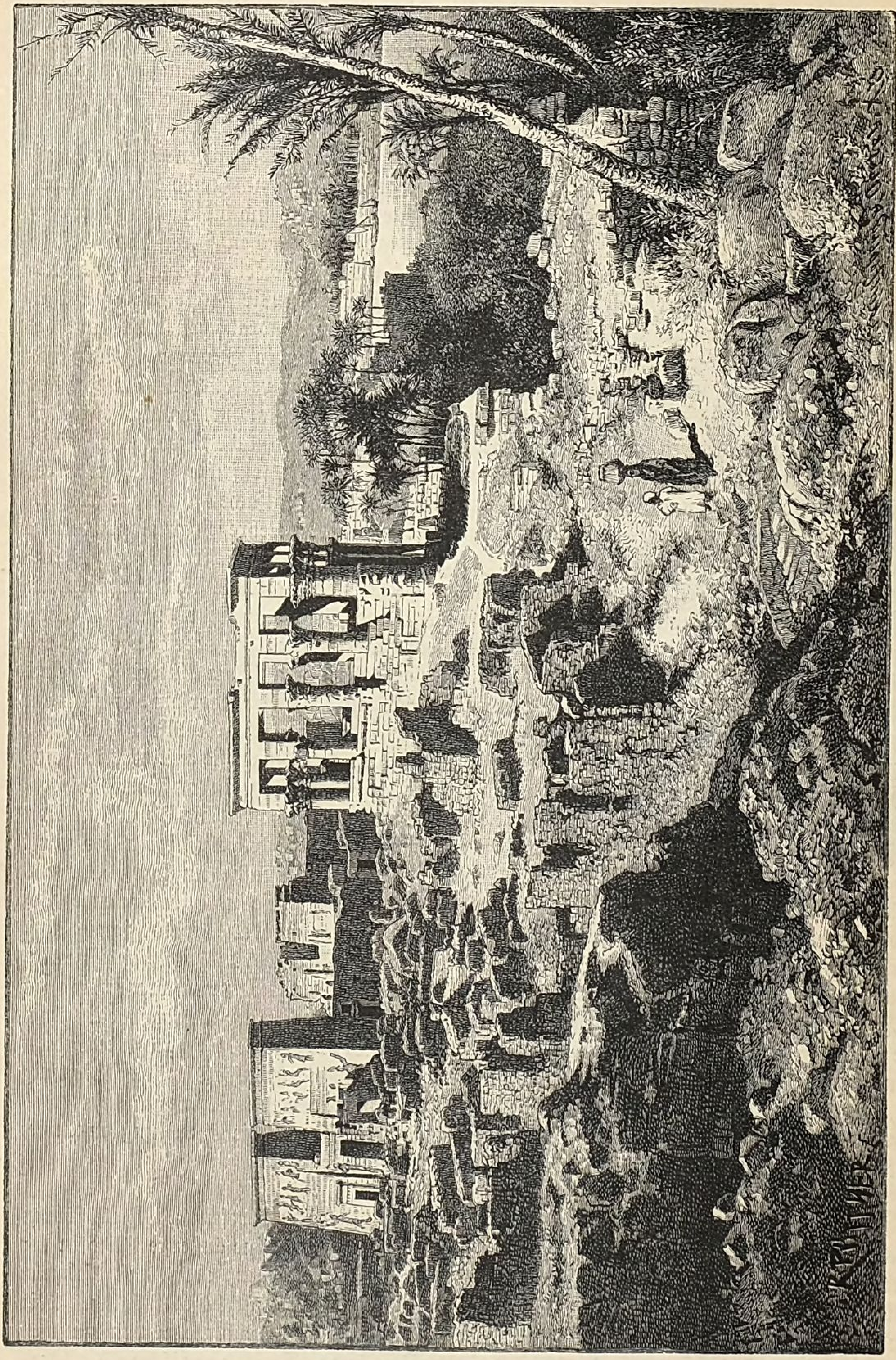
Die Pylonen von Edfu. Vgl. Text, S. 21.

Pyramiden im Einverständnisse mit den Göttern oder im Gegensatze und Trotze zu ihnen errichtet worden seien: sie bezeichnet die ersten der Erbauer als übermütige Feinde, den letzten als Freund und Diener der Götter. Wie dem sei, solange sie stehen, und sie werden wohl noch manches weitere Jahrtausend überdauern, bezeugen sie großartiger als irgend ein andres Denkmal die Pflege der Erinnerung Verstorbener, den Glauben an das Fortleben und ganz im allgemeinen die Hochschätzung der Dauer der Dinge und der Vergangenheit. Bekanntlich standen diese Denkmäler auch nicht allein. Nicht nur reihten sich den großen Pyramiden zahlreiche kleine an, welche die Reste der Königstöchter und Königssöhne bergen, sondern es liegt östlich von jeder der größern Pyramiden Trümmerwerk, das den Isistempeln angehörte, in denen der Seele des entschlafenen Königs geopfert ward. Die lebendige Weitergabe der Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht ist der natürlichste Weg der Ideenfortpflanzung. Aber zur Sicherung solch unverlierbarer Grundgedanken der Menschheit, was könnten für wirksamere Anstalten getroffen werden als diese mächtigen, ehrfurchterweckenden und dauernden Denkmäler? Übrigens haben dieselben wohl mehr als diesen Gedanken, dem sie Symbol sind, erhalten sollen. In ihrer genauen Orientierung nach den Himmelsgegenden, ihren bestimmten

Verhältniszahlen legte die Priesterschaft einen wichtigen Teil des Wissens nieder, über das sie gebot. Wenn man mit großem Rechte gesagt hat, es möchte wohl der (ägyptische) Kalender als die vornehmste Reliquie der ältern Zeiten, welche Einfluß in der Welt erlangt hat, gelten können, so haben wir sicherlich einige der Grundzahlen der ägyptischen Zeitrechnung in diesen Denkmälern geometrisch einfachsten und schönsten Planes vor uns.

War doch wie Kairo im modernen, die Pyramidenstadt Memphis im alten Ägypten durch ihre Schulen berühmt, welche zu dem Tempel des Phtha, seines Sohnes Imhotep und andrer Götter gehörten. Manche von ihren Zöglingen verfaßte Schriften sind bis auf uns herabgekommen. Und welches war nun die Moral, der die großen religiösen Ideen zum Gefäße dienen sollten, und welche allein der Innigkeit des Glaubens und seiner gewaltigen Werkthätigkeit den höchsten Wert verleihen konnte? Erinnern wir uns: Wir schreiben 3000 Jahre vor Christus! Lohn und Strafe des ewigen Richters sind die großen moralischen Kräfte, und die Werkheiligkeit der Opfer, der Satzungserfüllung bringt dieselben in Bewegung. Wir sind erstaunt, wie wenig auch hier von Leben, von Entwickelung zu verspüren. Die Pariser Bibliothek besitzt ein Papyrusbuch, das aus der fünften Dynastie stammt, wo es aber wahrscheinlich nur abgeschrieben wurde, während es wohl schon Jahrhunderte vorher abgefaßt war. Ist schon die bloße Existenz eines Litteraturdenkmales aus so früher Zeit (die Bibel ist jung im Vergleiche zu diesem Papyrus) eine merkwürdige Thatsache, so wird durch den Inhalt dieses Buch noch kostbarer. Denn was es lehrt, ist die Lehre einer alten Kultur, einer überreifen, illusionslosen Menschheit. Dieses alte Werk ist eine Art Kodex des Anstandes und der Höflichkeit, eine Abhandlung über praktische Moral, die sich nicht über den Gesichtskreis des Konfucius erhebt. Man findet keine Spur der Lehre von der Entsagung und Aufopferung darin, sondern nur Regeln der Klugheit. Zu oberst steht aber der Gehorsam gegenüber der Regierung, die mit einer wahrhaft väterlichen Autorität belehnt erscheint. „Der gehorsame Sohn wird glücklich werden durch seinen Gehorsam, er wird ein hohes Alter erreichen, er wird sich die Gunst aller erwerben.“ Die Gesellschaft, die sich so ruhig und klar auf sich selbst zu besinnen vermochte, kann man sie mit Menes entstehend denken? Und ist es ein Zufall, wenn diese selbe Sittenlehre bei Konfucius wiederkehrt? Die Litteratur Ägyptens ist, soweit wir sie kennen, d. h. soweit die Schriftkundigen dieselbe der Aufbewahrung wert erachteten, ungemein umfänglich. Auf ihr Alter wirft die Thatsache ein Licht, daß schon in einem Grabe der 6. Dynastie ein Verwalter des Bücherhauses vorkommt. Die Chronologie setzt Sternverzeichnisse und fortlaufende Beobachtungen der mit bloßem Auge sichtbaren Sterne, vor allen des Sirius, sowie Aufzeichnung dieser Beobachtungen voraus. Geometrische, medizinische und philosophische Abhandlungen sind uns geblieben. Was aber die poetische Litteratur anbetrifft, so ist diese vorwaltend religiösen Inhaltes und in der Form von religiöser Getragenheit. Auch die Dichtungen geschichtlichen Inhaltes sind ähnlich. Das über 3200 Jahre alte Gedicht von Ramses II. (Sesostris), welches das älteste zusammenhängende Werk epischer Dichtung ist, das wir besitzen, ist in der Größe des Ausdruckes und dem religiösen Hauche, der es durchweht, biblischen Charakters. So erinnert auch seine Form, die Einteilung in Verse, deren beide Glieder parallel sind, an die Epik der alten Juden.

Ägyptens größte Probleme, der Ursprung seiner Kultur und der seines Volkes, führen uns also auf Asien zurück und deuten süd- und ostwärts. Das eine äußerste Glied in der Kette der altweltlichen Kulturen läßt sich an die übrigen anschließen, oder es ist vielmehr eine Erklärung seines Wesens nur unter Voraussetzung dieses Anschlusses möglich. Wir finden am andern Ende ein ähnlich abgeschlossenes Gebiet einer ähnlich alten, von manchen für noch älter gehaltene Kultur in China und dessen japanisch-koreanischen Tochter-



Die Tempelinsel Philä. Vgl. Text, S. 21.

staaten. Engelbert Kämpfer, der in Buddha einen entflohenen Isispriester sah, war gar nicht zweifelhaft, daß Ägypten und China durch enge Bande verbunden seien. Andre haben in China eine ganz selbständige Entwickelung gesehen. Diese Meinung, welche zuletzt einen Ausdruck in Peschels Würdigung der Chinesen als Autodidakten im Gegensatze zu den Europäern, „den Zöglingen geschichtlich begrabener Nationen", fand, ist nicht bloß unhistorisch, sondern vorzüglich — ungeographisch, wie wir, um den Kulturgürtel zu schließen, kurz nachweisen möchten.

Indem man das hauptsächlichste Merkmal der politischen und Kulturgeschichte der Chinesen, ähnlich wie in Ägypten, in der Abgeschlossenheit sucht, in welcher dieses Volk aufgewachsen sei, hebt man immer von neuem den Gegensatz hervor, welcher in dieser Beziehung zwischen den Chinesen und den Bewohnern jener peripherischen Länder besteht, die im Westen und Süden des Kontinentes sich ausbreiteten, einen Gegensatz, den Wietersheim in der Einleitung zum vierten Bande seiner Geschichte der Völkerwanderungen sehr klar ausgesprochen hat, indem er sagte: „Jenseit des Belurtaghs strebte alles, Verkehr und Eroberung, nach dem Westen, Phönizier wie Nebukadnezar und Cyrus; diesseits genügte man sich selbst, darum entwickelte sich hier die Kultur, durch die Natur gefördert, ungleich früher, reicher und vollkommener als in der westlichen Außenwelt, blieb aber auch, weil ihr Rivalität und Gefahr fehlten, stationär, wie sie es in China noch heute ist". Andre haben neben diesen Anregungen zum Verkehre, die in den Naturbedingungen liegen, für den Westen auch die Ermöglichung der Ansiedelung und Ausbreitung verschiedener Völker und des Erblühens besonderer Kulturen hervorgehoben. Mochten die arische, chaldäische, ägyptische Kultur auch gemeinsamen Ursprunges sein, sie sind später unabhängig voneinander ihre besondern Wege gegangen, bis sie wieder zusammentrafen und durch neue Berührung sich befruchteten und in neuen Sitzen neue Kulturen erzeugten. Auch diese konnten fortwachsend aufeinander einwirken und den Boden bilden, auf dem abermals neue Träger der geistigen Bildung sich zu neuen Höhen aufschwangen. Von solchem Sondern und Wiederzusammengehen, solchem befruchtenden Austausche, welcher die reichsten Fäden in das ebenso herrliche wie feste und zudem noch immer sich fortspinnende Gewebe unsrer Kultur geflochten hat, ist auf der Ostseite Asiens keine Rede: Niemals sahen die Chinesen neben sich ein Volk, das sie als ebenbürtig anerkennen konnten, und dem sie sich nicht vielmehr durch das, was sie erreicht hatten, weit überlegen fühlten. Japan und Korea waren ja nur Ableger der chinesischen Kultur. Auch im Westen ist zeitweilig Ähnliches vorgekommen, in Ägypten; aber es konnte nie sehr lange Zeit bei der Abschließung bleiben. Die Chinesen, Japaner und Koreaner sind die einzigen Völker, bei welchen diese Abschließung auch durch Jahrhunderte der neuern Geschichte und bis tief in die neueste Zeit, ja bis in die Gegenwart herein fortgedauert hat. Selbst die hinterindischen Reiche waren von Birma bis Tongking schon aufgeschlossen, als vor den Thoren dieser ostasiatischen Länder die Europäer vergeblich um Einlaß baten. Ohne Frage ist sie von tiefgehendem Einflusse auf das gewesen, was vor allem die Chinesen geleistet haben, und teilweise auch auf das, was sie sind. Doch möchten wir an diesem Punkte, statt mit v. Richthofen die vielleicht zu kühne These auszuführen: „Die Vorzüge wie die Fehler der Chinesen lassen sich auf diese Entwickelung in der Abgeschlossenheit und das unausgesetzte Gefühl einer geistigen Superiorität über die andern ihnen bekannten Völker der Erde zurückführen", die Ursachen und Umstände dieser Abschließung betrachten und damit auch hier die Beantwortung der Frage der Kulturanfänge und des Kulturursprunges versuchen.

Zuerst das Wesen dieser Abschließung, die man nicht mit vollem Rechte an die Spitze aller Betrachtungen über chinesischen Völkerverkehr stellt. Wenigstens zeitlich ist diese folgenreiche Erscheinung im chinesischen Leben zu beschränken, denn nicht von Anfang an und mit bewußter Absicht schloß sich dieses Volk ab. Es gab eine Zeit regen Verkehres mit

dem Westen und dem Osten, und diese Zeit gehört nicht rein der Vorgeschichte an. Wir werden in der Betrachtung Ostasiens der einst mächtigen Expansion dieser später so abgeschlossenen Länder zu gedenken haben. Großmächte im chinesischen Leben haben von außen her ihren Einzug in China gehalten, wenn auch nicht mit Pomp und lautem Schalle, sondern gleichsam einsickernd. Aber einerlei, sie kamen von außen. In dem abgeschlossenen Lande sehen wir den Buddhismus und den Mohammedanismus zu Mächten erwachsen und das Christentum nahezu noch mächtiger werden. Indem wir den Zusammenhang der Kulturen der Alten Welt zu verfolgen streben, ist uns das Wichtige an der Kultur der Chinesen nicht die Absonderung, sondern der Zusammenhang mit andern Kulturen. Der Einblick, den sie durch ihre Konservierung altererbter Kulturerrungenschaften oder auf der andern Seite durch die Mitteilung eigner Schöpfungen an andre Völker in das Wesen verhältnismäßig alter Völkerbeziehungen gewinnen läßt, scheint uns ein größerer Gewinn als die Illustration der Wirkungen isolierender Einflüsse auf den menschlichen Geist, welche uns die geschichtlichen Jahrtausende Chinas darbieten. Nicht bloß in diesem besondern Falle, sondern im Studium jedes Kulturkreises, sei es auch ein so eigenartiger, eng umfriedeter wie der Ägyptens, nimmt unter den großen Problemen, die sein Studium uns lösen hilft, die höchste Stelle immer die Frage nach seinen Zusammenhängen und Beziehungen, seinem Geben und Nehmen im Hin- und Wiederfluten der Kultur- und Geistesströmungen ein. Hier ist es, wo das spezialgeschichtliche Interesse ein menschheitsgeschichtliches wird. Alle andern Fragen sind uns, weil wir sie nach ihrem Werte für die Vorbereitung der Lösung dieses dominierenden Problemes wägen, nur von vorbereitender Bedeutung.

Mit Recht legte man immer in der Betrachtung des kulturlichen Gemeinbesitzes großes Gewicht auf jene merkwürdige Übereinstimmung der astronomischen Vorstellungen, welche Ost-, Süd- und Westasien, Chinesen, Inder und Araber, verbindet. In dieser gemeinsamen Einteilung der Zone der Planetenbahnen in 27 oder 28 Teile, welche, in Beziehung gesetzt zu dem verwickelten Wege des Mondes am Firmamente, als Mondstationen oder Mondherbergen bezeichnet werden, liegt darum ein besonders starker Beweis alten Ideenaustausches, der ohne Völkerverkehr nicht zu denken, weil die Sternenwelt dieser Zone der Willkür in der Auswahl der die Mondstationen bezeichnenden Sternbilder weiten Raum läßt. Nun ist die Einteilung, wie sie bei jenen drei Völkern vorliegt, in allem Wesentlichen so gleich, daß die Kenner der Geschichte des Mondkreises die Annahme einer ursprünglichen Verschiedenheit als ausgeschlossen betrachten. Man meint, daß der arabische Mondkreis insofern einer anzunehmenden Urform am nächsten stehe, als er in den wenigsten Fällen von den übrigen abweicht; ihm kommt in dieser Beziehung zunächst der chinesische, während der indische die größte Zahl von Eigentümlichkeiten zeigt. Gerade über den arabischen hat man nun leider die geringste Zahl sicherer Angaben. Man kann auf ein hohes Alter nur schließen, weil er im Koran als etwas jedermann Bekanntes erwähnt wird. Bei den Indern reicht die Erwähnung des Mondkreises nicht über 1150 vor Christo zurück. Bei den Chinesen wird er schon in der ganzen ältern Litteratur als etwas allgemein Bekanntes vorausgesetzt und ist wahrscheinlich schon um 2300 vor Christo ebenso bekannt gewesen. v. Richthofen glaubt die Möglichkeit der Entstehung dieser Stationen bei einem von diesen drei Völkern nebst Übertragung zu den beiden andern abweisen und einen gemeinsamen Ursprung derselben in innerasiatischen Ursitzen annehmen zu sollen, von welchen diese wie andre Lehren nach den verschiedensten, peripherisch entlegensten Teilen von Asien hinausgetragen worden wären. Vielleicht wird zu weitgehend behauptet, daß wir nichts haben, „was zu der Annahme berechtigt, daß schon in der Urzeit ein Völkerverkehr stattfand, wie ihn erst eine sehr gesteigerte Kultur wahrscheinlich Jahrhunderte später hervorgebracht hat". Gewiß durchwandern Erzeugnisse einer hohen geistigen Kultur nicht ebenso leicht weite Wüsten und Steppen

wie die Erzeugnisse oder Fertigkeiten der materiellen Kultur. Aber wanderte der Ackerbau leichter durch eine ihm jede Möglichkeit versagende Wüste als die alten Rudimente astronomischer Wissenschaft? Im Verlaufe der Völkerschilderungen dieses Landes wird sich uns vielleicht der Seeweg um die Ränder Asiens herum als die dritte und bessere Möglichkeit der Bildung von Kulturkolonien empfehlen. Wichtiger scheint es aber in diesem Augenblicke, zu betonen, daß auch ein Kenner wie v. Richthofen zu der Annahme neigt, daß die Uranfänge der chinesischen Kultur mit Ausnahme einer ersten, wenn auch wohl nur unvollkommenen Bebauung des Landes und der Seidenindustrie wahrscheinlich nicht auf dem Boden Chinas zu suchen seien. Das Woher ist erst in zweiter Linie von Bedeutung.

Aus der alten Geographie des Yükung zieht dieser Forscher Schlüsse nicht bloß auf die Ausdehnung und Grenzen des alten chinesischen Reiches, sondern auch auf die Herkunft und die Wanderwege der Chinesen. Er findet, daß die Chinesen lange vor Yaus Zeit in das Reich eingewandert waren, und begegnet Hindeutungen auf frühe Sitze, welche sie in Zentralasien in der Gegend des 40. Breitengrades und zwischen 94 und 102° westlicher Länge besaßen. Noch unter Yau waren diese alten Sitze mit dem Reiche verbunden, wurden aber dann verlassen, als das Klima sich verschlechterte und Sand und Nomaden überhandnahmen. Das Vorkommen zahlreicher Ortsnamen charakterisiert die von hier zum Knie des Hoangho bei Singanfu sich erstreckende Gegend als wohlbekanntes Land, während für den alten Geographen nördlich davon tabula rasa ist. Entlang jener Linie, also am Nordabhange des Kuenlün hin und den Weifluß hinab, ging daher die Wanderung, und das Thalgebiet des Wei wurde darauf ein zweites Gebiet ausstrahlender Wanderungen, von welchem aus sie vorwiegend in östlicher Richtung weiter drangen. So bestand das Reich Yaus nicht aus einem zusammenhängenden großen Gebiete, sondern umfaßte nur die Ebenen und Thäler an einigen größern Flüssen. „Dies ist aber ganz dieselbe Gestalt und derselbe Charakter, wie wir ihn voraussetzen müßten, wenn wir a priori auf Grund der Bodengestaltung den wahrscheinlichsten Weg anzugeben hätten, auf welchem ein von Nordwesten kommendes Agrikulturvolk sich ausbreiten würde." Da die Chinesen in den Mitteln der Ausbreitung ihrer Macht sich gleich geblieben sind, ist ihre heutige Ausbreitung und Herrschaft, die noch immer durch einige mächtige Gebirgsländer unterbrochen wird, gleichsam ein vergrößertes Abbild jenes frühern Zustandes. Solche Art der Eroberung ist aber, wie die chinesische Geschichte auch später noch oft erkennen läßt, schwer vereinbar mit einem weitgreifenden Festhalten. Und so geschah die spätere Ausbreitung der Chinesen erst nach Norden und Osten, dann nach Süden, nicht ohne daß dieselben mit der Zeit den Halt verloren, den sie im Westen gehabt hatten. Schon zu Anfang der Hsia-Dynastie ging das westlich von den Grenzen des heutigen Kansu gelegene Land verloren, und von den dafür eingetauschten neuen Gebieten wurde manches gewonnen, um wieder verloren und erst nach langer Frist endlich für immer besessen zu werden. Wie langsam der Prozeß der allmählichen Assimilierung der vorher hier ansässigen Völker durch die Mittel der überlegenen Kultur und einer festgegliederten, ihr Ziel nicht aus den Augen verlierenden Verwaltung, ein Prozeß, dessen Zeugen wir noch heute in Setschuan, Kueitschau, Jünnan sind, sich vollzog, beweist die Thatsache, daß noch zu des Konfucius Zeit von den „Hwaibarbaren" die Rede ist.

Es liegt übrigens auf der Hand, daß, welches Vertrauen auch immer dem Quellenwerke des Yükung geschenkt werden möge, die Beweise wenn nicht für die Herkunft, doch für den Zusammenhang und die Beeinflussung von außen her der chinesischen Kultur in jener andern Richtung gesucht werden müssen, in welcher wir oben ein Licht auf alten kulturlichen Gemeinbesitz haben fallen sehen.

Von jenen Kulturmitteln, deren Erwerbung die chinesische Tradition dem Kaiser Hwang-Ti zuschreibt, deuten manche auf das westliche Asien hin. Dieser mythische Herrscher, der den

Beinamen Nai oder Nak trägt, gründete gleich dem susianischen Gotte Nakhunte einen Cyklus von 12 Jahren und setzte das Jahr zu 360 Tagen in 12 Monaten und einen Schaltmonat ein. Die Monatsnamen haben die gleiche Bedeutung wie in Altbabylonien. Die Warte, die jener baute, um die Sterne zu beobachten, erinnert an gleiche Werke der Babylonier. Mit diesen himmelskundigen Westasiaten teilt Altchina nicht bloß die Bevorzugung der Astroskopie unter den Wissenschaften, sondern auch die innige Verflechtung derselben als Astrologie mit den Dingen des Lebens. Unter allen Völkern der Gegenwart ist das chinesische das am meisten von Astrologie beeinflußte und vertritt allein noch das drückende Übergewicht, welches dieser Wissenschaft des Aberglaubens in Mesopotamien vor alters zukam. Auch die Chinesen kennen fünf Planeten, von denen vier Namen tragen, die mit gleichem Sinne in Babylon ihnen beigelegt wurden, und um sie schlang sich ein Gewebe von Vorbedeutungen und Prophezeiungen, welches bis auf die häufigen Anspielungen auf die Wüste mehr west- als ostasiatisch aussieht. Wenig Kunde haben wir von der Religion dieser Vorväter, aber das Auftreten eines Schangti, dem als Höchstem geopfert wird, während neben ihm Opfer dargebracht werden „den sechs Geehrten, den Bergen und Flüssen und der ganzen Schar der Geister", erinnert daran, daß in den susianischen Texten unter der obersten Gottheit sechs Götter geringern Grades standen. Mag die Erzählung der großen Flut auf einen Ausbruch des Hoangho zurückgeführt werden, wie die Geschichte ihn öfters gesehen hat, so sind doch viele Erinnerungen an die aus Mesopotamien stammende biblische Sündflutsage nicht zu verkennen. Der große Yu aber, der die Wasser in ihre Bahnen leitet, wobei er, rastlos das Land durchschreitend, dreimal an seiner Thür vorübergeht, ohne einzutreten, findet seinesgleichen in einer Reihe von Ausflüssen der Grundvorstellung von einem Gotte zweiter Ordnung, der die Schöpfung vollendet oder die aus der Bahn geratenen Dinge wieder in die Ordnung zurückführt.

Die Chinesen sind ein ackerbauendes Volk, wie es kein zweites so ausschließliches und eifriges gibt. In ihren alten Chroniken ist öfters der „sechs Feldfrüchte" Erwähnung gethan, die für die Grundlage des Ackerbaues gelten. Sie werden gedeutet als drei Hirsearten, Reis, Gerste und Bohnen. Dem größern Teile derselben geben die Botaniker westliche oder südliche Länder Asiens zur Heimat. Andre Getreidearten, die heute in China gebaut werden, sind entweder als später eingeführte nachzuweisen, wie Mais und Buchweizen, oder sie kommen nur in einer so beschränkten Verbreitung vor wie Hafer in Nordchina, daß sie den Eindruck späterer Einwanderung machen. Das jetzt viel angebaute Sorghum ist wahrscheinlich ebenfalls später eingeführt. Roggen scheint den Chinesen ganz unbekannt gewesen zu sein. Über Weizen ist nichts Näheres gesagt. Die Chinesen scheinen im allgemeinen darin einig zu sein, in jenen „sechs Feldfrüchten" den ursprünglichen Besitz ihrer Vorfahren an Getreidearten zu erkennen. Vielleicht ist für Fremdursprung auch das zu verwerten, daß gewisse Elemente der chinesischen Schrift auf eine andre Art des Ackerbaues deuten, als er dann später in den Lößregionen Nordchinas und dem mit reichen, fast tropischen Sommerregen gesegneten Tieflande des Jantse betrieben wurde. In ältesten ideographischen Schriftzeichen für eine Anzahl der gewöhnlichsten Gegenstände finden sich Beziehungen zum Wasser, Gräben, Berieselung u. s. f. „Man darf daraus schließen", sagt v. Richthofen, „daß das Wasser in den frühern Wohnsitzen eine hohe Bedeutung hatte, so hoch, wie es nur bei den Bewohnern von Berieselungsoasen, deren ganze Existenz vom Wasser abhängt, der Fall zu sein pflegt."

2. Der Nomadismus der Hirtenvölker.

„Und Ismael wuchs, wohnte in der Wüste und ward ein guter Schütz."
Gen. XXI.

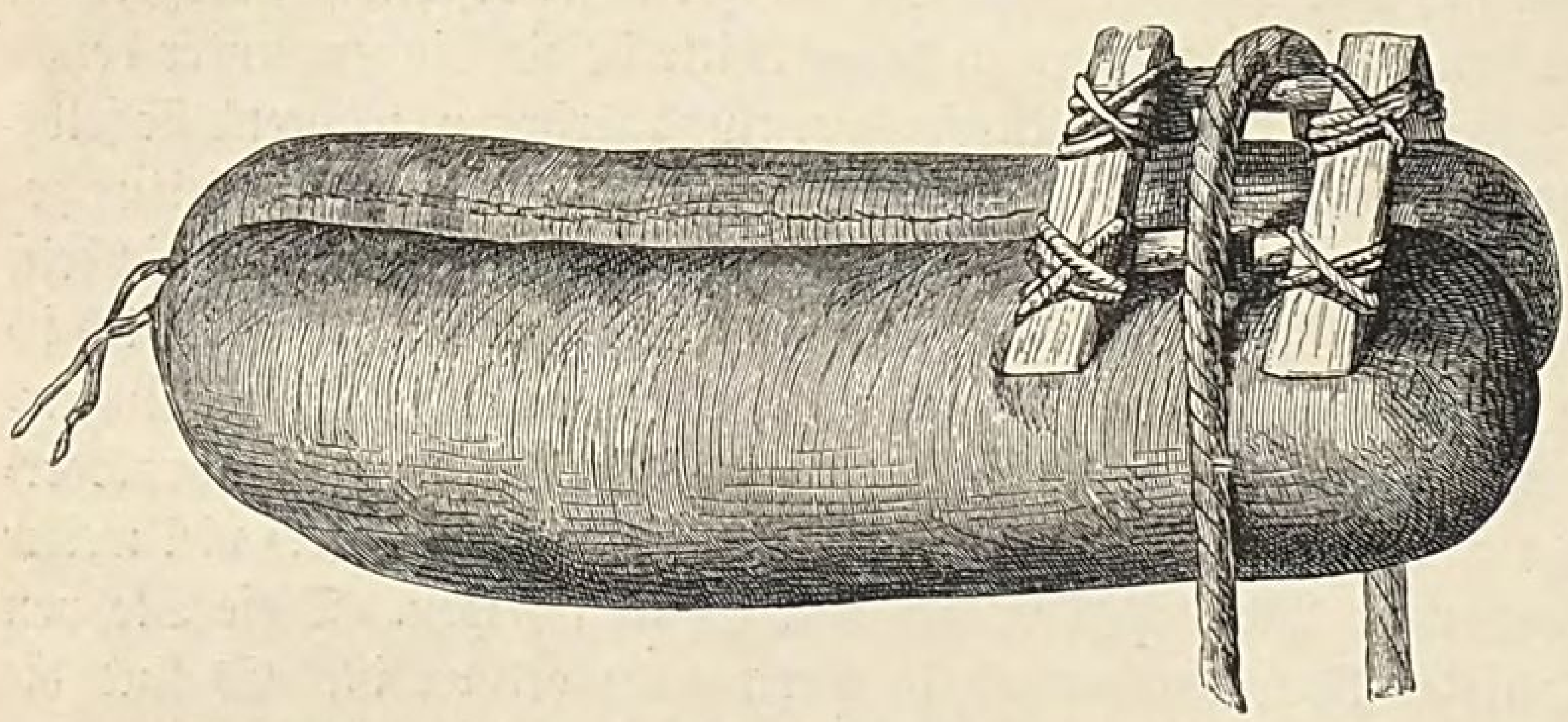
Inhalt: Der Steppengürtel. — Ineinandergreifen der Nomaden- und Kulturgebiete. — Der Naturboden des Nomaden. — Seine Abstufungen. — Die Wanderungen und die Ausbreitung. — Zwangsversetzungen ganzer Völker. — Heimat und Grenzen. — Rascher Wechsel der Bevölkerungszahlen. — Mischungen. — Die Wirtschaft des Nomaden. — Reichtum und Armut. — Krieg und Raub. — Die Kulturflüchtlinge. — Steppenpolitik. — Übergang zur Ansässigkeit. — Nomadismus und Kultur.

In einem Gürtel, der schräg durch die ganze Alte Welt von 10° südlicher bis 60° nördlicher Breite, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozeane zieht, liegen weit ausgedehnte Gebiete, welche Wüste oder Steppe sind, und welchen die alten Kulturgebiete wie Oasen ein- oder angelagert sind. In ihnen wohnen Völker von weiter Verbreitung, großer Beweglichkeit, großem Einflusse auf ihre Nachbarn, auf deren Gebiete sie beständig übergreifen, deren Grenzen sie nicht nur beunruhigen, sondern in deren Mitte sie eindringen, unter denen sie sich festsetzen, welche sie unterwerfen, deren Kultur sie stören und zerstören, während sie selbst nur langsam und innerhalb wohlbestimmter Grenzen bei dieser Durchdringung an Kultur gewinnen. Es ist eine Thatsache von den wichtigsten Folgen für die Kultur der Menschheit, daß diese Gebiete der Hirtenvölker und die Kulturgebiete der Alten Welt sich so innig berühren, daß beider Geschichte unzertrennlich verbunden ist. Unsre Kulturkarten von Afrika und Asien zeigen in der weiten Ausdehnung des Gebietes nomadischer Herrschaft die Weite des Ausgreifens dieser Völker, die in Asien wohl zeitweilig noch viel weiter vorgedrungen waren, besonders in Vorderindien, als ihre Spuren zeigen. Diese Steppen sind die Gebiete, in welchen die Völkerwanderung in Permanenz erklärt ist. Es sind die Weideländer, in welchen nomadische Horden umherziehen, welche keine festen Wohnplätze, dafür aber oft wegen der Notwendigkeit des Zusammenhaltes eine sehr feste Organisation haben, und welche durch diese Organisation oft genug der Schrecken gebildeterer und in ihrem Kerne mächtigerer, aber mit geringerer Beweglichkeit und mit einem kleinern Grade herdenhaften Gehorsams begabter Völker geworden sind. Um nicht weiter zu gehen als an die Pforten unsers Erdteiles, erinnern wir an die Flachländer Südosteuropas an der untern Donau und an den Nordzuflüssen des Schwarzen Meeres. Hier drängte, soweit die Geschichte geht, beständig ein Volk das andre, und alle drängten west- und südwärts. So dürfen wir zuerst wohl annehmen, daß die Skythen die Kimmerier vor sich her schoben, so kamen dann die Sarmaten nach den Skythen, die Avaren nach den Sarmaten, die Hunnen nach den Avaren, die Tataren nach den Hunnen, die Türken nach den Tataren. Gewöhnlich gestatten uns die geschichtlichen Zeugnisse nicht, diese Völker viel weiter zu verfolgen als bis östlich vom Don, der mit großem Rechte einst als Grenze Europas galt. Da enden diese wilden Ströme in dem großen asiatisch-europäischen Völkerzentralmeere. Überschaut man aber das beständige Ebben und Fluten in diesen Massen, so erinnert man sich der Worte, welche Heinrich Barth angesichts der Ruinen der alten Sonrhayhauptstadt Garó aussprach: „Ich war tief ergriffen von dem Schauspiele dieser wunderbaren und geheimnisvollen Völkerwogen, die einander unaufhaltsam folgen und verschlingen und kaum eine Spur ihres Daseins zurücklassen, ohne dem Anscheine nach einen Fortschritt im Gesamtleben zu bezeichnen".

Wir werden prüfen, ob dieser tragischen Auffassung kein Lichtschimmer zuzuführen sei. Wir hatten früher schon (s. Bd. I, Einleitung, S. 14 u. f.) Gelegenheit, flüchtig das Problem des Nomadentumes zu streifen, und meinten damals einen hellern Ausblick besonders

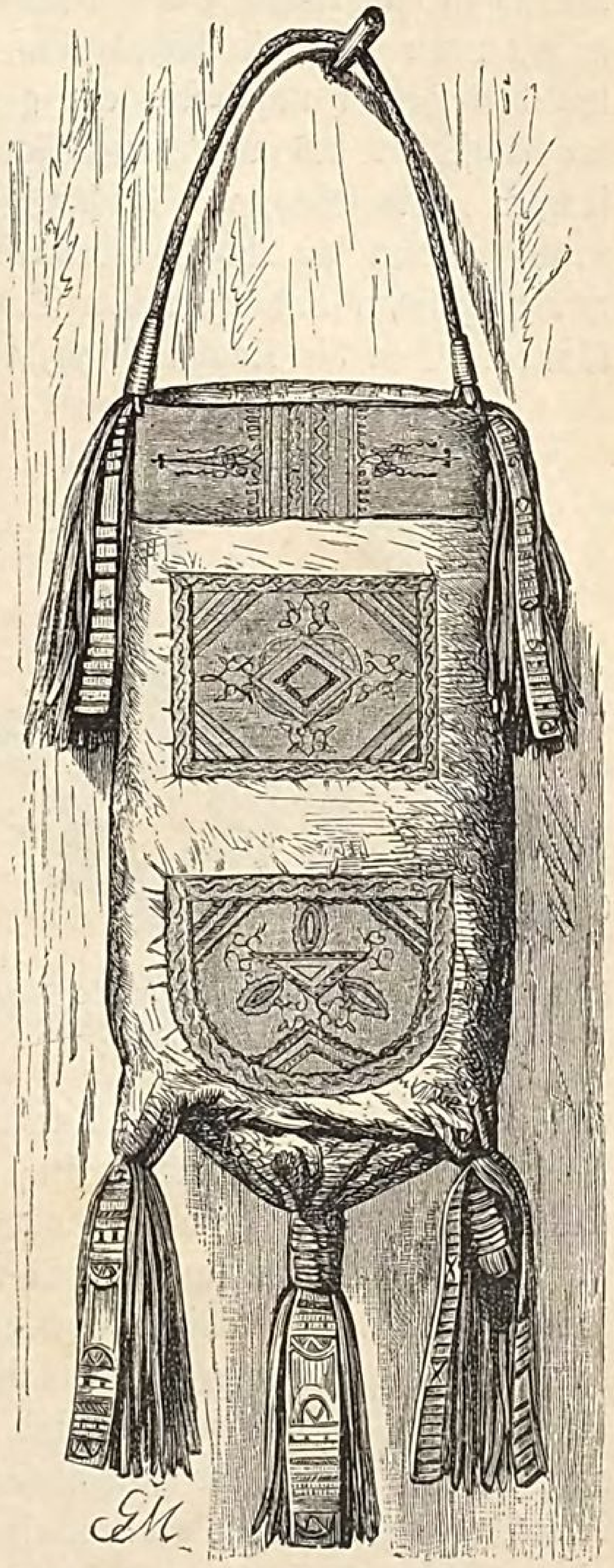
durch die Erwägung zu gewinnen, daß dem Nomadentume eine notwendige Aufgabe in der Entwickelung großer politischer und Kulturmächte zugefallen sei.

Ein Land, welches von der Natur ungenügend mit Fruchtbarkeit und den Ackerbau begünstigendem Klima ausgestattet ist, läßt seine Völker nicht ansässig werden, sondern zwingt sie zum Wandern. Geringe Zahl auf weitem Raume bedeutet weite Wanderung, Verwischung der Grenzen, die nur da fest sind, wo die Völker sich häufig begegnen, Durcheinanderschiebung, Vermischung und Abschleifung. Es entsteht so das, was man Nomadismus nennt. Indessen umschließt das Wort Nomadismus Verschiedenes. Das Umherziehen einer jagenden und wurzelsuchenden Buschmannshorde ist verschieden von dem Hirtenleben der Masai und der Araber, und die Tehuelchen des südlichen Patagonien sind trotz des gemeinsamen Pferdebesitzes, der beide in vielen Beziehungen ähnlich erscheinen läßt, ganz verschieden von den Abiponern oder Toba und mehr noch von den gleich ihnen mit ihren Pferden gleichsam verwachsenen Kirgisen. Wir haben hier nun nicht die wandernden Jägervölker im Auge, wie sie, nicht von der Natur gezwungen, sondern durch eigne Neigung bewegt, in allen Zonen der Erde und auf Boden von jedem Grade der Dürftigkeit sich finden, sondern jene herdenreichen Nomaden, welche der eine große Faktor in der Geschichte der Alten Welt sind und die natürlich den Kulturvölkern sich entgegensetzen. Es sind dies **Hirtenvölker** von einer weiten Verbreitung, von verhältnismäßig großer Zahl, welche durch ihre Beweglichkeit scheinbar vergrößert wird, ausgestattet mit den Tugenden und Fehlern abgehärteter kriegerischer Stämme und gerüstet mit wesentlichen Elementen des Kulturschatzes jeder Epoche, welche aber nicht verhindern können, daß oftmals die Geißel der Not sie antreibt, über ihre Grenzen hinauszugehen und wie der Flugsand ihrer Steppe den Kulturboden im wahren Sinne zu verwüsten.


Ein Kamelsattel der Teda. (Nach Nachtigal.) Vgl. Text, S. 164.

Der **Grund des Umherwanderns der Viehzüchter** liegt nicht bloß darin, daß einesteils die beweidbaren Strecken zu arm an Futter sind, um ständige Bewohnung mit größern Herden zu gestatten, weshalb selbst in der besten Jahreszeit die Lager alle paar Wochen um 10 oder 15 km verschoben werden, und daß anderseits die verschiedenzeitigen Regen- und Überschwemmungsperioden die Weideverhältnisse an verschiedenen Orten den wechselnden Zeiten des Jahres gemäß verschieden gestalten. Es gibt auch, von Fehden abgesehen, noch andre Ursachen des Wanderns, welche nicht unbedeutend sind. Die Bedjah z. B. sehen sich gezwungen, im Sommer, d. h. zur Regenzeit, ihre sandigen Weidestrecken in Südsennar mit den Walddistrikten von Mittel- und Obersennar zu vertauschen, hauptsächlich, um gewissen den Kamelen schädlichen Fliegen zu entgehen. Diese gezwungenen Wanderungen benutzten ihre Herren jeweils, um sie zu reichlichem Tribute an Kamelen zu zwingen, dennoch wurden sie immer wieder gemacht. Wird unter dem Zwange solcher Notwendigkeiten der Nomadismus selbst eine Notwendigkeit, so macht sich dieselbe in verschiedenem Grade geltend je nach dem Reichtume der Ländereien, die ein Stamm besetzt hat; aber absolut festes Halten am Lande gibt es hier nicht, und oft nötigen Übergriffe fremder Stämme zum Verlassen

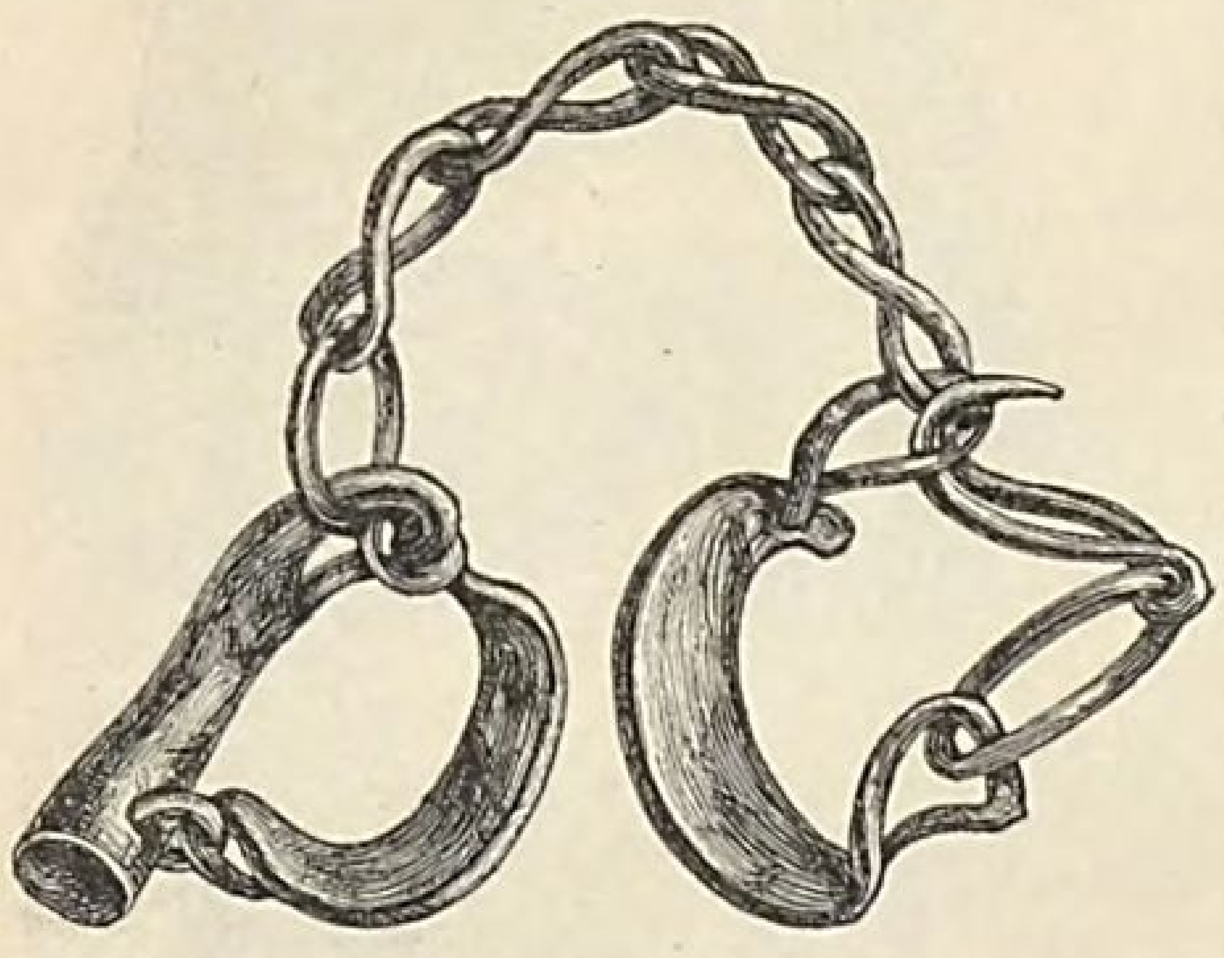
reicher Weidegründe oder hindern wenigstens an der vollen, d. h. stetigen Ausbeutung derselben. Die Hassanieh-Araber von Sennar haben, nach Kotschy, so viel Ziegen, Schafe, Kühe und Kamele, daß die edelsten Pferde- und Kamelrassen bis zum dritten Jahre nur mit Milch getränkt werden. Dieser Stamm besitzt das üppigste Weideland längs der Flußufer, und ein größerer Wohlstand ist bei ihm im Vergleiche zu den benachbarten Stämmen nicht zu verkennen. Leider finden sich aber in manchen Jahren die zahlreichen Horden der Kababisch-Araber aus den westlichern Gegenden an den Nilufern ein, wo sie in kurzer Zeit durch ihre Herden das ganze Land abweiden und den Hassanieh nur einen magern Rest zurücklassen. Es kommt so wohl vor, daß einzelnen Nomadengruppen die Möglichkeit des Hirtenlebens durch feindliche Stämme ganz abgeschnitten wird. Dies ist vielleicht die erste Ursache davon, daß der Nomadismus auch nur Eigentümlichkeit einzelner Teile eines ganzen Stammes ist. Die Ababdeh zeigen in belehrender Weise die allmähliche Veränderung, die so häufig in den Lebensverhältnissen der Nomaden eintritt, und gleichzeitig die innere soziale Verschiedenartigkeit oder Mannigfaltigkeit, welche dadurch in einer so weit verbreiteten, aber dünnen und daher unter den Einfluß der verschiedensten äußern Verhältnisse gebrachten Bevölkerung sich entwickelt. Klunzinger schätzt die ganze Zahl der Ababdeh auf etwa 30,000, und R. Hartmann scheint diese Rechnung zu bestätigen. Nun wohnt dieser Stamm zwischen Nil und Rotem Meere in Oberägypten, Nubien, Sennar und Takka. Er ist es, der den Kameldienst zwischen Keneh und Kuser, Korosko und Abu Hammed, Debbe und Chartum besorgt. Doch sind nicht alle Ababdeh Nomaden. Die am Roten Meere betreiben Fischfang und vertreiben selber ihre Salzfische im Binnenlande. Andre ziehen als Hausierkrämer umher. Die im Nilthale Ansässigen wohnen in Dörfern beisammen und treiben Ackerbau. Kohlenbrennen, Holzsammeln, Sammeln von Wüstendroguen beschäftigt andre. Die in den Städten Ansässigen treiben Handwerke und Handel. Und endlich gehörten manche sogar dem Telegraphendienste der Arabischen Wüste an.



Ein Reiseproviantsack (Ziegenfell) aus Timbuktu. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 164.

Nur die starke Vermehrung der Herden macht den Nomadismus wirtschaftlich möglich. In seinem Wesen ist er eine schlechte Wirtschaft, denn er verliert Zeit, opfert Kräfte in nutzlosen Bewegungen und verwüstet nützliche Dinge. Indem Prschewalskij am Urungu den Pfaden einer Kirgisenhorde folgte, die Haufen von Knochen und Kadavern gefallenen Viehes und die Verwüstung alles Strauch- und Holzartigen bezeichneten, ruft er aus: „Welch ein Gottesgericht würde es für die Kulturstätten des westlichen Europa sein, wenn diese Horden sich gleich den Hunnen, Goten und Vandalen nach Europa wälzen würden!“ Mindestens ebenso nahe hätte folgende Erwägung liegen können: Welches Glück, daß im Wesen dieses Massenwanderns so viele Verlustquellen liegen, welche eine Schwächung der

Bewegungs-, der Stoßkräfte zur Folge haben, die so oft der Kultur Verderben gebracht haben. Nun mühen sie sich in einem Wirbel von Erzeugen und Verderben, aus dem selten schaffende Kräfte sich freimachen. Wüsten- und Weideland sind weit verschieden bezüglich ihrer völkernährenden Fähigkeit, aber den größern Reichtum des letztern wissen die Hirten nicht zu einer Basis dauernd gesicherter, blühender Existenz zu machen, und das um so weniger, als sie in eine Natur hineingestellt sind, welche typhonisch verderbend menschlichen Werken naht, wenn nicht ein hohes Maß geduldiger Arbeit sich ihr entgegensetzt. Überall zeichnet den Hirten ungünstig ein gewisses Gehenlassen aus, das im besten Falle noch mit der Emsigkeit des Ackerbaues kontrastiert. Als Richardson einen vertrauten Tuareg fragte: „Wie leben, wie beschäftigen sich die Tuareg?" antwortete dieser offen und bezeichnend: „Wenn die Nagha (Kamelstute) ihr Junges hat und keine Milch gibt, so kommen wir nach Ghat und essen hier Datteln, Ghusup und Brot, wenn wir uns dies verschaffen können. Gibt die Nagha Milch, so kehren wir zurück, trinken Kamelmilch und liegen an den Wegseiten herum. Das ist alles, was die Tuareg thun." — „Dieses Volk", setzt Richardson hinzu, „ist entschlossen, sowenig wie möglich von jenem alten Fluche mitzutragen, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen müsse." Nicht alle Wüstenbewohner sind freilich in dieser verhältnismäßig günstigen Lage wie gerade die meisten Tuareg, denen noch die besten Strecken der Sahara gehören. Es gibt Bettler in der Wüste, wie es träge Genießende gibt, welche indessen gleichfalls nicht im Reichtume schwelgen. Lassen wir das rein naturwissenschaftliche Problem, ob die Steppe dauernd dürrer wird und versandet, unerörtert, so ist unzweifelhaft, daß eine Masse von Kulturarbeit durch die Nachlässigkeit oder die Kampfsucht der Völker hier vernichtet worden ist. An vielen Stellen rückt die Flugsandzone merklich vorwärts. Mainew schildert, wie da, wo der Weg Karschi-Buradalyk dieselbe berührt, der Sand allmählich das Land bedeckt und alle Kultur auf dem rechten Ufer des Amur in nicht ferner Zukunft mit völliger Vernichtung bedroht. Dort erheben sich am Ende dieser Zone mächtige Pappelbäume (Populus diversifolia) und hohe Tamariskensträuche, die jedoch vom Sande schon halb verschüttet sind. Diese fortschreitende Zerstörung der Kultur zeigt sich auch darin, daß in der ganzen Steppe zwischen Karschi und den Städten am Amur sich breite, festgestampfte Wege mit eingedrückten Radspuren befinden, auf denen ersichtlich vor nicht allzulanger Zeit ein lebhafter Verkehr stattgehabt haben muß, wie das auch die sorgfältige Anlage der Brunnen, der berühmten Sardoba, und die Trümmer einer Karawanserai bei der letztern beweisen.



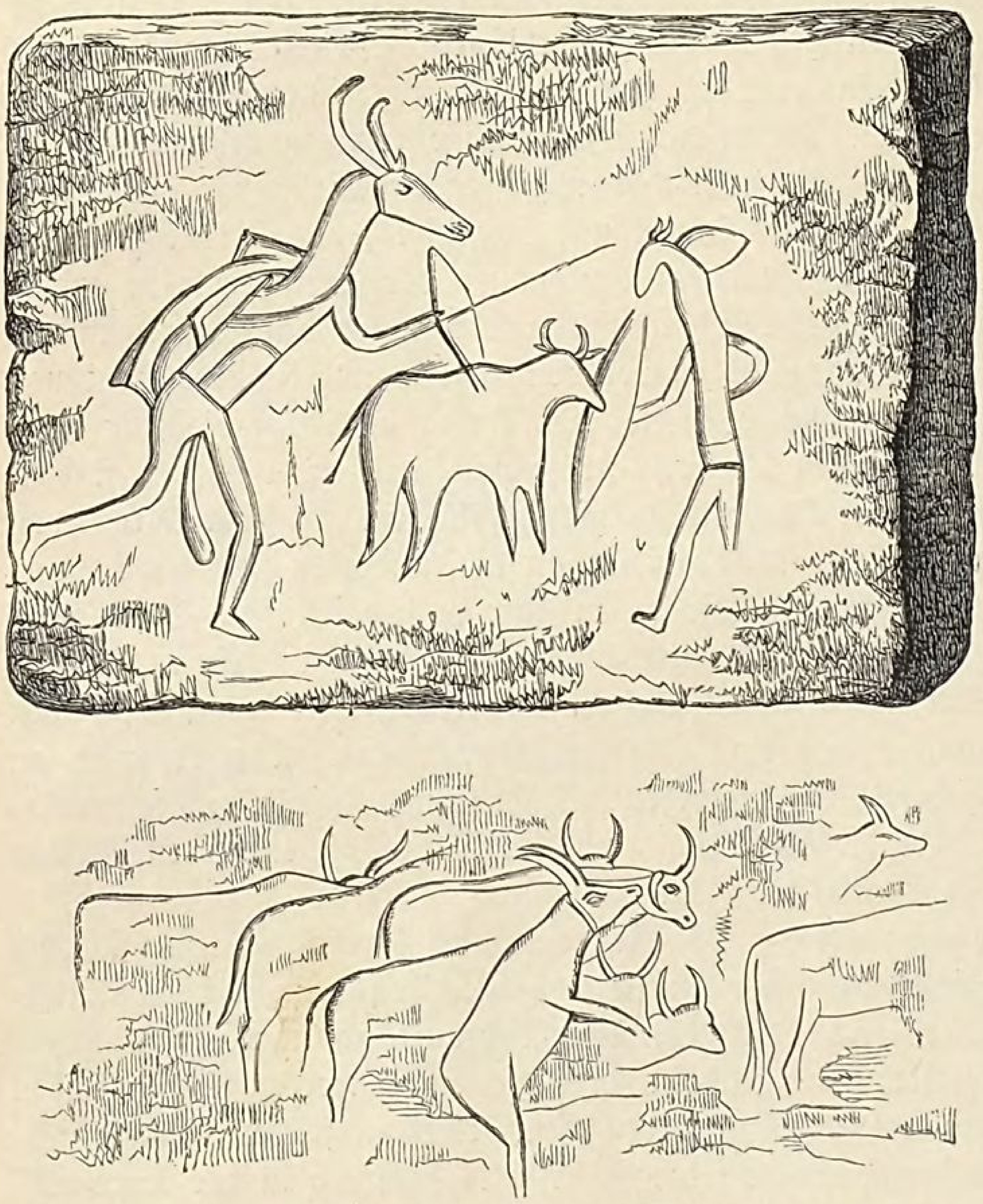
Kamelfessel der Nubier. (Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) Vgl. Text, S. 164.

Wüsten und Steppen konnten nicht von Menschen auf einer primitiven Stufe der Kultur bewohnt werden. An den wenigen Punkten, wo es fruchtbaren Boden darbietet, verlangt das Steppenland Zufuhr der Gewächse, die diese Fruchtbarkeit für die Zwecke des Menschen verwerten sollen, von außen her, verlangt künstliche Bewässerung, kräftige Bearbeitung, kurz einen fortgeschrittenen Ackerbau und nicht minder regen Verkehr. Wo aber die Wüste als wahre, unfruchtbare Wüste auftritt, da schließt sie das Leben des Menschen aus, der es noch nicht verstanden hat, die Ausdauer des Kameles oder die Geschwindigkeit des Pferdes in seine Dienste zu stellen. Bietet sie doch noch heute völlig unwegsame Strecken, und ist sie doch in vielen Teilen jederzeit auf der Höhe der trocknen Periode nur den bestausgerüsteten Kamelreitern

zugänglich. Mit bester Absicht empfahl man darum in Ghat Richardson, in der Sommerzeit von Tuat nach Timbuktu zu reisen, weil in der Trockenzeit die Räuber nicht im stande seien, die „offene Wüste" zu halten. Wir haben leider keine historischen Zeugnisse für die Dauer dieses Bevölkertseins. Nur schließen wir, da weder Pferd noch Kamel afrikanischen Ursprunges sind, daß dasselbe erst Platz greifen konnte, als ein lebhafter Verkehr mit Asien sich entwickelt hatte, der diese Schiffe der Wüste Afrika zuführte. Das älteste ägyptische Denkmal in der Libyschen Wüste führt auf Tutmosis II. zurück, und vor den Ägyptern saßen, fast sicher ist es zu sagen, Berber hier. Allein dies ist einer der zugänglichsten Teile der Wüste. Die Römer fanden Fessan und Tibesti bewohnt, und die Karthager rekrutierten ihre Kavallerie aus Wüstenstämmen. Alle diese Daten weisen uns in vorhistorische Zeiten hinaus. Funde von Steingeräten sind unzweifelhaft in der Wüste gemacht und zwar in den verschiedensten Teilen derselben und in großer Zahl. In erstaunlicher Menge kommen behauene Feuersteinsplitter in der Einsenkung zwischen dem Atlas und Haggargebirge vor, aber auch tief im Innern der Libyschen Wüste, zwischen Dachel und Regenfeld, hat Zittel solche gefunden. Eine merkwürdige Thatsache bleibt dieses Vorkommen der Steingeräte in großer Anzahl an einem Fundorte, zumal dasselbe sich westlich von Ägypten, im Magreb und in der Sahara, wiederholt. Man kann sagen, es ist von den Schotts und der Umgegend von Tlemsen im Norden bis zum 27.° nördlicher Breite, von Kufra im Osten bis zum westlichen Teile von Marokko das Vorkommen der Steingeräte nachgewiesen, und zwar sind sie im Süden zahlreicher, aber von roherer Bearbeitung als im Norden. Auf der Strecke von Biskra über Tuggurt nach Wargla fand Rabourdin an 18 Fundorten zwischen 32° und 27° nördlicher Breite 367 Feuersteingeräte. Wir haben aber auch geschliffene Steinsachen aus Taudeni, und Oskar Lenz, der sie uns mitteilte, berichtet sogar von einem Nephritgegenstande. An manchen Stellen, wo heute die Sahara unwirtbar, volle Wüste ist, finden sich mit diesen auch andre Trümmer von einst ständiger Bewohnung. Wir erinnern an die weit in die Sahara vorgeschobenen Befestigungen, Wachttürme, Kastelle und festen Ansiedelungen aus römischer Zeit oder die bei Wargla und im Wadi Mija entdeckten Ruinen von Städten aus berberischer, vorarabischer Zeit.

Aber diese Zeugen einer einst weiter verbreiteten Bevölkerung schließen sich doch immer an die heutigen Kulturgebiete an, und wenn sie auch Beweise für ein früher günstigeres Klima bilden, so bleibt doch der Kreis des letztern stets beschränkt, und was für glänzende Erfolge durch Anlage zahlreicher Brunnen mitten in der Wüste erzielt werden können, haben die Franzosen in diesem Jahrhundert zur Genüge erwiesen. Auch in frühern Jahrtausenden kann hier die Kultur intensiver gewesen sein, sie war es sicherlich in der Kyrenaika und in Tunis, und man wird wohl kaum fehlgreifen, wenn man in der Waldverwüstung, in der Zerstörung der antiken Bewässerungsvorkehrungen und in der dadurch bedingten Einschränkung des kulturfähigen Landes die Hauptursachen der verminderten Niederschläge und in dieser Verminderung den Hauptgrund für das Schmälerwerden der Kulturstreifen erkennt. Eine gewisse Bedeutung hat man in der Entscheidung dieser Frage auch jenen zahlreichen Felsskulpturen zuerkennen wollen, welche man in den verschiedensten Teilen der Wüste findet. Dieselben zeigen den Buckelochsen, das Rind, zuweilen auch Strauß und Elefanten in Gegenden, die heute nichts von diesen Tieren wissen. H. Barth hat solche Skulpturen im westlichen Fessan auf dem Wege von Mursuk nach dem Lande Aïr in größerer Zahl gefunden. Am auffallendsten traten sie ihm im Thale Telissarê auf den steilen, glatten Sandsteinfelsen entgegen, und er hebt besonders von diesen hervor, daß sie keineswegs Kritzeleien, sondern mit fester, in solcher Arbeit geübter Hand in tiefen Umrissen eingegraben seien. Er nennt sie durchaus verschieden von allem, was sonst in diesem Landstriche gefunden wird. Die bedeutendste dieser Skulpturen zeigt eine Gruppe von drei Individuen

(s. untenstehende Abbildung). Zur Linken sieht man eine große menschenähnliche Figur mit dem Kopfe einer besondern Art von Bullen oder einer Antilope. In der linken Hand trägt sie einen Pfeil und einen Bogen und ist wahrscheinlich im Begriffe, den Pfeil abzuschnellen. Gegenüber dieser sonderbaren Figur sieht man eine andre ebenfalls menschliche Gestalt mit einem Tierkopfe, der an den ägyptischen Ibis erinnert, ohne doch mit ihm identisch zu sein. Auch sie hat in der einen Hand einen Bogen, aber, wie es scheint, keinen Pfeil. Zwischen diesen beiden Figuren, die im Kampfe einander gegenüberzustehen scheinen, ist ein Rind mit eigentümlich spitz endenden Beinen, das sich gegen die Figur zur Rechten wendet und deren Bogen berührt (oder zerbrechen zu wollen scheint?). Man findet andre Skulpturen in dieser Gegend, welche dicht gedrängte Rinderherden darstellen, welche alle nach einer bestimmten Richtung wie nach einer Tränkstelle hinstreben, und wieder andre, wo man ein Rind in einen Kreis hineingehen zu sehen glaubt, bei welchem man vielleicht an die heiligen Opferkreise denken darf, die weit über Afrika hin verbreitet sind. Felsbilder mit Rindern hat auch Nachtigal aus dem Herzen des Tibbulandes, aus Tibesti, genau beschrieben (s. Abbildung, S. 41).

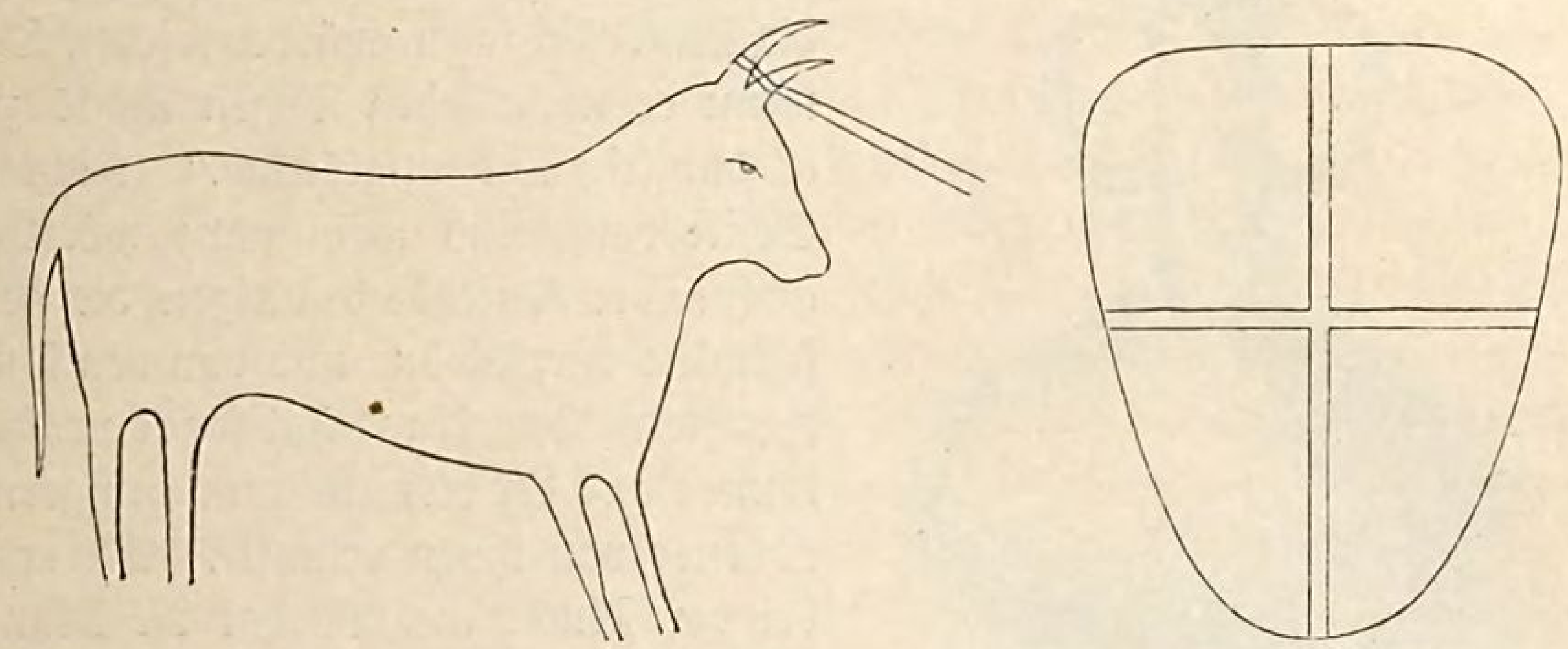


Felsskulpturen aus dem Thale Telissarê in Fessan. (Nach Barth.)

Was nun die Deutung dieser Skulpturen anlangt, so ist vor allem die Frage berechtigt, ob das so häufig vorkommende gehörnte Tier wirklich das Rind und nicht etwa eine der in der Wüste weitverbreiteten Antilopen darstelle? Die Frage ist berechtigt, da wenigstens Barths Zeichnungen keineswegs überall da unverkennbar Rinder zeigen, wo er dieselben ohne weiteres annimmt und weitgehende Schlüsse darauf baut. Nachdem indessen Barth und nach ihm andre, vor allen Nachtigal, in mehreren dieser Skulpturen Rinder ohne Zweifel erkannt zu haben glauben, so dürfen wir wenigstens in einigen dieser Bilder und vor allen in den von Nachtigal im Tibbulande gesehenen die Darstellung eines Tieres vermuten, dessen Existenz mit den Lebensverhältnissen der Wüste unvereinbar sein würde. Wir wollen zwar auch hier nicht sofort den Schluß ziehen, daß Rindvieh in alter Zeit in diesen Gegenden nicht nur gewöhnlich gewesen, sondern sogar ausschließlich statt des Kameles als Lasttier benutzt worden sei (weil nämlich das Kamel in allen diesen Steinbildern wie übrigens auch auf den altägyptischen Denkmälern fehlt), sondern nur andeuten, daß das einstige Vorhandensein von Rindern in diesen Gegenden fast sicher ein andres Klima und damit andre

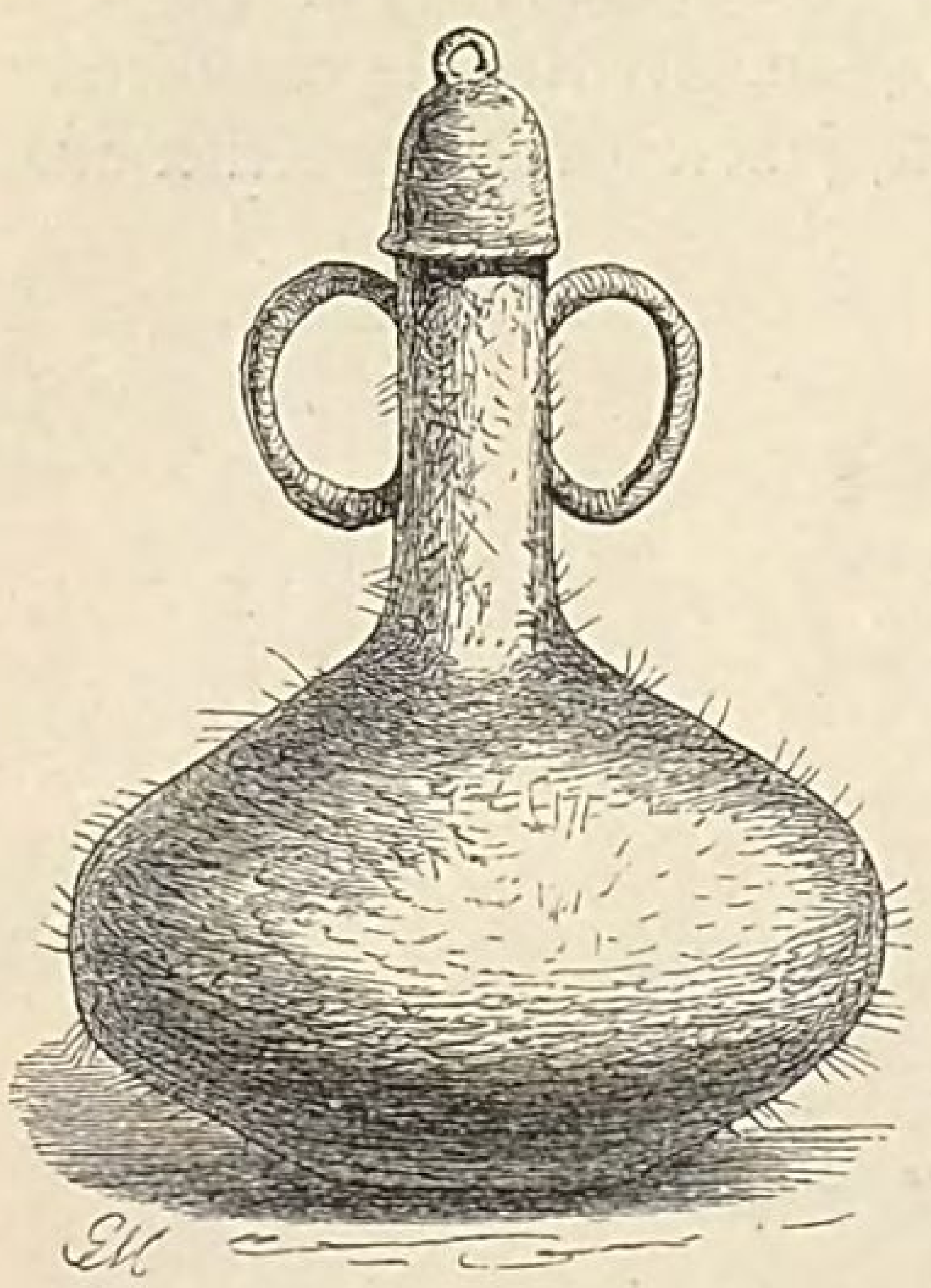
Lebensbedingungen voraussetzt. Indessen haben Barth selbst und nach ihm Movers diesen Schluß einigermaßen abgeschwächt, indem sie von römischen oder phönizischen, kurz nordafrikanischen Einflüssen, besonders auch wegen der Sicherheit der an sich schwierigen Felszeichnung, sprachen und letzterer in der erstgenannten Steinskulptur sogar eine Szene aus der garamantischen Mythologie, nämlich den Kampf des garamantischen Apollo und Hermes um ein Opfer, sieht. Wir unserseits erinnern dagegen an die früher mitgeteilte Buschmannsage von den Antilopenmenschen (vgl. Bd. I, S. 78).

Die Herden der Renntiere, Rinder, Pferde wachsen rasch und nehmen ebenso rasch durch Seuchen oder Hunger wieder ab. Dieses hilft das Stoßweise in der Geschichte nomadischer Hirtenvölker erklären. Es erklärt auch, wie diese Kulturform sturmartig rasch erwachsen und sich ausbreiten konnte. Amerika kannte in der voreuropäischen Zeit keine Hirtenvölker. Das rasche Anwachsen der wilden Pferde trieb die Völker, sich ihrer zu bemächtigen. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts werden die Ebenen des La Plata-Gebietes als von Pferden wimmelnd dargestellt. Wer seinen Viehstand vergrößern wollte, sandte dort einige Reiter aus, die in kurzer Zeit ein paar Tausend Pferde zusammentrieben. Als Dobrizhoffer schrieb, gab es Meiereien von 50,000 Pferden. Er sah, wie eine Herde von 2000 Pferden um ein Stück Baumwollenstoff verkauft wurde, das am Sattel getragen werden konnte. Auch in Nordamerika hat sich der Gebrauch des Pferdes außerordentlich rasch verbreitet. Im Anfange unsers Jahrhunderts hatten von den Stämmen um den Platte River nur die Pawnee Pferde, Anfang der dreißiger Jahre waren sie allgemein bei diesen, den Kansas, den Utes, verbreitet.


Felsskulpturen aus Tibesti. (Nach Nachtigal.) Vgl. Text, S. 40.

Fleisch und Milch bilden einen wesentlichsten Teil der Nahrung der Hirten, daneben in Afrika und Westasien Datteln, mit denen einige ihrer Oasen reichlich gesegnet sind, die aber nicht immer ihnen, sondern manchmal räuberischen Nachbarn zufallen. Sie genießen in Innerasien die Ernten ärmlicher Hirse- und Gerstenfelder, die Tibbu freuen sich an den bittern Kernen der Koloquinten, die geröstet werden, nachdem sie vorher zwölf Stunden in Wasser eingeweicht worden, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen. Außerdem genießen sie das wenige Korn, das sie dem Boden abgewinnen, ohne jedoch mit der Kunst des Brotbackens vertraut zu sein. Die Tibbu sind zugleich, was bei einem Wüstenvolke höchst auffallend und eigentümlich ist, große Freunde von Fischen. Schon Edrisi führte Fische unter den Nahrungsmitteln der Zoghawa auf, und durch Barth wissen wir, daß die Bewohner des Tibbulandes nichts auf der Welt höher schätzen als getrocknete Fische, den stinkenden Buni, so daß sie im Besitze aller möglichen Schätze vor Hunger umkommen wollen, wenn sie diesen Artikel nicht bei sich führen. Wadai zieht seine größten Einnahmen aus dem Absatze von getrockneten Fischen des Fiddrisees nach den Tibbuländern. Indessen diese hinreichende Ernährung ist bei weitem nicht allen Tibbustämmen gewährt und am wenigsten wohl den reinsten und typischsten von allen, welche die Gebirge von Tibesti bewohnen. Bei diesem und andern Stämmen, welche in der Armut leben, wird die Nahrungsfrage eine so hervorragend wichtige,

daß es unmöglich ist, die geistige und gemütliche Seite zu verstehen, ohne jene kennen gelernt zu haben. Es dürfte nicht viele Völker geben, die aus dem Hungern und Dürsten in solchem Maße eine Kunst, eine Wissenschaft möchte man sagen, gemacht haben wie diese Wüstenbewohner. „Es kommt oft vor", erzählt Richardson, „daß die Tibbu zwanzig Tage lang auf Plünderungszügen aus sind, ohne etwas zu essen zu finden. Treffen sie dann auf die Knochen eines gefallenen Kameles, so zermahlen sie dieselben zu Staub, lassen ihren eignen lebenden Kamelen am Auge zur Ader und bereiten aus dem Blute und den gepulverten Knochen einen Teig, den sie essen. Jeder Tibbu muß drei Tage fasten, ehe er nur an das Essen denkt. Gelangt er am vierten Tage nicht ans Ziel, so nimmt er seine linke Ledersandale von seinem Fuße und schmort oder kocht sie, indem er eine Art Suppe daraus bereitet. Erreicht er am fünften Tage kein Dorf, so verzehrt er seine rechte Sandale; findet er auch dann kein Dorf, so sammelt er gebleichte Kamelknochen und läßt seinem Kamele zur Ader, wie oben erwähnt wurde. Ein Tibbu hat immer einen Gürtel mit sieben Knoten, und wenn er eilig reist, so zieht er, wie die Matrosen sagen würden, jeden Tag ein Reff ein; erst wenn er nach sieben Tagen nichts zu essen findet, wird er hungrig und unglücklich." Nicht alle Angaben dieser Schilderung sind wohl ganz wörtlich zu nehmen, aber auch andre Reisende bestätigen die gewaltige Ertragungsfähigkeit der Tibbu, und von den Tuareg wird Ähnliches berichtet. Nachtigal hat sogar praktischen Gewinn ziehen können aus der Kenntnis im Hungern und Entbehren, die er teuer von ihnen erkaufte. Als er und seine Gefährten bei der Flucht aus Bardai die Mundvorräte fast aufgezehrt hatten, kam eine Zeit, wo „jeder sich eifrig mit der Verwertung der in Tibesti gewonnenen Erfahrung bezüglich der Nutzbarmachung selbst der ungenießbarsten Dinge beschäftigte. Die Knochen wurden allmählich gepulvert, die Sehnen mürbe geklopft und morgens zu der Mahlzeit abgezählter Datteln und abends zu dem Näpfchen Mehlbrei genossen. Dazwischen ward getrunken, geschlafen und unbeweglicher Ruhe gehuldigt. Jeder unnötige Schritt, jedes überflüssige Wort schien uns eine unverantwortliche Kraftvergeudung zu sein." Auch eine andre Sitte der Tibbu ahmten sie treulich auf dieser Fahrt nach: sie umhüllten trotz der Hitze möglichst dicht Mund und Nase, um die Vermehrung des Durstes durch Austrocknen der Schleimhäute zu verhindern.



Eine Lederflasche für flüssige Butter, aus dem Westsudan. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 164.

Hungersnöte und großer Rückgang der Bevölkerung infolge derselben sind nur allzu häufig. Die große Triebfeder all dieses Treibens und Schiebens ist so am Ende doch immer wieder das Ungenügende des Unterhaltes, sei dasselbe dauernd oder zeitweilig, allgemein oder lokal wiederkehrend. Die Menschen sind nicht minder als die Pflanzen in der Wüste zu niedriger Existenz verurteilt. Die Wüste hat sie wohl nicht äußerlich gekennzeichnet wie jene. Das Material des menschlichen Organismus ist zu elastisch, um so leicht von seinen Umgebungen Form anzunehmen. Man findet im Gegenteile Völkerbruchstücke von halb Afrika, aus dem mittelmeerischen Küstenlande und dem Süden, aus dem Nilthale und Arabien, aus dem Nigergebiete und dem Atlas, in der Sahara zusammengeweht, und sie tragen noch alle den heimischen Stempel, die Merkmale ihrer Rasse. Es scheint sogar, daß die Wüste mit ihren weitzerstreuten, nicht immer leicht zu erreichenden Wohnplätzen der Vereinigung der mannigfaltigsten Völkerbruchstücke sich günstig erweise, indem es an der Grundmasse eines zahlreichen,

dicht wohnenden Volkes fehlt, das im stande wäre, dem Ganzen seinen Stempel aufzuprägen. Aber wenn auch der Einzelne sich in diesem Meere schwimmend erhält und uns durch die Kühnheit in Erstaunen setzt, mit welcher er sich auf dasselbe hinauswagt: es sind mehr die Zugewanderten oder noch im Wandern Begriffenen als die Ansässigen, welche einen starken Beweis für die Beherrschung der Natur durch den Menschen liefern, indem sie die Wüste, eins der am meisten zur Öde und Einförmigkeit bestimmten Naturgebilde, mehr beleben, als die Natur selbst es mit allen andern Gebilden ihrer Schöpferkraft vermöchte. Die Einheimischen, das spricht aus allen Berichten, vermögen nicht dem Banne der Wüstennatur zu entrinnen. Sie sind zu niedriger Existenz verurteilt gleich allen andern Geschöpfen, welche hier leben. Nicht nur ihrem Wohlstande sind enge Grenzen gezogen, sondern schon ihrer Ernährung. Alles hängt von der spärlichen und doppelt nötigen Feuchtigkeit ab. Der Bauer in der Sahara ist an das bestimmte, unüberschreitbare Maß von Wasser gebunden, welches seine Quelle, sein Tümpel liefert. Der Regen bringt ihm nicht unmittelbar Segen. Er ist, gleich dem Taue, zu unregelmäßig, als daß man auf ihn bauen sollte, beide sind sogar unerwünscht. Der Regen würde die Lehmhütten, die Bewässerungsdämme unterwaschen, die Dattelkulturen schädigen, er löst die Salze des Bodens auf und bringt sie konzentriert an die Wurzeln. Es klingt seltsam, aber man versteht es, wenn Nachtigal von Wüstenbewohnern das Regenwasser als tot, das der Brunnen als lebendig, lebenspendend bezeichnet wurde. Die Bevölkerung ist also immer von der geringen Wassermasse abhängig, die dem Innern der Erde entzogen werden kann. Doch ist selbst diese ja nicht unbeschränkt, sondern schwankt je nach der Zufuhr, die Regen oder Gebirgsbäche ihr bringen, und außerdem hängt sie im höchsten Grade von der Sorgfalt ab, mit welcher die Menschen sie hegen. Der Verfall, die Zerstörung eines Brunnens kann einer ganzen Bevölkerung die Existenzmöglichkeit auf einem bestimmten Boden rauben. Die Kette, die alle Menschheit an die Natur bindet, ist nirgends so kurz und so lastend wie in der Wüste. Prschewalskij zählte im Lobnorgebiet 70 Familien mit 300 Seelen in elf Dörfern, eine zurückgegangene Bevölkerung, die vor einigen Jahrzehnten noch 550 Familien betrug. Mitte der fünfziger Jahre raffte eine Blatternepidemie den größten Teil dieser Bevölkerung fort, und fast alle, die jene Zeit überlebten, zeigen Spuren der Krankheit. Aber auch in dieser so erheblich reduzierten Zahl ist die Fruchtbarkeit der Familien wegen der Ungunst der Lebensbedingungen nicht groß. Selten hat eine Familie fünf bis sechs Kinder, gewöhnlich nur zwei oder drei, öfters auch gar keins. Den Vorteil scheint indessen jenes große Sterben gehabt zu haben, daß es eine Anzahl der Überlebenden veranlaßte, ihre Lebensweise zu ändern, sie hielten sich nicht bloß Herden von Schafen und auch von anderm Vieh, fingen an, Getreide zu säen und davon zu leben, offenbar zum Teile, weil Land frei geworden war, zum Teile aber auch auf Anregung einer von Khotan her kurz darauf eingewanderten Ackerbaukolonie, die sich in Tscharchalyk niederließ. Die großen Kinder- und Enkelscharen biblischer Patriarchen sind aber auch in günstigern Verhältnissen selten zu finden, sondern es gehören vielmehr künstliche Beschränkungen der Bevölkerungszahl zu den Elementen einer primitiven Staatsräson bei den Nomaden. Nicht immer treten dieselben so deutlich hervor wie in der libyschen Oase Farafrah, wo nach Rohlfs' Erkundigung die männlichen Bewohner nie über 80 sich vermehren, „weil von ihrem Scheich Mursuk, der für den ersten Ansiedler in Farafrah von den Eingebornen gehalten wird, bei seinem Tode diese Bestimmung ergangen ist“. Unter männlichen Bewohnern sind hier Männer verstanden, deren Caillaud 1820: 75 annahm, während Rohlfs 80 zählt und demgemäß, auf einen Mann einen Greis, ein Weib und ein Kind rechnend, eine Gesamtbevölkerung von 320 erhält, was für 3 qkm kulturfähiges Land eine circa dreimal so dünne Bevölkerung ausmacht als in den übrigen Oasen der Libyschen Wüste. Es ist begreiflich, daß in engen Bezirken der Blick für das

Verhältnis oder Mißverhältnis zwischen Boden und Volkszahl geschärft ward. Bei den in weiten Grenzen Wandernden wird aber die Ärmlichkeit der Hilfsmittel zur Schranke, deren Erkenntnis uns die geringen Kinderzahlen bei Turkstämmen und der reißende Niedergang der Mongolen auch an Zahl anzudeuten scheinen. Die Leichtigkeit, mit welcher bei den buddhistischen Nomaden sich das Cölibat eingebürgert hat, dürfte in gleicher Richtung weisen.

Ob nicht diese Völker alle, wenn ihnen der Raub, der in großem Maße Menschenraub mit einschließt (soll doch Dschengis-Chan 100,000 Gefangene mit sich geführt haben), unmöglich gemacht wird, ohnehin an Zahl zurückgehen, ist eine Frage, welche aufgeworfen werden kann. So wie für Tibet wird Rückgang der Bevölkerung auch für die Mongolei und wenigstens für Teile des Turkgebietes angegeben. Den Mongolen werden gewöhnlich 500,000 Jurten zu 4—5 Köpfen zugewiesen, die chinesische Angabe von 4—5 Millionen dagegen für übertrieben gehalten. Ende des 17. Jahrhunderts rechnete man noch 284,000 mongolische Reiter, jetzt für das ganze Land nur 290,000 waffenfähige Männer. In frühern Jahrhunderten sandte allein die Nordmongolei ½ Million Krieger aus. P. Hyacinth findet den Hauptgrund in dem Aufhören des Abströmens aus Sibirien, in dem Aufhören des Wegschleppens von Gefangenen, in der Versandung des Ordoslandes, das jetzt, statt wie früher 100,000, nur noch 40,000 stelle. Man schreibt außerdem, und gewiß mit vielem Rechte, dem Lamaismus eine Hauptwirkung in dieser Richtung zu. Aus jeder Familie muß wenigstens ein Sohn ins Kloster. Mit großer Klugheit handelte daher die Regierung, indem sie dem Lamaismus jeglichen Vorschub leistete. Für die langsame, aber stetige Abnahme der Turkmenen, welche längst behauptet wird, machte Conolly vielleicht nicht ganz zutreffend nur das exzessive Klima, die Unsauberkeit in den Wohnungen und den absoluten Mangel ärztlicher Hilfe in Krankheitsfällen verantwortlich. Jedenfalls würden diese Gründe für so ziemlich alle Hirtenvölker gelten. Sicher trugen auch die fortwährenden innern Kriege, welche die Turkmenen untereinander führten, mit dazu bei, eine Abnahme der Bevölkerung herbeizuführen.

Unabhängig von innern Bewegungen ist ein mächtiger Faktor in der Geschichte der innerasiatischen Völker und ihrer Nachbarn der mechanisch bewirkte rasche Wechsel ihrer Bevölkerungszahlen. Noch aus der jüngsten Zeit haben wir darüber bestbezeugte Nachrichten. Die Tekinzen von Merw hatten sich vor der Unterwerfung durch Rußland stark vermehrt. Sie zählten damals 50,000 Kibitken, d. h. nach der gewöhnlichen Schätzung 250,000 Seelen. In den dreißiger Jahren hatte man immer nur von 10,000 Kibitken gesprochen. Seitdem hatten sie die Salyri mit 2000 Familien zum Anschluß gezwungen und den Zuzug zahlreicher Turkmenen aus Achal erhalten. Trotz so mancher Erfahrungen hatten daher die Russen nicht die Stärke vorausgesehen, in welcher die Tekinzen in Merw ihnen entgegentraten. Ein Beispiel plötzlicher Verminderung liefert ein andres Kapitel russisch-asiatischer Geschichte, diejenige des Ililandes. Als die Chinesen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Ililand eroberten, fanden sie dasselbe angeblich fast menschenleer. Die Kalmücken der Ebene hatten sich in die Gebirge des Grenzstriches zurückgezogen. Die Chinesen gingen nun mit besonderer Energie an die Kolonisation, welche in der That binnen kurzem hier einen Mischmasch von Menschen schuf, wie er selten an einem Orte so künstlich zusammengebracht werden mag. Die Festungen Kuldscha und Bajandai erhielten zunächst mandschurische, fünf andre Festen chinesische Besatzung, und aus Ostturkistan (Kaschgar, Jarkand, Turfan rc.) wurden 6000 ackerbauende Tatarenfamilien hierher gebracht, deren Zahl 1834 sich auf 8000 erhöht hatte. Sie führten hier den Namen „Tarantschen". Dann brachte man etwa 8000 Familien von den Stämmen der Schibä und Solonen (Tungusen) aus der nördlichen Mandschurei, die eine Militärgrenze unter mandschurischem Oberbefehle bildeten. Zahlreiche Verbrecher wurden aus China hierher verbannt. Zu den Verbannten gehörten wohl auch der

größte Teil der später so gefährlich gewordenen Dunganen, d. h. mohammedanischer Chinesen aus den Nord- und Ostprovinzen. Endlich gehörte derselben Klasse das verachtetste Element dieser bunten Bevölkerung an, die Tschampans, Verbannte südchinesischer Abstammung, welche sich wie Chinesen trugen, deren Dialekt aber die übrigen Chinesen nicht verstanden. Beamte, Soldaten, Kaufleute und Bettler aus allen Enden des weiten Reiches vervollständigten eins der buntesten ethnographischen Bilder. 1865 wurde nun zum zweitenmal innerhalb hundert Jahre, abgesehen von kleinern Aufständen, deren einer 1827 sehr blutig war, die chinesische Bevölkerung, friedliche wie waffentragende, tausendweise hingemordet. Auf diesen Aufstand der Dunganen folgte 1871 ein andrer der Tarantschen, in welchem in und um Kuldscha in Einer Nacht 2000 Dunganen getötet wurden. Die Russen sollen aus einem einzigen Wassergraben bei Kuldscha 500 Leichen gezogen haben und fanden alle Dörfer der Schibä und Solonen von Grund aus zerstört. Vergleicht man die Angaben über die Bevölkerung, welche die Russen 1871 in diesem Gebiete trafen, mit der Zahl einer Schätzung, welche 1862 Radloff angestellt, so ergibt sich ein Rückgang auf ein Zehntel! Denselben Wechselfällen ist auch Ostturkistan in den letzten Jahrzehnten mehrmals ausgesetzt gewesen. Nachdem das unvermeidliche Blutvergießen des Eroberungskrieges vorüber und die Lücken der Bevölkerung durch einwandernde Militärkolonisten ausgefüllt waren, gelangte das ganze Land von Ili bis Jarkand und von Chokand bis Turfan und Urumtsi zu großer Blüte, die Hilfsquellen entwickelten sich in der langjährigen Friedenszeit, und seit Jahrhunderten verlassene Handelsstraßen kamen wieder in Aufnahme. Als dann China durch die innern Kriege und die Kämpfe mit den Europäern geschwächt wurde, erfolgte Anfang der sechziger Jahre der Abfall, der zu einem Massenmorde der chinesischen Kolonisten führte. Verschont wurden nur die, welche zum Islam übertraten, tatarische Tracht annahmen und den Zopf, das Symbol des Chinesentumes, abschnitten. Um sie unter den Augen zu halten, wurden die meisten von ihnen nach den Hauptstädten gebracht, wo sie als „Yangi" sich mit den niedrigsten Diensten ihr Leben fristeten. Bellew fand 1874 ihre zerlumpten Haufen an den Thoren von Jarkand, wie sich in China die Armen um die Stadtthore zu drängen pflegen, wo sie von den Reisenden oder Thorwächtern für kleine Dienste ihre Pfennige empfangen. Doch gab es auch noch manche Gewerbe, in denen sie ihre Kunstfertigkeit bethätigten, und für welche sie das Monopol behalten hatten, welches ihre überlegene Geschicklichkeit ihnen verlieh. Mitte der siebziger Jahre begann die Rückeroberung, wobei neue Tötungen in Masse stattfanden und die Dunganen wie eine Flut vor den chinesischen Armeen zurückströmten. Angeblich verkauften sie ihre Kinder, um sie nur zu schützen und rascher fliehen zu können, für wenige Pfennige. Als im Juni 1880 Ney Elias und Godwin Austen aus Indien nach Jarkand reisten, begegneten sie ganz menschenleeren Dörfern und vielen sonstigen Zeichen der Verarmung. Die Requisitionen der Chinesen lasteten schwer auf der Bevölkerung. Die chinesischen Besatzungen schildern sie als eine undisziplinierte und schlecht bewaffnete Bande. In ihrer Not begann nun die Bevölkerung nach Indien auszuwandern.

Wüsten und Steppen sind nicht dem einzelnen unzugänglich. Der Kaufmann, der Bote, der Räuber durchziehen die Wüste auf flüchtigem Pferde oder Kamele, ausdauernden Tieren, welche sie rasch von Quelle zu Quelle tragen. Aber selbst dieser Verkehr ist schwierig, und der Wege, die er durch die Wüste zieht, sind es wenige. Und selbst ihm stellen manche Wüstenstrecken sich als Hindernisse entgegen, die in Menschengedenken nicht überwunden wurden. Denken wir an die Sandstrecke, die zwischen der Libyschen Wüste und dem Teile der Sahara liegt, der vom Handelswege Tripolis-Mursuk durchschnitten wird, oder an die Tarymsteppe, welche erst in den letzten Jahren von einzelnen kühnen Reisenden durchschnitten worden ist. Durch künstlich gegrabene Brunnen läßt sich eine Wüste bewohnbar machen, aber das ist immer ein sehr zerstreutes und selten ein bleibendes Wohnen. So hat die russische

Regierung in der großen Salzwüste der Manytschniederung zwischen Kamyschin und dem Eltonsee in Entfernung von 25—30 Werst Brunnen graben und Häuser bauen lassen. Es ist damit eine Straße entstanden, auf welcher sich jährlich 10,000 Salzochsen bewegen. Auch Menschen wohnen hier in dauernden Wohnstätten, aber wenn einmal der Eltonsee kein Salz mehr ergibt, wird das wieder Wüste sein wie vorher. Der Gegensatz von dieser gleichsam nur tröpfelnden und vorsichtigen Bewegung sind die Züge der Nomaden mit ihren Horden, Familien und Sklaven, jene Züge großer Nomadenhorden, die mit fürchterlicher Gewalt vor allem Mittelasien zu verschiedensten Zeiten über seine Nachbarländer ergoß. Die Nomaden gerade dieses Gebietes, dann aber auch Arabiens und Nordafrikas vereinigen mit der Beweglichkeit, welche ihre Lebensweise mit sich bringt, und welche durch den Besitz des Pferdes und des Kameles erhöht wird, die Möglichkeit einer ihre ganze Masse zu einem einzigen Zwecke zusammenfassenden Organisation. Gerade der Nomadismus ist ausgezeichnet durch die Leichtigkeit, mit der aus dem patriarchalischen Stammeszusammenhange, den er mehr als irgend eine andre Lebensform begünstigt, despotische Gewalten von weitreichendster Macht sich zu entwickeln vermögen. Dadurch entstehen Massenbewegungen, die sich zu andern in der Menschheit vor sich gehenden Bewegungen wie angeschwollene Ströme zu dem beständigen, aber zersplitterten Geriesel des unterirdischen Quellgeäders verhalten. Ihre geschichtliche Bedeutung tritt aus der Geschichte Chinas, Indiens und Persiens nicht weniger klar hervor als aus derjenigen Europas. So wie sie in ihren Weideländereien umherzogen, mit Weibern und Kindern, Pferden, Wagen, Zelten, Herden und aller Habe, so brachen sie über ihre Nachbarländer herein, und was dieser Ballast ihnen an Schnelligkeit nahm, das gab er ihnen an Massengewicht wieder, mit dem sie die erschreckten Einwohner vor sich hertrieben und über die eroberten Länder raubend und aussaugend sich verbreiteten. Indem aber diese echt nomadische Art des Wanderns ihre Festsetzung erleichterte, verlieh sie ihnen eine erhöhte ethnographische Bedeutung, welche genügend illustriert sein wird, wenn wir an die Festsetzung der Magyaren in Ungarn, der Mandschu in China oder der Turkvölker von Persien bis zum Adriatischen Meere erinnern.

Diese Beweglichkeit haben die Hirten auf ihren Steppen gelernt, wo sie sich, wenn auch in gewissen Grenzen, je nach der Jahreszeit von einem Weideplatze nach dem andern wenden, die Herde und Habe und alle Zugehörigen mit sich führend. Lange mag dieses Hin- und Herziehen in dem seit Generationen gewohnten Kreise sich nach altem Brauche wiederholen, bis die Gewohnheit des Wanderns sich plötzlich auf ein neues Ziel gerichtet sieht. Was die dabei wirksame Ursache betrifft, so braucht man bloß darauf hinzuweisen, wie oft die schönsten Länder eines bestimmten Gebietes Gegenstand der gewaltigen Wanderungen gewesen sind. So die schwarzerdigen Steppen Südrußlands für die Nomaden der weiter östlich gelegenen Salzsteppen, so die fruchtbaren Ebenen Chinas für die Bewohner des dürren und rauhen Innerasien, so Indien für die Arier und Turanier des Westens, so die sonnigen Triften Griechenlands und Italiens für Nordländer gallischen, germanischen oder slawischen Stammes. Oft war ein einziger Ort von berühmtem Reichtume „geographisches Lockmittel". Es ist sehr bezeichnend, daß für die großen Nomadengebiete der Alten Welt die Wallfahrtsorte Mekka, Lassa, Urga zu Zielpunkten ständiger großer, geschichtlich sehr einflußreicher Wanderbewegungen geworden sind.

Eine besondere, sehr eingreifende Form des nomadischen Wanderns bildet die halb freiwillige oder in gewaltsamer Weise geschehende Versetzung ganzer Stämme. Noch vor 40 Jahren wohnten die Tekinzen von Merw am Herirud, als aber die Perser wegen ihrer beständigen räuberischen Anfälle sie von da verdrängten, verrückte sich ihr Schwerpunkt nach Sarachs, und Ende der fünfziger Jahre wichen sie auch von hier zurück und warfen sich auf die gerade damals geschwächten Saryki von Merw, verjagten, vernichteten oder

absorbierten dieselben und setzten sich nun in Merw fest. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie hier schon früher einmal gewohnt hatten. Die Perser konnten hier nichts mehr gegen sie ausrichten, und die Tekinzen blieben unabhängig und für ihre zahllosen Raubzüge unbestraft bis zum Zuge der Russen im Winter 1881. Gerade Merw hatte ähnliche Veränderungen schon öfters gesehen. Als Merw noch persisch war, wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts die ganze Bevölkerung nach Bochara abgeführt, und die Saryki, die sich dann dort festsetzten, waren schon aus frühern Sitzen durch die Tekinzen verjagt worden. Diese letztern verstärkten sich ihrerseits im Beginne der siebziger Jahre durch die Salyri, welche sie zwangen, vom Sur-Abadu nach Merw überzusiedeln.

Zwangsweise Versetzungen sind ein starkes Werkzeug der Machthaber an den Steppengrenzen, das besonders Rußland zu handhaben versteht. Aber auch Chiwa hat früher Teile der Kara-Kalpaken auf Inseln des Aral und später im Amurdelta an den Boden zu fesseln versucht. Ein einziges Beispiel mag zeigen, wieviel durch Zwangsversetzungen und -Ansiedelungen auch in neuester Zeit den Bewegungs- und Vermengungstendenzen, welche in diesem Leben liegen, nachgeholfen wird. Mit der 1881 stattgefundenen Rückgabe Kuldschas an China ergab sich für die Russen die Notwendigkeit, die neue, wenig geschützte Grenze, welche nun an die Stelle der vorher innegehabten vorzüglichen Gebirgsgrenze trat, zu befestigen. Die turkistanische Zeitung schrieb damals: „Bei solchen Grenzpunkten wie Borochudzir, Bachty, Muzart, Naryn ist zur Verstärkung ihrer militärischen Bedeutnng wie auch der wirtschaftlichen Vorteile für die Bewohner der Befestigung die Ansiedelung von einigen hundert Kosaken und Bauernfamilien erforderlich, die aus Sibirien und dem Orenburger Gebiete herbeizuholen und auf die einzelnen Punkte zu verteilen sind. Außer der Anlage einer neuen Festung auf dem geraden Einfallswege aus dem Thale des obern Ili in das Gebiet von Semiretschinsk und der Verstärkung der genannten Punkte ist auch eine Vermehrung der Garnisonen und schließlich des dortigen Kosakenheeres erforderlich, welches bis jetzt nur aus zwei Regimentern besteht. Der Bericht schätzt die Zahl der neu Anzusiedelnden auf etwa 800 Familien." Die Regierung ließ nun im Laufe des Jahres 1881 alle zum Ackerbaue geeigneten Ländereien in diesem Grenzstriche aufnehmen, welche übrigens als wenig zahlreich schon bekannt waren. Es sind meist schmale Streifen am Fuße der Bergzüge und an den Flußläufen. Es wurden auf Grund der Untersuchungen 53 Punkte zu Ansiedelungen für verschieden große Familiengruppen ausgewählt, außerdem aber noch 40 Poststationen an den Haupt- und Nebenstraßen zu je fünf bis zehn Familien. Darauf wurde in den orenburgischen und sibirischen Kosakenabteilungen und den dortigen Bauernansiedelungen die notwendige Zahl von Familien ausgewählt und über eine Entfernung von teilweise 2000 Werst in die neuen Ansiedelungen gesandt und zwar in der Weise, daß sie möglichst früh aufbrachen, den Sommer über wanderten, den ersten Winter an bereits bewohnten Stellen in der Nähe ihrer neuen Ansiedelungen zubrachten, um früh im darauf folgenden Jahre mit Urbarmachung und Hüttenbau zu beginnen. Nach der neuen Ordnung erhielt dabei nicht jedes Glied einer Familie 30 Deßjätinen Land, sondern nur jede „männliche Seele", wobei ein Drittel der Stanitza in Reserve gehalten und 300 Deßjätinen Kirchenland von vornherein ausgeschieden wurden. Auf diese Art entstand in dem noch kürzlich von Dunganen verwüsteten und von Chinesen ausgebeuteten Lande in Frist von wenigen Jahren eine europäisch-asiatische Bevölkerung von mehreren tausend Köpfen, an deren Ansiedelungen sich die Kibitken der Nomaden in steigender Menge bei zunehmendem Gefühle der Sicherheit sammelten. In einigen Jahren mehr wird hier eine Mischung von Kultur- und Nomadenlandschaft zu erblicken sein, wie aus der Nähe des ältern, bereits zur kleinen Stadt herangewachsenen Kopan sie 1878 Frau v. Ujfalvy geschildert hat: „Von Bäumen, die im buntesten Herbstschmucke prangen, umgeben, tragen die Dörfer viel dazu bei, die traurige Physiognomie der engen Thäler zwischen den kahlen Hügelreihen

etwas zu mildern. Viele kirgisische Auls, in deren räucherigen Kibitken die Bewohner jetzt um die Feuerstätten geschart sitzen, liegen zwischen den Dörfern; Pferde- und Rinderherden weiden daneben.„

Es ist häufig darauf aufmerksam gemacht worden, daß dem Erscheinen nomadischer Horden an der Westgrenze des Steppengebietes Verschiebungen im fernen Osten entsprochen hätten, welche möglicherweise einen Druck auf diese weite Entfernung hin ausübten. Noch neuerdings hat Grigoriew das Vordringen der Saken über den Jaxartes bis hart an die Grenzen Indiens mit dem Drängen der Hunnen im Osten, die ihrerseits auf die Uzen drückten, während diese die Geten in Bewegung setzten, in Verbindung gebracht. Bis in unser Jahrhundert herein waren die Träger der Bewegungen, die der Westen Asiens empfand, immer nur die schon westlich wohnenden Turkmenen. Indessen wäre doch die Thatsache, daß solch ein einzelner Stoß die ganze Gliederkette von Völkerschaften zwischen Amur und Wolga durchbebt, nicht verständlich, wenn man das ganze zentralasiatische Gebiet von denselben bewohnt hielte. Dann wäre ein Stoß vom fernen Osten her nur ein Schlag in ein Gefäß, in welchem Ausweichen nach allen Richtungen der Peripherie leicht möglich ist. Statt dessen bewohnen die Nomaden Innerasiens kompakt nur eine Reihe kettenartig zusammenhängender Landschaften, die durch Wüsten und Gebirge und Kulturoasen getrennt sind. Und da die Einengung hauptsächlich zwischen Süden und Norden stattfindet, begreift sich eher die Fortpflanzung des Stoßes zwischen Osten und Westen. Als unter allen Umständen physikalisch notwendig erscheint sie aber keineswegs. Eine Folge dieses Durcheinanderwogens muß mit der Zeit eine bunte Mischung der Rassen sein. Wo nicht die Sitte herrscht, Weiber bloß aus dem eignen Stamme zu wählen, wie bei den Galtschen, sind die Mischungen so zahlreich und ausgedehnt, daß Beobachter tiefern Blickes längst daran verzweifelten, hier noch reinen Rassen zu begegnen. Der Begriff „reine Baschkiren“, wie er auf die 50,000 Angehörigen dieses Stammes im Kreise Burjansk angewandt wird, ist nur von relativem Werte, wenn wir daneben die Tepteren „als augenscheinlich ein Gemisch von Baschkiren und Tataren“ (Ujfalvy) betrachtet sehen, welches sich erst später angesiedelt hat, und in dessen einzelnen Gruppen bald das baschkirische, bald das turkotatarische Blut überwiegt. Ein verhältnismäßig so kleiner Fleck wie das Iliterritorium beherbergt neben Chinesen, Mongolen und Kirgisen nicht weniger als drei Mischrassen: Tarantschen (Tataren und Arier), Dunganen (wahrscheinlich Uiguren und Chinesen) und Sebes (Mongolen und Chinesen). Außerdem sind die hiesigen Karakirgisen äußerlich sehr mongolisch. Menschenraub und Weiberraub haben längst das Ihre gethan, um Rassenunterschiede auszugleichen, die an und für sich keine tiefgehenden sind.

Man pflegt zu sagen: Die Steppe in ihrer ganzen Weite ist die Heimat des Nomaden. Mit diesem Ausspruche, dessen Berechtigung wir im vorhergehenden soweit wie möglich zu begründen gesucht haben, darf indessen keineswegs die Verneinung eines dem Heimatsbegriffe des Ansässigen entsprechenden Bewußtseins verknüpft werden. Eroberungs- oder Gewohnheitsrecht haben einzelnen Stämmen, Zeltgruppen, Familien Weidestrecken zugewiesen, auf denen jene jahraus jahrein umherziehen, und deren verschieden geartete Abschnitte sie in herkömmlich gegebener Weise als Weiden, Ackerländer, Brunnenregionen, Sammelplätze, Jagdstrecken, Raubgebiete und nicht zuletzt als von Natur feste oder geschützte Zufluchtsgebiete ausnutzen. Die Geschichte der zentralasiatischen Nomaden zeigt, daß seltener eigner Wunsch als fremder Anstoß zum Überschreiten der Grenzen führte, welche allerdings in der Regel übermäßig weit gezogen waren. Selbst die mit Leidenschaft freiheitsliebenden, unabhängigen Turkmenen der Steppe müssen die Macht gemeinsamer Interessen anerkennen, welche die Benutzung der Bewässerungsanlagen und des von denselben genährten Kulturlandes auferlegen. Da diese einer gewissen über das Allgemeine sich erstreckenden Aufsicht

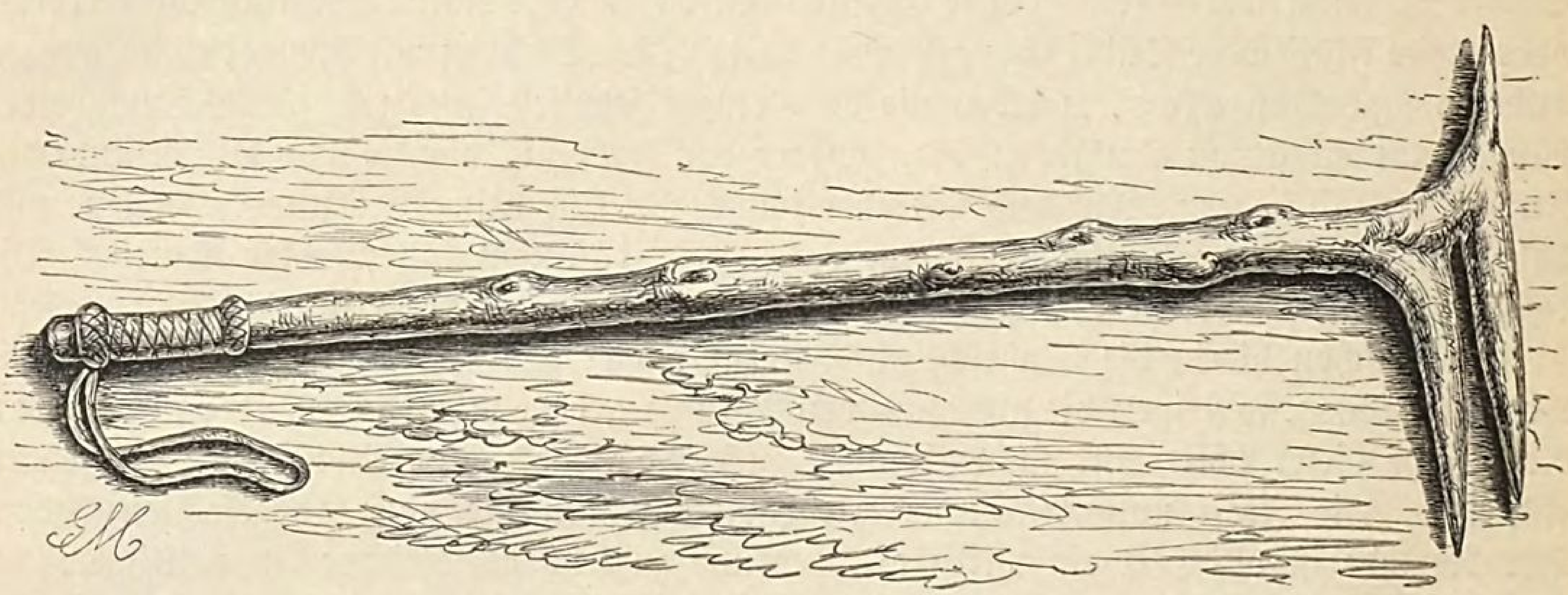
bedürfen, wählen die Turkmenen aus ihrer Mitte Älteste (Aksakale) und Chane. Trotzdem ist das Wasser, diese erste Bedingung des Lebens in der Wüste, ein Gegenstand häufiger Kämpfe.

Kann man von ganz festen Grenzen in diesen Verhältnissen nicht sprechen, so sind doch bei bestimmten Naturmarken zunächst die größern Gruppen der Nomaden in ihren normalen Bewegungen halten geblieben. Die Kasak-Kirgisen haben ihre Wanderungen nicht über den Altai im Norden und den Alai im Südosten, den Uralfluß im Westen ausgedehnt. Eine ziemlich sichere Südgrenze bildeten die Steppenhügel, die im Norden von Chokand und Bochara sich zum untern Oxus hinziehen. Bei den Mongolen haben in der Regel die größern Gruppen der Ulus ganz bestimmte Grenzen, innerhalb deren die kleinen Gruppen auf den seit langem ihnen zugehörigen Weiden wandern, wobei aber Sommer- und Winterweiden doch einige hundert Kilometer voneinander entfernt sein können. Nicht bloß der Stamm der Kara-Kirgisen sitzt seit dem 16. Jahrhundert am Issi-kul, sondern auch die einzelnen Geschlechter weiden seit Jahrzehnten so ziemlich die gleichen Triften ab. Scharf bestimmt waren freilich diese Grenzen nur da, wo die Natur Bergrücken aufgetürmt oder breite Flüsse oder Dünenzüge geschaffen hatte. „Wo Steppen mit Nomaden die Grenzen bilden", sagt Wenjukow, „werden nie die Grenzen sehr fest sein, weil die Weideplätze der Nomaden nicht genau abzustecken sind, sondern von Jahr zu Jahr, je nach dem Stande des Futters 2c., sich ändern. Rußland hat aber immer mit China in Frieden leben wollen, und daher sind hier keine Streitigkeiten ausgebrochen, die sonst nicht hätten fehlen können." Die russisch-chinesische Grenze auf dem Rücken des Tarbagatai wurde erst 1869/70 festgelegt.

Liegt schon hierin die Wahrscheinlichkeit zahlreicher Konflikte untereinander und mit Nachbarmächten, so steigert die gleichsam von Natur gegebene militärische Organisation die Gefahr dieser Völker für alle Ansässigen zu einer Höhe, daß welthistorische Blutfehden entstehen, wie Iran und Turan sie seit Jahrtausenden nie ganz ausgefochten haben. Der Nomade ist als Hirt ein wirtschaftlicher und zugleich als Krieger ein politischer Begriff. Ihm liegt es immer nahe, aus irgend einer ehrlichen Thätigkeit in die des Kriegsmannes und Räubers überzugehen. Alles im Leben hat für ihn eine friedliche und kriegerische, eine ehrliche und räuberische Seite, und je nach den Umständen kehrt er diese oder jene heraus. Sogar das Gewerbe des Fischers und die Seefahrt schlugen in der Hand der ostkaspischen Turkmenen gleich in Seeräubertum um. Ebenso wie sie auf dem Lande nicht friedliche Hirten, sondern Räuber und der Schrecken ihrer Nachbarn sind, haben sie auch auf dem Wasser, bis in die letzte Zeit hinein, sich mit Rauben beschäftigt. Noch bis vor kurzem befuhren die turkmenischen Boote das Kaspische Meer und machten astrachanische und uralische Fischer zu Gefangenen; allein seitdem das ganze Ostufer des Kaspischen Meeres bis zur Atrekmündung unter Botmäßigkeit der Russen steht und auf der Insel Aschur-Ade eine russische Marinestation errichtet ist, sind die Turkmenen zu Fischern geworden, welche friedlich ihre Beute in Aschur-Ade oder in Krasnowodsk verkaufen. Jedes Weidegebiet eines Turkmenenstammes grenzte einst an eine weite Zone, die man als Raubgebiet bezeichnen konnte. Der ganze Norden und Osten von Chorassan gehörten jahrzehntelang mehr den Turkmenen von Achal und Merw, den Jomuden, Goklanen und andern Stämmen der angrenzenden Steppen als den Persern, unter deren nomineller Herrschaft diese Provinz von jeher stand. Ähnlich waren Grenzstriche von Chiwa und Bochara den Raubzügen der Tekinzen verfallen, bis es den Fürsten dieser Länder gelang, andre Turkmenenstämme mit Gewalt oder durch Bestechung zwischen sich und jene als Stoßkissen einzuzwängen. Die Geschichte der Oasenkette, welche die Verbindung Ost- und Westasiens quer durch die Steppen Zentralasiens vermittelt, und in welcher seit alter Zeit die Chinesen durch den Besitz weltgeschichtlicher Schlüsselpunkte wie der Oase Chami dominierten, gibt zahllose Beweise von der Stärke dieser Tendenz. Immer versuchten die Nomaden von

Süden und Norden her an den Inseln fruchtbarern Bodens zu landen, welche ihnen wie Inseln der Glückseligen erscheinen mochten, und jeder Räuberbande stand, ob sie erfolgreich gewesen oder geschlagen sich flüchtete, der Rückzug in die schützende Steppe offen. Ward auch die schwerste Bedrohung durch die Jahrhunderte mit zäher Konsequenz fortgesetzte Schwächung des Mongolentumes und die faktische Beherrschung Tibets beseitigt, so hat der Dunganenaufstand (s. S. 45) der siebziger Jahre doch neuerdings gezeigt, wie leicht die Wellen eines beweglichern Volkstumes über diese Kultureilande zusammenschlagen, und daß erst die Vernichtung des Nomadismus, welche unmöglich ist, solange es Steppen in Zentralasien gibt, die Existenz derselben ganz sicherzustellen vermöchte.

Innig hängt das Kriegs- und Raubwesen mit dem Leben des Hirten zusammen; selbst der Hirtenstab wird zur Waffe (s. untenstehende Abbildung). Der Gang des anscheinend friedlichen Hirtendaseins bestimmt denjenigen des Krieges. Im Herbste, wenn die Pferde gekräftigt von der Weide hereinkommen und die zweite Schafschur vollendet ist, sinnt der



Hirtenstab und Keule der Nubier. (Hagenbecksche Sammlung, Hamburg.)

Nomade, welchen Rache- oder Raubzug er bis dahin vertagt hatte. Beide bedingen einander auch bei dem unverdorbenen Nomaden, welchen nicht die Nähe leicht zu brandschatzender Kulturgebiete zum bloßen Räuber und Diebe im großen gemacht hat. Die Barantas (wörtlich Vieh machen, Vieh rauben) der Kirgisen zeigen den Kern der Raubzüge wohl unverfälscht. Sie sind der Ausdruck eines Faustrechtes, das in Rechtsstreitigkeiten, im Ehrenhandel und bei Blutrache Vergeltung und Unterpfand im Wertvollsten suchte, das der Feind besaß, in seinen Herdentieren. Die erste Ausartung lag darin, daß junge Männer, die keine Baranta mitgemacht hatten, den Namen Batir, Held, und damit den Anspruch auf Ehre und Achtung immer erst zu erwerben hatten. Zur Lust der Abenteuer gesellte sich dann die Freude am Besitze, und so baut sich die dreifache, abwärts führende Stufe von Rächer, Held und Räuber. Auf der untersten stehen aber sicherlich die Alamans der Turkmenen, jene organisierten Raubzüge in die persischen Grenzgebiete. Früher, als der Kreis der festen Ansiedelungen sich erst schloß, da hatten diese Vorstöße einen größern Charakter. Man konnte sagen, die geschichtliche Rolle der Turkmenen, des kriegerischsten und beweglichsten Turkstammes, erfüllte sich fast ganz in dem immer wiederkehrenden Versuche, den iranischen Kulturkreis zu durchbrechen. Seitdem ist immer mehr Menschenraub und Diebstahl alles Beweglichen in den Vordergrund getreten, und wenn die Barantas im tiefsten Grunde noch ein edleres Motiv hatten, so zeigen auch die Alamans, wie alle Nomadensitten auf der Kulturgrenze aus- und abarten wollen. Kann man entschuldigend hinzufügen, daß zwischen dem Kaspisee und dem nordpersischen Grenzgebirge, zwischen den geschlossenen Mächten Rußland, Persien und den Chanaten, im Rücken die volkreiche und kriegerische Menge der Kirgisen der großen Steppe

die Lage der in einen der ärmlichsten Winkel Zentralasiens gebannten Turkmenen verzweifelt war, so gilt nicht das Gleiche von den ähnlich räuberischen Nachbarn Chinas, welche jenseit der alten Grenzen des Reiches vor der berühmten Mauer vorzügliche Weidetriften innehatten, die seitdem unter der Hand chinesischer Kolonisten ein ebenso treffliches Ackerland geworden sind. Es ist die Lockung der Reichtümer im Kulturlande auf der einen, die Trägheit und träumerische Abenteuersucht auf der andern, welche den Nomaden an allen diesen Grenzmarken mit Räubern fast gleichbedeutend scheinen lassen.

In die Steppe ziehen sich Kulturflüchtlinge zurück, welche irgend welche triftige Gründe haben, der Ansässigkeit und ihrer Heimat zu entsagen. Sie vermehren die Zahl der Umherziehenden in oft beträchtlicher, öfter noch in gefährlicher Weise. Selten sind so wohlthätige, kulturbringende statt kulturzerstörender Einwanderungen, wie die der russischen Altgläubigen, welche auf der Suche nach ihrem gelobten Lande Bjälowodje (Weißwasser) 1861 bis an den Tarym kamen, wo sie in Schilfhütten sich ansiedelten, bald aber wieder zurückgingen. Die chinesischen Opiumbauer und -Raucher der Mongolei gehören auch zu diesen friedlichen Verfemten, und sie haben seit dem Verbote des Opiumbaues in China wesentlich zur Schwellung der Woge der westwärts hinausdrängenden Auswanderung beigetragen. Aber gerade der chinesischen Ackerbauemigration schließen sich zahlreiche minder günstige Elemente an oder gehen aus derselben hervor. Herumziehende Chinesen, heimatloses Volk, wie Kulturgrenzstriche es zu hegen pflegen, kommen z. B. in Scharen allherbstlich nach dem Dalai Nor, um sich einen Wintervorrat zusammenzufischen. Zu ihnen gesellen sich Deserteure, flüchtige Verbrecher, selbst Aussätzige. Die letztern bilden oft kleine Gesellschaften für sich, welche das gemeinsame Schicksal verbindet, keine Stadt betreten, auf keiner öffentlichen Straße wandern zu dürfen. Man spricht von Banden solcher Unglücklichen in Jünnan. Diese Elemente sind besonders durch die Anhäufung in den Städten bedenklich, und gerade die chinesische Städtebevölkerung in den Steppen machte daher auf viele Beobachter den denkbar schlechtesten Eindruck. Prschewalskij nennt sie den „Auswurf der Chinesen, welcher allerdings meist aus notorischen Dieben und Mördern besteht".

Da die Sand- und Salzsteppen in der Regel in der Mitte eines minder ungünstig ausgestatteten Ringes von besserm Lande liegen, konzentrieren die Nomaden mit Vorliebe ihre Zeltlager an die Ränder jener unfruchtbaren innern Gebiete und weichen nur gezwungen in dieselben zurück. Auch die Sicherheit des Rückzuges, der sich von der Natur verbürgt weiß, ist ein Faktor in dieser Rechnung. So findet man in der Turkmenensteppe, so in der Gobi die Ränder oft geradezu dicht bewohnt, das Innere menschenleer, und nur diese Zusammendrängung markiert auch einigermaßen eine Grenze in den Gebieten der Nomadenstämme, wenn natürliche Grenzmarken, wie der Kaspisee oder der Hoangho sie darbieten, fehlen. So bezeichnen die Turkmenen, welche als Nomaden ihre Wohnsitze beständig wechseln, die Grenzen ihres Gebietes nur durch ihre am äußersten Rande der Steppen aufgeschlagenen Zeltlager. Die Quellen der Kraft des Nomadismus und mehr noch seiner Dauer lagen und liegen zum Teile noch in den beiden großen Teilen der Alten Welt in der Richtung dieser freien Hinterländer und Rückzugsgebiete. In Asien stand ihm der ganze Norden des Erdteiles offen, ungefähr von 55 bis 60° nördlicher Breite, solange nicht die Russen sich in den fruchtbaren Flußniederungen des Ob und Jenissei und ihrer Nebenflüsse niedergelassen hatten. Die armen zerstreut wohnenden Jägervölker und Renntierhirten tungusischen und türkischen Stammes setzten keinen Damm einem etwaigen Zurückschwellen dieser Wogen entgegen, die also im Rücken sich vollkommen frei wußten und mit doppelter Wucht ihre unvermuteten Offensivstöße gegen Süden, Westen und Osten ausführen konnten. Der Gang der Geschichte der Alten Welt ist daher durch die Eroberung Sibiriens seitens Rußlands kaum weniger geändert worden als durch die Eroberung und Kolonisation der Mongolei

durch China. Europa hat vielleicht ebensoviel durch jene wie Süd- und Ostasien durch diese Fesselung unberechenbarer Kräfte gewonnen. In Afrika und Westasien hemmen im Norden das Mittelmeer und die von seinem Rande erdteileinwärts gewachsenen Staatenbildungen die Ausbreitung des Nomadismus, wogegen im Süden die schützende Wüste sich breit aufthut und darüber hinaus schwache, staatlose Völker die Beute seiner Eroberungen sind. Auf diese hat er sich mit Macht geworfen, bis seine eignen Schöpfungen, der breite Gürtel der Sudanstaaten, sich ihm immer mächtiger entgegenbauten.

Es liegt ein tieferer Sinn in der Rückwirkung des zeitweiligen politischen Übergewichtes der Steppenvölker auf ihre eigne geschichtliche Rolle und Kulturstellung. Das höchste, was sie leisteten, war ihre politische und militärische Organisation, welche sie zu momentanen Erfolgen von gewaltiger Größe führte. Aber im Gefolge dieses Aufstieges zur Weltmachthöhe trat die Forderung an sie heran, die Kulturpflichten zu erfüllen, die unvermeidlich sind, wenn nicht ein rascher Sturz dem raschen Anstiege folgen soll. Erfüllten sie diese Forderung nicht, so sanken sie zurück, beugten sie sich derselben, so wurden sie Knechte der Macht, die sie bekämpften. Die Mongolen bekämpften China, sie besiegten das Reich und wurden, da sie den Sieg eben festhalten wollten, von der chinesischen Kultur besiegt. Die Kultur zeigte auch hier die tiefbegründete Eigenschaft, den zu kräftigen, der ihr dient, und den zu schwächen, der ihr widerstrebt. Der letztere kann nämlich ihrer Genüsse nicht entraten, wenn er sie einmal kennen gelernt hat, ermangelt aber des Gegengewichtes gegen deren Einfluß, welcher in der regelmäßigen Arbeit, überhaupt in der Erfüllung der Aufgaben liegt, die das Kulturleben dem Menschen stellt. Die scheinbaren Vorteile, die der Nomade aus der Kultur zieht, machen daher fast immer sein Leben nur noch träger und geistloser, als es im frühern Zustande war. Die Kolonisation der Mongolei erhielt wie die der Mandschurei ihren kräftigsten Anstoß durch die beherrschende Stellung, welche die Mongolen von der Zeit an, daß sie das Nordreich eroberten (1234), bis zum Sturze ihrer berühmten Juendynastie (1368) in China einnahmen. Kublai Chan, der Gründer dieser Dynastie, war ein ebenso großer Freund der chinesischen Kultur wie später Kanghi, der große Mandschukaiser, und suchte wie dieser unter seinen kriegerischen, aber rohen Landsleuten diese Kultur zu verbreiten. Während der langen Regierung des Kublai sahen seine nächsten Verwandten, daß er sich ganz den Chinesen anschmiegte und die Sitten der Tataren vernachlässigte. Nach dem Tode des großen Kaisers zerstörten innere Fehden die Kraft der in China herrschenden Mongolen, während zugleich die Mongolen der Mongolei so gefährlich erstarkten, daß die Ming-Kaiser sich genötigt sahen, sie wieder an der Spitze von Armeen in ihren festen Lagern aufzusuchen und nach der Unterwerfung eine systematische Politik der Assimilation durchzuführen, welche der Mandschukaiser Kanghi zu jenem noch heute gültigen Kanon der Steppenpolitik ausbaute, dessen Grundzüge wir hier mit den Worten des besten zeitgenössischen Zeugen, des P. Gerbillon, zeichnen: „Die Mandschu verliehen den mächtigsten Mongolenfürsten die Würde eines Wan, eines Pei-le, eines Pei-se, eines Kong und andre, jedem Häuptlinge einer Fahne setzten sie einen Sold aus, bestimmten die Grenze seines Gebietes und gaben Gesetze, nach denen er regieren sollte. Sie setzten ein Obertribunal ein, bei welchem Berufungen gegen die Urteile dieser Fürsten eingelegt werden konnten. Und alle Mongolen, Fürsten wie Gemeine, sind gebunden, hier zu erscheinen, wenn dieses Gericht sie citiert.“ Der Fürst, setzt der Pater hinzu, welcher auf diese Weise Chinesen und Mongolen unter seinem Zepter vereinigte, hat der Sicherheit Chinas mehr genutzt als der Kaiser, welcher die große Mauer baute.

Diesem verhängnisvollen Einflusse sind von allen Mittelasiaten am meisten und entschiedensten die Mongolen verfallen. Die Kultur, mit welcher sie in Berührung kamen, war ebenso mächtig wie schädlich und unbarmherzig. Der Ausspruch Prschewalskijs

von den chinesisierten Mongolen von Alaschan: „Der Einfluß der Chinesen auf die Mongolen ist immer derselbe. Man kann ihn eher als einen demoralisierenden, denn als einen zivilisierenden bezeichnen", findet sehr allgemeine Anwendung. Dieses Urteil ist in milderer Form über den Mandschu und den Ostturkestaner unter chinesischem Einflusse gefällt worden. Wenn Prschewalskij später von demselben Zweige der Mongolen sagt: „Meinem Dafürhalten nach gibt es nichts Ekelhafteres als einen chinesisierten Mongolen, der immer seine frühern guten Eigenschaften einbüßt und dafür nur schlechte Angewohnheiten annimmt, welche mehr der Natur des faulen Nomaden entsprechen. Bei einer solchen Ausgeburt findet man weder die mongolische Geradheit noch den chinesischen Fleiß, wenngleich ein so umgestalteter Mongole auf seine Stammesgenossen immer mit Verachtung herabblickt", so gilt dieses scharfe Urteil, welches besonders auch die Mischlingsnatur trifft, vom Übergangszustande. Man kann vielleicht annehmen, daß der Mongole dereinst die chinesische Kultur ebenso gesund in sich aufnehmen wird wie der Usbeke die iranische, aber dann wird er allerdings weder Mongole noch Chinesen-Mongole, sondern einfach Chinese sein.

Auch in geistiger Hinsicht ist die Erziehung, welche die Wüste ihren Menschen angedeihen läßt, eine eingreifende und wirkungsvolle. Wenngleich ihr Gesichtskreis ein sehr beschränkter ist, vielleicht aber gerade deshalb, sind zunächst ihre Sinne geschärft für alles, was das Leben und den Aufenthalt in der Wüste betrifft. Ihr Auge und Ohr sind von einer unglaublichen Feinheit, da es vorzüglich die Sinne des Sehens und Hörens sind, die ihnen als die treuesten Wächter in der Wüste zur Seite stehen. Ihre Verstandesthätigkeit richtet sich nur auf die zunächst liegenden Gegenstände ihres einseitigen Lebens, und so sind sie bestimmt von Willen und rasch von Entschluß. Zu größern Leistungen von der Natur erzogen, sind sie auch leistungsfähiger als ihre Genossen im weichern Klima und auf weicherm Boden. Dabei kann es aber doch nicht fehlen, daß der Kontrast von Armut und Übermacht in dieser Natur das Bett ihre Phantasie ebenso erweitert, wie er ihre geistige Bethätigung auf schmale Wege zusammendrängt. Vom Tuareg sagt Oudney, daß er äußerst abergläubisch und leichtgläubig sei, jeden Berg und jede Höhlung bringe er mit irgend einem Märchen in Verbindung. Selbst von den längst gewohnten, auf ihre alten Städte niederschauenden Gebirgen östlich von Ghat behaupten die Tuareg, daß die Genien sie ihnen zum Schutze gegen die Einfälle der Türken aufgebaut hätten, und sie nennen dieselben „unser östlicher Wall". Die Wüste ist das Land der Geisterburgen. Die seltsamen Gestalten der Wüstenberge oder vereinzelter Felsgruppen tragen sicherlich nicht wenig zur Belebung der Phantasie der Bewohner dieser an anregenden Szenen sonst armen Länder bei. Berge, wie der Tschereka in Aïr, welcher aus zwei steil wie ein Doppelhorn aufstrebenden Felszinnen besteht, die fast von der Basis an getrennt sind, oder der benachbarte Mari, der einer hohen Turmruine mit spitzen Zacken gleicht, oder die einer in Trümmer gefallenen Bergstadt ähnliche Geisterburg des Berges Idinen im Lande der Asgar, können ihre sagen- und gespensterzeugende Wirkung auf die Phantasie der Eingebornen nicht verfehlen und werden wegen böser Geister, die in ihnen hausen, meist für unnahbar gehalten, wiewohl man kühle Wiesen und reiche Palmenhaine hinter ihren Felsmauern vermutet. Diese Anregungen und wieder Einschränkungen der Phantasie sind folgenreich in der Entwickelung der religiösen Gefühle der Wüstenbewohner geworden.

Die Wüste erzieht zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit: die Freiheit der Einzelnen ist der Lohn ihres Ertragens und Mühens. Es gibt Herren und Sklaven und nichts dazwischen. Ein Gouverneur von Ghat sagte: „Die Sahara ist ein Land voll Scheichs". Und dieser Ausspruch ist ebenso vereinbar mit dem demokratischen wie dem aristokratischen Charakter der Regierungen dieser Länder und erklärt, wie der eine jenen, der andre diesen

Eindruck gewinnt, je nachdem er die Gesellschaft der Tuareg, Tibbu ꝛc. von dieser oder jener Seite betrachtet. Es kommt hinzu, daß die Wüstenvölker in ungewöhnlichem Grade in Faktionen gespalten sind, welche das Aufkommen einer starken Autorität mindestens nicht erleichtern. In einer verhältnismäßig kleinen Stadt wie Ghat gab es zu Richardsons Zeit drei Faktionen, deren eine die monarchische, die andre die aristokratische, die dritte die demokratische Richtung repräsentierte. An der Spitze der erstern stand der „Sultan“ der Tuareg von Ghat, die beiden andern wurden von Scheichs, die aristokratische sogar von einem Scheich-Marabut geführt. Die althergebrachte Rivalität dieser drei Faktionen ist der mächtigste Faktor dessen, was man etwa politisches Leben im Innern dieser Völker nennen könnte. Aber es sind mehr persönliche oder Stammeszwiste als Streitigkeiten prinzipieller Natur, und vor allem ist in der Regel kein Anlaß zur Bethätigung „liberaler“ Gesinnung gegenüber dem Stammeshaupt, da die persönliche Freiheit der durch Geburt zur Freiheit berufenen Glieder des Volkes eine praktisch wenig beschränkte ist, jene aber, die nicht zur Freiheit berufen sind, den Trieb nicht haben, danach zu streben. Jene zahlreichen Herren suchen nach Objekten ihrer Herrschsucht. Viele Sklaven zu halten, verbietet die Schwierigkeit ihrer Ernährung. Man hält also ganze Bevölkerungen in Unterthänigkeit, indem man nicht für sie sorgt, sondern vielmehr alles ihnen nimmt, was über das Bedürfnis der Lebensfristung hinausgeht. Man schafft sich ganze Oasen in Domänen um, die man zur Erntezeit besucht, um ihre Bewohner auszurauben: eine echt wüstenhafte Form der politischen Beherrschung. In solcher schutzlosen Abhängigkeit leben die Bewohner von Borku, so daß sie trotz der gerühmten Fruchtbarkeit ihres Landes ärmer als ihre gebirgsbewohnenden Stammesgenossen im Norden sind. Sie würden bei ihrer natürlichen Mäßigkeit einen Überfluß von Weizen und Datteln haben, wenn nicht Freunde und Feinde sie des Lohnes ihrer Arbeit beraubten. Trotzdem sie zu jeder Art Nahrungsmittel greifen, Dumfrüchte, Grassamen, selbst junges Holz der Dattelpalme verzehren, kehrt oft genug der Hunger bei ihnen ein. Sie genießen Fleisch nur, wenn der Zufall es bietet, also höchst selten, und haben weniger Ziegen und Schafe als die Teda. Deren Milch ist ihnen bei der Seltenheit der Fleischnahrung von hohem Werte. Vereinzelte Rinder sieht man, die aus Kanem oder Wadai eingeführt sind. Wer, wie dieses bedauernswerte Volk, einmal unterworfen ist, kommt nicht so leicht aus den Fesseln der Armut wieder heraus. Höchstens gelingt es ihm, seinen Herrn zu wechseln, was aber nicht viel bedeuten will. Außer diesen ständig Unterworfenen sind noch die Karawanen und Einzelhändler eine Quelle von Einnahmen für die gierigen Herren der Wüste. Gewöhnlich wird die Steuer von jedem Kamele erhoben. So gering uns nun auch ihre Erträge scheinen, so wichtige Objekte sind sie für die Scheichs der Tuareg, Tibbu oder Araber, und die heftigsten Kämpfe sind um sie gekämpft worden. Bary fand 1876 das ganze Tuaregvolk in Bewegung über einen derartigen Streit.

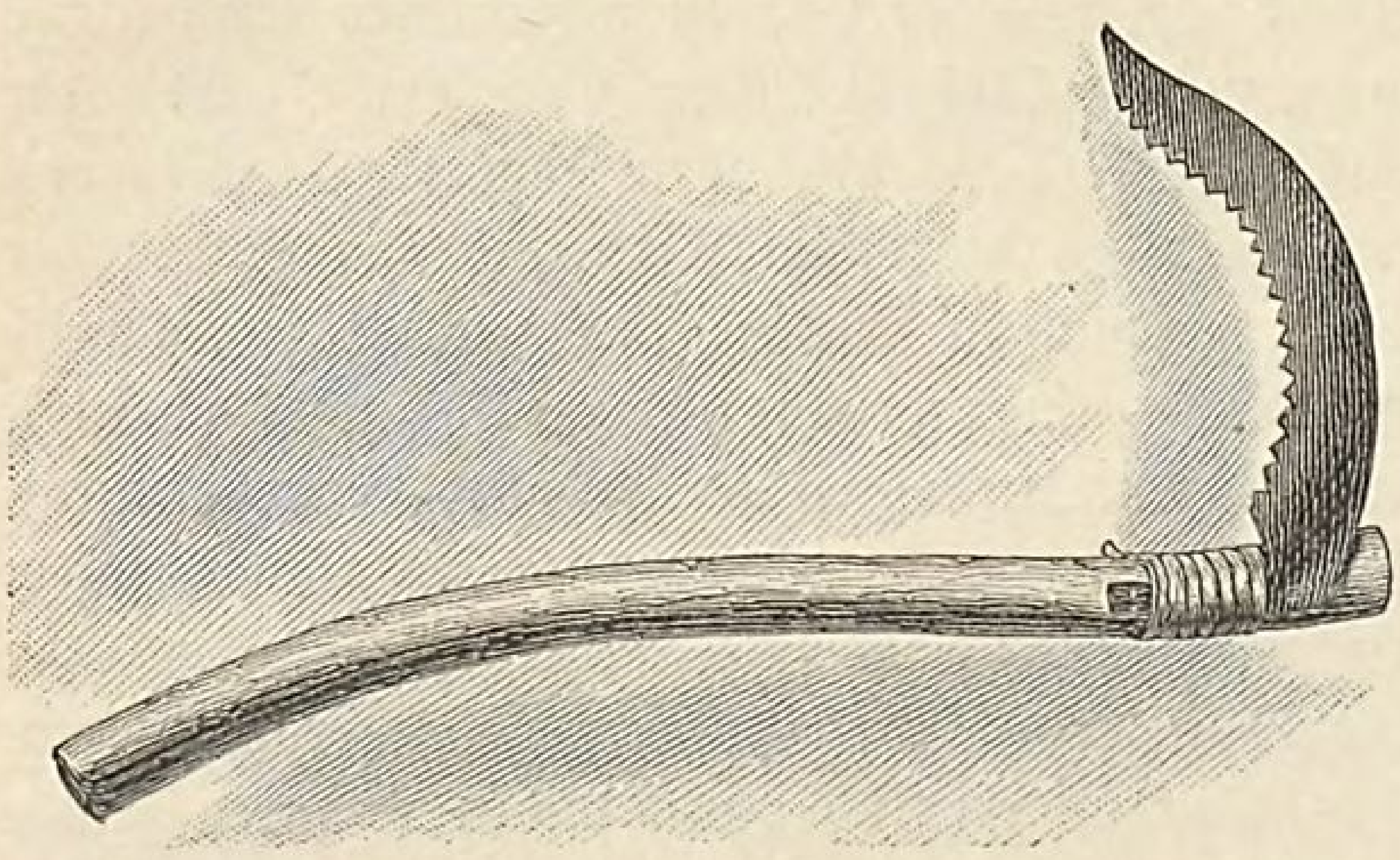
Daß die Interessen der Kultur gegenüber dem Nomadentum überall die gleichen seien, ist ein Grundsatz, dem die Chinesen, ohne es zu wissen, oft zu praktischer Bewährung verhelfen, während bei den russischen Staatsmännern seit langer Zeit die Überzeugung besteht, daß den Nomaden gegenüber die Interessen beider Reiche dieselben sind, und daß sie, wie Oberst Wenjukow es kurz bezeichnet hat, „in der Entkräftung und endlichen Vernichtung dieser Barbaren“ bestehen. v. Richthofen hat dies in einer Besprechung der Reiseberichte Sosnowskis in den Westlanden Chinas gut ausgedrückt, indem er von denselben sagt: „Vielleicht tragen sie dazu bei, die der herrschenden Meinung entgegenstehende Ansicht zu befestigen, daß die Chinesen die natürlichen Alliierten der europäischen Mächte in Zentralasien sind, und daß die Ausbreitung ihrer Herrschaft nach Ostturkestan dem Fortbestehen des mohammedanischen Reiches daselbst weit vorzuziehen ist.

Hat es doch stets für den Westen gute Früchte getragen, wenn die Chinesen ihrem Handel, ihrem Verkehre und ihrer Industrie zu beiden Seiten des Tienschan einen festen Boden zu geben vermochten." Und welche vernünftige Teilung möglich wäre, oder vielmehr von der Natur des Landes und der Verbreitung der Völker vorgezeichnet ist, hat jener russische Militär in dem bedeutungsvollen Satze gekennzeichnet: „Indem wir selbst die Stämme der türkischen Rasse niederhalten, müssen wir es den Chinesen ganz und gar überlassen, die ihnen von der Geschichte aufgebürdete Last in betreff der Mongolen zu tragen". Nur steht solcher Teilung die Schwierigkeit gegenüber, dem Nomaden eine politische Grenze von Dauer zu ziehen oder solche auch nur begreiflich zu machen. So lebt ein Teil der Jomuden zum Teile auf russischem, zum Teile auf persischem Gebiete, und früher wenigstens erhoben die Chinesen den Anspruch auf die Souveränität über Kirgisen- und Mongolenhorden auf russischem Boden.

Der praktischste Grundsatz der Steppenpolitik ist indessen die von den Russen aufs energischste, von den Chinesen in ihrer Weise langsam und im eigentlichen Sinne schleichend geübte Einzwängung ausgreifender Stämme auf immer engern Raum, der ihnen zuerst das Raubgebiet nimmt, um endlich selbst ihre Weideländer so sehr zu beschränken, daß nichts andres als Auswanderung oder Übergang zum ansässigen Leben übrigbleibt. Seit der Besitznahme von Krassnowodsk und Tschikischlar sind die kaspischen Jomuden, welche von Norden her durch die Russen, von Osten her durch die Achal-Tekinzen, von Süden her durch die Perser in Schach gehalten werden, gezwungen worden, ihre frühere Lebensweise aufzugeben. Rauben können sie nicht mehr, sie sind zum Ackerbaue und zur Viehzucht genötigt, und nur selten versuchen sie noch in die nördlichen Ortschaften der Provinz Astrabad einzufallen. Die Goklanen, zwischen den Achal-Tekinzen und den Jomuden eingezwängt, sahen sich schon früher gezwungen, den Persern sich freundlich zu nähern; sie zahlen an den Chef des Gebietes von Budschnurd einen Jahrestribut und sind teilweise Ackerbauer geworden. Das Ordosland war Jahrhunderte eine Hegestätte unerbittlicher und unausrottbarer Feinde des chinesischen Reiches. Jetzt ist China Herr der ganzen Schlinge des Gelben Flusses, die dieses Steppenland umarmt. Heute sind die Chinesen die Fährleute, welche bei Bautu den friedlichen Verkehr über den Gelben Fluß mit dem Ordoslande unterhalten; chinesische Ansiedler wohnen dicht am Ufer des Urgunnor und in den nahen Thälern, soweit dieselben fruchtbar sind. Sie bauen Opium, gewinnen Salz, machen Geldgeschäfte an den Höfen der Kleinfürsten, und es ist von einem selbständigen Mongolentume trotz der vorwaltenden Steppennatur keine Rede mehr. Im Norden und Osten sind sogar schon die meisten fruchtbaren Strecken in ihrem Besitze, aber auch minder fruchtbare, welche für die Mongolen sogar als Weideplätze keinen großen Wert hatten, haben sie mit ihrem sprichwörtlichen Fleiße und Geschicke zu befruchten und anzubauen verstanden. Ihre kluge Staatskunst zog auch aus der Beweglichkeit der Nomaden Gewinn für die Ausbreitung der eignen Macht. Jakub Beg von Ostturkestan hatte die Kirgisen der Pamirsteppen vermocht, ihm gegen die Chinesen zu Hilfe zu ziehen. Als diese nun jenen Usurpator geschlagen hatten, erhoben sie auch Anspruch auf die Gebiete seiner Bundesgenossen, und bis heute schwebt zwischen China und Rußland der Streit über die Zugehörigkeit jenes Kirgisenvolkes, das in der Mehrzahl zu den Kara-Kirgisen gehört.

Auf fruchtbarem Boden ist der Nomade im tiefern Sinne doch nur Usurpator. Wo er nicht zum Ackerbaue freiwillig übergeht, da wird daher Vambérys grausame Prophezeiung sich erfüllen: „Die einzigen Schlupfwinkel des eingefleischten Wandermenschen werden einst nur jene Stellen der Steppe bilden, wo bodenloser Sand oder wasserlose Wüstenei den Versuchen des Kulturmenschen Trotz bieten, und auf diesem mit Gottes Fluch behafteten Boden wird der letzte Nomade schüchternen Blickes, gleich dem heute von ihm verdrängten und verfolgten Onager und der Antilope, seine kümmerliche Existenz beschließen".

Als mächtigster Träger der gleichen zurückdrängenden Tendenz erscheint überall in der Steppe der Ackerbau, der daher von Nomaden als Feind behandelt wird, wo immer er sich mit Energie und vielleicht noch von einer fremden Nationalität getragen einzudrängen sucht. Das ist der alte Prozeß, der überall sich vollzog, wo an die Stelle einer Herdenwirtschaft, die auf weiten Landbesitz sich stützte, der enger begrenzte, aber fester am Boden haftende Ackerbau sich entwickelte. Selbst die Gegenwart sah ähnliche Kämpfe sich abspielen in jenem weiten Lande des Westens, wo anscheinend jeder wirtschaftlichen Tendenz der breiteste Raum gegönnt ist. In den Thälern des San Joaquin und Sacramento hatte seit der Besitzergreifung Kaliforniens durch die Vereinigten Staaten eine große Viehwirtschaft, besonders Schafzucht, sich entfaltet, welche an den eingebürgerten Haciendabetrieb der Spanier sich anschloß. Das um soviel wie nichts zu habende Land füllte sich mit Millionen von Schafen, deren Besitzer in ganz kurzer Zeit Großkapitalisten und Großgrundbesitzer wurden, denen Scharen halbnomadischer Hirten von meist spanisch-amerikanischer Abstammung dienten. Seit den sechziger Jahren machte sich nun aber auch der Ackerbau in diesen Ebenen heimisch, und sofort trat der Widerstreit der beiden Interessen zu Tage. Die Ackerbauer suchten so viel Land wie möglich „einzufenzen", um die Herden von demselben abzuhalten; die Herdenbesitzer dagegen, welche große einflußreiche Leute sind, suchten Gesetze durchzubringen, welche ihrem Interesse günstig sind. Im stillen drängt sie aber ein unbesiegbarer Feind langsam zurück: Die größere Rente, die der Ackerbauer erzielt, und die ihn befähigt, einen höhern Preis für das Land als die Viehzüchter zu zahlen. Im Wesen ist der Kampf der gleiche in den zentralasiatischen Steppen. Nur wird der Gegensatz, der dort an die Entscheidungen von Richtern appelliert, hier mit Fäusten und Waffen ausgefochten. Die Gegensätze sind hier mit der denkbarsten Schärfe ausgeprägt. Der Pflug und der Stier stehen schwach und schwerfällig der Lanze, dem Pfeile und dem Pferde des Nomaden gegenüber. Immer wieder greifen die Hirten gewaltthätig über ihre Grenzen, über die Steppen, hinaus, und wenn die Kultur wächst, muß sie oft erst wieder das Land zurückerobern, das ihr von Natur bestimmt war. In diesem Kampfe aber sieht der Nomade mit richtigem Instinkte den Daseinskampf. Seine Daseinsart und Lebensweise hängt an dem Boden, von welchem sich seine Herden nährten, und er weiß gut genug, daß selten wieder zur Weide wird, was einmal Ackerland war. Und er kämpft um so erbitterter, weil er endgültig doch immer wieder überall da in Nachteil gerät, wo er sich nicht freiwillig dem Ackerbaue zuwendet. Das Vordringen der Chinesen in der Mongolei trägt heute meist ein friedliches Gewand, und doch züngeln die Flammen des Kampfes zweier Kulturformen vielerorts immer neu auf, wo Ackerbau und Hirtentum sich berühren. Abbé David traf auf seiner Reise im Ordoslande ein wüstes, von beiden Teilen verlassenes Gebiet, wo in einem Kampfe zwischen den den Boden innehabenden und den zu seiner Bebauung herbeigekommenen Chinesen vierzig Menschen gefallen waren. Dieser Streit schwebte damals vor dem kaiserlichen Gericht zu Kukukhoto, wo aber in solchen Fragen fast immer die Chinesen durch ihr Geld und ihre List die Partie gewinnen. Von einer mildern, dafür verbreitetern Form dieser Streitigkeiten gibt derselbe Reisende eine charakteristische Schilderung aus dem Fürstentume Mao-Min-Ngan, dessen Herrscher damals den



Tatarische Sichel. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

chinesischen Einwanderern gegen eine bestimmte Steuer sein Land vollständig übergeben hatte. Diese waren bereits im Begriffe, sich steinerne Häuser zu bauen, für welche sie sich eine der besten Lagen des Landes ausgewählt hatten. Vergebens protestierten die Mongolen, welche den Boden bis dahin besessen hatten: die Chinesen beriefen sich auf ihre vom Fürsten erworbenen Rechte. Um aber den Mongolen zu zeigen, daß sie es ernst meinten, schossen sie von Zeit zu Zeit ihre Gewehre in die Luft ab. In allen diesen Fällen behalten die Chinesen am letzten Ende recht. „Vergebens", sagt David, „kämpfen die trägen Nomaden Mittelasiens gegen die überquellende Bevölkerung Chinas an. Dieses Land entvölkert sich von Tag zu Tag durch das Elend und durch die große Menge der ehelosen Lamas. Die Chinesen sind berufen, es wieder zu bevölkern, indem sie dabei die Reste der mongolischen Bevölkerung in sich aufnehmen."

Wo der Nomade gutwillig sich dem seßhaften Leben anbequemt, da ist sein erster Schritt der Bau einer festen, dunkeln, fensterlosen Vorratshütte, in welcher zu wohnen er zunächst noch verschmäht, die aber nun wie ein Symbol des beginnenden Haftens am Boden neben seinem Zelte steht. Das Weib macht früher als der mit den Herden abwesende Mann Gebrauch von dieser Hütte, wie es denn überhaupt durch seine Natur, dann aber auch durch die Industrie, welche es übt, früher zum Halbnomadismus neigt als der Mann. Die Hütte wird mit der Zeit ständige Winterwohnung, das Sommerzelt wird vergänglicher und stellt endlich die vorübergehende Unterbrechung festen Wohnens dar. Den Übergang vom Nomadismus zur Ansässigkeit hat man immer nur auf drei Wegen sich vollziehen sehen. Entweder ist ein Wandervolk durch Zwang auf so enge Gebiete beschränkt worden, daß vom umherziehenden Hirtenleben keine Rede mehr sein konnte, oder es verlor in Kämpfen seine Herden, oder endlich lebte es so nahe einem Gebiete stabiler und damit höherer Kultur, daß es freiwillig das freie, aber entbehrungsreiche Leben aufgab, um die Ruhe und Genüsse eines stetigern Daseins dafür einzutauschen. Dieser letztere Prozeß ist der langsamere, aber gründlicher wirksame. Er beginnt bei der Neigung, die auch diesen rauhen, an Entbehrungen gewöhnten Naturen nicht fehlt, zu den Genüssen der Kultur und zum Schmucke des Daseins. Thee, Opium, Branntwein, Schmuck und Waffen bestechen auch die Härtesten von ihnen. Welche Rolle daher der Handel in der Steppe spielt, haben wir zu zeigen versucht. Er bedeutet aber unter den hier waltenden Verhältnissen mehr als eine Förderung der wirtschaftlichen Thätigkeit, er wird ein Faktor der Politik und endgültig der Kultur, indem er jene Bedürfnisse befriedigt, wieder anregt, neue schafft, bis endlich der Nomade zur Einsicht kommt, daß er als einseitiger Hirt ihrer Deckung nicht mehr gewachsen ist und zum Ackerbaue oder zur Industrie übergeht, d. h. zunächst seine Weiber und Töchter dazu übergehen läßt. Aus eben diesem Grunde ist der Handel dieser Gebiete ein so mächtiges politisches Werkzeug, dessen sich vor allem die Chinesen, die auch als Politiker geborne Kaufleute sind, von jeher mit dem größten Erfolge bedienten. Man kann wirklich sagen, daß den Handel als Kulturmacht nur der vollkommen zu würdigen wissen wird, der ihn in der Steppe beobachtet hat. China hat den Mongolen mit dem Schwerte fast nichts anhaben können, und auch wenn seine Armeen siegreicher gegen die Steppenhorden gewesen wären, würde es nicht so viel und vor allem nichts so Dauerndes erreicht haben, als indem es die Mongolen auskaufte, verarmte, zu einem geringen Teile auch fleißiger und regsamer machte. Es ist sehr bezeichnend, daß chinesische Kaufleute selbst in solchen Teilen der Mongolei, wie in Alaschan, wo China ohne offiziellen Vertreter regiert, die ersten und einflußreichsten Personen nach den Amban sind und, ähnlich wie es einst in Birma war, eine Rolle bei Hofe, d. h. hier in der Regierung, spielen. Ein gutes Beispiel für das, was man Halbnomadismus nennt, bieten die Baschkiren des südlichen Uralgebietes. Historische Nachrichten und ethnographische Merkmale vereinigen sich zu dem Schlusse, daß die Baschkiren nicht immer im uralischen Hügellande

saßen, sondern einst die Steppen der untern Wolga bewohnten. Ins Gebirge gedrängt und von der moskowitischen Expansion eingeengt, haben sie ihre Lebensweise neuen Verhältnissen anbequemt, ohne doch die alte Natur ganz ablegen zu können. Selbst die Schärfe der Sinne soll sie als einstige Steppenwanderer von ihren seit länger seßhaften Nachbarn unterscheiden. Hauptsächlich ist ihnen aber der Ackerbau noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst wo derselbe lohnend sein könnte, wird er gewissermaßen nebensächlich betrieben. So sind die Baschkiren von Werchne-Uralsk trotz seit mehreren Generationen geschehener Ansiedelung immer schlechte, ärmliche Ackerbauer geblieben. Ihre pferdezüchtenden Stammesgenossen stehen höher. Als Ackerbauer stehen aber die Baschkiren im allgemeinen tief unter ihren tschuwaschischen Nachbarn. Vergleicht man neuere Schilderungen mit denen, welche Pallas gegeben hat, so sieht man, wie wenig im ganzen sich hierin geändert hat. Die Nomaden, welche in den südlichen Uralvorbergen des Sommers mit großen Pferdeherden umherziehen, wobei die Tiere auch im harten Winter im Freien bleiben und ihre Nahrung unter dem Schnee suchen, haben unverändert das gleiche Wesen, die gleichen Sitten beibehalten und mit ihnen die Jäger und Fischer desselben Stammes. Aber alle ziehen sich in stehende Winterquartiere zurück, die seit Pallas' Zeit ohne Zweifel einige Fortschritte in der solidern Bauweise und Einrichtung gemacht haben, aber im ganzen doch die denkbar einfachsten und engsten Holzhütten darstellen. Auch die kleinasiatischen Tachtadji (Holzschneider), von den Türken Tschepni genannt, von denen Humann sagt: „Sie stehen zwischen Zigeunern und Juruken in der Mitte", sind ein Beispiel echter Halbnomaden, die im Winter in festen Hütten, im Sommer aber gleich den rein nomadischen Juruken in Zelten leben.

II. Erythräischer Völkerkreis.

3. Afrikanisch-arabisches Wüstengebiet.

„Oasen in der Wüste."

* * *

Inhalt: Die Sahara. — Nubien. — Arabien. — Ägypten.

Die Wüste zeichnet einen großen Zug in Afrikas Natur, aber einen größern noch in Afrikas Geschichte. Als stärkste Völkergrenze zwischen dem Afrika der Neger oder dem eigentlichen Afrika und dem Afrika der kaukasischen Rasse, die hier mit besserm Rechte mittelländische genannt wird, lernten wir sie schon kennen (Bd. I, S. 7 f.); als Zeuge- und Hegestätte eigenartiger Völker von tiefstem Einflusse auf jenes Negerafrika werden die folgenden Seiten sie uns zeigen; und daß beide Funktionen ihr in noch höherm Maße als jedem andern Grenzgebiete nicht nur die Absonderung, sondern auch die viel folgenreichere Vermittelung zur Aufgabe machen, werden wir bei jedem einzelnen Volke zu betonen haben. Indem wir nun an ihre Betrachtung herantreten, wird uns zunächst in ihrer Natur jede einzelne Erscheinung interessieren, welche Bedeutung für das Völkerleben gewinnen konnte. Und welcher kleinste Zug dürfte gerade hier in einer nicht reichen und vielfach einförmigen Natur für unbedeutend gelten? Bei vielfältiger Übereinstimmung in den Grundzügen und in vielen Einzelheiten werden auch Arabiens Wüstenstriche in diese Betrachtung mit einzubeziehen sein.

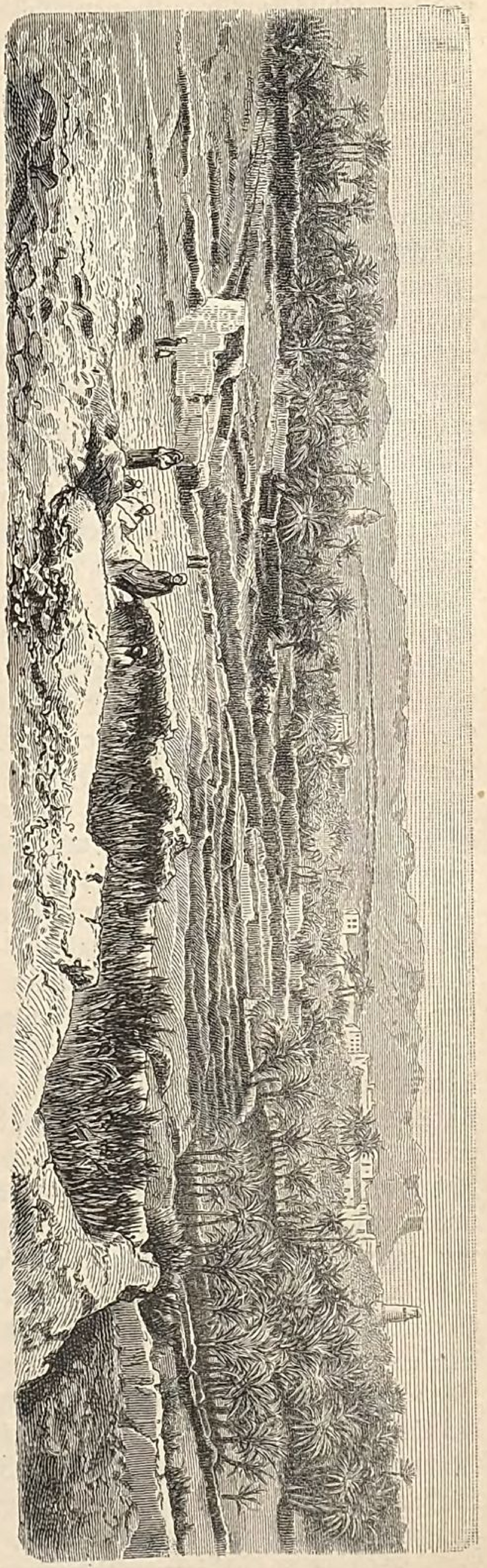
Vor allem finden wir uns gedrängt, zu betonen, daß, wenn wir die nordafrikanische Wüste als große natürliche und geschichtliche Einheit fassen, nichts von dem Reichtume und der Mannigfaltigkeit darum verkannt werden soll, die selbst dieses größte Wüstenland unsrer Erde birgt. Wir nehmen uns deshalb vor, etwas ausgeführter das Bild der Natur dieses geschichtlichen Schauplatzes zu zeichnen, als wir es bei jenen Gebieten gethan, deren Eigenart leichter zu erfassen ist. Denn gerade für die völkergeschichtliche Würdigung Nord- und Mittelafrikas ist es wesentlich, den naheliegenden Fehler des Schematismus zu vermeiden. Diese Wüste ist für uns so wenig ein einförmiges Naturgebiet, wie sie es für den Geographen ist. Wir wissen, daß, wenn auf der einen Seite die Oasen mit Strecken von beträchtlicher Fruchtbarkeit und dichter Bewohnbarkeit oft in weiter Ausdehnung den Sand und das Felsgestein der Wüste unterbrechen, so auch diese selbst noch übertroffen wird in ihrem eignen Gebiete, indem in der Wüste selbst wieder wüstere Stellen Natur wie Völker schärfer gegeneinander abgrenzen. So bildet die große El Erg genannte Sandregion eine gewellte Sandhochebene, die sich von der Kleinen Syrte bis zum Ozeane zieht, die Nordgrenze der Tuareg, und so ist zwischen dem libyschen Oasenzuge und der Oasengruppe Audschila-Kufra das Dünenfeld, welches westlich von Dachel beginnt, eine durch ihre exzessive Wüstenhaftigkeit den Verkehr lange Jahre hindurch geradezu ausschließende Grenze.

Auf der andern Seite aber stehen die großen Handels- und Völkerstraßen, vor allem die drei großen Adern, welche die Geschichte des Afrika der Schwarzen und die des Afrika der Weißen offenbar schon in alter Zeit verbanden: Nilthal, Oasengruppen Fessan-Tibesti, Nigergebiet. Aber auch zwischen diesen ist die Wüste zwar häufig menschenarm, aber doch nicht menschenleer, von Süden und Norden sickern Völkerfragmente beständig durch, und mitten in der Wüste stoßen wir auf volkreiche Städte, auf Ackerbau, Gewerbe, höhere soziale Gliederung. Und so ist sie denn ein höchst betrachtenswertes und beachtenswertes Stück Erde, wichtig allerdings vor allem durch ihre Lage in dem Erdteile Afrika, nicht minder aber unsrer Erwägung wert als ein geschichtlicher, völkerzeugender und völkernährender Boden für sich. Ist sie eine harte Mutter ihrer Kinder, um so härter sind diese gewöhnt, um so schneidiger tummeln sie sich auf dem Schauplatze afrikanischer Geschichte und ersetzen durch Kraft und Beweglichkeit, was ihnen an Masse mangelt.

Die Sahara oder nordafrikanische Wüste ist ihrer Natur nach in erster Linie ein klimatischer Begriff. Was sie zusammenhält, ist der allen ihren Teilen gemeinsame klimatisch bedingte Wüstencharakter, während ihre Bodengestalt eine höchst verschiedenartige ist. Wie überall in Afrika, waltet auch hier die Hochebene weitaus vor und die Sahara ist also nichts weniger als der „sandige Boden eines ausgetrockneten Meeres", aber ihr Nord- und Westrand ist fast überall entschiedenstes Tiefland, während es in ihrem Herzen nicht an mächtigen Gebirgen fehlt. Würde es sich also darum handeln, Nordafrikas Bodengestalt für sich statt, wie es hier geschieht, als Unterlage und Schauplatz menschlicher Geschichte und Zustände zu betrachten, so müßten wir mit diesem herkömmlichen Begriffe brechen, um ihn in die verschiedenen Bodenformen zu zerlegen, welche er umfaßt. Aber die Sahara ist nicht bloß ein klimatischer, sondern auch ein pflanzen- und tiergeographischer Begriff und damit ganz von selbst und entschieden ein ethnographischer, und wenn sie auch bei weitem nicht so ein- und gleichförmig arme Bedingungen dem in ihr lebenden Menschen stellt, wie man bei geringerer Kenntnis ihres Innern glaubte, so sind doch auch in der verhältnismäßigen Mannigfaltigkeit ihres Naturcharakters die Bodenformen nicht in erster Linie wirksam. Bleiben wir also bei dem herkömmlichen Begriffe der Sahara innerhalb der geographischen Grenzen des Atlantischen und Mittelländischen Meeres, des Südabhanges des Atlas, des Nils, des Senegals und des Nigers, der Tsadseesenke und des Wadi Mhal oder Melk, so erhalten wir ein Gebiet von nahezu 170,000 Quadratmeilen, von welchem zum voraus gesagt werden kann, daß es große Unterschiede der Bodengestalt umschließen wird, da orographisch gleichförmige Gebiete solcher Ausdehnung nicht vorkommen.

Wir wissen nun vor allem, daß im ganzen und großen die Sahara mehr Hochebene und Gebirge als Tiefland ist. Nur etwa ein Fünftel liegt unter 300 m, und jene einst für so ausgedehnt gehaltenen Strecken, welche unter dem Meeresspiegel liegen, reduzieren sich heute auf einen Flächenraum von wenigen Quadratmeilen in der Ammonsoase, den tunesischen Schotts, dem Schott Melghir und einigen andern. Das Tiefland bildet in zwei scharf voneinander geschiedenen Gruppen den West- und Nordostrand der Sahara. Zwischen beide ist das Atlasgebirge hineingelagert, von welchem eine Hochebenenstufe in der Richtung von Wargla und El Golea zu dem Hochlande der innern Sahara hinüberführt. Gleich dem übrigen Südabfalle des Atlas, ist auch diese Hochebenenstufe vom Wüstenhauche berührt, der hinaufreicht bis zur Wasserscheide des Atlas, dessen Nordseite grün, während die Südseite gelb ist. Südlich gehend, erhebt man sich von dieser Stufe, die in weiter Verbreitung um 400 m hoch auftritt (El Golea 402, Timbuktu, Mursuk 503, Kufra 400 m 2c.), sehr bald über Stufe für Stufe übereinander geschichteter Hochflächen zu dem Hochlande der Tuareg, das im Haggarplateau die größte Höhe von mindestens 2500 m in den Doppelpiks des Uatellen und Hikena erreicht, welche, bezeichnend für diesen Gebirgsbau, sich als

unvermittelter Bergzwilling aus der eirunden höchsten Hochebene des zum Teile vulkanischen Stufenplateaus erheben. Aber nicht regelmäßig sind diese Stufen aufeinandergelegt, sondern es zerklüften sie tiefe Thalrisse, und so sind die Plateauränder zerrissen und die Gesteine von dunkler Farbe, daß die Landschaft den Eindruck eines wilden Gebirges macht. So sind die Plateaugebirge von Haggar und Asben und so das mehr kettenartig gezogene Gebirge von Tibesti gebaut: in allen scheint die vulkanische Natur vorzuwalten. Mit kleinern Gruppen zusammen bilden diese Erhebungen einen Zug von sehr wechselnder Höhe, der vom Atlas bis zum Marragebirge in Darfur nordwestlich und südöstlich die ganze Breite der Wüste durchzieht, die natürlichste Schranke zwischen Ost- und Westsahara bildend. Westlich und östlich von derselben ist die Bodengestalt eine viel einfachere zwischen steinigen Hochflächen (Hammadas), in denen der Fels hervortritt, oder die mit Kieseln bestreut sind, tief eingerissenen Trockenflüssen, Wadis, wo einzelne Quellen oder feuchtere Stellen als Oasen erscheinen, andern größern Oasen, die Einsenkungen bis auf die Grundwasserschicht darstellen, und Sandzügen, welche, oft in großer Ausdehnung auftretend, meilenbreite unwegsame Dünenregionen (Areg) bilden. Die ebenen Hammadas, die Areggebiete und Djufs sind aber keineswegs völlig ungegliedert, sondern überall von Schluchten und Trockenthälern durchfurcht, von Steilrändern begrenzt und mit ausgewaschenen, vertieften Becken ausgestattet. Wo nun auch die Hammadas dergestalt nicht als ebene oder leicht gewölbte Hochflächen erscheinen, sondern gebirgsartig zerklüftet sind, wie die Hammada el Homra, welche die große Karawanenstraße von Tripolis nach Mursuk überschreitet, oder wie der Harudsch, über welchen der von unserm Landsmanne Hornemann 1798 zuerst beschrittene Weg von der Ammonsoase über Audschila nach Mursuk führt, ist doch ihre Höhe nicht bedeutend, nie zu 1000 m ansteigend, und die Erhebungen sind sehr oft ganz unmerkliche Anschwellungen, die für das Auge nichts andres als Flächen sind. Jener 400 km breite Wüstenstrich zwischen der nördlichsten Kufra-Oase



Oasenlandschaft aus der Sahara.

und dem südlichsten Brunnen von Dschalo, eine fast mathematische Ebene, die auf der Erde ihresgleichen sucht, gehört hierher. Auf diesen Ebenen entzieht nur die Erdkrümmung ferne Gegenstände dem Blicke. Rohlfs sagt einmal, man müßte Steine abbilden, wollte man die Karte an dieser Stelle mit Terrain ausfüllen. Steil fällt dieses Wüstenhochland im Osten ins Thal des Nil wie im Westen in das des Niger ab. Aber diese Flüsse bilden nicht Grenzen der Wüste, sondern sie erzeugen nur ihre größten Oasen. Während aber die Sahara westlich des Niger denselben Charakter bewahrt wie in ihrem Innern, erhebt sich zwischen Nil und Rotem Meere das zerklüftete Gebirge der Arabischen Wüste, ein aus Urgestein aufgebautes Wüstenhochland mit stark hervortretendem Plateaucharakter, tief durchfurcht von Wadis, die Breschen bis zu 400—500 m nicht weit von Gipfeln von über 2000 m in das heute wasser- und pflanzenarme Gebirge legen. Die geologische Grenze der, abgesehen von jenen vulkanischen Durchbrüchen, hauptsächlich aus Sand- und Kalkstein bestehenden Wüste liegt hier in diesem Gebirgszuge, aber der Wüstencharakter greift über denselben hinaus und findet selbst am Felsgestade des Roten Meeres keine Grenze, sondern setzt sich jenseit dieser schmalen Bucht auf die arabische Halbinsel fort. Weder Land- noch Meeresgrenzen sind im stande, dem Gluthauche des Passats Schranken zu setzen, der, die erste und mächtigste Ursache der Wüstenbildung, ungehemmt fast jahraus jahrein von Norden und Nordosten versengend über diese Gefilde hinweht. Die dürren Felsplatten, die Dünen, die Geröllfelder sind nicht Ursache, sondern Wirkung der Wüste, denn bei gleicher Zusammensetzung und Form des Bodens geht diese dort in die Steppen des Sudan über, wo Feuchtigkeit bringende Äquatorialwinde von Süden her dem Passat sein Gebiet streitig machen. Der Boden der Sahara ist so erschreckend wasserarm, weil zuerst die Luft so trocken ist. Der Dampfgehalt sinkt auf ein Zehntel bis ein Sechstel der Sättigung, mit das geringste Maß auf der ganzen Erde. Dem entsprechend sind auch die Niederschläge sehr selten. Zwar ist selbst das Innerste der Wüste nicht absolut regenlos. Im Winter, wenn örtliche Wärmeunterschiede zu beträchtlicherer Größe anwachsen und der Äquatorialstrom in geringerer Höhe fließt, sind Gewitter- und Strichregen möglich, welche zwar nicht alle Jahre wiederkehren, soll doch in Inschallah eine regenlose Periode von 20 Jahren beobachtet worden sein, doch aber zusammen mit den Taubildungen ihr Scherflein beitragen zu den spärlichen Wassermengen, die in Wadis und Oasen zu Tage treten. Selbst zu Kairo beträgt die Regenmenge nur wenig über 30 mm. In den Gebirgen kommen natürlich reichere Niederschläge vor. Aber mächtiger, weil allverbreitet, ist doch wohl die auf der starken Ausstrahlung in den klaren Wüstenhimmel beruhende Taubildung, welche zwar auch keine allnächtliche, aber doch eine häufige Erscheinung ist. Liegen doch Maximum und Minimum der Temperaturen im Jahre 50 und mehr Grad Celsius auseinander (Mursuk 45 und —5 bis 6, Tuggurt 50 und 2, Ghadames 40 und —5 2c.), und kommen selbst zwischen Tag und Nacht Unterschiede von gegen 30° bei 25° mittlerer Jahreswärme vor.

Regen und Tau sowie in den Gebirgen schmelzender Reif und Schnee, welche in die Sanddünen und Felsspalten sickern, suchen ihre Wege unterirdisch, wo sie vor dem Verdunsten geschützt sind, und speisen beständig einen tiefliegenden Wasservorrat, der an günstigen Örtlichkeiten Feuchtigkeit genügend zu sorgfältigem Ackerbau und zur Viehzucht an die Oberfläche gelangen läßt. Dies geschieht in größtem Maße in den Einsenkungen des Wüstenbodens und in den trocknen Flußthälern der Wadis, aus deren Tiefe rinnendes Wasser bei jeder Stauung an die Oberfläche tritt, in geringerm Maße durch Quellen, die zwischen aufsteigenden Schichten ihren Weg an diese finden. So entstehen die Oasen, deren einziger Grund immer das Hervortreten einer Ader oder eines Äderchens des unterirdischen Wasserschatzes ist. Ihr reichlicheres Auftreten im Osten der Sahara im Vergleiche zum wasserärmern Westen zeigt deutlich, wie abhängig sie in erster Linie von den einzig

regelmäßig und verhältnismäßig reichlich bewässerten Gebirgen sind, welche denn auch die einzigen großen und stellenweise sogar mit dauerndem Wasser versehenen Wadis, wie Wadi Draa, Tafulti, Irkharkhar ꝛc., gleichsam Schemen von Fluß- und selbst Stromsystemen nähren. Ihre für die Wegsamkeit der Wüste so bedeutsame reihenförmige Anordnung deutet das Vorhandensein unterirdischer Ströme an, die auf ihrem Wege zeitweilig feuchtigkeitspendend an die Oberfläche treten.

Nubien kann in weitem Sinne als das mittlere Nilland aufgefaßt werden. Im Norden bildet seine Grenze der gleichzeitig geographische und politische Markstein von Syene (Assuan), aber mit Rücksicht auf Naturcharakter und Bevölkerung ist die Grenze östlich vom Nile bedeutend weiter nach Norden vorzurücken und sollte eigentlich die ganze sogenannte arabische Wüste zwischen Nil auf der einen, Suezlandenge und Rotem Meere auf der andern Seite umfassen; im Süden dürften Bodengestalt und Klima unschwer die Grenze am Nordrande des abessinischen Hochlandes und der Höhenzüge des südlichen Kordofan bilden, welche von dem Marragebirge Darfurs herüberziehen; im Osten hat man von jeher das Rote Meer und im Westen die Wüste Sahara und nach Südwesten zu die politische Grenze zwischen Kordofan und Darfur dieses Land Nubien begrenzen lassen. So reihen sich also seine Teile gleich Ägypten an den Faden des Nilstromes, aber ohne jene tiefe Abhängigkeit von demselben, welche Ägypten zum Geschenke des Nil macht. Denn wenn auch Nubien als Stufenland im Ritterschen Sinne von der Quellenplatte der obern Nilzuflüsse und den abessinischen und sudanischen Gebirgen sich nordwärts senkt, so hat es doch seinen eigenartigen Oberflächencharakter, und wenn auch die wenigen Flüsse, denen seine höher gelegenen Landschaften Ursprung geben, größtenteils dem Nil zustreben, und wenn außerdem die Vereinigung des Weißen und Blauen Nil die größte hydrographische Erscheinung des Gebietes darstellt, so ist doch auch selbst in hydrographischer Beziehung das Land weniger abhängig als das im Grunde nur von einem Stücke Nilthal gebildete Unterägypten. Das Klima aber ist es, welches zusammen mit dem von ihm bedingten Vegetationscharakter am meisten dazu beiträgt, dem Lande einen einheitlichen Stempel aufzuprägen.

Nubien ist nicht das Land endloser Ebenen, wie es einst verstanden wurde. Wenn es auch in der Mitte und im Süden weite Flächen einschließt, ist es im Osten, in der sogenannten Nubischen Wüste, und auch in manchen Teilen des westlich vom Nil gelegenen Gebietes, wie in der Bajudasteppe, entschieden gebirgig. Noch in der Breite von Suakin fallen die Ausläufer des in der arabischen Wüste seine höchste Entwickelung erreichenden Gebirgszuges steil nach dem Küstentieflande ab und bewahren noch hier den vorwaltenden Plateaucharakter mit den tiefen Wadifurchen, die steile Thäler in das fast ganz von Vegetation entblößte Urgestein legen. Noch weiter südlich ist das Land um den Barka vollkommen gebirgig und entbehrt, wie Heuglin ausdrücklich hervorhebt, „aller weitläufigen Tiefebenen". Der bekannte Karawanenweg durch die Nubische Wüste zwischen Korosko und Abu Hammed (10 Tagemärsche von 10—12 Stunden) führt allerdings zunächst durch ebenes, echt wüstenhaftes Land, wo nur in den tiefsten Lagen das dürre Gras Gesch oder Gasch erscheint. Doch überschreitet man bald Hügelzug über Hügelzug, und wenn man sich dem Gebirge Dschebel Morrat nähert, tritt man auch in ein Gebiet reichern Pflanzenwuchses, welches hier durch einen Gürtel dumartiger Palmen (Delach der Araber) eröffnet wird: eine nubische Oase, wie sie in viel großartigerer Entwickelung im obern Barkagebiete uns entgegentritt. Die Bajudasteppe, jenes für den ägyptisch-nubischen Verkehr stets so wichtige Land der Nilkrümme zwischen Dongola und Chartum, ist ebensowenig wie jener nördlichere Strich die „wahre Ebene", als welche sie z. B. noch Gumprecht in seiner großen Geographie von Afrika schildert, sondern ein im Norden gebirgiges, felsiges, von baumreichen Thälern häufig durchschnittenes Land, das erst im Süden und Westen in die Steppen- oder Wiesenplateaus

von Kordofan übergeht. Von diesen Gebirgserhebungen und Hügelzügen abgesehen, ist aber das Land von mittlerer Höhe, seinem Stufencharakter zwischen Ober- und Unterlauf eines großen Stromes entsprechend. Gerade hier ist das Gefälle des Nil nicht sehr beträchtlich. Als bezeichnende Höhenpunkte mögen Syene (104 m) an der Nordgrenze und Chartum (360 m) nahe der Südgrenze gelten, beide im Thale des Nil gelegen. Hochgebirge gibt es hier nicht. Die höchsten Berge dürften sich nicht über 2000 m erheben.

Der Nil empfängt auf nubischem Gebiete seinen größten Zufluß, der zum Unterschiede vom eigentlichen Obern (Weißen) Nil der Blaue Fluß, Bahr el Azrek, genannt wird. Dies ist die größte und folgenreichste Thatsache im Charakter der Bewässerung Nubiens. Was aber den zweiten nubischen Nilzufluß, den Atbara, anlangt, welcher als Takasseh die Felsschluchten Abessiniens durchbricht, um als Setit das Gebiet der Homran zu durchfließen, so ist dies bereits ein echt nubischer Strom, indem er in der neunmonatlichen nubischen Trockenzeit im untern Laufe bis auf die tiefern Stellen fast vollständig austrocknet, so daß sogar die Nilpferde ihn dann verlassen, um das bleibende Wasser des Nil aufzusuchen. Alle andern, viel kleinern Flüsse Nubiens sind ausgeprägte Wadiflüsse oder Fiumaren, und es gilt von allen, was Alvarez von den äthiopischen Zuflüssen des Roten Meeres sagt: „Wir konnten von keinem Flusse erfahren, der aus Äthiopien ins Rote Meer geht, denn alle versiegen, wenn sie in das flache Land kommen". Der größte von diesen selbständigen temporären Wasserläufen, die man, da sie nur in der Regenzeit fließen, ebensogut Regenströme nennen könnte, wie die kleinen Chors, ist der Barka, der sein Dasein einem gebirgigen und darum wohlbewässerten Quelllande am Nordrande Abessiniens verdankt. Aber auch dieser ist in der trocknen Zeit oberflächlich versiegt; man hat das Wasser in seinem Unterlaufe dann in 6 m Tiefe zu suchen. Von der großen Anzahl von Regenströmen, welche im Barkagebiete zwischen Tokar und Wold-Qan den Sahel durchfurchen, sollen trotz der Nähe der Küste selbst bei höchstem Wasserstande manche das Meer nicht erreichen, andre ergießen periodisch beträchtliche Wassermassen in dasselbe, so der Chor Eidub und die Torrenten von Adomanah, von Quarora und der Falkat. Die allgemeine Richtung aller dieser Regenströme geht von Süden oder Südwesten nach Nordosten. Je weiter man in die Berge eindringt, um so grüner werden die Gelände an den Ufern der im Gerölle eingefurchten kleinern Regenströme. Und so ist jeder Wasserlauf im nubischen Lande von der vertikalen Erhebung abhängig, selbst auch die meisten Quellen sind es. Einige Thermen in Unternubien machen eine Ausnahme. Das Wasser, wo es vorhanden, ist in der Tiefe versteckt, wo nach der Sage der Eingebornen ausgedehnte Wasserbecken ruhen, die man mit 8—12 m tiefen Brunnen in Taka und Kordofan unter einer blauen Thonschicht erreicht. Seen kann es in solchem Klima nur unter örtlichen Umständen geben, welche die Aufstauung des Regenwassers begünstigen, und so ist der einzige See Nubiens, der Birke Kordofans, ein Regensee.

Arabien bildet den Übergang von Asien nach Afrika. Das Band zwischen den Erdteilen ist schmal, die Landenge von Suez ist nur 120 km breit, aber denken wir uns statt der Landenge von Suez einen breiten Eingang vom Mittelländischen in das Rote Meer, wäre nicht der Gang der Weltgeschichte, des Völkerverkehres, des Welthandels ein ganz andrer geworden? Diese Landenge hat vielleicht ebensoviel Bedeutung als Schranke zwischen Mittelmeer und Ozean denn als Brücke zweier Erdteile. Nördlich von ihr pulsiert ein andres Leben als südlich. Wohl fassen die Araber gern ihr Land als eine Insel auf, da Meere es auf drei Seiten und Wüsten im übrigen Umfange ein- und abschließen. Aber es ist gerade darum wie eine Insel günstig zu den Strömungen des Weltverkehres gelagert, und von alters her durchzogen Karawanenwege sein Inneres. Kamel und Pferd, beide unentbehrlich zur Durchquerung der Wüsten, waren früher in Arabien als in Afrika

bekannt. Ehe Mekka als heilige Stadt des Islam Zielpunkt der Wallfahrten der Gläubigen wurde, war es ein Mittelpunkt des arabischen Karawanenhandels. Hier kreuzten sich Wechselbeziehungen zwischen dem Süden und Südwesten der Halbinsel, Hadramaut und Jemen, auf der einen und Afrika, Persien, Mesopotamien auf den andern Seiten. Die Lage ist nicht ungünstig. Die Bewohner nannten ihre Stadt die Mitte der Welt: vermeintlich sind nach Damaskus, Meschhed Ali, Kerak in Palästina und andre überallhin etwa sieben Tagereisen. Mohammeds Stamm der Koreischiten war besonders durch seine Teilnahme am Welthandel mächtig. In der Entwickelung des Islam gerade an dieser Stelle sind diese Völkerbeziehungen eines großen Marktplatzes von Einfluß gewesen, mehr aber noch vielleicht, daß das Land alter Kultur in Südarabien sich hier mit dem Steppengebiete Zentralarabiens, der Heimat des Unabhängigkeitsgefühles, des Wandertumes, der Kampfbereitschaft und des Fanatismus, berührte. Inseln vereinigen Verkehr und Abschließung. Die Araber haben zwar nach außen zuzeiten übergegriffen, aber selber fast durchaus vor und immer nach Mohammed frei von tiefgehenden Invasionen jeder Art gelebt, und selbst von den wenigen Versuchen dazu hat keiner Fuß zu fassen vermocht: weder Älius Gallus, des Augustus Feldherr, noch die Äthiopier, noch die Sassaniden, die Osmanen nur am äußersten Westrande, die Perser im Osten und die Ägypter kurze Zeit in Zentralarabien.

Arabien ist nicht in derselben Ausdehnung Wüste wie das Saharagebiet. Auch Arabien hat seine grünen Ränder und seine feuchten Wadis und Oasen und umschließt nur zwei eigentliche Wüstenregionen, eine im Norden, die andre im Süden, welche durch den Gebirgszug Dschebel Arad voneinander getrennt sind. Wüst sind auch die Küstensäume auf einige Meilen Breite, besonders im Osten. Aber die höhere Lage eines großen Teiles des Innern der Halbinsel bringt kühleres und feuchteres Klima. Außerhalb der Sandwüstenregionen, welche ungefähr ein Drittel Arabiens einnehmen, kann ein großer Teil des Landes als Steppe im Sinne der nubischen bezeichnet werden, denn er begrünt sich zur Regenzeit für einige Monate und bietet dann den Wanderhirten Weiden für ihre Herden. Der Rest ist Oasenlandschaft, im äußersten Süden aber finden wir zusammenhängende Strecken fruchtbaren Landes, und besonders birgt der Südwesten des „Glücklichen Arabien" fruchtbares Gebiet. Hier sind die Abhänge der Randgebirge sogar schön bewaldet, aber die Ebenen der Küste (Tehamas) sind wieder wüst. Die Halbinsel Sinai nimmt für den größten Teil ihrer Erstreckung am Steppencharakter der nächst angrenzenden Strecken Arabiens teil. In das Bild Arabiens zeichnen einige der düstersten und ödesten Linien die altvulkanischen Landschaften der Harra, der erloschenen Auswurfskegel, mit weithin sie umgebenden, mit Doleritblöcken besäeten dunkeln Tuff- und Aschenebenen. In diesem insularen Halbinsellande ist die Mitte das von Natur und Geschichte scharf gezeichnete Zentralarabien, der Kern der gleich dem nördlichen Afrika ein einziges weites Hochland bildenden Halbinsel, das von keinem einzigen größern Gewässer durchflossen wird, und auf dem zwar Niederschläge fallen, aber so spärlich, daß selbst Steppenflüsse und Binnenseen im größten Teile des Gebietes gänzlich fehlen. Großenteils liegt es aber höher als jenes ihm vielfach verwandte Gebiet im Westen, denn das arabische Hochland erreicht an vielen Stellen 1000—1300 m Meereshöhe und ist gegen die See hin von Randgebirgen umschlossen, welche bis zu 2500 m ansteigen.

Ganz ähnliche Merkmale wie in der Sahara trägt die Bewässerung. Von dauernden Flußsystemen kann natürlich nur in geringem Maße die Rede sein in einem Lande wie Arabien, das ein so trocknes Klima und noch dazu so wenig hohe Gebirge besitzt, welche möglicherweise ewigen Schnee in ihren Schluchten bewahren könnten. Nur in der nicht so regenarmen Region des Südwestens, die jenseit des Wendekreises liegt, rinnen Flüßchen zum Meere, sind aber, wo nicht selten reiche Quellen verborgenes Wasser nahe bei der Mündung

zu Tage fördern, den größten Teil des Jahres wasserleer. Das von Seetzen gepriesene und von Langer den Gebirgsthälern Tirols und der Schweiz verglichene Thal von Hadie sieht doch nur in der Regenzeit zahlreiche Bergbäche seinem Grunde zueilen, den dann ein breiter Fluß durchbraust. In der trocknen Zeit ist es ein ungesunder Sumpf. Jenes große Wadi, ein ganzes Stromsystem umfassend, von dem man behauptet, daß es von Jemen bis gegen den untern Euphrat sich hinziehe, und das man deshalb Zentral-Wadi genannt hat, ist in der Regenzeit nur stellenweise ein großer Strom, trotzdem eine Masse kleinerer Fiumaren oder Wadis in denselben mündet. Der Viehzucht ist diese Wasserarmut nicht absolut hinderlich. Die Ghadapflanze, welche durch ganz Arabien verbreitet ist und 4—5 m hoch selbst in den sandigen Dünenregionen der Nefud wächst, gibt Schafen und Kamelen Nahrung; solange aber die Kamelstuten Milch haben, braucht der Hirt auch kein Wasser. Was man vom Lappen des hohen Nordens gesagt hat, er lebe zuerst von seinen Herden und hänge durch sie erst mit der Natur zusammen, das gilt auch vom nomadisierenden Araber.

Das Klima Nubiens und Arabiens ist bestimmt durch die Lage des Landes auf der Grenze der Winter- und Sommerregen, durch geringe Regenmengen und durch große Hitze. Für Arabien kommt die teilweise beträchtliche Höhenlage hinzu. Das Klima des nördlichen Arabien ähnelt dem Saharaklima, dasjenige des südlichen dem des Sudan. Ohne den Nil und seine Zuflüsse und die zahlreichen oasenerzeugenden Unebenheiten des Bodens würde die Nordhälfte Nubiens einfach nur das Verbindungsglied zwischen der Sahara und der arabischen Wüste sein. Die Südhälfte aber gleicht darin dem Sudan, daß sie in den meisten Teilen eine hinreichend lange Regenzeit besitzt, um den Ackerbau und unter allen Umständen die Viehzucht zu begünstigen. In Nordnubien ist auf weiten Tagereisen das einzige Wasser jener täuschende Spiegel der Fata Morgana, welchen die Araber sinnreich „Wasser der Gazellen" nennen. In Südarabien und in Kordofan ist es in der nassen Jahreszeit schwer, die Anpflanzungen vor wucherndem Unkraute zu bewahren, denn die Vegetation ist so üppig, daß man sich hier endlich nach der langen Reise durch die Steppen in den ersten Tropenwald versetzt sieht. Gemeinsam sind aber beiden in der trocknen Zeit ungemein hohe Hitzegrade, welche die arabische Küste in der Region der Tehama zu einem der heißesten Striche der Erde machen und Nordnubien bereits der Isotherme von 28° C. zuweisen. Höchste Temperaturen von 60° sind in Berber, Schendy ꝛc. nicht selten, und der Sand erhitzt sich dann bis nahe zum Siedepunkte. Die Regenzeit beginnt in den verschiedenen Gegenden auch zu verschiedenen Zeiten. Am nördlichen Roten Meere werden der November, Dezember und Januar, weiter südlich um Kassala die Monate August, September und noch weiter nach dem Äquator, in dem Lande Galabat, die Monate Juni und Juli als Regenzeit angenommen. Unter den Tropen gehen einige schwere Gewitter bei Anfang und Ende der Regenzeit voraus, es fällt gleichzeitig ein unglaublich heftiger Regen aus dem dichtbewölkten, finstern Himmel herunter. Dann regnet es eine oder mehrere Stunden am Tage und auch in der Nacht ohne Regelmäßigkeit, bis einzelne starke Gewitter nebst Regen den Schluß der Regenzeit ankündigen, wo dann heller Sonnenschein, Hitze und klarer Himmel wieder eintreten und damit die warme, trockne Jahreszeit beginnt, die in Sennar im günstigsten Falle den sudanischen Typus mit einer Dauer von 7 Monaten (Oktober bis April) aufweist, während in der Thebaide, wo die nördlichsten Ausläufer der tropischen Regen im April und Mai in Form von Platzregen mit Gewittern anzutreffen sind, die Regen oft ganz ausbleiben. Regelmäßig werden dieselben erst etwa von Neu-Dongola an. Schweinfurth nimmt den 25.° nördlicher Breite als die Südgrenze der Winterregen und die Nordgrenze der Ausläufer der südlichen Sommerregen an.

Die Wüste ist pflanzenarm, aber nicht pflanzenleer. Es fehlt sogar nicht an hochgewachsenen Akazien, und die Hammadas in der Nähe des wasserreichern Atlas hat man

wegen ihrer Gesträuchsteppe als Saharasteppe unterscheiden wollen. Dies ist eine Übergangsform, denn im Innern der Wüste sind gerade die Hammadas am pflanzenärmsten. Ein Küstenstrich wie derjenige zwischen Janbo und Dschibba, wo Haine von 12—15 m hohen Akazien die Höhen bedecken, während eine wahrhaft tropische Mangrovenwaldung die Küste einfaßt, mag zur Sage von dem glücklichen, duftenden Arabien Anlaß gegeben haben. Aber auch im Innern, innerhalb der Grenzen von Schammar, umgeben Ethelbäume (eine Tamarix-Art), welche einen großen Teil des Jahres hindurch blühen, und Palmenhaine die Dörfer und Zeltlager. Freilich tragen diese Steppenpflanzen in allen ihren Organen die Verkümmerung zur Schau. Nur die sehr verbreiteten Salzpflanzen haben einen Schein von Üppigkeit und Saftreichtum. Fast blattlos und damit grau ist aber die ebenfalls häufige Pfriemenform, welche in Retama, Ephedra und andern mehr besen- als pflanzenartige Geschöpfe hinstellt. Die Gräser sind scharf und wachsen in einzelnen dichtgedrängten Büschelrasen, die aber im Falle des wichtigsten Kamelfutters Aristida Mannshöhe erreichen. Eine Lebenszähigkeit, welche sogar die Entwurzelung und das Umhertreiben vor dem Sturme nicht scheut, stempelt die Mannaflechte (Parmelia) und die Jerichorose zu den echtesten Kindern der Wüste, und nicht minder läßt der Dorn- und Haarreichtum der Akazien, des Alhagi, Judendornes, der Strohblumen, des Wermuts, der Boretscharten deutlich genug den Zweck des Schutzes oder die Folge der Zusammenziehung aller weichern Organe erkennen. Für die Ernährung des Menschen ist die Armut dieser Wüste an Zwiebeln und gurkenartigen Gewächsen verhängnisvoll. Nordafrika kontrastiert in dieser Beziehung mit den nahrungsreichern Steppen des Südens. Und dem entsprechend ist auch das Tierleben arm. Die angeblich charakteristischen Wüstentiere, wie Löwe, Hyäne, Strauß, Schakal, gehören nur den Übergangslandschaften, dann den Oasen und der Nachbarschaft der Karawanenstraßen an.



Gummi-Akazie (Acacia vera).

Wenig hat also der Mensch aus der Flora und Fauna der Wüste für sich entnehmen können. Er hängt, wo er den Acker baut, fast ganz von den eingeführten Kulturpflanzen ab. Die ansehnlichste und wichtigste Kulturpflanze ist auch in diesen Teilen der Wüste die Dattelpalme. Ihr reihen sich von Getreidearten Weizen, Penicillaria (Duchn), Durra an, in der Libyschen Wüste auch Reis. Bohnen, Erdmandeln, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, Gurken, Baumwolle und einige andre sudanesische Kulturgewächse sind bekannt, werden aber selten angebaut. Sudanesische oder arabische Abstammung spricht sich in Namen der Kulturpflanzen aus. Im Tibbulande tragen sie alle ihre sudanesischen Namen mit Ausnahme der Wassermelone und des Flaschenkürbisses. Die Dumpalme und der Seifenbaum finden hier ihre Nordgrenze. Von andern Bäumen sind nur einige Akazien, worunter Acacia Sayal und Acacia nilotica und eine sehr gummireiche (s. obenstehende Abbildung), deren Rinde zum Gerben benutzt wird, hier Here genannt, zu erwähnen. Tamarix und der Kapernstrauch reihen sich ihnen an, während aus dem niedrigern Pflanzenwuchse die als Kamelfutter wichtige Alhagi und Had (Cornulaca) sowie die für die Ernährung des Menschen oft nicht minder wichtige

Koloquinte zu nennen sind. Der Reichtum an Gräsern ist beträchtlich. Unter ihnen sind einige, wie Kreb und Afresch, als wildwachsende Körnerträger wichtig, deren Früchte oft anstatt des Getreides zur Ernährung der Bevölkerung dienen. Notzeiten, in denen man auf diese Aushilfe zurückgreifen muß, sind nicht selten. Sogar von der größten Oase der Sahara, von Fessan, sagt Nachtigal: „Alles was der Ackerbau den Fessanern liefert, reicht notdürftig zur Deckung des Daseins hin und würde ohne die Beihilfe der Dattelpalme selbst dazu nicht genügen". In Nubien ist, dem Klima entsprechend, der Wüstencharakter in den nördlichen, der der Steppe in den südlichen Teilen der vorwaltende, oder vielmehr es besteht die Tendenz zu diesem hier, zu jenem dort. Von örtlichen Verhältnissen, hauptsächlich der Bodengestalt, hängen Grad und Art seiner Ausprägung ab. Südlich von Korosko ist auf dem Wege nach Abu Hammed der Wüstencharakter so entschieden ausgesprochen wie in den ärmsten Teilen der Sahara oder der arabischen Wüste. Beurmann fand dort jede Spur organischen Lebens verwischt; „die Wüste entwickelt hier ihre volle Macht". Ähnliches findet man auf manchen Strecken der Bajudasteppe. Wo aber Weideland, d. h. Steppe, sich entwickelt, ist dasselbe doch auch nur zeitweise ergiebig, wenn Winterregen gefallen sind und die Pflanzenkeime erweckt haben. Nirgends ist das wandernde Hirtentum so von der Natur bedingt. In der trocknen Jahreszeit, vor allem aber in trocknen Jahrgängen, muß der Hirt oft weite Wanderungen im Gebirge machen, um Weide zu finden, ja er muß dann seine Herde vermindern und ist selbst genötigt, sich zeitweilig als Arbeiter und Ackerbauer im Nilthale zu verdingen; sind aber seine Wüstenthäler wieder begrünt, so kehrt er sicher wieder in sein geliebtes Vaterland und zu seiner alten Beschäftigung zurück. Das Grasland erfährt seine höchste Entwickelung im Süden Kordofans, wo die Halme hoch und dicht wie auf üppigen Getreidefeldern wogen. Wald im wahren Sinne des Wortes kennt Nubien nicht, der günstigste Fall sind offene Haine von Mimosen oder Dumpalmen. Folgende Schilderung Kotschys zeichnet den dem Walde am nächsten kommenden Mimosenbuschstreifen, der durch den Sudan und Nubien sich auf der Grenze der Steppe hinzieht: „Das Terrain senkt sich unmerklich, und man kommt in einen unübersehbaren Wald von Mimosa nilotica. Das Erdreich ist fetter Schlamm, der sehr starke Sprünge hat. Die Mimosen haben 4 Zoll im Durchmesser und an 3 Klafter Höhe. Alle Bäume sind krank, die Spitzen der Äste trocken, die Rinde ist rötlich überflogen, und der Wald scheint dem Tode näher als dem Leben zu sein, wahrscheinlich, weil er durch 4 bis 5 Monate tief im Wasser der Regen steht, welches in den Weißen Nil abfließt. An diesen Bäumen findet man das schönste, reinste Gummi und oft in beutelähnlichen Klumpen von 2 Pfund."

Ärmer als das Innere ist zum größten Teile die Küste. Mit dem Betreten des Küstenabfalles ändern sich Boden und Wasser, Pflanzen und Menschen nicht zu ihrem Vorteile. Es weht entweder von Norden her ein frischer Seewind oder ein drückender lauer Südost, aber beide Winde sind vorwiegend trocken. Die spärlichen Quellen haben einen sehr bittern Geschmack und zuweilen gar einen schwefelstoffartigen Geruch. Der Boden zeigt sich stellenweise locker, krustig, gelblich, feucht, von einer salzigen Flüssigkeit imprägniert. Ein mageres, bitteres, perennierendes Bächlein macht vielleicht den vergeblichen Versuch, weiter ins Thal hinauszurieseln und gibt einem Binsenhaine sein grünes Dasein, wird aber nach einem Regen auf einige Tage ein reißender, verheerender Süßwasserstrom. Die Bevölkerung ist hier am dünnsten, der Ackerbau fehlt fast ganz. Eine Ausnahme machen die flachen Küstenstriche, wie sie z. B. hinter Suakin bis zum Gebirge hinziehen. Mit am wüstenhaftesten ist der nördliche Teil des zwischen Nil und Rotem Meere gelegenen Landes, ein wichtiges Stück Erde durch die verschiedenen Karawanenstraßen, die vom Nil zum Roten Meere durch dasselbe führen. Es ist als wichtig hervorzuheben, daß im ganzen östlich vom Nil, begünstigt durch bessere Regenverhältnisse, der

Sudancharakter der Flora weiter nach Norden reicht als in den Landen westlich vom Nil. Erst jenseit des Wendekreises beginnt dort die Wüste, und diese wird durch die nicht so ganz seltenen Regen, die Gebirgszüge und die Nähe des Meeres nie so pflanzenarm wie im Innern der Sahara. Klunzinger sagt von der Vegetation der sogenannten arabischen Wüste: Die Wüstenflora ist zwar nicht reich, aber man kann doch in günstigen Jahren bald ein Herbarium von 100—150 Arten zusammenbringen. Für die ägyptischen Wüsten überhaupt rechnet man gar 600 Arten; sie gehören zum Teile schon Familien an, die uns ganz fremdartig sind, und die man im Nilthale ganz vergebens suchen würde. Außer den überall eingreifenden Familien der Gräser, Korb-, Kreuz-, Lippen- und Schmetterlingsblüter 2c. treten besonders die fremdartigern Formen der Mimosaceen hervor. In der Küstenflora der Wüste, welche des Salzdunstes des Meeres bedarf, wird für den Menschen die Schora (Avicennia officinalis) wichtig, welche dichte große Wälder am Meere bildet, die nur bei starker Ebbe trocken liegen; mit ihrem Holze, das zum Brennen gebraucht wird, werden Schiffe beladen, und viele Kamele leben nur von ihren großen, lorbeerähnlichen Blättern. Weithin ist an manchen Orten die Küste besetzt mit Büschen von Salzpflanzen und Binsen, welche, den Flugsand sammelnd, je auf einem selbstgemachten Sandhügel stehen; einige derselben geben alkalische Asche.

Für geselliges Wachstum, das sonst dem Wesen der Wüste fremd, sorgt die weitaus häufigste Pflanze der arabischen Wüste, die Zilla, der Wüstendorn, ein Kleinstrauch mit Kreuzblüten. Sie ist es hauptsächlich, welche die Thäler, von weitem gesehen, wie grüne Wiesen erscheinen läßt. Während der doch sonst als Distelfresser berühmte Esel sich wohlweislich von diesem Dornbusche fernhält, findet das dickzüngige Kamel den größten Genuß darin, dieses Stachelkraut massenweise zu zerkauen. Für den Menschen wichtig ist aber dann vor allem die Thatsache, daß der Grasreichtum Afrikas sich auch hier nicht verleugnet, so daß in den Gründen und Hintergründen der Wadis der Nomade noch immer Futter für kleine, abgehärtete Herden findet.

Südnubien ist dagegen eins der üppigsten Grasländer Afrikas, ja der Welt. Nicht nur an Größe und Menge der Individuen, sondern auch an Ausdauer überragen die Gräser Kordofans und Sennars die meisten ihresgleichen. Die Andropoginee Adar mit 5—6 m hohen Stengeln ist unter den nichtholzigen Gräsern wohl das höchste. Noch in der Bajuda-Steppe fand Hartmann es von solcher Höhe, daß es den Kopf eines Kamelreiters überragte, und er vergleicht die Savanne in der trocknen Jahreszeit „einem eng gesäeten unermeßlichen Kornfelde". Am erstaunlichsten ist aber, daß Graswuchs von mehr als Männerhöhe selbst noch dort vorkommt, wo eine Trockenzeit von 7—8 Monaten die Wachstumsperiode einschränkt. Und was dieser Graslandschaft hier wie im Mittelsudan noch den besondern Kulturwert verleiht, ist der Reichtum an nahrhaften Körnern. Kotschy nennt in seiner Reise durch Kordofan Triachyrum cordofanum, Eragrostis tremula und pilosa, Panicum Petivieri „und mehrere andre" als Gräser, aus deren Samen Brot gebacken wird, wenn man kein Getreide hat. „Da das Durrakorn", schreibt er, „noch nicht zur Reife gelangt war, so brachte man uns Brot aus verschiedenen Grassamen, die vor der Regenzeit eingesammelt worden waren. An den Rändern der waldigen Nilufer nämlich werden verschiedene Gräser bis 4 Fuß hoch. Sind nun die Vorräte von Durrakorn erschöpft, so ist es die Sorge der Frauen, wilden Grassamen als Ersatz zu suchen. Zu diesem Behufe gehen gewöhnlich drei Frauen zusammen mit einer Ferda aus, einem von ihnen selbst verfertigten Tuche von Baumwolle. Zwei von ihnen breiten das Tuch unter die mit Samen schwer beladenen Spitzen der Gräser aus, während die dritte mit einem langen schlanken Stocke die Schläge über die Grasfrüchte mit solcher Geschicklichkeit führt, daß alle Samenkörner auf das Tuch fallen. Darauf wird das Eingesammelte

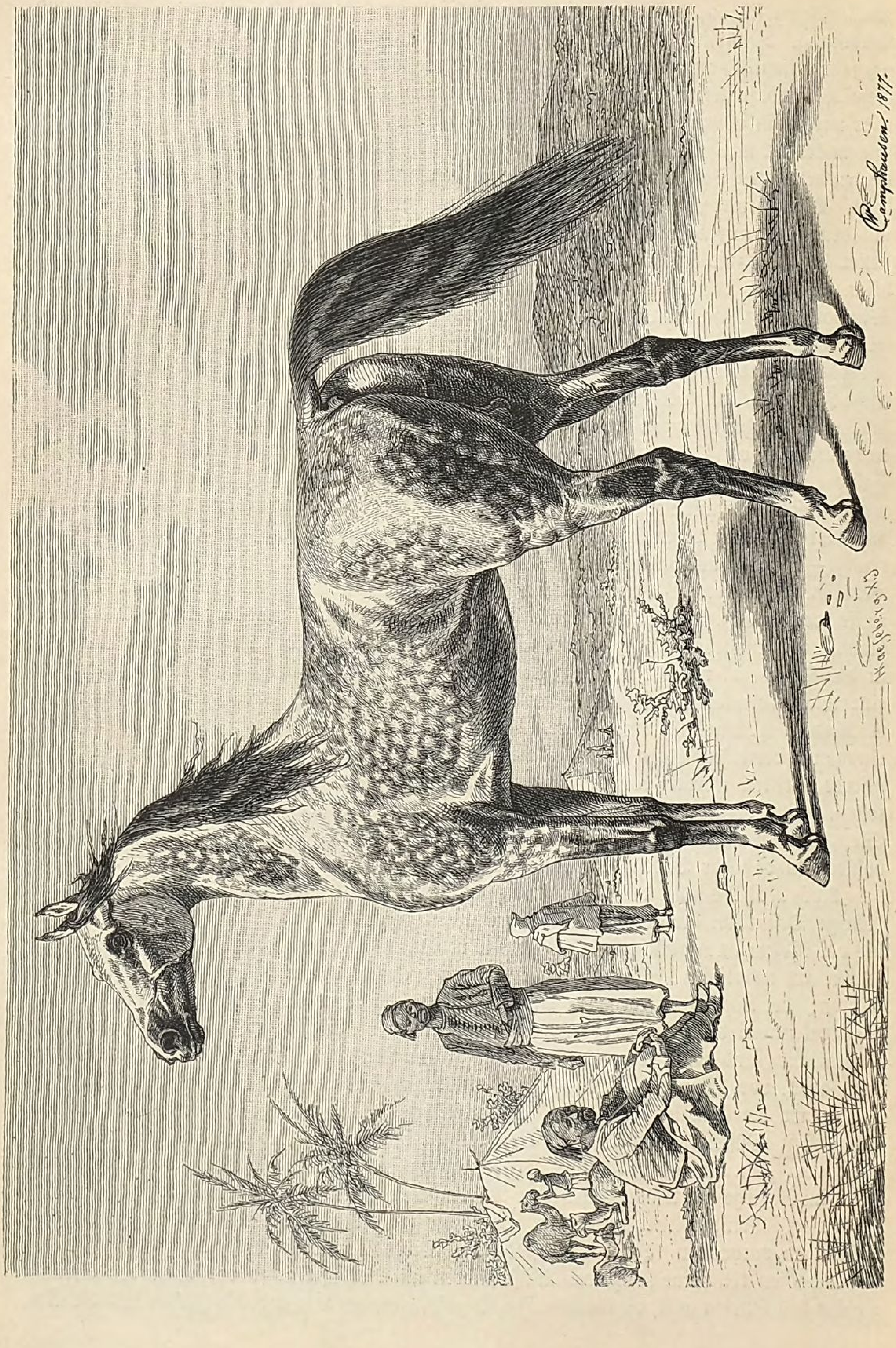
oberflächlich ausgeputzt und in einen Ledersack gesteckt. Zu Hause angelangt, reinigen sie die Samen vollends und weichen dieselben über Nacht im Wasser ein, um sie am Morgen in der Merhaka, d. h. zwischen zwei Reibsteinen, in Teig umzuwandeln. Dieser Teig wird in einem thönernen Topfe gekocht und dann auf heißen Steinen zu Kuchen gebacken. Das Brot ist schmackhaft, bietet aber eine derbe Nahrung, da doch ein guter Teil der Samenhülsen darin bleibt." An solchen Stätten möchte man die Heimat der angebauten Getreidearten am sichersten vermuten, und man liest mit doppeltem Interesse, wenn ein Botaniker wie Kotschy es als auffallend hervorhebt, daß er in Kordofan nie Durra, wohl aber Duchn verwildert gesehen habe, und daß er verschiedene Arten von Penicillaria bei Abu Grad sogar sehr gut in verwildertem Zustande gedeihen sah. Dieses alles ist indessen keineswegs mit einem großen Reichtume der Arten verbunden. Steppen sind artenarm, denn sie sind Stätten geselligen Pflanzenwuchses. Das Savannenland Kordofans ernährt nur 20—25 verschiedene Pflanzenarten, während an den Nilufern das Dreifache wächst. Auffallend ist dabei die große Anzahl der Nutzpflanzen auch unter den nichtangebauten. Obenan steht hier der wilde punktierte Reis, welcher alle Gewässer umsäumt und eine reiche Ernte bietet. Ein gesundes Gemüse liefern die sehr häufig vorkommenden unreifen Früchte von Abelmoschus esculentus (Bamia), ebenso die Blätter mehrerer Corchorus-Arten, den Arabern als Melochia bekannt. Portulaca oleracea trifft man bei jedem Araber während der Regenzeit mit Fleisch gekocht an. Die jungen Triebe von Polanisia orthocarpa und Cyanoptis senegalensis werden ebenfalls als Gemüse gekocht. Von allen drei Nymphäenarten sammelt man die Knollen, welche die Größe unsrer Kartoffel haben und ihr an Güte fast gleichkommen. Auf dem sandigen Boden wachsen Wassermelonen mit weißem und gelbem süßen Fleische. Eine angenehme Frucht liefert Cucumis Bardana, die, auf Felsenblöcken rankend, orangengroße Melonen trägt, welche wie Äpfel genossen werden können. Die Blätter von den Ocymum-Arten und die Samen von Ceratotheca melanosperma werden als Gewürze verwendet. Einen vielartigen und darunter ganz eignen Nutzen haben die armsdicken Stämme des Calotropis. Ihn fliehen nämlich die Termiten, so daß alles Gepäck mit Sicherheit auf dieselben gelegt werden kann. Die Blätter benutzt man ferner, um dem Biere aus Duchnkorn berauschende Eigenschaften zu geben. Die seidenhaarige Wolle, welche in den blasigen Früchten den Schopf der Samen bildet, wird zur Füllung weicher Polster gesammelt. Wieder in eigentümlicher Weise sind die Blütenkelche von Hibiscus sanguinolentus nützlich, die mit roten Drüsenhaaren dicht besetzt sind. Diese Haare schwitzen eine saure Feuchtigkeit in ziemlich großer Menge aus, und in Wasser gethan, gibt diese eine leichte Limonade. „In diesem heißen Klima sehnt man sich nach sauern Getränken, welche leider fast ganz fehlen, da der Vorrat an kleinen Zitronen ein sehr geringer ist." Die markige Substanz der Früchte von Adansonia, welche zwischen den Samen liegt, wird ebenfalls entweder mit Wasser oder mit gekochtem Teige ihrer Säure halber genossen; ebenso werden die Schoten von Tamarindus indica zu einer teigigen Masse geknetet, und man bringt sie in Form von Broten auf den Markt. Endlich nennen wir noch die hohen, schattenreichen Seifenbäume (Balanites aegyptiaca). Ihre Früchte sind von der Größe einer kleinen Dattel, haben reif eine wachsgelbe Farbe und werden genossen. Die Steine der Früchte aber sammelt man, um sie beim Waschen der Baumwolltücher, welche die Nubier an dem mit Fett bestrichenen Leibe tragen, statt Seife zu gebrauchen.

Nubiens Tierreichtum war ursprünglich durch die Mannigfaltigkeit der natürlichen Lage, den Wechsel von Steppe und Wald ein sehr großer. Alle großen Säuger Afrikas waren hier vertreten. Der Elefant ging in historischer Zeit über den 16.° nördlicher Breite hinaus, das Nilpferd geht bis Faras in Unternubien, das Nashorn ist in den Wäldern

von Taka zu finden, zahllose Antilopen und Einhufer beleben die Steppen Sennars und Kordofans. Natürlich, daß die Bewohner dieses an Tierleben so überaus reichen Landes sich sehr wesentlich auch von der Jagd ernähren. Vor 40 Jahren hatten sie noch gar keine Gewehre und jagten damals bloß mit Windhunden oder stellten Schlingen an den Orten, über welche Antilopen herdenweise hinzuziehen pflegen. Auch heute sind alle diese Jagdarten, ungeachtet der starken Verbreitung der Gewehre, noch immer üblich. Die starken, aus Ochsensehnen bereiteten Schlingen werden im Boden befestigt und mit einem grünen Flechtwerke bedeckt. Dieses letztere ist so eingerichtet, daß, wenn eine Antilope auf dasselbe tritt, sie sogleich mit dem Fuße ausgleitet und dieser in die hohl gelegte Schlinge schlüpft. Die Schlingensteller besuchen zu Kamel ihre Fangstellen jeden Morgen und kehren selten mit karger Beute heim. Kotschy erhielt den weitaus größten Teil seiner Antilopen auf diese Art. Auch mit Windhunden erhascht man kleinere Antilopen, besonders Gazellen, sowie Hasen und andre kleine Tiere, die nicht unterirdisch auf den Savannen leben. Die Vorzüge der kordofanischen Windhunde sprechen für die Bedeutung, welche hier der Jagd beigelegt wird. Die altägyptische Jagdweise mit Stellnetzen wird mit Vollkommenheit geübt. Die kordofanischen Treibjagden sind wahrhaft gewaltige Naturschauspiele. Im April, vor Anfang der Regenzeit, wird in den westlich von Obeïd gelegenen Ebenen eine große Treibjagd veranstaltet. Mahmud der Habir erzählte Kotschy, daß dort an der Südseite einer weiten Hügelreihe eine lange Felswand abfällt und nur von einem Thale ziemlich in der Mitte durchbrochen wird. In diesem durch Steinmauern verengten Thale sind mehrere große und tiefe Fallgruben angelegt. Während 3—4 Tagen und Nächten treibt aus den meilenweit entlegenen Ortschaften die sämtliche Bevölkerung mit den Waffen in der Hand das Wild der Savannen nach Norden zu. Stellenweise werden Gruppen hohen Grases in der Nacht angezündet und der weite Trieb halbmondförmig umgeben. Die erschreckten Tiere brechen, längs der Felswand sich flüchtend, in das Thal ein, wo sie, von dem Nachschub gedrängt, in die tiefen Gruben fallen und eine nach der andern anfüllen. Man erbeutet so an 300 Tiere, meist Antilope leucoryx, A. Kama, A. Euchore und andre. Aber die mit dem größten Aufwande von Kraft und Ausdauer betriebene Jagd ist die Giraffenjagd, bei welcher die berühmten dongolanischen Pferde geritten werden, denen übrigens die von Berber und Taka nicht viel nachgeben sollen. Eine der größten Gefahren dieser Jagd liegt nun gerade in dem Tierreichtume der Steppe, denn außer dem Erdferkel wohnen auch mehrere Füchse und wilde Hunde in Erdhöhlen, so daß der Boden der Savanne oft geradezu unterminiert und voller Löcher ist.

Nach Rohlfs sollte das Vorkommen großer vierfüßiger Raubtiere überhaupt gegen eine richtige Definition der Sahara verstoßen. Dem gegenüber hob Bary hervor, wie Löwen bis vor kurzem im nördlichen Saharagebiete vorkamen, Panther (oder Geparde?), wenn auch selten, im nördlichen Fessan gefunden werden; auch Haggar scheine große Raubtiere zu nähren; der Löwe sei über ganz Aïr verbreitet. Nachdem die Frage neuerdings von den Saharakennern debattiert worden, kam man zu dem Schlusse, daß allerdings die nackte, vegetations- und wasserleere Sahara keine großen Raubtiere umschließe. Größere Säugetiere aber, vor allem Antilopen, folgen den bewachsenen Wadis auch selbst ins Herz der Wüste, wo die schmalen, von allen Steinchen freien „Gazellenwege" von Wadi zu Wadi die ödesten Wüstenstrecken kreuzen. Von kleinen Raubtieren sind der Schakal und Fennek zu finden. Ein Pavian ist häufig. Als Jagdtiere sind Gazelle und einige andre Antilopen, dann im Gebirge das Mähnenschaf, der Wüstenhase nennenswert; der Klippschiefer (Hyrax) ist häufig. Von Reptilien sind unter andern die große Varanuseidechse und mehrere giftige Schlangen vorhanden. In Aïr ist selbst das Krokodil entdeckt worden.

Arabien teilt eine Reihe von Wüstentieren mit Nordafrika, so vor allem den Strauß, welcher bis Syrien geht, die Gazelle, den Klippschiefer, den Leopard, die Hyäne, den Schakal,



Arabisches Pferd. Vgl. Text, S. 136.

Hasen. In bergigern Gegenden, wo sie in Bergschluchten Wasser finden, leben Wolf, Fuchs, Steinböcke. Auch finden sich mehrere Schlangenarten und überall Eidechsen. Die Vögel sind wenig zahlreich: die Trappe, der Habicht, der Bussard. Zur Trappen- und Hasenjagd benutzen die Beduinen den Taubenfalken. Ebenso wie der Sahara fehlt von Insekten der arabischen Wüste der Floh. Eine rote Heuschrecke ist für Mensch und Tier eine nicht bloß in Zeiten der Not wertvolle Speise. Arabiens Küsten waren einst durch ihren Perlenreichtum berühmt. Und am syrischen oder mittelmeerischen Küstenrande Arabiens lebten einst die zahllosen Muriciden, auf deren Benutzung zur Purpurgewinnung sich die Blüte des phönizischen Welthandels gründete. Man sieht noch in Sidon, mehrere hundert Meter lang und mehrere Meter hoch, sehr große Anhäufungen dieser Muscheln, welche alle an derselben Seite geöffnet worden sind, um das Tier leichter herauszuziehen zu können. Murex trunculus lieferte amethystfarbenen Purpur, Murex brandaris gelbrötlichen, welchen Plinius als „tyrischen" bezeichnete.

Den Naturverhältnissen entsprach es vollkommen, wenn die Alten unter Ägypten nur das Nilland, d. h. das schmale Nilthal von Syene bis zum Meere, das „Geschenk des Nil", verstanden. Durch Kunst ist dieser Begriff erweitert worden, aber in Wirklichkeit ist das ursprünglich bewohnbare Land Ägypten auf das Delta und auf die beiderseitigen Schwemmufer des Stromes beschränkt, welche durchschnittlich 1½—2½ Meilen breite Streifen schwarzer Erde darstellen, die an den breitesten Stellen zu 4 Meilen anschwellen, um an den schmälsten auf 1000 Schritte einzuschrumpfen. Zwischen den 70—350 m über dem Wasserspiegel hohen, kahlen, gelben Felsenwällen der Arabischen Wüste auf der einen Seite, der Libyschen auf der andern ist dieses schmale, durch natürliche und künstliche Bewässerung fruchtbare Land wie eine große Oase eingelagert. Nicht der zwanzigste Teil von dem eigentlichen Ägypten, nämlich 460 Quadratmeilen von 10,170, sind unter Kultur, und diese Zahl kann nach den optimistischen Berechnungen, welche die Austrocknung des Mareotis- und Menzalehsees, die Wiedergewinnung des für die Kultur verloren gegangenen Mörissees u. a. in Aussicht nehmen, allerdings um bedeutend mehr, aber doch nur immer um 200—300 Quadratmeilen erhöht werden. Die Bevölkerung drängt sich auf das Nilthal, die Inseln und vor allen das Delta, d. h. überall zusammen, wo schwarzes Schwemmland zu finden. Daher heißt Ägypten in der ältesten einheimischen Benennung sowohl der hieroglyphischen als der koptischen Sprache „schwarz", Kemi. Außer dem Nilthale und -Delta kommen heute als angebaute, d. h. bevölkerte, Strecken nur in Betracht das Thal der Natronseen westlich vom linken Nilarme, das Wadi Tumeilat (das alte Land Gosen) östlich vom rechten gegen Suez zu, die Oasen, die Küstenplätze am Roten Meere und die nächsten Umgebungen des Suezkanales. Von diesen sind die Oasen der Libyschen Wüste insofern auch als Dependenzen dieses großen Kulturstromes zu betrachten, als der größte Teil ihrer Bewässerung auf infiltriertem Grundwasser des Nil beruhen dürfte. Unter ihnen sind die Ammonsoase mit 8000 Einwohnern (Hauptstadt Siwah 2500), Dachel mit 7000 und Kargeh mit 7000 Seelen die bedeutendsten. Die größte aller Oasen ist aber das durch einen niedern Höhenzug des libyschen Wüstenplateaus vom Nil geschiedene Fayûm, die Stätte des berühmten Mörissees der Alten, auch heute, wiewohl es dieses zu den Wunderwerken des Altertumes gerechneten künstlich eingedämmten Sees entbehrt, eine der fruchtbarsten Landschaften des Nillandes mit 150,000 Einwohnern auf 40 Quadratmeilen.

Indem das Klima Ägyptens an dem allgemeinen Charakter des Klimas von Nordafrika teilnimmt, ist es äußerst trocken. Nur im Deltalande regnet es in der Nähe des Meeres regelmäßig in einem Teile des Jahres, wenn auch in geringer Menge. Das übrige Ägypten ist nahezu regenlos, und nur der Nil mit seinen periodischen Überschwemmungen

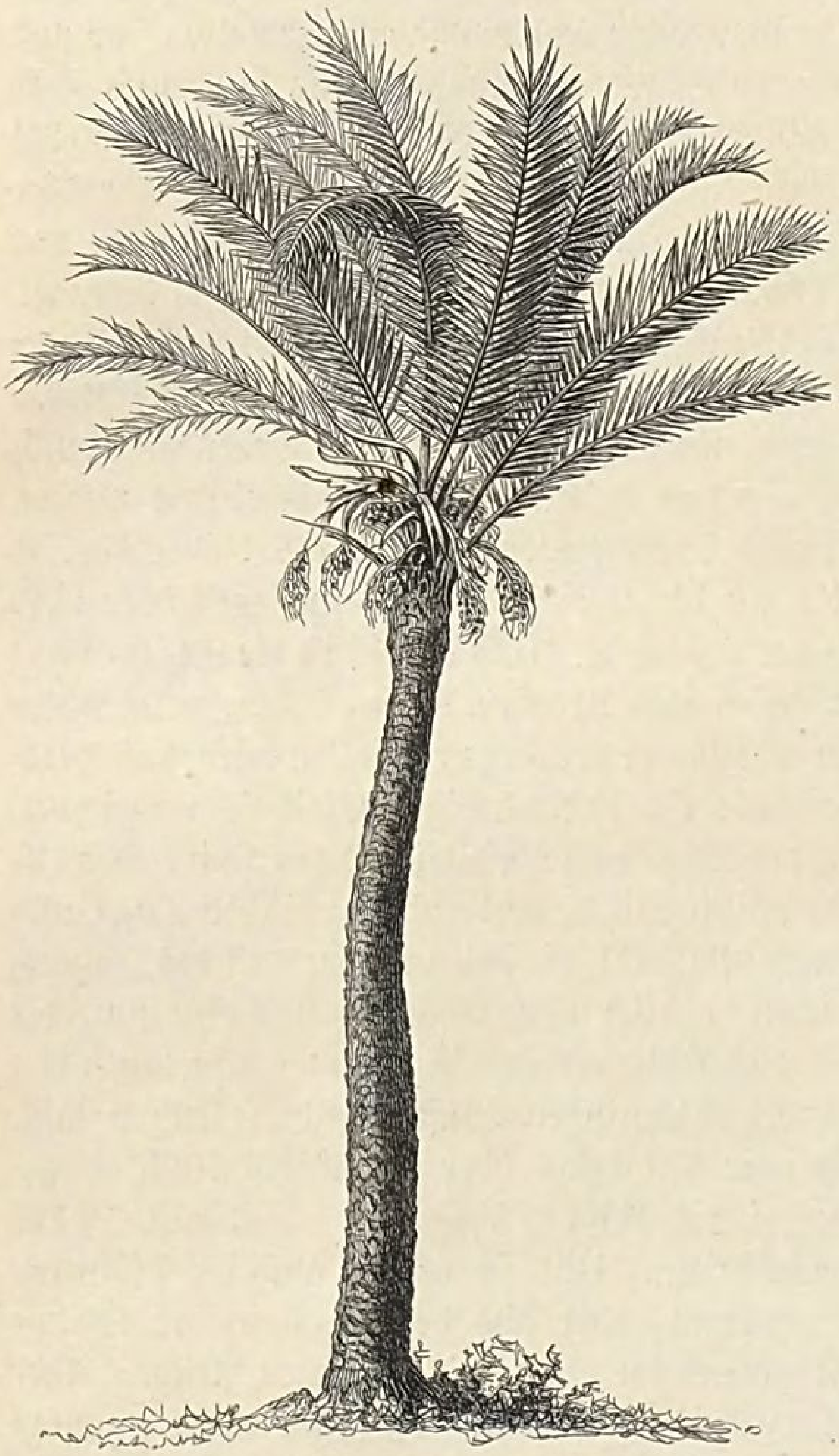
vermag den Boden eindringend zu befruchten. Man begreift, in wie tiefem Sinne also die Griechen von Ägypten als einem Geschenke des Nil sprechen konnten, denn nebst dem fruchtbaren Boden gibt der Strom dem Lande auch feste Naturgrenzen. Für die sichere und einheitliche Kulturentwickelung war dieses Geschenk einst wohl nicht weniger wichtig als jenes. Es gehörte die Unveränderlichkeit der Grenzen Ägyptens, welches ein tiefsinniger Geschichtschreiber „ganz von der Natur umschlossen" nennt, zwischen den beiden Wüsten, dem Meere und dem ersten Katarakte zu den von ältern Geographen an meisten bewunderten Eigenschaften des Landes, denn allerdings sind stärkere Schranken als diese kaum zu denken, und die Geographie kennt nur von Inseln gleich scharf bestimmte, sichere Grenzen. Dem ganzen Volke drückte diese natürliche Abschließung einen wohl bestimmten Charakter auf. Diese Natur hatte Zeit, das Menschenleben und -Treiben ihres Gebietes ganz zu durchdringen. Aigyptos hieß bei den ältesten Griechen der Strom, dessen Name dann mit Recht auf das ganze Land übertragen ward. Denn mit dem Strome ebbt und flutet Leben und Gedeihen im Nilthale; von der Fülle seiner Wellen hängt selbst Hunger und Sättigung ab. Jeder kennt die große Wichtigkeit jener regelmäßigen Überschwemmungen des Nil, deren Ursache in den alljährlich zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Regen in den tropischen Gebirgsregionen zu suchen ist, wo seine und seiner Zuflüsse Hauptquellen gelegen sind. Das haben die Alten schon zur Zeit Herodots erkannt. Indem diese Regen mit der nord- und südwärts von Wendekreis zu Wendekreis wandernden Sonne kommen und gehen, begreift man, daß auch die unmittelbar von ihnen abhängigen Überschwemmungen mit der Regelmäßigkeit jahreszeitlicher Erscheinungen wiederkehren. Daher erwachte den Ägyptern Osiris mit dem Beginne der Nilschwelle aus dem Grabe, und eine Feier wie des Frühlings ging durch das ganze Land. Indem er aber nicht bloß zu bestimmter Zeit zu steigen begann, sondern nun auch regelmäßig weiter stieg, verdiente er den Namen *Νεῖλος*, d. h. im Koptischen das gemessene Wasser, und sein Steigen und Fallen wurde mit der Gesetzlichkeit des Wandels der Gestirne verglichen. Drei Jahreszeiten konnte man nach seinem Steigen und Fallen in Ägypten unterscheiden: Vom Dezember bis März niedrigster Stand, vom April bis Juli Anschwellen, vom August bis November höchster Stand, dann wieder Sinken zum niedrigsten. Indem man nach den einzelnen Thatsachen fragt, aus welchen diese folgenreiche Wasserbewegung in der alljährlichen Stromgeschichte sich zusammensetzt, so findet man in erster Linie wirksam die abessinischen Ströme. Man weiß, daß der Bahr el Abiad zu Gondokoro im Anfange des Februars, zu Chartum Ende März anschwillt, aber dieses Schwellen, wenn auch die mächtigste Zufuhr des Stromes betreffend, ist nicht so scharf abgesetzt wie das ägyptische. Um dieses Ergebnis zu erzielen, müssen die abessinischen Gebirgswasser hinzukommen, die nach dem eigentümlich westgeneigten Bodenbau dieses Hochlandes fast ganz dem Nil zufallen und auf kurzen Wegen ihm zuströmen. Hier steigen im April schon alle Gewässer, um im Juni vollluferig zu werden. Ein so großes und rasch fließendes wie der Takkaseh steigt um 6 m in der Provinz Sireh. Die so gehäuften Wassermassen gehen nun durch Bahr el Azrek und Atbara dem Großen Nil zu und verstärken ihn, der schon im Sobat einen mächtigen Zufluß dieses Gebietes aufgenommen, gerade um die Zeit, wo er selbst am wasserreichsten. Mächtig angeschwollen kommt er schon in Dongola Ende Mai an, in Assuan an der Grenze Ägyptens beginnt die Schwellung Ende Juni; Anfang Juli schon macht sie sich in Kairo bemerklich, trotzdem das Gefälle dieser Strecke per Meile kaum $^2/_3$ m beträgt. Ein Nilometer zeigt bei Assuan, ein zweiter bei Kairo auf der Insel Rhoda dies Steigen. Vom 1. Juli ab stellt auf letzterm der Scheich des Nilmessers die Wasserhöhe fest, welche dann von den Stadtausrufern frühmorgens bekannt gemacht wird. Das Wasser muß 10 m steigen, damit eine gute normale Überschwemmung entstehe. Mehr und weniger ist vom Übel.

Wie durch das Mittel der regelmäßig und doch gewaltig heranflutenden Naturgewalt der Nilschwelle mehr als irgendwo sonst hier die Naturerscheinungen das Leben der Menschen beherrschen, zeigt die Art der politischen und sozialen Einrichtungen im alten Ägypten am allerdeutlichsten. Ranke sagt treffend: „Wie das Ereignis der Überflutung das ganze Land beherrschte, überall wirksam, aber doch nur Eine war, so bedurfte dasselbe auch Einer allgemeinen Macht, um die Gewässer in die Landschaften zu leiten, die sie sonst vielleicht nie erreicht hätten, die jeden Augenblick zerstörten Grenzen des individuellen Eigentums wiederherzustellen. Wo die Verhältnisse des Landanbaues die regelmäßig eingewohnten sind und bleiben, kann sich ein Landadel einrichten, der, in Städte zusammentretend, republikanische Formen annimmt. Hier aber, wo der Bestand des Besitzes von Ereignissen, die alle gleichmäßig treffen, abhängig wird, ist die Voraussicht einer höchsten Gewalt und deren lebendige Fürsorge notwendig. Die Gottheit, deren ordnende Hand in dem Laufe der Sonne, von welchem alles abhängt, zu erkennen ist, und der König, welcher die sichernden Anordnungen auf Erden trifft, gehören in der Idee unbedingt zusammen." Indem die Gottheit mit dem Nil identifiziert wird, durchdringt sie schon allein darum das ganze Leben der Ägypter.

Diese Lebensader des Nil gewinnt ihre hohe, man kann sagen einzige Bedeutung durch das Klima des Landes, welches im ganzen als das Klima der Wüste bezeichnet werden kann: so sehr ist es trocken, regenarm. Ist auch Oberägypten trockner als das Delta, so ist doch das ganze Land vom Mittelmeere bis an die nubische Grenze und weit über diese hinaus durch eine hochgradige Lufttrockenheit ausgezeichnet. Und ebenso ist die Regenarmut eine allgemeine Erscheinung, ob auch in Alexandrien noch 215 mm Regen fallen, wenn Kairo deren kaum mehr 30 zählt, und in Oberägypten überhaupt der Regen so selten wird, daß Herodot einen Regen, der sich über Theben ergoß, als ein denkwürdiges Ereignis verzeichnet. Starke Gegensätze der Sommer- und Winter-, der Tag- und Nachtwärme (in Kairo 22,5° C. im Oktober, 12,7 im Februar, Maximum 40, Minimum 5, Unterschied zwischen Tag- und Nachtwärme oft über 20° C. steigend), Nordwinde (Passate), die den größten Teil des Jahres, besonders vom Sommer bis Frühling, herrschen, endlich noch Chamsin und Samum, die heißen, stauberfüllten Wüstenwinde, vollenden das Bild, welches in Ägypten eine durch den Nil bedingte Oase in dem großen arabisch-nordafrikanischen Wüstenstriche erkennen läßt.

Alles Kulturland Ägyptens ist entweder vom Nil selbst oder vermittelst künstlich gehobenen und übergeleiteten Wassers bewässert; jenes heißt Nâye, dieses Scharâki. Alles andre gehört den verschiedenen Formen der Wüste an. Und so besteht auch die Pflanzenwelt entweder aus Kulturgewächsen und Ackerunkraut, oder aus den Pflanzen der Steppe und Wüste. Durra ist die Hauptbrotfrucht Ägyptens im alten wie im neuen Reiche. Aber die Zahl der Kulturpflanzen, welche neben ihr gedeihen, ist sehr groß. Im alten Ägypten waren Weizen und Gerste von so hervorragender Bedeutung, daß man Osiris ihre Übertragung von Nysa (Syrien) nach Ägypten zuschrieb. Die wichtigen Weizenarten Triticum vulgare, turgidum und Spelta wurden alle drei angebaut, ebenso Gerste und Reis, nicht aber Roggen und Hafer. Bohnen, Linsen und Erbsen gehörten zu den ersten Nahrungsmitteln der alten Ägypter. Die heute in drei Arten so häufig angebauten Lupinen scheinen aber Altägypten gefehlt zu haben. Die Dattel (s. Abbildung, S. 76, und Bd. I, S. 14) ist eine alte Kulturfrucht. Ihre heutige Wichtigkeit erhellt daraus, daß das Wort Makûl für „Speise" ein allgemeiner Ausdruck für Datteln geworden ist, weil diese in der Hütte des Fellah die hauptsächlichste, für viele ziemlich die einzige Nahrung sind. Auch die Feige war schon bei den alten Ägyptern in Kultur und ebenso der Ölbaum. Vom Sesam besaßen sie eine alte Kulturrasse mit weißem Kerne. Die wichtigste Gespinstpflanze Altägyptens war der Flachs. Der Hanf wurde noch Ende des vorigen Jahrhunderts nur des Haschischs wegen angebaut. Die Baumwolle, heute eins der Stapelerzeugnisse des Deltas, war bekannt

aber wenig angebaut. Der Anbau des Indigos scheint erst seit dem Mittelalter in Ägypten bekannt geworden zu sein, und auch das Zuckerrohr haben erst die Araber eingeführt. Die Ansicht Maltzans, daß die Lotusfrüchte der Alten einfach Datteln waren, hat nicht mehr für sich als jene Burkhardts, der sie in den Früchten des Nebekbaumes (Rhamnus Lotus) sucht. Die Kultur hat noch andre Spuren in der Pflanzenwelt Ägyptens gelassen als durch die Einführung zahlreicher Kulturgewächse. Das Land besaß einst eine in manchen Beziehungen andre Flora. Eine ganze Anzahl von Pflanzen, welche heute in Ägypten nur unter Kultur bekannt sind, fand Schweinfurth als Eingeborne der Savanne und des Urwaldes am Weißen Nil wieder. Er zog daraus den Schluß, daß vor langen Jahrtausenden das Nilthal in seiner ganzen Erstreckung einen übereinstimmendern botanischen Charakter besessen habe als heute, und daß die Kultur Altägyptens es hauptsächlich gewesen sei, welche aus dem Norden des Stromgebietes einen großen Teil dieser gemeinsamen Flora südwärts verdrängt habe, wo sie nun nur Hunderte von Meilen entfernt wiedergefunden würden. Von bekannten Gewächsen spricht der Papyrus für diese Annahme, ebenso wie ihrerseits Hippopotamus, Krokodil und Ibis einst in nördlichern Breiten wohnten als heute. Wir erinnern uns hier auch einer Bemerkung, welche Lepsius beim ersten Anblicke des Hundsaffen, des heiligen Kynokephalos der Alten, in Sennar macht: „Es ist merkwürdig, daß dieser in alten Zeiten Ägypten so eigentümliche Affe jetzt nur noch im Süden und auch da nicht eben häufig vorkommt. Wie denn so viele Tier- und Pflanzenarten, ja auch die Sitten und Gebräuche der Menschen, mit denen uns die Monumente Ägyptens bekannt machen, sich nur noch hier im höchsten Süden des alten Äthiopien wiederfinden, so daß jetzt viele Darstellungen, z. B. in den Gräbern von Beni-Hassan, viel mehr hiesige als ägyptische Szenen abzubilden scheinen.“ Wie in allen Kulturländern, bilden heute in Ägypten die Reihen der Nutz- und Schattenbäume einen hervortretenden Zug des Landschaftsbildes. Allein das Bauholz für Häuser und Schiffe muß von außen gebracht werden. So war es schon im Altertume. Manche von den Zedern des Libanon fiel unter den Axtschlägen der von den Pharaonen ausgesandten Arbeiter, welche die mächtigen Stämme zu Schiffsbalken zurichteten. Man hat in dem Holzreichtume Oberägyptens im Gegensatze zu der großen Holzarmut Unterägyptens eine der Hauptursachen der südwärts gerichteten Eroberungszüge sehen wollen. Jedenfalls gehörte Bauholz zu den gesuchten Waren, die der Handel zuführen mußte.



Dattelpalme. Vgl. Text, S. 75.

Rind, Schaf, Ziege, Esel, Hund, Katze, Gans, Ente, Huhn, Taube sind die hervorragenden Vertreter der Tierwelt im Wirtschaftskreise der Ägypter, die indessen auch hier voller schöpften als ihre heutigen Nachkommen. Hat in Bezug auf die Menge der Kulturpflanzen das neue Ägypten einiges vor dem alten voraus, so war dieses reicher an gezüchteten Tieren. Es ist unzweifelhaft, daß die Ägypter im alten Reiche dreierlei Antilopen und einen Steinbock züchteten. Man sieht auf den Denkmälern ihre Herden neben denen der Rinder und Schafe oder unter dieselben gemischt. Es sind jenes die Arten Antilope leucoryx, die Algazelle, dorcas, die Gazelle, und ellipsiprymna, die Defassa; der Steinbock ist Capra sinaitica. Im mittlern Reiche war von allen vieren nur noch die Algazelle übrig, und im neuen Reiche hörte die Züchtung der Antilopen vollständig auf. Der Tierdienst führte außerdem dazu, in ein Verhältnis zu treten zu einer Anzahl von sonst wild lebenden Tieren, die in den Tempelhöfen gehegt wurden, wie Krokodil, Ichneumon, Ibis. Vielleicht danken wir diesen Neigungen die Zähmung der Hauskatze, welche man aus mehreren Gründen auf die Ägypter zurückführen will. Andre wichtige Tiere sind dagegen von außen nach dem Nillande gebracht worden. Das Pferd tritt auf den ägyptischen Denkmälern nicht vor der 18. Dynastie auf; nach einer Unterbrechung in der Zeit dieser Dynastie, welche durch den Einfall der Hirten verursacht war, tritt es uns dann sogleich als ein gewöhnliches Haustier entgegen. Anders der Esel, von dem schon in einer Inschrift der vierten Dynastie eine Herde von 760 Köpfen erwähnt wird, und der im „Alten Reiche" häufig gewesen sein muß. Es entspricht das der Thatsache, daß die Genesis von Eseln, aber nicht von Pferden redet, während letztere im Exodus gewöhnlich sind. Das Kamel, für die heutigen Ägypter als Lastträger, durch Milch, Haare und selbst Fleisch eins der wichtigsten Tiere, war ihren Vorfahren unbekannt. Sie kannten ebensowenig den Büffel. Das Rind aber, wenn auch, wie die Verehrung des stierköpfigen Gottes beweist, schon früh im Nillande heimisch, ist mit großer Wahrscheinlichkeit auf asiatischen Ursprung zurückzuführen, und es gilt das Gleiche mit Sicherheit vom Büffel.

---

4. Übersicht des erythräischen Völkerkreises.

„Öfter wiederholtes Einströmen eines Volkes in die Mitte eines andern, wie wir dies in den Zügen der Bewohner der arabischen Halbinsel nach dem gegenüberliegenden Afrika finden, machen im tiefsten Grunde aus zwei derartigen Gebieten eins."

* * *

Inhalt: Die Völker um das Rote Meer. — Körperliches Wesen. — Dualismus der Eigenschaften. — Helle und dunkle Araber. — Mischungen mit Negern. — Der Begriff Nuba. — Die Ägypter. — Der Fellahtypus. — Das dunkle Element in Abessinien. — Rüppells Rassenanalyse. — Fremde Zumischungen. — Semiten in Ägypten. — Hyksoseinbrüche. — Die Juden. — Die Araber. — Die Entstehung des Gegensatzes von Stadt- und Landrassen in Ägypten. — Türkische und andre Mischungen. — Nubiens Verbindung mit Ägypten. — Die äthiopische Urbildung ist ein Phantasiebild. — Die ägyptischen Begriffe „Kusch" und „Chont". — Vordringen der Ägypter in das südliche Nubien. — Nubien als ägyptische Kolonie. — Nubiens Selbständigkeit. — Die ägyptische Kunst und Kultur in nubischer Abwandlung. — Meroe. — Barka. — Nachblüte und Verfall. — Sennar. — Arabische Einwanderung. — Die Hyksos Nubiens. — Das Reich der Fundsch. — Kleinere selbständige Staatenbildungen. — Damer. — Melik. — Übergang zur Gegenwart. — Himjaritische und sabäische Beziehungen zu Abessinien. — Die Sage von den Automolen. — Griechische Einflüsse. — Axum und Adulis. — Abessiniens Abschließung durch den Mohammedanismus. — Die Araber im äquatorialen Ostafrika. — Sansibar und ältere Gründungen. — Der Sklavenhandel. — Rassenmischung. — Kolonisierende und erobernde Araber.

Ostafrika bildet von der Suezlandenge bis über den südlichen Wendekreis hinaus ein Gebiet asiatisch-afrikanischer Wechselbeziehungen. Die Ostküste Afrikas ist in höherm Maße die Geschichtsseite dieses Erdteiles als selbst der Nordrand. Sie ist nach Lage und

Entfernungsverhältnissen dazu bestimmt, der Strand zu sein, auf dem die von Asien herüberschlagenden Völkerwogen sich brechen. Die Hyksoseinbrüche nach Ägypten sind ein Glied, die Züge der Araber nach dem Nyassa ein andres in einer Kette, die vom Nord- bis fast ans Südende des Erdteiles und aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. bis in die Gegenwart reicht. Eine besondere Gestalt und ein besonderes Schicksal haben die semitischen Einbrüche und Einflüsse an einigen begünstigten Stellen gefunden: in Ägypten, Nubien, Abessinien, Sansibar; aber daneben sind Hunderte von kleinern Punkten zu nennen, an denen dieselben Kräfte ansetzten und sich thätig erwiesen. Wir gehen von der Ansicht aus, daß in einem Lande wie Afrika und seinen Nachbargebieten die geschichtlichen Vorgänge sich mit besonders großer Einförmigkeit wiederholen, weil nicht nur die natürlichen Bedingungen von hervorragender Einfachheit, sondern auch die handelnden Faktoren von großer Beständigkeit sind. Und wenn wir an zahlreichen Stellen Ähnliches und oft, soweit die Beobachtung reicht, Gleiches geschehen sehen, schließen wir, daß mindestens Ähnliches an andern Punkten und zu Zeiten, die keine Beobachtungen sahen, sich ereignet habe. Die Wiederholung gräbt Betten für die historischen Bewegungen, und wo einmal Ein Strom geflossen, ergießen gern andre sich hin. Auch sind die Anstöße, welche nach den Ländern am Ostrande Afrikas sich richteten, nicht in denselben zur Ruhe gekommen, sondern fanden im weiten Wüstengebiete Raum, sich bis zum Tsadsee und zum Niger auszubreiten, wobei die Strom- und die Hochlandsoase, Ägypten und Abessinien, umgangen oder, in seltenern Fällen, in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die tiefbegründete Naturverwandtschaft der arabischen Halbinsel und der nordafrikanischen Wüstenstriche trug dazu bei, den Völkeraustausch zu fördern, in welchem jedoch nach allem Anscheine Afrika auch früher eine vorwaltend passive Rolle zugeteilt war. Daß der mittelmeerische Rand der arabischen Halbinsel Afrika in Gestalt der phönizisch-syrischen Küste überragt, trug dazu bei, daß auch von Norden her die Verähnlichung der ethnischen Elemente Unterstützung fand. Und was von Fremden in dieses weite Gebiet eindrang, das kam zum weitaus größten Teile vom Süden her, gehörte also den Negervölkern an, deren Bäche in immer größerer Ausdehnung dem Völkermeere zufließen, dem wir nach der Stätte seiner größten und folgenreichsten Bewegungen den Namen des erythräischen beilegen. Auch vergessen wir dabei nicht, wie groß einst die Handelsbedeutung dieses schmalen Meeresbeckens war, durch das die Ophirflotten ihren Weg zur Verbindung Ägyptens und Phöniziens mit Indien, Südarabien und Ostafrika suchten.

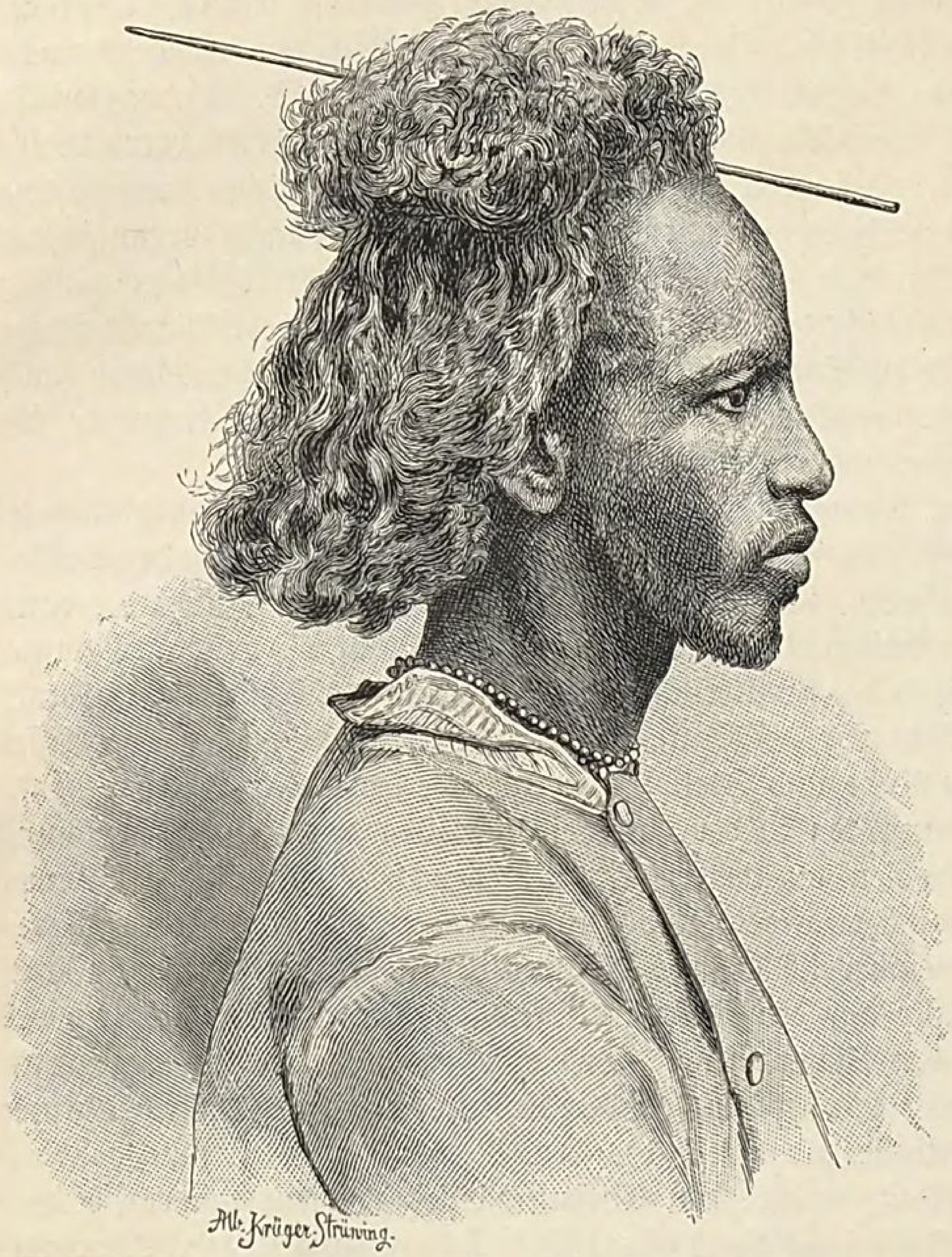
Das in historischer Zeit auf beiden Seiten des Roten Meeres einflußreichste Volk ist das Arabiens. Wenn aber in dem großen Verschmelzungsprozesse, welcher hier so lange, als es eine Geschichte gibt, an der Arbeit war, das östliche, arabische Element das Übergewicht in solchem Maße erlangte, daß es heute in ganz Nordafrika vorherrscht, so ist natürlich in keiner Weise der Schluß notwendig, daß dem immer so gewesen. Und wenn wir annehmen, daß auch früher schon die Anstöße geschichtlicher Bewegungen mehr von der asiatischen als der afrikanischen Seite gekommen seien, so werden kaum immer gerade Semiten es gewesen sein, von welchen diese Anstöße ausgingen. So wie wir sie in Mesopotamien nicht von Anfang an als Kulturschöpfer, sondern nur in zweiter Reihe erst als Kulturerben auftreten sehen, so mag es wohl auch, wie so manche Spuren andeuten, wenigstens im südlichen Arabien einst sich verhalten haben. Neuerdings ist die Meinung ausgesprochen worden, daß die Kuschiten die alten hamitischen Äthiopier gewesen seien, ebenso daß die alten Bewohner Südarabiens mit ihnen zu einem Stamme gehört hätten. Hommel deutet den Begriff Kusch der Genesis auf alle die alten Kulturvölker verschiedener Abstammung, welche in den nachher von Semiten okkupierten Ländern saßen, und deren Kultur die Semiten annahmen. Zeugnisse der Alten, welche viel später sind, deuten nicht immer auf Semitisches, auch wenn sie Gegenden betreffen, deren Bevölkerung heute dem arabischen Einflusse verfallen

ist. Strabon gibt eine Beschreibung der am Roten Meere wohnenden Troglodyten, welche folgendermaßen lautet: „Ihre Lebensweise ist nomadisierend, und sie werden von Tyrannen beherrscht. Sie sind leicht ausgerüstet, in Felle gekleidet und mit Keulen versehen. Es gibt nicht nur Verstümmelte, sondern auch Beschnittene unter ihnen wie unter den Ägyptern. Einige unter den Troglodyten beerdigen ihre Toten, indem sie dieselben vom Halse bis zu den Füßen mit Ruten vom Dornstrauche festbinden." Das paßt viel mehr auf Galla und alte Nubier als auf Araber. Ebenso darf man wohl die Ichthyophagen der Alten in jenem Teile der Ababdeh sehen, welche am Roten Meere Fischfang treiben und auch hauptsächlich von diesem Fischfange leben. Sie bereiten auch Salzfische zu, welche sie nach dem Binnenlande hin vertreiben. Schon früher wurde angedeutet (s. S. 25), daß vieles in der Geschichte Südarabiens auf einst andre Lage der Völker- und Kulturverhältnisse hindeute. Man kann zweifeln, ob in den Aditen der arabischen Tradition, welche dem semitischen Sabäerreiche, das in Südarabien seit 800—1000 v. Chr. bestand, vorangingen, Hamiten zu sehen seien. Aber die alte Kultur des zum semitischen Völkerkreise exzentrisch gelegenen Südarabien und die Entschiedenheit, mit welcher Altägypten dort seine Anfänge suchte, sie alle lassen eine zeitliche Aufeinanderfolge hamitischer und semitischer Mächte auch in andern Gebieten als Ägypten vermuten, wobei die erstern die ältern Kulturträger, die andern die jüngern Einwanderer, wahrscheinlich Nomaden, waren.

Arabiens Geschichte ist, solange wir sie kennen, eine zersplitterte und verwirrte. Zehme beginnt seine Schilderung der Araber mit den Worten: „Die Geschichte der Araber ist, entsprechend der nur scheinbaren, nicht wirklichen Einheit des Landes, nicht die eines Volkes mit zusammenhängender Entwickelung. Sie sind nie ein Staat, ein religiöses Ganze, niemals eine Spezialität im Gebiete des künstlerischen Schaffens und des Denkens geworden." In der That, es liegt hier nichts vor, was mit Japan oder China, Ägypten oder Assyrien zu vergleichen wäre. Die Ruhe und Stetigkeit, welche die Entwickelung einer hohen Kultur zur Bedingung hat, mangelten in dem zu drei Vierteilen dauernder Bewohnung nicht günstigen Lande. Südarabien mochte sie zeitweilig gewähren, aber es fiel immer wieder in die Hände der energischern Nord- und Zentralaraber, die wenig zu verlieren hatten, und wenn daher ein einheitlich arabisches Staats- und Kulturwesen zur Entfaltung kam, war es immer nur auf den Trümmern selbständigerer Entwickelungen des reichern, glücklichern Kulturbodens Südarabiens. Was nach außen herrschend hervortritt, ist daher nicht diese immer wieder bedrohte und gestörte Kultur, sondern das glaubensstarke und kriegerische, unabhängigkeitsliebende Volk des dem Nomadentume verfallenen Arabien. Seit Entstehung des Islam, welcher den Einfluß Zentralarabiens am entschiedensten zur Geltung brachte, ist deshalb jenes Land eigentlich unbekannter, als es im Altertume war. Lesen wir z. B. Ptolemäos, so sind wir erstaunt, bei ihm eine tiefere, eingehendere Kenntnis Arabiens zu finden, als wir sie aus andern Quellen bis zu Anfang unsers Jahrhunderts schöpfen konnten. Man konnte sagen: Südarabien ist seit der Entwickelung des Islam, an dem es trotzdem mit seiner Völkerverbindung, seiner Volksmasse, seiner Bildung, seinem Reichtume einen großen fortbildenden und propagierenden Anteil hatte, aus der Geschichte gestrichen. Die heutigen Südaraber stehen sogar so sehr unter dem Einflusse des zentralarabischen Elementes und der fanatischen Ansichten des Korans, die ja wesentlich zentralarabisch sind, daß sie ihre eigne Abstammung verleugnen und einen lächerlichen Ruhm darin suchen, sich selbst eine zentralarabische Abstammung zuzuerkennen.

Der Araber ist nun wohl eine geschichtliche Größe und ein ethnographischer Begriff, aber er ist nicht anthropologisch in bestimmte Grenzen zu fassen. Dies lehrt ein Blick auf die heutige Bevölkerung der Heimat aller echten Araber der arabischen Halbinsel. Müßte ja Arabien nicht das Durchgangsland sein, als welches wir es geschildert haben, wenn seine Völker

von reinerer und einheitlicherer Rasse sein sollten, als sie wirklich sind. Es mögen in einem solchen Lande sich Jahrhunderte hindurch gewisse Bruchteile der Bevölkerung von aller Vermischung ferngehalten und demgemäß zu einem geschlossenen Typus entwickelt haben, wie wir ihn ja auch überall dort wiederfinden, wo der Araber durch soziale und noch mehr durch religiöse Schranken sich von andern Völkern absondert, was in jedem Falle durch die, fast möchte man sagen angeborne, aristokratische Gesinnung des Arabers erleichtert wird. Während in allen arabischen Städten eine bunte Mischung der Rassen die Bevölkerungen in einen anthropologisch unauflösbaren Knäuel verwirrt, in welchem besonders das starke Negerblut eine hervortretende Rolle spielt, gehört bei den Beduinen, d. h. den nomadisierenden Arabern, noch heute eine Vermischung speziell mit Negerblut zu den Ausnahmen. Sie gilt bei ihnen geradezu für eine Schande, und es wird diese Abneigung selbst da festgehalten, wo, wie z. B. in Janbo, der Hafenstadt Medinas, der Kern der Stadtbevölkerung aus provisorisch sedentären Beduinen besteht. Wenn französische Schriftsteller mit Nachdruck die Erschwerung des Kolonialregimentes durch den Mangel einer Mischlingsrasse hervorheben, welche die Annäherung zwischen Kolonisten und Eingebornen erleichtern würde, so erinnern wir uns, daß es wesentlich Nomaden sind, welche die arabische Bevölkerung Algeriens zusammensetzen. Die sogenannte maurische Städtebevölkerung Nordafrikas hat diese Unzugänglichkeit gegenüber den fremden Rassenelementen nicht gezeigt, sondern ist vielmehr eine der buntest gemischten Bevölkerungen, die man kennt. Manches Berberische ist doch auch in die nordafrikanischen Araber mit der Zeit übergegangen. Erinnern wir uns nur an das anthropologisch bunte Bild, welches die sogenannten Araber des mittlern Nilgebietes entrollen, wie z. B. die Typen der Habab unter sich auffallend abweichend und ungleichartig sind. Manche erinnern, nach Heuglins Schilderung, an die Schoho, andre zeigen entschieden arabische und jemenesische Züge bei hell kaffeebrauner Hautfärbung, wieder andre erinnern an die Bedja, wenige nur an die Abessinierrasse, mit der sie ihrer Sprache nach die nächste Verwandtschaft zeigen sollten. Unter diesen Umständen ist es nicht unsre Aufgabe, das Wesen einer „arabischen Rasse“ zu



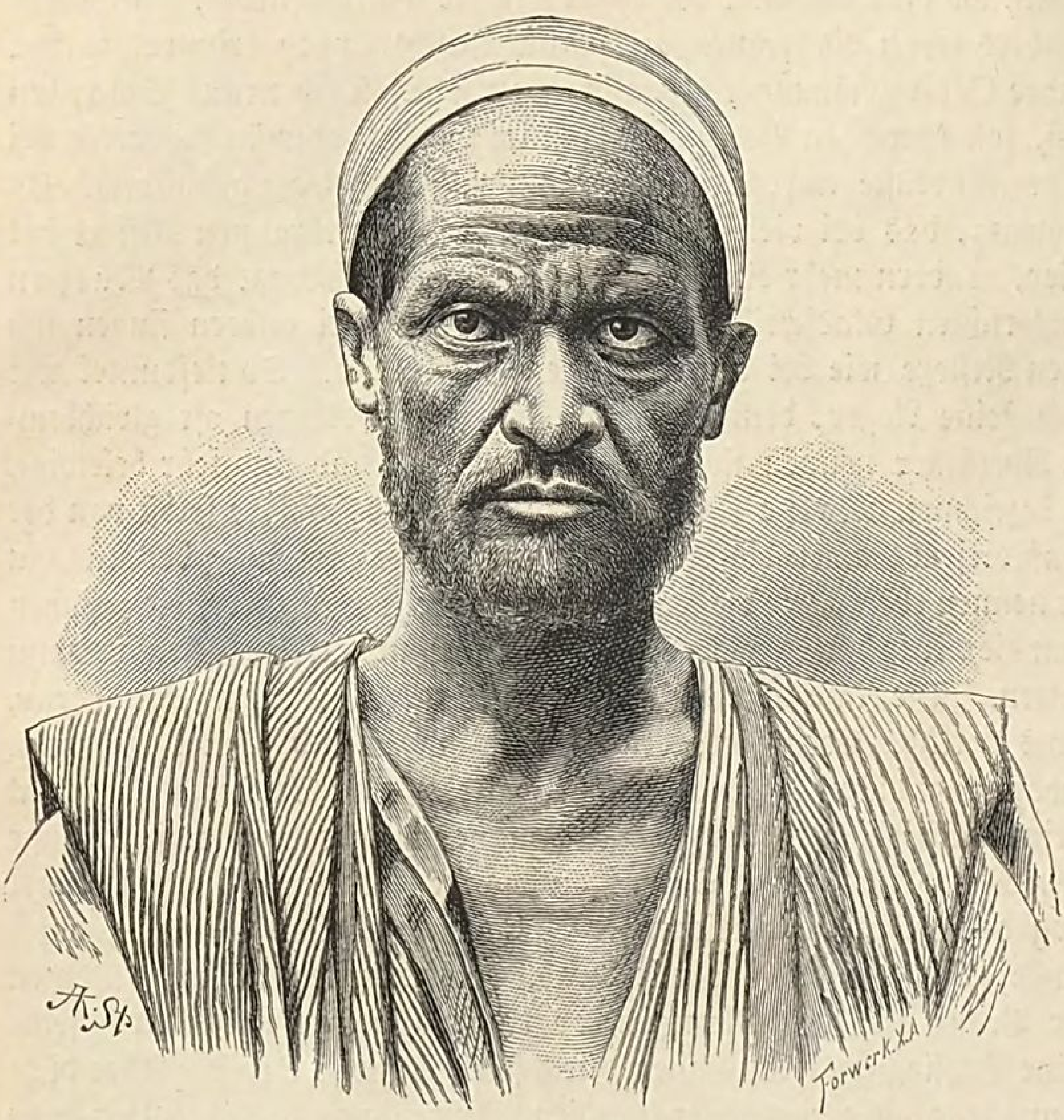
Ein Nubier. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 131.

konstruieren, deren Merkmale erst aus den Mischungselementen herauszusuchen wären, sondern vielmehr die Grenzen der größten Gruppe zu verfolgen, die aus der Menge der Abwandlungen sich heraushebe. Und da bietet sich nun die Sonderung in hellere und dunklere Araber als die zunächst berechtigtste dar.

Die Dunkelfarbigkeit der Südaraber ist eine Regel von wenigen Ausnahmen, und diese Ausnahmen sind in vielen Fällen auf die von Norden her eingedrungenen fremden Elemente zurückzuführen. Eine der bemerkenswertesten hat Langer aus der Gegend von Sanaa in Jemen beschrieben, wo die Bewohner des Wadi Himjar ihm hellfarbig, „fast weiß“ erschienen, so daß er besonders durch die Frauen an süditalienische Typen erinnert wurde. Ähnlich scheinen auch andre Gebirgsstämme Südarabiens zu sein. Doch nennt Schapira auch einen dunkelfarbigen, fast schwarzen Beduinenstamm im Gebirge einwärts Hodeida bei 945 m. Die Leute von der Südküste werden als sehr dunkel, fast schwarz geschildert. Es ist ein eigentümliches Schwarz, das bei vielen Individuen nicht die rotbraunen Reflexe hat wie die Haut der Äthiopier, sondern mehr ein mattes, gedämpftes Schwarz, das Maltzan der Farbe einer leicht angerußten Glasscheibe vergleichen möchte. Bei andern finden sich jedoch dieselben rotbraunen Reflexe wie bei den Abessiniern und Galla. So tiefdunkel wie die Somali, die, obgleich keine Neger, dennoch an Schwärze den Negern oft gleichkommen, sind sie nicht. Die Abessinier nennen sich selbst die „Roten“ und sind sehr beleidigt, wenn man sie als schwarz bezeichnet. Maltzan glaubte, daß der Name Himjare selbst von der Hautfarbe stamme, und daß diesem Namen die Wurzel Hamr, welche „rot sein“ bedeutet, zu Grunde liege. Die Araber nennen ebenso wie die Äthiopier jene dunkle Hautfarbe, die zwischen Schwarz und Gelblichbraun die Mitte hält, „rot“. Wunderschön nennt derselbe Gewährsmann die Gesichtszüge der Himjaren. „Die Nase ist meist leicht gebogen, der Adlerform sich nähernd, aber stets klein und überaus zierlich. Ebenso der Mund. Die Lippen sind schmal und fein. Die Augen groß, stets schwarz, von dicken Augenbrauen beschattet.“ Der Sabäer dagegen hat stark ausgeprägte Züge, eine kräftige, oft kühn gebogene, manchmal gerade, stets sehr lange Nase, starkes Kinn, großen Mund und große Ohren. Diese Schilderungen erinnern stark an die äußere Erscheinung der im gegenüberliegenden Ufergebiete Afrikas lebenden, durch manche Bande der Sprache, Sitte, Geschichte mit Arabien verknüpften Völker. Denken wir an die Bedja. Der Beduy ist, wie Munzinger treffend gesagt hat, durch seine Farbe Afrikaner, durch seine Physiognomie Kaukasier, durch seine Sprache Semit. Aber diese Qualifikation findet auch auf sehr viele Bewohner Arabiens Anwendung. Die entschiedene Farbe des Negers erreicht auch der Beduy nie. Im Lande selbst unterscheidet man Rot, womit Türken und Europäer bezeichnet werden, Dunkelrot (hamelmil) und Schwarz (dsellim). Die Bewohner von Massaua sind viel heller als die Hirten. Das Gesicht ist wohlgestaltet, die Nase lang und gerade, die Stirn hoch, das Auge groß; der Gesamtausdruck nobel und ruhig; der Körper eher lang, doch nicht selten fett und nicht besonders stark gebaut; die Frau meist delikat, klein, wohlgeformt und besonders durch ein oft geradezu klassisches Profil ausgezeichnet. Munzinger hat an griechische Beimischung gedacht, um diese Züge zu erklären: „Kein Zweifel“, sagt er, „daß außer Semiten andre rein kaukasische Völker zur Bildung dieser Hirtenvölker mitgewirkt haben. Die Physiognomie läßt nur an Griechen denken, die einst an diesen Küsten blühende Handelskolonien unterhielten, und wirklich rühmen sich die Bewohner von Obermensa, die den alten Gesichtsausdruck in seinen edelsten Formen bewahrt haben, Kinder der Franken zu sein.“ Nur der Ausdruck des Auges und des Mundes störten selbst diesem begeisterten Freunde der Ostafrikaner den edlen Anklang; denn er fügt hinzu: „Die Physiognomie bleibt, doch Auge und Stimme verändern ihren Ausdruck mit dem Sinken des Menschen oder des Volkes“.

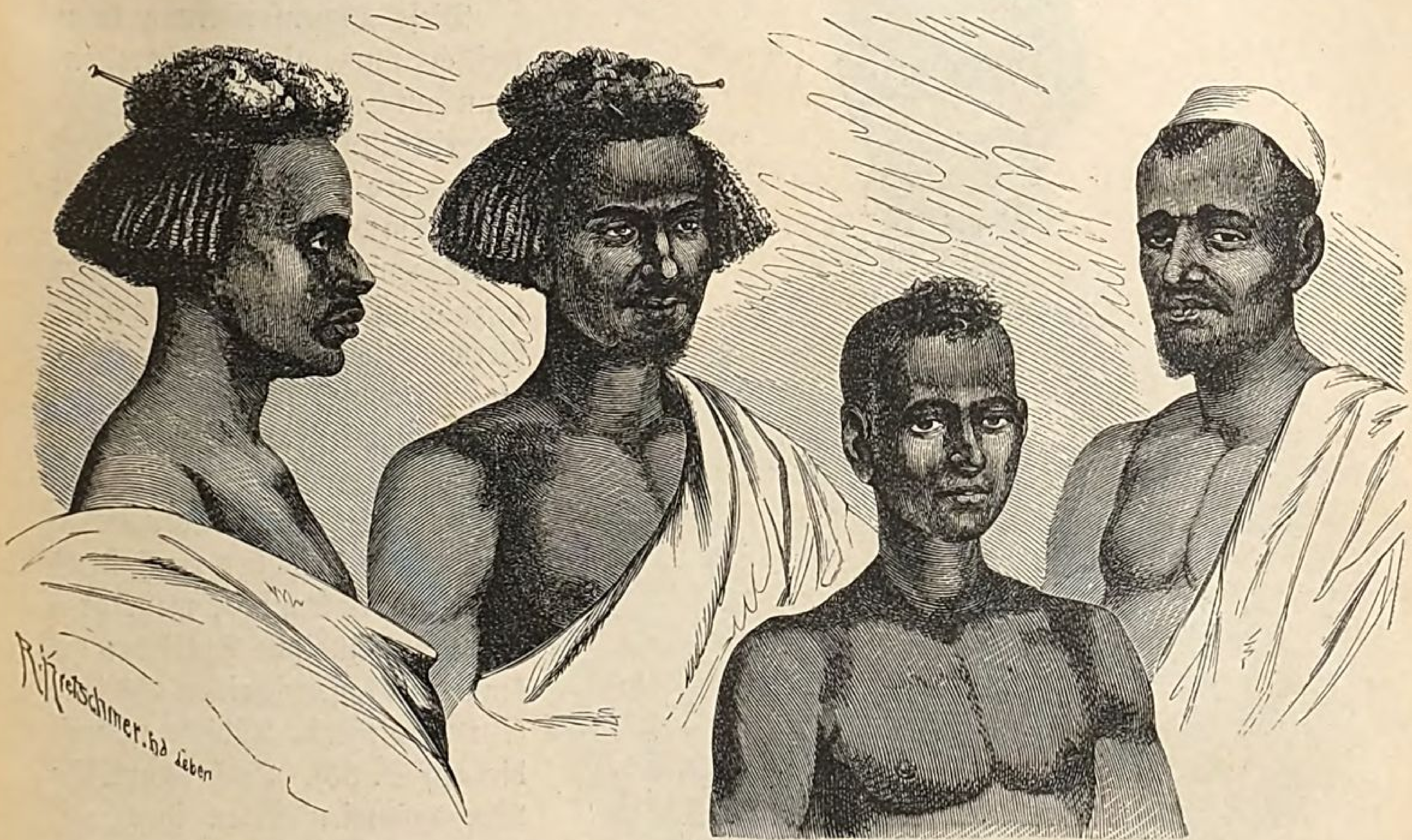
Einen andern Arabertypus bietet uns die große Mehrzahl der nomadischen Araber,

also Beduinen, im Norden und in der Mitte der Halbinsel und im nördlichen Afrika, d. h. in Gebieten, wo die Einflüsse der umgebenden Natur andre sind als in den mehr tropenwärts gelegenen Strichen, wo dem Menschen eine andre Lebensweise und Beschäftigung aufgezwungen wird, und wo vor allem die Mischungen erzeugenden Einflüsse ferner liegen. Das sind die echten Semiten der Wüste, Menschen von mittlerm, sehnigem Baue, mit kleinen Händen und Füßen, schmalem Kopfe, mäßig aufgeworfenen Lippen, schön gebogener Nase, großen, feurigen Augen, bronzefarbener Haut, tief dunkelbraunen, lockigen Haaren und ebenso gefärbtem, kärglichem Barte (s. nebenstehende Abbildung und die auf S. 94).


Ein Beduine aus der Arabischen Wüste. (Nach Photographie.)

So ist der helle und der dunkle Mensch dieser Gebiete. Beide begegnen uns überall in denselben wieder, nur in wechselndem Verhältnisse der Mischung. Für Abessinien, das selbst in geschichtlicher Zeit den Einflüssen so verschiedenartiger Völker hauptsächlich durch seine Lage zwischen Mittel- und Nordafrika und Arabien ausgesetzt gewesen ist, hat Rüppell zuerst versucht, einen Doppeltypus der Rassen mit einiger Schärfe zu bestimmen. Dieser Reisende unterschied in Abessinien einen kaukasischen Typus mit ovalem Gesicht, gelocktem Haare, fein geformter, gerader oder gebogener Nase, mäßigem Munde, gutem Barte, welches zugleich der Typus der Araber ist, und einen andern, den er als den äthiopischen bezeichnet, mit ovalem Gesicht, großen, schönen Augen, etwas aufgeworfenen Lippen, etwas langen Ohren, schwachem Barte und wenig gebogener Nase (s. Abbildungen, S. 83 und 244). Es ist derselbe Typus, welcher bei den Bedja und Dongolawi wiederkehrt. Dieser Unterscheidung haben sich die meisten neuern Erforscher des Landes angeschlossen, wenn auch nicht alle die Folgerung billigen. Alle nach ihm Kommenden sind wesentlich von dieser offenbar in der Natur der Bevölkerung selbst tief begründeten Typensonderung ausgegangen, und es mögen daher die Worte dieses Naturforschers, der wohl von allen Abessinienreisenden am feinsten beobachtet, hier ihre Stelle finden. Rüppell spricht sich einfach und klar dahin aus, daß „die Mehrzahl der Bevölkerung ein schön geformter Menschenschlag von der kaukasischen Rasse, dessen Gesichtsbildung mit derjenigen identisch ist, welche unter den Beduinen Arabiens vorherrscht“. Und der Naturforscher, dessen scharfer Blick für die spezifischen Merkmale irgend einer Erscheinung der lebenden Natur bekannt ist, schildert dann folgendermaßen diese

Gesichtsbildung: „Das Charakteristische besteht hauptsächlich in einem ovalen Gesicht, einer fein zugeschärften Nase, einem wohlproportionierten Munde mit regelmäßigen, nicht im geringsten aufgeworfenen Lippen, lebhaften Augen, schön gestellten Zähnen, etwas gelocktem oder auch glattem Haupthaare und einer mittlern Körpergröße". Schmächtiger, zierlicher Bau, der den Engländern bei ihrem Feldzuge im Jahre 1868 die Ähnlichkeit mit den Hindu nahelegte, ist als ein sehr allgemeiner Charakterzug hinzuzufügen. „Ihre Hände", sagt Rohlfs, „auch die der Männer, sind ausnehmend klein, eine Eigentümlichkeit nicht bloß der Küstenbewohner, sondern aller Abessinier, deren Hände (eine jede Pariserin würde den gemeinsten Soldaten in Abessinien um seine Hände beneiden) überhaupt zu klein sind, als daß sie könnten schön genannt werden. Der Grund der Kleinheit", fügt er hinzu, „der Verküm-



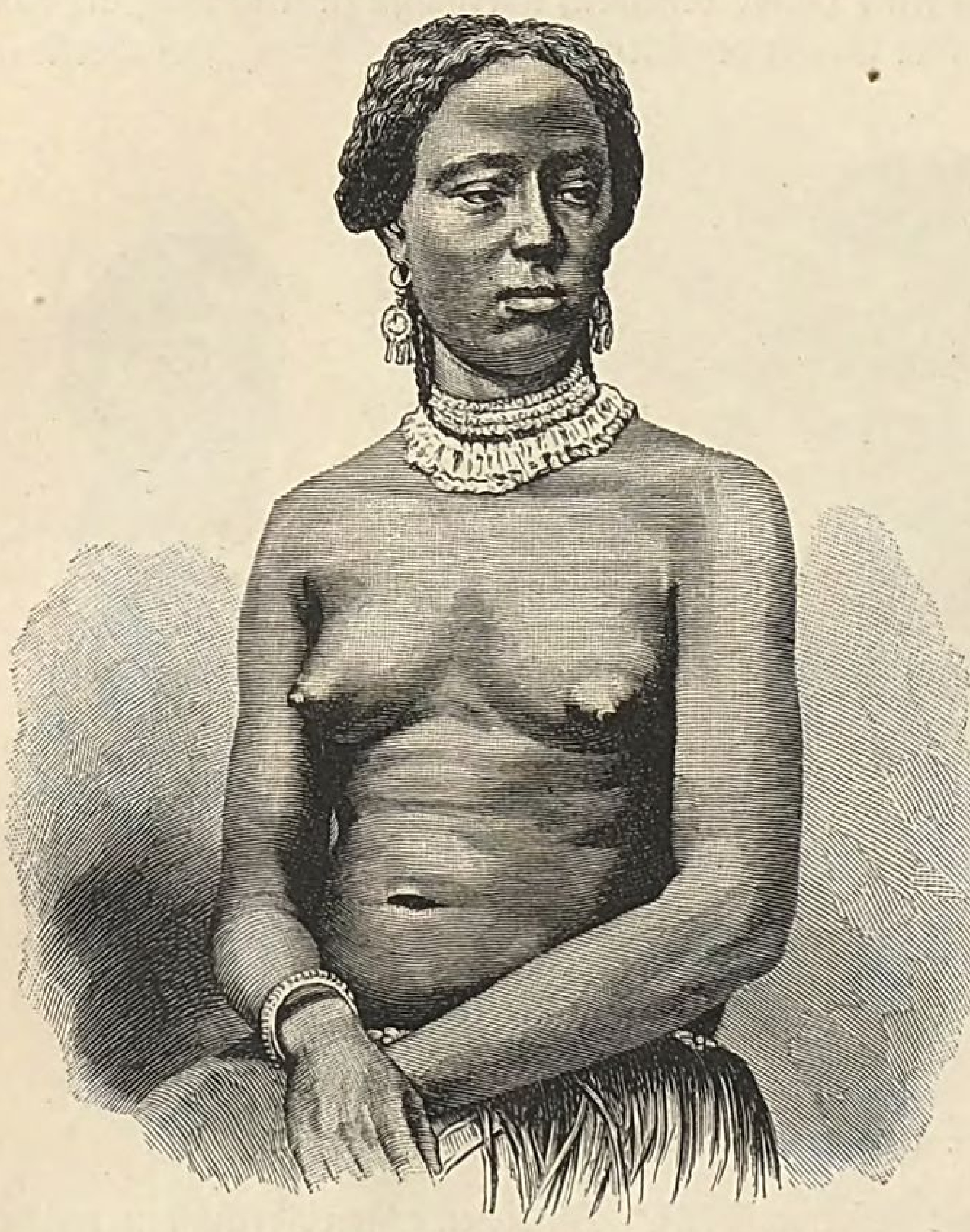
Charakterköpfe der Mensa. (Nach der Natur von Kretschmer.) Vgl. Text, S. 82.

merung liegt im Nichtgebrauche, in der Arbeitslosigkeit." Zu diesen echten Abessiniern, welche den Typus darstellen, der gewöhnlich kurzweg als der abessinische bezeichnet wird, rechnet Rüppell den größern Teil der Hochgebirgsbewohner von Simen, der Umwohner des Tanasees, die Falascha, die heidnischen Gamant und die Agau.

Eine zweite, gleichfalls zahlreiche Gruppe der abessinischen Bevölkerung wird der äthiopischen Rasse zugewiesen, „eine weniger zugeschärfte und durchgehends etwas gekrümmte Nase, dicke Lippen, längliche, nicht sonderlich feurige Augen, ein sehr stark gekräuseltes und beinahe wolliges, dicht stehendes Haupthaar" sind ihre bekannten Merkmale. Dieser Gruppe gehören hauptsächlich die Küstenbewohner und Bewohner der Provinz Hamasen und andrer Teile der Nordgrenze Abessiniens an. Rüppell wünscht aber diesen Typus nicht mit dem der echten Neger zusammengeworfen zu sehen, welche allerdings wesentlich dieselben Merkmale, aber in sehr viel verschärftem Maße zur Schau tragen. Negerphysiognomien gewahrte er nur bei den von Westen her eingeführten Schangalla-Sklaven und deren reinen oder Bastard-Abkömmlingen.

Endlich unterscheidet Rüppell eine dritte Gruppe als den Typus der Galla-Völkerschaften und bezeichnet die Schoho, welche er scharf von den Beduinen absondert, als gute

Repräsentanten ihrer äußern Eigentümlichkeiten: Gesicht mehr rundlich, Nase gerade, kurz und von der Stirn durch eine Vertiefung getrennt; etwas dicke, jedoch nicht negerartige Lippen; dickes, stark gekräuseltes und fast wolliges Haupthaar; kleine, tief liegende, aber sehr lebhafte Augen und einen ziemlich stämmigen und großen Körper. Diese „im allgemeinen wenig ansprechenden Züge“ findet man ziemlich häufig bei den Bewohnern der Provinz Tigre und unter der Soldateska andrer Bezirke. Gemeinsam sind aber allen diesen drei Gruppen, die doch, was man beachten möge, hauptsächlich nur physiognomisch unterschieden sind, die größten Verschiedenheiten der Hautfarbe, die vom hellen Braungelb bis zum dunkelsten Schwarzbraun in allen Abstufungen gesehen wird.


Eine Berberinerin. (Nach Photographie.)

Diese Typensonderung kann freilich unmöglich durchgreifen, denn am Ende bleibt immer wieder ein unklassifizierbarer Rest übrig. Robert Hartmann hat daher dem Wesen des abessinischen Volkes von einer andern Seite her beizukommen gesucht, indem er die Verwandtschaften und womöglich die Mischungselemente in den Physiognomien auseinanderlegte und z. B. hervorhob, wie im allgemeinen die Abessinier den Bedja ähnlich seien, doch aber, wenigstens im Osten des Landes, mehr arabische und jüdische Anklänge erkennen zu lassen scheinen als jene (s. nebenstehende Abbildung und die auf S. 85). Auch ägyptische Physiognomien fielen ihm auf. Über alle Versuche der Klassifikation, der Sonderung, ist daher wohl besonders in diesem Falle die Anerkennung der Thatsache zu stellen, daß man es mit einem ungewöhnlich gemischten Volke zu thun hat. Lage und Geschichte Abessiniens lassen darüber keinen Zweifel. Was jene anbetrifft: „Abessinien ist umringt“, wie Munzinger sagt, „wie die Rose von den Dornen. Im Norden, wo das Hochland in Stufen abfällt und endlich in unabsehbaren Tiefebenen endet, wohnen mohammedanische Völker, meist rebellische Kinder des Hochlandes, die hellfarbigen Habab, die Leute von Barka; ihnen folgen noch nördlicher die altnomadischen, fremd redenden Hadendoa. Im Westen begrenzt Abessinien das Nilland, türkischer Herrschaft unterworfen, im Süden das halb mohammedanische, halb teufelanbetende Reitervolk der Galla.“ Und wie festungsartig Abessinien auch sich auftürmen mag, es ist, seltsam zu sagen, wohl nie in allen seinen Teilen gleichzeitig sich selbst überlassen gewesen. An irgend einem Ende mußte es friedliche oder feindliche Einflüsse allezeit über sich ergehen lassen. Vielleicht würde die geschichtliche Betrachtung und Abschätzung der Macht dieser so mannigfaltigen Einflüsse den südarabischen und überhaupt semitischen als den mächtigsten zeigen. Aber nur vielleicht: das Produkt liegt vor, und es ist hoffnungslos, mit Schärfe seine konstituierenden Elemente nachweisen zu wollen.

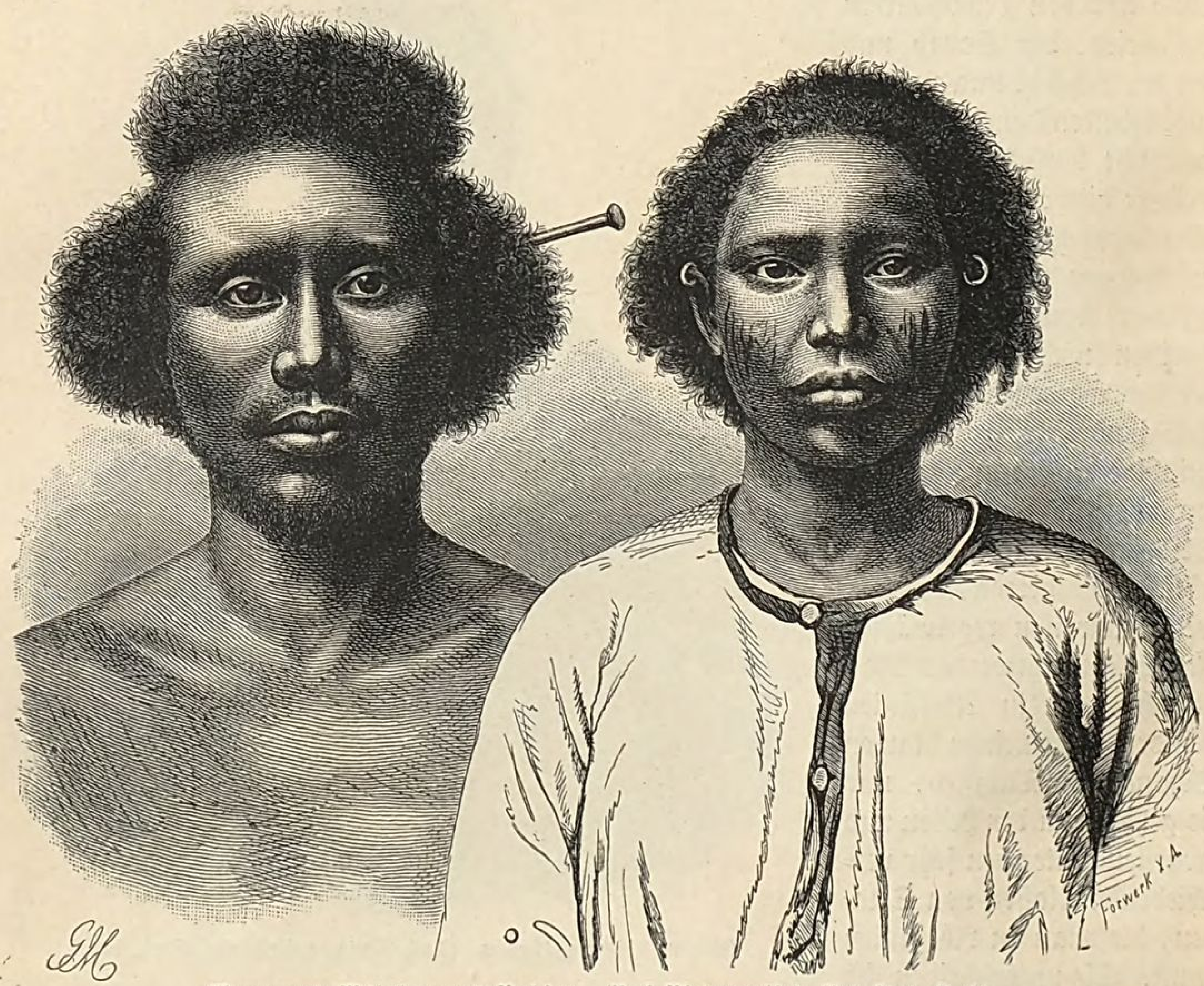
Aber wie stehen die eigentlichen Neger zu den Völkern dieses so oft täuschend mit dem großen Namen Äthiopien belegten Landes? Eigentliche Neger gibt es in Abessinien nur als eingeführte Sklaven und selbst als diese selten. Durch einen wahrscheinlich auf Bruce zurückführenden Irrtum hat man die nordwestlich von Abessinien zwischen den Flüssen Takasseh, Maleb und Dinder gelegene reichbewässerte Landschaft, welche zu einem großen Teile sumpfiges Waldland zu sein scheint, mit Negern bevölkert. Aber es ist Thatsache, daß nördlich von Abessinien auf der Ostseite des Niles überhaupt keine Neger wohnen. Schon Rüppell bezeichnet sie als „eine mit den benachbarten Bischarieh, den Habab und den bei Schendi und am Nile angesiedelten Dongolawi ganz identische Rasse". Die Bewohner dieser Gegend stehen aber dennoch den Abessiniern in strenger Sonderung gegenüber; denn da sie weder Christen noch Mohammedaner sind, werden sie von beiden Religionsparteien für Ungläubige erklärt und als eine durch göttliche Vorsehung zur Sklaverei verurteilte Menschenklasse betrachtet, auf welche zuweilen regelmäßige Jagden gemacht werden. Man bezeichnet sie in Abessinien mit dem allgemeinen Namen Schangallah-Takasseh, und sie gehören zu den besten und treuesten unter den sehr verschiedenen Klassen von Sklaven, die man in Abessinien kennt. Sie unterscheiden sich gerade in dieser Beziehung stark von den Sklaven einheimischer abessinischer Abstammung, welche „liederlich, lügenhaft und verschwenderisch" genannt werden.



Eine nubische Sklavin. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 84.

Auch die Nubier (s. Abbildungen, S. 86 und 87) schließen sich als eine im Vergleiche zu den Negern „edlere Spielart des Menschengeschlechtes" in vielen Teilen an die Araber an, sind aber auch wiederum von ihren nördlichen Nachbarn, den Ägyptern, nicht streng zu trennen. Wenn v. Harnier von den nomadischen Nubiern Sennars sagt: „Ihrer schönen Gesichtsbildung nach zu schließen, sind sie arabischen Ursprunges", so betont Rohlfs bei zwei Nachbarstämmen die südliche Verwandtschaft, indem er die Hadendoa und Bischarieh im Äußern und in ihrem Auftreten schon stark an die Abessinier erinnernd findet, „mit denen", fügt er hinzu, „in frühern Zeiten auch wohl ein innigerer Zusammenhang bestand, welcher durch die später eintretende Verschiedenartigkeit der Religion immer mehr abnahm". Er folgt indessen hierin nur Burckhardt und Rüppell, die beide sie mit den Abessiniern vergleichen und damit ihrerseits auch wieder eine ältere Beobachtung Bakuis bestätigen. Und hören wir den in anthropologischen Dingen kritischsten aller Afrikareisenden, Schweinfurth, so findet er die

Baggara nicht nur schöner als alle andern Nomaden des Nillandes, sondern er kann auch nur wenig Semitisches in ihrem Äußern entdecken und meint sogar, nicht wenige unter ihnen gefunden zu haben, deren Physiognomie ihn an alte Bekannte in der Heimat erinnert habe. Wir legen letzterer Bemerkung, beachtenswert, wie sie in andrer Beziehung ist, für die uns vorliegende Frage nach dem Typischen im Äußern der Nubier keine große Bedeutung bei, weil ganz Ähnliches von so guten Beobachtern wie D. Livingstone und Max Buchner mit Bezug auf innerafrikanische Neger gesagt ist. Aber es ist interessant, wenn man wenig Semitisches in einem Volke findet, das so viel semitisches Blut nachweisbar aufgenommen hat.



Mann und Mädchen aus Nubien. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 85.

Dies scheint die Hoffnung auf die Möglichkeit der Fixierung einer nubischen Charakterform zu stärken, welche angesichts der vorhin genannten Schwierigkeiten an sich gering ist. Rüppell hat wie bei den Abessiniern auch bei den Nubiern einen beachtenswerten Versuch in dieser Richtung gemacht, den wir nicht übergehen dürfen. Zwar verhehlt auch er sich nicht, daß die Vorfahren der heutigen Nubier infolge der wiederholten Unterjochung durch feindliche Stämme „eine namhafte Beimischung von fremdem Geblüte erleiden" mußten; aber er meint dennoch bei aufmerksamer Forschung noch unter ihnen vereinzelt die alten nationalen Gesichtszüge zu finden, welche uns ihre Vorfahren auf den Kolossalstatuen und Reliefs ihrer Tempel und Gräber aufgezeichnet haben. Und als solche Züge nennt er nun: ein länglich-ovales Gesicht, eine schön gekrümmte, nach der Spitze etwas zugerundete Nase, verhältnismäßig dicke, jedoch nicht schnutenförmig aufgeworfene Lippen, zurückstehendes Kinn, schwachen Bart, lebhafte Augen, stark gelocktes, jedoch nie wolliges Hauptthaar, musterhaft schönen Körperbau, durchgehends nur von mittlerer Größe, eine bronzene Hautfarbe. „Dieses", sagt er, „ist das

Bild eines wahren Dongolawi, und die nämlichen Gesichtszüge findet man im allgemeinen bei den Ababdeh, Bischarieh, einem Teile der Bewohner der Provinz Schendi und teilweise auch bei den Abessiniern." Was aber nun die „urväterlichen" Züge des nubischen Arabers anlangt, die natürlich ebenfalls vielfach verwischt sind, so findet Rüppell diese in der etwas hervorstehenden Stirn, die durch eine Auskerbung von der schön gekrümmten Nase getrennt ist, dem proportionierten Munde mit kleinen, nie aufgeworfenen Lippen, den lebhaften, tief liegenden Augen, dem zugerundeten Kinne mit ziemlich starkem Barte, dem wenig oder gar nicht gelockten Haupthaare, der mehr großen als mittlern Statur und der mitunter hellern Hautfarbe.



Jüngling und Knabe aus Nubien. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 85.

Erinnert nicht diese Rüppellsche Sonderung des Barabra- und arabischen Elementes sehr stark an jene entsprechende anthropologische Analyse der Abessinier? Hier wie dort möchte es scheinen, als ob der so scharf betonte Unterschied sich vielleicht kürzer auf ein wechselndes Maß des einem nicht negerhaften Grundtypus beigemischten Negerblutes zurückführen lasse. Die Araber würden also die weniger (s. Abbildung, S. 88), die Nubier die mehr mit Negernatur versetzten sein. Auch Robert Hartmann fühlte sich durch den Körperbau der heutigen Nubier oft an die alten ägyptischen Steinbilder erinnert. So hebt er bei den Ababdeh selbst jene konische Gestalt des Brustkastens hervor, „welche auch die alten Ägypter an ihren Götter- und Menschengestalten in so deutlicher Weise darzustellen gewußt haben". Er findet dieselbe auch bei den Bischarieh wieder, welche dann ihrerseits für den Berberinern sehr ähnlich erklärt werden. Auch die Kopf- und Gesichtsbildung, wie Robert Hartmann sie von den Ababdeh zeichnet: langer Kopf, hohe, gewölbte Stirn, gewölbte Scheitelgegend, gerade oder leicht gebogene Nase mit etwas stumpfer Spitze und etwas breiten Flügeln, breiter

Mund mit fleischigen Lippen, vorstehende Wangen, gerundetes Kinn, entspricht im ganzen wohl dem ägyptischen Typus. Seine Schilderung der Bischarieh läßt eine in den Grundzügen ähnliche Bildung erkennen. Und nach Rüppell und Heuglin wären diesen auch die Berberiner anzuschließen. Aber besonders für die Bischarieh muß auch Hartmann den Reichtum individueller, auseinander gehender Ausprägungen zugeben, den wir oben nach einer Bemerkung Schweinfurths hervorhoben. Was die Hautfarbe anbetrifft, so gibt es unter den Bischarieh schwarzbraune Leute, und auf der andern Seite hat man blonde Beduinen auch in Nubien (Nachkommen türkischer Soldaten?); allein der vorwiegende Ton ist Rötlichbraun, welches bei den Ababdeh röter, bei den Bischarieh mehr in Umbrabraun spielend erscheint. (Vgl. hierzu die beigeheftete Tafel „Nubischer Krieger".)



Ein ägyptischer Araber (negroider Typus). Vgl. Text, S. 87.

Auf die Entstehung derartiger Mischtypen (s. nebenstehende Abbildung und die auf S. 246 und 247) werfen die heutigen Vermischungsprozesse der Araber und Neger ein interessantes Licht. Von den Schoa, d. h. den einheimischen Arabern Bornus, sagt Nachtigal, daß sie sich, je nach dem Grade ihrer Vermischung mit eingebornen Elementen, in physischer Beziehung sehr verschieden verhalten. Wo sie in größern Abteilungen zusammen- und andern Stämmen naheleben konnten, haben sie die helle Hautfarbe und die Gesichtszüge ihrer Voreltern bewahrt; andernfalls sind sie mehr oder weniger den Eingebornen ähnlich geworden. In solchen Fällen leidet zuerst die Hautfärbung, dann vermindert sich das charakteristische Gepräge der Gesichtszüge, und erst zuletzt wird die Sprache beeinträchtigt, welche, durch den herrschenden Islam, der sich der arabischen Sprache bedienen muß, getragen und verbreitet, gerade in Bornu sich bis jetzt in merkwürdiger Ausschließlichkeit und Reinheit bei den arabischen Stämmen erhalten hat. „Ich habe Araber in Bornu gekannt, welche, obgleich ihre Familien seit einer Reihe von Generationen nur wenige Tagereisen von Kuka entfernt gewohnt hatten, eine so unzureichende Kenntnis der Kanurisprache besaßen, daß ich, der Fremdling, ihnen als Dolmetsch dienen mußte." Diese Dauerhaftigkeit der Sprache trägt dazu bei, die ethnographischen Begriffe zu verwirren.

So ist denn auch Nuba, Nubier, kein ethnographischer Begriff, schon darum nicht, weil er einem Gebiete angehört, welches seit langer Zeit ein Grenzland zwischen so weit verschiedenen Völkern wie Negern, Arabern und Ägyptern gewesen ist und die denkbar buntesten Mischungen vor sich gehen sah. Das Durchgangsgebiet des Handels mit Negersklaven, der in



NUBISCHER KRIEGER

(Nach der Natur von Piglhein.)



NUBISCHER KRIEGER.
(Nach der Natur von Piglheim.)

Nubien seine Hauptmärkte fand, und zugleich das Eroberungs- und Raubgebiet der Ägypter alter und neuer Zeit, kann Nubien noch weniger als andre Länder Afrikas sich reiner Rassen rühmen. Der Begriff Nuba war sogar in Nubien selbst, wie Lepsius 1844 berichtete, ein mehr sozialer geworden, er war mit der Vorstellung von niedriger Abkunft und sklavischer Abhängigkeit verbunden, weshalb die Nubier sich lieber Barabra nannten. Ebendarum liebten sie es auch, ihre Sprache zu verleugnen. Zu Burckhardts Zeit wurden in Schendi alle aus den südlich von Sennar gelegenen Ländern gekommenen Sklaven Nuba genannt. Eine Analyse dessen, was Nubier heißt, kann sich heute höchstens darauf beschränken, die rein gebliebenen arabischen Elemente auszusondern und vielleicht noch gewisse sekundäre Gruppen näher zu bestimmen. Was aber den Begriff Nubier in seiner Gesamtheit anlangt, so bleibt für ihn nur die geographische Fassung möglich, welche sich auf eine möglichst genaue Begrenzung der Wohngebiete der Nubier zu stützen hat, und zwar können hier nur die Sprachen leitend sein, da die Sitten, Gebräuche, Geräte und Waffen aller nubischen Völker gar viel Übereinstimmung untereinander, gleichzeitig aber auch mit fremden und zwar besonders arabischen Elementen aufweisen, so daß gerade sie keinen festen Anhalt gewähren. Ist doch selbst bei wissenschaftlichen Reisenden, wie z. B. Schweinfurth, der Ausdruck „Araber“ auf nubische Stämme, wie Baggara, generisch angewandt zu finden.



Ein kairinischer Schriftgelehrter. (Nach eigner Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 90.

Was nun die nubischen Sprachen anlangt, so ist es sehr schwierig, nach ihnen die bestehenden Volksstämme auf den richtigen Ursprung zurückzuführen. Die Mischung der Sprachen und selbst Sprachentlehnungen sind vielleicht noch öfter unter den Völkern dieser Gegenden vorgekommen als unter vielen andern, so daß man in vielen Fällen es einer eingehenden linguistischen Analyse überlassen muß, die nubischen Reste herauszufinden. Seit langem ist das Arabische hier im Fortschreiten begriffen, und man begreift, daß eine größere Anzahl nubischer Stämme früher einfach zu Arabern gestempelt wurde, bis man die nubischen Reste unter der Decke der von ihnen angenommenen fremden Sprache wiederfand oder durch Tradition auf das ältere Volkstum geführt wurde, wie z. B. Lepsius von Barkal sagt: „Jetzt wird in dieser ganzen Gegend nur arabisch gesprochen; doch hat sich die Erinnerung an die frühere nubische Bevölkerung sehr bestimmt erhalten, indem noch jetzt eine Anzahl Dörfer als Nuba-Orte von den übrigen

unterschieden werden". Doch kann er nach seinen Erkundigungen nur acht Orte oberhalb Dongola am Nil als echte Nuba-Orte bezeichnen, was offenbar nicht genügend ist. Oft ist aber leider diese Erinnerung unter dem bei allen mohammedanischen Afrikanern lebendigen Wunsche verschwunden, ihren Stammbaum auf die edelsten Geschlechter Arabiens, wenn nicht gar, wie es von den Ababdeh erzählt wird, auf die Dschin selbst zurückzuführen.

Wo in Ägypten arabische Mischung fern geblieben oder verwischt ist, da tritt uns eine andre Körperlichkeit, wenn auch nicht tief verschieden, entgegen (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 89). Der Fellah Ägyptens ist ein Mann mittlerer Größe, starken Knochenbaues, breiter Brust, voller Schultern, muskulösen, wenig zur Fettbildung geneigten Körpers. Der Wuchs von Frauen und Mädchen ist oft auffallend schlank, an das Ebenmaß der Antike erinnernd. Sein Gesicht ist breit, rund, mit starkem Kinne, dicklippigem Munde, breiten Zähnen, großen, langgeschnittenen Augen, geradlinigen Augenbrauen, dicht stehenden Wimpern, Hände und Füße eher groß, letztere häufig lang und abgeplattet. Die Farbe schwankt zwischen Gelbbraun und Gelbrot, die rötliche Zumischung fehlt fast nie. Auffallenderweise sind auf den alten Wandgemälden die Frauen sehr viel heller als die Männer gezeichnet, worin wohl nur eine Übertreibung des noch heute vorhandenen natürlichen Thatbestandes zu erkennen ist. Fragen wir nach den Hindeutungen auf irgend welche Verwandtschaften, die in diesen körperlichen Eigenschaften liegen, so erkennen wir eine deutliche Absonderung von dem zartern, schmächtigern Typus des Arabers, eine Annäherung in manchen Eigenschaften an den Negertypus oder, besser, an den verdünnten Negertypus, wie er im Mulatten uns entgegentritt. Wir würden vielleicht am kürzesten charakterisieren: Westasiatisch-nordafrikanischer Grundstock mit afrikanischer Mischung. (Vgl. Bd. I, S. 23.) Der Schädel der Ägypter ist von dem des Arabers ebensoweit entfernt wie von dem des Negers. In diesen Übereinstimmungen und Unterschieden übersehe man jedoch nicht das durch die äußern Verhältnisse Bedingte. Der Araber als Hirt, Nomade, Reiter, Räuber erhält mit der Zeit anders gebaute Gliedmaßen als der Ägypter, der seit Jahrtausenden Lasten trägt, hackt, pflügt, Wasser schöpft. Eine unüberbrückbare Kluft besteht zwischen den beiden in der Naturanlage nicht. Beide stehen auf dem Wege, der von den Europäern zu den Negern führt, wie sie ja auch geographisch entsprechend zwischen die beiden hineingelagert sind. Und mit ihnen stehen auf dieser Rassengrenze die hamitischen Sprachgenossen der Ägypter, die semitischen der Araber und manche andre „mulattenhafte" in West- und Südasien und Nordafrika.



Ein koptischer Kaufmann aus Kairo. (Nach eigner Photographie von Richard Buchta.)

Die historische Perspektive zeigt uns gleich manchen andern Verhältnissen Altägyptens wohl auch seine Bevölkerung zu sehr zusammengeschoben, daher zu einfach und einheitlich. Jedenfalls ist es in dem Maße, wie die ägyptologischen Forschungen vorgeschritten sind, immer klarer geworden, daß die fremden und zwar zumeist die semitischen Elemente eine größere Rolle in Ägypten spielten, als man nach dem oberflächlichen Anscheine glauben würde. Ist es aber nach dem oben Gesagten wunderbar, wenn gerade Asien in allen Diskussionen des Ursprunges der Ägypter und ihrer Kultur so sehr in den Vordergrund gestellt wird? Dieses ist der Ägypten nächstgelegene fremde Erdteil und derjenige, in welchem die mit seiner Kultur verwandten Kulturformen die weiteste Ausbreitung und mannigfaltigste Entwickelung erfahren haben. Und was von Fremdem in historischer Zeit hier zufloß, war asiatisch. Aus Asien sind die wesentlichsten Zufügungen geflossen, welche später dem ägyptischen Volkskörper zu teil wurden. Hyksos, Juden, Perser, Araber drangen von Osten in das Nilthal ein.

Dies gilt von dem kultur- und einflußreichsten Teile Ägyptens, dem Delta, ganz vorzüglich, denn hier wohnten die echten Ägypter eingekeilt zwischen Semiten im Osten und Libyern oder Maryern im Westen, von welch beiden nur die äußersten Arme der Deltaströme sie trennten. Von diesen Nachbarn waren die Semiten die am tiefsten in den Volkskörper eingedrungenen. Die in den Totenstätten des alten Ägypten gefundenen Denksteine, Särge und Papyrusrollen bezeugen die zweifellose Anwesenheit semitischer Personen, welche im Nilthale ansässig waren und gleichsam das Bürgerrecht erlangt hatten, sowie anderseits die Neigung der Ägypter, ihren Kindern semitische oder in seltsamer Mischung halb ägyptische, halb semitische Namen zu geben. Kompakt aber begegnen wir ihnen auf der Ostseite des Deltagebietes in Städten und Festungen, deren Namen auf ursprünglich semitische Ansiedler hinweisen, wenn sie auch ganz auf ägyptischem Boden liegen. Die Stadt Tanis wird z. B. allenthalben in den ägyptischen Inschriften als eine wesentlich fremde Stadt, als die „Stadt der Zaru" bezeichnet, deren Bewohner als „die Völker im östlichen Vorderlande, aufgeführt werden. Das östliche Vorderland ist aber nichts andres als der tanitische Bezirk, der auch unter der Bezeichnung von Ta-mazor, d. h. das befestigte Land, auftritt, in der Brugsch die lange gesuchte Urgestalt des hebräischen Namens für Ägypten, Mazor oder Mizraim, wiedererkannt hat. Nicht zufällig nahmen die Hyksos, welche von Edom her ins Deltaland einfielen, ihre Wohnsitze hier unter ihren Stammverwandten oder in deren Nähe. In dieser Beleuchtung will es selbst scheinen, als ob ihr Einbruch nur ein stärkeres Aufwallen eines seit länger, aber in unmerklicher Weise fließenden Stromes sei, der manche von diesen Fremdlingen gruppenweise nach Ägypten brachte, ehe die Hauptmasse nachkam.

Die frühste dieser Invasionen, welcher Ägyptens mindestens halbtausendjährige Unterwerfung unter die Hirtenstämme der das Nilthal im Osten und Norden umgebenden Wüsten folgte, ist eine der größten Erscheinungen der alten Geschichte, und wir dürfen sagen, eine der folgenreichsten. Für uns, die wir im Laufe unsrer Betrachtungen so oft schon die friedlichen Ackerbauer unter dem Schwerte der schnellen und kühnen Hirten haben Freiheit und Besitz verlieren sehen, seien nun die Hirten Watuta oder Galla, Wahuma oder Fulbe, erscheint dieser wichtige und große Akt im Drama der ägyptischen Geschichte nur wie eine Wiederholung jener ganz Ostafrika von Sambesi bis zum Mittelmeere fast ohne Aufhören erschütternden Kämpfe der Ansässigen und der Wandernden. Und da diese Hirten fast zweifellos Semiten waren, paßt die Hyksosepisode um so harmonischer in den Rahmen ostafrikanischer Völkergeschichte. Denn was sind diese Völker, von denen Manetho die Juden abstammen und Jerusalem gründen läßt, welche schon im Altertume Phönizier oder Araber genannt werden, deren erste Herrschernamen Philitis und Abaris auf palästinensische und arabische Ortsbenennungen deuten, als die Vorläufer der Sabäer und Araber, die späterhin mit viel dauerhaftern Folgen Nordostafrika gewinnen sollten?

Geht es über das Maß der erlaubten Hypothese hinaus, wenn wir es für wahrscheinlich halten, daß ähnliche Invasionen auch früher stattgefunden haben? Um nicht in die dunkeln Urzeiten zurückzugehen, dürfen wir doch fragen: Wie erklärt sich das vollständige Verschwinden Ägyptens vom Schauplatze der Geschichte mit dem Ende der sechsten Dynastie? Was liegt in den drei Jahrhunderten zwischen dem Ende des alten und dem Anfange des mittlern Reiches? Kein Geringerer als Mariette hat die Meinung ausgesprochen, daß hier eine Überschwemmung des Reiches durch Barbaren vorliege. Ist es ferner unwahrscheinlich, daß das unbekannte Chaos, aus welchem Menes das Reich hervorhob, einer ähnlichen Invasion sein Dasein verdankte? Wüste und Kulturland liegen nie und nirgends kampflos nebeneinander, aber ihre Kämpfe sind einförmig und voll Wiederholungen!

Die Hyksos regierten ein halbes Jahrtausend über Ägypten und blieben sicherlich nicht ohne Einfluß auf das Wesen des Volkes, das sie unterwarfen, und mit dem sie sich dann mischten. Im Laufe der Zeit mußten Bildung und Zivilisation Ägyptens auf diese naturwüchsigen Stämme ihre Einwirkungen üben, und wir werden annehmen können, daß sich, nachdem die Stürme der Eroberung vorüber waren, Ägypten unter der Herrschaft der Könige vom Stamme der Hirten nicht viel schlechter befunden haben wird als späterhin unter der Herrschaft der Perser, der Ptolemäer, der Römer. Doch überschätze man nicht den tiefern Einfluß der einmaligen Erscheinung der Hyksos, von denen doch nur ein Teil sedentär ward, während der Rest sein nomadisches Leben weiter führte. Nur im Nordosten des Landes haben sie sich ganz fest angesiedelt. Die Zahl ihrer waffenfähigen Männer hat Manetho auf nur 24,000 angegeben. Und was die Hauptsache ist, sie erschienen den Ägyptern nicht anders als ebenso unrein wie die eignen, d. h. die ägyptischen, Hirten, und es war nach allem Anscheine daher die Vermischung weniger stark, als man erwarten würde. Dafür blieb aber auch dieser Einfall nicht allein. Den Hyksos folgten die Juden, die ihrerseits geistig tief von den Ägyptern beeinflußt wurden und selbst auch, wie Josephs Geschichte zeigt, nicht ohne Einfluß blieben. Daß aber auch sie keine tiefen körperlichen Spuren ihres Aufenthaltes in der ägyptischen Bevölkerung hinterließen, möchte man aus den Aufzeichnungen schließen, die sie uns selbst in der Bibel über Aufenthalt und Auszug aus dem Lande Pharaos gegeben. Joseph kam zur Zeit der letzten Hyksoskönige nach Ägypten, fand bei dem stammverwandten, in ägyptischer Weise lebenden Könige ein gute Aufnahme und rief sein Volk auf Pharaos Geheiß in das Land. Aber so wie die Hyksos selbst nur im Nordosten des Delta festen Fuß gefaßt hatten, so mußten auch die Israeliten in der Ostmark bleiben, in Gegenden, die zum Teile unbestellbar und nur zu gewissen Jahreszeiten als Viehweide benutzbar waren; in den Städten wohnte eine vorwiegend ägyptische Bevölkerung, während am Strande des Mittelmeeres handeltreibende Phönizier saßen. So war das biblische Land Gosen. „Und du sollst wohnen im Lande Gosen und nahe bei mir sein, du und deine Söhne und die Söhne deiner Söhne und deine Schafe und deine Rinder und alles, was dein ist.“ (1. Moses 45, 10.) Nach der Vertreibung der Hyksos wurden die Juden zu Fronarbeiten geknechtet, „und sie setzten Fronvögte über das Volk, um es zu drücken mit ihren Lastarbeiten, und es bauete dem Pharao Vorratsstädte, Pithom und Ramses“. (2. Moses 1, 11.) Sie wurden als Viehhirten, als welche sie nach Ägypten kamen, von den Ägyptern als unrein ebenso verachtet, wie es die Hyksos selbst waren. Es ist also nicht wahrscheinlich, daß sie mit den Ägyptern sich in ausgedehntem Maße vermischten. Als Moses die Juden aus Ägypten führte, da zog das ganze Volk, Männer, Frauen und Kinder, hinweg, sie verschwanden aus Ägypten. Sollen wir größern Einfluß den Äthiopiern, Assyrern, Persern, Griechen zugestehen, die alle das Land entweder nur stückweise oder nur militärisch okkupierten? Und doch, wie sich Ägypten abschloß: Tropfen für Tropfen flößten diese aufeinander folgenden Invasionen fremdes Blut ein, und eine langsame Umsetzung mußte

notwendig stattfinden, welche aber, da immer wieder lange Jahrhunderte der Ungestörtheit, der Sammlung, der Abschließung dazwischenlagen, das Volk nur eigenartiger machten und seine Einheitlichkeit wenig beeinträchtigten.

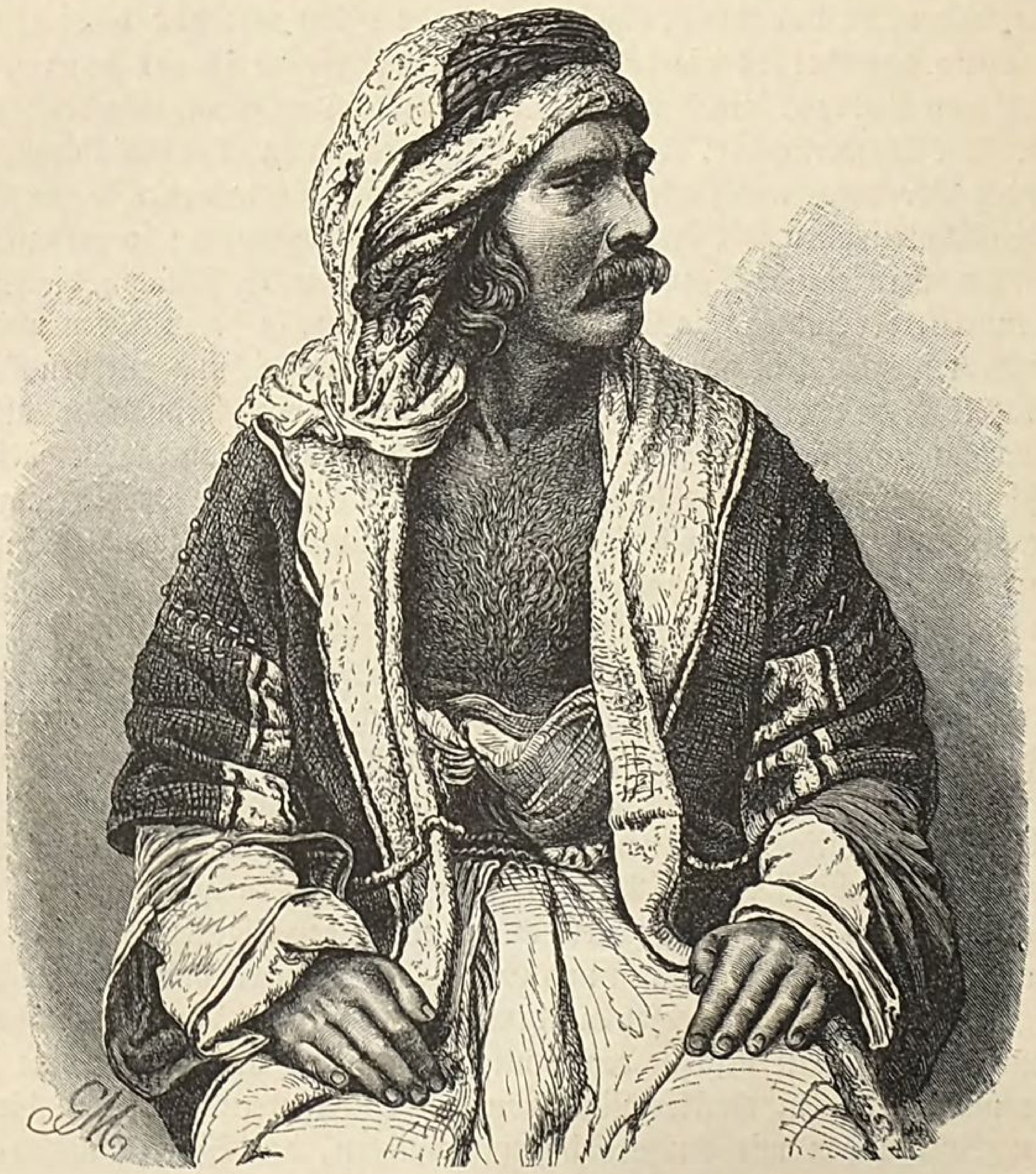
So war dies also im Gegensatze zu andern nur lose zusammengekitteten Völkern des Altertumes wahrhaft Eine Nation, ihrer Zusammengehörigkeit sich stolz bewußt, ihr Land als die eigne und die Heimat ihrer Götter liebend, unter deren Schutz es in ihrem Glauben stand.

Der Wechsel der Religion konnte allein im stande sein, diesen innigen Zusammenhalt zu sprengen, darum ist der Einbruch der Araber (638) mit der darauf folgenden Islamisierung des Volkes die folgenreichste Thatsache in der ganzen Geschichte des ägyptischen Volkes, soweit wir dieselbe kennen. Der Islam löste den Kitt der alten Nation auf. Die Brüderlichkeit, die völlige Gleichberechtigung aller Gläubigen, welche das Bekenntnis des Propheten unter allen Islamiten herstellt, führte natürlich zur Vermischung der koptischen Muselmanen mit ihren arabischen Religionsgenossen; so entstand eine neue Generation, die überwiegende Mehrzahl der heutigen Ägypter, die Fellahin, die Pflüger (vom arabischen falach, der Pflug), die Landbewohner, Bauern, in deren Adern weit mehr altägyptisches Blut fließt als in denen der Städter. Die Vergleichung mit den Monumenten zeigt uns, daß trotzdem die neue Generation die unverkennbaren Merkmale des altägyptischen Stammes noch an sich trägt, was ja leicht erklärlich wird, wenn man das Verhältnis der beiden in Mischung getretenen Elemente berücksichtigt. Die eingeborne Bevölkerung betrug zur Zeit der arabischen Eroberung gewiß nicht unter fünf Millionen, und so zahlreich auch die arabischen Einwanderer gewesen sein mögen, so waren sie insbesondere auf dem flachen Lande weitaus in der Minorität, sie wurden von dem vielleicht auch rassenkräftigern ägyptischen Blute absorbiert. In einigen Städten und Dörfern Oberägyptens, wo die Kopten dichter beisammenwohnten, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung fast ganz unvermischt erhalten, der Reisende trifft daselbst oft Gestalten, bei deren Anblick er lebendig gewordene Statuen oder Bildnisse der Pharaonenzeit vor sich zu sehen meint. Der Gesichtsausdruck vor allem, der gutmütige, schwermütige, aber auch stumpfe, apathische, erinnert an Altägypten und steht scharf unterschieden demjenigen des Arabers gegenüber, der energisch, schlau, wild, intelligent ist. Und so wie der Fellah so viel von den physischen Eigentümlichkeiten seiner Voreltern erbte, so auch von ihrer geistigen und Gemütsbeschaffenheit und leider auch von ihrem Lebenslose, welches wie ein Naturgesetz auf dem Bauer Ägyptens von Jahrhundert zu Jahrhundert lastet. Wir haben also in den heutigen Ägyptern noch immer eine selbständige Nation vor uns, welche in direkter Linie von den Altägyptern abstammt, die sich zwar, der innigen Beziehungen mit den arabischen Eroberern, der Sprache und der Religion halber, selbst arabisch nennt (denn sie glaubt sich gern eines Stammes mit dem Propheten und dadurch den Türken, welche das Kalifat usurpierten, überlegen), aber das koptisch-ägyptische Element ist entschieden vorherrschend. Ein moderner Ägypter ist noch immer von einem echten Araber auf den ersten Blick zu unterscheiden. Die Anzahl der rein oder fast unvermischt gebliebenen Araber ist in Ägypten im Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung gering.

Nomadisierende Araber, d. h. Araber nicht bloß der Abstammung, sondern auch den Sitten und Gebräuchen, der Nahrung und Lebensweise nach, gibt es im Bereiche des ägyptischen Reiches und zwar namentlich auf der Sinaihalbinsel, in der Libyschen und der ägyptisch-arabischen Wüste kaum über 300,000. Und auch unter ihnen finden sich noch die altäthiopischen Stämme der Ababdeh, Bischarieh und Hadendoa, welche wir als Teile des einst mächtigern Volkes der Bedja kennen lernen werden. Ihnen gehören Tausende der sogen. Berberiner in den dienenden Klassen und im Heere an. Die Ababdeh-Araber, welche übrigens, nach Maltzans Zeugnis, in ihrem ganzen leichten, beweglichen Äußern und

Gebaren viel mehr die echten Kinder der Wüste sind, als man es von den plumpern Maghrebinern sagen kann, werden von einigen für die ältesten Araber gehalten, welche nach Afrika einwanderten.

Aus den Händen der Araber glitt 1517 Ägypten in die der Türken, welche das alte Pharaonenland zu einer **türkischen Provinz** machten. Die heutigen Herrscher und viele Große sind Türken, deren Zahl man gewöhnlich auf 10,000 beziffert. Ebenso zahlreich sind die Armenier, während man Juden und griechische Rajah auf das Doppelte schätzt. An



Ein Beduine. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 82.

Fremden, unter welchen Griechen und Italiener vorwiegend vertreten sind, zählte man 1879 gegen 70,000. Allen diesen fremden Elementen stehen nun 5 Millionen Fellahin und Kopten mit überwältigender Massenhaftigkeit gegenüber. Diese 5 Millionen sind die echten Ägypter, die an der Scholle nicht bloß kleben, sondern mit allen Fäden in sie verwachsen sind, so daß sie in höherm Grade als Kinder ihres Landes erscheinen als irgend welche andre Bürger eines Landes der Erde. Darin konkurriert niemand mit dem Fellah, und darin liegt dessen Beharrungs- und Widerstandskraft, welche ihn als den einzigen noch gebliebenen Vertreter des alten Ägypten in der Gegenwart erscheinen lassen. Er lebt und arbeitet mit wenigen Änderungen, wie die Unterthanen des Menes oder des Mykerina lebten und arbeiteten. Und so wie sein Leben das alte Ägypten widerspiegelt, ist es ganz allein seine Arbeit und seine Genügsamkeit, welche dem Lande noch einen Rest der alten Weltstellung bewahrt hat.

Nicht die Umwandlung aus dem altägyptischen Ackerarbeiter in einen arabisch redenden und Allah anrufenden Mann ist der große Wechsel, der im Leben Ägyptens Platz gegriffen, sondern die vollständige Zersetzung der obern Schichten bei so geringer Wandlung des Wesens der untern. Die Herren, die Priester, die Kaufleute, alles was Städter heißt, haben sich gründlich geändert. Nur der Fellah ist seit 5000 Jahren wesentlich derselbe. Für ihn bedeutet der Glaubenswechsel nichts, denn er ist Knecht der Götzen und des Aberglaubens, ob er zu den Seelen seiner Ahnen oder zu Allah bete. Wenn wir aber sehen, daß heute Ägypten, gleich als ob ein Rest der alten Bildung oder wenigstens des alten Schreib- und Lesegeistes im Nilthale verblieben sei, von allen arabischen Ländern das Land der besten Hochschulen (die Moschee El-Azar ist die erste Universität und überhaupt der geistige Brennpunkt des Islam) und der thätigsten Presse, überhaupt des lebhaftesten Gedankenaustausches ist, so erkennen wir, wie die Umsetzung seiner Bevölkerung durch Araber und Islam in den obern Schichten es weit mehr als jemals früher aus den Bahnen geleitet hat, in denen seine Geschichte in den frühern Jahrtausenden ging. Denn von dieser Seite her betrachtet, ist Ägypten eine Kolonie Arabiens geworden, ist nichts mehr als ein Glied in der Reihe mohammedanischer Staaten, welche infolge der arabischen Eroberung sich am Nordrande Afrikas entlang bildeten. Daß der Arabismus und Mohammedanismus, mit der beiden gemeinsamen Ausschließlichkeit, die Spuren des Griechen- und Römertumes und der nachrömischen christlichen Kultur in viel eindringenderer Weise beseitigte, als diese ihrerseits auf die altägyptischen gewirkt hatten, läßt diese letzte große Wendung in der Geschichte Ägyptens als die eingreifendste von allen erscheinen. Die Hyksos erreichten endlich ihr Ziel, indem sie zur rohen Gewalt des Nomadenschwarmes den Fanatismus eines neuen, eines monotheistischen Glaubens fügten, wie er in seiner Einfachheit den zersetzten Verhältnissen des Landes wohlthat, und wie er auf die Vielgötterei der Alten endlich folgen mußte. Der Bilderdienst ist aber zu natürlich, als daß trotz alles Eiferns ihrer Heiligen die Kinder Mohammeds nicht immer leicht wieder in denselben verfallen sollten. Maltzan erzählt, daß die Mohammedaner zu Bibba in Oberägypten lange Zeit einen koptischen heiligen Georg verehrt und vor dem Bilde des frommen Ritters gebetet hätten, da die dortigen Kopten ihn als Marabut ausgaben, um ihre Kirche zu schützen.

So ist nun also Ägypten heute in den höchsten Spitzen seiner Hierarchie türkisch-arabisch, in den Städten arabisch; der herrschende Glaube ist der Islam, der in der Wüste gezeugte; was von einheimischer Wissenschaft vorhanden, sind die Lehren der Tolba. Die arabisch-maurische Kunst hat angesichts der Pyramiden des alten Reiches in Kairo ihre herrlichsten Blüten getrieben. Wenn man nach dem alten Ägypten fragt, muß man in die Lehmhütte des Fellah, zu den Schöpfrädern, in die Durrafelder hinabsteigen. Dort läuft der Faden, der ungebrochen das Alte an das Neue bindet.

* * *

Nubiens Geschichte kann von derjenigen Ägyptens ebensowenig getrennt werden wie die Abessiniens von der arabischen. Wie oft auch die geschichtlichen Geschicke beider Länder auseinander gegangen sind, die bei so verschiedener Naturbegabung von Anfang an zur Divergenz angelegt waren: Ein Stamm tritt uns hier entgegen und Eine Grenze umschließt Ägypten und Nubien als Kulturgebiet. Nubien nimmt allerdings dabei immer die zweite Stelle ein, es folgt Ägypten langsam, wenn dieses fortschreitet, es gehorcht ihm, wenn es mächtig ist, und fällt ihm nach, wenn es unter den Schlägen siegreicher Eroberer sinkt. Die Sprachwissenschaft lehrt uns eine einzige Völkergruppe am Nordrande Afrikas und im Nilthale bis zum Fuße der abessinischen Berge kennen. Der hamitische Sprachtypus bindet sie alle zusammen. Aber ein Sohn dieser Familie, der im untern Nilthale unter jenen so günstig nur einmal auf der Erde vorkommenden Bedingungen sich entwickelt, überholte

bald und weit alle andern. Die Geschichte kennt kein großartigeres Beispiel von tiefer Verschiedenheit geschichtlicher Entwickelung, als diese Stämme es darbieten. Doch ist wohl zu beachten, und gerade darauf möchten wir mit diesen flüchtigen Betrachtungen hinweisen, daß nicht immer dieser Unterschied ganz so groß war wie heute. Nubien war nicht immer so unselbständig, so arm, es empfing und hegte seinen Teil vom ägyptischen Kulturüberflusse. Allein selbständiges Kulturland oder gar Ausstrahlungsgebiet eines großen Kulturlebens ist es niemals gewesen. Schon vor 30 Jahren schrieb Lepsius: „Es hat sich ergeben, daß von einer äthiopischen Urbildung oder überhaupt von einer alten äthiopischen Nationalbildung, von der die neuere Gelehrsamkeit so viel zu rühmen weiß, nichts zu entdecken war, ja daß wir allen Grund haben, eine solche völlig zu leugnen. Was von den Nachrichten der Alten nicht auf gänzlichem Mißverstande beruht, bezieht sich nur auf die ägyptische Zivilisation und Kunst, die sich in der Zeit der Hyksosherrschaft nach Äthiopien geflüchtet hatte. Das Hervorbrechen der ägyptischen Macht aus Äthiopien bei der Gründung des neuägyptischen Reiches und ihr Vordringen selbst bis tief nach Asien hinein wurde in den asiatischen und dann auch in den griechischen Traditionen über dieses Weltereignis vom äthiopischen Lande auf das äthiopische Volk übertragen; denn von einem noch ältern ägyptischen Reiche und seiner hohen, aber friedlichen Blüte war keine Kunde zu den nordischen Völkern gedrungen." Auch die heutige Wissenschaft, welche eine große Zahl nubischer oder äthiopischer Denkmäler kennt, kann doch aus all diesen Denkmälern, Tempelbauten, Statuen, Inschriften nur entnehmen, daß das Kusch oder Kesch der Ägypter, das Äthiopien der Griechen, eine Provinz des ägyptischen Reiches gewesen ist, deren Grenzen allmählich nach Süden vorgeschoben wurden. Die geographischen und ethnographischen Begriffe, welche hier in Frage kommen, erfordern nähere Bestimmung. Brugsch läßt das, was wir heute Sudan nennen, mit dem Begriffe des ägyptischen „Kusch" zusammenfallen. Das „Land von Chont", welches ebenfalls südlich vom eigentlichen Ägypten gelegen war, repräsentierte dagegen einen begrenztern Raum, nämlich das Land zwischen dem ersten Wasserfalle und dem Berge Barkal, dessen Hauptstadt das an diesem Berge gelegene Napata mit berühmtem Ammonsheiligtume war. Gewöhnlich wird das Land Chont mit Nubien, Kusch aber mit Äthiopien übersetzt. Beide Begriffe lassen an Schärfe zu wünschen, aber man muß sich mit denselben abfinden, da ebensowenig scharf die Begrenzung der Gebiete ist, welche die Ägypter südlich vom ersten Katarakte besaßen und unterschieden. Trotz des Widerstandes der echt afrikanischen Ureinwohner dieser Gebiete, der schwarzen oder dunkelbraunen Negervölker (Nahasi der Denkmäler), denen sich, vom Roten Meere her eindringend, hellere Stämme semitischer Herkunft schon früh gesellt hatten, die hauptsächlich die Berglandschaften zwischen Nil und Rotem Meere bewohnten (Blemmyer der Alten?), reichte schon früh die Herrschaft der Pharaonen hoch den Nil hinauf, und vor allem war es Thutmes I., der Thotmosis der Griechen, derselbe, der auch bis zum Euphrat hinüber seinen starken Arm fühlen ließ, welcher die zahlreichen Stämme der Südvölker als Unterworfene an sein Reich kettete. Inschriften auf Felsblöcken in der Nähe der Wasserfälle von Kerman, angesichts des Nileilandes Tombos, zwischen dem 20. und 19.° nördlicher Breite, haben die Erinnerung an die Großthaten dieses Königs erhalten. „Es haben geschaffen", heißt es unter andern (nach Brugsch) in der langen Inschrift, „die Herren des hohen Königshauses eine Grenzwache für ihr Kriegsvolk, damit sie nicht überschritten werde von den Fremdvölkern; es ist versammelt, gleichend dem jungen Pardel gegen den Stier. Still hält er, er ist geblendet. Bis zu den äußersten Grenzen seines Landgebietes ist der König gekommen, er hat erreicht seine letzten Grenzen durch seinen kräftigen Arm. Er suchte den Kampf, nicht fand er den, welcher ihm darauf Widerstand geleistet hätte. Er öffnete die Thäler, welche den Vorfahren unbekannt geblieben waren, und welche niemals geschaut hatten die Träger

der Doppelkronen. Seine südliche Grenzmark war am Beginne dieses Landes, die Nordgrenze, wo sich wendet der Abwärtsfahrende zur Aufwärtsfahrt. Solches war unter keinem andern Könige der Fall gewesen." Wir würden hieraus schließen können, daß an dieser Stelle der südlichste Vorposten der ägyptischen Herrschaft stand, was freilich nicht hindert, daß Raub- und Unterwerfungszüge zeitweilig gemacht wurden und die Völker weit darüber hinaus unter dem Joche der Tributpflichtigkeit hielten. Wir finden zuerst unter Thutmes I. die Würde eines Statthalters oder Landpflegers von Kusch, auf welche die wirklichen Königssöhne Anspruch hatten, und von da an bildeten diese Südgegenden eins der wichtigsten, einträglichsten Glieder des Reiches. Es ist eine viel spätere Zeit, in welcher Äthiopien sich selbständiger stellte. Langsam war es erobert, durch Zwingburgen, deren Trümmer erhalten sind, geknechtet, endlich unter den jüngern thebanischen Königen sogar völlig ägyptisiert worden. Die Regierung Ramses' II. (ca. 1400 v. Chr.) bezeichnet wohl den Höhepunkt der ägyptischen Herrschaft. Als dann Ägypten sank, hob sich das jüngere Äthiopien, und wir finden im 7. Jahrhundert mächtige äthiopische Könige, die über Ägypten herrschen. Aber wenn es politisch zur Macht kam, kulturlich blieb es hinter Ägypten immer zurück. Was es an Kunstresten hinterlassen hat, ist weit jünger und weit kleiner als alles Ägyptische. Die ältesten in den Ruinen von Napata erhaltenen Monumente gehören der Zeit Ramses' II. an; sie sind rein ägyptisch, gleich den spätern Werken einheimischer Könige. Die Abweichungen sind Abschwächungen oder weisen auf barbarischen Einfluß hin. Die Pyramiden, die übrigens außerhalb des Gebietes des alten Meroe selten sind, messen im äußersten Fall 25 m Höhe, sind schlank, an den Ecken abgekantet und an der Ostseite mit einem kleinen Vorgemache versehen. Viel großartiger sind die Tempelgebäude und Grottentempel, wie jene von Abu Simbel mit aus den Felsen gehauenen Kolossalstatuen von zwölf- bis vierzehnfacher Naturgröße. Die Göttergestalten sind fast ganz die ägyptischen. Die Gottheit, welche hier im neuen Reiche vorzugsweise verehrt wurde, war die Hathor mit dem Beisatze, der sich auch im Wadi Maghara findet, „Herrin von Maskat", d. h. des „Kupferlandes". Mehrfach treten auch schwarze Göttinnen auf. Eine gewisse Bevorzugung des Weiblichen, die vielleicht hiermit zusammenhängt, tritt uns überhaupt mehrfach im alten Nubien entgegen und greift sogar in die Erbfolgeverhältnisse des meroitischen Königtums ein. Der König von Meroe war zugleich erster Priester des Ammon; wenn ihn seine Gemahlin überlebte, so folgte sie ihm in der Regierung, und neben ihr nahm der männliche Thronerbe nur die zweite Stelle ein. Finden wir doch auch die nubische Königin Kandake mit Kaiser Augustus im Streite. Wir sehen hier die Priesterherrschaft, von welcher uns Diodor und Strabo erzählen, und auch einen gewissen Vorrang des Ammonkultus, dessen schon Herodot gedenkt. Dieser Priesterstaat, dessen Mittelpunkt Meroe war, wurde zwar durch die Ptolemäer zerstört, aber offenbar hat er dazu beigetragen, der spätern Geschichte des Landes einen von demjenigen Ägyptens verschiedenen Charakter aufzuprägen. Griechische Kultur und Sprache faßten hier dauernd Wurzel, wenn auch barbarische Handhabung sie entstellte. Das Christentum hat nirgends im moslemitischen Afrika Jahrhunderte hindurch eine sicherere Stelle gehabt als hier. Das einst von den Ägyptern zum Ammonglauben bekehrte Nubien wurde das Asyl der in Ägypten verfolgten Christen. Es entstand hier ein großes christliches Reich Aloa an der Stelle von Meroe, und Altdongola hielt sich bis ins 13. Jahrhundert als christliche Stadt. Das monophysitische Christentum zählte seine Bekenner ununterbrochen von Unterägypten bis hinein nach Abessinien.

Mindestens ein Teil der Bedja, und nicht bloß der an Abessinien stoßende, dürfte unter dem Einflusse des christlichen Reiches Aloa zum monophysitischen Christentum bekehrt worden sein, und es soll noch heute Christen unter ihnen geben. Aloa wurde später von den heidnischen Fundsch unterworfen, die dann zum Islam übertraten. Die Islamisierung der

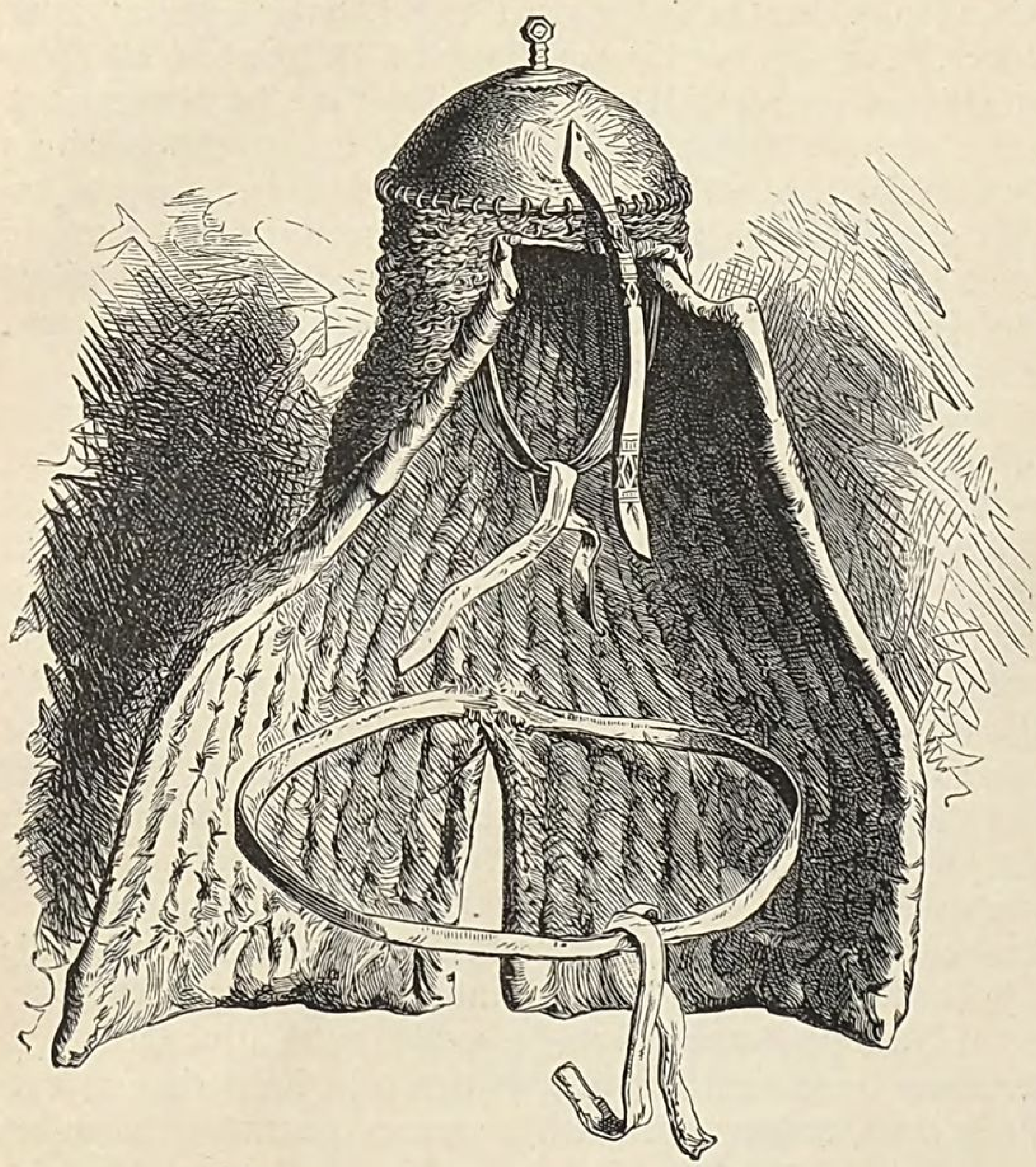
Bedja scheint sich aber erst im 16. Jahrhundert vollendet zu haben. Hier wie anderswo hat der Islam verödend gewirkt. Nubien ist ein schwacher Schatten von dem, was es einst war. Nicht bloß die ägyptische Herrlichkeit ist vergangen, sondern auch ihre Nachblüte ist kümmerlich verdorrt. Sowenig wie Napata und Naga sieht man es der berühmten alten Hauptstadt des Sudan, Sennar, dessen König vor der Eroberung des Landes durch Ismael Pascha bis nach Wadi Halfa herrschte und über eine Menge kleinerer ihm tributpflichtiger Könige zu gebieten hatte, an, daß sie noch vor kurzem ein so mächtiger Fürstensitz war. 600—700 spitzige Strohhütten, Tukele, umgeben die Ruinenhaufen von roten Backsteinen, wo früher das Königshaus stand. Kärglicher Ersatz, vor allem jeder monumentalen Bedeutung entbehrend, ist, was dafür in jüngern Städten am Nil oder Roten Meere, wie Chartum oder Suakin, entstanden. Das einst berühmte Äthiopien wurde selbst dem Namen nach vergessen, und mit Recht konnte man Burckhardts und Belzonis Reisen im Anfange unsers Jahrhunderts wie eine Wiederentdeckung des versunkenen Landes begrüßen. Gleich Mesopotamien wurde Nubien ein Nomaden- und Hirtenland. Wie der Nil sonst befruchtend sein Wasser über die Ufer treten ließ, überschwemmte jetzt die Wüste mit ihren flüchtigen Völkern die Kulturstreifen und -Oasen längs des Stromes. Eine zweite Hyksoszeit, dauernder als die einstige Unterwerfung Unterägyptens durch die Hirtenkönige, brach für Nubien herein. Der Aufruhr, in welchen der Islam die Völker Arabiens brachte, gab den Hauptanstoß zu der zerstörenden Völkerflut. Aber man darf die beiden Thatsachen nicht ausschließlich miteinander in Verbindung bringen. Wie die Sabäer Abessiniens und die Hyksos Ägyptens sind auch manche Küstenstämme, die sich in Sprache, Sitten und Typus jetzt vollkommen mit den übrigen Einwohnern verschmolzen haben, schon vor dem Islam aus Arabien eingewandert. Solche Übersiedelungen über das Rote Meer haben ja auch in neuester Zeit wieder stattgefunden, ohne daß eine große geschichtliche Ursache zu denselben getrieben hätte. Ein Teil des mächtigen Araberstammes der Tibetieh, Hetem genannt, wanderte aus der Gegend von Moilah im Sahel zwischen Aqiq und Wold-Qan ein und zwar mit besonderer Genehmigung und unter dem Schutze der Landesregierung, und ohne den Beni-Amer und Habab eine Entschädigung für Weide- und Wasserplätze, die sie in Besitz nahmen, zu leisten (Heuglin). Den Namen Araber, der diesen Völkern gegenüber so häufig mißbraucht wird, führen vor allem die Scheikie mit Recht, während derselbe für die seit Urzeiten im Lande ansässigen äthiopischen Völkerschaften in keiner Weise paßt. Die Scheikie haben jedoch sichere Überlieferungen, daß sie aus dem eigentlichen Arabien herstammen und zu einer Zeit einwanderten, wo die mohammedanische Lehre noch nicht verbreitet war. Äußerlich sind diese zugewanderten Araber nur noch schwer von den eingebornen Stämmen zu unterscheiden, da sie sich im Laufe der Zeit zersplittert und verschmolzen haben. Am meisten unterscheidet sie noch heute wie von jeher ihr ausgesprochen kriegerischer Sinn, und sie führten noch am Anfange dieses Jahrhunderts heftige Fehden mit den kleinen Beherrschern der Staaten Nubiens. Früher nahmen sie unter den Bewohnern des Sudan und Nubiens gerade dadurch noch eine Sonderstellung ein, daß sie die einzigen waren, welche beständige Waffendienste leisteten. Von den übrigen wurden nur solche zum Militär genommen, welche sich Vergehen zu schulden kommen ließen und bestraft worden waren. Nur im Falle eines allgemeinen Krieges hatten die eingebornen Stämme, angeführt von ihren Häuptlingen und nach ihrer Art geordnet und bewaffnet, der Regierung Beistand zu leisten. Die auf dem Kriegsfuße stehenden Scheikie teilten sich militärisch in fünf Gruppen und bildeten aus ihrer Mitte ebenso viele Regimenter, welche von ihren alten Häuptlingen oder deren Söhnen befehligt wurden, die sie Melek (Könige) nannten, welche aber im türkischen Militärwesen den Titel Sfendjak führten. Diese Araber schwangen sich in einigen Gegenden zur Herrschaft auf, so in Dongola, dessen Kleinfürsten sie in solchem Maße tributär machten, daß dieselben ihnen die volle Hälfte ihrer

Einkünfte abtraten. Die eben genannten Scheikie zeichneten sich aber auch in den Künsten des Friedens aus. Burckhardt sah aus ihren Schulen zu Merawe Handschriften hervorgehen, welche er schöner fand als die besten in Kairo. Charakteristisch für die Natur der geschichtlichen Mächte dieser Länder ist die Art des Verfalles der Macht der Scheikie über Dongola. Ihr Oberhaupt hatte die aus Ägypten vertriebenen Mameluken mit der Gastfreundschaft aufgenommen, welche die Araber auch hier auszeichnet. Außerdem hatte er sie aber für eine Eroberung Sennars ausgerüstet. Nach kurzer Zeit erhoben sich diese Gäste gegen ihre Freunde, mordeten den Fürsten derselben und gründeten mit Hilfe eines einheimischen Kleinfürsten einen eignen Staat in Dongola, mit dem seitdem die Scheikie in kaum unterbrochener Fehde standen. Dongola, das bis zum Ende des 13. Jahrhunderts christlich geblieben war, dessen gleichnamige Hauptstadt bis dahin immer als die blühende und glänzende Residenz eines sehr mächtigen Reiches auch bei den arabischen Chronisten erschienen war, das uns zwar dann Makrisi schon als ein beständig mit sich selbst im Kampfe liegendes Land schildert, welches aber unter den Arabern sich noch einmal gehoben, wurde so noch einmal kurz vor seiner endgültigen Einverleibung in Ägypten ein halb selbständiges Reich, in welchem die demoralisierte Türkenhorde viele von den schlechten Keimen ausstreute, welche in der neuesten Geschichte Nubiens aufgingen.

Früher schon hatten ähnliche Versuche zur Gründung selbständiger Staaten in Nubien durch türkische Söldner stattgefunden. Wir führen nur einige Beispiele an, um den Charakter dieser für so manche größere, folgenreichere Staatengründung typischen Vorgänge aufzuweisen. Bis zur ägyptisch-türkischen Eroberung beherrschten den Distrikt zwischen Wadi Halfa und Sai nubische Häuptlinge, in Dirre residierend, die Abkömmlinge der bosnischen Besatzung des Schlosses Ibrim. Sie standen unter ägyptischer Oberhoheit, mußten jährlich einen gewissen Tribut entrichten, waren aber erblich in ihrer Würde, die ihnen den Namen Kaschif verlieh. Angeblich war eine von Sultan Selim im 14. Jahrhundert hierher gesandte Militärkolonie der Ursprung des „aristokratischen Freistaates" (Rüppell) Sai im Gebiete von Sukot, dessen Gebiet sich auf die Insel und einige benachbarte Dörfer beschränkte. 1823 rebellierte dieser Staat gegen Mehemed Ali, da man ihn besteuern wollte, und wurde nach Niedermetzelung der ganzen waffenfähigen Mannschaft unterworfen.

Im südlichen Nubien nahm die Geschichte nach der arabischen Eroberung einen völlig andern Gang durch das in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu setzende Hervorbrechen des Negervolkes der Fundsch (Fundj, Fungi), welches aus Darfur stammt und angeblich auch dem Negerstamme der Schilluk Ursprung gegeben hat. Unter einem Häuptlinge, Amru, verließen sie ihr Land, nachdem eine Überschwemmung es verwüstet, zogen den Nil herab, überschritten denselben und gründeten Sennar, wo bis zum Ende des 18. Jahrhundert 20 Könige der Negereinwanderer über diese wie über die im Lande vorgefundenen Nubier und Araber geherrscht hatten. Ohne sich streng an den Islam zu halten (Bruce fand noch zahlreiche Zauberer bei dem Fundschkönig beschäftigt, um denselben von der Epilepsie zu heilen), bekehrten sie sich zu demselben, nahmen Weiber von den Nubiern und Arabern und verloren so nach und nach ihren Negercharakter. Die Fundsch begannen ihre Eroberung damit, daß sie die nubisch-arabischen Kleinfürsten, die Mek, sich unterthan machten, später griffen sie dann auch nach Kordofan hinüber und dehnten südwärts ihre Herrschaft bis über Fasogl aus. Als echte Negerkönige begnügten sie sich, den einheimischen Häuptlingen Tribut aufzuerlegen, und ließen sie im übrigen schalten. Dadurch war aber ihre Herrschaft niemals eine sehr fest gegründete, und lange vor der ägyptischen Eroberung Sennars und Kordofans hatten die Kleinfürsten und vor allen die Scheichs der wandernden Araberstämme sich mit Ausnahme der Tributzahlung fast ganz unabhängig gemacht. In dieser lockern Form war es möglich gewesen, daß selbst Schendi, Berber und Dongola zeitweilig den Fundschkönigen

von Sennar tributär waren, und daß deren Macht bis Mahas nilabwärts reichte. Mit der Zeit war das Negerelement hier großenteils im arabischen aufgegangen, und die Araber und arabisierten Nubier schweiften bis zu den Südgrenzen des Reiches. Doch hatte es sich noch in der eigentümlichen Art von Militärkolonien erhalten, welche die gefährdetsten Strecken des Fundschreiches schützten und zugleich für die Erhebung der Zölle vom Handel und den wandernden Hirtenstämmen sorgten. Als Bruce, zu dessen Zeit das Reich der Fundsch im heutigen Sennar noch bestand, dasselbe besuchte, fand er es durch eine wahre Militärgrenze geschützt, in welcher ackerbauende Soldaten, dem eignen Stamme der Fundsch angehörig, Land bebauten, um aber zugleich in Kriegsnot als Stamm eines Heeres bereit zu sein. Eine derartige Grenzerkolonie bestand im Innern der Dschesireh, eine andre, gegen die Bedja gerichtet, am Ufer des Blauen Nil. Die in der letztern Kolonie angesiedelten Soldaten waren Heiden, nach Bruces Schilderung vom Negertypus, Mondanbeter, außerdem auch Anbeter gewisser Steine und Bäume in ihrer Heimat. Es waren ihnen Priester beigegeben, welche von großem Einflusse auf sie zu sein schienen. Sie waren außerordentliche Liebhaber von Schweinefleisch, hielten daher große Herden dieses Tieres. Sie trugen dicke kupferne Ringe um die Hand, teils auch um die Knöchel. Bruce traf Truppen dieser Gattung im Lager zu El'Erah und war entzückt über die Ordnung ihres Lagerns, ihre Pferde, ihre Bewaffnung: stählernes Panzerhemd, kupferne Sturmhaube (s. obenstehende Abbildung), großes, breites Schwert in roter lederner Scheide. Die Erkundigungen der Franzosen ergaben 1800 als Stärke der Kriegsmacht der Fundsch 40,000 Fußgänger und 6000 Reiter.


Ein nubischer Panzerhelm. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Unter den nubischen Kleinstaaten nennen wir hier noch Schendi, zwischen Sennar und Berber gelegen, ersterm lange Zeit tributär. Seine gleichnamige Hauptstadt am Nil war um den Anfang des Jahrhunderts einer der blühendsten Handelsplätze Südnubiens, die Vorgängerin Chartums. Burckhardt nannte es 1814 das erste Emporium im Süden von Ägypten und im Osten von Darfur. Auf seinen Märkten waren die Dongolawi, die ein eignes Quartier bewohnten, neben denen von Suakin die vornehmsten Kaufleute. Letztere

brachten vornehmlich indische Waren, außer welchen ägyptische in besonders großer Zahl feilgeboten wurden. Die Bewohner des Ländchens Schendi bestanden hauptsächlich aus wandernden Arabern, und die arabische Sprache war hier die weitaus vorwaltende schon vor 70 Jahren. Endlich sei hier noch ein kleiner Priesterstaat, Damer, genannt, der an der Nordgrenze Schendis nahe der Atbaramündung lag und wie ein letztes Echo von Meroe oder Ammonium uns anmutet. Die Bevölkerung bestand aus Fakiren, ihr Haupt war ein eremitisch lebender Großfakir, und es bestanden hier Schulen, die ihre Schüler bis aus Darfur und Sennar zogen. Burckhardt fand 1814 diese Fakire im Besitze von zahlreichen Büchern und in der Umgegend selbst von den nomadischen Bischarieh geachtet. Sie hatten einen blühenden Ackerbau rings um die Stadt, und an „dem Orte des Friedens inmitten der abergläubigen, unwissendsten, rohesten Raubhorden" ward ein reger Handel betrieben. Die Räuber verschonten jede Karawane, der ein Fakir von El Damer voranschritt. Ganz andrer Art wiederum waren die Kleinherrschaften in Unternubien. Südlich von Sai dominierten oder terrorisierten einheimische Häuptlinge, Melek genannt, in der sogenannten Provinz Mahas. Ihr eigner und ihrer Unterthanen kriegerischer Geist zusammen mit der damaligen Entlegenheit von größern Staatswesen sicherte ihnen thatsächliche Unabhängigkeit, wiewohl sie eigentlich nach Dirre tributär sein sollten. Jede dieser „Melekschaften" war ein Staat für sich, dessen Fürst in festem Schlosse seine Nachbarn befehdete und besonders die Kaufleute ausraubte.

In der Naturfeste Abessiniens hat das Semitentum und ihm folgend das Christentum eine viel geschlossenere, daher aber auch passivere Stellung gewonnen. Wenn sie in Ägypten und in den Wüsten und Steppen jenseit des Nils die Gelegenheit zu weiter Ausbreitung fanden und in beständiger Bewegung geblieben sind, so sehen wir die Auswanderer Arabiens hier, in der Hochgebirgsinsel Ostafrikas, sich zwar durch allen Wechsel der Zeiten behaupten, aber in Behauptung und Festhaltung erstarren. Statt Ausbreitung zu finden, ist die semitische Kolonie im abessinischen Gebirge und Walde gleichsam stecken geblieben, sie hat nicht einmal den Nil erreicht, dessen wasserreichsten Arm sie in Quellen und Oberlauf umwohnt. Und so blieb denn auch die große geschichtliche Möglichkeit einer Handreichung zwischen den semitisch gemischten Ägyptern der Nilmündung und den Semiten östlich der Nilquelle, welche die Geschicke Afrikas umgestalten konnte, unerfüllt. Folgenreiche Abschnitte aus der Geschichte Abessiniens, wie die Verpflanzung des abendländischen Christentums auf diesen mehr als orientalischen Boden, das Erscheinen der Galla an der Südgrenze, der Zerfall des Reiches im 18. und 19. Jahrhundert und endlich die so bezeichnende und für den heutigen Zustand vor allen wichtige Episode des Theodoros, änderten nichts an dieser Vereinzelung. In den auswärtigen Beziehungen Abessiniens kommt die Lage am Roten Meere und gegenüber der arabischen Halbinsel in erster Linie in Betracht. Die Nachbarschaft der letztern ist die grundbestimmende Thatsache der abessinischen Geschichte, die selbst im Volksbewußtsein bedeutsam hervortritt. Bei den Bewohnern der Südküste des Roten Meeres geht (nach Rüppell) die Sage, Arabien habe früher mit Abessinien eine zusammenhängende Landschaft gebildet, die durch ein großes Erdbeben auseinander gerissen, durch das Rote Meer getrennt worden sei. Dieses Ereignis wird von ihnen in Mohammeds Zeit verlegt, der diese wunderbare Ländertrennung veranlaßt haben soll, um die heiligen Wallfahrtsörter der arabischen Seite gegen die Einfälle der Abessinier zu schützen. Allerdings fällt in Mohammeds Zeit die Lösung des politischen Zusammenhanges mit Arabien. Als am weitesten nach Norden und seewärts vorgeschobener Teil des mit echt äthiopischen Schätzen des Tier- und Pflanzenreiches reich ausgestatteten ostafrikanischen Hochlandes nahm Abessinien schon im Altertum eine bevorzugte Stellung ein, denn an seine Küste kamen die Handelsvölker Asiens und Europas, um die Erzeugnisse des äquatorialen Afrika hier zu suchen, wo sie am zugänglichsten waren. Dadurch und durch die Nachbarschaft Südarabiens wurde

Abessinien am frühsten von allen mittelafrikanischen Ländern in asiatische und mittelmeerische Kulturentwickelungen verflochten, und vor allem zeigt seine innige Verbindung mit Südarabien wohl schon vor dem Beginne unsrer Zeitrechnung den Weg, auf welchem später der größte Teil Nord- und Ostafrikas nachfolgte. Allerdings scheint Abessinien in allen diesen Beziehungen eine mehr passive, mehr empfangende als ausstrahlende Wirksamkeit geübt zu haben; aber dies mindert nicht ihre Bedeutung für dieses Land selbst.

Der Kern der Traditionen der Abessinier über ihre Geschichte ist folgender: Kusch, der Sohn Hams, kam nach Axum, um sich da niederzulassen, und zeugte Söhne, von denen einer Äthiops genannt ward, der nun seinen Namen dem ganzen Lande gab. Unter deren Nachkommen aber verfiel Abessinien dem wildesten Heidentume, und besonders die Schlange soll göttliche Verehrung gefunden haben. Später tritt die vielberühmte Königin von Saba auf die Bühne, welche nach abessinischer Annahme in Axum herrschte. Ihren Sohn Menilek oder, wie er sich bei seiner Besteigung des axumitischen Thrones nannte, David zeugte Salomo mit ihr, als sie, von dessen Weisheit angezogen, nach Jerusalem reiste. Dieser Menilek oder David wurde bei seinem Vater erzogen, floh aber später und kam nach Axum, wohin er zwölf Priester aus Jerusalem und die Bundeslade brachte. Unter jenen wird der im 1. Buche der Könige genannte Asarja genannt, während von der Bundeslade gesagt wird, daß sie noch heute in Abessinien vorhanden sei. So wird eine abessinische Dynastie, an welche alle spätern Herrscher wieder anzuknüpfen suchen, auf Salomo zurückgeführt. Nun tritt wieder eine Lücke in den Überlieferungen auf, in deren letzte Hälfte indessen bereits das Licht der Denkmäler und Inschriften fällt, und dann beginnt mit dem 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung die Periode des Christentumes, in welcher der neue Glaube durch Frumentius und Ädesius hier eingeführt ward. Doch eine ägyptisch-griechische Überlieferung, auch nicht viel mehr als Sage, ist vorher noch zu nennen, die man lange Zeit in Verbindung mit Abessinien gebracht hat.

Herodot berichtet, daß aus Psammetichs Armee 240,000 Krieger zu dem Könige der Äthiopen übergingen, von diesem gut aufgenommen und in den Wohnsitzen von Äthiopen angesiedelt worden seien, mit welchen dieser König damals im Streite lag. Da Herodot sagt, daß sie vier Monatreisen nilaufwärts von Elefantine angesiedelt seien, hat man angenommen, daß sie nach Abessinien gekommen seien, und einige haben die Gründer des abessinischen Reiches in ihnen gesehen. Es ist aber, wie Dillmann neuerdings gezeigt, wahrscheinlicher, daß man sie in das obere Nilgebiet und vielleicht speziell auf die Flußinsel zwischen Nil und Atbara zu versetzen hat.

So haben wir in diesen Überlieferungen drei Anknüpfungen an geschichtliche Personen oder Thatsachen, und alle drei, wenn auch vielleicht sämtlich erst in späterer Zeit in das Dunkel der Urgeschichte Abessiniens hineingedichtet, haben geschichtlichen Grund. Die Königin von Saba bezeichnet die durch den Sprachzusammenhang unzweifelhaft nachgewiesene Verbindung zwischen Abessinien und Arabien und zwar im besondern mit Südarabien. Die apriorische Wahrscheinlichkeit starker himjaritischer Zuwanderungen aus Südarabien nach Abessinien wird zur Gewißheit erhoben durch geschichtliche Nachrichten, Denkmäler sowie Sprach- und Schriftverwandtschaft. Es ist unmöglich zu sagen, wann und wie dieselbe begonnen, wenn es auch wahrscheinlich, daß die Vereinigung Axums und Südarabiens unter einem einzigen Könige im 1. Jahrhundert sie am meisten gefördert habe. Es ist sicher, daß schon im Beginne unsrer Zeitrechnung Geezvölker in Abessinien saßen; die Eigentümlichkeit der abessinischen Dialekte läßt sogar frühere Sonderung derselben von den südarabischen annehmen. Das lebende Geez oder Tigre ist in seiner Konstruktion sehr einfach, leicht und fürs Gehör angenehm. Im Hamazen ist es schon sehr verderbt, im eigentlichen Tigre bildet es fast einen neuen Dialekt, das Tigriña, während das

Amharina eher Afrika anzugehören scheint als der semitischen Sprachfamilie. Das reinste Geez findet man aber ohne Zweifel in Mensa und bei den Habab. Jedenfalls haben wir aber in der südarabischen Bevölkerung Abessiniens nicht notwendig das Erzeugnis einmaliger großer Wanderungen, sondern vielmehr derselben fortgesetzten Einsickerung vor uns, welche wir auch an der ganzen übrigen Ostküste Afrikas in Wirksamkeit sehen, einer Zuwanderung, welche bald stärker, bald schwächer gewesen sein kann, zuletzt aber ein um so dauerhafteres Resultat erzielte.

Die Hereinziehung Salomos soll thatsächlich und zwar durch das Vorhandensein der zahlreichen Juden (Falaschas) in Abessinien und die starken jüdischen Elemente im abessinischen Christentum belegte Verbindung mit dem jüdischen Kulturkreise begründen. Daß eine starke jüdische Einwanderung hier ebenso wie in Südarabien einst stattgefunden hat, ist unzweifelhaft, das Wann? aber ist völlig unklar. Soweit Abessiniens Zustand beim Eindringen des Christentums erkannt werden kann, ist derselbe durch die Herrschaft eines dunkeln Heidentums gekennzeichnet. Von einer ausgedehnten Verbreitung des Judentums vor dem Christentum scheint nicht gesprochen werden zu können, d. h. nicht in dem von einigen Seiten behaupteten Sinne, als sei ganz Abessinien einst jüdisch gewesen. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß das Christentum oder vielleicht selbst das Judentum vorübergehend von Herrschern Axums bekannt wurde, ehe jenes sich bleibend dort festsetzte. Der letzte himjaritische Herrscher Abessiniens war den Juden freundlich gesinnt. Man kennt eine Inschrift von monotheistischem Charakter aus dem 5. und 6. Jahrhundert nach Christo, welche nach Dillmann „sogar schon nach biblischem Sprachgebrauche duftet, als hätte ein in der Bibel bewanderter Priester diesen Text aufgesetzt". Zur selben Zeit gab es jüdische Könige in Südarabien, aber wohl sicher auch christliche Griechen in den Häfen Axums. Noch am Ende des 5. Jahrhunderts erscheint König Tazena als Heide. Die Bekehrung, zur Zeit des Constantius begonnen, dem man den ersten wirklich historischen Beweis für die Festsetzung des Christentums in Abessinien verdankt, machte wohl nicht gleich große Fortschritte. Rühmt doch auch die abessinische Überlieferung außer den Aposteln Frumentius und Ädesius noch neun weitern Mönchen aus dem römischen Reiche große Bekehrungsarbeiten nach. Aber im 6. Jahrhundert wurde Abessinien bereits als Schutzmacht der Christen im Gebiete des Roten Meeres angesehen und trug das Christentum nach Südarabien hinüber, wo der berühmte abessinische König Elesbaas die heidnischen und jüdischen Himjariten schlug.

Die früher als sicher angenommene Verbindung mit Altägypten ist nicht nachgewiesen. Die vielgenannten Obelisken von Axum sind hierfür nicht zu verwerten. Auf dem Grunde des alten Axum oder in der Nähe desselben finden sich nämlich Obelisken, großenteils jetzt liegend oder zertrümmert, deren Zahl einst 55 gewesen sein soll. Sie sind teils ganz klein, teils bis zu 25 m hoch; der höchste noch stehende erreicht fast 20 m. Einige sind roh, andre sehr regelmäßig behauen. Einer trägt auf der Vorderseite seiner länglich rechteckigen Basis eingegraben eine Thür mit Schloß, darüber mehrere Stockwerke mit Fenstern, alles von einer Art Giebeldach überragt, an einem andern finden sich Rebengewinde. Die Aufstellung dieser Werke läßt keine Regelmäßigkeit erkennen, und es ist nur Vermutung, wenn Rüppell Grabdenkmäler in ihnen sieht. Sie tragen nichts Altägyptisches an sich und dürften wohl die Arbeit späterer ägyptisch-griechischer Werkmeister sein. Ähnlichen Ursprunges ist vielleicht die sphinxartige, aus Fels gemeißelte Figur am Rande des Sees von Entscharo. Hingegen gibt es an verschiedenen Stellen Abessiniens massive Steinbauten mit dicken, ohne Mörtel aus großen Steinen zusammengefügten Mauern: Häuser auf Höhen, Mauern, Sitze wie für Versammlungen, die in auffallender Weise an ähnliches aus Südarabien Bekanntes erinnern. Und die Felsenkirchen, deren wir oben Erwähnung gethan, möchten vielleicht ebenfalls in diesem Zusammenhange zu nennen sein, sie erinnern an arabische und

syrische und zugleich an indische Werke. Daß in dem Kulturschatze der Abessinier zahlreiche ägyptische Elemente sich finden mögen, haben wir schon oben angedeutet; aber in dieser Beziehung gilt für sie eben nur in einem höhern Grade, was man für ganz Nordostafrika in Anspruch nehmen darf.

Die auf der Seeseite unzweifelhaften Verbindungen mit Griechenland sind wohl immer von wenig tief dringender Natur gewesen, aber auch die Abessinier haben sich dem Einflusse griechischer Kultur nicht ganz entzogen. Vor allem ist diese Verbindung denkwürdig durch eine Namengebung, welche endlich selbst von den Abessiniern angenommen ward. Der griechische Begriff Äthiopen als einer von denen, der mit der Ausdehnung der geographischen Kenntnis gewandert und gewachsen, deckte sich im Anfange mit dem ägyptischen Kesch, welches im Kusch der Bibel wiederkehrt und keinen andern Sinn hat als Grenzländer südlich von Ägypten. Die Frömmigkeit, der Opferreichtum, die Gottgeliebtheit der Homerischen Äthiopen hat man auf Gerüchte bezogen, die von dem Priesterstaate Ammons in Oberägypten und Nubien zu den Griechen gelangten. Als der Blick tiefer nach den südägyptischen Landen drang, erweiterte sich in dieser Richtung auch der Begriff Äthiopien und wird von Herodot schon bis an das südliche Meer hinausgerückt. Aber hauptsächlich ist dann dieser Name auf Abessinien angewandt und lange Zeit auf dieses beschränkt worden, weil dieses Land mit der Zeit das bekannteste unter den südlich von Ägypten gelegenen wurde, und weil die christlichen Abessinier den auch in der griechischen Bibel vorkommenden Namen selber mit Stolz auf sich anwandten. Sichere Kunde von Abessinien ist uns aber überhaupt erst von der Seeseite her zugelangt und zwar durch die Nachrichten griechischer Seefahrer, welche, zur Zeit der Ptolemäer im Roten Meere südwärts fahrend, in der Nähe der heutigen Barka-Mündung, dann Massauas oder Arkikos Bauholz und Elfenbein einnahmen und Städte gründeten, von welchen sogar Inschriften nicht fehlen. Adule beim heutigen Zulla war in Griechen- und Römerzeit der große Handelsplatz an diesen Gestaden, wo hauptsächlich Elfenbein, Rhinozeroshorn und Schildkrot ausgeführt wurden. Der einheimische König hieß im 1. Jahrhundert nach Christo Zoskales, sein Reich Axum, und der berühmte mit griechischen Inschriften bedeckte Marmorthron von Adule verkündet, daß griechische Kultur hier Wurzel gefaßt hatte, und daß durch Eroberungen nach innen und an der arabischen Küste zum erstenmal ein „axumitisches Reich“ damals hier gegründet worden sei und als politische Macht sich bethätigt habe. Spätere Inschriften lassen die bleibende Festsetzung in Südarabien erkennen, und im 4. Jahrhundert war neben der griechischen bereits himjaritische Schrift hier üblich. Aus dieser Zeit hat man Münzen mit griechischer Schrift: goldene, silberne und kupferne. Treffend hebt Dillmann hervor, wie die in dem Wachstume und der Blüte des axumitischen Reiches wirksame Vereinigung südarabischer und griechischer Kulturelemente sich in den Schriftzeichen der Abessinier ausspräge: das Alphabet des Geez ist aus dem sabäischen herausgewachsen, während die griechischen Zahlzeichen beibehalten wurden.

Blicken wir aus der Ferne auf die Entwickelung des Christentums in Abessinien hin, so erscheint uns als das unbedingt wichtigste Ereignis in derselben die Entfaltung des Mohammedanismus rings an seinen Grenzen, welche Abessiniens Verbindung mit der ägyptischen Mutterkirche abschnitt und das ferne Land zu einer Insel des Christentums im islamitischen Ozeane machte. Der Mohammedanismus ist bei der großen Nähe Abessiniens bei der Stätte seiner Entstehung schon früh in Abessinien eingedrungen, ohne jedoch große Eroberungen verzeichnen zu können. Das Reich Adel (Adaiel, Ad Alli) gewann die neue Lehre für sich, aber sie wurde nach heftigen Kämpfen wieder verdrängt und nahm nie eine vordere Stelle in der Geschichte des Reiches bis zu der Zeit ein, wo die mohammedanischen Galla von Süden her ins Land brachen und durch die Abtrennung Schoas vom Kerne Abessiniens letzterm den größten Schaden zufügten, den es in neuerer Zeit

erfahren. Aber langsam bereitete sich die in der Geschichte Abessiniens einflußreichste Thatsache, die vollständige Umringung Abessiniens durch mohammedanische Staaten und Völker, vor, welche im 16. Jahrhundert, in demselben, welches die erste Anknüpfung von Beziehungen mit dem westlichen Christentum sah, durch das Vordringen der mohammedanischen Türken an die Seegrenzen Abessiniens sich vollendete. 1557 besetzten die Türken die Festen von Massaua und Arkiko. Selten waren Fälle wie der folgende: als Alvarez 1520 nach Abessinien reiste, floh aus Dschidda eine ganze Schar von „Franken", d. h. christliche Gefangene des Sultans aus europäischen Ländern: Deutsche, Genuesen, Basken, Katalanen, Griechen und mit ihnen eine Anzahl christlicher Abessinier, die zusammen Massaua erreichten und dann beim Kaiser von Abessinien gute Aufnahme fanden, der ihnen Land und Vasallen zu ihrer Ernährung gab, und in dessen Diensten sie eine wichtige Rolle spielten.

Kleinere Einwanderungen haben an der weniger anlockenden Küstenstrecke südlich und östlich von der abessinischen wohl nie ganz aufgehört. Schon im ersten Bande hatten wir auf ihre Spuren bei den Galla, Somali und Danakil hinzudeuten. Nicht in vielen Fällen läßt sich der allverbreiteten Tradition arabischer Abstammung eine bestimmte Thatsache unterlegen, aber man denkt wohl nicht mit Unrecht an arabische Handelskolonien, wenn z. B. der kleine Hafenplatz der Danakilküste, Ed, vor 250 Jahren von dem Scheich der Damhoita begründet ward, dessen Nachkommen noch heute hier das Privilegium des Handels mit Jemen haben. Die Damhoita werden in der Sage der Danakil als Einwanderer aus Jemen bezeichnet.

Im äquatorialen Teile der Ostküste ist es zu so festen Gestaltungen aus der Vereinigung des eindringenden Semitentums mit den ansässigen Afrikanern wie in Ägypten, Nubien, Abessinien nicht gekommen. Die Wirkungen liegen zerstreuter, und öfters wechselte die Lage der Sammelpunkte arabischer Handels- und Eroberungszüge, wie in neuer Zeit Sansibar einer gewesen ist. Schon Madagaskar hat uns gezeigt, daß arabischer Einfluß an diesen Gestaden weit zurückreicht. Viel von den Ereignissen, die ihn trugen, vielleicht das meiste, liegt im Dunkel der Vorgeschichte; aber das Unbekannte findet wenigstens eine ahnende Erleuchtung durch jene zu einem guten Teile der Geschichte angehörenden Entwickelungen, welche die Anwesenheit der Araber an den Küsten des äquatorialen Ostafrika hervorrief. Denn auch hier dürfte das Gesetz primitiver Geschichte: die fast einförmige Wiederholung, Geltung haben. Man darf wohl annehmen, daß die Araber, solange sie noch Heiden waren, in Ostafrika keine förmlichen Staaten gründeten, Gesetze gaben, erobernd und kolonisierend auftraten, sondern bloß Handelshäuser errichteten. Der Grund, warum sie nicht erobernd vorgingen, war nach Krapf wohl der, daß sie in Arabien selbst noch keine politische Einheit hatten. Sie waren in Arabien selbst in viele Stämme geteilt, die meistens miteinander in Streit lagen, der es ihnen unmöglich machte, nach außen erobernd aufzutreten. Dies wurde aber anders, als sie Mohammedaner wurden und gleichzeitig festern Fuß an diesen Küsten faßten, mit denen sie wohl längst bekannt geworden waren. Maguedschu (gegründet im Jahre 295 der Hedschra), Kiloa (im Jahre 365), Sofala (in den Jahren 510—520) waren bereits feste Ansiedelungen, als die Portugiesen 1498 bis zu diesen Küsten vordrangen, und wohl früher noch hatten sie sich auf den Komoren und in Madagaskar niedergelassen.

Zunächst erkannten nun die Araber gleich den eingebornen Häuptlingen, die bald sie beherrschten, bald von ihnen beherrscht wurden, seit 1503 portugiesische Herrschaft an, aber am Ende des 17. Jahrhunderts griffen die Imams von Maskat erobernd auch auf diese Küste über, wo sie 1698 Mombas und 1784 Sansibar und damit die Herrschaft bis zur Mosambik-Küste erwarben. Nun war das Land zwischen Äquator und Kap Delgado Dependenz von Maskat, bis 1858 durch Erbteilung ein eignes Sultanat von Sansibar

unter dem durch die Entdeckungsgeschichte der Nilseen so bekannt gewordenen Said Medschid gegründet wurde. Die einzigen Ereignisse von Bedeutung, welche seitdem in der Geschichte Sansibars hervortreten, sind die Aufhebung des Sklavenhandels durch Vertrag mit England (1873) und die deutschen Besitzergreifungen der letzten Jahre. Mittelpunkt der ganzen Herrschaft ist die 130 Quadratmeilen große Insel Sansibar mit (vor 10 Jahren) 150,000 Einwohnern, wovon mehr als zwei Drittel freie und dienende Neger und etwa 6000 Hindu, welch letztere den größten Teil des Handels in Händen haben. Der Rest besteht aus Arabern in bunter Mischung, welche die herrschende Rasse nicht nur hier und am gegenüberliegenden Küstensaume bilden, sondern denen diese glückliche Insel noch wichtiger ist als der Stütz- und Ausgangspunkt jener merkwürdigen, erst kommerziellen und dann politischen Unternehmungen, welche lange vor den Europäern arabische Händler und mit ihnen den Islam bis an die Nilquellseen gelangen ließen. Erstreckt sich doch sogar der direkte Einfluß des Sultans von Sansibar bis über den Tanganika hinaus! Dadurch ist Sansibar auch für die Europäer der wichtigste Ausgangspunkt aller Unternehmungen in diesen Gebieten geworden, es hat alle andern Plätze zwischen der Algoabai und Kap Guardafui als Handelsstadt und als Ausstrahlungspunkt eines großen politischen und moralischen Einflusses weit hinter sich gelassen. Der Einfluß der Araber an der Küste und im Innern gründet sich zunächst auf ihren regen Handel, dann aber, auf diesem fußend, auf die Überlegenheit ihrer Persönlichkeiten und ihres höhern Kulturbesitzes. Beide mögen daher hier noch einer kurzen Betrachtung unterworfen werden. Die Insel Sansibar steht im Verhältnisse zu ihrer Größe in ziemlich ausgedehnten und von Jahr zu Jahr zunehmenden Handelsbeziehungen zu Europa und Amerika. Die europäischen und amerikanischen Häuser versehen sie mit Baumwollwaren, gedruckten Zeugen, Tüchern, Wachsperlen, Messing- und Kupferdraht, Waffen, Munition und Birminghamer Produkten. Die Ausfuhr umfaßt Gewürznelken, die in ausgedehntem Maße gezogen werden, Kokosnüsse, Zimt, Pfeffer, Kokosöl, Elfenbein, Kopallack, Orchillaholz, Häute, Gummi und Schildpatt. Mit Indien und dem Persischen Meerbusen wird durch einheimische Schiffe ein wenig bedeutender Handel getrieben. Es sind Zweimaster, meist arabische Fahrzeuge mit arabischer Bemannung, die mit dem nordöstlichen Monsun kommen und mit dem südwestlichen zurücksegeln. Zwischen der Insel Sansibar und dem Festlande besteht ein sehr beträchtlicher Handel, dessen Zentren hauptsächlich Dar-es-Salaam, Bagamoyo, Sadaani, Whindi, Lamu, Tanga und Mombas bilden. Dieser wird nur durch einheimische Barken besorgt, welche das Elfenbein, den Kopallack, Orchillaholz und Kautschuk nach der Insel hinüberbringen, wo die Waren für Europa eingeschifft werden. Außerdem wird immer noch beträchtlicher Sklavenhandel betrieben. Man weiß ziemlich sicher, daß arabische Sklavenhändler alljährlich viele Schiffe voll Sklaven wegführen. Wahrscheinlich wird eine noch weit größere Zahl in Handelsbarken, wie sie täglich massenhaft zwischen Sansibar und dem Festlande verkehren, geschmuggelt.

In der Bevölkerung von Sansibar sind die verschiedensten Nationalitäten vertreten: Araber, Hindu, Banyanen, Perser, Neger, Suaheli, Madagassen, Europäer, Amerikaner und Goaner. Die hervorragendste Klasse bilden natürlich die Araber, denn sie sind die Herren der Insel und besitzen oft große Güter, ausgedehnte Plantagen und viele Sklaven. In ihren Händen liegt hauptsächlich der Handel mit dem Innern des Kontinentes, und alljährlich reisen viele von ihnen mit großen Karawanen und zahlreichem Gefolge nach dem Innern, lassen sich in Kaseh, Udschidschi oder andern Handelszentren nieder und senden ihre besten Sklaven aus, um Elfenbein und neue Sklaven zu kaufen; das Erhandelte wird in ihren Hauptquartieren gesammelt, und nach einigen Jahren kehren sie nach Sansibar zurück, um ihre Waren loszuschlagen und einen neuen Vorrat zu weiterm Handel einzukaufen. Nicht selten geschieht es, daß solche Obersklaven, die von den Arabern ausgeschickt

wurden, sich mit Hilfe ihrer Herren selbständig machen und damit gleichsam Ableger der sansibarischen Häuser tief im Innern bilden. Oder aber es kommt vor, daß sie die ihnen anvertrauten Waren verschleudern oder in einem der zahlreichen Wechselfälle jenes Handels verlieren und unter diesen Umständen nicht zu ihrem Herrn oder nach Sansibar zurückzukehren wagen. Dann lassen sie sich nieder, wo sie eben sind, bilden kleine Kolonien und verkehren als Araber mit den Eingebornen. Solche Kolonien finden sich in Karagwe, in Uganda und noch entlegenern Ländern, soweit die Araber vorgedrungen sind. Man hat gerade in Uganda einen nicht zu unterschätzenden Einfluß von ihnen ausgehen sehen.


Said Bargasch, Sultan von Sansibar. (Nach Photographie.)

Man sieht schon hieraus, wie wenig die Vorstellung zutrifft, daß der arabische Einfluß im Innern immer auf Reichtum und Macht gestützt auftrete. Es liegen vielmehr die Anfänge so manches Kaufmannsfürsten dieser Länder tief am Boden. So ist es denn auch nicht den Thatsachen entsprechend, wenn man annimmt, daß alle ihre Karawanen große Handelskarawanen, von imponierenden, einflußreichen Kaufleuten befehligt, gut bewaffnet und reich mit Waren ausgestattet seien. Viele gehören dieser Gattung an. Aber die Wanderlust und der Wunsch, Geld zu verdienen, treiben auch andre Leute, sich den Mühseligkeiten dieser weiten Wege zu unterziehen. So traf Cameron im Usagaragebirge eine kleine Karawane, einem Grobschmiede gehörig, der nach Unianiembe strebte und dort durch Ausbessern der Gewehre in den Kämpfen mit Mirambo sein Glück zu machen hoffte. Außerdem „eine zusammengewürfelte Masse, die sich zu gegenseitigem Schutze verbunden hatte. Sie bestand aus kleinen Abteilungen unter der Anführung von Sklaven von Arabern und armen freien Männern, welche nur zwei oder drei Lasten und Sklaven zum Tragen zusammenbringen konnten, die aber voll Hoffnung nach Ländern von fabelhaften Reichtümern strebten, wo nach ihrer Meinung Elfenbein zum Einzäunen von Schweineställen und zur Verfertigung von Thürpfosten gebraucht wurde."

Weitaus der größte Teil der Bevölkerung, nach Wilsons Annahme volle zwei Drittel, besteht aus Negern, die meist als Sklaven von außen her gekommen sind; ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz derselben ist durch den Tod des Herrn oder auf andre Weise frei geworden. Diesem Stamme gehören in erster Linie die sogenannten Wangwana

an, welche einen unentbehrlichen Bestandteil jeder Karawane bilden, die ins Innere reist. Der Name Wangwana bedeutet Herren, und diese Neger haben ihn angenommen zum Unterschiede von den Sklaven, die in den Plantagen arbeiten. Diese Wangwana sind nicht immer in Sansibar geboren, sondern kommen oft als Sklaven aus dem Innern, haben sich aber fast vollständig eingebürgert und Kisuaheli gelernt. Einige unter ihnen haben die Freiheit erlangt, die meisten sind jedoch Sklaven, die ihren Herren einen Teil des erhaltenen Lohnes abgeben für die Erlaubnis, bei europäischen Reisenden in Dienst zu treten. Sie bekennen sich zum Mohammedanismus und haben sich der Beschneidung unterziehen müssen, um „rein“ zu sein, d. h. um Tiere für ihre Herren schlachten zu dürfen. Die meisten haben indessen sehr wenig Begriff von den Lehren der Religion, welche sie bekennen, und sagen selten oder nie die vorschriftsmäßigen Gebete. Über zwei Jahre, sagte Wilson, hatte ich viele von ihnen in meinem Dienste und sah keinen jemals beten, außer einmal, als wir auf dem Victoriasee von einem furchtbaren Sturme überfallen wurden und unser Boot beinahe kenterte. Obgleich sie fast sämtlich aus Innerafrika gekommen sind, sehen sie auf ihre Brüder im Gebiete von Sansibar mit souveräner Verachtung herab und nennen sie Waschenzi oder Wilde. Aber ihr Charakter ist so echt negerhaft, daß sie gerade im Vergleiche mit den Arabern ihre Stammverwandtschaft doch recht zum Ausdrucke bringen. Kommt der Mgwana mit vollen Taschen aus dem Innern zurück, so kauft er sich einen neuen, vollständigen Anzug und einen Spazierstock und spielt kurze Zeit den Elegant; er ißt und trinkt aufs beste und durchschwelgt die Nächte mit seinen guten Freunden. Wenn er all sein Geld ausgegeben hat, wie dies gewöhnlich nach wenig Wochen der Fall ist, so verkauft er seine Kleider, und ist der Erlös daraus ebenfalls verschwunden, so trägt er wieder Lumpen und ist froh, wenn ihn jemand zu einer neuen Reise nach dem Innern in Dienst nimmt.

Außer den schon erwähnten Negern gibt es noch Wafudinn oder Leute der Arbeit, angeblich Ureinwohner Sansibars, welche die Insel Sansibar besaßen, ehe sie von den Arabern erobert wurde. Sie wohnen in kleinen Dörfern über die Insel verstreut und sprechen einen Dialekt, der sich von dem der Stadt wesentlich unterscheidet. Sie stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu den Arabern, welches indessen nicht Sklaverei ist. Daß sich an ihnen anthropologische Unterschiede von der übrigen Bevölkerung nachweisen lassen, ist nicht wahrscheinlich. Einst mag es anders gewesen sein, heute dürften sie rassenhaft ebensowenig eigentümlich sein wie etwa die Klasse der Handwerker, welche mehr an die Handwerkerkasten Westafrikas erinnert als an einen selbständigen Volksstamm, als welcher sie wohl nur von oberflächlichen Beobachtern aufgefaßt wurde.

Nicht die Sonderung, sondern die Mischung ist die Signatur der Ethnographie von Sansibar. Und das Gleiche gilt von dem Küstengebiete, dessen typischsten Punkt gewissermaßen, auch in ethnographischer Beziehung, Sansibar darstellt. Hier tritt uns der charakteristische Sammelbegriff Suaheli entgegen, der so recht bezeichnend für die Buntheit des Völkergemisches ist, und dessen Entstehung und Wesen Otto Kersten treffend in folgenden Worten geschildert hat: Durch die beinahe tausendjährige Vermischung der Araber mit den Negerstämmen der Küste sowie durch das jahrhundertelang fortgesetzte Einführen von Sklaven aus fast allen Stämmen Ostafrikas, besonders von Süden her, entstand allmählich eine Einwohnerschaft von so bunter Mischung, daß zuletzt eine strenge Unterscheidung der verschiedenen Bestandteile nicht festgehalten werden konnte, zumal die fernher gebrachten Neger in kurzer Zeit Sprache und Sitten der hiesigen annahmen, Ursprung und Heimat vergaßen und sich endlich gleich Suaheli nannten, als ob ihre Vorfahren schon seit langer Zeit im Lande gewohnt hätten. Unter dem, was sich Suaheli nennt, findet man demgemäß alle Schattierungen der Hautfarbe und alle Zwischenstufen der Körperbeschaffenheit, von den vermutlichen Urbewohnern an bis zu den eingewanderten Arabern; und wie man unter

diesen selten einen Reinblütigen antrifft, so gibt es auch unter den seit Menschenaltern ansässigen Negern nur wenige unvermischte Familien. Aber nicht nur in der Körperbeschaffenheit, auch in der Sprache, in dem gesamten Wesen und Sein des Einzelnen wie des ganzen Volkes sind die Spuren dieser Mischung deutlich zu bemerken. Der Einfluß der höhern Rasse auf die niedriger stehende ist indessen nicht in jeder Beziehung ein günstiger gewesen: das Suahelivolk ist noch nicht gleichartig genug, um schon die guten Eigenschaften eines echten Mischvolkes zeigen zu können, welches durch jahrhundertelanges Bestehen ohne weitern Zufluß von fremdem Blute völlig verschmolzen ist. Im allgemeinen haben die Suaheli einen kräftig und schön gebauten, mehr beleibten als magern Körper mit hoch gewölbter Brust und angenehme, oft sogar hübsche Gesichtsbildung, von der man manchmal sagen möchte, daß sie eine Vertiefung der semitischen darstelle. Ethnographisch aber schließen sich die Suaheli so ziemlich den Arabern an.



Uledi und Manua Sera, Bootführer Stanleys. (Nach Stanley.)

Wenigstens können die wohlhabenden, d. h. mindestens vier Sklaven besitzenden und nicht vom Ertrage ihrer Arbeit lebenden, Suaheli den Arabern zugerechnet werden. Zwischen ihnen und den auch kulturlich noch als Neger geltenden Stämmen stehen die mit Arabern stark gemischten und auch politisch mit denselben häufig eng verbundenen Küstenstämme. Als ein Typus derselben können die **Wamrima** bezeichnet werden, welche im Gegensatze zu den andern Arabermischlingen sozial und halb auch politisch von den Arabern weit geschieden sind und darum noch rascher vernegern als diese. Sie werden von den Omani nicht als Verwandte anerkannt, sondern als „Aajam", Gentiles, erklärt. Sie bilden einen schmalen Völkersaum an der Küste, wo sie von eignen Häuptlingen unter der Oberherrschaft des Sultans von Sansibar regiert werden, führen ein träges Leben inmitten ihrer Pflanzungen, mit deren Ertrage sie die Insel Sansibar und die

Schiffer versehen, und welche sie von ihren Weibern und unzähligen Sklaven bearbeiten lassen. Ihr Haupterwerb ist jedoch die Plünderung der durch ihre Gebiete ziehenden Karawanen, besonders der mit Elfenbein und Sklaven aus dem Innern kommenden, unter den verschiedensten Vorwänden. Einen bestimmten Zoll teilen sie mit ihrem Oberherrn zu Sansibar, größere Summen ziehen sie durch Eskorten, die sie den Karawanen wider deren Willen Tagereisen entgegensenden, und die letztere mit sanfter Gewalt nach dem Hafenplatze ihres Häuptlinges zu bringen beauftragt sind. Diese Politik erklärt die unverhältnismäßig große Zahl von kleinen Häfen an dieser Küste, von denen jeder Häuptling womöglich einen eignen zu haben strebt, nicht am wenigsten wohl im Interesse einer erleichterten Sklavenabfuhr. Von diesen Hafendörfern gibt R. F. Burton eine lebhafte Schilderung nach dem Muster Kooles: „Ein Dorf aus einem paar Dutzend Lehmhütten mit luftigen, auf Pfähle gehobenen Dächern, durch einen schmalen Fußpfad mit dem tiefer gelegenen Strande verbunden, auf dem man bei Ebbe, der einzigen Zeit, wo man sicher landen kann, ½ englische Meile durch Schlamm und Sand getragen wird. Jede Hütte ist von einem hohen Zaune umgeben, welcher den Hof, den Aufenthalt der Weiber, Kinder und Haustiere, einschließt. Einige haben eine Art zweiten Stockwerkes aus Reisig und Planken aufgesetzt, das als Waren- oder Schlafraum dient. Der einzige aus Lehmziegeln gemauerte Bau in dieser Ansiedelung ist die ‚Gurayza‘, das Fort, das im Erdgeschosse die Gewölbe für den Warenvorrat der Banyanen umschließt und einen krenelierten Umgang für eine Wache besitzt. An diesen Hüttenkomplex lehnen sich da und dort noch Gruppen bienenkorbförmiger Wohnstätten von Sklaven und Armen an.“ Nur die reichern Wamrima tragen sich arabisch, die ärmern haben die einfachere Negertracht angenommen. Selten erscheint ein Mrima anders als mit Speer oder Stab in der Öffentlichkeit. Die Frauen tragen nur ausnahmsweise das Gesicht verschleiert, dagegen tragen sie einen Silber- oder Erzknopf oder auch nur ein Stück Maniok im linken Nasenflügel und dehnen durch ein Stück Holz oder Kopal oder Betelnuß ihre Ohren zu unförmlicher Größe aus. Ihre Frisuren sind mannigfaltig; einige rasieren das Haar über den Ohren und der Stirn, andre legen es in Rollen, daß der Kopf wie



Manua Seras Frau. (Nach Stanley)

eine Melone aussieht, und spitz wie Hörnchen hervorstehend gesteifte Locken findet man schon hier. Diese Sucht nach seltsamen Frisuren ist echt afrikanisch, und das immer noch etwas wollige Haar kommt ihr entgegen.

Was nun die Persönlichkeiten der Araber betrifft, welche bei ihrem meist vereinzelten Auftreten im Innern hauptsächlich ausschlaggebend sind, so ist vor allem zu betonen, daß reinblütige Nachkommen der Einwanderer aus Oman immer seltener geworden sind. Selbst die Glieder der Herrscherfamilie tragen stark ausgeprägt den Mulattentypus. Durch den Mischungsprozeß verlieren auch bereits die Araber der letzten Einwanderung schnell ihren prächtigen Teint und ihre schöne Gesichtsbildung, während die Nachkommen der ersten Einwanderung an der Küste „kaum von den Ureinwohnern unterschieden werden können" (Stanley). Es ist nicht allgemein gültig, wenn der Mischlings-Araber an dieser Küste als körperlich und geistig heruntergekommen bezeichnet wird. Aber in der That ist seine dritte Generation oft kaum weniger negerhaft als die dunkeln Stämme des Innern. Man möchte fast Burton glauben, der wahrscheinlich übertreibt, wenn er erzählt, daß solche Mestizen, die in das Land ihrer Großväter zurückkehrten, Gefahr liefen, dort als Sklaven verkauft zu werden. Oft zeigen Stirn, Augen und Haar noch die edlere Rasse, während Backenknochen, dicke Lippen und zurückfallendes Kinn die unfehlbaren Negermerkmale aufweisen. Übrigens sollen selbst reinblütigere Kreolen, die auf der Insel oder Küste von Sansibar geboren sind, das energischere, gespannte Temperament des Arabers gegen das lymphatische, weichliche austauschen, wie es auch dem Banyanen an dieser Küste eigen ist. Man schildert ihn als träge und zerfahren, wenn auch intelligent und schlau, und die Geschichte widerspricht nicht dieser Qualifikation. Auch die Bildung des Arabers an der Ostküste Afrikas trägt den kolonialen Stempel. Mit 7—8 Jahren lernt er in dreijährigem Unterrichte den Koran lesen sowie in einer veralteten Hand schreiben, die „etwas unvollkommener als die kufische". Außerdem lernt er einige Gebete und Gesänge. Darauf beginnt er seinem Vater im Geschäfte oder auf der Pflanzung zur Seite zu stehen und sich gleichzeitig mit Trunk und Liebeshändeln abzugeben. Auch das Opiumrauchen ist von Indien her eingeführt worden und wird von Stanley als eine Ursache der geringen körperlichen Leistungsfähigkeit vieler Sansibarleute bezeichnet. Wenn er dann im Alter von 17—18 Jahren die Wirkungen seiner Ausschweifungen zu fühlen beginnt, nimmt er sich ein Weib, und nun beginnt er sich in seine Geschäfte und seine Familie zu begraben, besucht selten Sansibar, wo die Schranken der Halbzivilisation, der orientalischen Gesellschaft und die Mißachtung ihn ärgern, mit der man die schwarze Hautfarbe betrachtet. Er läßt aber nie ab, einen Turban und das lange, gelbe Gewand als Zeichen seiner arabischen Abstammung zu tragen.

Was nun die Rolle der Araber an der recht eigentlich von ihnen, wenn auch mit ausgiebiger Hilfe der Wangwana und vor allen der Wanjamwesi geschaffenen Handelsplätzen, wie Kaseh, Udschidschi, Nyangwe 2c., betrifft, so hat sich dieselbe nach allem Anscheine ganz von selbst aus den Handelsbeziehungen ergeben. Stanley meint, daß keiner von den Arabern im Innern jemals mit der bestimmten Absicht dahin gegangen sei, eine Kolonie anzulegen, oder überhaupt nur zu bleiben. Es sind alles nur wandernde Kaufleute, die durch verschiedene Ursachen an die Handelsplätze des Innern gefesselt sind. In dieser Emigration finden wir Bankrottierer, flüchtige Verbrecher, politische Flüchtlinge und andre Leute, die gute Gründe haben, sich fern von Sansibar und der Küste zu halten. Andre bleiben aus Gewinnsucht im Innern. Handel ist die Beschäftigung von ihnen allen, mit Vorliebe die stets und naturgemäß miteinander verbundenen Zweige des Sklaven- und Elfenbeinhandels. Es gibt aber welche unter den in den Hirtendistrikten angesiedelten Arabern, welche große Rinderherden und ausgedehnte Felder mit Reis, Hirse 2c. besitzen. Der Einfluß der letztern auf die Kultur Innerafrikas ist nicht unbedeutend. Wo immer

sie sich ansiedeln, da versuchen sie auch die Gemüse und Obstarten anzubauen, welche auf ihrer Heimatinsel Sansibar gedeihen. So haben sie in Unianiembe Melonenbäume, süße Bananen, Mango und Zitronenbäume, Ananas, Granatäpfel eingeführt, ebenso Weizen und Reis. In ihren Hauptansiedelungen herrschen sie wie Fürsten, und einige halten Hunderte von Sklaven. Tippu Tib, welcher Stanley von Nyangwe eine Strecke flußabwärts geleitete, rückte mit 700 Bewaffneten in Nyangwe ein. Ihre Häuser sind befestigt. In Unianiembe gibt es 60 oder 70 starke Verschanzungen, welche das Haus des Eigentümers, die Vorratskammern und die zahlreichen Hütten seiner Sklaven einschließen. Udschidschi und Nyangwe sind im Kerne hauptsächlich Ansammlungen von solchen befestigten Araberhütten. In Uganda bilden sie bereits eine kleine Kolonie in der Nähe der frühern Residenz Mtesas, Nebulagalla, und die christlichen Missionare haben von ihrem Einflusse zu erzählen.



Eine Puppe (oder Idol?) aus Grasgeflecht, Suaheli. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

In anbetracht der verhältnismäßig geringen Machtmittel, mit denen die Araber anfänglich vorzugehen genötigt sind, da ihre erste Basis immer nur eine kommerzielle, ist ihr Vorschreiten ein bewundernswert rasches. Als Stanley 1871 den Tanganika bereiste, begannen sie sich eben in Karema am Südostufer bei den Wafipa niederzulassen, wo sie heute bereits eine politische Rolle spielen. Speke fand zwischen seinem ersten und zweiten Besuche Unjamwesis (1857 und 1861) einen großen Unterschied. Damals waren sie Kaufleute, jetzt Gutsherren mit großem Landbesitze und gut bewaffneten Sklavenkompanien. Ihr in diesem Stadium unvermeidliches Übergreifen auf das politische Gebiet beherrscht seit zwei Jahrzehnten die Geschichte eines ganzen großen Landes wie Unjamwesi, ja mehr oder weniger der ganzen Landschaft zwischen dem Indischen Ozeane und dem obern Congo. Ihre immer wiederkehrende Politik ist, Zwietracht zu säen und aus dieser ihren Vorteil zu ziehen. Haben sie aber Streit erregt, so ziehen sie gewöhnlich den Vorteil davon, da sie geistig und an Waffen überlegen sind.

Einen solchen sehr charakteristischen Streit läßt Speke den Häuptling Manua Sera von Kaseh folgendermaßen erzählen: „Durch den Wunsch meines alten Vaters Fundi Kira wurde ich gesetzlicher Häuptling, wiewohl ich der Sohn einer Sklavin bin. Nachdem ich meinen Titel angenommen hatte, beschenkte ich alle Araber freigebig mit Elfenbein, am meisten aber Musa, was große Eifersucht unter den übrigen Kaufleuten erregte. Darauf legte ich eine Steuer auf alle in mein Land eingehenden Waren. Fundi Kira hatte das allerdings nicht gethan, aber ich sah nicht ein, warum ich die Araber nicht besteuern sollte, welche die einzigen im Lande waren, die keine Steuer zahlten. Diese Maßregel trieb die Araber dazu, daß sie mir feindselige Botschaften sandten des Inhaltes, daß, wenn ich ihnen nahe träte, sie mich entthronen und an meine Stelle Mkisiwa, einen andern Sklavinnensohn meines Vaters, setzen würden. Dies konnte ich nicht ertragen, da doch die Kaufleute nur geduldet in meinem Lande lebten. Ich ließ das wissen und warnte sie, meine Befehle zu mißachten. Mkisiwa, indem er die Gelegenheit ergriff, die Unterstützung der Araber zu gewinnen, begann ein System der Bestechung. Von Worten kam es zu Schlägen, wir hatten einen langen, zähen Kampf; ich tötete viele von den Ihrigen und sie von den Meinen. Zuletzt trieben sie mich aus und setzten Mkisiwa auf den Thron. Meine treuen Genossen verließen mich aber nicht, und so ging ich nach Rubuga, wo ich bei dem

alten Maula meinen Aufenthalt nahm; die Araber aber folgten, trieben mich nach Nguru und versuchten Maula zu töten, weil er mich beherbergt hatte. Er entkam ihnen jedoch, und nun verwüsteten sie sein Land und folgten mir nach Nguru. Dort fochten wir manchen Monat, bis alle Lebensmittel erschöpft waren, worauf ich durch ihre Reihen brach und ihnen entkam. Es ist nicht nötig zu sagen, daß ich seitdem ein Wanderer bin, und wenn ich wieder Frieden machen will, gestatten sie das nicht, sondern thun alles, um mich zu Tode zu hetzen." Diese Treibjagd der Araber und ihrer Verbündeten auf Manua Sera währte in der That eine geraume Zeit lang fort. Er war selbst seinen Freunden unbequem und schien überall, wo er auftrat, nur Krieg und Verwüstung mitzubringen, welche nun einmal an seine Fersen sich geheftet hatten. Sein Gastfreund Maula wurde sogar samt seinem Sohne getötet und zwar von einem Araber, welcher ihn zu angeblich friedlichen Eröffnungen zu sich geladen. Dann aber wandte sich das Blatt. Noch während Speke in Kaseh weilte, wurden die Araber von den Wagogo geschlagen, welche von ihnen übermütigerweise angegriffen worden waren, und Manua Sera verwüstete das Land ringsumher und tötete jeden Mann, dessen er habhaft werden konnte. Nun wünschten sie zwar sehnlichst, Frieden zu machen, wagten aber keine Boten zu Manua Sera zu senden, weshalb einige von Spekes Leuten diese Aufgabe übernahmen. So wurde ein Friedensschluß fast erreicht, in welchem jedoch Manua Sera, bezeichnend für die Wurzellosigkeit alles Bestehenden in diesen Verhältnissen, in keiner Weise auf Wiedererlangung seines angestammten Landes bestand, sondern von den Arabern sich eine Gebietsverschiebung gefallen ließ. Doch scheiterten neuerdings alle Verhandlungen an dem Verlangen Manua Seras, seinen Bruder Mkisiwa ausgeliefert zu erhalten, den er nicht lebend neben sich zu dulden vermöge. Nun begann der Krieg von neuem, in welchem neuerdings Manua Sera hart bedrängt ward, da die Araber sich mit mehreren andern Häuptlingen verbunden hatten und mit ihnen zusammen Manua Sera in vierfach konzentrischer Linie umstellten. Sie ließen ihm sagen: ob er auf den höchsten Berg oder in die tiefste Hölle fliehe, würden sie ihm doch folgen, um sein Leben zu haben.

5. Der Islam.

„Der Islam greift sehr schnell um sich, da er praktisch einfach und leichtverständlich ist und dem Hang der Menschen nach Formen schmeichelt." Munzinger.

Inhalt: Verbreitung des Islam. — Lokale Beschränktheit desselben. — Christliche, jüdische und heidnische Spuren. — Aberglaube. — Örtliche Unterschiede. — Asiatische Bekenner. — Priester und Derwische. — Wandernde und abenteuernde Gottesmänner. — Klöster, Brüderschaften und Hadschi. — Der Islam als Träger arabischer Kultur. — Zivilisierende Macht desselben in Innerafrika. — Eroberungszüge des Islam. — Arabische Lehre und Wissenschaft. — Das Rechtswesen. — Der Gottesstaat.

Von den monotheistischen Religionen hat in Asien und Afrika der Islam zunächst und wohl noch für lange die weiteste Verbreitung und scheint auch da, wo er eben erst Fuß zu fassen beginnt, rascher und tiefer einzuwurzeln als das Christentum. Dem Geiste des Orientalen bietet er keine logischen Schwierigkeiten, seine Widersprüche sind für diesen nicht da oder entsprechen sogar dem eignen widerspruchsvollen Charakter. Was er gebietet, dem läßt sich mit einer gewissen lockern Breite nachleben, und von dem, was er zuläßt, ist die Vielweiberei dem Geschmacke und dem Herkommen aller asiatischen und afrikanischen Völker so zusagend, daß diese Lizenz allein ihm eine unvergleichliche Überlegenheit zu ungunsten des gerade hierin strengen Christentums verleiht. Das Verbot der Vielweiberei

schließt vom Christentum mindestens für so lange, als nicht eine tiefgehende Erneuerung der Sitte Platz gegriffen, die ihrem Wesen nach nur langsam vor sich gehen kann, alle jene Besitzenden aus, deren höhere gesellschaftliche Stellung eben durch nichts so sehr bezeichnet wird als durch die Möglichkeit, mehrere Frauen zu unterhalten, und welche ihres Besitzes auch in keiner andern Weise so froh werden wie in dieser. An dieser Satzung, die selbst im südlichen Uralgebiete noch in den letzten Jahren unter den Augen russischer Beamten Hunderte von Tataren dem Christentum zu gunsten des Islam entsagen ließ, hängt ein großer Teil des Einflusses des Islam.

Gerade dieser Einfluß zieht ihm zugleich Schranken. Bei aller Wechselhaftigkeit der Zufälle, denen die Keime geschichtlicher Ereignisse im günstigen oder ungünstigen Sinne ausgesetzt sind, bleibt es doch immer von Bedeutung, welches ihre Herkunft sei. Man vergleiche den in Arabien groß gewordenen Islam mit dem Christentum, welches aus dem fruchtbarsten historischen Boden des Altertums: Israel, Ägypten, Griechenland, Rom, erwuchs. Ursprung und Entwickelung des Islam liegen südlicher und östlicher als der des Juden- und Christentums. Letzteres war von Anfang an ebenso tüchtig zu vielseitigster Wechselwirkung mit abendländischer Kultur ausgerüstet, wie ersterer dieser Rüstung entbehrte. Der Islam krankt ja geradezu an der schmalen lokalen Basis; man erinnere sich, um nur Äußerliches zu nennen, an das Gebot der in viel engern Grenzen gedachten Wallfahrt zu den heiligen Orten oder das eigentlich nur für Arabien passende Pilgergewand. Dieser Einfluß reicht tiefer. Mohammeds Monotheismus ist wohl dem durch die grenzenlose und großartige Eintönigkeit der Wüste bestimmten Phantasieleben des Arabers entsprechend und ein mächtiger Fortschritt zu einer Religion des Geistes aus der Vielgötterei der Naturkräfte und des Sternendienstes gewesen; aber zur Entwickelungsfähigkeit in ethischer und geistiger Richtung fehlte ihm trotz aller Vorzüge eins, die sozusagen weltbürgerliche Menschlichkeit. Der Islam ist voll von Gebräuchen, die auf seinen lokal beschränkten Ursprung und darauf hindeuten, daß man in ihm ursprünglich nichts als eine arabische Lokalreligion erblickte.

Der Einfluß, dessen sich noch im 7. Jahrhundert die Juden in Arabien erfreuten, gibt sich in dem kund, was im Koran vom Dekalog, von jüdischen Fasten- und Gebetsregeln, aufgenommen ist. Um seine Rolle in der Welt zu spielen, mußten daher Zugeständnisse von mancherlei Art gemacht werden, und diese zogen ihn nieder, statt ihn zu erheben. Ein neuerer Geschichtschreiber des Islam, Vambéry, hat die islamitische Kultur als Agglomerat der Bildung jener Völker bezeichnet, welche die Araber in so erstaunend kurzer Zeit ihrer Herrschaft unterworfen hatten. Es ist dies besonders angesichts der so ungewöhnlich weiten Verbreitung der arabischen Sprache eine zu weit gehende Behauptung. Aber wir sehen allerdings in Persien das reine Arabertum, das mit dem Islam als dritte Macht zwischen dem oströmischen und dem persischen Reiche emporkommen wollte, mit der Parsikultur im Kampfe, und nachdem die ersten Kalifen sich vergebens gegen die letztere gewehrt hatten, rang sie sich unter dem perserfreundlichen Meemun zum Siege durch und brachte sogar buddhistische Ideen mit herein. Ähnlich ist es in Kleinasien türkisch und griechisch gefärbt hat in Ägypten andre Elemente als in Marokko. Und was die Blüte der Maurenherrschaft in Spanien betrifft, so hat man gesagt, der Islam habe sich unter dem westlichen Himmel ebenso wie das Christentum eine ganz andre Bahn gebrochen, und daher sei der Maßstab der maurischen Kultur auf die Bildung des ganzen Mohammedanismus nicht anzuwenden. Betrachten wir die gesamte Kultur der Mauren hier und in Nordafrika bis nach Ägypten hin, so unterscheiden sich ihre Industrie, ihre Kunst, ihr ritterlicher Sinn wesentlich von der Auffassung, dem Geistesvermögen und der Geistesrichtung der Asiaten. Dieser Gegensatz ist früh erkannt worden. Die islamitische Welt war in ihrer Blütezeit Zeuge eines großen Streites um geistige Superiorität zwischen den zwei Hauptabteilungen

der Magrebin (Westländer) und Maschrikin (Morgenländer), eines Streites, an welchem ein Averroes und Ibn Chaldun sich beteiligten. Das Ergebnis war die Anerkennung der Morgenländer in der Rhetorik und Poesie, der Westländer in Kunst und Wissenschaft. Diese wurden indessen dadurch nicht mächtiger, sondern blieben ein räumlich und zeitlich beschränkter Sproß an dem größern Baume des orientalischen Glaubens und Wesens.

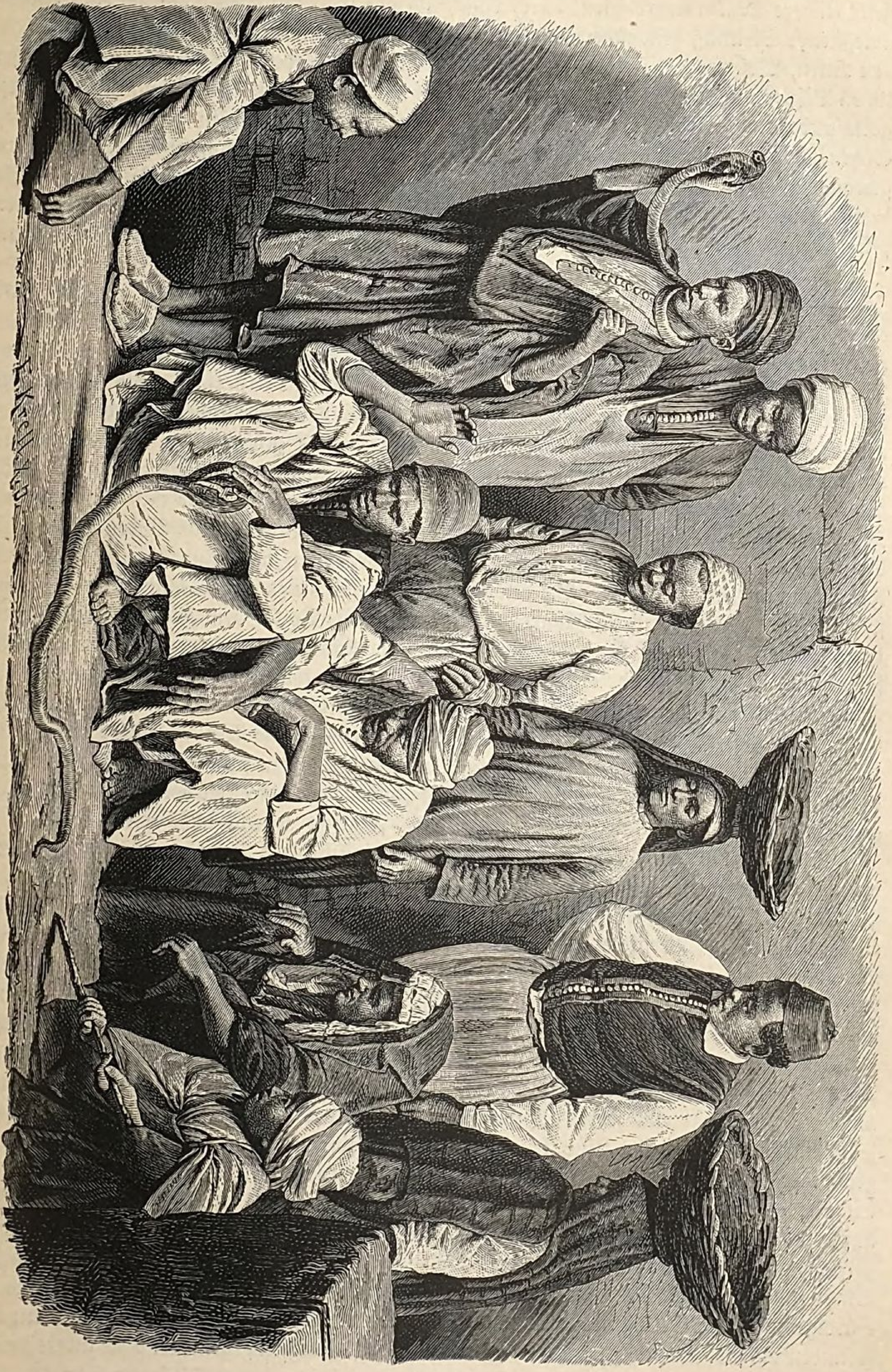
Der reine Monotheismus ist für die Menschheit im allgemeinen zu abstrakt, wer könnte wähnen, daß gerade die Orientalen ihn von trübenden Zuthaten freihalten? Um so weniger war dies möglich, als der Islam die Impulse, die er von den schon bestehenden monotheistischen Religionen empfangen hatte, rasch und einseitig entwickelte und in seinem Versuche, Boden zu gewinnen, in dem damaligen politischen Horte des Christentums, dem oströmischen Kaiserreiche, den gefährlichsten Gegner erblickte. Mohammed hat die Heiligen des christlichen Himmels verdammt und mehr noch die Dreieinigkeit, welche ihm, der scharfe Gegensätze und keine Versöhnung brauchte, als die reine Vielgötterei erschien. Aber seine nächsten Freunde und Verwandten bilden nun mit zahllosen entfernten Wunderthätern ein ganzes Paradies voll Heiligen, deren Verehrung hinter der, welche die Christen den ihrigen zollen, nicht zurücksteht, womöglich sie übertrifft. Man schütte, so sagt ein arabischer Heiliger, in ein und dasselbe Gefäß das Blut eines Rumih und eines arabischen Heiligen, und sie werden sich nie vermischen. Zu Tausenden sind durch das islamitische Gebiet die wunderthätigen Gräber zerstreut und jene Kapellen, in denen arabische Marabuts nicht selten unter ihrem mit grünen Vorhängen verdeckten Bette begraben sind, das in der Kubbe aufgestellt ist. Solche Heilige sind Schutzpatrone von Ländern, Städten und Berufsklassen wie bei uns. Auf der Spitze des Hügels Tschupanata bei Samarkand befindet sich das Grab des gleichnamigen Heiligen, welcher ein Schutzpatron der Schäfer und der Stadt Samarkand ist. Bekannt sind die Spaltungen, die im Islam selbst die verschiedenen Anschauungen über die Rolle der Nachfolger Mohammeds hervorgerufen haben. Die Frage: Sollen die drei ersten Kalifen, Abubekr, Oman und Othman, als Imame anerkannt werden oder nicht? ist die Ursache der großen Spaltung sunnitischer und schiitischer Mohammedaner.

Ein reformatorischer Geist bekundet sich in der entschiedenen Stellungnahme des ältesten Islam gegen Götzen- und Sterndienst, Schaustellungen in Tempelaufzügen, welche an den Astartedienst erinnern, Mädchenmord und dergleichen. Aber derselbe beansprucht kein vollständiges Aufgeben ältern Aberglaubens, dessen Unkraut unter der hoch aufschießenden Krone des Glaubens an den Einen allen Raum hat, sich auszubreiten. Spuren des alten Sterndienstes sind nie ganz verwischt worden. Die Alten sprachen von einem Saturntempel als gemeinarabischem Heiligtume. Die Mondverehrung der Ostjordanstämme ist ein Rest derselben. Die weitgetriebene Gräberverehrung, bei welcher ein Stamm nicht bei den Denkmälern seiner Vorfahren stehen bleibt, sondern auch die Grabsteine andrer mit Küssen bedeckt und ausruft: „Verzeiht, ihr Gesegneten!", erinnert an den einst üblichen Ahnenkultus, vielleicht auch an den Steindienst, der sich in der Verehrung des schwarzen Steines der Kaaba sogar im Mittelpunkte des Islam behaupten konnte. Einige vermuteten, es stamme dieser Stein aus jenem altarabischen Saturntempel. Als Lepsius auf seiner Reise durch das peträische Arabien den Serbal bestieg, fand er, daß die Beduinen kleine Feldsteine zu einer kreisförmigen Einfassung zusammengelegt hatten. „Als wir zu jenem Steinkreise kamen, zog mein Führer seine Sandalen aus und näherte sich ihm mit religiöser Ehrfurcht; er verrichtete sodann innerhalb desselben ein Gebet und erzählte mir nachher, daß er hier bereits zwei Schafe als Dankopfer geschlachtet habe, das eine bei Gelegenheit der Geburt eines Sohnes, das andre wegen wiedererlangter Gesundheit. Der Berg Serbal soll überhaupt wegen des Glaubens an derartige Beziehungen desselben bei den Arabern der Umgegend seit undenklichen Zeiten in großer Verehrung stehen." Angebliche Fußspuren in

Stein veranlassen auch hier Steinverehrung. So erzählt man: Mohammed wollte in Damaskus absteigen und betrat schon mit einem Fuße den Boden, als der Engel Gabriel ihm mitteilte, daß, wenn er im irdischen Paradiese einkehre, er auf das jenseitige verzichten müsse. Schnell stieg der Prophet wieder auf, aber da, wo er den felsigen Boden berührte, ist seine Fußspur noch heute nahe dem Thore der nach Hauran führenden Straße sichtbar. Auffallende Felsgruppen sind Menschen oder Tiere, die Mohammed, Ali oder sonst ein Heiliger zur Strafe für zagenden oder wankenden Glauben in Stein verwandelt hat. Opfer von Tieren, besonders Widdern, Lämmern, Hähnen, besänftigen hier die Geister. Die Araber wähnen, daß die Seelen Gestorbener in grünen Vögeln fortleben, und es hängt vielleicht damit die Sage zusammen, daß der Adler ein sehr hohes Alter erreiche. Auf den Portalen arabischer Grabkammern krönt ein Vogel den Giebel. Dem Gespensterglauben der Naturreligionen kommt kein Eingottglaube so entgegen wie der Islam, dessen Dschin selbst in fernen Gegenden, wo diese Religion nur schwach vertreten ist, bekannt sind, ebenso wie der Satan (Scheitan) vom Islam über die Erde hin getragen worden ist. Der Glaube an die Dschin, die himmlischen Geister, reicht bis in den Sunda-Archipel, wo die Javanen sogar Dschin islam, die den Islam angenommen haben, und Dschin kapir, welche ungläubig geblieben sind, als gute und böse Geister unterscheiden.

Die armen Anwohner des Lobnor sind Mohammedaner, aber es gibt unter ihnen keinen Geistlichen, und sie wissen nur unvollkommen die Gebete zu sagen. Doch finden Beschneidung, Verlobung und Begräbnis unter Gebet statt. So wie die ufa'schen Tataren als Christen und als Mohammedaner sich nicht davon abbringen ließen, ihre Leichen in Baumrinde zu begraben, so begraben auch die Tarimer ihre Toten stets nur in den Booten, die ihnen gehörten; eins bildet die obere, ein zweites die untere Hälfte des Sarges. Letztere wird auf niedrigen Stützen in einer flachen, in den Boden gegrabenen Vertiefung befestigt und dann Erde daraufgeworfen. In den Sarg wird auch die Hälfte der dem Verstorbenen gehörigen Netze gelegt, oder dieselben werden um das Grab gespannt; die andre Hälfte fällt an seine Verwandten. Bei Tataren und Kirgisen hat der Mollah eine ganze Reihe von abergläubischen Gebräuchen vom Schamanen übernommen, die an die Heilighaltung des Feuers, an den Schwur über Wasser, das die Schwörenden trinken, und andres anknüpfen. Auch die Leichenschmäuse am vierzigsten Tage nach dem Tode und am Jahrestage desselben sind heidnische Überkommenheit. Von dem Islam der Belutschen sagt Floyer: Nichts ist bekannt als Name und Unterschied der Schiiten und Sunniten und einige arabische Formeln. Es wird sich unter 500 Belutschen nicht einer darüber Gedanken machen, welchen Ursprung oder welche Bedeutung ein Heiligengrab oder heiliger Ort hat, wie solche vielfach existieren und durch Niederlegung z. B. einer Handvoll schlechter Datteln geehrt werden. Solche Stellen werden von feinfühligern Leuten einfach als Zauber angesehen, wo die Beobachtung gewisser leichter Zeremonien Glück bringen kann, die Nichtbeobachtung Schaden.

Auch christliche Spuren sind häufig im Islam erhalten, am meisten wohl in demjenigen Nubiens, wo sie aus einer ältern christlichen Schicht heraufragen. Bei den nubischen Bedja heißt der Samstag Sembet nusch (kleiner Sabbat), der Sonntag Sembet abei (großer Sabbat), Weihnachten und Ostern kennen die Bedja so gut wie wir, obgleich sie doch kaum den Kalender lesen. Als die ufa'schen Tataren noch Christen waren, verehrten sie doch schon mohammedanische Heilige, und das Umgekehrte findet nun statt, seitdem sie dem Islam wieder anheimgefallen. Verderbtes Juden- und Christentum haben bei der ersten Entwickelung sogar des Islam sich thätig gezeigt. In Medina hatte Mohammed, der erst werdende Prophet, mit einer starken Judengemeinde zu verhandeln und zuletzt zu kämpfen, und eine bezeichnende Überlieferung stempelt zu seinem ersten Gebetsausrufer einen christlichen Sklaven. Daß dabei gegen das Christentum, als die dem weitsichtigen Koreischiten



Schlangenbeschwörer in Ägypten. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 120.

gefährlichere Konkurrenzreligion, durch einschneidende Einrichtungen äußerlich eine gründlich ablehnende Stellung genommen wurde, ist begreiflich. Dahin gehören die oft zu wiederholenden Riten, Weinverbot, Fehlen der Glocken, Verbot des Gebetes in den Stunden der christlichen Vesper und Messe, vor allem aber die immer wiederkehrende Betonung des echten Eingottglaubens, der keine Dreieinigkeit kennt. Im offenen Ankämpfen gegen polytheistischen Götzendienst und im stillen Gegensatze zu Juden- und Christentum ist der Islam herangewachsen. Man vergesse nicht, daß in der Zeit seines Aufwachsens Mekka als große Handelsstadt innigere Beziehungen als nach andern Seiten mit dem oströmischen Christenreiche pflog, dessen Grenzen unter Justinian Syrien bis zum Sinai und Ägypten umfaßten.

Die Verbreitungsgrenze des Islam in Afrika, dessen weitaus größere nördliche Hälfte er erworben hat, und wo er noch immer fortschreitet (Bd. I, S. 35), haben wir in der Kulturkarte Afrikas, die dem ersten Bande beigegeben ist, gezeichnet. Sein Gebiet in Westasien ist kaum kleiner. Man kann von der Indus-Oxuswasserscheide bis nach Konstantinopel in mohammedanischem Gebiete reisen. Östlich von hier findet aber der Islam sich nur noch in kleinern oder größern Gruppen wieder. Die größere hier wohnende Gruppe mohammedanischer Völker setzt sich wesentlich aus Schiiten zusammen, zu denen zunächst die Badachschaner, die größere Zahl der Balti, die Darden von Astor und Gilgit und die Kaschmiri gehören. Lange Zeit hat der Islam hier dem Buddhismus Boden abgewonnen, bis die Herrscher von Kaschmir in den letzten Jahrzehnten dem Buddhismus wieder ihre Förderung angedeihen ließen. Bei den Balti zählt auch die zwischen Schiiten und Sunniten stehende Sekte Nur Baksch Anhänger. Durch wen diese Völker dem Islam gewonnen wurden, ist nicht ganz klar; sie selbst behaupten, laue Anhänger desselben schon vor dem Einfalle der Sikh gewesen, aber erst durch den Sikhführer Nathu Schah „gute Mohammedaner" geworden zu sein. In Indien bilden 40 Millionen Mohammedaner, die einst in herrschender Stellung über dem Volke der Hindu standen, eine kleine Welt für sich, den politisch kräftigsten, vom einheitlichsten Geiste beseelten, am meisten zu fürchtenden Völkerbestandteil des indobritischen Reiches. Die letzte Glanzzeit Indiens war die Zeit der mohammedanischen Herrschaft im Indus- und Gangesthale. Nicht so leicht erstirbt diese Erinnerung.

Zu den fanatischsten Islamiten gehören die zivilisiertern Bewohner West- und Innerasiens; auch Indien liefert Starrgläubige genug. Trotz ihrer Liebenswürdigkeit sind die Perser den Christen gegenüber oftmals zugeknöpfter als die Araber, und mehr noch sind es die Afghanen. Persische Handelsleute sieht man auf den Radkasten eines Kaspi- oder Wolgadampfers ihre Gebete nach Mekka senden, und eigne Küchen sind ihnen dort vorbehalten, um christliche Tischgenossenschaft ihnen zu ersparen. Ihnen ahmen die Tataren nach, als ob die Nähe des Christentums kräftigend auf den Islam wirke, der in den letzten Jahren noch unter den Tataren und Tschuwaschen Proselyten zu Hunderten aus dem Christentum gewonnen hat. Durch ganz Turkistan und das asiatisch-europäische Grenzgebiet an der Wolga geht eine starke äußerliche Vertretung des mohammedanischen Kultus. Fast jedes Baschkirendorf besitzt seine kleine Moschee und seinen auffallend am Wege liegenden Begräbnisplatz, der, von einem Zaune oder von Bäumen umgeben, Gräber der einfachsten Art enthält; oft nur regelmäßig aufgesetzte Steinhaufen von etwa 1 m Höhe, oft auch Erdhügel, auf denen kleine hölzerne Pfähle stehen. Mehrere Moscheen, oft von chinesischen Spitzdächern gekrönt, gehören neben einer griechischen Kirche zu den monumentalen Bauten turkistanischer Städte und überragen natürlich die letztere in den meisten Fällen an Pracht, Größe und ehrwürdigem Alter. Selbst in Omsk und Semipalatinsk fesselt kein Bau mehr das Auge des Fremden als die „tatarischen" Moscheen. Durch sie ist Bochara gegenwärtig die interessanteste Stadt Mittelasiens. „Bochara und Stambul", schrieb jüngst der Missionar Capus, „sind

die letzten Vesten des Islam, der Sitz der islamitischen Weisheit und Heiligkeit." Dort findet man die unterrichtetsten Mollahs. Der religiöse Fanatismus nimmt zeitweilig politische Formen an, dann schwingt er wieder nach seinem mystischen Ruhepunkte zurück. Der Geist Alis, des Bekehrers der Mittelasiaten, eines der kriegerischsten, schrecklichsten Apostel des neuen Glaubens, dessen Grab in dem Orte Mazara-Scherif (das heilige Grab) bei Balch ein Wallfahrtsort für alle Muselmanen Mittelasiens ist, weht durch den Islam dieser Gebiete bis heute. Außerdem bleibt bis auf bessere Zeiten der Islam mit der Kulturblüte dieser Länder auf das engste verbunden. Seine Denkmäler sind die ansehnlichsten, eindrucksvollsten. In abgelegenen Gegenden, wie auf dem Wege von Semipalatinsk nach Sergiopel, erfreut nichts das Auge mehr als die oft edlen, künstlerisch vollendeten Formen tatarischer Grabmäler. Hügel sind von den Kapellen gekrönt, in denen die Leiber heiliger Männer ruhen, und auch für Moscheen sucht man gern erhöhte Lagen. Auf einer Insel im Oxus erhebt sich das vielkuppelige Mausoleum des Predigers Zjul-Kafil, zu dem die Mittelasiaten wallfahrten, und dessen Wärter Nachkommen heiliger Männer sind. Hier und weiter bis an die Grenzen Chinas muß bei den Dsungaren, Dunganen, Tarantschen, Pantay, und wie alle die mohammedanischen Gruppen des fernern Innerasien sich nennen, der Gegensatz zum Buddhismus, vielfach auch dazu der nationale Gegensatz zwischen Türken- und Mongolentum glaubenstärkend wirken.

Der Islam hat seine Priester niederer und höherer Ordnung: bei einigen Völkern sind sie von geringerm Einflusse, so bei Persern und Turkmenen, bei andern von größerm, so bei Ägyptern und Maghrebinern. In deren Wirksamkeit ist viel vom Schamanentum übergegangen, und dem Aberglauben dienen sie nicht minder als ihre in manchen andern Beziehungen tiefer stehenden Genossen, die Zauberärzte der Neger oder die Schamanen asiatischer Nomaden (s. Abbildung, S. 120). Verrückte, blödsinnige oder sonst psychisch kranke Männer und Weiber werden von den Mohammedanern sehr allgemein für heilig gehalten und mit großer Verehrung behandelt: „Es ist die dämonische, unverstanden wirkende und darum mit Furcht beobachtete Naturkraft, die der natürliche Mensch überall, wo er sie gewahr wird, verehrt, weil er sie seiner Geisteskraft verwandt und doch nicht unterthänig fühlt." (Lepsius.) Mohammed selbst war ekstatischen Zufällen unterworfen, in denen er Eingebungen empfing, welche ihm als Offenbarungen des Höchsten galten. Drei Jahre nach deren Beginne war er über dieselben und wohl auch über seine politischen Ziele und Mittel klar genug geworden, um als Prediger aufzutreten. Die Vorliebe, mit welcher göttliche Eingebungen in Persönlichkeiten schwankenden Geistes gesucht werden, zeigt, wie tief die Beziehung zu Naturreligionen hinabreicht. Weitaus die meisten mohammedanischen Priester sind Diener des gröbsten Aberglaubens. Wir hören z. B. aus Marokko, wenn eine Frau in Nöten sei, so lasse man zuerst einen Fakir kommen, der durch Weihrauch und fromme Sprüche den Teufel zu bannen versuche. Hilft das nicht, so bekommt die Frau Koransprüche, die auf eine hölzerne Tafel geschrieben werden, zu trinken, indem die Sprüche von der Tafel abgewaschen werden; dieses Verfahren wird als bequemste und zugleich unmittelbar wirksamste Heiligung auch von andern befolgt. Hilft auch dies Verfahren noch nicht, so werden Koransprüche auf Papier geschrieben, zerstampft und mit Wasser gemischt der Leidenden eingegeben. Aber manchmal hat der Satan das Weib derart in Besitz genommen, daß er selbst durch das heilige Buch nicht ausgetrieben wird. Dann werden allerlei Amulette angewandt, z. B. die in ein Ledersäckchen eingenähten Haare eines großen Heiligen, die man der Kreißenden auf die Brust legt, oder Wasser vom Brunnen Semsem, welches man ihr zu trinken gibt, oder Staub aus dem Tempel von Mekka, welchen man auf ihr Haupt streut. Unzählig sind diese Mittel, denen übrigens der Koran selbst sich nicht verschlossen zeigt. Enthält doch die Koransure des Morgenrotes ein eignes Gebet gegen den Einfluß der

„Knotenbläserinnen", welche Zauberknoten machen und darauf blasen, um dadurch das Schicksal des Menschen auf irgend eine geheimnisvolle Weise zu beeinflussen. Nicht nur Derwische und Kalandar von der Art jener, die in mittelasiatischen Städten, selbst noch in Kaschgar, wo sie den mitten in Frucht- und Obstgärten stehenden Kirchhof bewohnen, an dessen Grabmäler sie ihre einfachen Lehmhütten angebaut haben, eine Rolle spielen, reihen sich so der Klasse der Priester an, sondern der Kreis zieht sich noch weiter. Endlich schließt sich den religiösen Verrichtungen sogar die Schlangengauklerei an (s. Abbildung, S. 117), die, wo sie einen religiösen Charakter annimmt, zum Aufessen der ihrer Giftdrüsen beraubten Schlange (z. B. Coluber niger) von hintenher führt, wobei die Schlange den Körper des Gauklers mit Wunden bedeckt, bis dieser auch ihren Kopf zerkaut hat. Mag das die Ausartung einer weitverbreiteten Vorstellung sein (denn der Islam hat seinen Äskulap im Scheich Scheridi, welcher seine Wunder vermittelst einer alle Krankheiten heilenden Schlange ausübt und in Oberägypten am gleichnamigen Dschebel lokalisiert ist), so zeigt sich doch auch hier eine ausgesprochene Hinneigung zur roh materiellsten Ausgestaltung einer Idee.



Fakih, vom Stamme der Schukurieh. (Nach eigner Aufnahme von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 119.

Es fehlen dem Islam nicht Werkzeuge höherer Art, nicht Träger der Formen und Erhalter des Bestehenden und nicht leidenschaftliche Neuerer und Verbesserer. Der Mohammedanismus hat seine Prälaten und Pfründen so gut wie jeder andre Glaube, und den Würdenträgern der Kirche ist ein begeisterter Mensch mit Reformideen ebenso unbequem wie überall. Ihnen entgegentretend glauben derselben Sache begeisterte Asketen zu dienen, denen es öfters gelungen ist, das in Genüssen versunkene orientalische Volk für historische Momente zu elektrisieren. In Nordafrika hat seit einigen Jahrzehnten der Orden der Senussibrüder eine religiöse Reformation begonnen, welche auch zu politischen Konsequenzen von beträchtlicher Größe geführt hat. Derselbe legte der Bevölkerung Opfer auf, gewann sie aber dennoch für sich, so daß sie in Kürze ihm Frondienste verrichtete und er die richterliche Gewalt auf seiner Seite sah, wenn es galt, solche Dienste zu erzwingen. Gleich dem Jesuitenorden bemächtigten sich die Senussi der Schulen und imponierten auch den Oasenbewohnern, die sonst kein Vergnügen an dem Auftauchen dieser glaubenseifrigen Priester verspürten, durch ihre pädagogischen Leistungen, als sie den Knaben Schreiben, Lesen und Rechnen beibrachten. Im übrigen waren sie aber weniger beliebt als gefürchtet, da sie einen

Krieg gegen die liebsten Genüsse der Bevölkerung eröffnet haben. Sie sehen das Kaffeetrinken mit ungünstigen Augen an, während jene von ihnen, welche aus Marokko stammen, den Thee als etwas Unverfängliches betrachten. Der Schnaps ist natürlich streng verboten. Sogar das Tabakrauchen wollen sie nicht gestatten. Ferner streben sie, das weibliche Geschlecht in noch engere Schranken zu verweisen, als von den in dieser Hinsicht ohnehin nicht liberalen Sitten der Landbewohner Ägyptens gezogen werden. So versagen sie den Frauen den Zutritt zu ihren Kultusstätten und wollen sie auch an ihren Jahrestagen der Heiligen ausschließen, was natürlich den Männern, für deren Beköstigung bei diesen im Freien begangenen religiösen Volksfesten das schwächere Geschlecht zu sorgen hat, wenig genehm ist. Den Obern der Kirche war diese strengere Richtung nicht gerade erwünscht. Als der Gründer der Senussia in Kairo predigen wollte, schleuderte der Scheich Hanik sein Anathema ihm entgegen und ließ ihn einkerkern.

Fakirdörfer, Klosteransiedelungen zu vergleichen, gab es stets in Ägypten und Nubien. In ihnen wohnen nur Fakire, heilige Männer des Volkes, eine Art Priester, ohne jedoch priesterliche Funktionen zu haben; sie können lesen und schreiben, dulden keine Musik, keinen Tanz, keine Feste unter sich und stehen deshalb in großem Ansehen der Heiligkeit. Der Scheich eines solchen Dorfes ist der größte Fakir der ganzen Umgegend. Jedermann glaubt an ihn als einen Propheten; was er voraussagt, trifft gewiß ein.

In den spätern Jahrhunderten, welche viele Zeichen des Niederganges mohammedanischer Mächte sahen, hat auch in der Verteidigung diese Verbindung politischer und religiöser Motive sich bewährt, und in diesem innigen Zusammenwirken beider waren nun oftmals die erstern die antriebgebenden. Die Franzosen behaupten längst, daß die religiösen Genossenschaften der Araber immer mehr aus politischen als aus religiösen Interessen hervorgingen. In jedem Araberaufstande, der seit 1830 in Algerien ausbrach, hätten sie die Hand dieser politischen Verschwörungen in religiösem Gewande gefühlt.

Am meisten setzte sie das epidemienartige Auftreten politischer Bewegungen in Erstaunen, welches nur zum Teile der Unkenntnis der Europäer über die tiefern Vorgänge im Schoße dieser Völker zugeschrieben werden kann. Es ist etwas Positives hierin. In ihren politischen Hoffnungen und Entwürfen sind die Araber in hohem Grade von einer merkwürdigen Gemeinsamkeit der Ideale getragen, welche geeignet ist, den Mangel der praktischen Einheit zu ersetzen. Diese Gemeinsamkeit hat ihren Grund wiederum auch hauptsächlich in dem starken Halte, den der Glaube ihr gewährt. Der Besitz der gemeinsamen Wallfahrtsorte, besonders Mekkas, das dem religiösen Bewußtsein einen räumlichen Mittelpunkt schafft wie Jerusalem und Rom so wirksam ihn nie gebildet haben, ist dabei von großer Bedeutung. Mekka wird alljährlich von Tausenden von Pilgern besucht, von denen die aus der größten Ferne kommenden ihre Heimat oft nicht mehr erreichen. Aber viele Hadschis, welche die Wesenheit des Islam in seinen heiligen Stätten gesehen haben, ziehen wiederum zu Tausenden in die weite Welt hinaus und verkünden dieselbe. Sie erfahren praktisch den Einfluß eines Glaubens, der Menschen vom Niger und von Celebes, von Thracien und Indien zusammenführt und etwas tief Gemeinsames gibt; dies erprobt zu haben, bedeutet mehr als jene fünf Dinge, die zur vollkommenen Pilgerfahrt gehören und also den Moslem zum Hadschi machen. Es sind dies: 1) die fromme Absicht und die Gebete, welche sie bezeugen; 2) die Anwesenheit auf dem Berge Arafa am neunten Tage des Monats Du el Hödscha; 3) das Anlegen der Pilgertracht (Ihram) nebst Abrasieren des Haupthaares; 4) die sieben Umgänge um das Bit Allah (Haus Gottes), nämlich die Kaaba, den sogenannten Tempel Abrahams, in der Mitte des Hofraumes der großen Moschee von Mekka gelegen; 5) der Gang zwischen den beiden Hügeln Stafa und Marua. Für am wichtigsten wird der zweite Punkt erachtet. Jeder andre kann durch das Opfer eines Schafes abgelöst werden.

dieser nicht. Wer diesen allein erfüllt, ist Hadschi. Dagegen wird die Wallfahrt nach Medina zwar für eine fromme, nicht aber zur Seligkeit vollkommen notwendige Handlung gehalten. Unzählig sind die mystischen Forderungen und Herkommen, wenige von der mystischen Tiefe des Rufes Labik!, den die Mekkapilger bei Anlegung des Ihram ausstoßen, und von dem Maltzan sagt: „Fleischlich ist fast alles andre im Islam, nur dieser einzige Ruf Labik ist geistig". Er bedeutet: Zu dir bin ich aus tödlicher Not geflüchtet und folge dir. Verstanden wird er von den wenigsten Pilgern. Auch wird das Verstehen nicht für nötig erachtet, da das Verdienstliche in den Worten selbst liegt.

Eine rege Missions- und Agitationsthätigkeit ist von dieser Seite ausgegangen. Livingstone noch konnte in seinem letzten Tagebuche erklären, daß niemals von Mohammedanern ein Versuch gemacht worden sei, die Afrikaner zu bekehren. Zwar lehren sie, sagt er, ihre Kinder den Koran lesen, aber nur diese allein; er ist nie übersetzt worden, und für Diener, die in die Moschee gehen, ist alles hohler Schein. Manche Dienende nehmen mohammedanische Speisegebräuche an, aber sie bringen keine Gebete dar. Die Beschneidung, um sie geeignet zu machen, für ihren Herrn Tiere zu schlachten, ist das Äußerste, bis wohin sie gegangen sind. Das hat sich nun wesentlich geändert. Übrigens hatte ohne organisierte Missionsthätigkeit der Islam auch früher schon immer seine Apostel. Wandernde Priester sind eine alte Institution des Islam. Indem sie, aus den hohen Schulen entlassen, die mohammedanische Welt durchziehen, ein gebildetes Proletariat, das oft dem Gaunertume nahe verwandt ist, tragen sie die gewonnenen Ideen in die Ferne. Aus dem Mittelpunkte Mekka und Medina ziehen Moscheenpriester durch Indien und Afrika, um Gaben für die Heiligtümer zu sammeln, mit Amuletten zu handeln, Proselyten zu machen, zu kundschaften und zu spähen.

Die Stellung dieser Gottesmänner in der mohammedanischen Gesellschaft ist bezeichnet durch ein Gemisch von willig getragener Verachtung und religiös erzwungener Ehrfurcht. Man scheint sie öfters für überflüssig und lästig zu halten, wagt sie aber doch nicht ganz beiseite zu setzen, da sie doch von Einfluß auf das künftige Seelenheil werden könnten. Bei Völkern, die so von Fanatismus getränkt sind wie die Wüstenaraber, sind diese sonderbaren Heiligen ganz unentbehrlich, wenn auch ihr Islam ein sehr grober und abergläubischer ist und ihr theologisches Wissen dasjenige eines zeltbewohnenden Scheichs in vielen Beziehungen nicht erreicht. Als Rohlfs von Kuka (1866—67) nach dem Westsudan reiste, schlossen sich ihm zwei Fakire an, welche würdige Vertreter ihrer Klasse waren. Der eine, ein Doktor der Theologie aus Mursuk, der keinen höhern Genuß kannte, als sich in Busa oder Ubul zu betrinken, und „welcher längst vor Hunger und Kummer umgekommen wäre, wenn ein Doktor der Theologie in mohammedanischen Staaten umkommen könnte", reiste mit drei Viehtreibern nach Jakoba, um dort eine Erbschaft in Empfang zu nehmen und den vierfüßigen beweglichen Teil derselben nach Kuka führen zu lassen. Ein zweiter Doktor der Theologie reist mit, „ärmer, dümmer und bescheidener" als dieser, der, aus Logone gebürtig, soeben sein theologisches Doktorexamen auf der Hochschule von Kuka absolviert hat, und dessen ganze Habe in einer Bornuaner Kulgu besteht, die mehr Löcher als heile Stellen hat, so daß sie einem Netze gleicht, ferner einer Kürbisflasche, seinem Tintenfasse, welche er an einem Stricke auf der Schulter trägt, und einer kleinen Ledertasche, in der sich zwei oder drei Rohrfedern und zwei schmutzige gelbe Bücher oder vielmehr zusammengeheftete Bogen Papier befinden, die einige Suren aus dem Koran enthalten. „Dieser Doktor kann den ganzen Koran auswendig, schreibt auch mechanisch arabisch, versteht aber kein Wort von der Sprache Mohammeds. Er geht mit uns, dieser mohammedanische Bonze, weil er gerade keine andre Beschäftigung hat, und um, wie er sagt, vielleicht eine neue Kulgu zu gewinnen." Er war trotz seiner Armut zu stolz, um ein Kamel zu hüten, wie man

ihm anbot, und schlug sich durch, indem er den Dorfleuten auf eine kleine Holztafel, welche er zu diesem Zwecke bei sich führte, Koransprüche schrieb, welche diese abwuschen und tranken. Manchmal bekam er ein paar Kauri dafür, meist begnügte er sich aber mit dem Ruhme, für einen großen Gottesgelehrten gehalten zu werden, „denn wie bei uns“, sagt Rohlfs, „so sind auch in Bornu und den andern Negerstaaten die Gottesgelehrten die eitelsten Menschen“. Auch Barth erzählt ergötzlich von einem im Sudan abenteuernden Araber von Dschidda, der sich den Titel Scherif willkürlich beigelegt hatte, den er im Dorfe Belem (Adamaua) traf, wo er einem angesehenen Edlen, der hier residiert, ein warmes Bad baute. Dasselbe hatte er beim Sultan von Wadai gethan. Dieser Mann war früher Matrose gewesen und war zu Schiffe nach Bhengasi gekommen, von wo ihn Abenteuer- und Gewinnsucht in die vielversprechenden Länder des Sudan geführt hatte. Dies war ein geschickter Mann, mit einem gewissen Grade von Bildung. Auf jedem Schritte begegnet man solchen „heiligen Abenteurern“, die manchmal Erhebliches für die Ausbreitung der mohammedanischen Zivilisation leisten, anderseits aber durch ihre Ansprüche und ihre Bettelei die Geduld der Einheimischen auf harte Proben stellen

Im Anfange seiner Verbreitung war der Islam nur eine Religion, aber zwischen den Großmächten Ostrom und Persien entwickelten sich rasch in derselben politische Tendenzen, und als Arabien Menschen über Menschen in die Welt sandte, die alle unter dem Halbmonde zu siegen wußten, trug der Glaube die ganze arabische Kultur weit über die Grenzen der Halbinsel hinaus, und es entstand, um ein Wort A. v. Kremers zu wiederholen, „eine Zivilisation, in welcher das religiöse Gefühl alles beherrscht“. Die Bekenner des Islam fühlten die Überlegenheit dieser Kultur, wenn dieselbe auch materiell tief unter mancher sich befand, über welche sie sich herrschend erhob durch die Kraft des Glaubens und des Schwertes. Sie begnügten sich nicht, den Islam zu bekennen, sondern wollten wahre Araber sein. Trugen sie sich doch wie diese und führten deren Waffen. Bis auf den heutigen Tag wollen alle herrschenden Stämme der Wüste und des Sudan ihre Abkunft von den Bewohnern Mekkas oder Jemens herleiten, selbst diejenigen Baghirmis. Auf der entgegengesetzten Seite halten die Kabardiner selbst sich für Nachkommen der Araber. Auch Pallas meinte, sie seien vielleicht Reste von Armeen, welche die Kalifen in den Kaukasus gesandt hätten. Namen und Traditionen weisen anderseits auf die Krim. Nicht immer liegt hier bloß Einbildung vor. Ibn Batuta sogar gibt an, daß gewisse arabische Stämme Mauretaniens, unter andern die Sanhâdjad, aus dem südlichen Arabien stammen und der Gruppe der Himjariten angehören, zwischen welchen und den Bewohnern von Maghreb er sogar noch Parallelen der Tracht und des Hüttenbaues hervorhebt.

Jahrhunderte hindurch kannten Afrika und ein großer Teil von Asien keine stärkern Mächte als die islamitischen Staaten. Es gilt von diesen Gebieten, was ein deutscher Reisender aus den Obernilgebieten schrieb: Tief im Herzen Afrikas ist, vom Nil her kommend, der Halbmond mit den Koransprüchen, den die Flagge nubischer Händler unweigerlich tragen muß, da kein Träger einer andern folgen würde, zum Talisman geworden, der eine mächtige Wirkung übt, bald Schutz, bald Schreck unter den Eingebornen verbreitet. Selbst die Christen müssen sich zu dieser Flagge bequemen. An ähnlichen Symbolen ist der Islam reich, der ganze Formelkram der Gebete und Opfer, der Pilgerfahrten und Kirchenfeste gehört hierher. In gleicher Richtung scheint es wichtig, daß reine Äußerlichkeiten die Bekenner des Islam zu einer großen Brüderschaft stempeln, die überall sich wiedererkennt. Die Sandelholzrosenkränze der Mekkafahrer, die Turbane verschiedener Farben, die weiten, faltigen Kleider, in engern Gebieten kleine Kennzeichen, wie der maghrebinische Burnus oder selbst der blaue Streif des Umhängetuches der mohammedanischen Abessinier, auf höherer Stufe die Gemeinsamkeit der Sprache, wenigstens in gewissen Formeln, die wie

Erkennungszeichen wirken, tragen zum Gefühle der Solidarität bei, dessen der politisch vielzersplitterte Osten doppelt bedürftig ist.

Dem Reisenden, welcher aus dem mohammedanischen und damit gleichzeitig verhältnismäßig zivilisierten Sudan nach Süden vordringt, tritt zwar der Gegensatz zwischen Islamiten und Heidenvölkern vielfach sofort als der Gegensatz von Gesittung und Roheit entgegen; dabei ist aber die Grenze keineswegs scharf, sondern es ist im Gegenteile ein hervortretendes Merkmal das Ineinandergreifen gewisser Eigenschaften, Sitten &c., die vom kultivierten Gebiete auf das unkultivierte und umgekehrt übergreifen. Im allgemeinen ist vorzüglich die Bekleidung eine durchgehende Eigenschaft der mohammedanischen Sudanesen; selbst die nicht mehr ganz im Kindesalter stehende Jugend beiderlei Geschlechtes sieht man z. B. in Bornu in der Regel nicht unbekleidet. Im Gegensatze dazu findet man schon im Lande Logon, bei den Musgu und andern die unzulängliche Bekleidung selbst der Erwachsenen, wie sie den eigentlichen Innerafrikanern eigen ist, bestehend aus einer Schamschürze oder sogar nur aus einer Hüftschnur, an welche ein Bündel Zweige oder Gras zur nötigsten Verhüllung geheftet wird. Dann steht aber wieder die kunstvolle Art des Lehmbaues bei ebendenselben Völkern in einem auffallenden Kontraste zu der Zurückgebliebenheit in derselben Richtung, welche man in vielen Teilen der mohammedanischen Staaten bemerkt. Fast völlige Nacktheit des Körpers neben fast kunstvollem Aufbau geräumiger gewölbter Thonhütten! Wenig Logik ist hierin zu sehen, aber die Erklärung liegt nahe, daß wir es hier mit verschiedenen übereinander liegenden Kulturschichten zu thun haben. Wie man so oft bei zwei neben- und untereinander wohnenden Völkern einen großen Unterschied der Regsamkeit, Tüchtigkeit in der Richtung ausgeprägt findet, daß das herrschende oder für überlegen sich haltende das in Wirklichkeit tiefer stehende ist, so muß auch unter den Abessiniern ohne Frage den Mohammedanern der Vorzug gegeben werden vor den Christen. Es fällt selbst flüchtig das Land Durchreisenden auf, wie fast alles Handwerk und fast aller Handel in den Händen der Mohammedaner sich finden, wie man diese durch ganz Abessinien als Handelsleute wandernd findet, ja wie selbst ihre Frauen thätiger sind. G. Rohlfs fand auf seiner Reise von Magdala nach Antalo (1868) in Bilbala in jedem mohammedanischen Hause einen Webstuhl, in den christlichen nichts davon. „Fleißig sind alle Mohammedaner in Abessinien im Gegensatze zu den faulen Christen", sagt er. Außerdem sind sie durch ihre Handelsthätigkeit und ihr Umherreisen gewandter und lassen in der Regel ihre Söhne lesen und schreiben lernen, was der christliche Abessinier bloß seinen Geistlichen zumutet. Woher es kommt, daß der abessinische Christ so viel träger, daß er jede Handarbeit scheut (so wird namentlich Gerben und Weben fast nur durch Mohammedaner, Maurerarbeit durch Juden, Silber- und Waffenschmiedearbeit durch Griechen und Kopten besorgt), ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich tragen gegen 200 Feiertage dazu bei. Die Hauptursache mag aber doch das erschlaffende und höchst trügerische Gefühl seiner Überlegenheit sein.

Die geschichtliche Rolle der Araber hat ihnen selbst als Volk weniger genützt als andern Völkern, denn sie sind nie zu der Ruhe gekommen, welche zu selbständiger Verarbeitung des von andern Völkern ihnen Zugeflossenen erforderlich war. Ihre Thätigkeit erfüllte sich wesentlich in der Eroberung und Ausbreitung. Diese Eroberung und Ausbreitung brachten aber Rückschläge, und das Ganze blieb ein Hin- und Herwogen ohne große Frucht. Wenn auch die Expansivkraft des Volkes in den ersten hundert Jahren nach Mohammed mit gewaltiger Energie nach allen Richtungen wirkte, und wenn sie auch nah und fern mit morgen- wie abendländischen Zivilisationen in Berührung gerieten, brachten die Araber doch bei der geringen Dauer der Reibung wenig oder gar nichts nach Hause zurück. Dem Leben der Stämme war eine Zeitlang ein neuer Inhalt gegeben, ihre Kräfte hatten sie durch Vereinigung ins Ungeheure wachsen sehen, gewisse Zweige der Litteratur waren zur

Blüte gebracht, mehr Talente verschiedenster Art belebt und gefördert als unterdrückt worden. Aber die Aufgabe wurde bald zu groß für die wahren, innigen Anhänger Mohammeds, die Ismaeliten, die tapfern, der sedentären Kultur ungewohnten Kinder der Wüste. Diese waren die Hauptkrieger des Islam, in ihnen lag seine welterobernde Macht. Sie haben die Größe des Islam begründet, aber sie haben auch am meisten zu dessen Rückschritte beigetragen, denn sie waren unfähig, die Zivilisation homogen zu gestalten. Diejenigen von ihnen, welche ansässig wurden, versanken bald in Trägheit oder unterlagen der Kultur, welche sie mit den Waffen, nicht mit dem Geiste besiegt hatten. Arabien selbst hat keine Steigerung seiner Macht aus den Erfolgen seiner ausgewanderten Söhne gewonnen. Die Gegensätze zwischen den Hochlandstämmen und den im Westen und Osten küstenwärts wohnenden steigerten sich eher, als diese dem neuen Glauben sich rascher zuwandten als jene und an Einfluß durch diesen Vorsprung zunahmen. Der Islam trieb seine schönsten Blüten in nichtarabischen Ländern. Es ist notwendig, womöglich den aus Arabien stammenden Araber von dem in das Gewand der arabischen Kultur gehüllten Nubier, Ägypter, Mauretanier zu trennen. Aber die Trennung ist nicht überall durchzuführen. In Ägypten, dessen Geschichte etwas besser bekannt ist als diejenige andrer Teile von Nordafrika, bezeichnet man als Araber diejenigen Bewohner, welche sich nachweislich erst später im Nilthale niedergelassen und mit gewissen Gerechtsamen Dörfer gegründet haben. Sie unterscheiden sich durch ihre freie Abkunft und ihren männlichern Charakter sehr bestimmt von den Fellahs, den durch die jahrhundertelange Knechtschaft herabgekommenen ursprünglichen Landbauern, die auch dem eindringenden Islam nicht zu widerstehen vermochten (s. oben, S. 93). Beduine heißt nur der noch immer freie Sohn der Wüste, der die Küstengebiete durchschwärmt. Weiter westlich sind die Mauren als Mischvolk hellerer Färbung und weichern, schwächlichern Charakters ein Niederschlag all der Völkerschaften, die in den vielen Stürmen der Jahrhunderte über diese Gestade gejagt wurden. Bezeichnend ist die Geschichte ihres Namens. Derselbe ist aus Spanien herübergekommen und diente dort zur Bezeichnung der Horden, die aus dem gegenüberliegenden „Mauretanien“ herzuströmten. Somit war dieselbe seiner Zeit mit „Araber“ oder „Afrikaner“ gleichbedeutend. Der Begriff, den man heute damit verbindet, nämlich den einer Mischlingsrasse mit allerdings vorwiegend, aber nicht ausschließlich arabisch-berberischem Blute, ist erst im Laufe der Zeit entstanden. Es ist uns zweifelhaft, ob man mit Rohlfs die Städtebevölkerung Nordafrikas ethnographisch zu den Arabern zählen solle, weil die Araber angeblich dort Berber und andre Elemente absorbiert haben. Die Sprache ist arabisch, sie selbst nennen sich Araber, und der Ausdruck „Mauren“ ist ihnen absolut unbekannt, aber auch sie sind nicht auf leerem Boden hier erwachsen, sie haben Vorgänger in sich aufgenommen, und die allgemeine Frage ist berechtigt: Wohnt je an handelsthätigen Küsten ein Volk reiner Rasse? In Persien ist die Städtebevölkerung auch dort, wo Araber in größerer Zahl weilen, reiner persisch erhalten als die des flachen Landes.

Die Sprache kommt insofern diesen Unterscheidungen zu Hilfe, als der maghrebinische Dialekt, der in Nordwestafrika gesprochen wird, Abweichungen vom reinen Arabischen vorzüglich in der Richtung zeigt, daß in Marokko der Araber sich zahlreiche berberische und aus romanischen Sprachen herkommende Ausdrücke zu eigen gemacht, sogar zum Teile auch Konstruktionen aus diesen Sprachen herübergenommen hat. Dies ist indessen nur ein Rest der fremden Beimengungen, die sie auf spanischem Boden enthielt, wo mit den wirklichen Arabern die spanischen „Mauren“ kaum noch andres als die Sprache gemein hatten, und auch diese artete im Munde der Andalusier in einen Vulgärdialekt aus. Der Araber Arabiens versteht unter Maghrebia heute nur Marokkaner, Algerier und Tunesier. Unter den übrigen Arabern kennt man sie am Burnus. Als lebendige Reste der Herrschaft des Islam in einem großen Teile des Mittelmeerbeckens ist nur das Maltesische, jene Korruption des

Arabischen, zu nennen, welche in der Zeit der sarazenischen Herrschaft sich auf der Insel festgesetzt hat. Ihre Verwaltung war hier zwei Jahrhunderte hindurch eine bemerkenswert ruhige, friedliche und weise, und dies erleichterte eine Mischung der Eroberer mit den Unterworfenen, wie sie nur an wenigen Orten Platz griff, wo die Araber ihre Herrschaft aufgerichtet hatten. Heute wird dieses Arabisch mit eingemengten italienischen, deutschen und provençalischen Elementen vorwiegend nur auf dem flachen Lande gesprochen, während in den Städten das Italienische unbedingt vorherrscht. Mit dieser Menge fremder Elemente vergleicht sich das Maltesische nur den Sprachen Abessiniens und dem ausgestorbenen „Mosarab" Südspaniens.



Der Kadi von Chartum. (Nach eigner Aufnahme von Richard Buchta.)

Der Islam kennt kein weltliches Recht. Der Priester ist im Grunde auch Richter (s. nebenstehende Abbildung), ebenso wie die Moschee Asylstätte ist. Von alter Zeit her leben in Arabien Rechtsgebräuche ursprünglicher Art, so bei den Südarabern, die den Mörder durch Auflegen eines glühenden Stahles auf die Zunge ermitteln. In ganz Südarabien sind aber nur zwei Personen, welche die Eigenschaft haben, die Feuerprobe wirksam anwenden zu können. Von diesen strengen, grausamen Satzungen ist manches in den Koran übergegangen, dem ebendeshalb fast überall Gewohnheitsrechte zur Seite stehen. Aber der Koran bleibt nicht zur Seite, sondern will über jeder Staatsräson im weiten Gebiete des Islam stehen. Jeder islamitische Staat ist im Wesen theokratisch, und außerdem erkennt man in ihm die Spuren daß seine Schicksale im ersten Jahrhundert eine große Kriegerkaste trug, die kein Einzeleigentum kannte, sondern das Eroberte unter alle Kämpfer und Gläubigen verteilte. Der sozialistische

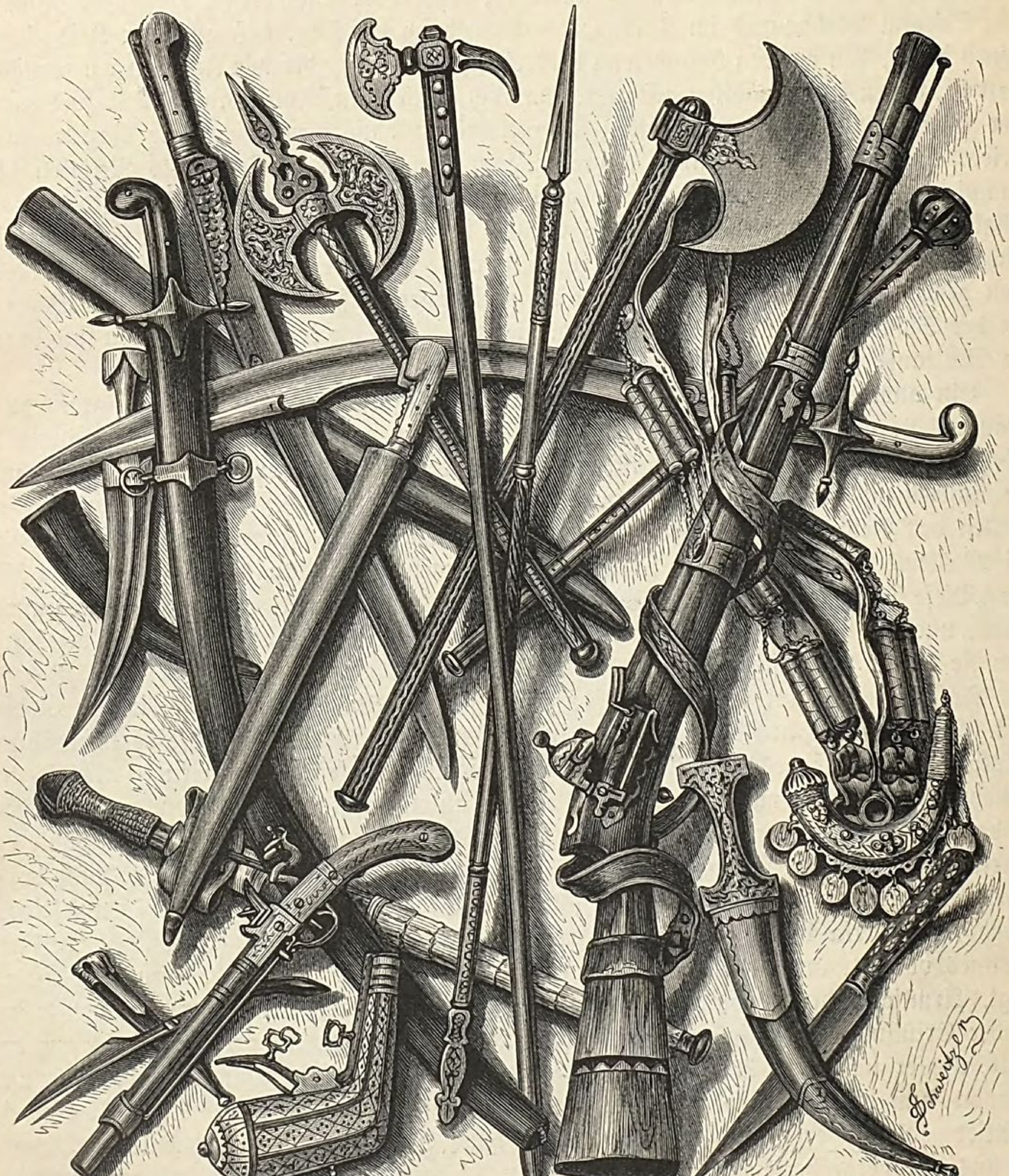
Zug, welcher unter anderm die Unterlassung alles Zinsnehmens von Darlehen gebot, hat natürlich nicht durchdringen können, am wenigsten bei so handelsthätigen Völkern wie Mauren oder Persern. Ein persischer Spruch sagt: „Ohne Handel kein Vermögen". Man läßt also trotz des Korans die Vermögen fruktifizierend von Hand zu Hand wandern und nimmt unter günstigsten Verhältnissen nicht unter 10, wohl aber auch bis zu 30 Prozent Zinsen.

Seitdem Mohammed im Traume die Eingebung empfing, daß auch der Krieg dazu dienen dürfe, den wahren Glauben zu verbreiten, hat Allah, der wie Jehovah ein zorniger Gott ist, seinen Auserwählten gestattet, ihm auch durch Zorn, Wut, Grausamkeit zu dienen. Der Grundzug einer eigentümlichen Morallehre ist damit gegeben. Nur einzelne üble Triebe unterdrücke der Mensch, andre mag er frei wuchern lassen. Als Religion des Kampfes und der zwangsweisen Bekehrungen hat der Islam nicht die höchsten Ideale vorgehalten, dafür aber der Nation das Erbteil der rauhen Kraft hinterlassen, welche ein wichtiges Element in der Verbreitung und teilweise auch der innern Stärkung dieser Religion geworden ist. So hat der Islam nie verleugnet, daß er seine Taufe in den Schlachten der Stämme von Mekka und Medina empfing. Alle andern Weltreligionen sind durch die Bluttaufe gegangen, aber nur diese ist aus ihr hervorgegangen.

Ein andres Sondermerkmal dieses Glaubens ist schwerer zu erklären: der Fatalismus. Man möchte glauben, daß die Stern- und Zeichendeuterei, im arabischen Aberglauben so lebendig fortwuchernd, aus chaldäischer Zeit herüberwirke. Schwer stellt man sich vor, wie die anscheinend freiesten Willensäußerungen mit lähmenden Fesseln belastet und schöne Blüten des Gemütes getötet werden. „Wenn man überhaupt sagen kann, daß man sich bei Moslems durch Wohlthaten Freunde macht", ruft einmal Maltzan aus und fügt hinzu: „Diese Fatalisten pflegen alle Wohlthaten als unmittelbare Verleihungen Gottes anzusehen, und der Wohlthäter erscheint ihnen nur als ein blindes Werkzeug der Vorsehung, dem sie keinen Dank schulden."

Feldzüge fanatisierter Massen haben sich im islamitischen Gebiete immer wiederholt. Die nomadischen Neigungen, die Unfestigkeit aller Lebensverhältnisse kommen ihnen entgegen. Der Zug des Mahdi gegen die Ägypter und Europäer in Nubien ist nicht so ungewöhnlich, wie viele meinten. Wir wollen hier an ein in manchen Beziehungen ähnliches, in der Unklarheit seiner Ziele typischeres Ereignis der jüngern sudanesischen Geschichte erinnern, den Zug des Fakirs Ibrahim Scherif ed-Din, der von Geburt ein Pullo war. Derselbe betrat, aus den Nigerländern kommend, Ende 1856 oder Anfang 1857 auf seinem Wege nach Mekka das Gebiet von Bornu. Ihm ging der Ruf eines strengen, heiligen Mannes voraus, und es war ihm schon aus seiner Heimat eine große Menge Volkes gefolgt. Ärmlich in der Kleidung, einfach in der Nahrung, streng von Sitten und voll Eifers in der Erfüllung der religiösen Gebräuche, übte er eine um so größere Macht auf das Volk, als er im Besitze übernatürlicher, fast prophetischer Kräfte geglaubt wurde. Er war gemacht, um die Phantasie gläubiger Mohammedaner zu entflammen. Nie bestieg er ein Reittier, solange er gesund war, und trug keine Schuhe, sondern Sandalen. Strenge Mannszucht vergrößerte noch sein Ansehen, und Tausende folgten dem Rufe zur verdienstlichen Pilgerfahrt, welchen er überall erschallen ließ. Indem er sich langsam vorwärts bewegte, um den Familien Zeit zu lassen, sich aus ihrem Stamme zu lösen, ihre Angelegenheiten zu ordnen und sich Reisemittel zu verschaffen, schwoll die Schar seiner Begleiter immer stärker an. Als er Südbornu durchzog, sammelte er so viele von der arabischen Bevölkerung um sich, daß dieselbe eine beträchtliche Verminderung erfuhr, und manche von den Makari-Ortschaften in der Provinz Sokoto verwaisten gänzlich. Aus dem Fakir war unmerklich eine politische Macht geworden, ebenso gefährlich durch den Fanatismus wie den mobilen Charakter seiner Schar, die mit einer Armee ebensoviel Ähnlichkeit hatte wie

mit einem Pilgerzuge. Den Kern dieser Glaubensarmee bildeten mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Fulbe aus dem Westen, welche den Fakir wie eine Leibgarde umgaben. In Bornu hatte man die Gefahr erkannt, welche in dieser beständig noch anschwellenden Menschenmasse lag, die mit der Zeit jedes Hindernis zu überfluten drohte, und man über-



Arabische Waffentrophäe. (Ethnographisches Museum, München.)

sah besonders nicht den nächsten Schaden, den sie durch Entziehung tüchtiger Kräfte dem Lande zufügte. Ein praktischer Staatsmann wie Lamino betrachtete dieses Treiben mit Argwohn und Unwillen und hätte am liebsten, wie er später Nachtigal wiederholt versicherte, den Heiligen beizeiten mit Heeresmacht vertrieben oder „heimlich verschwinden lassen“. Aber der wackere Scheich Omar wollte in seiner Herzensgüte und Frömmigkeit, fügt Nachtigal hinzu, nichts davon hören, einen Marabid gewaltthätig zu behandeln und einen

Pilger an der Erfüllung seiner heiligen Pflicht zu hindern. Er tröstete sich mit der Dichtigkeit der Bevölkerung seines Landes und wartete geduldig auf die Abreise des Fakir, der in seiner stolzen Verachtung der Dinge dieser Welt und der Mächtigen der Erde es verschmäht hatte, ihm, wie es sonst üblich war, seine Aufwartung zu machen. Nicht ebenso gleichgültig konnte er aber den damaligen Baghirmi-Herrscher lassen, dessen Land durch jahrzehntelange äußere und Bürgerkriege verödet und entvölkert war, und dessen Grenzen der Gottesmann sich mit der in Bornu gewaltig angeschwollenen Macht langsam bedrohlich zuwälzte. Als die Pilgerschar den Schari erreicht hatte, sandte König Abd el Kader ihm angesehene Männer zur Begrüßung entgegen, welche gleichzeitig ihn höflich bitten sollten, seinen Weg längs des großen Stromes nehmen zu wollen. Baghirmi sei zu klein und zu sehr von Feinden umgeben, um eine ähnliche Auswanderung wie Bornu ohne ernstlichen Schaden ertragen zu können. Zugleich versprach der König, ihm die gebührenden, eines so frommen Mannes würdigen Geschenke senden zu wollen. Der Fakir antwortete ohne alle Rücksicht, daß er sich um Könige nicht kümmere, sondern den Weg nehme, den Gott ihn führe, und der ihm der beste zu sein scheine, und daß er Geschenke nicht bedürfe. In der That überschritt er den Strom, und bald zogen ihm auch aus Baghirmi in großer Zahl Leute zu, welche den heimatlichen Herd verließen, um das Paradies zu gewinnen. Abd el Kader wandte sich nochmals gütlich an den Fakir, doch als er zum zweitenmal eine grobe Antwort erhielt, beschloß er, mit Gewalt den Hochmütigen aus seinem Reiche zu vertreiben, und zog ihm mit Heeresmacht entgegen. Aber so groß war die Furcht vor dem Manne Gottes auch bei den Kriegern des Königs, daß sie sich von vornherein im Geiste durch die Wunderkräfte des Fakir und den Zorn Gottes geschlagen fühlten. In der That war das Treffen bald zu ihren ungunsten entschieden, und der König selbst fiel mit zwei Söhnen, mit einigen seiner ersten Beamten und mit vielen aus seinem Heere. Der kriegerische Pilgerzug ging nun trotz dieses Erfolges den Schari aufwärts, wie der König es ursprünglich gewünscht hatte, aber in dem Maße, als er anschwoll, ward auch der Zusammenhalt schwächer, es gab Hunger, Not, Übergriffe, daher Reibungen mit den Eingebornen, und nur durch die äußerste Härte vermochte der Fakir Zucht und Sitte aufrecht zu halten. Aber die harten Strafen, die Hinrichtungen und endlich am meisten die Not wirkten am Ende als starke Gegengewichte der religiösen Begeisterung, und bald traten viele von der Schar ihren Heimweg an, auf welchem Hunderte der Rache des indessen zur Herrschaft in Baghirmi gelangten Sohnes Abd el Kaders, Mohammed, zum Opfer fielen, der in der Schlacht gegen den Fakir achtzehn Wunden erhalten hatte. Die verräterische Niedermetzelung einiger hundert von dem Pilgerzuge zurückkehrender Araber, die sich im Vertrauen auf Mohammeds Wort mit Geschenken in seinen Palast begeben hatten, verlieh ihm bei den eignen Unterthanen den Namen Abu Sekkin (Vater des Messers). Indessen ging der zusammengeschmolzene Zug weiter süd- und ostwärts bis in das Gebiet der heidnischen Bua, die den Fakir auf einer Rekognoszierung töteten, welche er zur Aufsuchung eines passenden Lagerplatzes unternommen. Die riesige Karawane fiel in Trümmer. Zwar wurde ein Nachfolger gewählt, der aber bei der Erfolglosigkeit seines Bemühens gleichfalls den Heimweg antreten mußte, und dessen Begleiter auf Abu Sekkins Anstiften niedergemacht wurden. Viele von der Schar wurden getötet, andre suchten den Weg nach der Heimat, andre strebten über Wadai den Weg nach Mekka zu gewinnen, und nicht wenige blieben wohl unter den Heiden zurück und wurden vielleicht selbst wieder zu solchen.

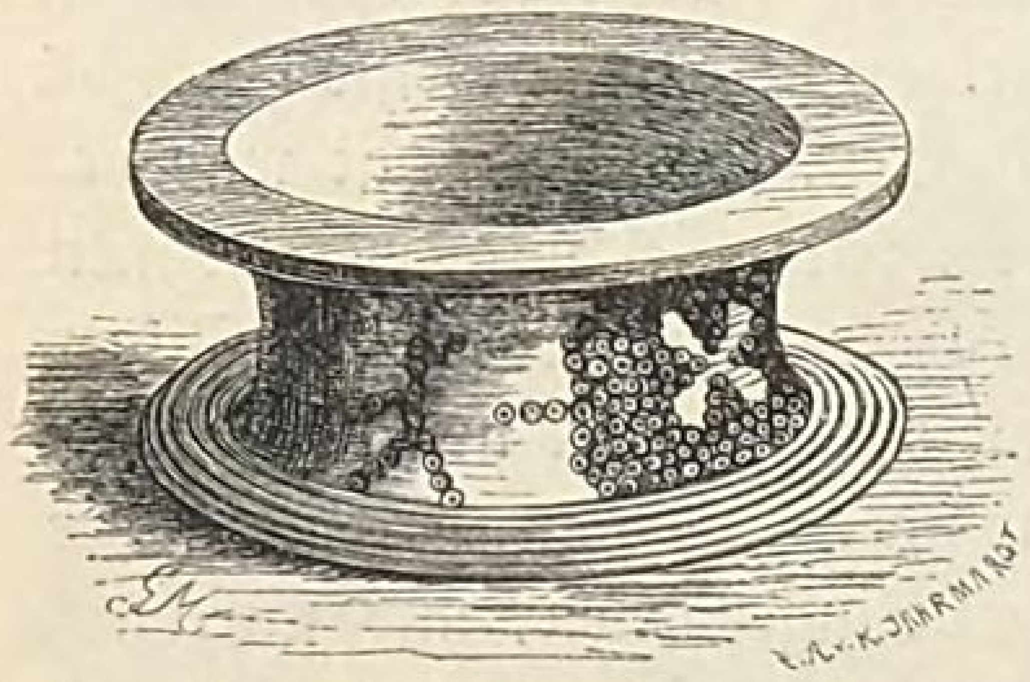
---

6. Araber und arabische Tochtervölker in Nubien und im Sudan.

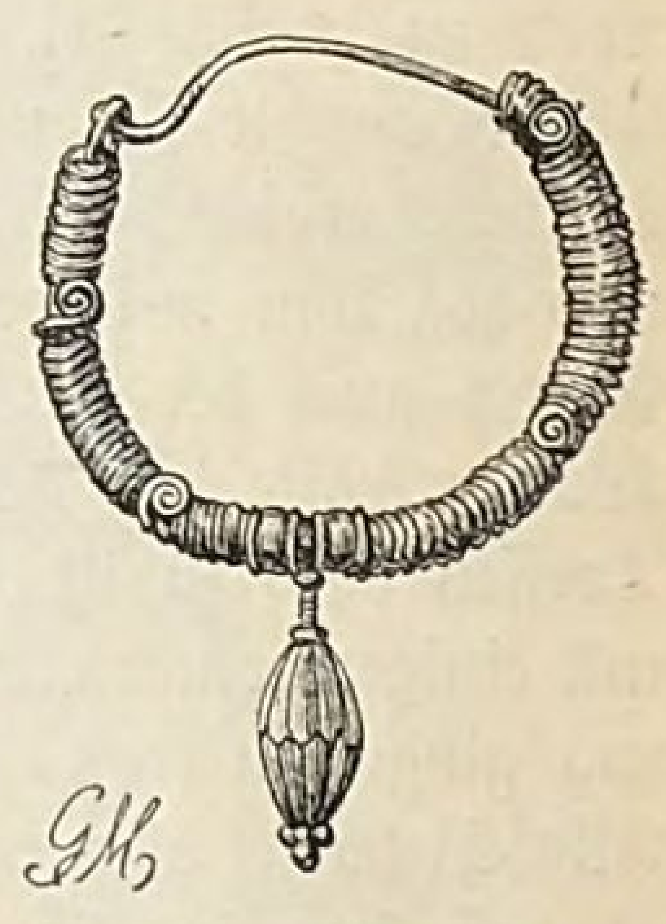
„Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Menschengeschichte bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens.“ Goethe.

Inhalt: Tracht. — Schmuck. — Bewaffnung. — Wohnstätten. — Viehzucht und Nomadismus. — Arabischer Ursprung ostafrikanischer Haustiere. — Südarabischer und nubischer Ackerbau. — Nahrung. — Gewerbe. — Handwerkerkasten in Südarabien. — Nubische Industrien. — Araber als Schiffahrer und Kaufleute. — Der nubische Handel. — Die Seribenwirtschaft. — Charakter und Geistesanlagen. — Stellung der Frau. — Die Familie. — Vielweiberei. — Stamm und Staat. — Politischer Rückgang.

Die Tracht des nomadischen Arabers ist so einfach und passend, daß sie seit langem kaum jemals viel anders gewesen sein dürfte. Bei Mittel- und Nordarabern hat äußerste Einfachheit des Gewandes nie den Wert des Mannes erniedrigt. Mohammed und sein Nachfolger Omar verschmähten jeden Schmuck, und jenen sah man seine Sandalen eigenhändig in stand setzen. Die Elemente sind das lange weiße Hemd, durch einen rohen Ledergürtel zusammengehalten, der braune oder weiß und schwarz gestreifte Mantel, zu dem im kühlern Norden, z. B. schon im Jordanlande, zur Winterszeit eine außen rot gefärbte Schaffelljacke kommt, der weiße oder bunte Turban, ein seidener oder baumwollener Shawl von etwa einer Quadratelle Größe mit Fransen an zwei Kanten, der diagonal zusammengeschlagen und mit der Spitze des Dreieckes nach hinten auf den Kopf gelegt wird. Ihn hält ein schwarzer Strick aus Haaren oder Schnüren, welcher zweimal um Stirn und Kopf gewunden wird und hinten fast im Genicke liegt. Diese Kopfbedeckung ist außerordentlich bequem und praktisch; der Strick um die Schläfe schützt vor Sonnenstich, und die Enden des Shawls können zum Schutze der Augen über das Gesicht gezogen werden. Bei den Nubiern reduziert sich die Kleidung auf den Mantel, der in Form eines großen Baumwollentuches wie ein Badetuch umgeschlungen wird. Die Sandale, deren Riemen vorn angebracht und zwischen der großen und zweiten Zehe durchgezogen wird, scheint seit alten Zeiten immer dieselbe zu sein. Bei den Nubiern kommt dieselbe aus einem einzigen Stücke Leder geschnitten vor. Noch einfacher ist die Tracht der Frauen, die in weitem, langem blauen Hemde einhergehen, dessen 2 m lange Ärmel als Kopftuch, Mantel und Oberkleid dienen. Reichere tragen ein mantelartiges Oberkleid darüber. Ein Tuch bedeckt den untern Teil des Gesichtes und läßt nur Nase und Augen frei. Ganz anders ist die Tracht der seßhaften Südaraber. In der Nähe von Sanaa z. B. besteht sie bei den Männern aus einem blauen Hemde mit langen, weiten Ärmeln, deren Enden rückwärts am Nacken zusammengebunden werden, so daß die Arme frei sind. Ein weißer Schurz, der oberhalb des Hemdes getragen wird, und eine blaue Kopfbinde, um welche als Putz noch eine gelbe Schnur gewickelt wird, vervollständigen die äußere Erscheinung des Gebirgsbewohners. Die Frauen tragen bunt gestreifte Hosen und Hemden und eine Art Haube, aus einem Kopftuche gebunden, über welches sie wohl noch einen breitrandigen Strohhut setzen. Sie gehen auch hier unverschleiert. Gegen die heiße Küste zu reduziert sich die Kleidung der Männer auf jene Schürze, zu der bei Reichen eine an Malayentracht erinnernde enge Jacke kommt.



Ein Elfenbein-Armband aus Kordofan. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 143.



Ein messingener Nasenring der Suaheli. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 131.

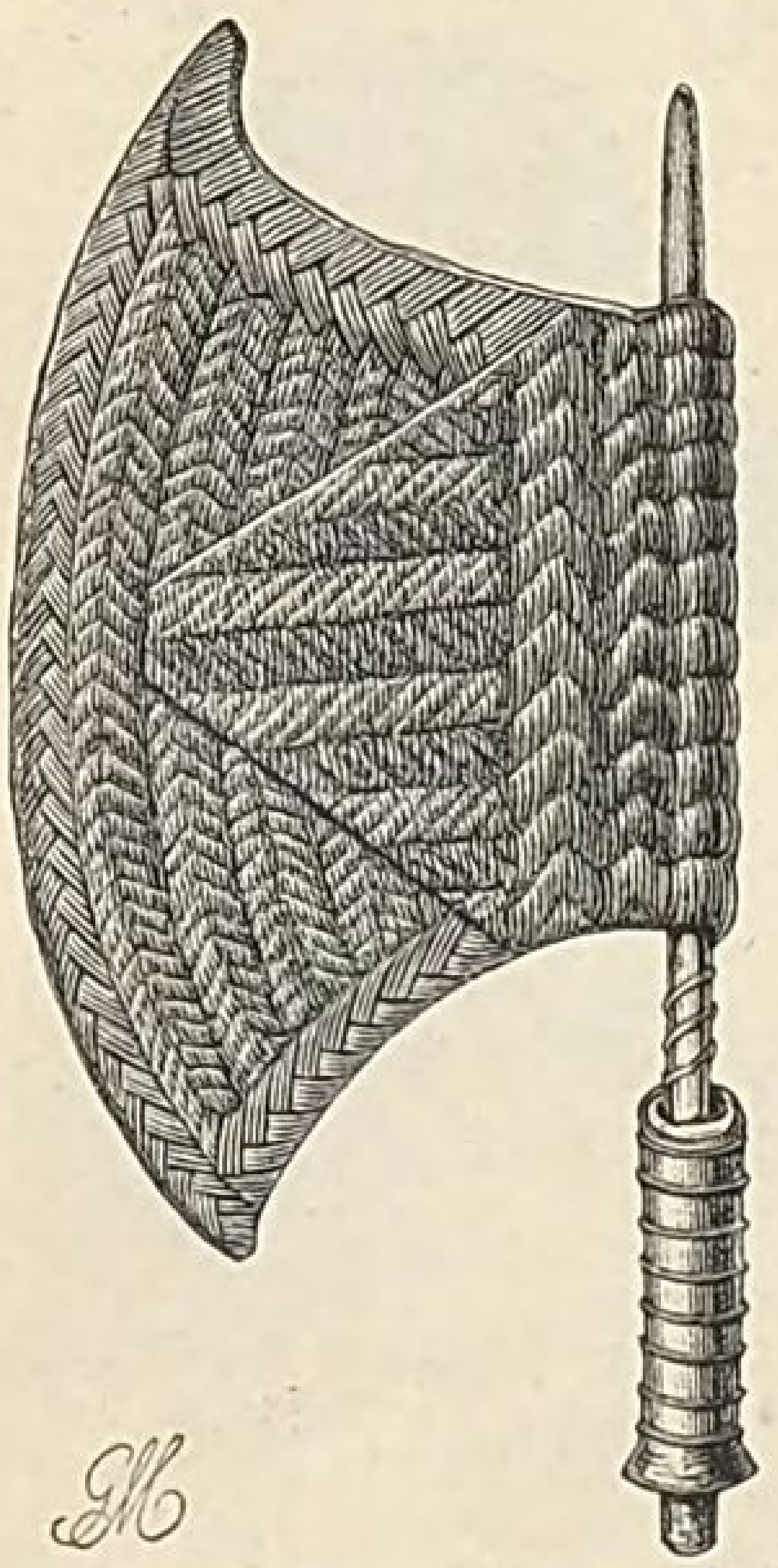
Der Schmuck besteht bei den Männern aus wenig mehr als einem mit starken Riechstoffen, vorzüglich Krokodilsmoschus, gefüllten Bockshörnchen, das sie zusammen mit einem eisernen Zängelchen zum Splitterziehen und einem Täschchen mit Koransprüchen oder sonstigen Zauberformeln am linken Oberarme tragen; bei den Weibern kommen Ohren- und Nasenringe (s. Abbildung, S. 130) aus Silber, sehr selten auch aus Gold, Arm- und Fußspangen aus Silber, öfters sogar Glöckchen und Korallen an den Enden der Haarzöpfchen hinzu (s. untenstehende Abbildung). Silberne Fingerringe mit oder ohne Karneolstein, eine Schnur mit durchbohrten und polierten Karneolstücken um die Weichen, endlich Glas- oder selbst Bernsteinketten um den Hals zeigen, daß die Nubier, wo ihr Wohlstand es erlaubt, zu den schmuckreichsten Völkern Afrikas gehören. Ein Wertlegen auf bestimmte Edelsteine, wie den in länglicher Stäbchenform geschliffenen schwarzen, weißstreifigen Achat, welchen die Nubier Sommit nennen und mit Vorliebe am Halse tragen, scheint eine ägyptische Überkommenheit.


Eine Tänzerin in Chartum (abessinischen Ursprunges?). Nach eigner Aufnahme von Richard Buchta.

Als **Haartracht** kommen bei den Beduinen beiderseits herabhängende Schläfenlocken oder Schläfenflechten vor. Doch auch Männer tragen in der Regel die Haare in abstehender Mähne. Hand, Fuß, Gesicht und Brust sind bei Weibern, die Hand allein ist beim Manne tättowiert. Schwarzfärbung der Augenränder, Blaufärben der Unterlippen, Ockerrotschminken der Wangen kommt den Weibern zu. Die Salbung des Körpers mit Fett ist bei Arabern und Nubiern allgemein üblich, und zwar wird von den nomadisierenden Nubiern hierzu fast alle Butter verwandt, welche sie gewinnen. Es gehört zu ihrer vollständigen Toilette, das reiche Haar aufzukämmen, das mit eigens zubereiteter feinflockiger und glänzend weißer Butter wie mit Puder überstreut wird. Nach kurzer Zeit aber, wenn die Sonne höher steigt, schmilzt dieser Fettschnee, und das ganze Haar erscheint dann wie mit unzähligen Tauperlen glänzend übersäet, bis auch diese allmählich verschwinden und auf Nacken und Schultern träufelnd über die geschmeidige dunkelbraune Haut einen Schimmer verbreiten, der ihre wohlgebauten Gestalten wie antike Bronzestatuen erscheinen läßt (**Lepsius**). Außerdem gehört zum Kopfputze bei den Männern eine lange Nadel, ein Stachelschweinstachel oder ein Stäbchen aus Holz oder Knochen, welches in die Haare gesteckt wird, um zum Kratzen und zum Schlichten derselben zu dienen (s. Abbildung, S. 80). Die Frauen flechten ihre Haare in dünne Zöpfchen.

Der Araber ist bewaffnet mit dem kurzen, geraden Schwerte oder Dolche, der Lanze, welche auch in der Bibel erwähnt wird, und der langen, mit Messing beschlagenen Steinschloßflinte, zu der das Pulver in einem am Gürtel befestigten Widderhorne getragen wird. Unter diesen **Waffen** ist die Lanze entschieden die Hauptwaffe, sie ist bis heute im Innern Arabiens nicht von der Luntenflinte verdrängt, und der arme, zu Fuß gehende Beduine trägt eine größere und eine kleinere Lanze, die eine als Stab, die andre als Waffe. Bogen, Wurfspieß und Schild sind jetzt, infolge der Einführung von Feuerwaffen, zurückgegangen, werden aber im achtzehnten Jahrhundert von Reisenden noch erwähnt. Helm und Panzerrock sind dagegen bei den östlich vom Jordan wohnenden Stämmen noch im Gebrauche. Ersterer ist eine leichte Eisenmütze (Kub'ah) mit einer Spitze und einer dünnen Platte zum Schutze der Nase, letzterer ein ziemlich schwerer Ärmelrock aus dicht gewebten Ringen, der bis auf oder noch über die Kniee herabfällt. Dem Araber sind die Waffen

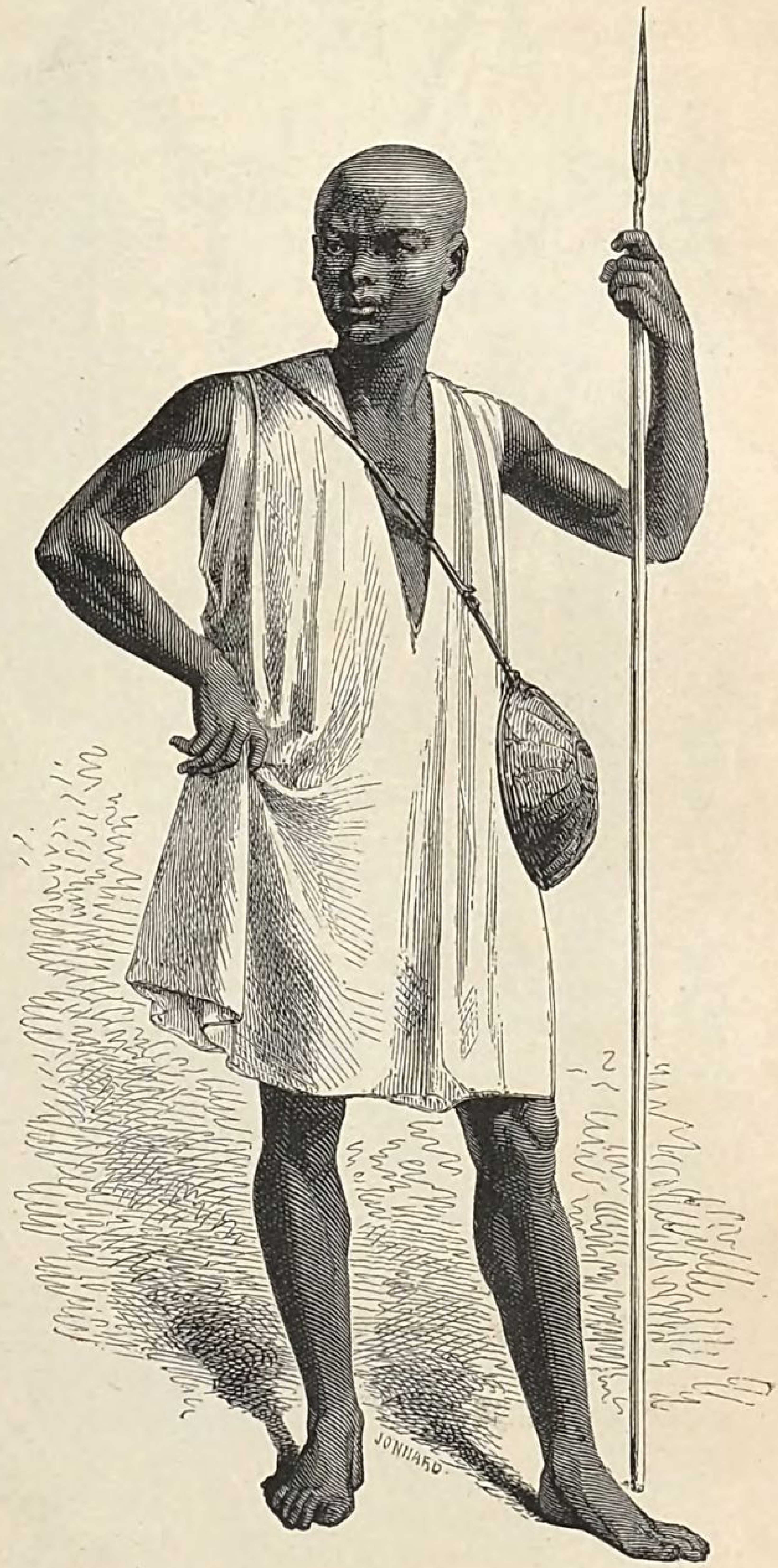
zugleich Schmuck und Standeszeichen. Die fremden Kaufleute und andre „Nichtadlige" dürfen es in Janbo nicht wagen, ohne beschimpft zu werden, den Dolch der Beduinen zu führen; sie sind daher mit einem Prügel bewaffnet. Auch tragen sie nicht die Beduinentoga, sondern das gemeinere Baumwollenhemd der Fellahin. Unsre Sammler kennen und schätzen die arabischen Schmuck- und Prunkwaffen, die persischen und indischen Einfluß nicht verkennen lassen. In Südarabien ist Silberbeschlag bis zu hoher Kostbarkeit im Gebrauche. Maltzan meint, es nehme sich nichts besser auf dem schwarzen Körper aus als die silbernen Waffenzierate, die zwei Pulverhörner, die Kugelbüchse, das silberbeschlagene Bandelier, die silberne, hufeisenförmige Scheide des Dolchmessers, der silberne Griff des Schwertes, womit sich die Himjaren zu schmücken lieben. Nubische Männer gehen kaum je ohne Waffen. Ein Bild, wie Lepsius es aus der Wüste von Korosko zeichnet, stellt den Nubier leibhaftig vor Augen: „Die Führer gingen vor uns her, einfache Gewänder um ihre Schultern und Hüften geworfen, in der Hand einen oder zwei Speere von festem, leichtem Holze, mit eisernen Spitzen und Schaftenden versehen, den nackten Rücken bedeckte ein runder oder leicht ausgeschnittener Schild mit einem weit hervorstehenden Nabel aus Giraffenfell" (s. Abbildungen, S. 133 u. 134). Hier ist nur das Schwert (s. Abbildung, S. 135) nicht genannt, welches auch zur Ausrüstung gehört. Dieses lange, gerade Ritterschwert, meist Solinger Klinge, tragen sie in roter Lederscheide an kurzem Riemen über der Schulter, oder am Arme, oder auch, da es zum Umgürten zu lang, samt der Scheide einfach in der Hand. In den selbständigen Reichen, welche in Nubien bis zur Unterwerfung unter den Pascha von Ägypten bestanden, gab es Truppen, die, wie im Zentralsudan, in arabischer Weise mit Panzerhemd, Schienen, Schild, Schwert und Speeren ausgerüstet waren (s. Abbildungen, S. 97, 134, 136 u. 295).



Ein drehbarer Fächer, in Nubien und Abessinien üblich. (Aus Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/6 wirkl. Größe.

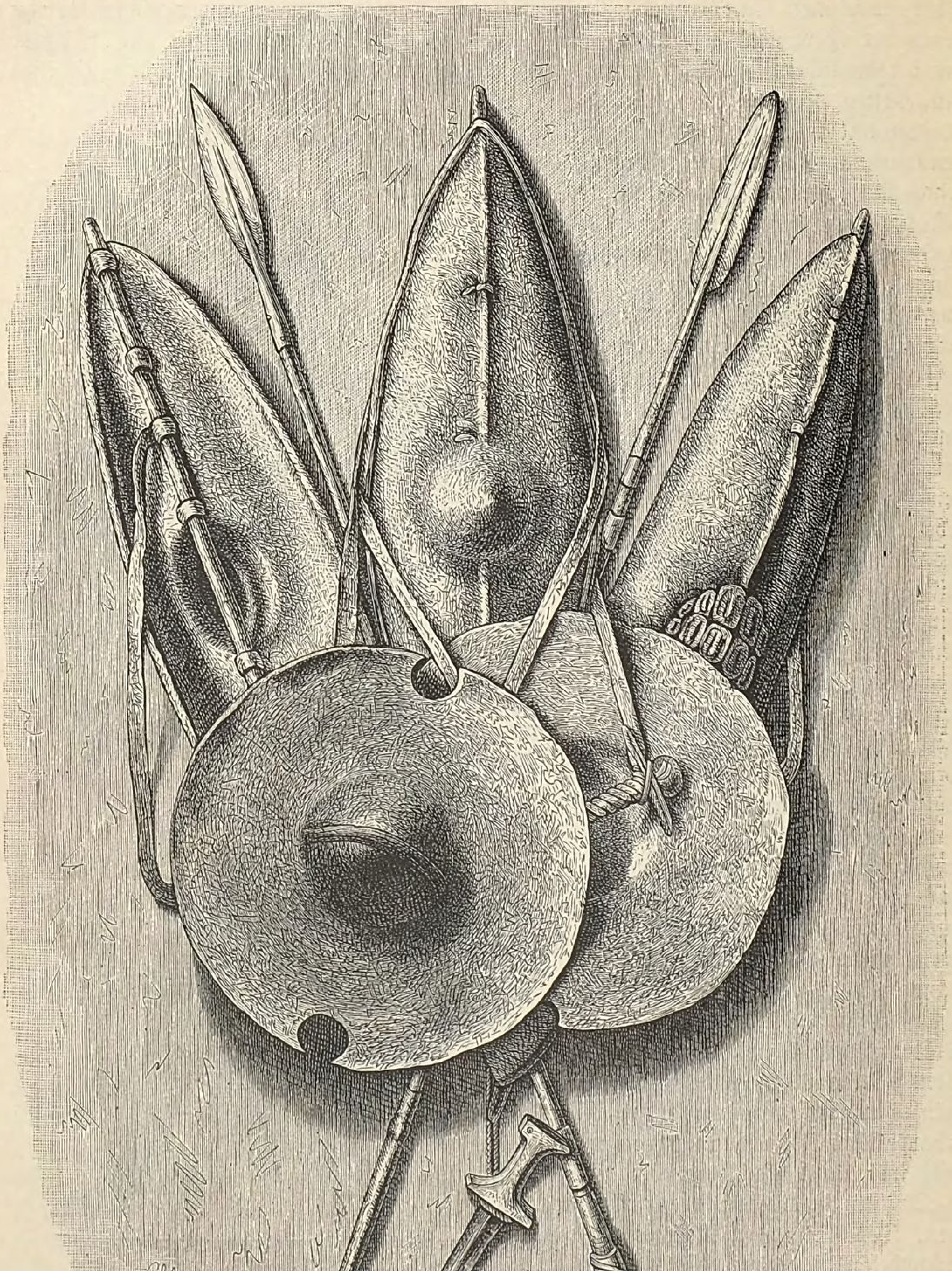
Die Wohnstätten sind selbstverständlich abhängig von der Lebensweise. Die Nomaden bewohnen, wo sie arm sind und flüchtig hausen, aus leichtem Materiale (Reisig, Stroh) mühelos errichtete Zelthütten, wie die flüchtigen Bewohner der Euphratniederungen sie in einfachster Form aus noch lebenden Tamariskenzweigen bauen, über welche ein Stück Zelttuch gebreitet wird, oder eigentliche Zelte, während die Ansässigen festere Wohnplätze aus Lehmziegeln gleich den Fellahin Ägyptens errichten. Jedoch hat auch bei letztern die Bewohnung vergänglicherer Hütten in Nachahmung der Nomaden und infolge der Zerstörung der Lehmhütten bei feindlichen Einfällen, der Sitte, einmal verlassene Hütten nicht mehr zu beziehen, der Aussaugung des Bodens und der Termitenplage überhandgenommen, so daß man zahlreiche Ruinen von einst festern Behausungen an Stellen begegnet, wo heute nur Stroh- und Reisighütten bewohnt werden. Das nubische Haus, wie es im folgenden Lepsius beschreibt, ist heute mehr Ausnahme als Regel: „Ein großer, viereckiger Raum umschloß uns, an 30 Fuß auf jeder Seite, die Mauern aus Stein und Erde, zwei dicke, oben gabelförmig sich spaltende Baumstämmme in der Mitte trugen einen großen Architravstamm, über den wieder andre Deckenstämme gelegt und mit Matten und Flechtwerk bedeckt und verbunden waren. Es erinnerte mich vieles an eine Urarchitektur, deren Nachahmung wir in den Felsgrotten von Beni-Hassan gesehen hatten; die Säulen, das Netzwerk der Decke, durch welches wie dort von der Mitte herab durch eine viereckige Öffnung das einzige Licht, außer durch die

Thür, hereinfiel; keine Fenster. Die Thür war aus vier kurzen Stämmen eingesetzt, von denen der obere ganz dem Thürwulste in den Gräbern der Pyramidenzeit glich." Unter den vergänglichern Hüttenformen sind am verbreitetsten die sogenannten Schokaben. Dies sind Hütten, welche wie Zelte abgeschlagen und auf Kamele geladen werden können. Ihre Wände bestehen aus feinen Ruten, die nach Art einer Matte geflochten sind und zusammengerollt werden können. Diese Matten sind an einige Pflöcke befestigt, und auf einigen quer gelegten Stangen wird ein schwarzes Zeug von Ziegenhaar so angebracht, daß es ein Dach gegen Sonne und Regen bildet. Eine Gruppe von Schokaben nennt man Ferig. Während der Regenzeit sind diese Ferigs auf den Anhöhen aufgeschlagen; in der trocknen Jahreszeit, vom November bis Mai, werden sie in die Nähe des Nil an bewaldete Stellen verlegt. Eine jede derartige Häusergruppe führt den Namen nach dem Scheich, der die Stelle des Richters und Vorstandes in derselben bekleidet. Weiter im Süden werden die Hütten mit Dumpalmblättern gebaut, die über zusammengebogene Stämmchen oder Stäbe gelegt sind. Das Barkaland liefert diese Blätter für ein weites Gebiet. Wo in Sennar und Kordofan ständige Bewohnung eintritt, sind spitzige Strohhütten, Tukele genannt, die eigentliche Landesbauart. Sie ist fast die ausschließliche nach Süden hin. In neuen Städten, wie Chartum, sind diese alten Hütten verschwunden und alle Häuser aus ungebrannten Erdziegeln erbaut. Aber El Obeïd ist noch großenteils im „Negerstile" gebaut.



Ein bewaffneter Pilger (Takruri). Vgl. Text, S. 132.

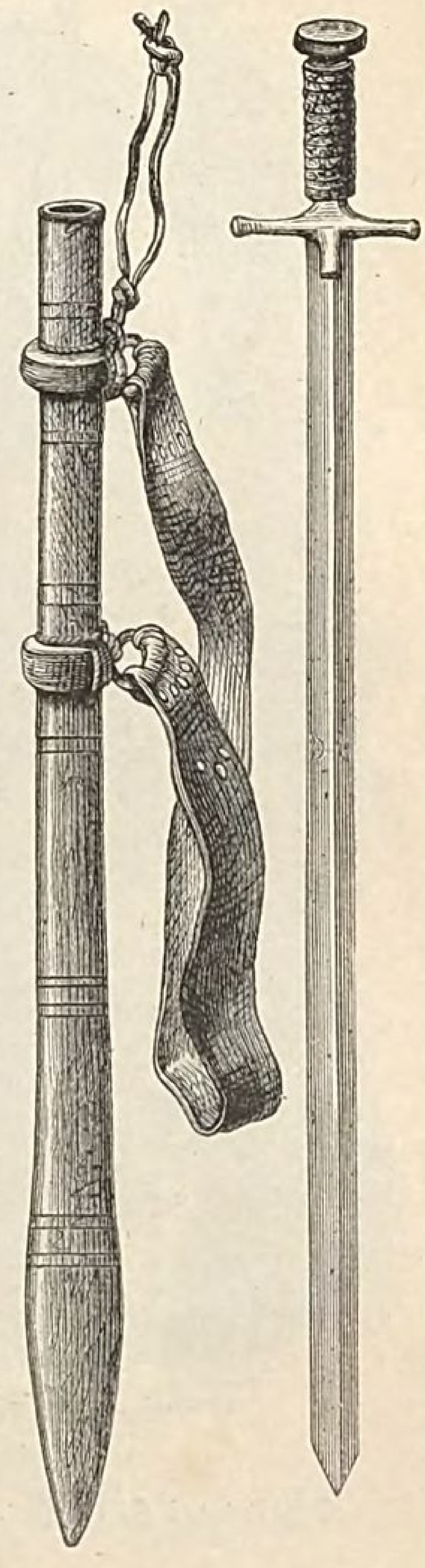
Arabien ist das Land der Ruinen. Das Klima, der Steinbau, das Schutzbedürfnis, die Zerstörungslust ungezählter Fehden haben das Land mit Trümmern von Burgen und Mauern übersäet, und heute wohnt in Südarabien ein nicht geringer Teil der Bevölkerung in den zerstörten Behausungen der Vorfahren. Denn kaum ist eine Höhe ohne Trümmerwerk früherer Bauten; die einzeln oder in Gruppen stehenden Häuser in Jemen gleichen noch immer mehr Burgen als gewöhnlichen Wohnstätten; ihr Name Burdsch ist, was unser deutsches Burg ist. Und in der That sind sie nichts andres als Burgen, denn in den frühern unruhigen Zeiten, wo fast



Nubische Waffen. (Aus Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) Vgl. Text, S. 132.

jede Familie auf ihren eignen Schutz angewiesen war, suchte man sich durch ein festungsartiges Wohnhaus auf steilem Fels Sicherheit zu verschaffen. Als die Türken das Land in Besitz nahmen, war es ihre erste Aufgabe, alle diese starken Burgen zusammenzuschießen, und nur die auf höhern Bergen unerreichbaren stehen heute noch. Ganze Orte, wie z. B. Hadië, der Hauptort des Dschebel Rema, bestehen aus zerstreut auf den Abhängen liegenden Häusern. Der Begriff Stadt verflüchtigt sich dabei natürlich. Nur die Märkte, die man alle paar Meilen trifft, und die aus einer Doppelreihe kleiner Läden bestehen, in welchen die Kaufleute der Umgegend an Markttagen ihre Waren preisbieten, während außer Markttagen alles verödet ist, liegen am Wege. Der Unterbau der Häuser pflegt aus Bruchsteinen zu bestehen, der Oberbau aus einem groben Mörtel. Jene Steine sind in der Regel aus ältern Bauten genommen, und so sind ganze Orte, wie Dâff, Al Hidschr und andre, aus den Resten älterer erbaut. Nicht selten sind die Steine ohne alle Verbindung aufeinander gelegt, dabei bis zu drei Stockwerken mit bedenklicher Kühnheit aufgetürmt. In der Tehamma Arabiens, in den mesopotamischen Niederungen wohnen die seßhaften Araber in Lehm- und Strohhütten.

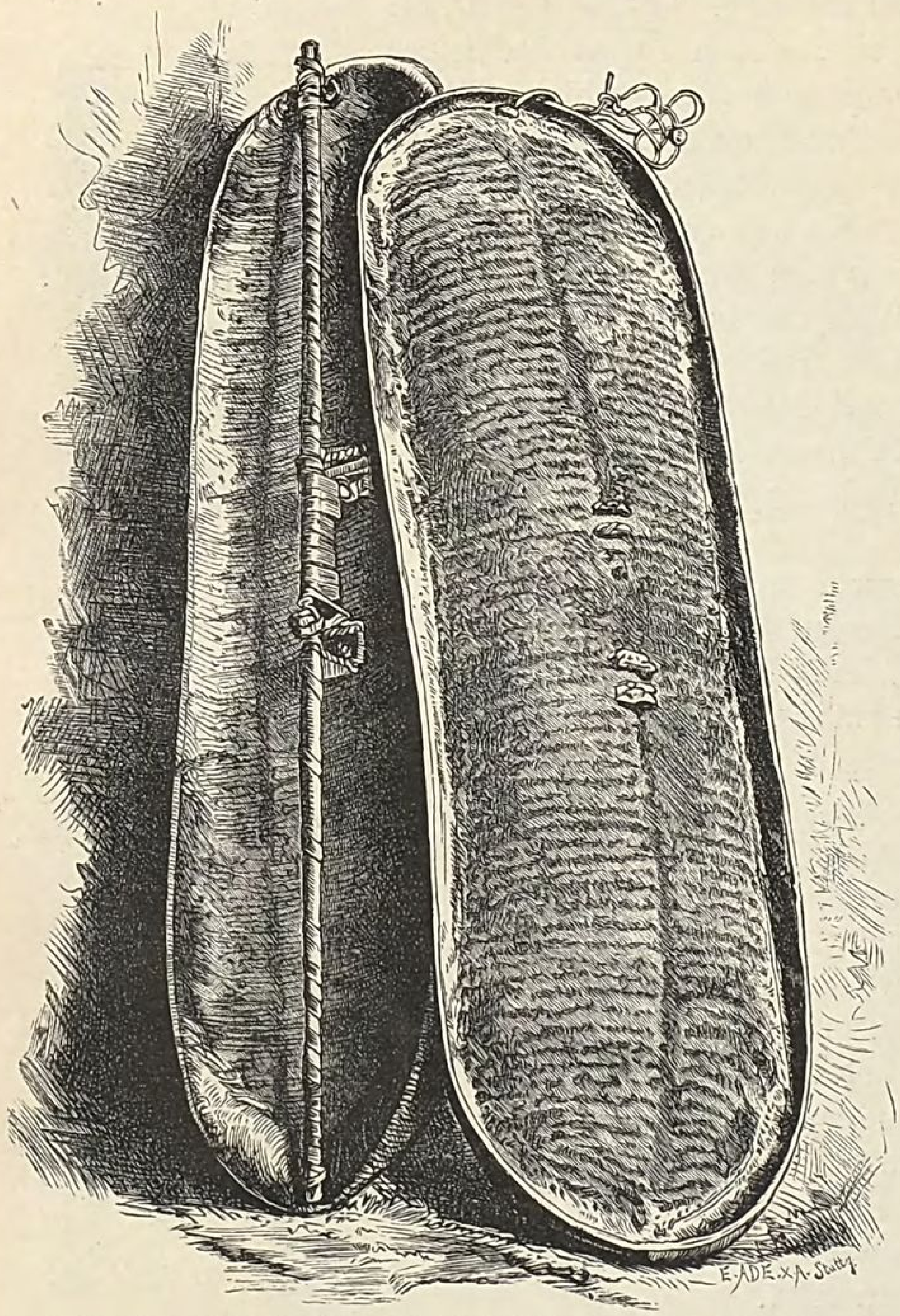
Arabische Städte sind immer eng zusammengebaut, an Berghängen kühn hinauf, die Häuser, um den Raum innerhalb der vieltürmigen Mauer auszunutzen, sechs- bis siebenstöckig. Unregelmäßige Erker und Türmchen, oft hübsch aus Holz geschnitzt, geben den Straßen ein überaus pittoreskes Aussehen. Zu den Fenstern der bessern Zimmer wird statt des durch den Transport allzu teuern Glases ein sehr stark durchscheinender, dünn gespaltener Alabaster benutzt. In Jemen mutet der reichliche Blumenschmuck der Fenster an, wie Schapira ihn aus Amrân beschreibt. Die Straßen sind in der Regel sehr schmal, zum Teile mit Gewölben oder auch nur einfach mit Brettern, Matten oder Segeltuch überdeckt, deshalb sehr dunkel, aber auch im Sommer sehr kühl; in der Mitte findet sich eine Rinne, in welcher die Lasttiere laufen, und zu beiden Seiten zwei kleine Bürgersteige. Im übrigen aber sind sie schlecht gehalten, und stellenweise lagern wahre Berge von Unrat. Sehr malerisch machen sich die aus Rohr geflochtenen Oberbauten südarabischer Häuser, wie man sie besonders in Bazarstraßen trifft.


Ein nubisches Schwert (Solinger Klinge) mit Scheide und Gehänge. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 132.

In den warmen Ländern sind Hütten und Häuser überall mehr kahle Schlupf- und Schlafwinkel als behagliche Wohnstätten. Es gilt das ja mehr oder weniger von allen orientalischen Behausungen, allerdings nicht von den ostasiatischen. Aber schon die Lieblingslage des Orientalen, das Hocken, Kauern und Liegen, macht Tische und Stühle auch dem Wohlhabenden entbehrlich; den Diwan findet man sogar in Algerien nur in den europäischen Häusern. Schemelhohe, meist achteckige Tischchen dienen zum Servieren des Kaffees. Die Stelle von Schränken und Laden nehmen rot angestrichene und mit Goldarabesken bemalte Koffer ein.

Die nomadisierenden Araber leben hauptsächlich von der Viehzucht. Ihre Herden bestehen aus Rindern, Schafen, Ziegen, Pferden, Eseln, Kamelen, deren Zahl weit über die Nahrungsquellen der Wüste hinauszugehen scheint. Die Zucht der Strauße, welche bis nach Syrien sich ausbreiten, ist in Arabien nicht so üblich wie bei den Ogaden des

Somalilandes, wo jede Niederlassung einige Dutzend Strauße besitzt, welche auf die Weide getrieben werden. Büffel dominieren in sumpfigen, gebüschreichen Niederungen, wie besonders Mesopotamien sie aufweist, wo die Afuddli-Araber keine Schafe, wenig Kühe, aber zahlreiche Büffel besitzen, denen sie auch wegen ihrer angeblichen Furchtlosigkeit gegenüber den Raubtieren den Vorzug geben. Die wichtigsten Herdentiere der Araber sind Pferd (s. Abbildung, S. 72) und Kamel, letzteres vielleicht an Bedeutung in neuester Zeit zunehmend, da die Pferdeausfuhr aus Arabien, wenn sie auch noch mehrere Tausend im Jahre beträgt, nicht mehr so lohnend ist wie früher. Blunt fand, daß das Kamel heute in Nedschd das allgemein gebräuchliche Reittier sei. Mittelpunkte der Pferdezucht waren immer die politischen Zentren, wo reiche Scheichs ihre Gestüte hielten, in denen über hundert Tiere sich befanden, während sie einige weitere Hunderte bei Stämmen der Nachbarschaft weiden lassen. Früher war es die Wahabi-Residenz Riad, jetzt ist es Heil, der Sitz des Emirs von Schammar, des mächtigsten Fürsten in ganz Nord- und Mittelarabien. Westlich vom Jordan sind Pferde selten, die östlich Wohnenden sind stolz auf ihre großen Bestände. In Südarabien verlegt man sich mit Glück auf die Zucht schnell trabender Esel.

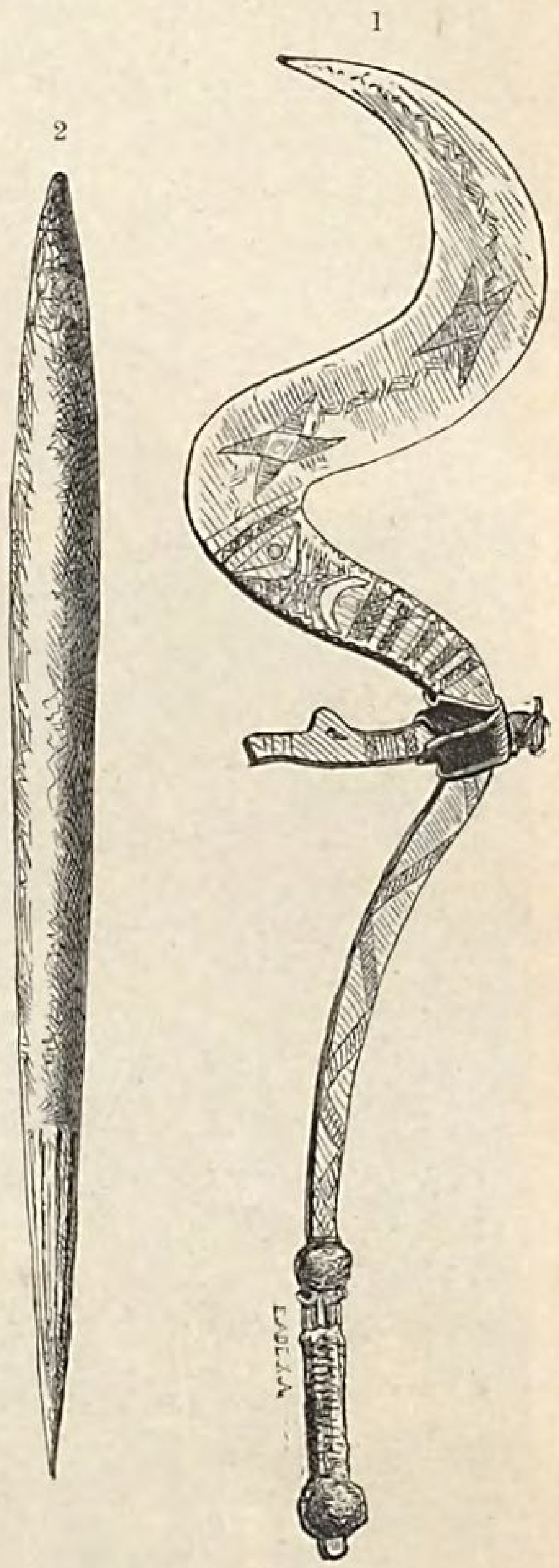


Schilde aus Kordofan. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 132.

Wo in Darfurs Norden und Osten das Klima den Graswuchs viel mehr begünstigt als in vielen Teilen von Arabien, tritt die Viehzucht in einer wirklich großartigen Entwickelung hervor, wie das Mutterland sie selten sieht. So wie die Fur Träger des Ackerbaues, sind hier die Araber die Heger und Hirten gewaltiger Herden. In Nord-Darfur weiden sie mit Ausschluß fast jeglicher andern Thätigkeit Hunderttausende von Kamelen. Selbst Rinder- und Schafherden sind ihnen ein Luxus, da die Kamelmilch vollständig ihr Nahrungsbedürfnis befriedigt. Getreide kaufen sie von ihren ackerbauenden Nachbarn. Mason erzählt: „Als ich bei M'Badr das große Lager der Homr-Araber besuchte, schätzte ich die Zahl der mir sichtbaren Tiere auf 30,000 Stück, bei Millet besaßen die Zyhadie mindestens 10,000 Stück und bei Saya ungefähr dieselbe Zahl. Weiter nach Westen sind die den Mahamid gehörigen Kamele sogar fast nicht zu zählen." Ausnahmsweise züchten die Araber auch Rinder, wie z. B. die Baggara, die sich sogar hauptsächlich

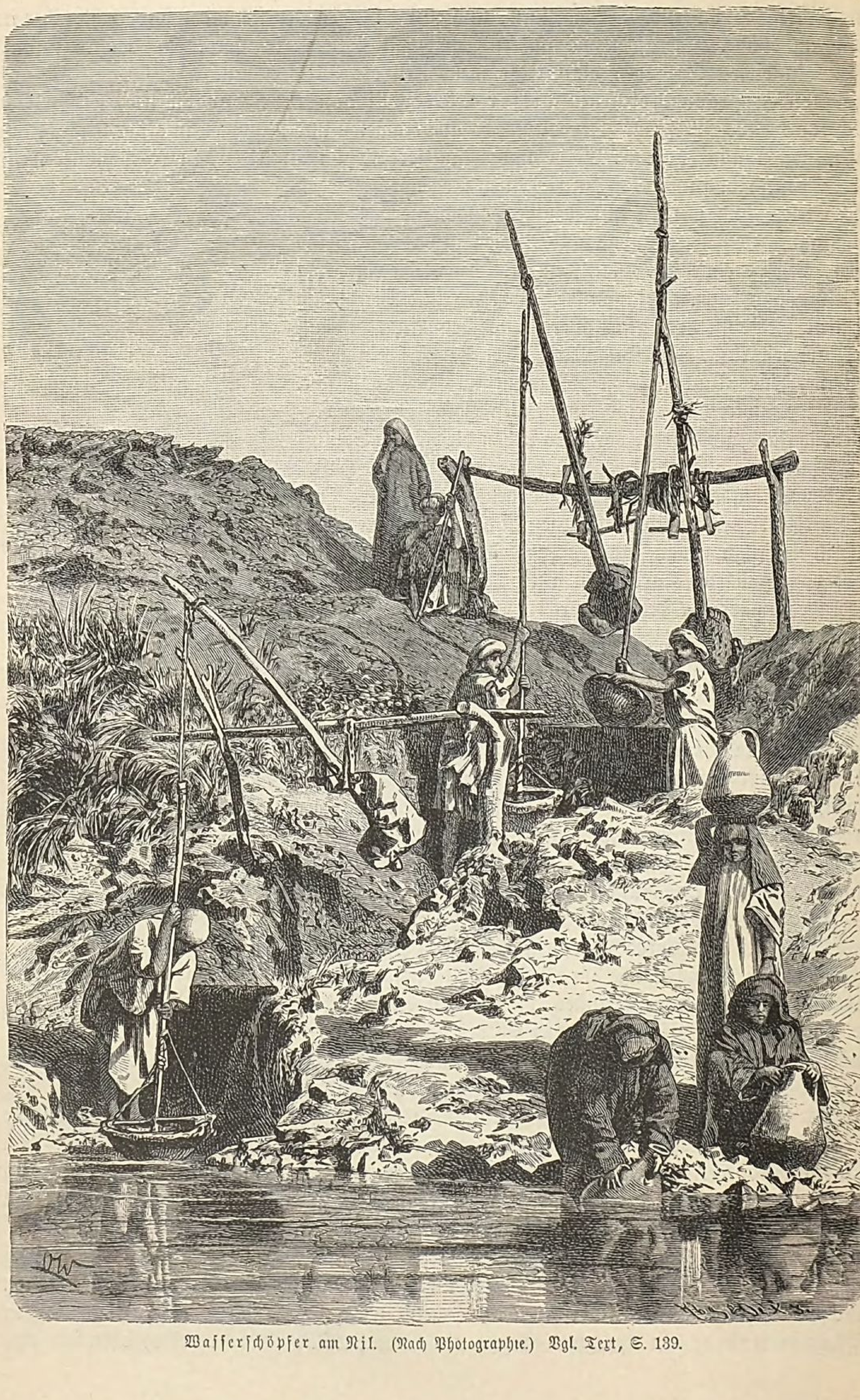
mit der Zucht von Kühen beschäftigen, und einige beschäftigen sich mit Pferdezucht, aber in geringem Maße. Die Zoghawa züchten Schafe mit langer, krauser Wolle, während sonst bereits in diesen Gegenden die Schafe mehr Fell als Vlies haben.

Den einzigen Reichtum dieser Völker bilden ihre Herden und außerdem höchstens ihre Waffen. Jene bestehen aus Kamelen und Rindvieh in erster Linie, dann aus Schafen und Ziegen. Pferde und Maultiere sieht man selten, in Nordnubien mehr als bei den Habab und Gan, in einzelnen Gegenden dagegen viele Esel. Auch werden nur wenige Haushühner gehalten. Dem ganzen östlichen Sudan und Nubien ist das Buckelrind eigen, welches ohne Frage mit dem indischen Zebu verwandt ist. Der ägyptische Ochs, welcher buckellos und kurzhörnig ist, war hier einst häufig, ist aber infolge der Rinderpest fast ganz ausgestorben. Nur in Zentralnubien hat er sich noch gehalten. Jenes Buckelrind ist viel größer als das ägyptische. Verschiedene von diesen rinderzüchtenden Völkern ziehen verschiedene Farbenspielarten vor. So lieben die Neger (Schilluk und Dinka) vor allem die hellgraue Farbe, während die Hassanieh des Südsudan großenteils leopardenartig geflecktes Vieh haben. Unter den nubischen Pferden ist das in größerer Zahl auch in Oberägypten zu findende Dongolapferd nennenswert, meist von schwarzer Farbe, ein guter Renner, welches dem arabischen näher als dem schweren unterägyptischen Pferde steht. Der Nubier Art zu reiten ist fast genau dieselbe wie die der Araber. Auch die Behandlung und das Reiten der Kamele sind gleich. Pferde und Kamele scheinen beide erst aus Arabien sowohl nach Ägypten als nach Nubien gebracht worden zu sein. Eine eigentümliche Hunderasse dürfte wohl gleicher Herkunft sein, nämlich die windhundartigen Jagdhunde, welche die Hassanieh und andre arabisierte Stämme zur Gazellenjagd benutzen und außerordentlich hoch schätzen. Schweinfurth nennt sie „eins der edelsten Haustiere des Sudan". Auch die Schilluk besitzen diese vortreffliche Rasse von Jagdhunden, welche die Gazelle überholen und 3 m hohe Hindernisse mit Leichtigkeit überspringen. Allen Hunden des Nilgebietes in Ägypten wie im Sudan fehlt seltsamerweise die „dew claw" des Hinterfußes, die bei den europäischen nie mangelt. Graf Zichy bezeichnet die bei den Danakil gefundene Haushühnerrasse als aus Jemen eingeführt. Einen regen Verkehr zwischen der Danakilküste und Jemen bestätigen überhaupt die Schilderer dieses Küstenstriches.



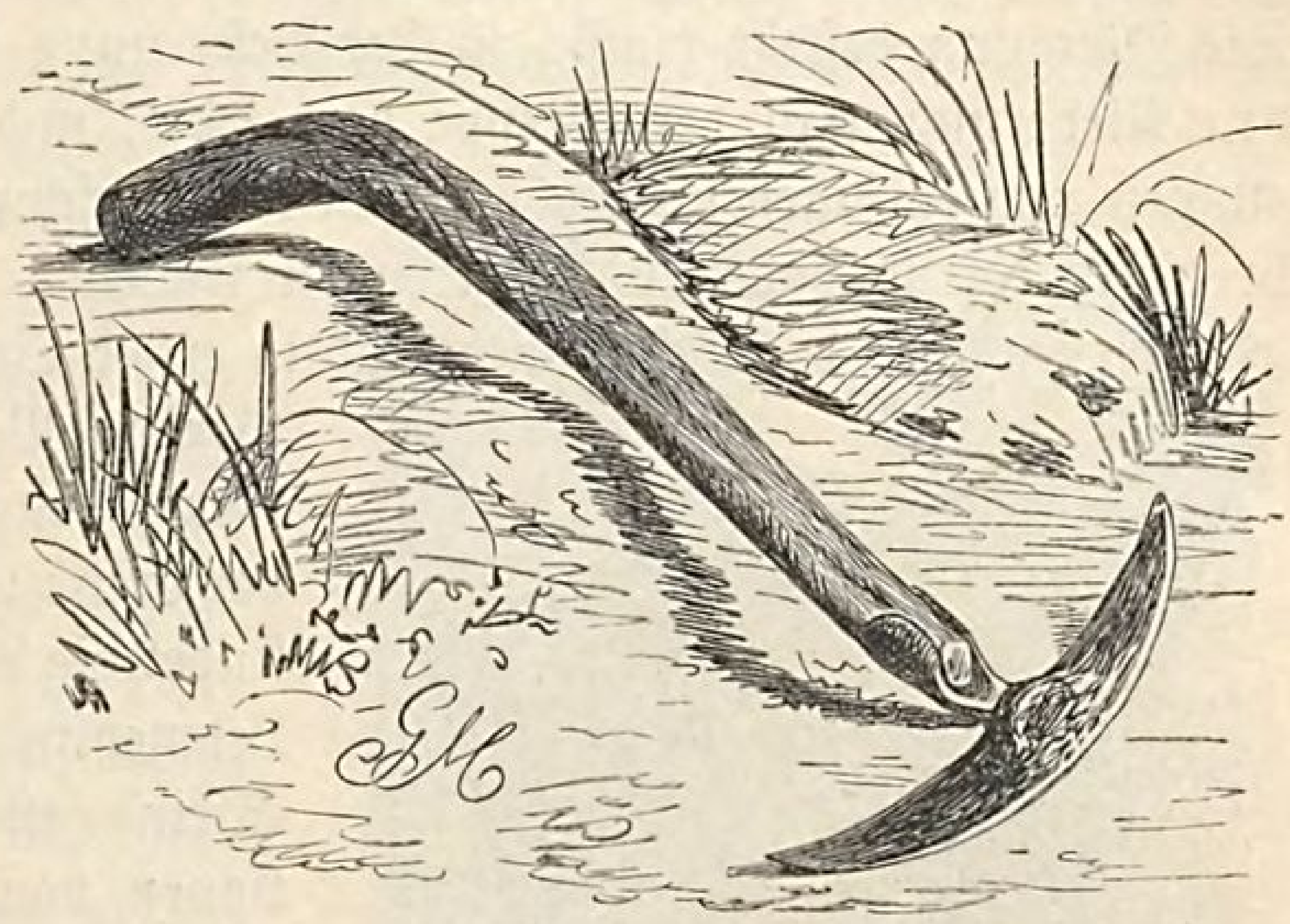
1. Ein Wurfmesser aus Nubien. — 2. Ein Wurfstock vom obern Nil. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Der Ackerbau der Beduinen ist geringfügig, doch versehen die Oasen Nordarabiens sie mit Getreide, besonders Weizen, Gerste und in neuerer Zeit zunehmend mit Mais. Im Ostjordanlande betreiben einzelne Orte einen bedeutenden Weinbau behufs Gewinnung von Rosinen, so Salt. Wein in geringer Menge wird auch in Jemen gebaut. Dieses ist überhaupt das eigentliche Ackerbauland; hier ist die Kultur ausgedehnt und intensiv, die künstliche Bewässerung großartig. Selbst die höchsten Felsabhänge, wo weder Ochs noch Esel emporklimmen könnten, werden mit der hier gebräuchlichen sichelförmigen Handhaue bearbeitet. Schapira schreibt aus der dörferreichen Gegend zwischen Sanâ und Setha, daß sie den trefflichsten Anbau, den üppigsten Wuchs verschiedener Getreidearten zeige, darunter nur



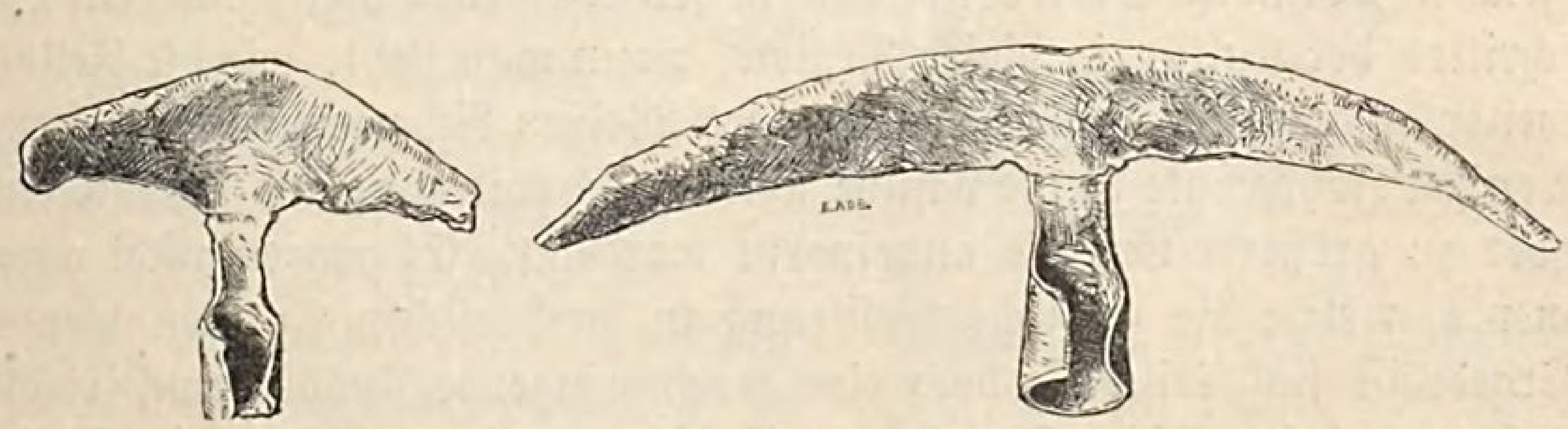
Wasserschöpfer am Nil. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 139.

ausnahmsweise Weizen, dagegen viel weiße Durra, rote Durra (arabisch chumr), die 3 bis 4 m hoch wird, und Hirse (Duchn), deren Stauden eine Höhe von 5—6 m erreichen. Das Getreide steht in dichten Büscheln, unterbrochen von Tausenden von Berieselungsrinnen; bei diesem reichen Wasserzuflusse und dem mildwarmen Klima wird das ganze Jahr ohne Unterbrechung geschnitten und stets von neuem gesäet. Eigentümlich ist die in Südjemen übliche Art, das geschnittene Getreide aufzubewahren, indem man es in den Halmen zwischen die Zweige der im Acker stehenden Bäume legt. Zwischen den Bäumen und Sträuchern zerstreut findet man kleine Rohrhütten, in welchen die Bewohner während der Erntezeit sich aufhalten. Sind in der That, wie die Verbreitung des Gerätes in Nordwestafrika glauben läßt, die Araber es gewesen, welche dorthin den Pflug gebracht haben, so würde er wahrscheinlich aus den südarabischen Sitzen hoch entwickelten Ackerbaues stammen.



Eine eiserne Hacke aus Kordofan, deren Klinge auch als Münze benutzt wird. (Christy Collection, London.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 140.

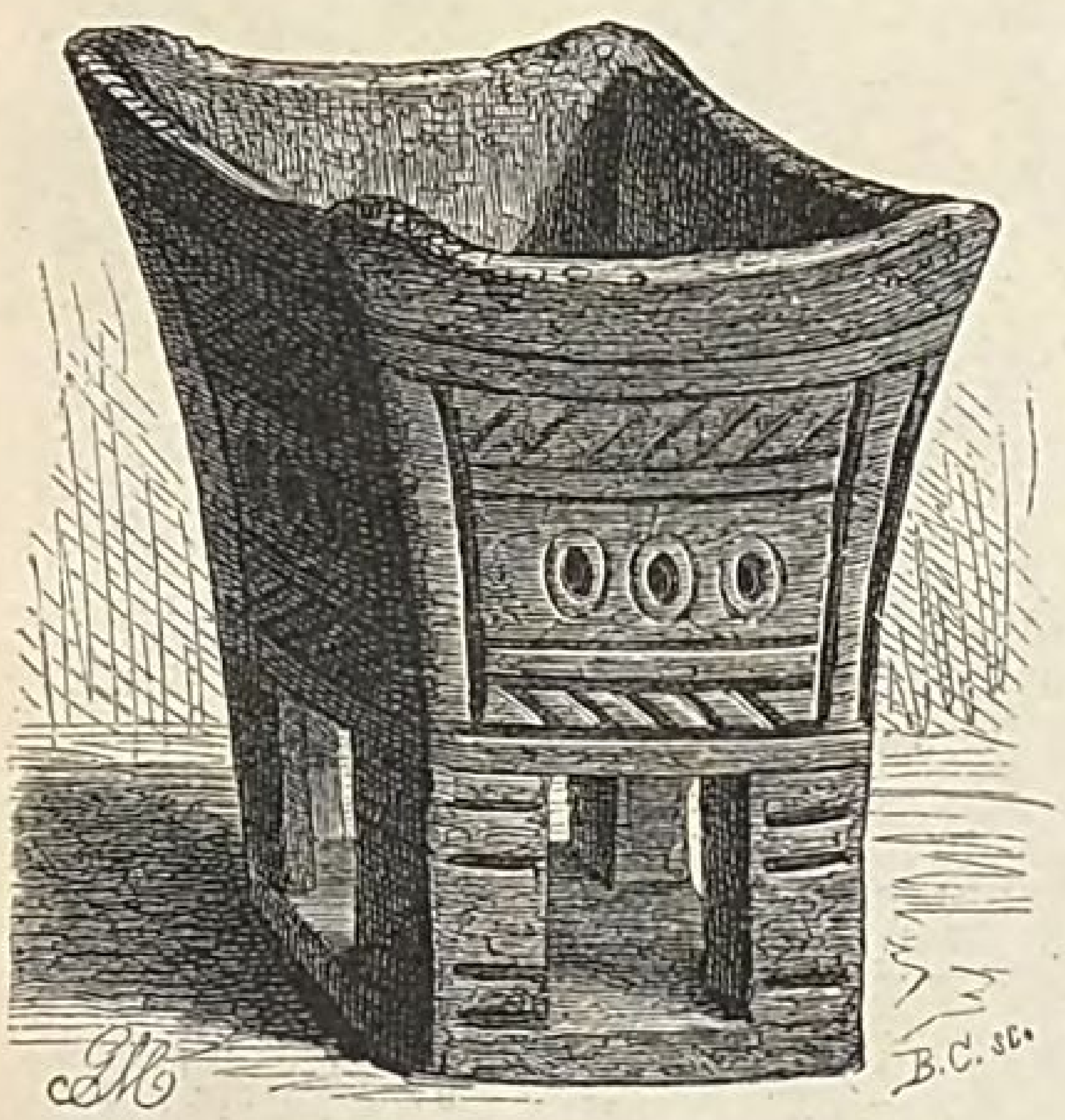
Der Ackerbau Nubiens beschränkt sich notwendig auf schmale Striche, welche künstlicher Bewässerung zugänglich sind, wird aber in diesem fast mit demselben Grade von Intensität betrieben wie in Ägypten, so daß er eine verhältnismäßig sehr große Bevölkerung zu ernähren im stande ist. So kommt es, daß trotz der Geringfügigkeit der bebauten Striche die Zahl der ackerbauenden Bevölkerung Nubiens die der nomadischen weit überwiegt. Zwar ist letztere nie genau zu zählen, aber man hat doch annähernde Schätzungen. So fand z. B. Rüppell für die ganze Provinz Dongola unter Zugrundelegung der Steuerlisten, welche die Ackerbauer nach Wasserrädern schätzen, die Zahl der Ackerbauer zu 94,500, die der zehn Nomadenstämme wurde ihm zu 6750 angegeben, endlich die der Kaufleute, Schiffer, Handwerker &c. zu 3000. Dieses Verhältnis zeigt, wie stark hier der räumlich so beschränkte Ackerbau überwiegt. Das für Ackerbau benutzbare Land umfaßt aber nicht mehr als gegen 40 deutsche Quadratmeilen. Den größten Anteil an dieser Entwickelung des Ackerbaues hat nun die künstliche Bewässerung. Die verschiedenen Bewässerungsanstalten beleben die nubischen Nilufer wie weiter unten die ägyptischen. Man sieht die frisch bebauten Felder von Gräben durchzogen, in welche das Wasser durch Schadufs oder Sakijehs gehoben wird (s. Abbildung, S. 138). Erstere bestehen auch hier aus einem Balken, der am einen Ende beschwert und über ein Querholz gelegt ist, während am andern Ende an einem Seile der Eimer hängt, mit welchem das Wasser geschöpft und in die Gräben verteilt wird. Seltener sieht man das Sakijeh, eine Art von Schöpfrad, das Tag und Nacht in Thätigkeit ist und von Ochsen gedreht wird. Es ist wenig in Gebrauch, weil die Regierung eine hohe Steuer darauf gelegt hat.



Eisengeld vom obern Nil. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 140.

Das Ziehen, Öffnen und Schließen der Kanäle ist hier wie in Ägypten die Hauptarbeit des Bauern. Die Durrafelder Kordofans sind mit Wällen umgeben, um das Ablaufen des Regenwassers zu verhüten. Die Bearbeitung des Bodens ist an sich keine mühsame, da er meist leicht ist und keiner tiefen Umstürzung bedarf: man hackt ihn mit der Hacke oberflächlich um und jätet gelegentlich. In Kordofan wird das Unkraut der Duchnfelder mit einer eignen halbmondförmigen Eisenklinge, Haschascha, ausgejätet, die an einem langen Stabe befestigt ist, und mit der die Wurzeln durchschnitten werden. Es ist dieselbe Haschascha, deren Klingen auch als Geld im Lande kursieren (s. Abbildungen, S. 139). Die Düngung besteht häufig in der Bestreuung mit einer dünnen Lage Erde, die man aus den Niederungen in der Steppe herbeiholt, und in welcher Rüppell „ganz alte Ablagerungen von einstigen ungewöhnlichen Nilüberschwemmungen" erblickt, während Neuere Löß in dieser befruchtenden Erde erkennen wollen.

Gegenstand des Ackerbaues sind in erster Linie Durra, Duchn und Mais, Weizen und Gerste. Bohnen und Lupinen werden ohne künstliche Bewässerung an den Uferrändern gebaut. Die Art der Ernte und der Verwertung ist die ägyptische. Doch findet die Aufbewahrung in hermetisch verschließbaren Lehmcylindern statt, die gegen das Ungeziefer auf hohe Steine gestellt sind, Urbildern jener unzähligen Variationen von Getreidebehältern, die wir bei allen ackerbauenden Afrikanern wiederfinden. Der abenteuerliebende Charakter, welcher einen allgemein anerkannten Zug im Wesen des Nubiers bildet, und mächtiger wohl die in den friedlichen Zeiten stärker wirkende Volksvermehrung haben ihn immer mehr zum Vorschreiten nach Süden hin gedrängt. Wie bald muß ein schmaler Ackerstreifen von oft nicht einmal Meilenbreite übervölkert sein, wie er zwischen Abu Hammed und Berber den Nil einfaßt! „Es ist ein erfreuliches Zeichen", bemerkt Schweinfurth in seiner zweiten Reise auf dem Weißen Nil, „des Fortschrittes der Kultur in dieser Region, wenn man sieht, wie die Fellahin Nubiens beständig weiter und weiter längs den Ufern des Weißen Nil vorwärts schreiten. In dem Zeitraume weniger Jahrzehnte ist die passive schwarze Bevölkerung am Strome entweder zurückgedrängt oder zu größerer Energie angespornt worden." Es waren nicht vorwiegend friedliche Elemente, welche die nubische Gesittung in barbarischen Formen hier vorschoben, allein die Ergebnisse sind teilweise doch eine fruchtbringende Ausbreitung friedlich thätiger Elemente. Während kulturfähige Strecken in Nubien öde liegen bleiben, weil die Bevölkerung, welche dieselben früher bearbeitete, sich weiter südwärts zog, um dem übermäßigen Drucke der Steuern zu entgehen, haben sich selbst kleinste Eilande im obern Nil mit Kulturflächen bedeckt, und lange, ehe die Ägypter über El Ais südwärts ihre Herrschaft ausgedehnt hatten, waren ihnen diese nubischen Ansiedler vorausgegangen und hatten die Nilufer in der Gegend der Schillukinseln unter Kultur gebracht.

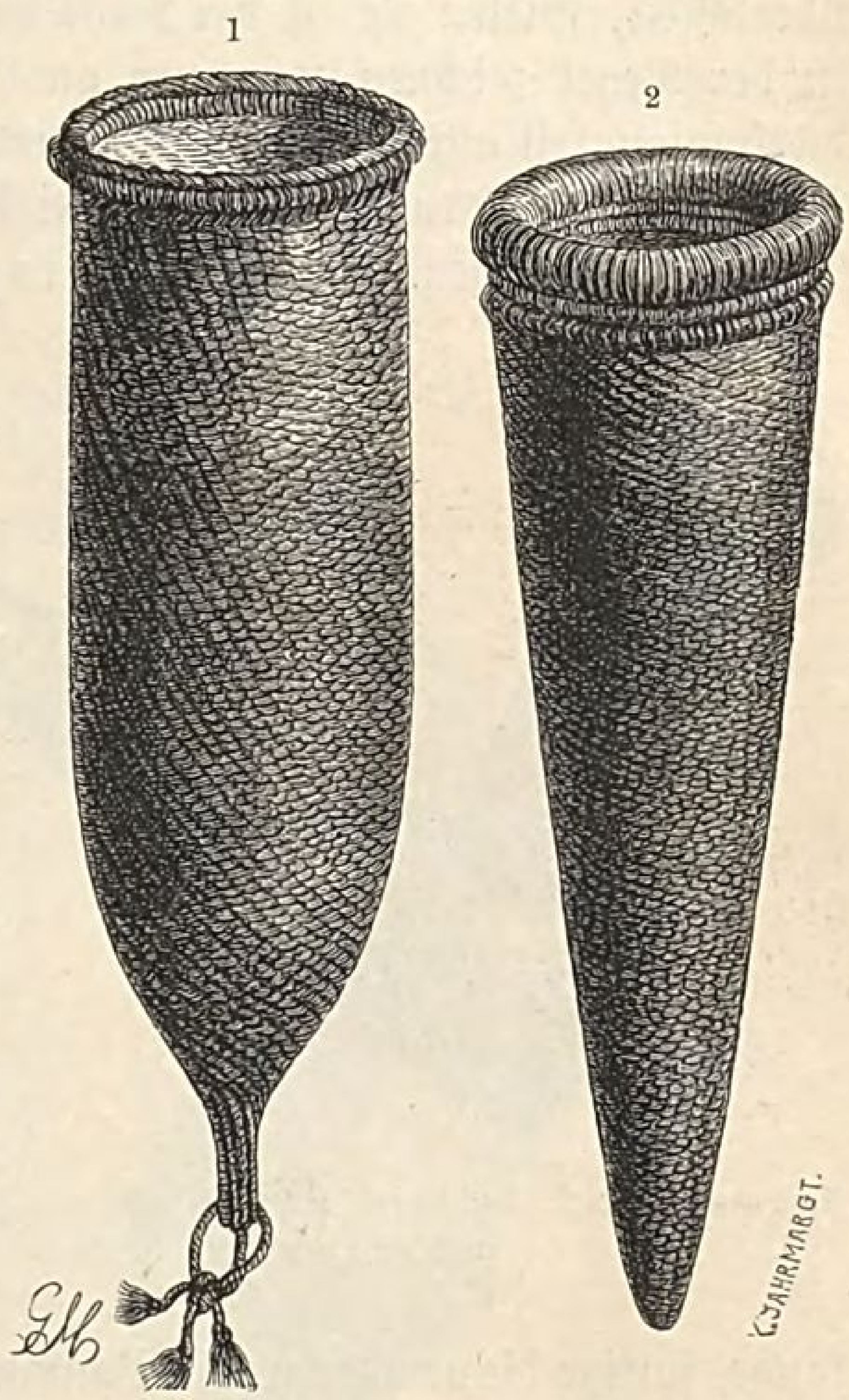


Ein arabisches Räuchergefäß aus Thon. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Der wirtschaftliche Zustand der Nubier ist, von den in nächster Nähe der Städte Wohnenden abgesehen, ein gleichmäßig niedriger. Wenn den Ackerbauer die Steuer auf einem tiefen Niveau hält, so beengt den Hirten die Entfernung von den Hilfsquellen und die Gewohnheit der Einfachheit. Das einzige marktbare Erzeugnis ist gewöhnlich die Butter, die bei der großen Hitze ganz flüssig in Bockshäuten auf den Markt gebracht wird. Die Nubier sind große Liebhaber davon und trinken bedeutende Quantitäten. Käse wird nicht

fabriziert. Die gewöhnliche Nahrung der Hirten ist Milch und Durra mit Butter. Brot ist im Innern selten; die Durra wird gemahlen und mit Wasser zu einem Brei angemacht, der unter dem Namen Keled sehr beliebt ist. Fleisch wird selten und eigentlich nur bei Festlichkeiten genossen. Reis, Datteln und Kaffee werden als Luxus betrachtet. Als Getränk hat man eine Art Bier, das aus Durra oder Hafer bereitet ist und sehr sauer schmeckt; die Habab und Bogos bereiten außerdem den Honigwein der Abessinier. Leute, die sich streng an den Koran halten, trinken ungegornes Honigwasser, dessen sich auch die abessinischen Moslems bedienen.

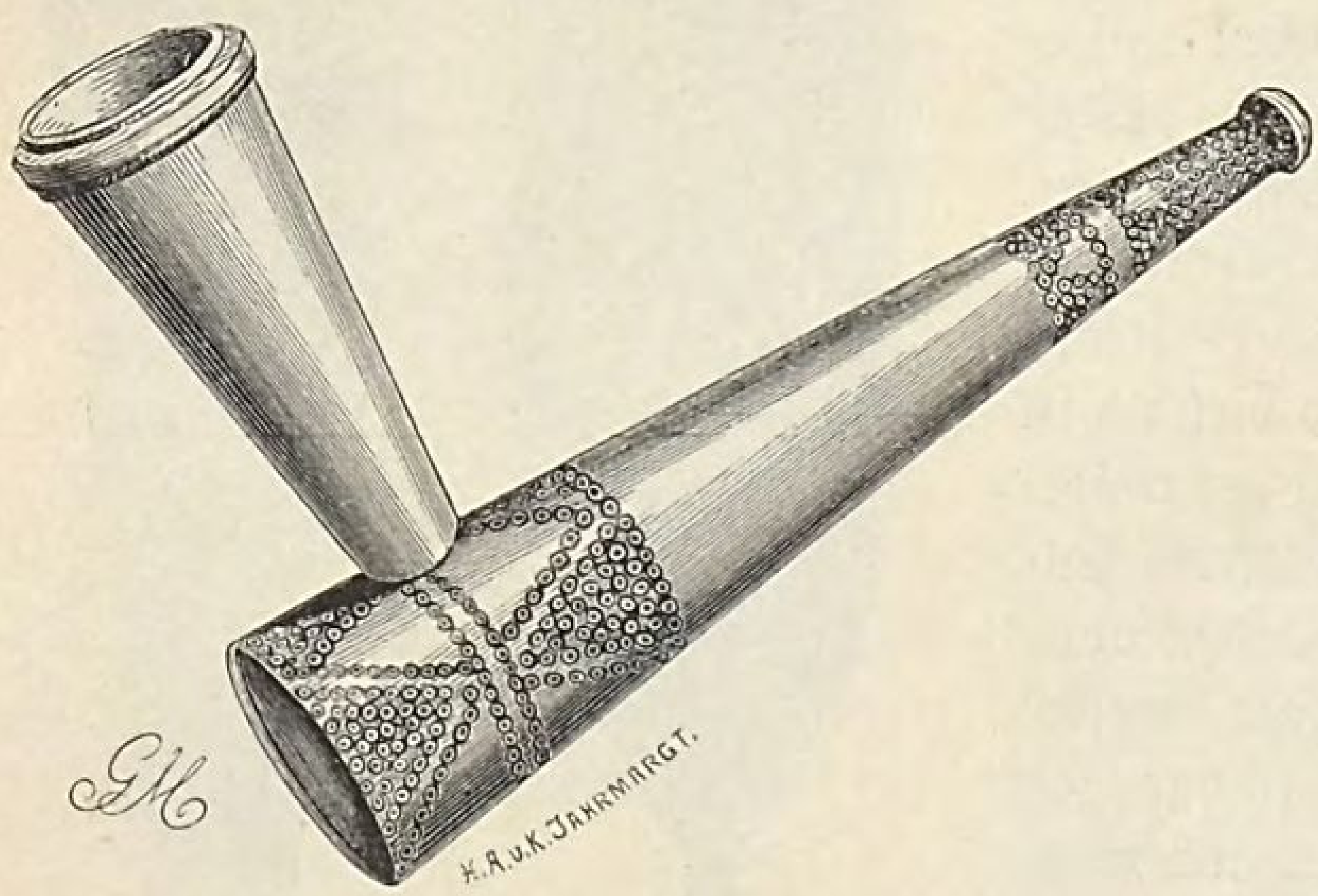
Die Nahrung des Beduinen besteht in erster Linie aus der Milch seiner Tiere, aus Butter und Käse, dann aus dünnen Fladen von Weizen- oder Maismehl, an deren Stelle in Südarabien in immer größerer Ausdehnung eine Durra- oder Maispolenta tritt. Zu diesen Speisen mahlen die Frauen das Getreide auf einer kleinen Handmühle. Außerdem spielen Datteln eine gewisse Rolle. Heuschrecken werden massenhaft von den Armen und in Hungerzeiten von allen gegessen. Nicht der eigentliche Kaffee, den man im arabischen Kaffeelande bloß im Gebirge trinkt, sondern der leichte Kischer, d. h. der Absud der frischen Kaffeeschoten, dessen Aroma noch köstlicher als dasjenige des Kaffees geschildert wird, ist neben Wasser das Hauptgetränk der Araber. Der eigentliche Kaffee wird vielfach zu Ehren der Heiligen getrunken, so z. B. in der weihevollen ersten Nacht, die der zur See nach Mekka Pilgernde auf dem Meere zubringt. Man versteht übrigens Kaffee zu bereiten, und die Europäer, welche Arabien besucht haben, sind einig darin, den dortigen Kaffeeaufguß als unvergleichlich trefflicher zu bezeichnen als den europäischen. In den arabischen Küstenplätzen ist der meist von Griechen betriebene Schnapshandel seit Jahren eins der einträglichsten Geschäfte. Dennoch ist eine sehr bemerkenswerte Thatsache die sehr geringe Verbreitung des Branntweines im äquatorialen Ostafrika im Vergleiche zu den entsprechenden Teilen des Westens. Ohne Zweifel haben die Gegenwart und der Einfluß der Araber daran ihren Teil. Südlich vom Kap Delgado sind die Portugiesen ebenso eifrige Schnapsbrenner wie in Angola und an der Guineaküste, und andre Europäer wären nicht minder bereit, einen so gewinnreichen Handelsartikel zum Tausche zu bieten. Dieser Handel hat es aber merkwürdigerweise hier nie zu Erfolgen gebracht, und ebenso haben die Portugiesen selten gute Geschäfte gemacht mit ihren Brennereien. Der „Matabitscho“ ist weder das gebräuchlichste Umlaufsmittel, noch die amtliche Besiegelung jedes Handels, noch überhaupt ein Handelsgegenstand von Bedeutung. Ältere und neuere arabische Einflüsse mögen hier einmal zu heilsamer Wirkung sich vereinigt haben.



Bierfilter aus Kordofan. (1. Christy Collection, London. — 2. Hagenbecks Sammlung Hamburg.)

Man unterscheidet die Araber gewöhnlich in drei Klassen: 1) die Städtebewohner, zumeist Kaufleute und Industrielle, folglich die friedlichsten und gebildetsten ihres Stammes; 2) Arab-Dire, der halbnomadische Araber, welcher am Rande der Wüste bald ein Zelt, bald eine ärmliche Lehmhütte bewohnt; endlich 3) Arab-Bedu, der Beduine, welcher noch wie vor Jahrtausenden in primitiver Lebensweise auf der Steppe sich herumtreibt. In dieser Einteilung steckt nun ebensowohl ein anthropologischer wie ethnographischer und wirtschaftlicher

Kern. Der Beduine bequemt sich wohl einmal, Städtebewohner zu sein, aber er ist und wird darum doch kein Städter. Janbo, die Hafenstadt Medinas, ist eine echte Beduinenstadt. Aber ihre Bewohner sind keine echten Stadtbewohner, sondern Landbewohner, die sich gleichsam provisorisch in der Stadt niedergelassen haben. Ihre Tracht ist die beduinische mit den drei unvermeidlichen Elementen: Mantel, Kopftuch und Dolchmesser. Sie leben meist von ihren Palmengärten, lassen keinen Ungläubigen in der Stadt wohnen, verschmähen den Handel, der daher in fremden Händen (Inder und Ägypter) liegt, und wer es kann, lebt einen Teil des Jahres auf dem Lande. Da die Beduinen nicht bloß den Handel, sondern auch das Handwerk verachten und selbst an den Küsten den Fischfang und die Schiffahrt andern überlassen, spielen sie in der Nähe der Städte höchstens die Rolle armer Aristokraten, und in der Regel zeichnen sich denn auch die Stadtbeduinen durch eine außerordentliche Bedürfnislosigkeit aus. Gewöhnlich genügen ihnen Reis, Brot, Fische und Datteln. Wie sehr Trägheit und Vorurteil ihren Thätigkeitskreis einengen, mögen einige der bezeichnendsten Thatsachen belegen. Metzger sind in Janbo Mekkaner, Ägypter und Wachabiten. Neger aus Massaua und Abessinien fertigen hier die tragbaren thönernen Herde, welche die Pilger mit sich führen, um jederzeit warme Getränke bereit zu haben, welche die leichte Pilgertracht sehr notwendig macht. An der ganzen arabischen Küste des Roten Meeres ist die bei der großen Menge Fische, die in Janbo ꝛc. gegessen werden, wichtige Fischerei in den Händen der Et Tämi, eines besondern Völkchens, welches dunkler als die Araber, wenn auch ohne Negerzüge, wild aussehend, von den Beduinen des Landes und der Städte verachtet und mit allen möglichen Vorwürfen belastet ist, sich in lange, faltige blaue oder weiße Baumwollenhemden kleidet, wie die Fellahin Ägyptens, Sandalen aus der Haut des Manati trägt, in Reisighütten oder Fellzelten (Kemli, ein Pfahlgerüst mit Ziegenfellen bedeckt) wohnt. Nur bei Dschidda wohnt das Fischervölkchen der Tual, Beduinen, die einen gleichnamigen Bruderstamm im Innern haben. Obgleich Fischer, verachten sie doch die Et Tämi aus Herzensgrund, und doch unterscheidet sie von letztern nichts als der Stolz. Diese Verachtung des Handwerkes wirkt natürlich nicht förderlich auf dasselbe zurück, denn die Intelligenz, der Geschmack, das Kapital der bessern Stände bleiben demselben entzogen. Die übeln Wirkungen zeigen sich am baldesten an den der europäischen Konkurrenz am meisten ausgesetzten Plätzen. Die Bazare von Algier, Tunis, Kairo, Smyrna sind überfüllt mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie.

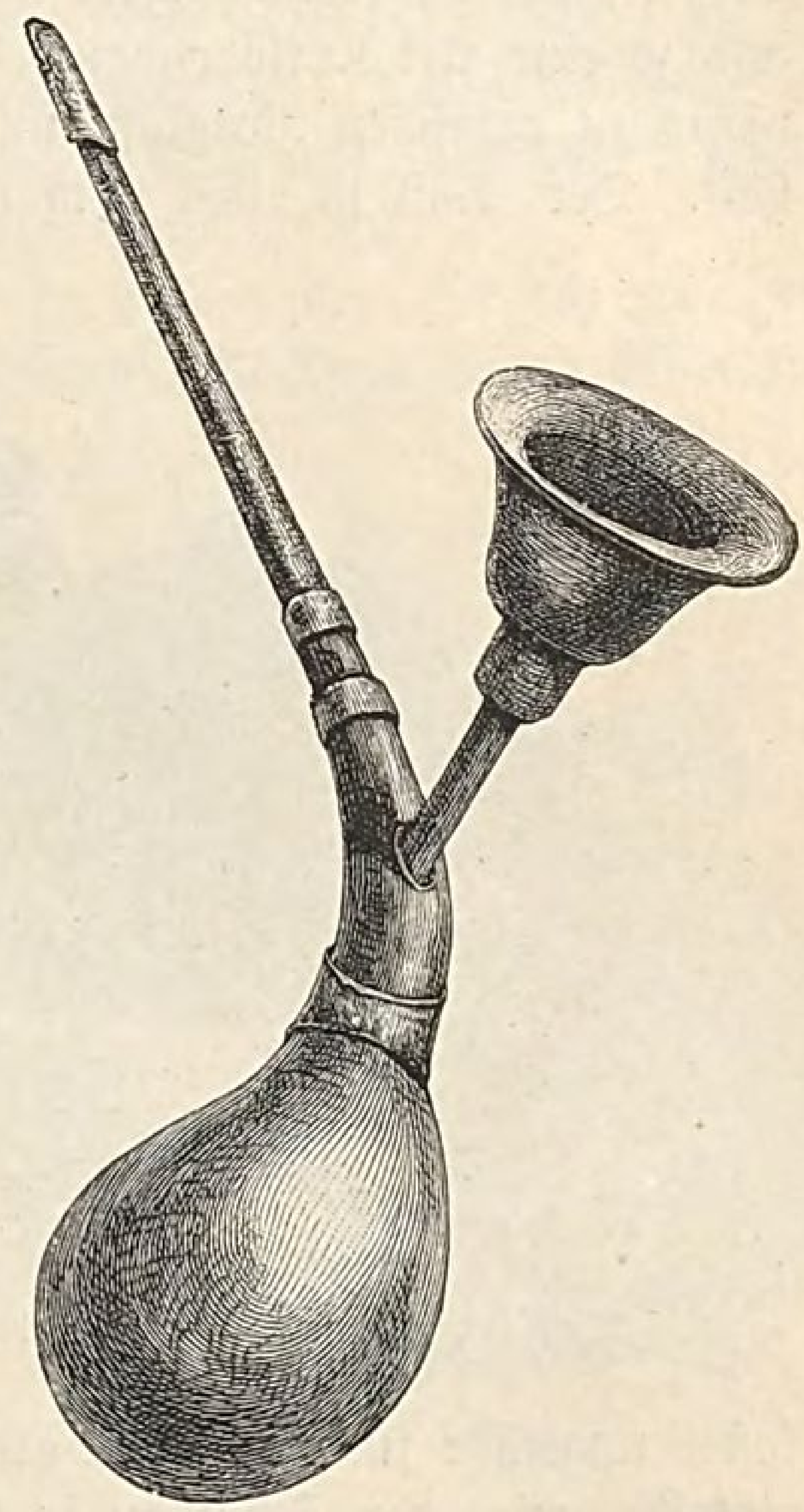


Eine nubische Tabakspfeife aus Elfenbein. (Christy Collection, London.) 1/6 wirkl. Größe.

In den ägyptischen Ausfuhren erscheinen als aus Nubien kommende Waren, von welchen jedoch ein großer Teil nicht in Nubien selbst erzeugt oder gewonnen wurde, hauptsächlich Kaffee, Gummi, Weihrauch, Sennesblätter, Tamarinden, Elfenbein, Straußenfedern. Davon sind Kaffee, Elfenbein und Straußenfedern großenteils nichtnubischer Provenienz. Rechnen wir aber alles zusammen, so macht der Beitrag Nubiens und seiner Nachbarländer zur Ausfuhr Ägyptens noch nicht $^1/_{60}$ der Gesamtausfuhr aus!

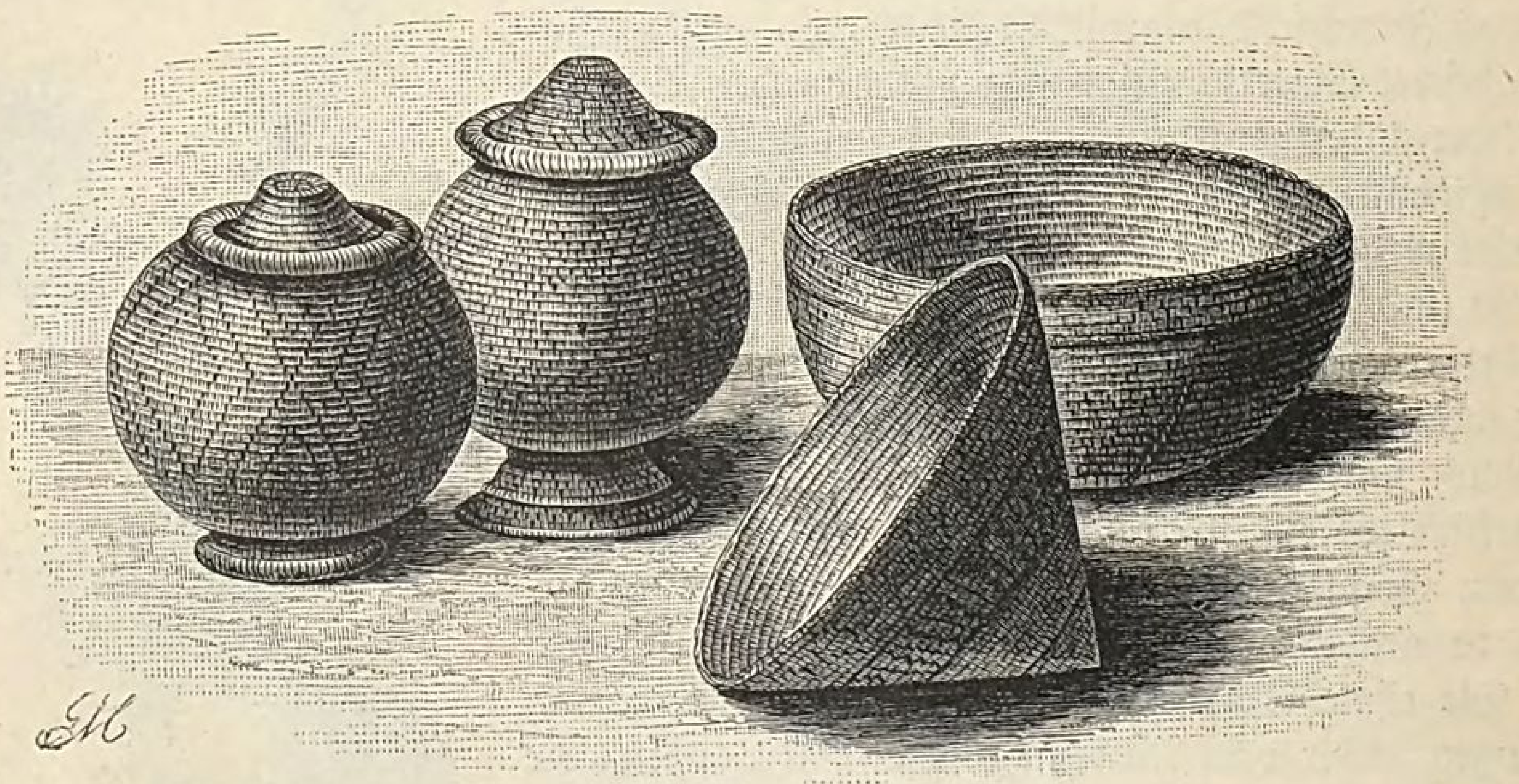
In Nubien bilden die Waren der Töpfer, welche offenbar direkt an die ägyptische Handwerkstradition anknüpfen, einen gesuchten Handelsartikel. Besonders gesucht bis

nach Oberägypten hin sind die porösen thönernen Wasserkrüge (Aulleh), die aus feinem Nilschlamme verfertigt werden, um durch Verdunstung des beständig durchsickernden Wassers den Inhalt kühl zu erhalten. Salzsieder sind eine Art ärmerer Handwerkskaste, welche nur kleine Viehherden besitzt. Durch das Auslaugen der Erde und Abdampfen des gewonnenen Salzwassers erzeugen sie ein weißes gutes Salz, welches aus der Umgebung von Arasch Kool weithin verführt wird. Aus den dünnern Wurzeln der Mimosen werden zuckerhutähnliche Körbchen geflochten, deren jedes mit Salz im Werte von 5 Piastern angefüllt wird, und dieses Salz ist einer der wichtigsten Gegenstände des innern Handels in Kordofan und den Grenzländern. Die besten Waffen, vor allen die großen Schwerter, werden zugeführt, und ebenso waren wohl die früher so häufig getragenen Rüstungen fremde Arbeit. Selbst in den einfachern Schmiedearbeiten sind gewisse Obernilneger den Nubiern überlegen, wie denn diese lange Zeit die eisenkundigen Djur wesentlich um ihrer Schmiedekunst willen in einer Art von Industrieleibeigenschaft hielten. In neuerer Zeit ist nubisches Gewerbe zusammen mit dem Handel tief in die Negerländer vorgedrungen. Um dem Chartumer Zolle zu entgehen, verarbeiten Nubier und Eingeborne in Dem Suleiman das Elfenbein zu Armreifen (s. Abbildung, S. 130 links), Schwert- und Dolchgriffen, wovon manche von beträchtlicher Kunstfertigkeit zeugen. In der Umgegend findet sich etwas Gold, und in Dem Suleiman gibt es Gold- und Silberschmiede. Auch sehr geschmackvoll ausgeführter Kopf- und Halsschmuck sowie gravierte Armbänder, Servierbretter und Schwertscheiden aus Silber, alles in arabischem Stile, findet sich dort im Bazar.


Eine nubische Tabakspfeife. (Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/6 wirkl. Größe.

Die eigne Schiffahrt der Araber ist eher zurückgegangen. Wer vom Nil kommt, mag mit Lepsius die Schiffer der See von denen des Nil sehr verschieden, ihr Wesen weit gehaltener, weniger falsch und unterwürfig finden. Er bewundert wohl ihre merkwürdigen, geheimnisvollen Gesänge, die mit dem ersten Ruderschlage beginnen und aus abgerissenen kurzen Zeilen bestehen, die von einem vorgesungen, von andern aufgenommen werden, während die übrigen unkenhafte Töne in gleichen Intervallen kurz und tief zur Begleitung ausstoßen. Der Rais auf erhöhtem Sitze rudert selbst mit. Er ist nicht selten ein Neger, eine Thatsache, die genügend die Stellung der heutigen Araber in der Schiffahrt des Roten Meeres illustriert. Eine andre Thatsache: wenn auch die Araber den Kompaß vor den Europäern gebrauchten, machen sie doch heute nur von Kompassen europäischer Manufaktur Gebrauch. Wenn noch Procopius allen Ernstes behauptet, das Rote Meer könne nicht bei Nacht befahren werden, so entspricht der heutige Zustand insofern nahezu diesem Glauben, als die Araber sich selten von den Küsten losmachen und nur gezwungen die Nacht auf hoher See zubringen. Die Kandscha der Araber, „ungefähr das unzivilisierteste Fahrzeug, das je ein Meer befahren hat“, ist ein offenes oder halboffenes Schiff mit höchstens 80—100 Tonnen Tragkraft, das zwei Masten hat, deren einer viel kleiner als der andre ist. Jeder Mast hat eine aus einem einzigen Baumstämmchen gebildete Raa mit lateinischem Segel. Beide Segel kreuzen sich, wenn aufgespannt. Die Nilboote, welche in Chartum gebaut werden, sind in ihrer Art merkwürdige Strukturen.

Während den Küstenplätzen des Roten Meeres indisches Holz zur Verfügung steht und auch der Schiffbau wesentlich indischen Ursprunges zu sein scheint, muß hier Akazienholz verwendet und zur Überwindung der Stromschnellen ungemein fest zusammengefügt werden. Man hat kein andres Holz im Sudan, das in Planken gesägt werden könnte, als das der Suntakazie (Acacia nilotica), doch sind selbst von dieser Planken von 3 m Länge selten. Dazu ist das Holz so hart, daß es grün gesägt werden muß, und das Sägen ist eine wenig bekannte Kunst im Sudan. Masten und Raaen müssen gesplissen werden. Dafür ist aber das Holz so zäh, daß Schiffe von 30 m Länge und 6 m Breite ohne Rippen oder Querhölzer mit 1/3 m dicken Wänden gebaut werden können. Die Planken werden, wie sie je nach ihrer Gestalt passen, mit starken eisernen Nägeln zusammengefügt und so eine Art Kyklopenbauwerk aus Holz hergestellt, welches in Bezug auf Symmetrie nichts zu wünschen übrigläßt und ebenso fest gegen Stürme wie gegen die Nilpferde aushält. Der Mast ist etwa 6 m hoch und trägt ein lateinisches Segel. Ein solches Boot



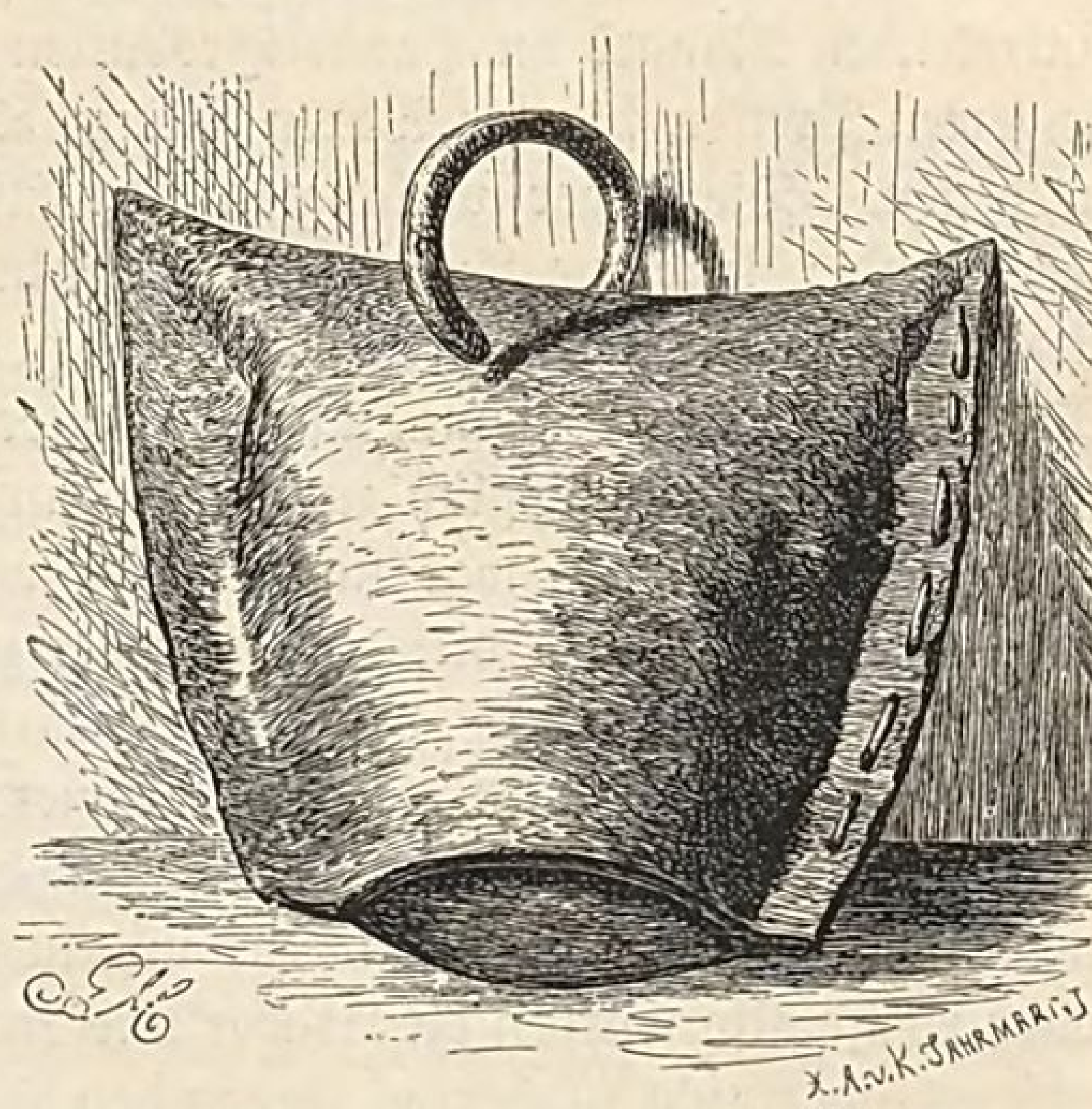
Wasserdichte nubische Flechtwaren. (Aus Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/6 wirkl. Größe.

kostet ungefähr fünfmal mehr als eins aus Eichenholz in Europa. Und trotz dieser Schwierigkeiten wird der Schiffbau in Chartum so lebhaft betrieben, daß die Suntwälder weit nilaufwärts zerstört sind.

Die Schwierigkeiten und selbst Gefahren der Schiffahrt auf dem Weißen Nil und seinen Nebenflüssen sind nicht gering. Die Schilf- und Kräuterbarren, welche den obern Nil bis 8° nördlicher Breite und die Nebenflüsse verstopfen, und in welchen die ganze Mannschaft im krokodilbevölkerten Wasser meilenweit das Boot schleppen muß, wurden früher (s. Bd. I, S. 484) erwähnt. Dazu kommen Stürme, Sandbänke, Nilpferde, wilde Bienen und nicht zuletzt die um ihre Freiheit besorgten Eingebornen. Auf der andern Seite, und dies trug wohl am meisten zur raschen Belebung und Entfaltung des Nilverkehres in unserm Jahrhundert auch schon vor der Zeit der Dampfschiffe bei, ist die Schiffahrt auf dem Weißen Nil sehr begünstigt durch die Regelmäßigkeit der Luftströmungen. Höchst eigentümlich ist die allen Schiffern des Sudan bekannte Thatsache, daß diese Windströmungen, so kräftig sie auch sind, nur langsam weiter nach Süden vorschreiten. Deshalb eilen die Handelsschiffe nicht sehr, um schon mit Beginn des Nord auszulaufen; vielmehr geschieht dies gewöhnlich erst im Dezember. Ende März und Anfang April stellen sich auf dem obern Abiad die Südwinde ein, und mit ihnen treiben die Barken wieder dem Norden zu. Daher schwimmen immer Flotten von Barken zu diesen Zeiten nilauf- und nilabwärts.

Brunnen mit bereit stehenden Trinkgefäßen und Kaffeeschenken, in denen zur Not auch Durrabrot zu haben ist, erleichtern den Verkehr auf südarabischen Straßen, die einst, wie erhaltene Pflasterung zeigt, in besserm Stande gehalten wurden als heute. Als Lasttiere sind hier vorwiegend die schnellen Esel von Jemen und neben diesen Kamele im Gebrauche. Vor einigen Jahren gab es im Lande ein einziges Stückchen Straße, noch nicht eine Meile lang, das der Pascha von Sanâ für seinen Wagen, den einzigen in ganz Arabien, hatte bauen lassen. Felszeichnungen von vierräderigen, durch zwei Kamele gezogenen Wagen, die Wallin bei Tebuk entdeckte, scheinen anzudeuten, daß dem nicht immer so war; auch dürften die Ägypter den Streitwagen von den Semiten überkommen haben. Die wichtigsten Straßen Arabiens sind die Karawanenwege, deren Zielpunkte Mekka, Medina, Sanâ und dann die Küstenplätze sind. An ihnen liegen neutralisierte Rast- und Marktplätze, wie Al Hidschr, eine Kolonie von handeltreibenden Stämmen und besonders Juden im Wadi al Kor, oder wie Riad, über welches früher die immer zwischen 3000 und 4000 Mann starke persische Mekkakarawane ging, welche heute den Weg über Hail nimmt.

Daß Handel von Nubien aus mit den Negerländern im Süden schon zur Zeit der alten Ägypter getrieben wurde, steht außer Zweifel. Die schwarzen Sklaven und das Elfenbein auf den altägyptischen Märkten beweisen es zur Genüge. Der Handel muß sogar lebhaft gewesen sein. In den Jahrhunderten des Verfalles und der Verödung Nubiens ließ dieser Verkehr indessen so sehr nach, daß, als in unserm Jahrhundert der Weiße Nil wieder aufgeschlossen ward, diese hochgeschätzte Ware des Elfenbeines sich in großer Menge bei den Uferbewohnern vorfand, welche den in mächtigen Rudeln in den Sümpfen und Urwäldern hausenden Elefanten nur des Fleisches wegen jagten und die Zähne kaum verwendeten. Man erhandelte solche für wenige Handvoll ordinärer venezianischer Glasperlen. Die Schwarzen fertigten aus dem Elfenbeine wohl Armbänder, kleine Keulen und Stoßwaffen, Trompeten, selbst Pflöcke zum Anbinden der Kühe, legten aber gar keinen Wert auf den Besitz und ließen es gewöhnlich dort liegen, wo der Elefant verendet hatte. Es war ein Zustand, wie ihn im 17. Jahrhundert die Holländer am Kap gefunden hatten, der aber hier ebenso rasch schwand wie dort. Als Schweinfurth auf seiner zweiten Reise 1868 nach Chartum kam, hatte seit Jahren die Ausfuhr des Elfenbeines über diesen Platz nicht ½ Million Mariatheresienthaler überstiegen. Selbst diese Summe würde aber nicht erreicht worden sein, wenn nicht die Händler Jahr für Jahr tiefer in das Innere der Obernilregionen vorgedrungen sein würden. Und zwar war es, was besonders zu betonen, Elfenbein zunächst allein, welches zur Aufschließung bisher unbekannter Regionen antrieb, denn die Verbindung des Elfenbein- und Sklavenhandels ist wenigstens in dieser Region eine viel weniger innige, als man vielfach glaubt. Die Expeditionen der regulären Sklavenhändler zogen erst später Nutzen aus den Wegen, welche die Elfenbeinhändler gesucht, und den Stationen, welche diese gegründet hatten, und sie hätten allerdings ohne diese Pioniere nicht so rasch und nicht so weit ins Innere ihre Razzien ausdehnen können.



Eine Karawanenglocke aus Kordofan. (Christy Collection, London.)

Der Verkehr mit den Schwarzen beschränkte sich im Anfange auf die Ufergebiete des

eigentlichen Abiad und Kir und auf den untern Sobat. Doch nahm der Handel bald einen blutigen und räuberischen Charakter an, da nach Erschöpfung des Elfenbeinüberflusses der Überfluß an Menschen nach den Märkten Nubiens und Ägyptens abgeleitet werden sollte. Aus dem Handel wurde der Krieg. Die Brutalität der Händler und ihrer Mannschaften sowie der überhandnehmende Menschenraub veranlaßten da und dort bald blutige Zusammenstöße mit den im ganzen wirklich harmlosen Eingebornen. Letztere widersetzten sich endlich an vielen Orten und suchten die Barken mit Gewalt von ihren Niederlassungen abzuhalten. Hatte die Mannschaft eines Bootes irgendwo einen Einfall gemacht, so suchten die Neger am nächsten besten andern Schiffe, das in ihren Bereich kam, Rache zu nehmen. Wo sich einzelne Marodeure am Lande zeigten, wurden sie niedergemacht. Die Händler sahen sich genötigt, fortan statt weniger Schiffsleute und Diener auch eine bewaffnete Schutzmannschaft, die man „Soldaten" nannte, an Bord zu nehmen, und statt einer einzigen Barke ließ ein Kaufherr zwei und drei zusammen auslaufen, wenn er sich nicht mit einem Konkurrenten vereinigen konnte. Eine solche Flottille führte ihre 40 bis 100 Mann wohlausgerüsteter und wehrfähiger Asakas, d. h. Soldaten, die gegenüber den mit Lanze und Pfeilen bewaffneten Schwarzen schon eine imposante Streitmacht bildeten. Bei den hierdurch in außerordentlichem Maße anwachsenden Kosten des Unternehmens, dem eintretenden Mangel an Handelsprodukten in der Nähe der Wasserstraße und bei den gesteigerten Preisen für die Waren gelang es häufig nicht, die Auslagen des Unternehmens zu decken. Die Neger verlangten für Elfenbein und Sklaven weit wertvollere Tauschgegenstände: kupferne Armringe, Branntwein und namentlich Kühe, die sie als höchsten Reichtum betrachten; zuweilen auch Salz und Getreide. Man machte nun gemeinsame Sache mit einem Stamme, überfiel unter dessen Führung die Nachbarn und suchte soviel Gefangene wie möglich zu machen, um sie danach als Sklaven wegführen zu können. Zugleich raubte man, was sich an Vieh vorfand, und befriedigte damit teils befreundete Schwarze, teils diente dieses auch wieder zum Eintausche von Waren. Gelegentlich solcher Raubzüge entdeckte man, daß landeinwärts noch Elefantenzähne in größerer Menge getroffen würden. Die meisten Unternehmer gründeten in den durch gemeinsamen Viehraub befreundeten Distrikten feste Niederlassungen, sogenannte Seriben, von denen aus Züge ins Innere unternommen wurden, und in welchen eine ständige Garnison Platz fand. Auf solche Weise also wurden die Araber und Nubier zu Herren eines großen Teiles des Obernilgebietes, aber nicht zu Herren, denen das Wohl und Wehe dieser Länder am Herzen lag, und welche sie gut und mit einem Blicke für das für die Zukunft zu Erhaltende und zu Entwickelnde zu verwalten suchten, sondern zu eigennützig und kurzsichtig ausbeutenden Herren. Selten sind unter diesen Kaufleuten solche wie Schweinfurths nubischer Freund Mohammed Abu Sammat, der wie ein Held ganze Staaten des Obernilgebietes mit dem Schwerte in der Hand seinen Handelsinteressen dienstbar gemacht hatte und dabei zugleich ein Mann voll Wißbegier und Verstand war; aber ein derartiges Beispiel lehrt doch, welcher Kern in dieser Rasse steckt, und erklärt die Erfolge auch der Geringern. Die ägyptische Herrschaft, welche so vorbereitet ward, trug noch viele Jahre das Brandmal der engen Verbindung mit den Interessen der Sklavenhändler und Sklavenjäger. Als Kulturträger haben bei solchem Vorgehen die Nubier hier wenig wirken können. „Fünfzehn Jahre", schrieb Schweinfurth 1869, „sind jetzt die Nubier im Lande, und sie haben den Eingebornen weder das Ziegelbrennen noch die rationelle Gewinnung von Holzkohlen beigebracht; nicht nur zu faul und träge, selbst Hand anzulegen an die Hebung der von der Natur so freigebig gebotenen Schätze, sind sie nicht einmal im stande, eine so geringe Energie zu entfalten, als ausreichen würde, um ihre Untergebenen zu solcher Thätigkeit anzuhalten. Im kleinen führen diese Verhältnisse dem Beobachter so recht das Bild vor die Augen, welches

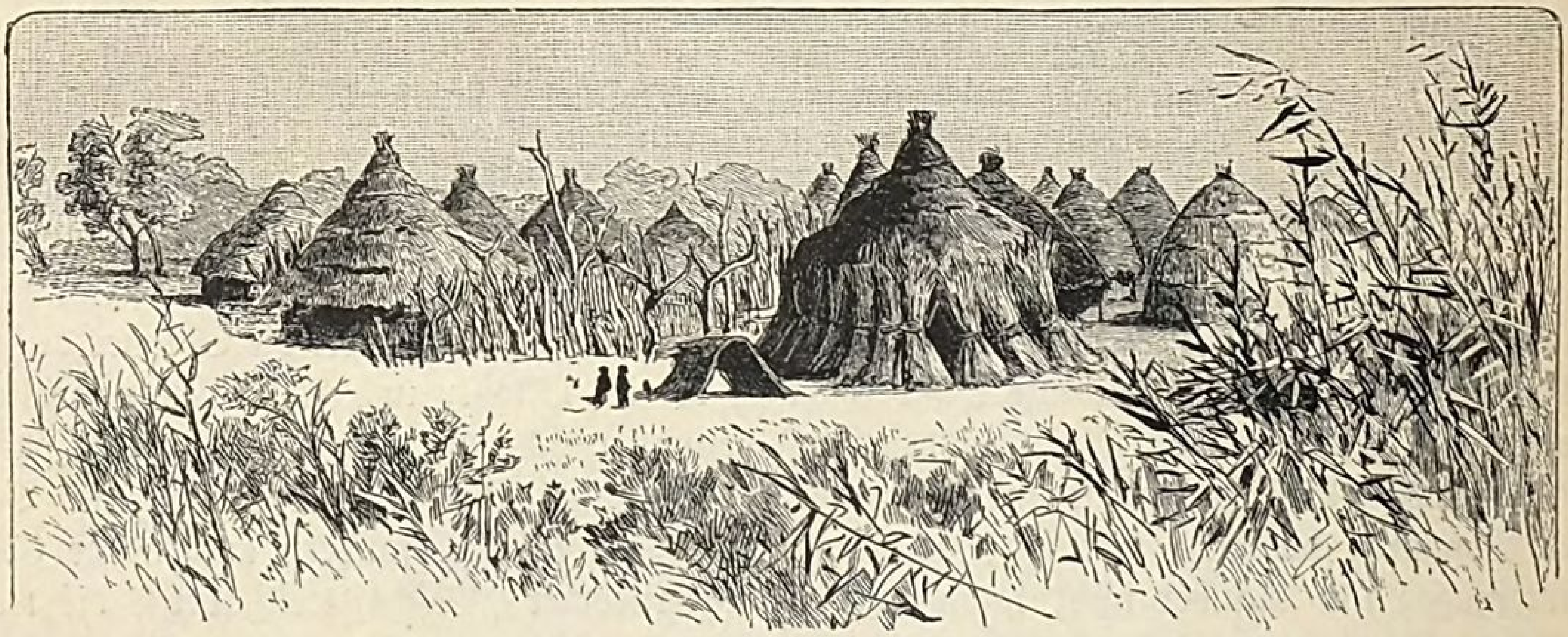
der Islam im großen und ganzen bei Beeinflussung andrer Völker in seiner retrograden Kulturrichtung zu erkennen gibt.“ Dieser Reisende hatte auf seiner großen Expedition in das „Herz Afrikas“ auf den Spuren der nubischen Sklavenhändler zu wandern und lernte sie genau kennen. Er beschreibt uns unter anderm, wie zur Zeit seines Besuches im Lande der Bongo die weite Länderstrecke vom Tondsch bis zum Dschau in einer Längenausdehnung von fast 20 deutschen geographischen Meilen, welche noch vor drei Jahren gut bebautes und bevölkertes Land gewesen war, nur noch wenige Bongo-Ansiedelungen enthielt, welche sich um die Seriba Scherifis und Abu Sammats gruppierten. „Seitdem die Bongo en masse unter die Dinka geflüchtet, weiden daselbst auf den fetten Grasflächen des ehemaligen Kulturlandes nur noch Elefanten und Antilopen. Aus dem Grase hervor starren hin und wieder die verkohlten Reste großer Dörfer.“ Der Name des Dschellabah, des nubisch-arabischen Händlers, war ein Schreckwort für Kinder unter den Negern geworden; Felkin hörte auf seiner Sudanreise eines Abends die Frauen beim Kornmahlen ein Lied singen, das in roher Übersetzung etwa folgendermaßen lautet:

„Schafft und mahlt flink, denn die Dschellabah sind stark,
Und arbeiten wir nicht, so schlagen sie mit Stöcken,
Und haben sie keine Stöcke, so schießen sie mit Flinten;
Schafft und mahlet aus aller Kraft!“

Mit der Zeit wurden also die Kaufleute Kriegsleute, und der Raub wurde statt des Handels der Zweck ihrer Reisen. Der Stamm der Baggara lieferte die Söldner dieser Räuberführer. Viele sogenannte Handelsschiffe, die im Oktober und November angeblich behufs des Einkaufs von Elfenbein den Fluß besuchten, führten nur die nötige Equipage und eine Anzahl Feuerwaffen und Munition bei sich, nicht aber etwa Tauschwaren. Bei den Baggara, die nicht nur ein idyllisches Hirtenleben führen, sondern auch kühne Elefantenjäger und Räuber sind, sammelten die Unternehmer „Geschäftsteilhaber“, die womöglich einige gute Pferde besaßen und mit Musketen bewaffnet wurden. Oft hielten mehrere solcher Barken zusammen und segelten mit einer Besatzung von mindestens 100 Mann bis zu den Dinka. Nahm die Expedition ein gutes Ende, so erhielten die Baggara einen Gewinnanteil! Wie wirksam diese Baggara arbeiteten, mag die Thätigkeit eines ihrer großen Männer bezeugen. Ein Baggara, Mohammed Kher, war es, der vor einigen Jahrzehnten als gefürchteter Anführer einer Räuberbande seines Stammes nicht nur der Schrecken der Schilluk, sondern, wiewohl selbst im Kampfe mit dem ägyptischen Gouverneur von Chartum liegend, Vorläufer des ägyptischen Vordringens am Nil gegen Süden, Lehrer des in dieser Richtung vorzüglich gegen die Schilluk geführten kleinen Krieges wurde, indem er zeigte, wie den Eingebornen durch Wall und Graben um die Seriben am besten zu begegnen sei. Man zeigt noch heute seine knochenbesäete Befestigung am rechten Nilufer, unmittelbar nördlich von der jetzigen Nordgrenze der Schilluk. Ihm kommt der größte Teil der erstaunlichen Verminderung der einst so beträchtlichen Volkszahl der Dinka zu, welche die Begleiter der von Mehemed Ali nach Süden ausgesandten Expeditionen hier in Hunderten von jetzt verschwundenen Dörfern am Strome fanden. Diese Dinka leben heute mehrere Tagereisen landeinwärts. „Als Ergebnis der unaufhörlichen Raubzüge des Mohammed Kher ist das ganze Ostufer des Nil an dieser Stelle in eine Waldwüste verwandelt.“ (Schweinfurth.) Selbst viele Europäer Chartums standen in Freundschafts- und Handelsbeziehung zu Mohammed Kher und überließen ihm für die betreffende Zeit ihre Schiffe mit der ganzen Ausrüstung. H'elet Kaka erhob sich bald zum Range eines beträchtlichen Stapel- und Hafenplatzes, wo der einstige Dschelab jetzt als Sultan unumschränkt herrschte; der Ort wurde notdürftig mit einer Schanze befestigt, eine „Garnison“ hier gegründet und kriegerische Baggara mit ihren Herden in der Nähe angesiedelt, während

die umwohnenden Schilluk sich unterwarfen oder als Sklaven verkauft oder endlich als Rebellen erschossen wurden.

So entstand das System der sogenannten Seriben (s. untenstehende Abbildung), jener zerstreuten nubischen Niederlassungen im Obernilgebiete, welche ein Drittel Handelsniederlage, ein Drittel Arsenal und ein Drittel Plantage waren, und welchen nicht nur in der Eroberung und Entdeckung dieser weiten Länder eine wichtige Rolle zugeteilt war, sondern um welche oft genug sich neue bleibende Orte ankristallisiert haben. Letzteres gilt in hervorragendem Maße von der durch Schweinfurth berühmt gewordenen Seriba Ghattas, dem Kerne des heutigen Dschur Ghattas. Seriba heißt übrigens ursprünglich im Sudan jede Dornhecke oder Palissade, ebenso wie derselbe Name Sirb oder Sereebe in Syrien die Rohrzäune zur Umfriedigung der Herden bezeichnet. Erst im Sudan ist das Wort allgemein gangbar geworden, wie wir sahen, zur Bezeichnung der Lager- und Tauschplätze der Elfenbein-, beziehentlich Sklavenhändler.



Nubische Seribe. (Nach Heuglin von R. Püttner.)

Verschieden wie die Farben und Formen sind auch die Geistesanlagen und Richtungen arabischer Völker und die Urteile, welche über dieselben gefällt werden. Maltzan mochte, von Algier und Kairo kommend und auf der Mekkafahrt begriffen, die alljährlich einen wahren Völkerunrat an den heiligen Stätten zusammenschwemmt, das harte Urteil: „Es gibt kaum etwas Lasterhafteres als einen echten Araber“, mit vollem Rechte fällen, soweit eben sein Beobachtungs- und Urteilskreis reichte. Aber würde ein Volk, dem mit Recht solches Urteil gesprochen wird, jemals im stande gewesen sein, so Großes in der Geschichte zu leisten? Dieser Beobachter hat die arabisierten Ägypter und vielgemischten Mauren Nordafrikas besser gekannt als den Kernaraber, von dem Lepsius einmal sagt: „Die Araber, mit denen wir es jetzt überall zu thun haben, sind ein treues und zuverlässiges Volk, von dem man weniger als von den verschmitzten diebischen Fellahin Ägyptens zu fürchten hat“, und deren Unterschied von jenen Burckhardt nicht minder empfand, als er vom Nil ans Rote Meer kam und schon bei den Schiffern des letztern viel ruhigeres, offeneres, minder unterwürfiges Wesen fand als bei den Nilschiffern.

Der Araber ist in der Masse Asiate und Mann heißer Länder, und dies ist für die Beurteilung seines moralischen Charakters von hoher Bedeutung. Seine Heiligen zeigen, bis zu welcher Höhe der Selbstüberwindung das Sittengesetz sie befähigen kann, und in den arabischen Städten verscheucht die Abschließung der Frauen die Unsittlichkeit von der Gasse. Aber das Bedenkliche ist nicht die Unsittlichkeit, sondern der Mangel an sittlichem Bewußtsein. Man ist hier nicht lasterhafter als anderswo, aber man fühlt sich durch das Laster nicht gedrückt. Man sieht das Sittengesetz nur mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen

an. Es geht dies parallel mit dem Mangel an Reinlichkeit, der äußerlich verdeckt sein mag, für den aber doch das feinere Gefühl mangelt. Der Mut einzelner hindert nicht, jeden Angriff als Thorheit zu verlachen, bei dem nicht Überzahl, nächtliche Überraschung 2c. den Sieg fast sicher erscheinen lassen. Das Gesetz ersetzt nicht die sittlichen Ideale und vor allem nicht das mit dem Gerippe seiner Worte klappernde Gesetz des Korans. Die Gewissen sind schlaff. Die Leichtherzigkeit, mit der die „zivilisierten" Muselmanen z. B. in Ägypten dem Diebe verzeihen, ihm ihre Gesellschaft, selbst ihr Wohlwollen nicht entziehen, zeigt, wie tief die Korruption aller Sittenbegriffe hier geht. Keineswegs gehen Verweichlichung und Entsittlichung im Oriente Hand in Hand. Aus Armut oder Geiz leben viele, besonders in dem menschenreichen und ausgesogenen Ägypten, aufs elendeste, die gleichzeitig Lastern huldigen, die man bei uns als Laster der Höfe und der großen Städte bezeichnet, welche man dagegen hier in der ärmlichen Bauernhütte, im schmucklosen Zelte des Wüstennomaden findet. Die sinnliche Natur tritt naturbedingt übermächtig hervor und findet kein Korrektiv in regelmäßiger Arbeit des Geistes oder Körpers. Denn nichts ist der Anlage des Arabers fremder, als den Arbeiten, die er ausführt, die möglichste Sorge, Vorsicht, Methode zuzuwenden. Die Signatur seiner Arbeit ist vielmehr der Schlendrian. Man kann Vorteilhafteres beim Araber wie beim Nubier von dem äußern Auftreten sagen, in dessen getragener Art sich viel von dem zeigt, was der Neger fast überall vermissen läßt: Würde. Und zwar zeigen die Nubier eine Vereinigung der sogenannten orientalischen Ruhe mit natürlicher Kraft, welche nie ihren Eindruck auf künstlerische Gemüter verfehlt. Hartmann hebt gerade und edle Haltung als schon im Körperbaue der Bischarin liegend hervor. Man würde sich indessen irren, wenn man glaubte, daß in dieser freien, edlen Haltung, in dieser unerschütterlichen Ruhe sich nichts als stolzes Ehrgefühl ausspreche. Dem geringsten Geldgewinne gegenüber schmilzt dies wie Wachs an der Sonne, und die schimpflichste Behandlung wird kriechend ertragen, wo das Geld im Spiele ist. Dieser Widerspruch kehrt zu oft wieder, um nicht endlich die Überzeugung einzuprägen, daß er charakteristisch für den Araber und mit ihm zugleich für viele andre Orientalen ist. Erstaunlicher ist noch, in diese Mischung noch edlere Eigenschaften als jene mehr äußerlichen Merkmale eingehen zu sehen: „Frei, kühn, offen, warme Freunde, bittere Feinde", sagt Burckhardt von den Scherifs, die er kennen lernte, indem er diese Qualifikation auf alle echten Araber seiner Bekanntschaft ausdehnt. Genügsamkeit und daraus folgend Mangel an Standes- und Reichtumsdünkel zeichnen die Beduinen der Wüste aus. Zum Bilde arabischer Kriegshelden gehört das unscheinbarste Äußere genügsamer Armut. Der Sinn für politische Unabhängigkeit ist den Arabern immer eigen gewesen, religiöser Fanatismus hat denselben vielfach noch gesteigert. Barth hat es ausgesprochen, daß in Nordafrika, je weiter nach Westen, desto



Ein Bischarin-Araber. (Nach Photographie von Richard Buchta.)

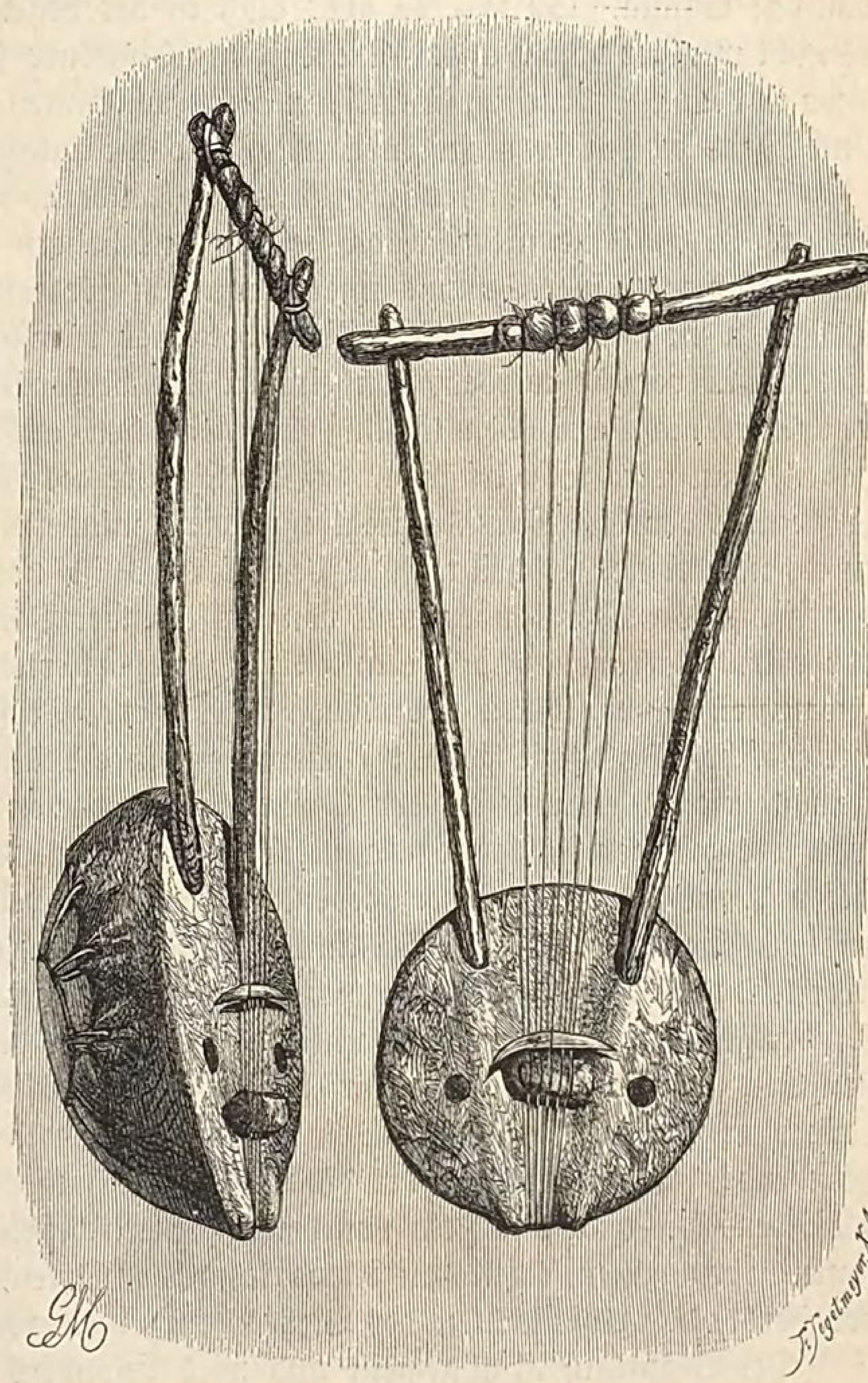
kriegerischer und mutiger die Bewohner seien, und daß man in Marokko den größten Sinn für Unabhängigkeit treffe. Es scheint hier nicht zwischen Gebirgs- und Steppenstämmen unterschieden zu sein. Das Garjan- und Dschurdschuragebirge nähren sehr freiheitsliebende Stämme, aber die nubischen Araber haben sich mit nicht geringerer Todesverachtung gegen die Engländer geschlagen, und die Hirtenstämme der Cyrenaika sind von den Türken bis heute noch nicht vollständig unterworfen.

Der Araber macht, wo seine kriegerischen Neigungen zur Entwickelung kommen, eine Ausnahme von der oft zu hörenden Behauptung, daß der Asiate ein Schwächling sei. Doch hat die nun jahrhundertelange Erfahrung der Geschichte bewiesen, daß, durchschnittlich genommen, der Europäer hinsichtlich der physischen Stärke ihm bedeutend überlegen ist. „Im ganzen", sagt einmal Vambéry, „wäre es eitle Mühe, in den verschiedenen Rassen des mohammedanischen Ostens jene physische Kraft und Stärke zu suchen, welche dem Menschen im Norden und Mitteleuropa eigen ist." Man kann diese Behauptung kühnlich auch selbst auf den Wüstenaraber ausdehnen, dem trotz seiner Wüstenfreiheit und -Wildheit der stählerne Nerv abgeht, welcher dem Manne nicht fehlen darf. Damit geht ihm auch die ruhige Beständigkeit ab, er ist kein Vir propositi tenax, sondern zeigt eher einen Zug von weiblicher Launenhaftigkeit. Bei den Franzosen, die darin Erfahrung haben, ist es sprichwörtlich, daß die Araber leicht zu führen, aber schwer zu regieren sind. Ihre Empfindlichkeit, ihr Bestehen auf gewissen Formen, ihr feines Gefühl gegenüber der Ungerechtigkeit macht, daß sie schwer zu behandeln sind. Indem sie selbst von einer Höflichkeit sind, die bis zur Unterwürfigkeit geht, verlangen sie entsprechend behandelt, mit allen Rücksichten und Vorsichten umgeben zu werden.

Im Geiste des Arabers ist eine philosophische Kraft, welche erkennen läßt, daß kein Zufall ihn geschichtlich an die Spitze der großen Bewegung des Islam gestellt hat. Vambéry, indem er den Araber dem Türken gegenüberstellt, sagt: „Der Türke ist nur fühlender, der Araber zugleich auch denkender Religionsmensch, und ein spekulativer Sinn ist für den blinden Glauben nie besonders zuträglich gewesen". Aber dieser spekulative Sinn hat etwas merkwürdig Stationäres, es fehlt ihm das kritische Streben, das schneidige Vorgehen auf das Ziel der Wahrheit zu. Nie hat sich die Wissenschaft der Araber ganz aus den Banden des Aberglaubens, der Fabelei herausgerungen. Man spricht viel von der Astronomie und Mathematik der Araber. Doch hätte man mit Astronomie nicht zugleich astrologische Zwecke verbunden, so wären selbst die Forschungen auf dem Gebiete dieses Wissens der Nachwelt nicht zu gute gekommen. Unter Wissenschaft haben die Befolger des Islam von jeher, ebenso wie heute, vorzugsweise nur Theologie und Theosophie, nur Grammatik, Logik und die schönen Redekünste verstanden. Zur arabischen Gelehrsamkeit, d. h. zu dem Spiele des Geistes, das man so nennt, gehört es, die Dinge durch Umschreibungen statt unmittelbar mit Namen zu nennen. Ein natürliches Interesse an den Dingen soll damit nicht geleugnet werden. Die Reisenden sind frappiert, zu sehen, welches Interesse die Araber an Altertümern nehmen. Juden und Christen zeigen selbst im „ruinenreichen Afrika" wenig davon. E. Carette stellt in seinem Werke über die Wege der Araber in Südalgerien und Tunis dem „praktischen Genie" der Araber für Geographie ein glänzendes Zeugnis aus und bezeichnet gut ihre besondern Anregungen zur geographischen Beobachtung: „Diese Pilgergeographen", sagt er, „denen die Religion gebietet zu reisen, diese denkenden Magnete, die fünfmal des Tages demselben Punkte der Windrose sich zuwenden müssen, diese scharfen Beobachter, für welche die Erinnerung des Gesehenen Schutz und Schirm ist". Maltzan macht aber anderseits darauf aufmerksam, daß man sich der arabischen Geographie gegenüber von dem Gedanken durchdringen lassen müsse, daß fast alle Namen von Bergen, Ländern, Flüssen unbestimmt sind, „daß der Araber selbst in den meisten Fällen mit einem Namen keine bestimmte Bedeutung verbindet". Er führt dies auf den nomadischen Grundzug

zurück, der dem Stamme, der Familie einen großen, der Scholle keinen Wert beilegt. Daher bewahrt er treu den Namen des Stammes, den er allen möglichen Örtlichkeiten beilegt, deren eigne Namen ihm gleichgültig sind.

In der Tonkunst (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 88) geht der Orient andre Bahnen als Europa. Harmonische Verflechtung mehrerer Stimmen scheint zu fehlen. „Die künstlichste Musik der bewunderten Sänger und Spieler, welche die gebildetsten Muselmanen unbeschreiblich entzückt und große lauschende Volksmassen um sich versammelt, besteht nur in einer hundertfältig verschnörkelten, rastlos hinwirbelnden Melodie, deren Grundfaden von einem europäischen Ohre mit aller Mühe nicht festzuhalten, kaum herauszuahnen ist. Ebensowenig werden die verschiedenen Instrumente, wenn sie zusammenwirken, zu einer andern harmonisch vereinigten Mannigfaltigkeit benutzt, als etwa der Rhythmus an die Hand gibt.“ (Lepsius.) Reich ist die poetische Anlage des Arabers. Trutz- und Wettgesänge, Liebeshymnen und geistliche Lieder sind vor Mohammed die Freude der Araber, deren Litteratur gerade von den Zeitgenossen, Freunden wie Gegnern des Propheten, Bereicherungen dauernden Wertes erfahren hat. Über ihn selbst ja waren Mohammeds Anhänger zuerst zweifelhaft, ob sie als Dichter, Zauberer oder Wahrsager den Ungewöhnlichen bezeichnen sollten.



Nubische Rabbaba. (Aus Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/8 wirkl. Größe.

Der Kern der Pädagogik der Araber ist dieser: Das Wichtigste für jeden Menschen ist das Erlernen des Korans, womöglich des ganzen. Und zwar ist unter diesem Lernen Auswendiglernen zu verstehen, denn unrecht wäre es, den Koran verstehen zu wollen, ehe man denselben auswendig weiß. Als weiteres Ziel der Elementarbildung erscheint das Schreiben. Es hat den Islam gefördert, daß diese Forderungen einfach und praktisch sind, so daß selbst bei abgelegenen Bergvölkern, wie den Babar des Solimangebirges, die Rudimente des Lesens und Schreibens fast allgemein verbreitet sind. Ehe man das heilige Buch im Kopfe hat, soll man nichts andres lernen. Um nun, nachdem man den Koran auswendig gelernt, ihn auch verstehen zu können, muß man sich nach altem Gebrauche die Grammatik aneignen, und diese ist also die Krönung einer mosleminischen Bildung; sie zu lernen, ist nur einem Thaleb vergönnt, d. h. einem Schriftgelehrten, der seine Gelehrsamkeit durch fehlerloses Hersagen des ganzen Korans dokumentiert.

Hier ist also auch keine Bildung in unserm Sinne zu erwarten. Wenn in den besten Teilen Arabiens Reisende die größere Jugendbildung in den Wahabi-Ortschaften rühmen, wo Lesen und Schreiben außer ihren Dogmen wohlbekannt sind, so sind in Afrika die Araber trotz Koran und Verkehr nicht viel weniger unwissend als die Neger selbst. Barth traf im ganzen Sudan fast keinen Araber, der etwas von der Herrschaft seiner Volksgenossen an der Ostküste des Erdteiles wußte. Nur ein einziger gelehrter Mann kannte einen Namen von da: Sofala. So war es aber auch in der besten Zeit. In der Tiefe des Volkes sah es nicht weniger düster aus. Die Bildung Einzelner stand zu derjenigen der großen Masse etwa in dem Verhältnisse, in welchem die Prachtbauten der Sultane Ispahans, Samarkands und Agras zu den sie umgebenden Massen von ärmlichen Lehmhütten sich befanden.

Die Stellung der Frau ist in allen Ländern, wo der Islam Ausbreitung gefunden hat, theoretisch eine niedrige, da sie von den höhern Interessen des Lebens ausgeschlossen und dafür mit einer Summe unedlerer, nicht fördernder oder bildender Aufgaben beladen ist. Man mag die weiblichen Heiligen der Araber anführen, welche allerdings, soweit sie in Nordafrika verehrt werden, von einigen auf berberischen Ursprung zurückgeführt wurden, und man mag auch den Einfluß betonen, den auf Mohammed selbst Frauen ausgeübt haben, man wird nicht leugnen, daß die Sphäre des Weibes im ganzen Umkreise des Islam tief unter der des Mannes liegt und diese mindestens nicht zu heben, viel öfter hinabzuziehen geeignet erscheint. In den Harems ist noch immer die von albernen Lebensbegriffen, von Aberglauben und von auffallender Borniertheit strotzende Lebensphilosophie der alten Matronen und der aus Afrika importierten Negerinnen vorherrschend, und die Frauen eines vornehmen und reichen Türken oder Persers, sie mögen in alle Luxusstoffe der europäischen Industrie gehüllt einhergehen, ihre Männer mögen als die berühmtesten Reformatoren gelten und an der Spitze der staatlichen Angelegenheiten sich befinden, sind, was ihre geistigen Fähigkeiten anbetrifft, von ihren Geschlechtsgenossen auf der Steppe im tiefen Asien nur wenig verschieden. Der Harem verlacht, verspottet und verkümmert so manchen Schritt, welchen die Männerwelt auf dem Felde der Neuerungen macht. In den arbeitenden Klassen ist die Lebensaufgabe gerechter geteilt, als so manche Schilderungen der Araber glauben machen, welche unter dem Eindrucke des Mißverständnisses der zurückgezogenen Stellung des Weibes entworfen sind. Die Vorstellung, als sei die Frau bei dem Araber weiter nichts als eine Magd, ein bloßes Werkzeug, ist eine auf oberflächlicher Anschauung beruhende. Dem Weibe gehört die Arbeit des Hauses und leichte Verrichtungen außerhalb desselben, während das Feld von den Männern bestellt, das Einheimsen des Getreides von ihnen übernommen, ebenso die Abwartung der Gärten, wo solche vorhanden sind, das Hüten der Herde, das Abschlachten des Viehes, kurz viele schwere Arbeit von ihnen besorgt wird.

Der Brautkauf ist allgemein und wird besonders widerlich, wenn er, zum Austausche der Mädchen führend, Tauschhandel wird. Die Hochzeiten finden womöglich am Mittwoch oder Sonntag statt, da für diesen Zweck jeder andre Tag unglücklich ist. Bei den Beduinen gehen eine Woche lang allabendliche Tänze der Jugendgenossen der Brautleute voran, wobei ein innen befindlicher Mann den Kreis der Tanzenden zu durchbrechen sucht. Das Einholen der Braut und des Bräutigams begleiten Pantomimen, die an den Brautraub erinnern. Eigentümlich ist der Brauch, daß der Bräutigam gegen eine ihm entgegengebrachte „Brautpuppe“ seine Gerte schwingt, ehe er vor das Zelt seiner wirklichen Braut reitet. Drei Tage vergehen mit Gastereien und Spielen, ehe die Vermählten sich selbst gehören dürfen. Die Polygamie ist eine altarabisches, ja ein altsemitisches Herkommen; in den ältern, einfachern Verhältnissen schränkten die Umstände sie ein, im Wohlstande der bereicherten Eroberer wurde sie ein Wurm, der am Kerne jedes von den Völkern frißt, die Mohammeds Lehren angenommen haben. Zur Absonderung des Weibes trägt der Umstand

bei, daß ihm das Haus angewiesen ist, während im ganzen Oriente die Geschäfte der Männer öffentlich und meistens auf der Straße betrieben werden. Vor den größern Häusern findet man lange Stein- oder Lehmbänke, Freunde kommen, grüßen kurz, setzen sich fast unbeachtet nieder, die Geschäfte gehen ihren Gang. Angesehenern Gästen wird Kaffee oder die lange Pfeife gebracht; Sklaven stehen umher, auf jeden Wink bereit. Hier spielt sich ein guter Teil orientalischen Lebens ab.

Zur Familie werden die Sklaven gerechnet, deren oft bis zur Schwäche milde Behandlung dem Umstande entspringt, daß ein Teil der Rücksicht, die allen Familienangehörigen gezollt wird, auf sie übergeht. Mohammed war persönlich der Sklaverei abgeneigt. Er gab dem Sklaven Zayd, welchen seine Gemahlin Chadidscha ihm geschenkt hatte, die Freiheit, und Zayd ward einer seiner stärksten, gläubigsten Anhänger. Auch später ihm zugefallene Sklaven ließ er frei. Sie sind auf dieselbe Art gekleidet wie ihre Herren, haben auch Eigentum, sammeln sich Vermögen und können sich unter Umständen durch ihre Ersparnisse frei kaufen. Bei dieser milden Behandlung ist ihr Betragen auch keineswegs so unterwürfig, wie man es etwa bei den im Besitze europäischer Pflanzer befindlichen Sklaven einst fand. Auch da, wo wie in Algerien die Sklaverei gesetzlich aufgehoben ist, ziehen viele vor, thatsächlich Sklaven zu bleiben.

Unterstützt von dem maßlosen National- oder vielmehr Stammeshochmute der Beduinen, hat in Südarabien eine Kastensonderung von ganz eigner Schärfe sich ausgebildet, welcher ebensowohl ethnographische und religiöse wie politische und wirtschaftliche Motive zu Grunde liegen. In Hadramaut unterscheidet man zunächst nur wie in andern islamitischen Gebieten die Scherifs als die vermeintlichen Nachkommen des Propheten; ferner aber Amudi, die Nachkommen von Isa ben Amud, die Sultane und Herrscher im Wadi dô'an; dann die Beduinen, die, da sie Krieger sind, immer mehr als die ansässige Bevölkerung, die Harrath (Bauern), gelten; endlich die Zabih, Schlächter, wozu auch die Töpfer kommen. Dies ist indessen als das Minimum der vorkommenden Sonderungen zu bezeichnen, deren eine viel größere Zahl aus dem auch in Abessinien, aber in anderm Sinne, vorkommenden Begriffe Achdam sich entwickelt, der seine treffendste Verdeutschung wohl in „anrüchige Klassen" findet. Achdam (Plural von Chadem) bedeutet Diener. Eine Menge von Gewerben ist bei den stolzen Beduinen verachtet, und diese verrichten nun die Achdam. Sie sind Gerber, Wäscher, Töpfer, Schlächter und gelten für besudelt durch diese mehr oder weniger unreinen Gewerbe, aber doch nicht in dem Grade für unrein, um auch den aus ihren Händen hervorgehenden Gegenständen ihre Unreinheit mitzuteilen. Letzteres soll bei den Schumr der Fall sein, die von den Achdam ebenso skrupulös gemieden werden wie sie selbst von den Beduinen. Die Achdam kommen in Moscheen, aber nicht in die Häuser der Araber. Sie wohnen stets abseits, gewöhnlich außerhalb der Städte und Ortschaften, zahlen keine Abgaben und bringen vielmehr dem Fürsten, der sie zu öffentlichen Leistungen heranzieht, nur Schande. Sogar in Aden, wo doch die Kastenbegriffe durchaus keine offizielle Geltung haben, lieben es die Achdam, sich abzusondern, und bewohnen ihr eignes Viertel, sind aber meist in viel geringerm Maße sedentär als die übrigen Völker, weshalb Niebuhr sie nicht unzutreffend mit den Zigeunern verglichen hat. Von den Achdam werden in einigen Gegenden die Barbiere als besondere Kaste von übrigens ähnlicher Rangstufe abgesondert. Viel tiefer stehen aber in Jemen zwei echte Pariakasten, die Schumr und Schafedi, welche alle ekelhaften Hantierungen verrichten und angeblich als Abdecker besudelt sind, in Wirklichkeit aber, gleich ähnlichen Kasten Indiens, viel mehr Musikanten, Sänger und Gaukler umschließen und vom Besuche der Moscheen ausgeschlossen sind. Im Lande der Audeli, östlich von Yefia, heißen sie daher Merafai, Deschân, Bezeichnungen, welche sich auf die Instrumente beziehen, die sie spielen, denn wo es keine Schumr gibt, versehen die Achdam dieses

Gewerbe. In der Nähe von Godr, Hauptort der Audeli, gibt es ein eignes Dorf, Masfegga, nur von Merafai bewohnt. In den Ländern der Aulagi und Wahid führen sie den Namen „Ahl Haik", d. h. das Webervolk, weil sie sich diesem Handwerke hingeben. Es gibt ganze Städte, welche von diesen „Ahl Haik" bewohnt sind, z. B. die Stadt Naudha zwischen Hota und Hatbân. In Hadramaut dagegen sind es die Metzger, deren Gewerbe den Namen für die Parias abgeben mußte. Sie heißen dort Zabih, d. h. Schlächter. Aber die Verachtung heftet sich keineswegs an das Gewerbe, sondern der Kastengeist erweist sich so mächtig, daß ein Schimri, und treibe er, was er wolle, sich nicht über seinen tiefen Stand zu erheben vermag. Er gehört ihm durch die Geburt, nicht durch ein Gewerbe an.

Die Gedanken der Völker dieser Gebiete, einmal auf die Übertragung von Standes- auf Volksunterschiede gerichtet, kommen zu Zielen absonderlicher Art. Man findet als Volksname für südarabische Küstenbewohner Quarauwi. Dies bedeutet nichts als einen, „der lesen kann". Solche Kenntnis, die man in Südarabien nur bei unkriegerischen Stadt- und Dorfbewohnern findet, wird von den Beduinen gering geachtet, gleichsam wie der Name „Federfuchser" bei Rittern und ungebildeten Militärs. Den Beduinen des Innern, den wahren Hakili, ist deshalb Quarauwi ein Schimpfwort. Die Küstenbewohner aber setzen eine Art Stolz darein, da das „Lesenkönnen" bei ihnen geschätzt wird, und nennen sich deshalb selbst gern „Quarauwi". Die Fürsten der Quarauwi sind jedoch meist Hakili, d. h. freie und oft auch sehr ungebildete Beduinen. Und diese selbst erscheinen hier mehr als Kaste, denn als Volk.

Die Geschlechter oder Clans waren die politischen Einheiten, von welchen getragen und mit denen kämpfend einst Mohammed sich und seinen Glauben zur Geltung brachte. Sie stellten ihm die einzigen politischen Mächte dar, mit welchen er zu rechnen hatte. Er konnte sie, um zunächst eine arabische Glaubenseinheit darzustellen, zur Seite schieben, nicht aber vernichten. Das Verwandtschaftsgefühl ist zu intensiv, um nicht nach politischer Ausprägung zu suchen, die es übrigens ganz von selbst findet, indem es den patriarchalischen Zusammenhang bis in die entferntesten irgend nachweisbaren Glieder verfolgt. Er bediente sich der mißvergnügten Elemente, die zu ihm übergingen, um die feindlichen Stämme zu schwächen; aber ihre Organisation zu vernichten, wäre ihm als ein Unding erschienen. Er paktierte, und der erste Kern der neuen Weltmacht war ein Bund von Stämmen. Es ist interessant, in der Urgeschichte des Islam zu sehen, wie die religiöse Idee sich an die Stelle des vorher alleinherrschenden Stammesgedankens bringt und dadurch den Mangel eines arabischen Nationalgefühles ersetzt. Mohammed bedrohte durch sein Auftreten die Vorrechte seines Stammes, der Koreischiten, auf den Schutz und die Beherrschung der Kaaba. Er konnte diesen Stamm nicht verlassen, schloß aber Bündnisse mit andern Stämmen, die ihn als Propheten Gottes aufnahmen. Als Maltzan in Gestalt eines Maghrebia seine Pilgerfahrt nach Medina machte, fand er es geraten, sich als Heimatsstadt Philippeville zuzulegen, da hier kein Araber wohnt. Dies war das einzige Mittel, um der Gefahr zu entgehen, von jedem einzelnen Maghrebia unterwegs ausgefragt zu werden, ob er nicht im 20. Grade Vetter von ihm sei.

Der Islam hat ebensowenig mit den demokratischen Gesinnungen, die er in der Zeit des Aufringens bewies, in der die Republik die Stammeshäupter Mekkas zu bekämpfen hatte, das aristokratische Element in diesen Stammesgliederungen zurückzudrängen vermocht. Würden die Koreischiten nicht schon früher eines hohen Ansehens in Arabien sich erfreut haben, so wäre Mohammeds Weg zur Herrschaft noch viel schwieriger gewesen. Beide Säulen der Macht der alten Geschlechter, die Hochhaltung der patriarchalischen und der aristokratischen Grundsätze, stehen so fest wie nur jemals. Die Söhne der Beduinen von Janbo, der stolzen Limbauvi, welche dem Stamme der Dschehina angehören, verheiraten sich fast immer, um ihren Adel zu erhalten, in ihrem eignen Stamme. Nimmt

einer ausnahmsweise eine Mekkanerin, welche sonst in der islamitischen Welt so hoch stehen, so gilt ihnen dies als Mesalliance, und die Sprößlinge sind nicht ganz ebenbürtig. Unterstützt vom Adelsstolze und der Kastensonderung, erlangt das Stammesbewußtsein eine unvernünftige Schärfe. Kabyle steht gegen Kabyle, jede hält sich allein für vollblütig arabisch, die andre für hündisch, unrein, ausrottenswert. Die Blutrache vertieft diese Klüfte, und in Südarabien wurde das Wachstum der Türkenherrschaft wesentlich gefördert dadurch, daß alle Unzufriedenen und Verbrecher, besonders diejenigen, welche der Blutrache zu entgehen trachteten, bei dem nächsten türkischen Posten Schutz suchten, so daß ganze Dörfer, die ein Interesse an der Türkenherrschaft hatten, um deren vorgeschobene Posten sich bildeten. Auf diese Art drängten sich feindliche Elemente zwischen die Stämme. Scharf bestimmt sind die Grenzen selbst der vollkommenst nomadischen Stämme, allzu scharf die Eigentumsrechte, deren rätselhaften Buchstaben gleichende Zeichen Wesm man sehr häufig an den Thoren und Mauern der alten verlassenen Städte, auf den Säulen und steinernen Wassertrögen der Ruinenorte, an glatten Felswänden, bei den Brunnen und Zisternen mit großer Sorgfalt tief in den Stein eingegraben findet, wo sie anzeigen, daß das Recht, bei diesen Örtlichkeiten zu weiden und die Herden zu tränken oder Ansiedlern daselbst den Feldbau zu gestatten, ausschließlich denjenigen Stämmen oder Stammzweigen zustehe, welche die dort eingegrabenen Eigentumszeichen führen. Selbstverständlich trägt auch sämtliches Vieh eines Stammes, Ziegen, Schafe und Kamele, Stück für Stück das Wesm.

Ist die Würde des Scheichs auch erblich, so findet er doch nur Gehorsam nach Maßgabe seiner Geistesgaben, seines Charakters und seines Reichtumes. Mohammeds Nachfolger Omar, der erste „Fürst der Gläubigen", einfach von Sitte, gerecht von Gesinnung, streng und pflichtgetreu, ist das Muster eines guten Araberfürsten, wie er in der Schule der Stammesführung und auf dem aristokratischen Boden öfters erwächst. In seiner Hand liegen Leben und Tod, Krieg und Friede. Aber auch Verträge mit andern Stämmen, und ihnen vorhergehend Schlichtung von Streitigkeiten und Vermittelung von Heiraten, hält er nicht unter seiner Würde, doch stehen ihm darin die Ältesten zur Seite. Gute Regierung erleichtert der oft in wunderbarem Maße angeborne Takt für Herrschaft und Vermittelung. Ein Beispiel sind die Emire von Schammar, von deren Gebiete Blunt erst vor einigen Jahren das große Wort aussprach: „Der Emir lebt in Frieden mit den Nachbarn, außer den Rualla und Sebaa. Die Steuern in Schammar sind gering, der Kriegsdienst freiwillig, seine Regierung durchaus populär. Nirgends in Asien gibt es ein glücklicheres Gemeinwesen als in Dschebel Schammar."

Von den tiefern Wurzeln der Größe der Nationen, die in den Untergrund der sozialen Verhältnisse hinabreichen, hat aber die orientalische Verwaltungskunst keine Vorstellung. An den Fortschritt auf dem Felde allgemeiner Bildung, an unsre sozialen und staatlichen Institutionen wolle man gar nicht denken. Denn wie hätte ein Volk in den Besitz nachahmungswürdiger Kultur gelangen können, das den Koran, diesen Ausbund aller Weisheit, nicht befolgt? Überall und überall, wo man im mohammedanischen Asien von der Größe Europas hörte, war man der Ansicht, daß die überwältigende Übermacht des Abendlandes nur in dem regulären Heerwesen liege. Auf Europäisierung der Heere haben die orientalischen Mächte daher gewaltige Summen verwendet und — verschwendet; gleichzeitig haben sie die Quellen des Wohlstandes vertrocknen lassen. Von der Lässigkeit orientalischer Regierungen besonders gegenüber den wirtschaftlichen Interessen ihrer Unterthanen gibt die Geldnot, in welcher sie sich mehr oder weniger alle befinden, vollgültigen Beweis.

Nichts illustriert deutlicher die mangelnde Energie der orientalischen Völker als die Leichtigkeit, mit der ihnen der Faden, an dem sie ihr wirtschaftliches Gedeihen spinnen, aus der Hand gleitet. Das Versiegen einer Quelle, der Einsturz eines Irrigationskanales

oder die Laune eines Herrschers ist oft hinreichend, um die Kultur von einer Gegend in eine andre zu verpflanzen. Wiederaufbau scheint schwerer als Neuaufbau. Hierzu gehört auch die Veränderung der Regierungssitze einzelner Dynastien und Fürsten, mit der die Verkehrsströme und die Zentren der Bevölkerung sich änderten. „Was Konia, Engürü und Brussa in der ersten Epoche der Osmanen war, das ist heute Stambul, Smyrna und Adrianopel, und wenn in Isfahan ganze Vorstädte verlassen und ganze Reihen von Bazaren in Ruinen liegen, so ist anderseits aus dem Dörfchen Rei die heute über 40,000 Einwohner zählende Kadscharenresidenz Teheran erwachsen." (Vambéry.)

Dem geringen Aufwande an Kraft und Geist von ihrer Seite entspricht auch die mangelhafte Ausbeutung selbst der am leichtesten sich darbietenden Naturschätze. Der Orient umschließt eine Menge Ländereien von einst sprichwörtlichem Reichtume, und keine ist das von fern, was sie sein könnte, selbst nicht das Delta von Ägypten, an dessen Hebung große Intelligenzen und Kapitalien im Dienste der ägyptischen Alleinherrscher gesetzt worden sind. Von den Kornkammern Persiens schreibt ein neuerer Reisender: Diese Kornkammer habe ich zufälligerweise mehreremal durchstreift, habe aber dessenungeachtet gefunden, daß man auch hier oft 4—5 geographische Meilen zurücklegen muß, bevor man zum kultivierten Rayon eines Dorfes oder einer Stadt gelangt, denn jener ohne Unterbrechung fortlaufende Kranz von Äckern, Feldern, Wiesen und Gärten, den wir in so manchen Ländern Europas antreffen, der ist in Persien wie im ganzen mosleminischen Asien völlig unbekannt; und von Tunis schrieb Maltzan schon vor einem Menschenalter: „Noch in diesem Jahrhundert ist der Verfall weiter geschritten. Die im Altertume seltsamerweise vernachlässigte, im Mittelalter ‚die beste aller Ebenen' genannte Ebene von Blidah, welche im Anfange unsers Jahrhunderts noch 150,000 Anbauer zählte, gehörte in den fünfziger Jahren zu den wegen dünner Bevölkerung parzellierten Regierungsländereien."

Wie sehr es die Menschen sind und nicht, wie man hat behaupten wollen, die durch lange Ausbeutung bedingte Ermüdung des Bodens, welche die Kultur zurückgehen läßt, das lehrt der Fortschritt, der unter bessern Bedingungen bewirkt wurde. Dies lehrt vor allem das älteste und am meisten ausgebeutete der orientalischen Kulturländer, Unterägypten.

---

7. Die Völker der Sahara.

„Ihr hagerer, sehniger Körper, ihre wilden Sitten, ihr unbezähmbares Freiheitsgefühl sind das Abbild ihrer lieblosen Heimat." v. Bary.

Inhalt: Beziehungen zwischen Sahara und Sudan. — Wüstenvölker im Sudan. — Ältere Zeugnisse. — Ackerbau und Viehzucht. — Heilsame und schädliche Wirkungen der Not. — Auswanderung. — Handelsgeist. — Raubsinn. — Mord und Krieg. — Verkehr und Handel. — Gewerbe. — Salzhandel von Bilma. — Städte. — Geistige Wirkungen der Wüste. — Schärfe der Sinne. — Aberglaube. — Unabhängigkeit. — Politische Einrichtungen. — Religiöse Vorstellungen. — Zur Völkergeschichte der Sahara. — Einzelschilderung der Tibbu. — Verbreitung. — Besondere Merkmale. — Tibesti. — Borku. — Ennedi. — Kawar. — Einzelschilderung der Tuareg. — Verbreitung. — Allgemeine Beschreibung. — Besondere Merkmale. — Einige Bemerkungen über Ghat, Asgar und Aïr (Kelowi).

Sahara und Sudan sind in ethnographischer Betrachtung nicht voneinander zu trennen. Einmal sind es Nachbargebiete, welche, in voller Breite aneinander liegend, zwar durch eine stark ausgeprägte klimatische Naturgrenze voneinander getrennt sind, aber durch diese Ausdehnung ihres Zusammengrenzens befähigt, ja, man kann wohl sagen, angetrieben sind, ihre Bevölkerungen gegeneinander zu tauschen, ineinander zu verschieben. Zum andern aber sind dieses Naturgebiete eigner Art, das eine wüstenhaft, das andre zu einem sehr großen Teile

steppenhaft oder den Übergang von der Steppe zum Ackerbaulande bildend, und dieser ihrer eigentümlichen Befähigung entspringt eine Beweglichkeit ihrer Völker, welche besonders groß in der Wüste und, wie wir sehen werden, darum im stande ist, gewaltige Völkerzüge aus der Sahara nach dem Sudan gelangen zu lassen, der seinerseits selbst noch Gelegenheit genug zum schweifenden Leben bietet, aber seltener seine durch die günstigere Natur des Landes eher zum Bleiben bewogenen Völker auszusenden geneigt sein wird.

In der zentralen Sahara und den nächstliegenden Strichen des Sudan wohnen die großen Völkerstämme der Tuareg und Tibbu, welche ursprünglich Dialekte der berberischen Sprache redeten, in welche erst später fremde Elemente eingedrungen sind. Unter diesen fremden Sprachen ist die arabische selbstverständlich die einflußreichste gewesen, da sie die Sprache des neuen Glaubens, vielfach auch der Herrscher, des Handels, endlich vor allem desjenigen Volkes war, welches in seinen Sitten und Gebräuchen diesen Wüstenvölkern am nächsten stand. Beide haben wie Sitten so Sprachelemente ausgetauscht. Die Meschagra-Araber kleiden sich wie die Tuareg und zahlen Garama an Ahitarel, ganz so die Ifoga von Tademekket. Aber viel mehr Tuareg haben sich arabisiert, und wenn nicht die Araber selbst, so doch arabisches Wesen ist in der Wüste im Vordringen. Anderseits drangen Negersprachen von Süden ein, vor allen das vom Handel getragene Haussa. Oder sind dieses Reste einstiger Negervölker, die hier saßen? Man weiß es nicht. v. Barys Kelowi sprachen nur Haussa, und diese Kelowi kamen aus der Gegend zwischen Sinder und Kuka. In Aïr sind Tier- und Pflanzennamen vielfach von den allgemeinen Tuaregnamen abweichend, und man meint, daß dieselben der Haussasprache entstammten. Ja, die Bewohner des Dorfes Guri, welche v. Bary auf seiner Reise von Ghat nach Adschiro schildert, waren „mehr Neger als Tuareg, sprachen alle Haussa, wenige verstanden Turgi". Ihre Weiber waren häßlich, ihre Kinder ganz nackt, sie hatten bienenkorbförmige Hütten, waren fanatische Moslems, waren in schwarze Toben und schwarze Kopfbinden gekleidet. Wer möchte hier das Vorhandensein einer starken Haussa-Invasion leugnen? Dazu kommt die Negereinfuhr für Sklaverei und Sklavenhandel, von deren Größe man sich nicht leicht einen zu starken Begriff macht. Die heutige Zufuhr ist ein Nichts gegen die Massen, welche zu einer Zeit kamen, als noch die Barbareskenstaaten offen Sklavenhandel trieben. Und diese aus dem Sudan in die Tuareg- und Tibbuländer eingeführten Negersklaven waren selbst ein so buntes Gemisch, daß, wie J. Richardson ausdrücklich aus Ghat berichtet, sie nicht leicht etwas aus ihrer Heimat durch Neuankommende erfahren oder sich mitteilen konnten!

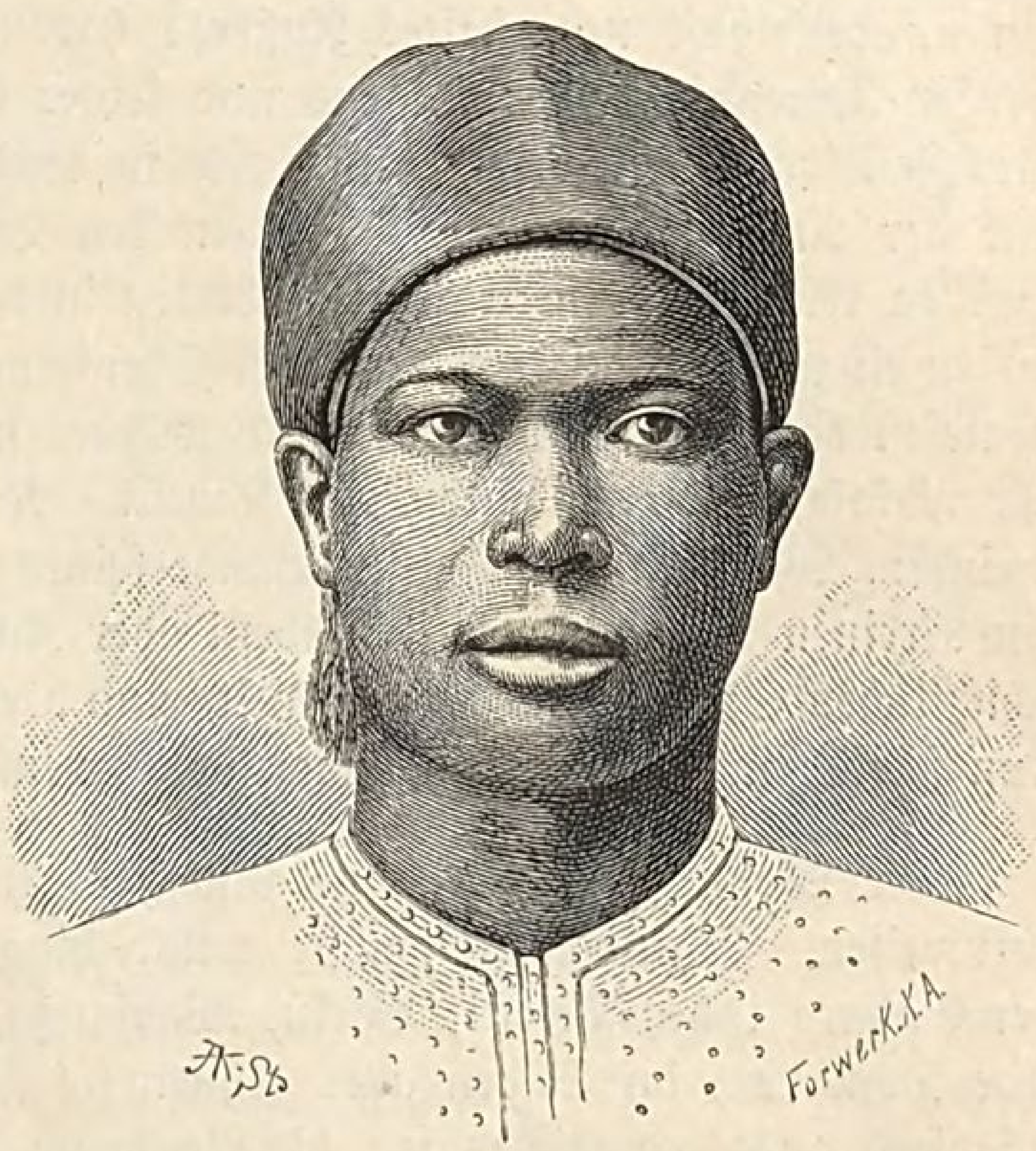
Um von der türkischen Invasion zu schweigen, die doch bis nach Fessan hin ihre Wellen geworfen, ist dann die eigne Beweglichkeit dieser kriegerischen Völker zu erwägen. Starke Verschiebungen sind an der Tagesordnung. Wo die Tuareg und Tibbu aneinander grenzen, unternehmen fast unaufhörlich einzelne Teile Raubzüge gegeneinander. Die Tuareg von Ardschischo überfallen z. B. ohne nennenswerten Grund die Tibbu von Abo und nehmen ihnen alle Kamele weg, lassen ihnen aber Sklaven und Kinder und erhalten von ihrem Scheich den Befehl, niemand zu töten. Früher geschah letzteres nicht, und auch heute werden noch immer genug Weiber zu Sklaven gemacht und Männer getötet. Wer möchte da nicht die Antwort des Scheich Brahim ul Sidi, der zu seiner Zeit für den gelehrtesten der Tuareg gehalten wurde, vortrefflich finden, der auf die Frage nach dem Ursprunge der verschiedenen Stämme der Tuareg antwortete: „Wir sind untereinander verbunden und vermischt wie das Gewebe eines Zeltes, in welchem Kamelhaar und Wolle verwoben sind. Man muß geschickt sein, um Kamelhaar und Wolle auseinander zu halten. Übrigens wissen wir, daß jeder Stamm einem andern Lande entstammt." Viele Stämme der Wüste sind geschichtlich nachweisbar von jüngerer und zufälliger Bildung, wie in gewissen Oasen des Landes Borku die Bewohner erst in jüngerer Zeit aus den verschiedensten und

zweifelhaftesten Elementen zusammengewachsen sind. „Eingeborne", sagt Nachtigal, „die keine Kamele mehr besaßen, welche ein Nomadenleben erheischten oder rechtfertigten, landflüchtige Mörder, Kriegsgefangene, die aus religiösen Bedenken nicht zu Sklaven gemacht, aber auch nicht ausgelöst worden waren, vielleicht auch freigelassene Sklaven mögen sich angesiedelt, allmählich einen kleinen Besitz erworben, sich untereinander und zuweilen mit Nomaden verheiratet und so mit der Zeit einen neuen Stamm gebildet haben, der freilich von den reinen Nomaden mehr oder weniger verachtet wird." So ist die Bevölkerung der Oase Jin zusammengesetzt, welche Herrin ihres Bodens und ihrer Ernten ist. Aber es ist das eine Ausnahme, denn, man darf wohl sagen, die Lebensverhältnisse sind in Borku die denkbar ungünstigsten für die Entwickelung von festen Ansiedelungen, das nomadische Element wird im ganzen wohl immer die Oberhand behalten, um so mehr, als es nicht allein aus den Bewohnern der Weideländer von Borku, sondern auch aus andern weither kommenden räuberischen Horden sich zusammensetzt, welche den Anbau des Bodens für den Anbauer fast unfruchtbar machen. Und so wird also der Umsetzungsprozeß, die Völkerzellteilung ins Unendliche, nie aufhören.

In dem östlichsten Teile der Wüste, die an ältestes historisches Gebiet grenzt, ist es möglich, die Bevölkerung weiter zurückzuverfolgen. Hier ist die älteste Bevölkerung der Oasen (nach Brugsch) berberischen Ursprunges, und zwar werden von den auf den Denkmälern genannten Stämmen vorzüglich die Tehennu, ein hellfarbig und selbst blondhaarig geschildertes Volk, mit dieser Region in Beziehung gebracht. In Siwah wird noch heute ein berberischer Dialekt gesprochen, und in der Kleinen Oase gibt es eine Kolonie von Siwanern, welche schon zu Caillauds Zeit hier angesiedelt waren und noch zu Aschersons Zeit (1876), also mindestens in der dritten Generation, ihren berberischen Dialekt erhalten hatten. Außerdem wird auch Siwanisch, d. h. Berberisch, überall von den Handelsleuten gesprochen, die öfter die Oase Siwah besuchen. Es fehlt auch nicht an berberischen Ortsnamen in heute arabisch sprechenden Gebieten. So heißt in Farafrah eine Kulturinsel Dschallan, wahrscheinlich derselbe Name wie Dschalo oder Djalo in der Audschilagruppe. Erst in historischer Zeit sind also ägyptische Kolonisten herübergekommen, die dann allerdings nicht unterlassen haben, auch hier mächtige Bauten als Denkmäler ihres Daseins zu errichten. In der Oase von Chargeh hat man einen Tempel entdeckt, der den Namen des Perserkönigs Dareios trägt. Neuerlich aber hat Ascherson in der Kleinen Oase eine Stele gefunden, auf welcher Lepsius den Namen des vielgenannten Tutmosis II. las, der vor dem großen Ramses regierte. Man hat auch ägyptische Ortsnamen aufgefunden. In der Oase Dachel kommt Mut, der unveränderte altägyptische Name der Göttin Isis, vor. In der Großen Oase übersetzt Brugsch den Namen Beris mit Stadt des Südens. Auf beide Völkergruppen führt offenbar auch die große Mehrzahl der heutigen Bevölkerung ihren Ursprung zurück, denn nach ägyptischen und berberischen Typen ist sie hauptsächlich zu sondern: jene durch die mandelförmig geschlitzten Augen und dicken Lippen, diese durch die größer geöffneten Augen, weder an der Spitze stark verbreiterte noch mit sehr stark gebogenem Rücken versehene Nase gekennzeichnet. Letzterer Typus erinnert hier wie im Atlas an europäische Formen. Zum Überflusse sind blondhaarige und blauäugige Menschen hier wie in andern Berbergebieten nicht selten und dürften kaum alle als pathologische Formen aufgefaßt werden. Als drittes, der Zahl nach geringeres Element kommen die Araber in Betracht, welche jedoch selten ständige Bewohner in diesen Oasen, mehr vorübergehende Besucher von ihren Weidestrecken am Nilrande und im Atlantischen Gebiete her sind. Von viel größerm Einflusse auf die Zusammensetzung der Bevölkerung sind die als Sklaven zum Bleiben hier eingeführten Neger, vorzüglich das weibliche Geschlecht derselben. Von ihnen erwartet Rohlfs eine immer weiter gehende Vernegerung der Libyschen Wüste. Und endlich

kommen auch Zigeuner vor, die mit dem im Nilthale üblichen Namen Nadschari bezeichnet werden, jedoch, wenigstens in Beharié, keine andre Sprache als Arabisch zu sprechen scheinen. Sie erinnern in ihrem unsteten Leben, in der Beschäftigung mit Kleinschmiedearbeit und Kesselflicken und in der lockern Lebensweise ihrer jüngern Weiber an ihre anderwärts zu findenden Stammesgenossen. Zu gewissen reichen Oasenbewohnern stehen sie in einem Klientelverhältnisse.

Ein wichtiger Punkt in aller saharischen Völkergeschichte ist die Verbindung mit dem Sudan, neben dem Nilthale, das so viel weniger zugänglich, das völkerreichste Gebiet, mit dem die Sahara sich berührt. Zwischen beiden müssen unzählige Völkertausche stattgefunden haben. Es liegt hier in dem Grenzgebiete zwischen Ostsahara und Ost- und Mittelsudan neben vielen kleinen ein einziges großes Grundproblem der Völkerkunde, dessen Lösung H. Barth zum erstenmal versucht, der auch die ganze Wichtigkeit derselben begriff, und das dann durch Nachtigal so weit gefördert wurde, daß man gerade die Aufhellung der Beziehungen zwischen den Tibbuvölkern der östlichen Sahara und speziell Tibestis und der herrschenden Rasse der Tsadseeregion zu den hervorragenden Verdiensten rechnen muß, die dieser Reisende um die Kenntnis Afrikas sich erworben.



Ein Fessaner. (Nach Photographie.)

Auf die ältesten Nachrichten zurückgehend, welche uns über die in Frage stehenden Gebiete zu Gebote stehen, finden wir bei den Geographen von Herodot an ein Reich der Garamanten in der Region des heutigen Fessan, das dann später zur römischen Provinz Phasania geworden war. An seiner Stelle finden wir bei den arabischen Reisenden und Geographen vom 12. Jahrhundert an das kaum minder ausgedehnte Reich der Zoghawa in annähernd derselben Gegend, das allmählich kleiner wird, verfällt, um dem Kanem- oder Bornureiche Platz zu machen, das schon zu Ende des 12. Jahrhunderts die Länder bis Fessan unterworfen zu haben scheint. In den nächsten Jahrhunderten schwankte die Wage der politischen Herrschaft in diesen Gegenden zwischen Zoghawa und den Bornuherrschern. Am Ende des 15. Jahrhunderts sah Leo Africanus ein Reich der Belala, die Kanem erobert und die Zoghawa unterjocht hatten, in höchster Blüte. Seitdem nahmen die Zoghawa einen hervorragenden Teil an der Gründung des Landes Darfur, sind aber als selbständige Macht vom Schauplatze abgetreten. Bornu ist wieder eine bedeutende Macht geworden, wenn auch in engern Grenzen, und das alte Phasania ist erst barbareskisch, dann türkisch geworden. Welche Völkerbeziehungen liegen nun unter dieser Decke sich gegenseitig verschiebender, verdrängender, ersetzender Reiche?

Man kann nicht zweifeln, daß der Ausgangspunkt einer solchen Betrachtung Tibesti und das Tibbuvolk sein müsse, die politisch in den Relationen der betreffenden Geschichtschreiber gar keine, ethnographisch eine sehr große Rolle gespielt haben. Die Alten sprechen von höhlenbewohnenden Äthiopen, welche gegen Mittag von den Garamanten wohnten, und man hat Gründe, diese freilich sehr unbestimmte Aussage auf die Teda Tibestis zu beziehen; aber es scheint, daß, so wie im Altertume, auch im Mittelalter dieses Volk in

seiner Bergfestung sich unabhängig von mächtigern Nachbarn hielt und darum so wenig Erwähnung fand. Leo Africanus erwähnt zuerst ein Volk Qoran mit unverständlicher Sprache und nomadischen Sitten in der Südostsahara, das aber erst im Anfange unsers Jahrhunderts eine eingehende Schilderung durch den verdienstvollen Reisenden Mohammed et Tunisi fand. Er erwähnt ferner ein Volk Bardoa, dessen Land er so bestimmt begrenzt, daß man ohne Frage das heutige Tibbuland in demselben sehen muß, und es ist sehr wichtig, daß er den Bornukönig aus diesem nach seiner Auffassung libyschen oder berberischen Volke stammen läßt. Auf diese Zeugnisse hin hatte man diese Tibbuvölker als Berber zu betrachten sich gewöhnt, und zwar rechnete man sie nach dem Vorgange der arabischen Geographen zu den Tuareg. Als aber H. Barth die Entdeckung machte, daß das Kanuri, die Sprache der herrschenden Rasse in Bornu, nur ein Zweig der Tedasprache sei, neigte man zur Ansicht, daß die Tibbu Neger seien, weil die Bornuesen ein unzweifelhaft negerhaftes Äußeres haben. H. Barth vertrat diese Ansicht mit dem ganzen Aufwande seines Wissens und seiner Erfahrung. Aber es gelang ihm doch nicht, den Zwiespalt zwischen ihr und den so bestimmten Angaben der arabischen Geographen mit der Annahme zu lösen, daß ein den Tibbu fernstehender Stamm, der den Namen Bardoa trug, in frühern Jahrhunderten in der Libyschen Wüste gelebt habe, wohin er von außen eingewandert sei. Aber dieser Stammname Bardoa hat eine Teda-Endung, und noch heute ist das Thal Bardai, dessen Bewohner füglich Bardewa genannt werden können, eine der wichtigsten Landschaften von Tibesti. Nachtigal hat mit Gründen, welche von allgemeinerm Werte sind, im ersten Bande seines „Sahara und Sudan" die Wahrscheinlichkeit eines reinen Tedastammes in Tibesti oder Kufra nachzuweisen gesucht, der unter allen geschichtlichen Stürmen sich rein erhielt, und der also den Kern der heutigen Tibbu bildet, die nun freilich in vielen Beziehungen von jenem alten Volkskerne abgewichen sind.

Die Wohnsitze der Tibbu[1] sind heute wie früher im allgemeinen der Zentralsahara zuzuweisen. Darüber greifen sie wenig hinaus. Die Tibbu haben die eigentliche Mitte der Sahara inne, Tibesti, Borku, Wadjanga, Kawar und einige andre kleine Oasen sind ihre Domänen, im Süden aber dehnen sie sich durch Kanem hin bis an das Ostufer des Tsadsees aus und reichen fast bis Baghirmi hinab. Seßhaft in kleinen Ortschaften, von denen die größte wohl kaum tausend Einwohner erreicht, sind sie dennoch ein wanderlustiges Volk, und ein erwachsener Tibbumann verbringt die Hälfte seines Lebens auf den oft unsichtbaren Pfaden der endlosen Wüste oder in den Steppen und Wäldern, welche die Sahara von den eigentlichen fruchtbaren Ländern Innerafrikas trennen. Aber die Wüste ist das Gebiet, in welches sie immer wieder zurückkehren.

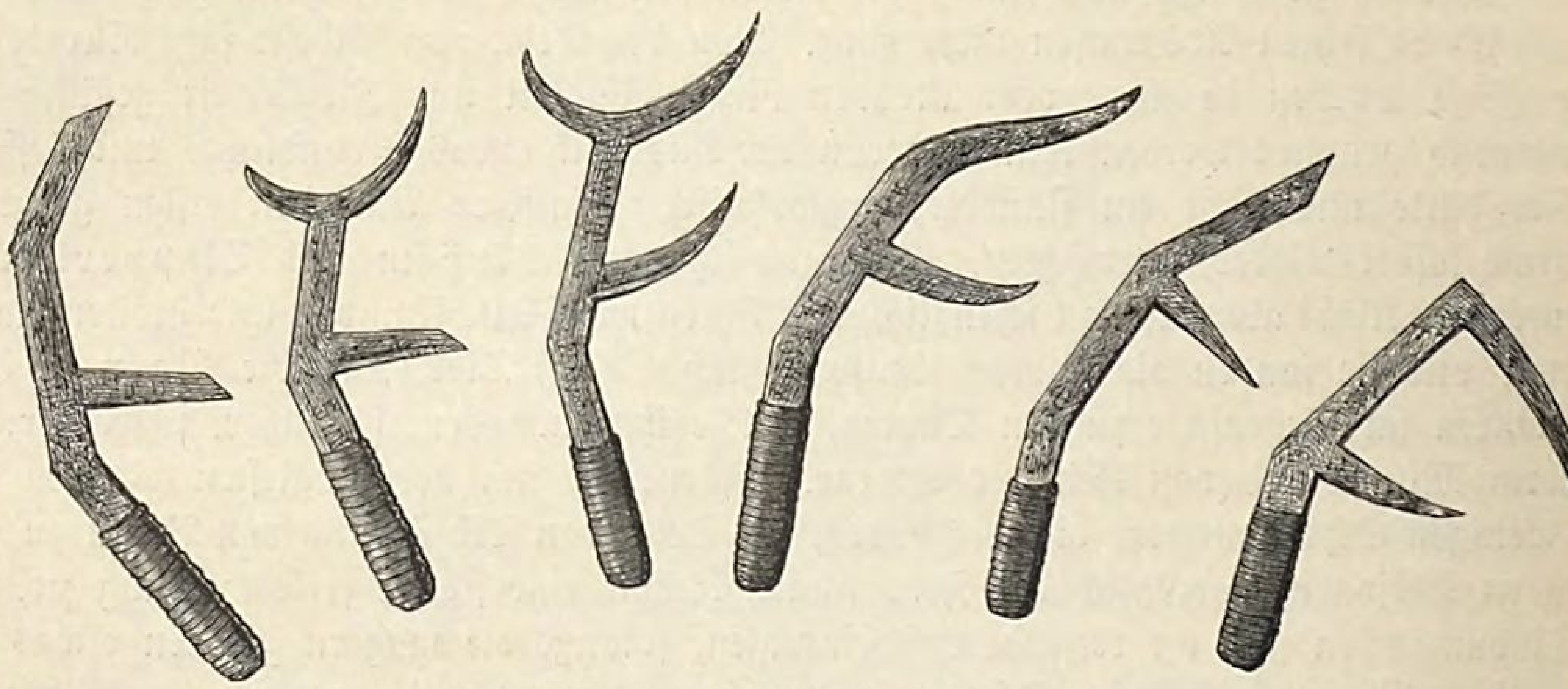
Der erste Eindruck des körperlichen Wesens dieses Volkes läßt sich kurz in den Worten zusammenfassen: Ein wohlgebildeter Menschenschlag. Von Körperbau sind die Tibbu im Durchschnitte mittelgroß, zierlich, wohlproportioniert, von Händen und Füßen noch kleiner, als die zierliche Gesamtgestalt erwarten ließe. Ihre große Magerkeit, welche Folge des Klimas und der Lebensweise, fällt bei solchem Baue nicht unangenehm auf, sondern trägt nur zum Eindrucke des Elastischen, Leichtbeweglichen bei, dem auch ihre Leistungen im Laufen, Springen, Ausdauern, Hunger- und Durstertragen entsprechen. Die äußerst geringe

[1] Hornemann schrieb Tibbo, später Tibbu, Mohammed et Tunisi, gleich mohammedanischen Geschichtschreibern des 16. Jahrhunderts, Tubu. Letztere Form scheint in Wadai noch heute in Gebrauch zu sein. Barth, der Tebu hörte, machte zuerst darauf aufmerksam, daß der eigne Name des Volkes Teda sei. Der bei den Alten vorkommende Name Garamanten, dann Edrisis Name für die Teda, Zoghawa, endlich Leo Africanus' Name Qoran gehen offenbar von einzelnen Abteilungen aus, wie denn die Zoghawa noch heute ein nördlich von Darfur nomadisierender Tedastamm sind, ebenso wie ein Tedastamm Qoran nördlich von Wadai wohnt.

Fettbildung läßt ihre Arm- und Beinmuskeln sehr schwach erscheinen, aber trotzdem ist ihre Kraftentwickelung eine bedeutende. Durchschnittlich um ein Erhebliches heller als das Gros der Sudanbewohner, aber dunkler als viele Bornuleute, sind die Tibbu sehr verschieden von Farbe, und ihre Skala schwankt vom Dunkelbraun bis zum Kupferrot. Man findet bei ihnen aber weder das Rötlichgelb der Araber oder Berber noch das ganz tiefe Schwarzbraun, das sogenannte Schwarz mancher Neger, sondern am häufigsten eine hellere oder dunklere Bronzefarbe, welche in tiefes Bronzebraun übergehen kann. Individuelle Unterschiede sind aber zahlreich. In der Gesichtsbildung prägt sich gleichfalls etwas Höheres als bei den südlich von der Großen Wüste lebenden Völkerschaften aus, und vor allem zeigt ihr langgezogenes Gesicht mehr Ernst und Intelligenz als die runden, behäbigen Köpfe der Bornuaner. Man trifft auch seltener vorspringende Backenknochen, Wulstlippen, Stülpnasen; die Gesichtsform neigt vielmehr durchschnittlich zum Schmalen, Ovalen, der Mund zu Maß in Größe und Fülle, die Nasen sind meist gerade, wenn auch nicht eben lang, und es fehlen Adlernasen nicht ganz. Von den Teda von Tibesti sagt Nachtigal: „Die Züge würden in ihrer vorwaltenden Regelmäßigkeit und Zierlichkeit gefällig und einnehmend genannt werden können, wenn der Ausdruck etwas Freundliches und Offenes an sich hätte und nicht ein finsterer, argwöhnischer, falscher Blick den ersten günstigen Eindruck sofort wieder verwischte“. Dagegen schildern Denham und Clapperton die Männer von Kisbi als geradezu scheußlich, mit Nasen wie Fleischklumpen und breiten Nasenlöchern, und sie fanden die Gunda ebenso häßlich. Auch Tibbu, welche Bary in Ghat sah, waren im Gegensatze zu den Tuareg, welche ihn umgaben, häßlicher, schwärzer, mit größerm Munde und von kleinerer Statur. Körperlich am bevorzugtesten scheinen nach den wenigen Schilderungen, die wir haben, die Teda von Tibesti und von Borku zu sein. Jüngern Personen, vorzüglich der Frauenwelt, kommt eine stolze, freie Haltung zu, und die Tibbumädchen sind oft reizende Erscheinungen, solange die magern Formen etwas von jugendlicher Rundung haben. Dem guten Mohammed von Tunis drangen ihre Blicke wie Pfeile ins Herz. Schwindet jene, dann verleiht ihnen das Sehnige, Dürre ihres Grundbaues etwas Eckiges, Männliches, die Anmut der Züge erhält eine immer mehr vorwaltende Beimischung von Härte und Starrheit, und so entblödet sich denn der genannte tunesische Reisende nicht, die Herrscherin von Tubu als eine scheußliche alte Hexe zu bezeichnen. Wir werden sehen, wie wenig dies nur äußerliche Eigenschaften sind. Das Haar der Tibbu ist nicht so verfilzt wie bei den echten Negern und macht, weil es weniger wollig, den Eindruck, länger zu wachsen. Auch wird es glanzlos genannt. Der Bart ist spärlich.

In Tracht und Schmuck nähern sie sich alle am meisten den Tuareg, haben aber auch manches von den Sudanbewohnern aufgenommen. So teilen sie mit jenen vor allem die Tättowierung des Gesichtes mit jederseits drei oder vier langen Schnittscharben von den Schläfen bis zum Jochbogen, welchen einige noch Querschnitte als Zeichen der Trauer um Angehörige hinzufügen, während auch Schnitte unter den Augen bei andern dazukommen; die Neigung zur Verhüllung des Hauptes und vor allem des Gesichtes, die merkwürdige Begrüßungsweise durch Niederhocken, die Bewaffnung. Da wir sehen, daß die Teda gleich allen andern mehr einfachen, armen Völkern überall, wo sie mit einigermaßen überlegenen Stämmen in Berührung kamen, manches von deren Kleidern, Waffen, Gewohnheiten angenommen haben, möchten wir auf derartige Übereinstimmungen kein großes Gewicht legen. Man würde z. B. aus dem Schmucke ihrer Frauen, so wie Lyon ihn von Gatron (im südlichen Fessan) beschreibt, auf eine nahe Beziehung zu den Arabern schließen, da die sonst in Afrika seltenen Silberspangen um Arme und Füße und die roten Korallen im Nasenflügel die Hauptbestandteile desselben bilden. Diese Beziehungen zu den Nachbarvölkern sind schon darum nicht zur Grundlage ethnologischer Spekulationen zu machen,

da die Tibbu bei ihrer wenig entwickelten Gewerbthätigkeit darauf angewiesen sind, mancherlei Dinge von außen zu beziehen. So findet man ihre Frauen bis nach Bilma hinein mit Haussatüchern um die Schultern bekleidet, während die Männer, wo sie es erschwingen können, die Bornutobe (s. Abbildung, S. 178) tragen. Die armen, außer Verkehr mit der Welt stehenden Teda von Tibesti tragen aber nichts andres, als was man auch bei ähnlich armen, in der Wüste wohnenden Buschmännern Südafrikas findet: ein Schaffell um die Lenden. Gegenüber der so allgemein bei Negern herrschenden Sitte, den Körper zu bemalen oder zu salben, sticht die größere Einfachheit der Teda-Sitten in dieser Beziehung ab. Dieselben bemalen sich nicht, salben nicht ihr Haar und tättowieren sich nicht anders als mit jenen langen Schnitten in der Schläfen- und Augengegend. Die Mattenhütten, in denen die Teda meistens wohnen, entsprechen mehr der nubischen und nomadisch-arabischen als der Negerbauweise. Bauen die Baële ihre Mattenhütten rund, so findet man sie bei den Leuten

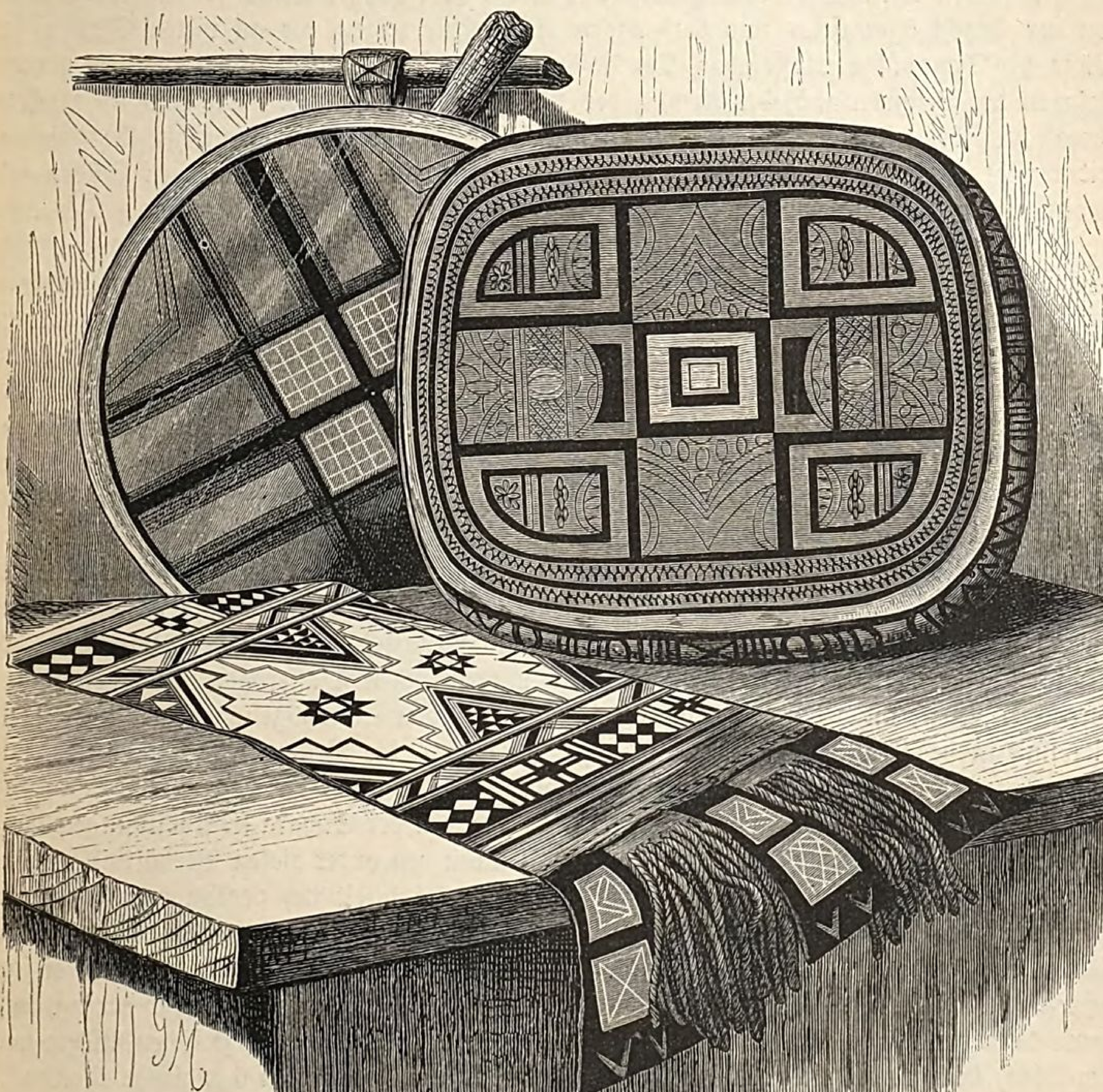


Wurfeisen der Tibbu. (Nach Nachtigal.)

von Südfessan viereckig. Letztere wohnen fast überall vereinzelt, während man erstere in Borku und Ennedi in kleinen Dörfern findet. Unter den Waffen sind Bogen und Pfeil selten, Speer und Wurfeisen gewöhnlich. Feuerwaffen sind noch sehr wenig verbreitet. Wo sie Kamele oder Pferde eignen, zeigen Sattel- und Reitzeug die Abstammung von arabischen Mustern. Sie sind aber vielleicht die sorgfältigsten Pferde- und Kamelwärter, und ihre Reitkamele werden zu den besten der Sahara gerechnet und weithin zu Zuchtzwecken ausgeführt. Viehzucht trägt in höherm Maße als Ackerbau zu ihrer Ernährung bei. Seßhafte Bevölkerungen kommen überall vor, wo der Boden den Ackerbau gestattet, aber sie sind stets im Nachteile gegenüber den Nomaden, unter denen sie auch in sozialer Beziehung stehen. Oft sind die Ansässigen nur ein Mischvolk jüngerer Entstehung, wie z. B. die Einwohner des Landes Borku (vgl. S. 172), und stehen dann als solches hinter den reinern Tibbu zurück.

Die Bedingungen für seßhaftes Leben finden sich nur in den Gebirgsländern in größerm Maße. Hier sammelt sich in vielen Thälern genug Erde und Wasser, um Oasen in den tiefern Teilen derselben zu bilden, während die in keinem Jahre ganz fehlenden Regen den Boden genug anfeuchten, um Futter für allerdings spärliche und genügsame Herden hervorzubringen. Ohne diese Niederschläge würde nur jener kleinste Teil von Tibesti bewohnbar sein, der wie Borku das Glück hat, Bodenwasser sein Erdreich durchfeuchten zu sehen. Es bedarf nicht großer Regengüsse, um die trocknen Betten in kurzer Zeit mit rauschenden Flüssen zu füllen, denn dieser starre, steinige Boden verschluckt sehr wenig Wasser. Die Felsen füllen ihre natürlichen Zisternen und sonstigen Hohlräume und leiten den Rest in die Flußbetten. Nachtigal beschreibt sein Erstaunen, als er nach einem nicht sehr beträchtlichen

nächtlichen Regen das Rauschen der Fluten vernahm, welche sich in einem vorher trocknen Bette vorüberwälzten. Es geschieht fast alljährlich, daß eine Anzahl von Eseln, Schafen und Ziegen bei allzu plötzlicher Füllung eines Flußbettes zu Grunde geht, und selbst Kamele erliegen nicht selten diesem allzu reichen Segen des Himmels. Absolut regenlose Jahre sind selten. Die häufigste und massenhafteste Wolkenbildung scheint mit dem Höhepunkte der Sudan-Regenzeit, im August, zusammenzufallen. Die Kulturpflanzen des Tibbulandes haben



Lederarbeiten der Tuareg und Haussa. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

wir oben (S. 67) genannt. Die ansehnlichste und zugleich wichtigste von allen ist auch in diesen Teilen der Wüste die Dattelpalme; ihr reihen sich von Getreidearten Weizen, Duchn und Durra an. Was sonst noch gebaut wird, ist unbedeutend. Auch von der Viehzucht wurde schon (S. 39 f.) eingehender gesprochen. Kamele sind der weitaus wertvollste Gegenstand derselben.

Die Bevölkerungsverteilung ist, ebenso wie der Verkehr in der Sahara, durch die Zerstreuung kleiner fruchtbarer Gebiete über die unfruchtbare Wüste hin gekennzeichnet. Einzelwohnung ist nach der Natur der Wüste seltener als Zusammendrängung in die lebenspendenden Oasen, um die Quellen und Brunnen. Es ist ein insulares Wohnen, und wenn unter Nordafrikanern die Vorstellung allgemein ist, daß die Europäer von kleinen, durch den Ozean

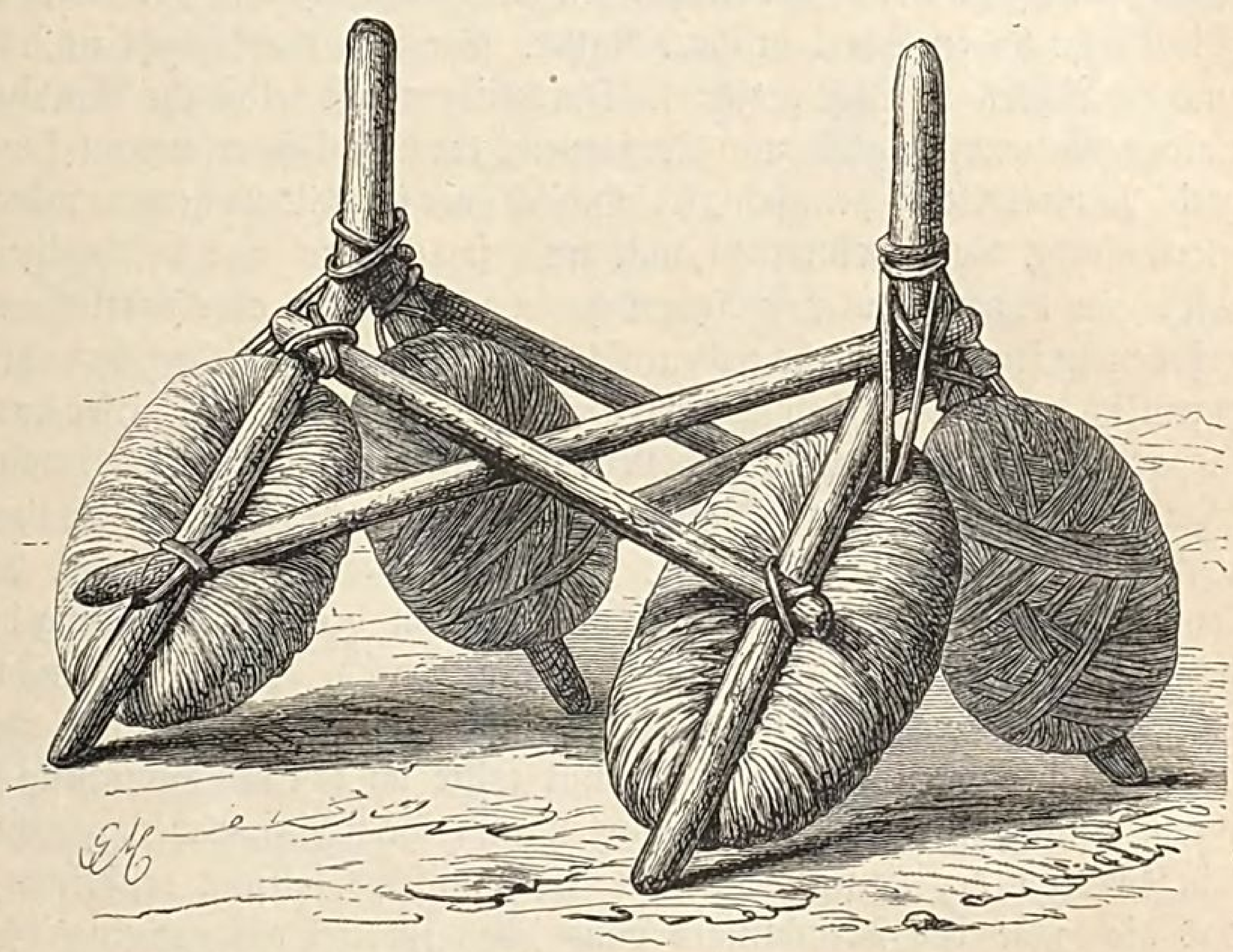
hin zerstreuten Inseln kommen, so ist dies nur ein Spiegel ihrer eignen Verbreitungsweise. Die weite, unbeschränkte Wüste gibt an der einen Seite einen großen Raummaßstab an die Hand, während sie an der andern wieder alles Leben auf engere Räume zusammendrängt.

Die wandernden Tibbu und Tuareg leben unter denselben Zelten wie die Araber (auch Lederzelte kommen vor) oder auch in flüchtig aufgebauten Gras- oder Gesträuchhütten. Letzteres sind die gewöhnlichen Wohnplätze der Sklaven. An den ständigen Wohnstätten dagegen finden wir Häuser oder Hütten aus Stein oder Lehm, welche freilich nichts mehr von der Pracht ägyptischer und berberischer Architektur zeigen, die an vielen Stellen der Wüste ihre Spuren hinterlassen hat. Die Wohnstätten dieser Menschen treten aus dem grauen Rahmen der Beschränkung, der Armut, des Verfalles nicht heraus. Sie sind im Äußern überall dieselben niedrigen, flachdachigen, fensterlosen Höhlen. Die wesentlichste Verschiedenheit beruht darin, daß man im Norden mehr mit Stein, in dem trocknern Süden mit Thonklumpen baut. Alle Städtebilder, die Nachtigal entwirft, sind düster. Der erste Ort in Fessan, den er, von Norden kommend, berührte, Bu N'dscheïm, ein Bezirksort, machte ihm einen wahrhaft trostlosen Eindruck mit seinem halbzerstörten, finstern, unbewohnten Kastell und den wenigen Hütten zu seinen Füßen. Temenhint, ein andrer nicht unbedeutender Ort, hatte im Jahre vor der Hinkunft Nachtigals ein Dritteil seiner Hütten durch Regengüsse verloren, die dieselben einfach wegwuschen. Mursuk selbst hat zwar eine übermäßig breite Straße, an der aber die aus Erde gebauten Häuser noch ärmlicher aussehen, wiewohl manche von ihnen Stockwerk und mit Laden verschließbare Fensteröffnungen haben. Ghat hatte vor dreißig Jahren nur etwa 250 Häuser und rundumher Hütten aus Palmzweigen, das einzige imposante Haus war die Residenz des Oberherrn von Ghat. Die Bewohner bestehen fast ausschließlich aus freien Asgar, während die Leibeignen eine besondere Stadt, Barakat, südlich von Ghat besitzen. Ghat ist offenbar aus Ansiedelungen erwachsen, welche in den reichen Dattelhainen und Pennisetumfeldern der Umgebung sich entwickelt hatten und ihre Lebensadern, die unterirdischen Wasserbäche, aus den nahen Bergen erhalten, an deren Fuße die Stadt inmitten von Sandhügeln gelegen ist. Zahlreich sind in der Wüste, die alle Reste lange konserviert, die Reste alter Steinhäuser, mit welchen in Aïr ganze Bergplateaus besäet sind.

Die Tibesti-Leute gehören zu den besten Kamelreitern der Sahara (s. Abbildungen ihrer Sättel, S. 36 und 165), da ihre besten Eigenschaften mit den unter diesen Verhältnissen günstigsten ihrer Reittiere zu einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit sich vereinigen. Denham schrieb vor 60 Jahren: „Seit der Sultan von Kanem in Kuka residiert, gehen gelegentlich Tebu als Kuriere zwischen Bornu und Mursuk. Die Tebu sind das einzige Volk, das sich diesem äußerst schwierigen Dienste unterzieht; die Aussicht auf glückliche Rückkehr ist so gering, daß niemals einer allein geschickt wird. Zwei Kuriere, die uns bei Agadem (zwischen Bilma und dem Tsad) begegneten, ritten auf prächtigen Kamelen und legten etwa 6 englische Meilen in der Stunde zurück. Sie behaupteten, sie würden von hier bis Mursuk nicht mehr als 30 Tage gebrauchen. Ein Sack Korn und ein oder zwei Wasserschläuche nebst einer hölzernen und einer metallenen Schale, aus denen sie aßen und tranken, bildete all ihr Gepäck." Und von dem vielgereisten Mohammed, dem Tunesier, hören wir Ausdrücke der größten Bewunderung für die Sorgfalt, mit welcher die Tibbu für ihre Kamele und, wo sie deren besitzen, für ihre Pferde sorgen. Sie weisen die kleinste Belastung über das festgesetzte Maß hinaus mit größter Bestimmtheit zurück und sorgen mit unablässigem Eifer für das Wohl ihrer Tiere. Sobald, erzählt dieser Mohammedaner, die Karawane einen Halteplatz verließ, ergriff mein Tibbu den Zügel seines Kameles und marschierte den ganzen Vormittag, indem er unterwegs, ohne anzuhalten, die Kräuter aufraffte, die sich am Wege finden ließen, und sie seinem Kamele zu fressen gab. Einmal, als schon Mittag vorüber war, verließ mein Tibbu den Zügel und sammelte

Kräuter selbst in großer Entfernung von der Karawane, die ruhig ihren Weg fortsetzte. Sobald wir Halt machten, war er mit seinem Bündel Pflanzen wieder da, stets munter und behend, ließ sein Kamel niederknieen und reichte ihm die Kräuter. Durch diese Sorgfalt, setzt er hinzu, sind die Kamele der Tibbu trotz der langen Märsche stets kräftig und gesund, während die der Karawanen, welche unterwegs fasten müssen, stets ein erschöpftes, schlaffes Aussehen haben.

Nicht minder besorgt sind sie für ihre Pferde, deren Rasse wie Ausrüstung die arabische Abstammung verrät. Aber Sattel, Zügel und Bügel sind alle leichter als bei den Arabern. Ihre Sättel (s. Abbildung, S. 307) sind von Holz, klein und leicht, längs des Rückgrates offen. Die Holzstücke, aus denen sie zusammengesetzt sind, werden mit Lederriemen verbunden, das Polster besteht aus gewundenem und geflochtenem Kamelhaare, Gürtel und Steigbügelhalter sind ebenfalls aus geflochtenen Riemen gefertigt, die kleinen, leichten Steigbügel selbst, in die sie nur die vier kleinern Zehen setzen, aus Eisen. Sie haben Schuhe, in denen der großen Zehe ein besonderer Raum abgeteilt ist. Sie steigen rasch auf, in der Hälfte der Zeit, welche die Araber dazu gebrauchen, und zwar mit Hilfe eines Speeres, den sie in den Boden stecken, während sie zugleich den linken Fuß in den Steigbügel setzen und so in den Sattel springen. Als ausdauernde Reiter sind sie von den besten Arabern nicht übertroffen.



Ein Kamelsattel der Tibbu. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 164.

Schade, daß die Not, die diese Wüstensöhne so erfinderisch macht, sie zugleich auch gewissenlos werden läßt in der Wahl der Mittel, mit denen sie ihre Ziele zu erreichen streben. „Das Wettringen aller nach dem kümmerlichen Besitze macht den Einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den andern zu schädigen, wenn er ihm im Wege steht, und alle stehen sich im Wege in jener Welt der Not; man ist nicht allein bestrebt, den Nächsten in relativ legitimer Weise zu übervorteilen, sondern sucht sein Mitringen nach dem Preise unmöglich zu machen oder ihn irgendwie des letztern zu berauben. Zu diesem Zwecke lügt, stiehlt und mordet der Teda, wenn es sein muß. Darum sehen wir ihn die Gemeinschaft des Menschen fliehen und versteckt in den Felsen seine einsame Hütte aufschlagen, sehen ihn auf seinen Wüstenpfaden durch die Spuren eines Stammesgenossen mit Besorgnis erfüllt werden und mit Vorliebe die heimliche Nacht zur Ausführung seiner Pläne benutzen. So lebt jeder für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben nach Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von außen her oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit und harmloses Volksleben. Letzteres existiert kaum. Der Ernst des Lebens hat alle Harmlosigkeit von ihnen genommen. Ihre Volksversammlungen sind Übungsvereine sophistischer

Argumentation und schlauester Rechtsverdrehungen und endigen wohl gar in blutigem Streite.“ (Nachtigal.) Es ist ein sehr bezeichnender Ausdruck dieses immer auf Kampf und List sinnenden Lebens, daß kein Tibbu oder Tuareg ohne Waffen geht, selbst im heimatlichen Dorfe nicht. Sogar die Frauen tragen einen Dolch unter dem Gewande an der Hüfte und einen Knüppel am Lederriemen mit sich. Es klingt wie Ironie, wenn ein früherer Reisender diese Waffen mit den Liebesintrigen der Tibbufrauen in Zusammenhang brachte. Nachtigal berichtet von prosaischern Verwendungen wenigstens des Knüppels. Bei den unzähligen scharfen Wortwechseln, von denen die Tibbugemeinden widerhallen, sah er zu ihm stets als zu dem letzten Beweismittel greifen, und er fand überhaupt die Weiber kaum minder streit- und gewinnsüchtig, hart und treulos als ihre Männer. Aber bei alledem sind diese Menschen voll Selbstgefühl. Sie mögen Bettler sein, aber sie sind keine Parias. Viele Völker würden unter diesen Umständen weniger scharf und hart, aber elender, gedrückter sein. Die Tibbu haben Stahl in ihrer Natur. Sie sind ebensowohl zu Räubern wie zu Kriegern und Herrschern trefflich geeignet. Imponierend ist selbst ihr Raubsystem, welches in seiner naiven Naturwüchsigkeit und Konsequenz tragikomisch erscheinen könnte, wenn es nicht zugleich so unerbittlich grausam, so hündisch oder schakalhaft gemein wäre. „Es war in der That merkwürdig, diese zerlumpten, mit äußerster Armut und beständigem Hunger kämpfenden Tibbu die unverschämtesten Ansprüche in scheinbarem oder wirklichem Glauben an ihr Recht erheben zu sehen. Manche gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß ihre aristokratische Würde eigentlich durch meine bescheidenen Geschenke geschädigt worden sei und also einer materiellen Reparatur bedürfe. Die Wohlwollendsten, die empfangen hatten, bewunderten meinen naiven Mut und meine Unverständigkeit, mit so geringen Mitteln unter ihnen zu erscheinen.“ So verwirrt, sagt er ein andermal, waren die Begriffe von Recht, daß der lahme Tangesi kommen und sich beklagen konnte, daß ich ihn bei der Verteilung des getrockneten Kamelfleisches habe zu kurz kommen lassen; ein Mensch, den ich gar nicht kannte, der mir nicht einmal guten Tag sagte, wenn ich ihm zufällig begegnete, der auch nicht den kleinsten Gegendienst zu leisten geneigt war! Womit sollte ich erst den Häuptling und seine Genossen bei ihrem demnächstigen Besuche bewirten und ihren Ansprüchen gerecht werden, ich, in dessen Eingeweiden der Hunger wühlte? Uns muß es seltsam erscheinen, dieses Schakalsrecht, das die Habe des Fremdlinges ohne jeden Zweifel als gemeines Gut betrachtet, und das seine Schranken nur in der Frage findet, wie dieselbe am passendsten je nach Stand und Stellung der Gierigen zu verteilen sei. Es ist das Recht hungriger, in Entbehrung lebender und von Natur gierig angelegter Menschen. Der fast beständige Kriegszustand kommt hinzu, um dem Leben etwas Forderndes und auf die Erfüllung Dringendes zu geben. Kann man es den Tuareg zur Last schreiben, daß sie, wie J. Richardson klagt, etwas, das ihnen versprochen war, sofort und noch nach langer Zeit als ihr Eigentum betrachten, wenn sie von heute auf morgen ihres Bleibens nicht sicher sind?

Nirgends ist die Unsicherheit so groß wie in der Wüste, nirgends das Schicksal eines Menschenlebens, das sich aus dem Schutze der Mauern oder Waffen herausbegibt, so unberechenbar wie hier. Die fast gleichzeitigen Geschicke Nachtigals und des Fräuleins Tinne sind ein schlagender Beweis dafür. Ein seltsamer Zufall wollte es, daß Fräulein Tinne, die unglückliche Holländerin, zugleich mit Nachtigal Mursuk verließ, um zu den westlich wohnenden Tuareg zu reisen, von welchen man sagt, daß sie fest auf Treue und Glauben und die Heiligkeit der Verträge halten. „Meine Reise“, sagt Nachtigal, „mußte als ein höchst gefahrvolles Unternehmen bezeichnet werden, während die ihrige keinerlei ernste Gefahren mit sich zu bringen schien.“ Nachtigal wagte sich in die Heimat des gewaltthätigsten, verrufensten Tibbustammes, der überall, soweit sein Ruf reicht (und seine Räubereien haben ihn weiter ausgebreitet, als den nahen und fernen Nachbarn lieb ist),

als wortbrüchig, verräterisch, habgierig, diebisch und grausam bekannt ist. Er kehrte körperlich unversehrt, doch mit der Erinnerung an schwere Leiden und Demütigungen beladen, aus der Höhle des Löwen zurück, während Fräulein Tinne den Dolchen jener Tuareg erlag, welche nach Nachtigals Worten wohl gewaltthätig und fanatisch sind, jedoch des Rufes der Wortfestigkeit und eines gewissen mannhaften Edelmutes genießen. Es ist kaum mehr zu bezweifeln, daß es in der That Tuareg waren, die das Verbrechen begingen, wenn auch Araber es anstiften und ausführen halfen. Jenen von Nachtigal hervorgehobenen Qualitäten des Tuaregcharakters gegenüber fällt ein Menschenleben offenbar gar nicht ins Gewicht. In dieser Beziehung scheint E. v. Bary keineswegs zu viel zu sagen, wenn er meint, bei den Tuareg spiele schon an und für sich ein Menschenleben eine sehr geringe Rolle, und ganz besonders machten sie sich nicht im geringsten ein Gewissen daraus, Europäer, welche ihr Land besuchen, aus den geringfügigsten Gründen zu ermorden, wie übrigens auch die Fälle der Franzosen Dourneaux, Duperé und Joubert, der Massenmord der Flatters-Expedition, vielleicht E. v. Barys rätselhafter Tod selbst hinreichend zeigen, Fälle, über welche z. B. „kein Einwohner von Rhat irgendwie sittliche Entrüstung zeigte", wenn auch einzelne dortige Bekannte des Reisenden in dessen Gegenwart diese Ermordungen mißbilligten. Übrigens treten auch in den Kriegen, welche diese Völker unter sich führen, edle, ritterliche Eigenschaften selten hervor. Was man sieht, ist in der Regel die krasse Rücksichtslosigkeit, der kalte Sinn, mit dem ein Span in der zweckdienlichsten Weise, d. h. mit Raub und Mord, ausgefochten wird. So schildert man uns, wie der Krieg, welcher 1877 zwischen den beiden Tuaregvölkern der Asgar und Haggar wütete, in landesüblicher Weise, d. h. in Gestalt von Raubanfällen bald der Haggar auf Karawanen der Asgar, bald umgekehrt dieser auf die der Haggar, geführt wurde. Alle diese Raubanfälle wurden mit großer Heftigkeit und Grausamkeit gemacht: als Beispiel der letztern diene ein Fall, wo 150 Asgar eine Karawane der Haggar beraubten und sich nicht scheuten, die fünf Haggar der Karawane zu töten, obwohl sich diese sofort ergeben wollten. Durch solche Verhältnisse oder vielmehr Mißverhältnisse wird das Mißtrauen zum ersten Lebensprinzipe erhoben. Wo Raub und Gewaltthätigkeit das ganze Leben durchdringen, handelt es sich bei jeder Begegnung in erster Linie darum, auf der Hut zu sein und sich der Gesinnung seines Gegenüber zu versichern. Die bei Tibbu wie Tuareg gleich übliche Verhüllung des Gesichtes trägt dazu bei, das Mißtrauen noch tiefer zu begründen, wenn dieselbe auch keineswegs ursprünglich in demselben wurzelt. Die Begrüßungsweise zweier sich Begegnenden durch ruhiges, halbstundenlanges Gegenübersitzen mit aufrecht gehaltener Lanze ist eine von Gefühlen des Mißtrauens diktierte Sitte (s. Abbildung, S. 168). Die Begegnung mit andern Karawanen, immer zunächst mit einem gewissen Mißtrauen aufgefaßt, wird durch avancierende Vorposten von beiden Seiten eingeleitet, während die Karawanen beiderseits Halt machen. Die langen Flinten, meist in lebensgefährlichem Zustande, werden schußbereit gemacht, die Lappen vom Feuerschlosse losgewickelt und die Waffe mit beiden Händen hoch über den Kopf gehalten. Endlich kommt man zum Anrufe und Wortwechsel, man erkennt sich, versichert, die friedlichsten Absichten zu hegen, und alles scheidet mit den besten Wünschen für gegenseitiges Wohlergehen auf der Weiterreise. Verdächtiges Gesindel, welches außerhalb der Karawanenstraße die Wüste auf hurtigem Dromedar durchstreift und armes Beduinenvolk gelegentlich ausplündert, wird von der stärkern Gegenpartei angehalten und weidlich durchgeprügelt, wenn nicht gelyncht.

Der ohnehin schwere Verkehr in der Wüste wird durch diese Zustände natürlich nicht leichter gemacht. Die Karawanen brauchen große Bedeckungen, bewegen sich langsam und schwerfällig: was Wunder, daß selbst an den dem mittelmeerischen Rande des Erdteiles näher gelegenen Orten die Spuren der Einwirkungen des Verkehres mit der dortigen zivilisierten

Welt so geringe sind. Die Preiserhöhung durch solchen Verkehr macht die von außen kommenden Waren nur für die Wohlhabenden erschwinglich. Von einer Konkurrenz, welche das hiesige wirtschaftliche Leben fördern würde, ist keine Rede. Richardson gibt den Preisunterschied der Waren zwischen Tripolis und Ghat zu 100 Prozent oder doch nahe dieser Zahl an! Dazu kommt heute der Mangel eigner Ausfuhren. Solange der Sklavenhandel blühte, war wenigstens der letztere Grund nicht vorhanden. Seitdem er auf ein Minimum reduziert ist, und seitdem der Westsudan die direkten Wege nach dem Atlantischen Ozeane betreten, sind so ziemlich alle Handelsstädte der Wüste zurückgegangen. Von der frühern



Zwei sich begrüßende Tibbu. (Nach Nachtigal.) Vgl. Text, S. 167.

Blüte Mursuks als Handelsplatz sprechend, gibt Nachtigal als weitere Gründe des Verfalles noch die rückgängige Metamorphose, welcher die mohammedanischen Länder der Nordküste selbst unterlagen, schlechte Handelsverhältnisse in einem Teile des Sudan, Schaffung neuer Absatzwege an. Diese Ausfälle sind durch nichts gedeckt worden. Außer dem Produkte einiger Natronseen lohnt gegenwärtig kein einziges Erzeugnis Fessans den langen Transport nach der Meeresküste. Der Reichtum ist gegangen, einst wohlhabende Familien sind verarmt oder ausgewandert, und wenige andre konnten mit großer Regsamkeit (es gab Familien, in denen drei Brüder beständig auf Reisen waren nach Tripolis und Kairo einerseits, Ghat, Haussa und Bornu anderseits) nur die bescheidensten Resultate erzielen. Damit sind natürlich auch die Gewerbe zurückgegangen. In diesem berühmten Mursuk fand man vor 15 Jahren nur einen Zimmermann, der aber zugleich Schreiner, und einen Schmied, der zugleich Klempner, Schlosser und Goldschmied war. Der letztere lieferte sehr einfache Fabrikate,

außerdem war seine Zeit durch Gartenarbeiten in Anspruch genommen, denen er obliegen mußte, da das Handwerk ihn nicht ernährt haben würde, und sehr oft hatte er keine Kohlen!

Als Kaufleute und, was hier dasselbe, als Wüstenreisende übertreffen die Tibbu weitaus die Tuareg. Sie beschränken sich bei ihren Handelsreisen nicht auf ihr eignes Gebiet, sondern gehen oft nach weit entlegenen Ländern. So stehen sie seit alter Zeit mit Wandala (Mandara) im Süden von Bornu in Handelsverbindungen, wo sie eine große Menge Glasperlen absetzen; Barth traf einen Tibbu in der Stadt Saran im nördlichen Adamaua, der auf seinen Handelsreisen bis dorthin gekommen war; oft gehen Tibbukaufleute aus Dirki und Bilma mit der Salzkarawane der Kelowi durch Aïr nach Kano, um Handel zu treiben. Nach Ghat kamen die Tibbu früher häufig mit Sklavenzügen, und selbst bis Ghadames dehnen sie ihre Handelsunternehmungen aus. Als Richardson 1845 in dieser Stadt sich aufhielt, kam ein Tibbu dahin, der Sklaven aus Bornu zu Markte brachte. Nachdem er seinen Handel abgeschlossen, reiste er ganz allein mit einem einzigen Kamele nach Ghat zurück, was von den Bewohnern von Ghadames, selbst von den Tuareg, als ein kühnes, verwegenes Stück betrachtet wurde, das sie selbst nicht ausführen würden. Die Tibbukaufleute sind nicht nur zäh und ausdauernd, sondern auch scharfsinnig und geschickt. Sie machen daher oft ihr Glück unter Umständen, wo andre nichts mehr gewinnen. Man berichtet dies auch aus Kuka.

Es gehört zu den auffallendsten Widersprüchen der Sahara, daß trotz dieser Schwierigkeiten des Verkehres die Wanderlust einzelner wüstengewohnter Menschen keineswegs ausstirbt, und daß die Wüstenkarawanen, welche ein Reisender mit Omnibussen vergleicht, weil sie Einzelne oder Gesellschaften längs ihres ganzen Weges aufnehmen und wieder abgeben, keineswegs, wie man erwarten sollte, den einzig möglichen Verkehr darstellen. Einzelne Pilger und Abenteurer wagen sich in die weite, menschenleere Öde hinaus, und ein Tibbu macht auf seinem einzigen Dromedar Reisen von Hunderten von Meilen allein. Dazu treibt außer dem Abenteurersinne freilich die Notwendigkeit. Wo es so wenig zu leben gibt, muß man sich bewegen, um sein Leben zu ertragen. Daher sind die Tibbu und Tuareg, wenigstens die längs der großen Verkehrsstraßen ansässigen, unternehmende Auswanderer und Handelsleute. Der Verkehr durch die östliche Sahara liegt ebenso in den Händen der erstern wie der durch die westliche in den Händen der Tuareg. Indem sie den Handel teils auf eigne Rechnung, teils in Konsortien betreiben, teils nur die Karawanen führen oder ihnen die Kamele vermieten, sind sie das vermittelnde Element. Die größte Bedeutung haben die Tibbu von jeher auf der stark frequentierten Straße von Bornu über Bilma nach Fessan gehabt, doch auch zwischen Wadai und Fessan treiben sie einen lebhaften Handel, während der direkte Verkehr zwischen Wadai und der Nordküste, der erst in unserm Jahrhunderte begonnen hat, größtenteils von Arabern unterhalten wurde. Die Hauptlinien der Tuareghändler sind durch Ghat-Aïr-Bilma und Tuat-Taudeni-Timbuktu bezeichnet. Hauptsächlich vermitteln sie also den Austausch der Waren des Sudan gegen die des Nordwestens und bringen vor allem Sklaven aus den Negerländern nach Fessan und Ghat, daneben haben sie den Lokalhandel in Händen.

Ihre eignen Landesprodukte sind dagegen verhältnismäßig unbedeutend, mit einziger Ausnahme des Salzes, an welches sowohl im Tibbu- als im Tuareggebiete seit dem Aufhören des Sklavenhandels der lebhafteste Handelsbetrieb der Sahara sich knüpft. Ennedi, Bilma, Taudeni bezeichnen einige von den wenigen verkehrsreichen Plätzen der Sahara, und es sind Salzhandelsplätze.

Von allen Wüstenbewohnern sind die Tibbu die einzigen, welche eine stabile monarchische Regierungsform haben, obschon mit sehr beschränkter Gewalt und ohne viel äußern Glanz. Rohlfs läßt in dieser Beziehung die Tibbu gewissermaßen den Übergang zu der

despotischen Staatsform der großen Negerreiche nördlich vom Äquator und jenen freien unabhängigen Stämmen bilden, welche als Tuareg-, Araber- und Berber-Triben südlich vom Großen Atlas teils nomadisieren, teils feste Wohnsitze haben. Diese Stellung entspricht auch dem Platze, den sie nach ihren körperlichen Eigenschaften unter den Wüstenvölkern einnehmen. Ob mit ihr auch eine gewisse Mißachtung zusammenhängt, in welcher sie bei den unabhängigen Tuareg stehen, muß dahingestellt bleiben. Die Tibbu haben Könige, welche in gewissen Familien erblich sind, und zwar folgt die Herrscherwürde nicht auf den jedesmaligen Sohn, sondern auf das älteste männliche Glied der ganzen Familie. Der König heißt „derde", jedoch hört man ebenso oft den Kanuri-Ausdruck „mai". Für Erbprinz, der nicht der Sohn ist, er müßte denn ausnahmsweise der zunächst kommende männliche Sprößling sein, haben sie den besondern Ausdruck „derde kotiheke", die übrigen männlichen Mitglieder einer Herrscherfamilie haben schlechtweg den Namen Prinzen, „maina". Die Königin hat den Titel „derde-ádebi". Da bei den Tibbu weder Heere noch sonstige festgegliederte Einrichtungen der Staatsverwaltung existieren, so haben sie auch für die verschiedenen Beamten und Chargen, welche damit verknüpft sind, keine Namen, was schon einen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen und ihren beamten- und schranzenreichen Verwandten in Bornu bildet. Indes nennen sie den Oberanführer einer Truppe „bni-hento", einen Unterbefehlshaber „exégette-hento". Auch für Unterhändler oder Gesandte haben sie den besondern Ausdruck „iasi-kekéntere". Ihre religiösen Würdenträger haben mit der Religion von den mohammedanischen Arabern ihre Namen in die Tedasprache mit hinübergenommen.

Die scharfe Stammes- oder Clangliederung, wie sie uns in dem Tuaregvolke entgegentritt, scheint übrigens doch ihre Spur auch bei den Tibbu hinterlassen zu haben. Wir glauben sie z. B. in der eigentümlichen Erbfolgeordnung des Kawarvölkchens wiederzufinden, bei welchem auch die Beschränkungen der Tibbumonarchie bemerkenswert hervortreten. In diesem salzberühmten Ländchen Kawar lösen sich nämlich zwei verwandte Häuser wechselseitig in der Erbfolge ab. Stirbt der heutige Sultan, welcher der älteste in seinem Hause, so folgt ihm der älteste Stammhalter der andern „Dynastie". Rohlfs ließ sich sagen, die Einwohner hätten dies absichtlich so eingerichtet, um ihre Fürsten nicht zu mächtig werden zu lassen. Und ebenso würden sie verpflichtet, Reichtümer, welche sie besitzen sollten, vor der Thronbesteigung abzugeben, damit sie keine Sklaven kaufen können, um mit denselben das Volk zu unterdrücken. In der That hat auch hier, wie bei andern Tibbuvölkern, im starken Gegensatze zu eigentlichen Negervölkern, von welchen Rohlfs meint, daß die absolute Königswürde mit unbeschränkter Gewalt sich bei den Negern erst mit und durch den Islam eingeschlichen habe, der Herrscher kein Recht über Leben und Tod, und er erhebt nicht die geringsten Steuern oder Abgaben. So ist denn der jedesmalige Sultan in der That nichts als der höchste Schiedsrichter bei innern Streitigkeiten und der Anführer gegen etwaige äußere Feinde. Der Mangel größerer Städte und gewerblicher Thätigkeit läßt auch die gesellschaftliche Gliederung der Tibbu eine sehr rudimentäre sein. Sie stehen hierin weit hinter Bornuanern und Haussanern zurück.

Nur eine große Eigentümlichkeit der gesellschaftlichen Ordnung der Tibbu, mit welcher sie allerdings in Afrika keineswegs allein stehen, möchten wir hier hervorheben, die Thatsache nämlich, daß die Eisen- und Silberschmiede wie eine ausgestoßene Kaste betrachtet werden. Kein Tibbu darf die Tochter eines Schmiedes heiraten, kein Schmied bekommt die Tochter eines freien Tibbu. Einen Schmied beleidigen, gilt schon für Feigheit, weil er eben von den übrigen Tibbu als vollkommen unzurechnungsfähig gehalten wird. Es legt sich hier unwillkürlich der Gedanke nahe: sind die Schmiede bei den Tibbu vielleicht andern Stammes, vielleicht unter die Teda eingewanderte Juden? Aber weder in Sprache, Haar, Gestalt noch

Hautfarbe unterscheiden sie sich auch nur im allermindesten von den übrigen Teda, und diese selbst behaupten, sie seien von gleichem Blute, nur das Handwerk mache sie verächtlich.

So wie die Tuareg im Haggargebirge, haben die Tibbu im Berglande von Tibesti den Mittelpunkt ihrer Welt, den Rückhalt ihrer Freiheit und in gewissem Maße wohl auch die Quelle, aus der immer neue Bereicherung an Menschen ihren Triben zufließt. Dieses Felsen- und Bergland Tu (angeblich Fels bedeutend, wiewohl nach Nachtigal das Wort in diesem Sinne nicht mehr in der Landessprache vorkommt) erhebt sich in der Mitte der Wüste, wenig östlich von dem Karawanenwege Tripolis-Mursuk-Kuka, zur Höhe von wahrscheinlich 2500 m. Es ist gleich dem östlich davon liegenden Haggargebirge, mit dem es eine Hochebenengrundlage von 500 bis 700 m gemein hat, vulkanischer Natur. Seine höchste Erhebung im Nordwesten, den Berg Tarso, hat Nachtigal als Vulkankrater erkannt, Ähnliches dürfte auch in der entgegengesetzt gelagerten südöstlichen Erhebung Kussi vermutet werden, und beide verbindet ein kammartiger Höhenzug, so daß Nachtigal das ganze Gebirge als eine „zusammenhängende breite Kette mäßiger Erhebung mit mehreren Knotenpunkten von massiger Entwickelung und ansehnlicher Höhe" bezeichnen kann. Gesteinsart und warme Quellen, von denen eine großen Ruhmes sich erfreuende am Ostfuße des Tarso entspringt, bestätigen den Eindruck vulkanischer Bildung nicht minder als der starre, rauhe Gesamtcharakter des Landes, den der frühste Bereiser und Schilderer desselben, Mohammed et Tunisi, in die treffenden Worte kleidete: „Das Gebiet der Tibbu Reschade ist ein versengtes Land, starrt von steilen und nackten Felsen und bietet nur eine traurige und kärgliche Vegetation". Es ist selbstverständlich, daß in einem solchen Lande die natürliche Wasserarmut der Wüste gemildert wird durch die Niederschläge, die an den kühlern, in die Wolkenhöhen reichenden Erhebungen des Gebirges stattfinden müssen, und diese Niederschläge, indem sie in die Thäler hinabrinnen, machen dieselben für Ackerbau und dauernde Bewohnung fähig. In ihnen sitzt denn die Bevölkerung dieses Ländchens, deren Zahl Nachtigal auf 12,000 schätzt.

Die alte Geschichte kennt sie nicht unter irgend einem bestimmten Stammesnamen, so wie etwa ihre nächsten Nachbarn, die Einwohner der römischen Provinz Phazania (Fessan), die Garamanten; aber es ist bemerkenswert, daß Herodots Schilderungen der südlich von den Garamanten in Höhlen wohnenden Libyer durchaus auf die heutigen Teda paßt, deren Schnellfüßigkeit und Gewandtheit berühmt sind, deren Sprache wie eine Oase von den libyschen Sprachen umgeben ist, und welche noch heute zum Teile Höhlen bewohnen. Es scheint ein Licht auf die Stammeszugehörigkeit der Teda zu werfen, daß dieser alte Geschichtschreiber dieselben nicht zu den Libyern stellt, unter denen er die ihnen benachbarten Garamanten, dann die Audschilaner und Ammonier aufzählt, sondern daß er sie ausdrücklich als Äthiopen bezeichnet. Aber keiner von den spätern Griechen und weder ein Römer noch Araber knüpft an diese Herodotische Nachricht an. Tibesti wurde von den Heer- und Handelsstraßen nicht berührt und scheint selbst zur Zeit der ephemeren Blüte des Garamantenreiches, als dieses sich bis zum Sudan erstreckte, sich von Eindringlingen frei gehalten zu haben, welche berichten oder auch nur den Namen nennen konnten. Wo von Teda die Rede ist, sind die in Fessan, Kanem 2c. wohnhaften gemeint, und wir erfahren von den Felsen-Teda nicht eher wieder, als bis europäische Reisende, nach dem Sudan vordringend, ihre Felsenburg von weitem erblicken und in Mursuk und Bornu Nachrichten über sie sammeln. Selten, kann man wohl sagen, hat die Natur ein Land in solchem Maße zur Abgeschlossenheit, ja zur Verborgenheit bestimmt wie dieses. Die Wüstenumgrenzung, die Gebirgsnatur, die Armut, welche nicht zur Eroberung reizt, die Kühnheit und Entschlossenheit der Bewohner wirkten zusammen, um hier eine natürliche Feste zu errichten, deren Bannkreis selbst der einzige Europäer, der sich hineinwagte, Nachtigal, nur ausgeraubt und flüchtig wieder

verlassen konnte. So abgeschlossen, ist denn auch das Volk dieser Berge ganz ein Gebilde für sich, in allen Eigenschaften einheitlicher als irgend ein andres Volk Nordafrikas. „Während das benachbarte Fessan dem Beobachter eine bunte, im einzelnen schwer zu entwirrende Mischbevölkerung darbietet, tritt uns in Tibesti eine durchaus homogene Einwohnerschaft entgegen. Daselbst kann wohl ein einzelner Mann aus Borku oder Kawar wohnen (und auch das ist von großer Seltenheit), doch in ganz Tu ist kein Araber oder Tariki oder freier Bornuaner angesiedelt. Jeder ist ein Tedetu, alle sind Teda. Wenn sie auch der individuellen Unterschiede nicht entbehren, so geben ihnen doch die wesentlichen, selten fehlenden physischen oder psychischen Eigenschaften ein charakteristisches Gepräge.“ (Nachtigal.)

Südlich von dem Gebirgslande Tu oder Tibesti, das die höchsten Erhebungen der Wüste umschließt, liegt eine Gruppe von Einsenkungen, welche als Land Borku (Borgu) zusammengefaßt wird. Dieselbe geht noch tief unter die geringe Höhe des Tsadsees (275 m) herab, mit welcher der Bahr el Gazal sie verbindet, jener trockne Fluß, welcher die seltene Erscheinung eines trocken gelegten Abflusses dieses Sees und nicht, wie die Gelehrten so lange entgegen der Behauptung der Eingebornen und der Araber festhielten, eines wadiartigen Zuflusses bietet. Spuren früherer Wasserbedeckung in Form von Fischwirbeln und jetzt lebenden Süßwassermuscheln und nicht minder deutliche Spuren früher ausgedehnterer Bewohnung in Form von Ruinen menschlicher Bauwerke, verfallenen Bewässerungsanlagen und zahlreichen Thonscherben sind häufig. Man hat eine Region von nicht viel unter 2000 deutschen Quadratmeilen für einst vom See bewässertes, nun trocken gelegtes Land anzusehen. An dieses schließt Borku sich an, das auf diese Weise mit der Tsadsenke verbunden ist, zu einem guten Teile aber auch Abdachungsland der Gebirge von Tibesti darstellt. Die Quellen, die es bewässern, und den zum Heile der Nomaden nahe an die Oberfläche tretenden Wasserreichtum verdankt es wohl beiden; beide haben aus einem Gebiete von nicht über 300 Quadratmeilen eins der durch Fruchtbarkeit berühmtesten Länder zwischen Sudan und Wüste geschaffen. Seine Bodengestalt ist mannigfaltig. Kleine Gebirgszüge, Ausläufer des Tibestigebirges, durchsetzen wie Felsrippen steil, sandig und dürr den grauen Thonboden der Niederungen, welchen, an den der Wüste gleichsam abgerungenen Oasencharakter erinnernd, öfters Dünenstreifen begrenzen. Es dürfte das ganze Land nach Süden sich senken, und im Süden herrscht dann der größte Wasserreichtum, wie auch die größte Oase Borkus, Wun, dem Südosten angehört. Das ganze Land besteht so aus einer größern Zahl von Oasen in Gestalt von Einsenkungen, welche zahlreiche niedrige Höhenzüge voneinander trennen. Es erinnert das ganze Gebiet einigermaßen an Fessan, dessen Charakterzüge sich hier nur gedrängter und zugleich auch etwas weniger intensiv wüstenhaft gefärbt wiederholen. Wie überall in der Sahara, ist auch hier der vorwaltende Wind, der selten zu Südost ablenkt, Ostnordost, den der Dazadialekt der Tibbusprache einfach als Auën, d. h. Wind, bezeichnet; aber wenn im Mai, Juni und Juli im nahen Sudan die Regenzeit sich in schweren Gewittern entlädt, lenkt unter deren Einfluß die Windrichtung nach Westen und Süden, ohne aber mehr als Wolken des Abends und Morgens, Wetterleuchten und sehr leichte Schauer zu bringen. So sind die Niederschläge zwar nicht reichlich, noch minder reichlich als im Gebirgslande Tibesti, aber die Bodengestalt läßt das Wasser nahe an der Oberfläche bleiben, und es gedeihen die Dattelpalmen hierbei so üppig, daß sie in sämtlichen Thälern dichte Haine bilden. Ihre Früchte erreichen nicht ganz die von Fessan, übertreffen aber die von Kawar und Tibesti, und von den zahlreichen Abarten dieses nützlichen Baumes finden sich viele in Borku. In diesem Boden gedeiht auch gut die wasserliebende Dumpalme, von deren Früchten die Einwohner von Borku leben müssen, wenn die Araber, wie es zu jeder Ernte geschieht, ihre Datteln ihnen weggenommen. Von andern Nahrungspflanzen sind noch die Gräser Kreb und Akresch zu nennen, deren Samen oft

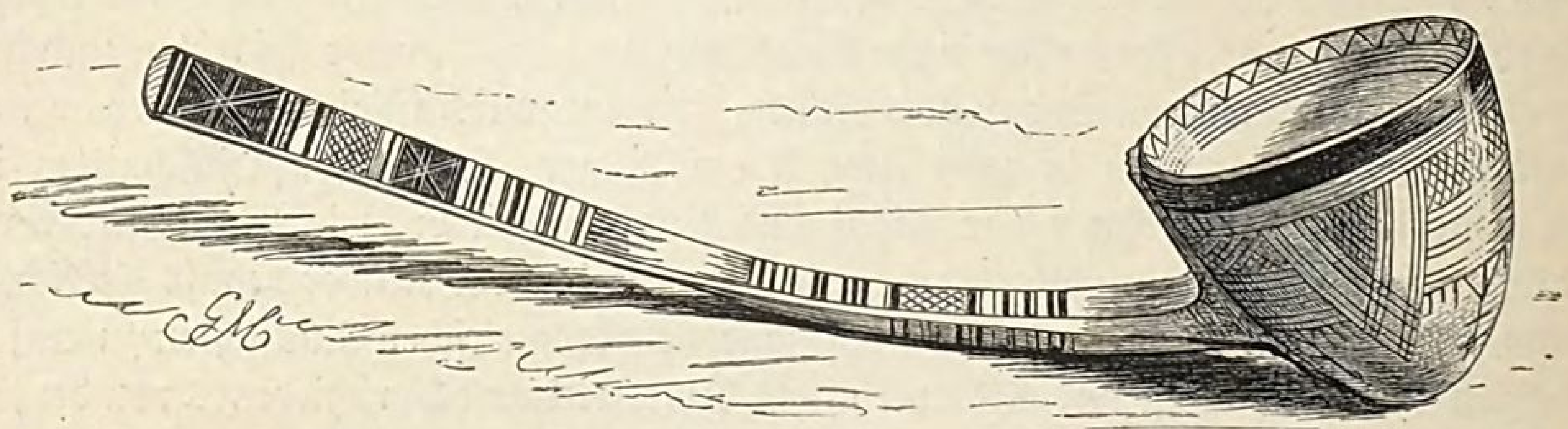
anstatt des Getreides zur Ernährung der Einwohner dienen (vgl. S. 69 und 269), die übrigens in ihren Gärten auch Weizen und Penicillaria und daneben einen im dortigen Handel nicht unbeliebten Tabak bauen. Ausgedehnte Flächen sind mit den Kamelfutterkräutern bewachsen, welche wesentlich dieselben sind wie weiter nördlich.

So wie das Land aus Nomaden ernährender Halbwüste und aus Oasen besteht, die mit Gärten und Dattelhainen gefüllt sind, so teilt sich auch seine Bevölkerung, deren Gesamtzahl Nachtigal auf 10—12,000 schätzt, in Nomaden und Ansässige. Beide halten sich ungefähr die Wage, was ihre Zahl anbetrifft, aber es ist selbstverständlich, daß diese von jenen beherrscht werden, und außerdem kommen noch fremde Nomaden hinzu, die, wie die Aulad Soliman, in deren Gesellschaft Nachtigal Borku besuchte, sich durch Eroberung ein Anrecht auf die Dattelernte gewisser Oasen erworben haben, das niemand ihnen jetzt mehr streitig macht. Die seßhaften Bestandteile der Bevölkerung von Borku, die unter der Benennung Dongosa oder Dosa zusammengefaßt werden, sind körperlich vielleicht durch etwas dunklern Ton der Färbung von den Teda Tibestis unterschieden; aber viel größer ist doch auch hier der Gegensatz ihrer mehr ins Kupfer- und Bronzefarbene spielenden Körperfärbung und noch mehr ihres zarten und ebenmäßigen Gliederbaues, ihrer Magerkeit, ihrer mäßigen Mittelgröße, ihrer sehr oft regelmäßigen Gesichtszüge zu den dunkler gefärbten und gröber, massiger gebauten Leuten von Bornu oder Kanem. Eigentümlich ist die Tättowierung, welche bei Ansässigen wie Nomaden in zwei etwa 3 cm langen, senkrechten Einschnitten in die Schläfe besteht. Die Bewohner von Tiggi und Buddu scheinen, wie Nachtigal berichtet, nicht bloß, wie viele Sudanvölker thun, die Eckzahnkeime der Kinder behufs Erleichterung des Zahnens, sondern auch die spätern Eckzähne aus kosmetischen Rücksichten zu entfernen. Im übrigen bietet Kleidung und Schmuck nichts bemerkenswert Verschiedenes von denjenigen andrer Bewohner der südlichen Wüste, wenn nicht vielleicht, ähnlich wie in Tibesti, ein Zug von noch größerer Ärmlichkeit durch diesen wie jene durchgeht. Nicht selten reduziert sich auch hier die Kleidung von Frauen und mannbaren Mädchen auf ein Schaffell um die Hüften. Wohnung ist fast ausschließlich die Mattenhütte der Tibesti-Nomaden, die hier selbst von den Ansässigen meist der Palmblattbehausung Fessans vorgezogen wird.

In politischer Beziehung sind die Borku-Leute ganz ebenso zersplittert und zerfahren wie die Tibesti. Da ihnen aber nicht bloß die feste Organisation, sondern auch die Felsenfeste fehlt, in der sie Schutz finden könnten, fallen sie in der elenden Weise, die wir oben beschrieben, ihren räuberischen Nachbarn vom arabischen oder Tibbu-Stamme zum Opfer. Die Nomadenstämme, deren jeder sein eignes herkömmliches Haupt hat, und die einzelnen Ortschaften, die ohne jeden festen politischen Zusammenhang sind (es kann sogar vorkommen, daß bei gemischter Abstammung der Bevölkerung eines Thales mehrere Häuptlinge in einer Ortschaft anerkannt sind), sind nicht im stande gewesen, ihre Unabhängigkeit zu wahren. Unter den Nomaden hat zeitweilig ein hervorragender Häuptling überragende Bedeutung gewonnen, aber das stets nur für kurze Zeit. Die Erblichkeit der Häuptlingswürde ist bei allen Tibbu keine unbedingte; wo hervorragende Männer erscheinen, wird die herkömmliche Legitimität durchbrochen. Die Borku sind daher, soweit die Geschichte zurückgeht, der Spielball ihrer Nachbarn gewesen, wobei freilich zu bedenken, daß zur Bildung eines großen selbständigen Reiches in dieser Region weder Raum noch andre Naturbedingungen vorhanden waren. Wenn indessen ihre mohammedanischen Nachbarn das Heidentum der Borku-Leute als Grund für die verelendende, verwüstende Behandlung angeben, welche sie denselben angedeihen lassen, so ist dieses wenigstens heute kein gültiger Grund mehr. Denn wie arm auch die religiösen Anschauungen dieser Leute beim Mangel jeder Unterweisung sein müssen, ist doch ohne Zweifel in ganz Borku der Mohammedanismus wenigstens der Form nach festgehalten, und nur ihre südöstlichen Nachbarn, die Baële (Bele) oder Bidejat der

Landschaft Ennedi, dürften noch nicht alle dem Mohammedanismus gewonnen sein. Ein so milder Herr wie König Ali von Wadai versprach auf die Beteurung Nachtigals, daß die Qoran wirklich Mohammedaner seien, mit mehr Schonung gegen sie zu verfahren.

Die Oasengruppe von Ennedi, welche östlich an Borku sich anschließt und gleich diesem als eine Art von vorgeschobenem Ausläufer des Tibesti-Landes erscheint, ist noch von keinem Europäer bereist worden; aber es war Nachtigal, dem Unermüdlichen, vergönnt, zahlreiche Nachrichten über dasselbe einzuziehen, welche ihn befähigten, ein erstes deutliches Bild von Land und Volk dieser geschichtlich höchst wichtigen Landschaft zu entwerfen. Ennedi gehört noch ebenso entschieden der Wüste an wie Borku, wenn es auch noch etwas südlicher gelegen ist. Ein teils steiniger, teils mit Wanderdünen besetzter Strich trennt Ennedi von Borku. Man macht den Weg von der östlichsten Oase Borkus, Wun, bis nach Nikaule, der westlichsten Ennedis, in 8—9 Tagemärschen. Es ist schwer, die Ausdehnung dieses Landes festzustellen, das ebensowenig wie Borku ein fest abgeschlossenes Gebiet darstellt, ebensosehr wie dieses daher der festen Grenzen entbehrt. Die Baële rechnen indessen ihr Land nordwärts bis Wanjanga und westwärts bis zur Wadaistraße, wobei zweifelhaft

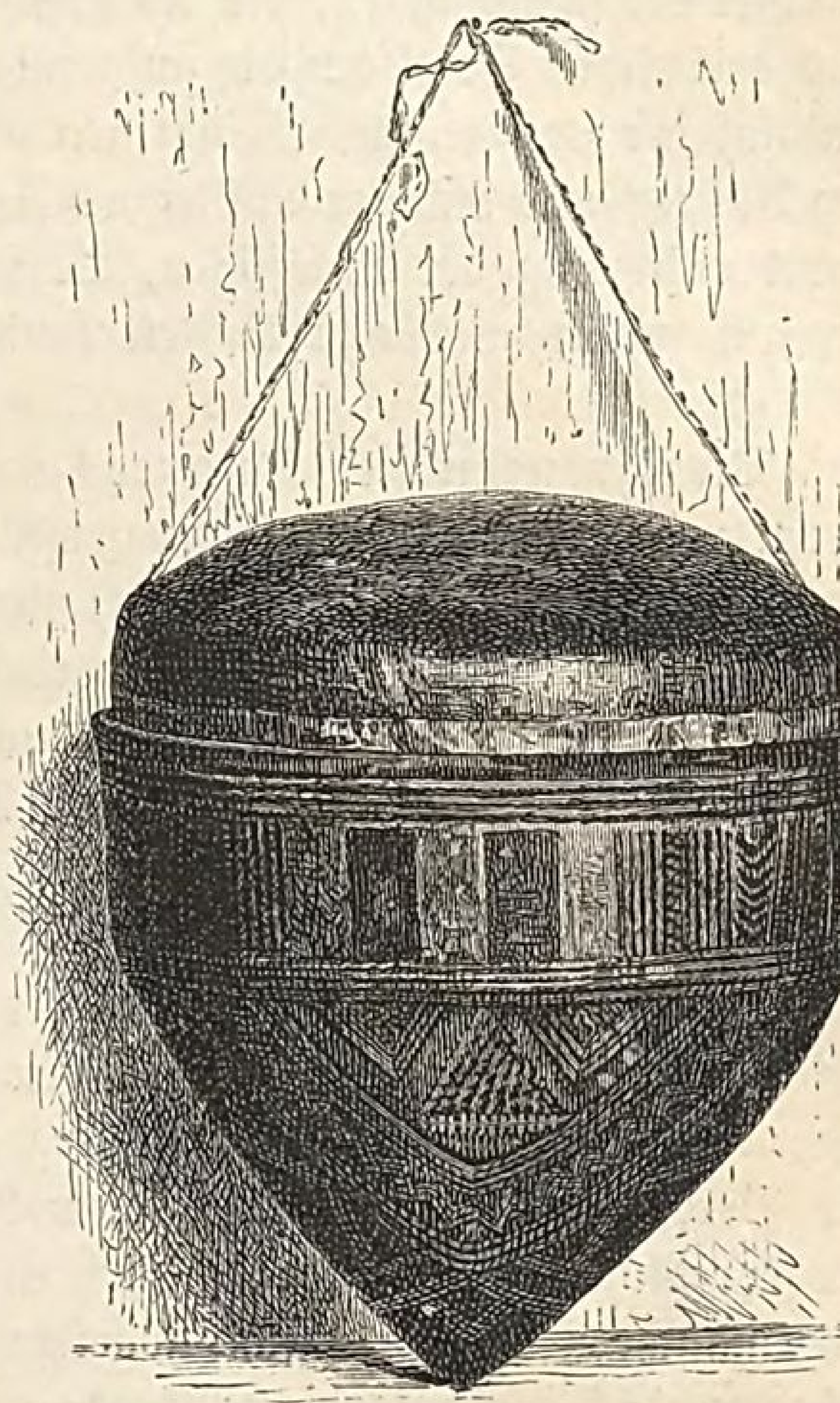


Ein Löffel der Tuareg. (Aus Barths Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

bleibt, wie weit es süd- und ostwärts sich erstrecke, weil die Baële in diesen Richtungen in die Stämme der Zoghawa oder Zagha, mit denen sie eine einzige Völkerfamilie bilden, unmerklich übergehen. Ebenso schwer ist es, ein klares Bild von der Bodengestalt und Bewässerung des Landes zu geben. Aus Nachtigals Erkundigungen kann man im allgemeinen schließen, daß das ganze Gebiet im wesentlichen eine Gebirgslandschaft sei, deren höchste Erhebungen im Osten liegen müssen, und aus welcher mehrere Thäler von beträchtlicher Größe nach Westen herausführen. Daß der Oberlauf von einigen dieser Thäler beständige Flüsse von nicht geringer Breite beherbergt, scheint zu beweisen, daß die Erhebungen dieses Gebirges nicht ganz gering sind, wiewohl über bedeutende Berge von Ennedi keine Nachrichten vorliegen. Es genügt ein Blick auf die Karte, um sich zu sagen, daß ein mehr oder weniger bedeutendes Gebirge gerade an dieser Stelle nichts andres als Mittelglied der mächtigen Erhebung von Tibesti und der gleichfalls nicht unbedeutenden von Darfur oder des Marragebirges sein könne. Und so scheint es in der That. Auch der durchaus steilfelsige Charakter und die vorwiegend dunkle, seltener rötliche Farbe der Felsen dieses Gebirges erinnern an Tibesti.

Ist Ennedi auch wasserreicher, so ist das Wasser doch ähnlich verteilt. Es findet sich wie dort als unterirdischer Strom, der als Quelle hervortritt oder als Brunnen erbohrt wird und auch, ohne an die Oberfläche zu kommen, eine reiche Vegetation im untern Laufe der Thäler nährt. In den mittlern und obern Abschnitten aber fließt es als heftiger, oft unerwartet auftretender Strom zur Zeit der Sommerregen. Außerhalb der Thäler, die wieder Sitz der Vegetation wie auch des Ackerbaues und der beträchtlichsten Wohnstätten des Ennedi-Landes sind, gibt es wenige Quellen; in sie drängt sich demnach fast alles zusammen, was von Leben und Kultur hier sich findet, und nur die an den Futterkräutern der Sahara

reichen Steppen nähren die zahlreichen Herden der Baële. An fruchtbarem Boden scheint das Land arm, doch soll es reich an Eisen sein, und ihm gehört nicht nur eine Salz von minderer Güte liefernde Salzpfanne auf dem Wege nach Borku, sondern auch ein Lager roten Steinsalzes bei Dimi im Norden des Landes, wo das im östlichen Sudan beliebteste Salz gewonnen wird. Für dieses Salz ist Billia der Hauptmarkt, von wo es hauptsächlich nach Darfur und Wadai ausgeführt wird. Indem Getreide und Gewänder aus dem Sudan, die dafür getauscht werden, hier ebenfalls ihren Hauptmarkt finden, ist dieser Platz einer der bedeutendsten Marktplätze der östlichen Sahara geworden. In der ganzen Umgebung ist das rote Salz, in Körben von $^1/_{10}$ Kamelladung (30—40 Pfund), der allgemeine Wertmesser geworden; in Borku sah Nachtigal eine Kamelladung desselben für drei Kamelladungen Getreide, in Wadai aber sogar 30 Maß Getreide für 1 Maß Salz tauschen. Doch kommen auf den Markt von Billia auch Mariatheresienthaler. Es gibt im Lande einige Dattel- und mehr Dumpalmen, aber die Baële pflanzen, wenn sie Ackerbau treiben, nur Hirse, Mais, Bohnen, Wassermelonen und Kürbisse, und selbst diese im geringen Maße. Im äußersten Südosten wird auch Baumwolle gepflanzt. Viel besser ist das Land durch die ausgedehnte Steppenvegetation, welche durch häufige Sommerregen sogar eine gewisse Üppigkeit zu erlangen scheint, zur Zucht nomadisierender Herden beanlagt. Die Baële sind daher hauptsächlich Nomaden, und der Ackerbau geht nur mehr zufällig nebenher. Aber ihr Nomadismus ist in enge Schranken gebannt, da räuberische Araberstämme, vor allen auch hier die Aulad-Soliman, die entlegenern Weidegebiete längst zu unsicher gemacht haben. Nach den vortrefflichen Kamelen von Ennedi sollen selbst die südöstlichen Tuareg ihre Ghazien bis hierher (über 1000 km weit) ausgedehnt haben. Wandernde Kaufleute sind die Baële nicht, ihren Handel betreiben sie nur im Lande selbst, nach außen vermitteln denselben die Zoghawa. Wadai und Darfur sind seine Hauptziele. Eine Karawanenstraße, welche einst in die Nilländer, vielleicht über Dachel, geführt hat, ist heute in Vergessenheit geraten. Die Bevölkerung von Ennedi schätzt Nachtigal auf etwa 14,000 Seelen. Davon ist ein Teil im westlichen Ennedi Daza, ein andrer im nördlichen Teda, der größte Teil aber gehört den Baële an, welche ein eigner Zweig des weitverbreiteten Tibbu-Stammes sind. In Sitten und Gebräuchen scheint die meiste Ähnlichkeit mit den Teda zu herrschen. Kleidung und Bewaffnung stimmen ganz, während die Wohnweise, wenn auch keine Dörfer vorkommen, nicht die vereinzelte der Teda ist; sie wohnen hauptsächlich in zusammenhängenden Dörfern.



Eine Vorratsbüchse der Tuareg. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Kawar (Kauar) oder Henderi Tege (jenes der arabische, dieses der Tibbu-Name) ist ein kleines Wüstenreich der Tibbu, dessen Hauptgewicht im Gegensatze zu den meisten andern nicht auf der politischen und, im Sinne der Wüste, militärischen, sondern der wirtschaftlichen Seite liegt. Da es von den Tuareg am meisten besucht und in gewissem Sinne sogar ihnen unterworfen ist, bildet es eigentlich einen Übergang zwischen Tibbu- und Tuareg-Ländern. Der Mittelpunkt ist das salzberühmte Bilma, und dieses allein gibt auch

den weitern Umgebungen einiges Interesse, so wie es das Salz von Bilma und nichts andres ist, was die politischen Geschicke von Kawar bestimmt. Es ist dies noch echtes Wüstenland, aber schon ist das Klima zu heiß, um die Datteln so gut gedeihen zu lassen wie in den Oasen des Nordens; an Bewässerung fehlt es nicht, wohl dürfte aber die Bearbeitung des Bodens zu wünschen übriglassen, da das ganze Volk Kawars durch Zwangsmaßregeln der es beherrschenden Tuareg vom Ackerbaue entwöhnt ist. Garu (oder Bilma[1]), der Hauptort und zugleich südlichst bewohnte Ort des Reiches, dessen nördlichsten Grenzort der Brunnen Jat bildet, hat über 1000 Einwohner und ist von Mauern umgeben. „Der Ort ist einer der schmutzigsten, die ich gesehen", sagt Rohlfs, „die niedrigen, unregelmäßigen, aus dreieckigen Salzklumpen aufgeführten Häuser machen einen widerwärtigen Eindruck." Kalala, der zweitgrößte, im übrigen ähnliche Ort, ist die Residenz des Sultans, der Vasall der Tuareg und Räuber auf eigne Faust gegenüber schwächern Karawanen ist. Die Gesamtbevölkerung der Ansässigen, die fast ausschließlich aus Teda und Kanuri besteht (der Sultan sprach zu Rohlfs' Zeit kaum arabisch), schätzt dieser Reisende auf 3000.

Die Grenzen der Tuareg[2] sind folgende: Die große Sandebene des El Erg oder Areg, welche als dürrer, leicht gewellter Sandwall von der Kleinen Syrte bis zum Ozeane (in die Nachbarschaft von Arguin) zieht, grenzt das Tuareggebiet im Norden ab, wo Ghadames als Grenzpunkt genannt werden kann, während der berühmte Brunnen Asin halbwegs zwischen dem Haggarplateau und dem Asbengebirge die Südgrenze bezeichnet; nach Westen reicht es bis Tuat und ostwärts bis zu den Oasen des Wadi el Gharbi in Fessan. Dieses ganzen Gebietes Mittelpunkt, der Nabel dieses Erdstückes, ist das Haggarplateau, welches die Feste und gleichzeitig die Spenderin der Fruchtbarkeit des ganzen Tuareglandes ist. Von hier zieht nach Norden das große Wadi des Igharghar, das sich nördlich von der Sandregion in den salzigen Niederungen des Wadi Righ in der algerischen Sahara verliert. Die Tuareg werden von den besten Beobachtern als die reinsten der Berberstämme bezeichnet, wiewohl auch sie, wie fast alle andern Söhne der Wüste, mit der Annahme des Islam auch arabische Sitten und Gebräuche angenommen und damit manches Alteinheimische abgelegt haben. In dieser Beziehung ist besonders hervorzuheben, daß dunkelfarbige Menschen seltener bei ihnen vorkommen, während es einzelne gibt, deren gewöhnlich bedeckte Körperteile ebenso weiß sind wie bei uns. Unter den Tuareg scheint aber wieder die nördliche Gruppe, von welcher Duveyrier sagt, daß sie allein von ihren Bergfesten herab Zeuge der Völkerbewegungen sein konnte, welche Westafrika so oft durchbrausten, ohne selbst von ihnen ergriffen zu werden, sich am reinsten erhalten zu haben. Im allgemeinen ist die vorwaltende Hautfarbe ein Rötlichgelb, wie es bei Südeuropäern nicht selten, und nur die gewöhnlich unbedeckten Teile des Körpers sind von Sonne und

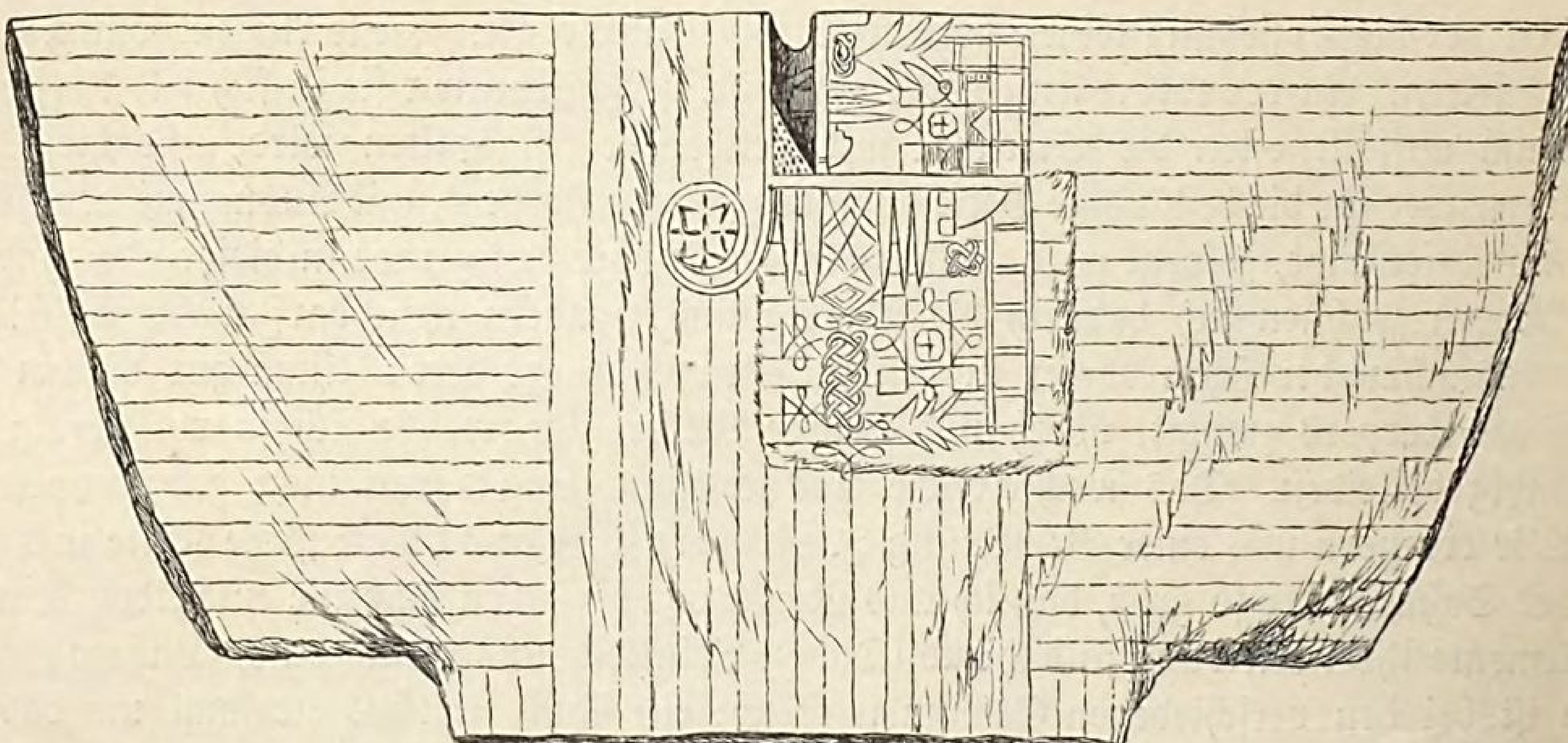
---

[1] Bilma ist nicht der Name eines Ortes, wie er auf unsern Karten zu erscheinen pflegt, sondern einer Provinz, den jedoch die Araber ähnlich frei gebrauchen, wie sie umgekehrt Fes für Marokko und Mursuk für Fessan sagen. Die Namen der Orte, in deren nächster Nachbarschaft die Salzgruben von Bilma gelegen, sind Garu und Kalala. Garu ist der Ort, der in der Welt als Bilma gilt.

[2] Der Name Tuareg oder Tuarek (auch -ig und -ik) und in der Einzelform Targi oder Tarki ist weder als allgemeiner Volks- noch als besonderer Stammesname bei den betreffenden Wüstenbewohnern irgend bekannt und führt ausschließlich auf die Araber zurück. Wo bei ältern Schriftstellern der Name vorkommt (bei Ibn Chaldun: Tarka, bei Leo Africanus: Terga), bezieht er sich auf einzelne Stämme. Die Tuareg selbst nennen sich mit einem Namen, dessen Spuren man bei alten griechischen, römischen und arabischen Schriftstellern schon begegnet, Amasigh, jetzt gewöhnlich in der Form Amoschar (Mehrzahl Imoschar) gebräuchlich, über dessen Sinn jedoch nichts Näheres bekannt ist. Was die Namen Targa und Tuareg anlangt, so werden sie auf das arabische „tereku dinihum" zurückgeführt, welches vom Verlassen des Glaubens gebraucht und auf das einstige Christentum der Tuareg gedeutet wird.

Staub dunkler. Ihr Körperbau und ihre Gesichtsbildung werden gleichfalls als dem der europäischen Menschen am nächsten kommend bezeichnet, und manche Beobachter haben sie kurzweg als den schönsten Menschenschlag Afrikas bezeichnet. Durch mäßiges Leben und reichliche Übung ist ihre Muskulatur kräftig entwickelt, und ihr entspricht die Energie, welche auch der vorwaltende Zug ihres Gesichtsausdruckes ist. Vorzüglich die Scheichs der Tuareg sind in der Regel durch hohen Wuchs und kräftige Gestalt ausgezeichnet, einige unter ihnen sind wahre Riesen. Zum Teile ist dies jedenfalls dem Umstande zuzuschreiben, daß sie bei der Wanderung von Norden nach Süden und der Zurückdrängung der dunkeln Bevölkerung sich noch strenger als die Masse ihrer Volksgenossen von der Mischung mit dem niedern Volke zurückhielten. Unter den Westtuareg gibt es indessen auch ganz negerhafte oder mindestens mulattenhafte Scheichs, so z. B. in Ardschischo. Ihre Gesichtszüge sind, und die Frauen zeichnen sich in dieser Richtung besonders aus, denjenigen der Europäer im allgemeinen ähnlicher als denjenigen der Araber. Aber es ist, wie ein gut beobachtender Franzose es ausspricht, die nicht selten auffallende Schönheit der Frauen von jener Art, der die Erziehung keinen höhern Stempel aufprägte. Helle Augen kommen vor, sind aber selten. An der Kleidung der Tuareg ist, verschieden wie sie in sich selbst erscheint, überall am auffallendsten die Strenge, mit welcher sie festgehalten wird, und die Sorgfalt, mit welcher für die beständige Bekleidung des ganzen Körpers, mit Ausnahme der Hände, Füße und Nasenspitze, gesorgt wird. Nicht bloß gegenüber den gerade in dieser Beziehung so laxen Negern zeichnen sich dadurch die Tuareg aus, sondern man darf wohl sagen, daß es mit Ausnahme der Hyperboreer in den kältesten Ländern, deren Klima zur dichten Verhüllung des Körpers zwingt, überhaupt wenige Völker gibt, welche sich so vollständig und so beständig bekleiden. Das wechselreiche trockne Klima mag daran nicht ganz unbeteiligt sein. Wir erinnern uns einer Bemerkung J. Richardsons aus Ghat: „Die Kälte in diesem Teile der Sahara war so groß, daß ich aus Furcht vor derselben mich nie entkleiden konnte". Die Elemente ihrer Kleidung sind Hemd (Tobe), Beinkleid und Gesichtstuch (Litham). Das letztere ist bei den verschiedenen Stämmen gleich: ein Tuch, welches zweimal um das Gesicht gewunden wird, so daß es Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur die Nasenspitze hervorschauen läßt, und welches, indem es zugleich um Kopf und Schläfe gewunden und mit einer Schleife hinten am Kopfe befestigt wird, die ganze Kopfbedeckung des Targi bildet. Man hat diese Tücher in Indigo und Weiß; die Edlen tragen vorwiegend jene, die Niedern diese, und darauf führt die häufig zu hörende Bezeichnung „schwarze Tuareg" und „weiße Tuareg" zurück. Diese Gesichtsverhüllung, der man in dieser oder andrer Form auch bei andern Wüstenstämmen und bis tief in den Sudan hinein bei Fulbe und Kanuri begegnet, die aber nur hier ganz allgemein geworden und tiefe Wurzel in den Sitten des Volkes geschlagen hat, hat einen nominellen religiösen Zweck, nämlich die Verhüllung des Mundes, den der Targi sich scheut sehen zu lassen; aber man möchte glauben, daß der leicht erkennbare praktische Zweck, nämlich der Schutz der Augen vor dem feinen, leicht Entzündungen erzeugenden Wüstenstaube und der Schutz des Gesichtes vor dem Wüstenwinde, der erste sei, dem der andre als spätere Auslegung angedichtet sei. Wie dem auch sei, der Tuareg legt dies Gesichts- und Kopftuch so selten wie möglich ab. Es paßt dies zu seinem Charakter. Selbst in der Fremde entäußert er sich desselben nicht. Tuareg, die mehrmals nach Paris kamen, behielten beständig, auch selbst beim Essen und Schlafen, dieses Tuch vor. Wir haben in demselben in der That das unterscheidendste ethnographische Merkmal dieses Volkes, das die ersten Araber schon, welche mit ihm in Berührung kamen, als Molathemin, Verschleierte, oder Ahel-el-litham, Leute des Schleiers, benannten. Selbst seinem Weibe gegenüber legt der Tuareg den Litham nicht ab. „Wenn ich", erzählte ein junger Targi in Ghat dem englischen Reisenden Richardson, „von einer Reise nach

meinem Hause und zu meinem Weibe zurückkehre, so entblöße ich nicht gleich mein Gesicht und gehe auf sie zu und starre sie begehrlich an. Nein, ich lasse mein Gesicht ganz verhüllt, setze mich ruhig zu ihr nieder und warte mit aller Geduld, bis sie zu sprechen beginnt. Spricht sie erst, dann spreche ich auch, weil ich dann weiß, daß sie eben sprechen will. Es ist aber sehr unpassend, bloßen Gesichtes zu seinem Weibe zu gehen." Seltsam ist es nun und am wahrscheinlichsten mit der geringern Notwendigkeit eines Schutzes bei ihrem mehr ab- und eingeschlossenen Leben zu erklären, daß die Tuaregfrauen ihr Gesicht nicht verhüllen, und daß gerade diese Sitte nicht mit dem Mohammedanismus bei ihnen Eingang gefunden hat. Aber so ist, um dies gleich hier hervorzuheben, überhaupt ihre Stellung eine viel freiere als bei den Arabern oder andern Islambekennern, und sie mischen sich auch frei in die Gespräche und Angelegenheiten ihrer Männer. Und es ist bemerkenswert, daß sie, wenigstens bei den Stämmen reinern Geblütes, diese Freiheit nicht zu mißbrauchen scheinen, während allerdings bei den mit Negerblut reichlicher versetzten Süd- und

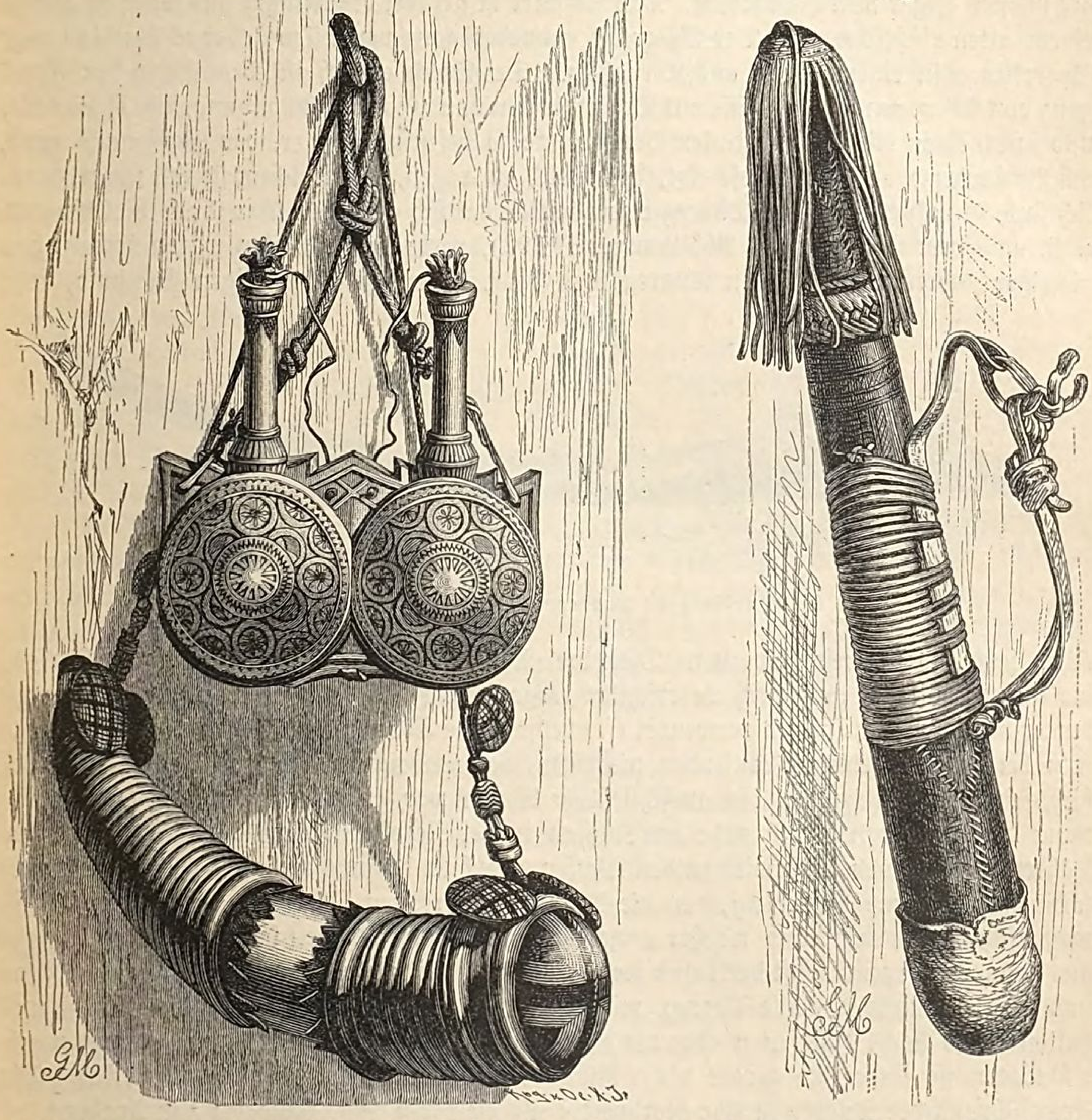


Eine Tobe aus Bornu, sogenannte Perlhuhntobe. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 276.

Weststämmen durch die Unstetigkeit der Männer und die Vielweiberei besonders auch die Sittlichkeit der Frauen kein hohes Lob erhält. Was nun die übrigen Kleider betrifft, um von unsrer Abschweifung auf das Gebiet der sozialen Verhältnisse zurückzukehren, so tragen reich und arm und man kann fast sagen Mann und Weib die gleichen Arten von Gewändern, und es bestehen die Variationen derselben hauptsächlich in der größern oder geringern Menge des dazu verwendeten Baumwollenstoffes und scheinen mehr von der leichtern oder schwereren Erreichbarkeit des letztern als vom Geschmacke oder Herkommen abhängig. Die meisten Baumwollenzeuge der Tuareg sind entweder weiße oder dunkelblaue Stoffe, welche am leichtesten und liebsten aus den Haussaländern und vorzüglich aus Kano bezogen werden, und dem mag es zuzuschreiben sein, daß weite, faltige Hemden (Toben) und Beinkleider in den an die Haussaländer grenzenden Teilen getragen werden, während engere Gewänder bei den Oststämmen üblich sind. Jenes Kopf- und Gesichtstuch macht die ganze Kopfbedeckung aus; das Haar wird am Scheitel kurz getragen, um an der Seite oder hinten in einen oder zwei Zöpfe auszulaufen, während den Knaben ein Hahnenkamm geschoren wird. Den Leib bedeckt ein langes Hemd oder ein kürzeres Gewand von Blusenform, beide von weißer Farbe, während das darübergezogene weite und weitärmelige Hemd die blaue Tobe der Sudanbewohner ist und auch dieselben Verzierungen trägt. Das Beinkleid besteht gleichfalls aus blauem sudanesischen Baumwollenzeug, ist weit und endet über den Knöcheln verengert, so daß es ganz den Beinkleidern der alten

Kelten gleicht. Die Kleidung der Frauen beſteht aus zwei oder drei langen Baumwollenhemden, die um die Hüften durch einen rotleinenen Gürtel zuſammengehalten werden. Ein einfaches weißes, rotes oder rot geſtreiftes Leinentuch dient über dieſem Unterkleide zur Verhüllung, beziehentlich Drapierung des Oberkörpers. Der Kopf wird mit einem mehr oder

1 2



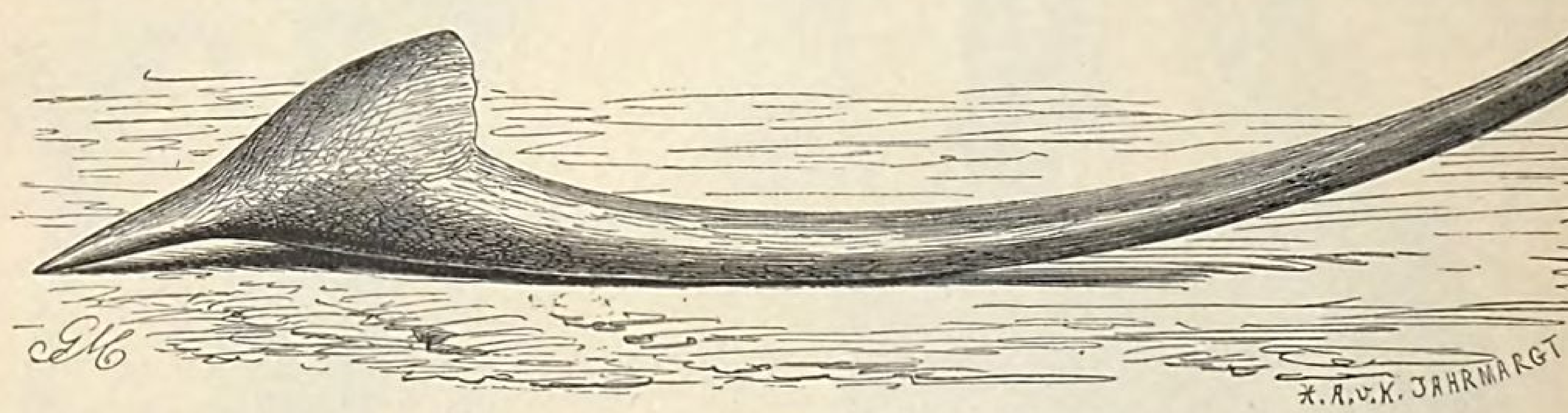
Pulverflaſchen der Tuareg. (Ethnographiſche Sammlung, Stockholm.) — 2. Köcher der Tuareg. (Muſeum für Völkerkunde, Berlin.)

weniger reichen Stück Baumwollen- oder Leinenſtoff drapiert. Bei den Reichen beider Geſchlechter kommen auch reichere phantaſtiſchere Koſtüme, die von den Arabern entlehnt werden, gelegentlich vor. Die Fußbekleidung beſteht bei beiden Geſchlechtern in ſtarken Sandalen, die meiſt aus Kano kommen.

Schmuckſachen ſind ſehr ſpärlich und auf die Frauen beſchränkt. Man findet Fingerringe, gläſerne und ſilberne Armſpangen und Glasperlen. Der ſteinerne Oberarmring der Männer iſt allerdings auch halb und halb hierher zu rechnen. Ganz ſeltſame

Schmucksachen erwähnt v. Bary von den Westtuareg: thönerne, aus einer bestimmten feinen Erde gebildete Armringe und ebensolche aus Serpentin; der letztere ist wohl identisch mit dem sogleich zu nennenden Parierringe der Krieger.

Die Tuareg sind ein kriegerisches Volk, man sieht ihre Männer nie ohne Waffen, die hier völlig zur alltäglichen Tracht gehören. Die Waffen der Tuareg sind aber Schwert, Speer und Dolch. Alle drei haben etwas Starkes, Massives, das sie über die schwächern Waffen der meisten Neger weit hinaushebt. Das Schwert ist gerade, breitklingig und lang; es gleicht einem alten Richtschwerte. Der Speer ist entweder ganz von Eisen, oder es sitzt die lange Speerklinge in einem Stiele aus Kornaholz. Der Dolch endlich ist ebenfalls in der Regel ganz von Eisen, am kurzen Griffe mit Drahtspiralen umwunden (s. Abbildung, Bd. I, S. 532) und durch einen Riemen am linken Handgelenke so befestigt, daß er, den Griff nach vorn, am Vorderarme anliegt. Diese Art, den Dolch zu tragen, von welchem sie fast unzertrennlich sind, ist ursprünglich den Tuareg eigentümlich, hat sich aber nun über ihr Gebiet hinaus, z. B. nach dem Westsudan (s. Abbildung, S. 192), verbreitet. Flinten waren noch in den vierziger Jahren selbst bei den Tuareg von Ghat, diesem handelsthätigen Stamme, sehr



Ein Wurfholz der Tuareg. (Christy Collection, London.)

elten, jetzt sind sie weit verbreitet. Diese drei Waffen fehlen keinem der Edlen oder Freien, die außerdem wohl auch noch Lederschilde tragen. Auf der Jagd werden wie in Darfur bumerangartige Wurfhölzer verwendet (s. obenstehende Abbildung). Bogen und Pfeile kommen bei den in Gebirgen hausenden niedrigen, den Leibeignen (Imrhad) zugezählten Gebirgsstämmen von Haggar als ausschließliche Waffen vor, wie denn überhaupt die Bewaffnung der unter den Freien stehenden Klassen in der Regel eine ärmlichere ist als die der Höhern. Von ihnen selbst wird zu den Waffen gerechnet der uns mehr als Schmucksache erscheinende steinerne Armring, den die Männer am rechten Oberarme tragen, sobald sie waffenfähig geworden, und welcher angeblich zum Parieren dienen soll. Der Stein besteht aus grünem Serpentin, ist breit und wohlgeglättet und kommt aus dem Lande der Asgar und der Auelimmiden. Alle Tuareg, mit Ausnahme der Marabut, tragen diese Ringe und halten sie so hoch, daß selten oder nie ein Fremder einen zu erwerben vermag, und merkwürdigerweise findet sich gerade dieser Ring bei keinem der Nachbarn dieses Volkes. Die Kriegführung der Tuareg ist eine geordnetere als die der Tibbu. Wie bei den Arabern, ist die ganze soziale Gliederung oft schon im Frieden auf den Krieg berechnet.

Bei den Tuareg beschränkt sich die Erbfolge der weiblichen Linie nicht auf die Fürsten, sondern greift tief in das ganze Leben der Bevölkerung ein, denn in Ghat z. B. sind thatsächlich die Frauen und nicht die Männer die erblichen Besitzer. Obwohl die Bevölkerung großenteils maurisch, gehört doch der größere Teil der Häuser Frauen an, welchen sie am Hochzeitstage von Freunden oder Verwandten geschenkt wurden, oder denen sie durch Erbschaft zufielen. Es erklärt allein dieses Verhältnis manches von dem, was die Stellung der Frauen hierzulande so viel besser macht als in andern mohammedanischen Ländern. Batuta, indem er diese Sitte der Erbfolge in der weiblichen Linie von dem Berbervolke

der Twalaten in der Westsahara beschreibt, setzt hinzu: „Ich habe diesen Gebrauch niemals früher angetroffen, außer bei den Heiden von Malabar in Indien“. Wir kennen ihn aber nicht nur von dem Schwestervolke der Tibbu, sondern finden ihn auch bei Nubiern und Berbern. Ja, durch ganz Afrika begegnet man Anklängen an eine ähnliche Bevorzugung des Weibes, die besonders in der Succession der Herrscherfamilien hervortritt.

Von den Städten der Tuareg ist oben im allgemeinen gesprochen worden. Die meisten größern Wüstenstädte gehören ihnen, da die Ostsahara außerhalb Fessans wenig davon hat. Aber auch diese größern Städte sind doch immer noch ziemlich unbedeutend, und die Tuareg werden durch ihren Besitz noch lange kein Städtevolk wie die Haussa. Die Oase von Ghat, welche die nennenswerteste aller Tuaregstädte umschließt, ist klein, ihr Umfang beträgt nicht ganz eine deutsche Meile; so ist auch der Umfang der Gärten nicht beträchtlich, und die Stadt selbst macht einen unbedeutenden Eindruck. Die Häuser sind trotz des Steinreichtumes der Umgebung, und trotzdem Kalk vorhanden ist, aus Lehm gebaut, das wenige Bauholz, was an ihnen Verwendung findet, stammt von der Dattelpalme, dem einzigen Baume des Landes, und sie machen innen wie außen den Eindruck des Verfalles. Die glänzend weiß getünchte Außenseite der Küstenstädte kommt bei ihnen nicht vor, sie haben die Naturfarbe des an der Sonne getrockneten Lehmes, den ein tüchtiger Regen auflösen würde. Nur ein einziger Moscheenturm verdient den Namen Minaret. Die Stadtwälle sind nicht mehr als 3 m hoch, und ihre sechs Thore sind nicht fest verschließbar. Im Süden legt sich eine Vorstadt von circa 60 Lehmhäusern und im Westen ein Dorf zerstreuter Palmstrohhütten an. Inmitten der Stadt liegt der viereckige Marktplatz, das Zentrum des Geschäftslebens, der Regierung und des Richteramtes. Eine bezeichnende Eigentümlichkeit der Wüstenstädte, die in geringerm Grade auch den Plätzen der Küste eigen, sind die sehr sinnreichen hölzernen Schlösser, bei welchen der Schlüssel ein Stück Holz, dessen eines Ende mit kleinen Zapfen bedeckt ist. Das Schloß greift mit entsprechenden Höhlungen in diese ein, und die Schwierigkeit des Öffnens beruht auf der oft sehr komplizierten Anordnung dieser Zapfen und Löcher. Es ist in der Regel gar nicht leicht, mit diesen Schlüsseln zu hantieren, und erfordert unter allen Umständen viel Übung.

In Plätzen, wo Handel und Verkehr das Leben der Bewohner tiefer beeinflussen, ist Lesen und Schreiben weit verbreitet. Es ist übertrieben, wenn Richardson sagt: „Die ganze Bevölkerung von Ghat und Ghadames kann lesen und schreiben“. Aber es ist bestätigt, was er hinzusetzt, daß es der Stolz der Ghadamsi ist, daß alle ihre männlichen Kinder lesen und schreiben lernen. Selbst Abendschulen wurden in den Wüstenstädten zu diesem Zwecke eingerichtet, und man konnte in einer sonst nicht eben blühenden Stadt schon vor 30 oder 40 Jahren des Abends nicht durch die Straßen gehen, ohne auf das laute, eintönige Recitieren der in enge Räume zusammengepferchten Kinder aufmerksam zu werden, die unisono ihren Koran auswendig lernen, welcher Abc, Regelbuch, Lesebuch, Erbauungsbuch — alles in allem ist.

Wenn es zu den Merkmalen der Tuareg gehört, in endlose Stämme, Clans, auseinander zu gehen, so beweist auf der andern Seite ihre Zusammengehörigkeit nicht nur die Gemeinsamkeit der Sprache, die sie sprechen, sondern auch des Namens, den sie sich und den sie dieser Sprache geben. Die Asgar nennen sich Imohag, die Haggar und Auelimmiden Imochar, die von Aïr Imajirhen. Ihre Sprache nennen sie Temahaq oder Temacheq. Es sind dieselben Namen, welche uns bei den marokkanischen Berbern wieder entgegentreten, die sich als Volk Imazig, Plural: Imazigen, und ihre Sprache Tamazig nennen. Und bei den Alten tritt uns dieser Name als der der Mazyer oder Maziker entgegen. Daß ihr Sinn wesentlich derselbe geblieben, lehrt uns die Übereinstimmung alter Beschreibungen mit den neuen, den heutigen Zuständen.

Die Tuareg des Nordens zerfallen in die Asgar (Asbjer) und Haggar (Hoggar); jene wohnen im Osten, diese im Westen. Im Süden schließen sich ihnen die Kelowi oder Kelui an. Jede dieser Stammesgruppen hat ihren natürlichen Mittelpunkt, so wie die Tibbu ihn im Tibestigebirge haben. Die Haggar haben den Kern des gleichnamigen Gebirges, die Asgar den südlichen Teil desselben und die davor liegenden Oasen, die Kelowi endlich das Gebirgsland von Aïr inne. Die letztern sind es, welche am weitesten über ihr Gebiet übergreifen, denn nach Bary reicht das Gebiet der Kelowi von Ashagar im Osten bis zum Brunnen Engischan im Westen. Sie beherrschen aber gegenwärtig auch Bilma, das dem Scheich von Asanares gehört. Sie sind von den beiden andern viel mehr verschieden, als diese es unter sich sind. Die Tuareg selbst machen große Unterschiede zwischen diesen Gliedern ihres Volkes. Die von Ghat (Asgar) werden als diejenigen bezeichnet, welche den eigenartigen Charakter dieses Wüstenvolkes am besten repräsentieren: kühn, abgehärtet, zurückhaltend im Verkehre, kurz in der Rede, von ritterlichem Wesen und nicht ohne Verständnis für den Handel. Die von Tuat sollen ihnen am nächsten kommen; aber die von Aïr sind weichlicher und milder in ihren Sitten, zum Teile wohl wegen ihrer starken Mischung mit sudanesischem Negerblute, sie gelten für die besten Kaufleute der Sahara und sind wegen ihrer Schmiegsamkeit und Findigkeit vortreffliche Karawanenführer. Endlich sind die von Timbuktu allgemein als die treulosesten und grausamsten verrufen, in denen die Neigung zu friedlichen Beschäftigungen am geringsten, die Räubernatur am stärksten sich auspräge. Die Stammessonderung geht aber weit über diese Dreiteilung hinaus und scheint ebenfalls in der Natur der Wohnstätten tief begründet zu sein. So bildeten ursprünglich die Haggar nur einen einzigen Stamm, den der Kel-Ahamellen; aber das Wachstum der Bevölkerung, die Notwendigkeit, sich über weite Räume zu zerstreuen, endlich die Rivalität der Familien brachten Spaltungen hervor, die zu Duveyriers Zeit aus dem einen Stamme vierzehn gemacht hatten. Wie weit diese Zerfällung geht, mag die Thatsache lehren, daß selbst die Leute von Ghat unter sich zwei verschiedene Stämme annehmen: 1) Ihadschenen, welche wieder in die Gruppen der Ait Tedschena Hana, Ait el Mochtar und Ait Hamullen zerfallen, und 2) Kel Rhapsa. Die einen wie die andern stammen aus Tinylkum. Diese vier Gruppen wollen nach der Zeit des Propheten nach Ghat gekommen sein, das vorher von Imekamesen und Kel Tellek bewohnt gewesen wäre.

Noch einige Worte zum Schlusse über die interessanten Stämme der Asgar und Kelowi. Der Stamm der Asgar im südlichen Haggarlande, ein Teil der Haggar-Tuareg, bildet förmlich eine Kriegeraristokratie, die nicht mehr als etwa 500 Bewaffnete ins Feld zu stellen vermag und ursprünglich aus fünf Familien mit 30 Unterabteilungen (Feia) besteht, dabei aber ein Gebiet von mehreren Tausend Quadratmeilen beherrscht. Das Verhältnis dieser fünf Familien zu einander zeichnet sehr gut die Entwickelung und die innern Beziehungen derartiger patriarchalisch verbundener Stammesgruppen. Die größte Familie ist die der Uraghen, welche zu Barths Zeit etwa 150 Familienhäupter zählte. Sie muß einst eine kompakte Macht gebildet haben, da ihren Namen einer der Hauptdialekte des Targi oder des Temaschirt trägt. Teile von ihr wohnen am Norduferr und auf Inseln des Niger (oder Isa), und ein andrer Zweig ist bei Ghat ansässig. Viel ärmer und geringer ist die zweite Familie, die der Imanang, deren Glieder noch heute den Namen Amanokalen oder die Königlichen führen, wiewohl sie nun zur Stufe der äußersten Armut und zu einer höchst geringen Anzahl herabgesunken sind. Aber selbst das Volkslied hat die Schönheit ihrer Frauen nicht vergessen, die es ebenso gern besingt wie den Reichtum von Tunis, die Weisheit von Ssuk und die Rosse von Tuat. Von der dritten kleinen Familie, den Manghassata, wissen wir nichts, als daß sie ihre leichten Lederzelte oder Rohrhütten gewöhnlich im Thale Sersua aufschlägt. Dagegen sind die zwei letzten Familien, die

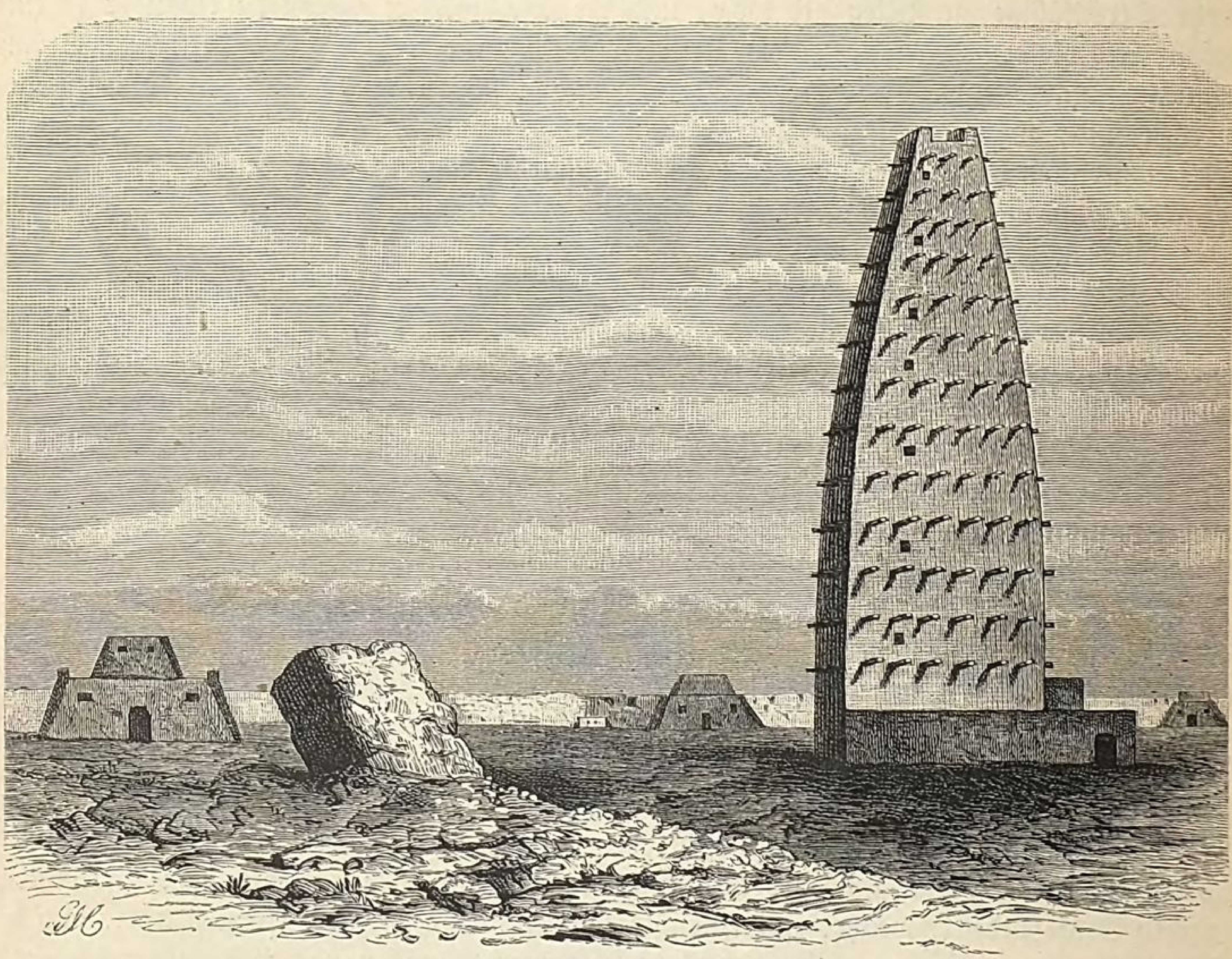
Ifoga und Hadanara, über die ganze Wüste zerstreut und der Gesamtheit der eigentlichen Asgar weit entfremdet. Von den erstern ist nur ein kleiner Teil zurückgeblieben, während die meisten sich unter den Kelowi niedergelassen haben und andre nach den palmenreichen Thälern von Mabruk auf der Timbuktustraße gezogen sind. Die letztern aber haben ihre Wohnsitze südlich von den eigentlichen Asgar unter den Imrad genommen und sind wandernde Freibeuter geworden.

Was nun diese Imrad anbetrifft, so sind sie im Grunde nichts andres als die dienende Klasse der Asgar, von welcher diese leben, wiewohl jene im stande sind, zehnmal mehr Streitfähige zu stellen als diese, und die Stellung der beiden zu einander ist ungefähr wie die der Spartaner zu den Heloten, hat sich aber im Vergleiche zu andern Stämmen der Tuareg dadurch etwas gemindert, daß auch die Herren hier teilweise ansässig geworden sind, das Lederzelt gegen die Rohrhütte vertauscht und dadurch jenes große Übergewicht verloren haben, welches stets durch den Nomadismus der herrschenden Rasse gegenüber der Ansässigkeit der Leibeignen verliehen wird. Außer von diesen ihren Leibeignen leben die Asgar noch von dem Tribute, den sie den Karawanen abnehmen, und der durch die Bedeutung Ghats als eines der größten Marktplätze der Westsahara zu einer ziemlich erheblichen Einnahmequelle wird. Ghat kann als der Mittelpunkt des Asgarlandes angesehen werden und als ein wichtiger Platz des Handels der Zentralsahara. Aber ebenso wie die Asgar selbst nicht Handelsleute, sondern nur Vermittler und Beschützer des Handels sind, ist auch dieser ihr Hauptplatz nicht mit Ghadames oder Mursuk zu vergleichen, sondern ein Markt, der außerhalb der Zeit, in welcher hier auf den von Mursuk, Ghadames, Insalah, Aïr zusammenführenden Straßen die Waren zum Frühjahrsaustausche herankommen, wenig Beachtung beansprucht.

Das Land Aïr oder Asben ist ein mächtiges Gebirgsland, aus welchem Gipfel zu 2000 m sich erheben, und in welches fruchtbare Thäler von romantischer Schönheit eingesenkt sind. Barth war entzückt von diesen Oasen und ihrer großartigen, wenn auch mehr schrecklichen als lieblichen, mehr starren und kahlen als reichen Gebirgsumwandung. Indem Bary die Barthsche Bezeichnung Aïrs als des „Alpenlandes der Sahara" adoptiert, fügt er hinzu, es müsse dabei allerdings der Schwerpunkt auf Sahara liegen. In dem schönsten Thale, das er gesehen, dem von Tiggeda, nördlich von dem majestätischen Kegel des Dogem, fand er das breite Sandbett des Regenstromes vom herrlichsten, frischen Grase bedeckt, welches fast einen so schönen Rasen wie in Europa bildete, und die Seitenschluchten waren von Blätterwerk verschiedener Mimosen und Wüstensträucher, wie des Taborak (Balanites), der Abisga (Capparis) und andrer, ausgefüllt. Zahlreiche Flüge Tauben und dann und wann eine schlanke Mareia-Antilope beleben dies friedliche Bild. In dem wilden Bergpaß von Egeri liegt sogar ein klarer Bergsee, den Felswände umgeben, die künstlichen Mauern gleichen, und über diesem Thale erhebt sich wirkliches, von Menschenhänden geschichtetes Mauerwerk, eine „Burgruine", wie Barth es etwas euphemistisch nennt. Künftige Forschungen werden vor allem hier Material zur Verfolgung der Geschichte der Saharavölker zu suchen haben. Hier wimmelt es von Überresten einer ältern steinernen Zeit. Von alten unbewohnten Steinhäusern auf dem Bagzen hörte auch Bary in Ardschischo, ebenso von vielen Felseninschriften in Aïr.

Die heutigen Bewohner sind ebenso interessant. Auf der einen Seite die unzweifelhafte Beimischung eines starken Maßes von Negerblut in einem großen Teile derselben, der so weit geht, daß die dunklern unter ihnen, nach Bary z. B. die dunkeln Kelowi in Tintagheda, viel mehr Krankheiten ausgesetzt sind als die hellen Tuareg und ihre Frauen zu ungewöhnlicher Fettigkeit neigen; daneben die Aufnahme einer Menge von Haussawörtern, die das Gebiet dieser Sprache gerade in dem der Kelowi bis weit in die Wüste sich ausdehnen läßt. Auf der

andern Seite gibt es vielleicht bei keinem andern Stamme der Tuareg so viele Anklänge an die ältere, reinere Zeit. Man sieht „ganz weiße" Frauen bei den Kelowi von Ardschischo, auch erzählen diese von einem Stamme, weiß wie sie selbst, der Irwarwar heiße. Nach uralter Berbersitte tragen manche Kelowi ihr Haar so aufgebunden, daß seitlich zwei Locken herabfallen. Diese Völker bauen noch heute Tumuli mit Steinkreisen aus aufrecht stehenden Platten. Und rätselhafte Häuser aus Gerölle und Sand gebaut, klein, so daß sie fast mit Tumuli zu verwechseln waren, traf Bary bei Ardschischo bewohnt an. Sie werden außen mit Lehm bestrichen. Angesichts dieses merkwürdigen Zweiges der Tuareg, des Grenz-



Turm der Moschee in Aghades. (Nach Barth.)

volkes, das mit einem Fuße im berberischen Altertume, mit dem andern im materiell hochkultivierten Negertume des Nigervolkes der Haussa steht, gewinnt jene Überlieferung der Tuareg neuen Wert, welche sagt, daß Es-Suk, eine einst bedeutende Stadt zwischen Inschala und Gogo, von den Schwarzen gebaut, dann von den Tuareg erobert und vergrößert worden sei, bis die Schwarzen von Gogo es wieder gewannen und zerstörten. Dort wurde von den Tuareg ein Tribut von 40 weißen, von den Negern von 40 schwarzen Jungfrauen wechselseitig gegeben.

Über die ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Tibbu und Tuareg hat der Islam einen dichten Schleier gewoben, und schwer ist es, aus sehr verschiedenartigen nach den verschiedensten Seiten hindeutenden abergläubischen Vorstellungen ein Bild eines einstigen Glaubens zu gewinnen. Ein durchgebildetes Religionssystem konnte überhaupt schwer sich ausbilden bei einem von weltlichen Sorgen und Interessen notwendig so sehr in Anspruch genommenen Volke wie diesem. Und der Islam konnte auf einen ungeschriebenen und in ungeschriebenen Überlieferungen lebenden Glauben zunächst nur zersetzend einwirken, d. h.

die Wüstenvölker sind Islamiten dem Namen nach geworden, aber sie haben nicht einmal die Formen des Islam angenommen: Der Mohammedanismus legt seinen Bekennern zahlreiche Pflichten auf: das Gebet, die Waschungen, die Fasten des Rhamadan, die Mekkapilgerschaft, das Almosen. „Wie können", fragt Duveyrier, „die Tuareg diese Verbindlichkeiten erfüllen? Das Gebet und die Pilgerschaft fordern Zeit, das Fasten und Almosengeben setzen den Überfluß voraus, und sie haben weder das eine noch das andre." Bei den Nordtuareg, meint dieser Reisende, werde man kaum 30 zählen, welche in Mekka gewesen seien, wie geehrt auch der Name Hadschi bei ihnen sei. Auch der Repräsentanten des Islam sind es wenige; sie haben weder Imam noch Mufti, fast nirgends eine Moschee (die Moschee von Ghat ist ein elender Lehmbau), keine Kapellen. Die Sauja von Timassanin ist im ganzen Lande die einzige ihrer Art. Die Araber scheinen also nicht so ganz unrecht zu haben, wenn sie von den Tuareg sagen: sie haben keine Religion. Was aber die Tibbu anbetrifft, so geht ihre Vernachlässigung des Glaubens, den sie mit dem Munde bekennen, noch weiter, und sie scheuen sich nicht vor den schwersten Vergehen, die einem Muselmanen zur Last gelegt werden können, z. B. vor der Beraubung eines Marabut. Auch in dieser Beziehung stehen sie noch um eine Linie hinter den Tuareg, von denen nur die Haggar mit ihnen konkurrieren. Die Haggar aber werden von „bessern" Tuaregstämmen fast wie Kafirs angesehen, da sie die Satzungen des Islam nur oberflächlich befolgen und selbst die heiligsten Marabuts ausplündern.

Wenn auch die meisten den Islam bekennen, so dürfte doch das Heidentum nie ganz bei ihnen ausgerottet worden sein, und diejenigen, welche sich auch dem Heidentume formell entzogen haben, sind unzweifelhaft nur oberflächlich vom Mohammedanismus berührt. So hat in den entlegenern Thälern der Name Allah noch nicht die ursprüngliche Bezeichnung der Baele für das höchste Wesen, „Jibo" (das Tuaregwort für Himmel ist „adjenna", wahrscheinlich dasselbe), verdrängt, und die laxe Beobachtung der Fasten, Waschungen u. s. f. fällt selbst den nicht übermäßig strengen Borku-Leuten auf. Was ohne Zweifel das Fortleben des Alten unter der Hülle des Neuen begünstigt, sind die Ähnlichkeiten der beiden. Auch die Tibbu und Tuareg haben ursprünglich nur Einen Gott, Amanai, in welchem Duveyrier den Adonai der Bibel sieht. Sie kennen das von Engeln bewohnte Paradies und die Hölle. Das Kreuz ist in ihrer Schrift, ihren Waffen, ihren Schilden, in den Tättowierungen zu finden, die ihre Hand und Stirn trägt. Warum soll das berberische Christentum nicht bis zu ihnen sich verbreitet haben? Die Monogamie, die Achtung der Frau hat der Islam nicht zerstört. Aber einige Sitten, die auch ethnographisch von Interesse sind, durchbrechen auch hier die Satzungen des Islam in hervortretender Weise. So hat der Sohn die Frauen seines verstorbenen Vaters zu ehelichen, mit Ausnahme seiner leiblichen Mutter. Die im Mohammedanismus so dringend gebotene Pietät der Kinder gegen die Eltern wird in roher Weise außer acht gelassen. Die Einrichtung der Familie zeigt manche barbarische Züge. So tritt z. B. die erste Gattin, wenn eine zweite hinzukommt, fast auf die Stufe einer Arbeitssklavin zurück, und nach der Heirat bleibt die junge Frau in einer besondern Hütte in der Nähe der elterlichen Wohnung, bis sie geboren hat; erst jetzt zieht sie in das Haus ihres Gatten ein; gebiert sie aber nicht, so wird sie ihrem Vater zurückgesandt, der den Kaufpreis wiedererstatten muß. Dabei ist aber doch ihre allgemeine Stellung im Volke besser als bei den Arabern. Die Totenbestattung soll in den entlegenern Thälern einfach darin bestehen, daß man den mit einem Schaffelle bekleideten, aber ungewaschenen Körper in eine Felsspalte legt und mit Steinen beschwert. Vielleicht ist aber das Begräbnis in Hockstellung mit zusammengebundenen Beinen nicht minder verbreitet. Der Tättowierung durch einige senkrechte Schnitte an den Schläfen werden hier nach dem Tode des Familienhauptes einige Querschnitte hinzugefügt.

8. Die Fulbe oder Fellata[1].

„Die Ful sind ein Volksstamm rätselhaften Ursprunges, der in seinem reinen ursprünglichen Typus dem Neger ganz fern steht." H. Barth.

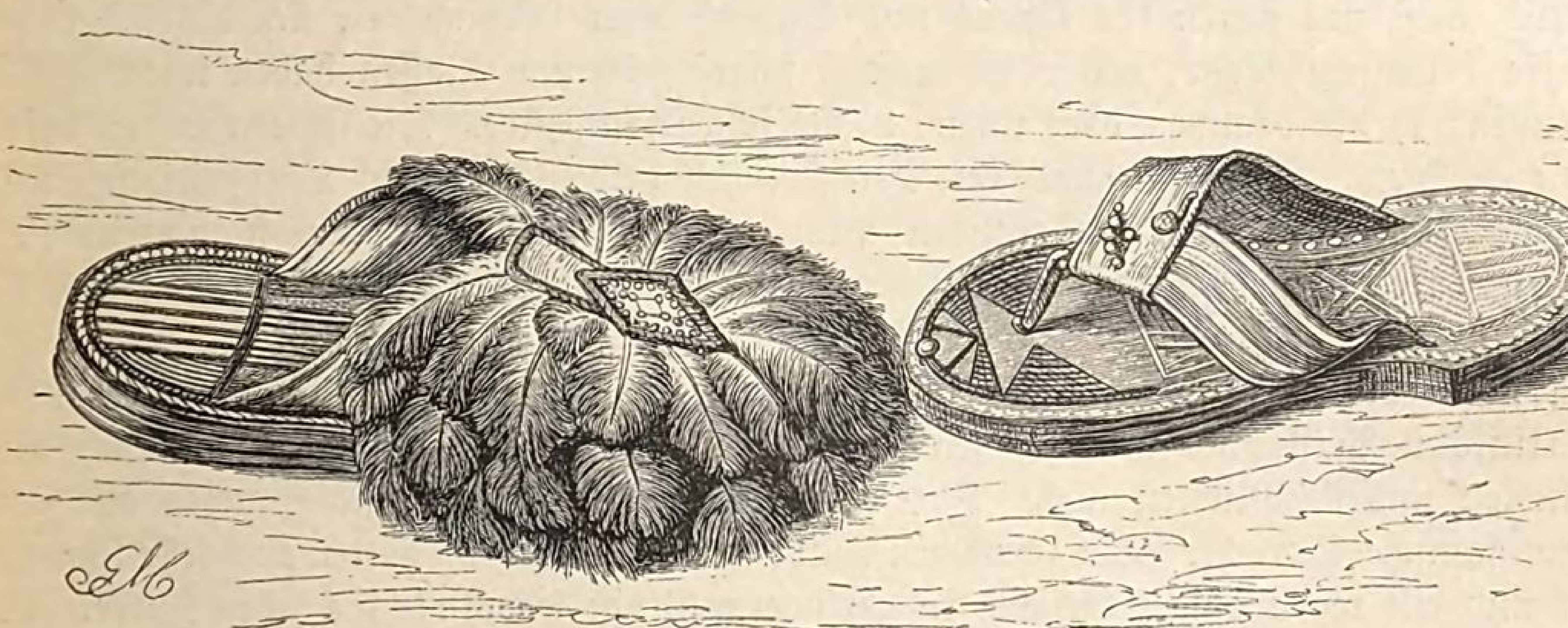
Inhalt: Stellung und Verbreitung der Fulbe im Westsudan. — Ein Blick auf ihre Geschichte. — Ihre Vermischung mit Negern. — Schwarze und rote Fulbe. — Körperliche und geistliche Charakteristik. — Wahrscheinlicher Ursprung. — Sprache. — Staatengründung. — Das Reich Sokoto. — Kriegswesen. — Bewaffnung. — Verwaltung. — Gründung des Reiches Bautschi oder Jakoba. — Steuern. — Wirtschaftliche Schilderung. — Hirtenleben. — Geldwesen. — Handel. — Gewerbskasten. — Die großen Städte. — Alte und neue Städte.

Die Rolle des den Negern körperlich und geistig entgegengesetzten und gleichzeitig auch von den Arabern verschiedenen Bevölkerungselementes, welche im Mittelsudan den Kanuri und weiter im Osten den Nubiern zufällt, ist heutigestages im Westsudan in sehr entschiedener Weise von jenem merkwürdigen Volke aufgenommen, welches zwischen Senegal und Benuë und zwischen dem Atlantischen Ozeane und der Nachbarschaft des Nil ein Gebiet von weit mehr als der Hälfte der Oberfläche Europas bewohnt, in keinem Teile dieses weiten Gebietes allein wohnt, aber in vielen derselben die herrschende Rasse darstellt und an manchen Stellen sich mit vollständig rein kaukasischen Rassenmerkmalen von den Negern abhebt. Was seine Verbreitung anbetrifft, um diese in erster Linie ins Auge zu fassen, so wohnt das Volk der Fulbe in solcher Weise zerstreut durch die vor ihm ansässigen Elemente seines heutigen Gebietes, daß an seinem spätern Eindringen, das übrigens an manchen Stellen historisch bezeugt ist, nicht zu zweifeln ist. In Senegambien und in den Ländern südlich davon, wo sie den Atlantischen Ozean erreichen, finden sie sich am weitesten gegen Westen vorgeschoben, und hier liegen wohl auch die Länder ihrer kompaktesten Verbreitung. Im Lande Futa Djallon bilden sie den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Weiter östlich besitzen sie an beiden Ufern des obern Niger, südwestlich von Timbuktu, das Reich Massina, und seit etwa zwei Jahrzehnten haben sie sich des Bamanareiches von Segu bemächtigt. Auch die Landschaften zwischen Massina und dem Mittellaufe des Niger beherbergen eine fulische Bevölkerung. Daß Fulbe selbst in Tuat eine größere Ansiedelung besitzen, wie Barth behauptet, verneint Rohlfs. Nur einzelne gehen so weit nach Norden, und viele Ful-Mädchen werden nach Norden in die Harems verkauft. Östlich und zum Teile noch westlich vom Niger sind die beiden mächtigen Reiche von Gando und Sokoto von den Fulbe beherrscht. In Bornu, Baghirmi, Wadai und Darfur sind auch Fulbe ansässig, doch haben sie in diesen Ländern noch keinen vorwiegenden politischen und religiösen Einfluß gewinnen können. In Adamaua (Fumbina) dagegen, zu beiden Seiten des Flusses Benuë, sind sie am weitesten gegen Süden hin vorgedrungen und erweitern von Jahr zu Jahr ihr Reich, das von Sokoto abhängt, indem sie einen unbarmherzigen und ununterbrochenen Krieg gegen die heidnischen Negervölker jener Striche führen. Sollten ihnen nicht ernste Hindernisse in den Weg treten, so werden wir sie in ihren Siegeszügen nach wenigen Jahrzehnten sowohl am Mittellaufe des Congo als am Meerbusen von Guinea anlangen sehen. In dieser ausgedehnten Verbreitungszone wohnen die Fulbe am dichtesten im allgemeinen nach Norden und Westen zu, am zerstreutesten nach Osten und Süden: hier als friedliebende Hüter ihrer Herden und dort als Herren der durch ihre Waffen unterjochten

[1] Fulbe oder Fula (Singular Pullo) ist der Name bei den Mandingo, Féllani bei den Haussa, Felláta bei den Kanuri, Fullan bei den Arabern, Fulde bei den Benuë-Völkern. Diese Namen scheinen gleich der Benennung „Abate", Weiße, welche man ihnen in Kororofa beilegt, den Unterschied ihrer hellern Hautfarbe von der der Neger bezeichnen zu sollen.

Stämme oder als Krieger feindselige Nachbarn bekämpfend. Zu einer Schätzung der Seelenzahl dieses Volkes fehlt uns jede ernste und feste Unterlage. Doch darf wohl betont werden, daß es Länder von vorwaltend dichter Bevölkerung sind, welche sie innehaben, und daß Städte mit großen Volkszahlen in ihrem Gebiete liegen.

Ihrem körperlichen Wesen nach sind die Fulbe in erster Linie ein Mischvolk. H. Barth, indem er von der äußern Erscheinung der Fulbe spricht, sowohl ihrer Hautfarbe als den verschiedenen Gegensätzen körperlicher Entwickelung, hebt weise hervor, daß sie als erobernder Stamm, der sich über einen weiten Länderstrich ausgebreitet hat, mannigfaltige und gänzlich verschiedene Volkselemente in sich aufgenommen haben. „Dies ist der Grund", sagt er, „weshalb die verschiedenen Abteilungen der Fulbenation einen sehr mannigfachen und etwas unbestimmten Charakter besitzen. Es gibt Stämme, die vom Hauptstamme so vollkommen verschlungen sind, daß man in spätern Zeiten ihre Abkunft auf die angeblichen Vorfahren der ganzen Nation zurückgeführt hat; aber außerdem gibt es noch andre,



Frauensandalen aus Kano. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

deren Stammbaum mit demjenigen der Fulbe zwar noch nicht in so enge Berührung gekommen ist, die aber dessenungeachtet mit den letztern auf solche Art untermischt sind, daß sie ihre eigne nationale Sprache ganz vergessen haben und von einem Reisenden, der das Verhältnis nicht genau kennt, leicht mit jenen verwechselt werden könnten." Als auffallende Beispiele citiert H. Barth eine Abteilung des Stammes der Wangarana oder Wakore, welche im Haussalande ansässig geworden ist und ihre ursprüngliche Sprache nicht nur mit der des herrschenden Volkes, sondern auch mit der der Fulbe vertauscht hat; ferner die in den Fulbe völlig aufgegangenen frühern Joloffen, deren Fall besonders interessant ist: Heute bezeichnet man bekanntlich im senegambischen Gebiete mit Jolof einen schwarzen, mit Pullo einen roten Mann. Aber noch zur Zeit, als Ahmed Baba seine Geschichte des Sudan schrieb, wurden die Joloffen als ein Teil des großen Fulbevolkes angesehen, in dem sie, oder wenigstens ihre Sprache, heute vollständig untergegangen sind. Der Mischung dieses Elementes mit dem echten Fulbeblute entsprang wohl jener wichtige Volksbestandteil der Torode (Plural Torobe), der in den meist von Fulbe gegründeten sudanesischen Reichen die Stelle der Edelsten einnimmt, doch aber durch schweren, großen Bau und ganz dunkle Hautfarbe sich wesentlich von jenen unterscheidet. Im Gegensatze zu ihm sind die andern von den Fulbe absorbierten Völkerschaften vielmehr, wie es die Regel, unter diese selbst, ihre Unterwerfer und Beherrscher, gesunken. Heute findet man in den Fulbeprovinzen von Haussa und Sebbi einen als Dschanambe bezeichneten Stamm, der zu der Beschäftigung einfacher Makler herabgedrückt ist; aber im 16. Jahrhundert begegnet man ihm als besonderm Stamme neben den Gemeinden der Fulbe auf der Südostseite des obern Dscholiba an der

Grenze der heutigen Provinz Massina. Dieser selbe Stamm, der heute so zurückgegangen, trug am meisten mit dazu bei, das mächtige Reich von Sonrhay zu stürzen, und eroberte dessen fruchtbarste Provinzen.

Wenn also die Fulbe in jenen Gebieten, wo ihre Stämme dem rätselhaften Ursprunge noch am nächsten sind, wo also der reine, ursprüngliche Typus erhalten ist, dem Neger ganz fern stehen und zwar so fern, daß sie in vielen Beziehungen, sowohl in der äußern Erscheinung als seinen eigentümlichen Familienanschauungen, sogar an die malayischen Stämme erinnern, so haben sie doch jetzt in ihrer außerordentlichen Ausbreitung, die sich seit dem 15. Jahrhundert vom Senegal her ostwärts geschichtlich nachweisen läßt, so viele fremde Elemente in sich aufgenommen, daß diese im stande waren, der Hauptmasse dieses Volkes besonders in den östlichen Gegenden einen ganz andern, dem Neger sich in vielen Beziehungen näher anschließenden Typus zu geben. Daher hat man ganz im allgemeinen helle und dunkle Fulbe einander entgegengesetzt und läßt ebenso allgemein jene mit denen des Westens, diese mit denen des Ostens und Südens ihrer Wohngebiete sich decken. G. A. Krause behauptet sogar, unter ihnen zwei scharf getrennte Klassen haben unterscheiden zu können: 1) die braunen oder roten, 2) die schwarzen Fulbe. Die letztern waren besonders aus Bornu, Adamaua und aus den zwischen beiden liegenden Landschaften, während die erstern aus den haussanischen Provinzen des Reiches Sokoto stammten. Die braunen Fulbe hatten schmächtige Glieder, eine helle Haut und ein den Ariern (Indogermanen) ähnliches, bisweilen sogar vollständig gleiches Gesicht. Sie sind es, welche von Rohlfs als die schönsten aller Zentralafrikaner bezeichnet werden. Sie waren lebhaften und kritischen Verstandes und besaßen ein ernstes Wesen. Ihnen rühmt man auch Verträglichkeit und Rechtlichkeit nach. Ihre Länge überstieg 170 cm; sie sprachen alle auch die haussanische Sprache. Die schwarzen Fulbe waren fleischiger, hatten eine sehr schwarze Haut und ein regelmäßiges Gesicht, in geringerm Grade jedoch als die hellen Fulbe. Sie waren lebhaften Verstandes, und ihre Natur war den Freuden dieses Lebens mehr zugethan, als es bei ihren braunen Brüdern der Fall. Ihre Länge war schwankender und im allgemeinen kürzer. Fast alle sprachen auch die Kanuri- (Bornu-) Sprache. Rohlfs findet die ersten Fulbe, mit denen er nach der Überschreitung der bornuanischen Grenze zusammentrifft, kaum von den Negern zu unterscheiden. Andre haben, was auf dieselbe Ansicht herauskommt, in Fulbeländern drei Abwandlungen unterschieden: Urbewohner, Fulbe und Mischlinge, so z. B. selbst in Futa Toro, dem angeblichen Stammgebiete der Fulbe. Und da alle Beobachter zugeben, daß die Mischung mit ihren dunklern Umwohnern sich sehr rasch vollziehe, so sind die dunkeln Fulbe nicht nur das Volk der Zukunft in diesen Gebieten, sondern dürften schon heute weitaus die Mehrzahl bilden.

Nicht nur die körperlichen, auch die geistigen Eigenschaften der echten Fulbe sind, wie schon die vorstehenden Schilderungen zeigen, von denen der Neger verschieden. Allen Europäern ist neben der hellen Haut und der Zierlichkeit und Feinheit des Körperbaues am meisten die Lebendigkeit und der Scharfsinn des Intellekts aufgefallen. Wir können nicht den eignen Stolz eines Volkes auf sich selbst zum Maßstabe seines Wertes machen, aber es ist doch eine bemerkenswerte Thatsache, daß die Fulbe sich den Negern gegenüber als Weiße brüsten oder gar sich über den Weißen stehend erachten. Indessen erhebt sich auch der ruhige Barth zu dem Lobe, es unterliege keinem Zweifel, daß der Stamm der Fulbe der intelligenteste aller afrikanischen Stämme sei. „In körperlicher Entwickelung mögen ihnen allerdings die Joloffen vorangehen; aber es ist eben der größere Verstand, der dem Pullo bei weitem mehr Ausdruck gibt und seinen Gesichtszügen nicht erlaubt, jene Regelmäßigkeit anzunehmen, die wir bei andern Stämmen finden, während die mäßige Lebensweise einer großen Anzahl Fulbe der Grund ist, daß sich ihre Glieder nicht in der reichsten

Weise entfalten, sondern die meisten derselben durch kleine Glieder und schlanken Wuchs sich auszeichnen."

Man begreift, wie schwer oder, um offen zu sein, wie ganz unmöglich es ist, in solchem Wirrsale vielverschlungener Wurzeln eines großen Völkerbaumes die Wurzel des Ur- und Kernvolkes bis zur Spitze zu verfolgen. Welches ist hier überhaupt das erste? Man weiß so viel, daß im Beginne der für den Mittel- und Westsudan historischen Zeit, also um das 13. und 14. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, Fulbe in Melle saßen und den mohammedanischen Glauben bekannten; daß sie von den Sonrhay-Herrschern niedergehalten wurden, solange diese mächtig waren; daß sie aus ihren (für uns) ersten Sitzen am untern Senegal schon im 16. Jahrhundert weit und zahlreich genug ostwärts gewandert waren, um als Volk von geschichtlicher Bedeutung östlich vom Niger aufzutreten; daß schon im Anfange des 17. Jahrhunderts Fulbestämme in Baghirmi ansässig waren. Es ist merkwürdig zu sehen, wie im Anfange diesem Stamme, wohl eben wegen seiner Zerstreuung über ein weites Verbreitungsgebiet, keine irgend erhebliche Macht zustand, er vielmehr unter den Dienenden statt, wie später fast überall, unter den Herrschenden seine Stelle suchen mußte. Aber er muß wohl an manchen Stellen des weiten Gebietes, über welches hin er zersplittert wohnte, in aller Stille herangewachsen sein, denn sein erstes mächtigeres Hervortreten im Anfange dieses Jahrhunderts ist von einer Stärke getragen, welche ihm fast auf der ganzen Linie den Sieg sicherte und welche aber keineswegs eine Gabe des Augenblickes oder eine Frucht augenblicklicher Anstrengungen sein kann. Es muß vor allem in dieser langen Zeit mehrerer für diesen Stamm fast geschichtslos zu nennender Jahrhunderte die Anhänglichkeit an den Islam tiefe Wurzeln geschlagen haben, denn wir begegnen dem religiösen Fanatismus sogleich beim ersten Hervortreten als einem mächtigen Motive der Eroberung und Unterwerfung. Als im Jahre 1802 die Fulbe von Gober sich gegen den Fürsten dieses Landes erhoben und damit das Signal zu den großen Bewegungen gaben, welche den Westsudan durch Jahrzehnte erschüttern sollten, war es die Beleidigung eines ihrer Imams, des Scheichs Othman, welche sie zum Aufstande trieb, und im Geiste dieses Scheichs, welcher ihr erster erfolgreicher Führer war, scheint der Fanatismus für seinen Glauben die mächtigste Triebfeder gewesen zu sein. Durch seine religiösen Gesänge begeisterte er nach jeder Niederlage, deren sie in ihren Kämpfen sehr viele aufzuweisen hatten, seine Anhänger zu frischer Energie. Othman endete, nachdem es ihm gelungen war, als Gründer eines großen Reiches aus dem Kampfe mit den Heiden hervorzugehen, sein Leben in einer Art religiösen Wahnsinnes oder fanatischer Ekstase. Nicht seine kriegerischen oder Herrschertugenden, sondern seine religiöse Begeisterung brachten ihm die blinde Verehrung seiner Anhänger und ließen selbst seinen an Jahren ihm überlegenen Bruder mit unter den ersten ihm Huldigung darbringen. Von seinen Nachfolgern erweiterte der durch Clappertons Reise bekannt gewordene kriegerische Mohammed Bello noch die Grenzen des Reiches, während dessen Bruder Atika dasselbe wenigstens auf der Höhe erhielt, die es unter dem Begründer eingenommen. Aber schon unter dem Fürsten Alin, Bellos Sohn, welcher regierte, als Barth diese Länder bereiste, begann es zu sinken, indem der Zusammenhang der einzelnen Provinzen sich lockerte (eine derselben, Chadedja, hatte schon zu Barths Zeit sich unabhängig gemacht), während gleichzeitig die Staatseinnahmen und die Militärmacht zurückgingen. Dennoch hält das Reich bis heute zusammen, wenn auch nur locker als eine Art Bundesstaat der großen und kleinen Fürstentümer, in die es von Anfang an zerfiel.

Was also die heutige Verteilung der Fulbe über den Westsudan zusammen mit der Geschichte ihrer Ausbreitung über dieses weite Gebiet lehrt, das deutet alles unzweifelhaft auf einen zunächst im Norden und Westen dieser Länder zu suchenden Ausgangspunkt.

Allein im obern Senegalgebiete, wo wir mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit diesen Ausgang ihrer großen Wanderungen in den letzten Jahrhunderten vermuten, wohnen sie bereits mit Negern zusammen, und es ist nicht möglich, anzunehmen, daß ihre so ausgeprägten Eigentümlichkeiten sich anders als in größerer Absonderung entwickelt haben könnten. Wir stimmen in dieser Beziehung mit G. A. Krause überein, der meint, es setze der physische Zustand der Fulbe, der dann erblich und typisch geworden, ein hartes, entbehrungsreiches Leben durch viele Generationen hindurch voraus. Ebenso zwinge uns auf der andern Seite der hoch entwickelte geistige Zustand zu dem Schlusse, daß, wenn die Nahrung nicht überreichlich war, sie doch genügte, den physischen Organismus erst gesund und widerstandsfähig zu machen und dann so zu erhalten, daß an ihm die Entwickelung des erstern keine Hindernisse fand. Dieser Forscher gelangte dann zu den Schlußfolgerungen, daß die Fulbe sich vorzüglich der Fleischnahrung bedienten, also ein Hirtenvolk waren, daß sie ein gesundes, wenig für den Ackerbau geeignetes Land bewohnten, und daß sie ein Volk freier Männer waren. Ein Land wie das, welches die Tuareg heute bewohnen, würde vollkommen geeignet gewesen sein, die Fulbe ihrer erreichten Entwickelungsstufe entgegenzuführen, ebenso wie die Kanuri in den Tibbu ihre letzten und edelsten Wurzeln zu suchen haben. Nur fragt es sich noch, wie die Sprache der Fulbe zu solchen Schlüssen sich verhält. Viele Thatsachen legen den Schluß nahe, daß auf der einen Seite die fulische Sprache in ihrer ersten Anlage mit den hamito-semitischen Sprachen und auf der andern das fulische Volk mit den Hamito-Semiten eines und desselben Ursprunges seien. Die fulische Sprache, wie sie sich uns heute darbietet, eine hamitische Sprache zu nennen, würde falsch sein. Der hamitische Kern hat sich aus sich selbst heraus in so eigenartiger und selbständiger Weise weiter entwickelt oder ist durch andre Sprachen, die wir noch nicht bezeichnen können, so umhüllt und durchdrungen worden, daß die nun vorhandene Sprache als eine selbständige angesehen werden muß. Besonders auffallend an ihr ist, daß sie die Bezeichnung des grammatischen Geschlechtes nicht kennt, dagegen aber psychische und apsychische Kategorien lautlich in der Grammatik schroff zum Ausdrucke bringt.

Die geschichtliche Stellung der Fulbe ruht auf ihren Eroberungen und Staatengründungen. Man darf voraussetzen, daß sie für beide ein hervorragendes Talent besitzen. An ihrem kriegerischen Charakter hat man nicht gezweifelt, und ihre Fürsten zeigten, daß sie zu herrschen verstehen. H. Barth spricht ihnen aber gerade jenes Organisationstalent ab, welches ihm zufolge z. B. die Herrscher von Melle und Sonrhay in viel höherm Maße besaßen. Er stellt darum auch den ausgezeichnetsten Fulbefürsten, Mohammed Bello, tief unter jene. Hier handelt es sich nun um eine Frage der Abstufung, nicht des absoluten Unterschiedes, denn die Fulbe sind nicht als fertiges Kulturvolk auf die Bühne getreten, sondern als einfache Hirten, die in langsamem Wachstume der Zahl und des Einflusses auch Bildungselemente aufnahmen und entwickelten, unter denen der Islam das unbedingt wirksamste gewesen ist. Allein mit diesem fortschreitenden Wachstume ging auch zugleich ein körperlicher Rückbildungsprozeß durch Vermischung mit den voransässigen dunklern Völkern Hand in Hand, und wenn wir auch nicht den Ethnographen (z. B. Waitz) beistimmen, die sagen: es gibt keine reinen Fulbe mehr, so fühlen wir uns doch zu der Frage berechtigt: wo sind die politischen Gründungen, welche als reine Beispiele der Begabung der Fulbe für Staatengründung und Staatenverwaltung anzusehen wären? Im ersten Auftreten Nomaden ohne Zusammenhang mit halbbarbarischen Sitten, auf dem Gipfel ihrer Macht eine Minderheit inmitten unterworfener Stämme, die mit ihnen in engste Verwandtschaftsbeziehungen getreten sind, im Niedergange von dieser Mehrheit fast aufgesogen, sind die Fulbe nicht nach dem Vorbilde der Römer zu beurteilen, die unter Gleichen sich zur Beherrschung von ihnen gleichen Völkern erhoben, sondern viel eher den Spaniern

Süd- und Mittelamerikas, welche erst die Indianer unterwarfen und dieselben zu einer gewissen Höhe der Kultur hoben, um dann ihrerseits langsam von jenen aufgesogen und einigermaßen herabgezogen zu werden. Nicht ihre Staatengründungen sind das letzte Ziel, das ihnen die Umstände vorzeichnen, unter denen sie leben, sondern ihr endliches Aufgehen in den von ihnen unterworfenen Völkern, in denen sie das Ferment darstellen, das eine höhere Entwickelung, körperliche wie geistige, langsam emportreibt.

Äußerlich betrachtet, ist das bewegende Moment in der Geschichte der Fulbe der Islam, den fanatisch bekennend sie uns an der Schwelle ihrer jungen Geschichte entgegentreten, und der in unsrer Zeit sogar in bluttriefenden Kreuzzügen in die Heidenländer getragen ward. Mohammed et Tunisi konnte daher die ganze Erhebung der Fulbe in unserm Jahrhundert als eine religiöse Reformthat auffassen, und Rohlfs, erstaunt über den Zusammenhalt des Fulbereiches von Sokoto, sucht den Grund darin, daß „die ganze Gewalt eigentlich eine religiöse oder geistliche" sei. Auch ist es sicher, daß in den verhältnismäßig reinsten Fulbeländern, wie Futa Djallon und Futa Toro, eine theokratische Regierung herrscht.

In vielen Beziehungen unterscheiden sich aber die Fulberegierungen von denjenigen der andern Mohammedaner im Sudan und großenteils nicht zu ihrem Nachteile. Und hier tritt denn doch die verschiedene Grundlage deutlich hervor. Die Stellung des Herrschers ist eine freiere, verantwortungsvollere und eben darum einflußreichere. Während in Bornu und Baghirmi der Fürst als eine Art überirdisches Wesen betrachtet wird und es dem gewöhnlichen Volke gar nicht gestattet ist, bis zu ihm zu kommen, ja selbst die Vertrauten sich dem Sultan nur mit abgewendetem Gesichte nahen, steht es bei den Fulbe jedem frei, auch dem Geringsten, in den Audienzstunden zum Sultan zu gehen und seine Angelegenheiten selbst vorzutragen. Im Gegensatze zu dieser Einfachheit des Verkehres steht der Pomp, der mit Stellen und Titeln getrieben wird, und in welchem Jakoba oder Adamaua ganz ebenso Großes leistet wie das zeremoniöse Bornu. Die Reihenfolge ist so ziemlich überall dieselbe. Zuerst kommt der Thronfolger, dann der Galadima, dessen Funktion verschieden ist, der aber an allen diesen Höfen wiederkehrt; in der Regel ist ihm der Verkehr mit den untergebenen Sultanen übertragen. Der Schatzmeister folgt als dritter. Dann kommen der Oberbefehlshaber des Heeres, der Geheimrat des Sultans, der Palastverwalter und das Haupt der Verschnittenen. Am Hofe von Jakoba führt Rohlfs den „Meister der Eisenarbeiterzunft" in vierter Stelle mit dem Titel Sserki N-Makera, d. h. Fürst der Eisenarbeiter, auf. Nicht überall nimmt dieser eine so hohe Stelle ein, aber es ist bezeichnend, daß im Gegensatze zu den Tibbu, bei welchen die Schmiede den letzten Rang einnehmen, ja geradezu eine Art Pariaklasse bilden, sie bei den Fulbe (und den Haussa) mit am höchsten stehen. Rohlfs erzählt: „Als ich in Bautschi einritt, fiel mir ein großes, schön gemauertes Gebäude auf, das dem des Sultans an Größe wenig nachstand, und auf meine Frage nach dem Eigentümer antwortete man mir, es gehöre dem Sserki N-Makera". Aber diese hervorragende Stellung des „Fürsten der Eisenarbeiter" ist nichts Vereinzeltes, sondern es liegt in dem merkwürdigen gesellschaftlichen Systeme der Fulbe tiefer begründet, das eine ganze Reihe von Zwischendingen zwischen Kaste und Zunft kennt. So finden wir als weitere Hofchargen den Marktfürsten, den Schneiderfürsten, den Schlächterfürsten. Eine besondere Stellung nehmen auch die Häupter und Vertreter gewisser nationaler Gruppen der entlegenern Provinzen ein. So findet sich am Hofe von Jakoba ein Würdenträger mit dem Namen Sennoa, der über alle Nicht-Fulbe im Lande speziell gesetzt ist, an den z. B. alle später Eingewanderten sich in ihren Angelegenheiten zu wenden haben. Ein Punkt, in welchem die Fulberegierungen andern Negerregierungen des Sudan voraus zu sein scheinen, ist die Rechtspflege, der zwar auch sie den Koran zu Grunde legen, die sie aber viel besser handhaben.

Wie nun auch alle diese Einrichtungen im einzelnen örtlich und zeitlich verschieden sein mögen, die Thatsache ist bis heute noch nicht umgestoßen, daß die Fulbe die Herrscher des Westsudan sind, und noch immer fährt der oft totgesagte Zusammenhalt dieser Staaten trotz der geringen materiellen Unterlage, die sie besitzen, fort, das Erstaunen der Europäer wachzurufen. Der leitende und herrschende Staat Sokoto wird an Größe und Machtmitteln von Adamaua, Segseg und Jakoba übertroffen, und in Sokoto sind die Fulbe ebensowohl in der Minderheit wie in diesen letztern, mit einziger Ausnahme von Adamaua, wo sie zahlreicher, dafür aber Heiden sind. Rohlfs sagt eben in diesem Zusammenhange: „Die ganze Gewalt des Pulloreiches ist eigentlich eine religiöse oder geistliche". Aber man darf vielleicht mit größerm Rechte an die träge Macht der Gewohnheit erinnern, welche den Befehlen des Fürsten von Sokoto so lange seitens seines Tributärfürsten strengere Folge leisten läßt, wie z. B. auch im Reiche der Kanuri, als nicht seine Schwäche durch innern oder äußern Anstoß offenbar wird, was freilich einmal unerwartet rasch geschehen dürfte. Denn von Anfang an ist in diesen Gründungen mehr Kraft und Überzeugung gewesen, und bei den religiösen Neigungen der Fulbe war nicht die vergängliche Kraft des Schwertes die einzige oder auch nur vorzügliche staatenbildende Gewalt. Man ist mit Recht überzeugt, daß Reiche, welche nur die Kraft des Schwertes aufgerichtet hat, rasch wieder sinken werden. Die Fulbestaaten verlieren gleich andern in der Ruhe des Friedens den Kriegergeist und halten sich dennoch aufrecht. Es ist auffallend, wenn Barth von dem Fulbehauptorte Wurno sagt: „Fast in keiner andern Stadt des Sudan fand ich so wenig wirklich kriegerischen Geist wie in Wurno, und doch ist nirgends bei höchst dringender Gefahr Kriegsmut mehr von nöten als hier; auch scheinen fast alle Hauptführer von der traurigen Überzeugung durchdrungen zu sein, daß die Herrschaft der Fulbe in dieser Gegend ihrem Ende entgegengehe. Natürlich", setzt er hinzu, „ist in diesen Gegenden, wo keine militärische Disziplin die Massen zusammenhält und sie nötigen Falls selbst bewußtlos gegen den Feind führt, bei dem Mangel an persönlicher Tapferkeit alles verloren." Doch hat auch Wurno bis heute zusammengehalten. Ist doch die wirtschaftliche Entwickelung, welche in dem Maße sich hebt, als die kriegerische Tüchtigkeit sinkt, gerade in diesen Ländern ein Faktor, mit welchem mehr zu rechnen ist als in andern? Die arbeitenden Menschen von Kano, Bibda 2c. wissen besser als zentralafrikanische Völker das Glück des Friedens zu schätzen, und die Zufriedenheit des Volkes, das etwas zu verlieren hat, ist auch ein staatserhaltender Faktor. Kriegerisch im Sinne der Zulu oder Waganda sind übrigens die Fulbe ohnehin nicht. Darauf deutet schon von vornherein die ursprüngliche Einfachheit und Armut ihrer Bewaffnung, welche nur Bogen und Pfeil kannte, die auch bis heute vielfach ihre einzigen Waffen sind. Die Staatengründer empfanden natürlich bald das Bedürfnis einer stärkern Armada, und so finden wir nach dem Muster der nubischen und mittelsudanischen Heere große Reiterscharen, die in Sokoto ganz wie in Bornu die Hauptmacht bilden. Sie sind mit Schwert, Speer und Schild ausgerüstet, und ihre Pferde sind gepanzert. Vorzüglich das kurze, dolchartige Schwert der Westafrikaner kommt auch außerhalb der Reihen der Krieger mehr und mehr in Gebrauch und tritt in mannigfaltigen, hübsch verzierten Formen auf. Die straffe kriegerische Organisation einer ganzen Bevölkerung, wie man sie in Ostafrika findet, fehlt aber diesen Staaten, in welchen verderblicherweise die Freien sich vom Kriegesdienste fern zu halten suchen, während die Armeen großenteils aus Sklaven zusammengesetzt werden. Dies mildert zwar das Los der letztern, welche vielmehr dadurch eine gewisse politische Bedeutung und ein Anrecht

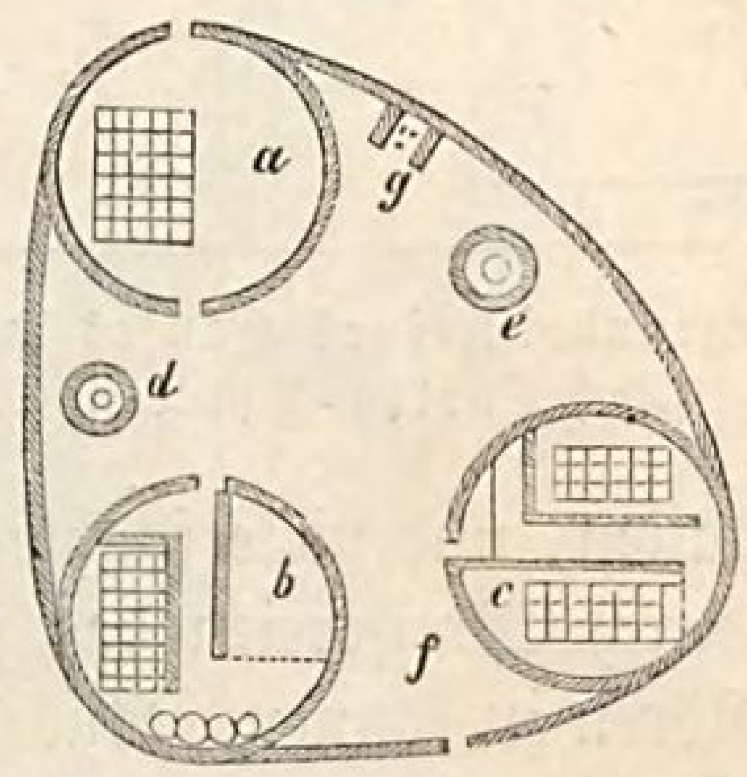


Ein Dolch, am Arme zu tragen, aus Kano. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 180.

auf gute Behandlung erlangen, aber die Kriegführung wird schlaff. Selbst Sultan Bellos Kriege machten auf Clapperton nur einen „kläglichen, feigen, thatenlosen" Eindruck.

Barth schätzt die zu seiner Zeit längst nicht mehr auf alter Höhe stehende Militärmacht, d. h. die Reiterei, den ausschlaggebenden Kern aller sudanesischen Armeen, zu 22—23,000 Mann. Unruhen in den einzelnen Provinzen, welche nicht gestatteten, deren Besatzung zu vermindern, brachten häufig genug diese Zahl noch tiefer herab.

Die übrige Verwaltung des Landes besteht wesentlich im Einsammeln des Tributes und in der Rechtsprechung. Was jenen betrifft, so schätzt zu einer Zeit, in der das Fulbereich bereits beträchtlich von seiner frühern Höhe herabgestiegen war, Anfang der fünfziger Jahre, als die dritte Generation der Nachfolger Othmans regierte, der eben genannte Gewährsmann die baren Einkünfte von allen Provinzen zusammen auf 100 Millionen Muscheln (etwa 65,000 Thaler) nebst einem ungefähr gleichen Werte in Sklaven und Baumwolle. Inspektoren, die in Sokoto selbst residieren, müssen die richtige Ablieferung überwachen und sind für dieselbe verantwortlich. Auch in diesen Dingen zeigt sich der Unterschied zwischen der hierarchischen Ordnung der freien Fulbestaaten mit ihrer Abstufung vom Dorfhäuptling, Imam und Herrscher, welch letzterer zugleich Marabut ist, und der reinen Despotie eines auf Eroberung gegründeten Reiches, wie wir es in Sokoto haben, wo übrigens auch Stellenkauf allgemein üblich ist, was natürlich zur möglichsten Ausbeutung des Volkes durch seine Statthalter 2c. führt. So sind auch die Vasallenstaaten willkürlich bedrückt. Die Abgabe Jakobas an Sokoto besteht in jährlichen Sendungen von Sklaven, Antimon, Salz, Muscheln. Außerdem macht aber der Oberherr willkürliche Auflagen von oft sonderbarer Art. Schuldet er z. B. irgend einem, oder will er jemand beschenken, so sendet er an seinen Tributären die Aufforderung, die betreffende Summe zu zahlen. Zu den Staatseinnahmen gehören auch die Grenzzölle, welche entweder in Natura oder in Muscheln entrichtet werden. Aus Bornu kommende Pferde oder Rinder zahlen 20, Schafe und Ziegen 10 Muscheln, von jeder Kopflast Salz wird ein Teil als Naturazoll weggenommen. Vieh und Salz sind Haupteinfuhrgegenstände, denn in der Viehzucht haben die Fulbe in ihrer neuen Heimat sehr nachgelassen, und das Salz, das sie aus der Asche des Runobaumes gewinnen, steht weit demjenigen nach, welches in Nordbornu aus der Suakasche gekocht wird.



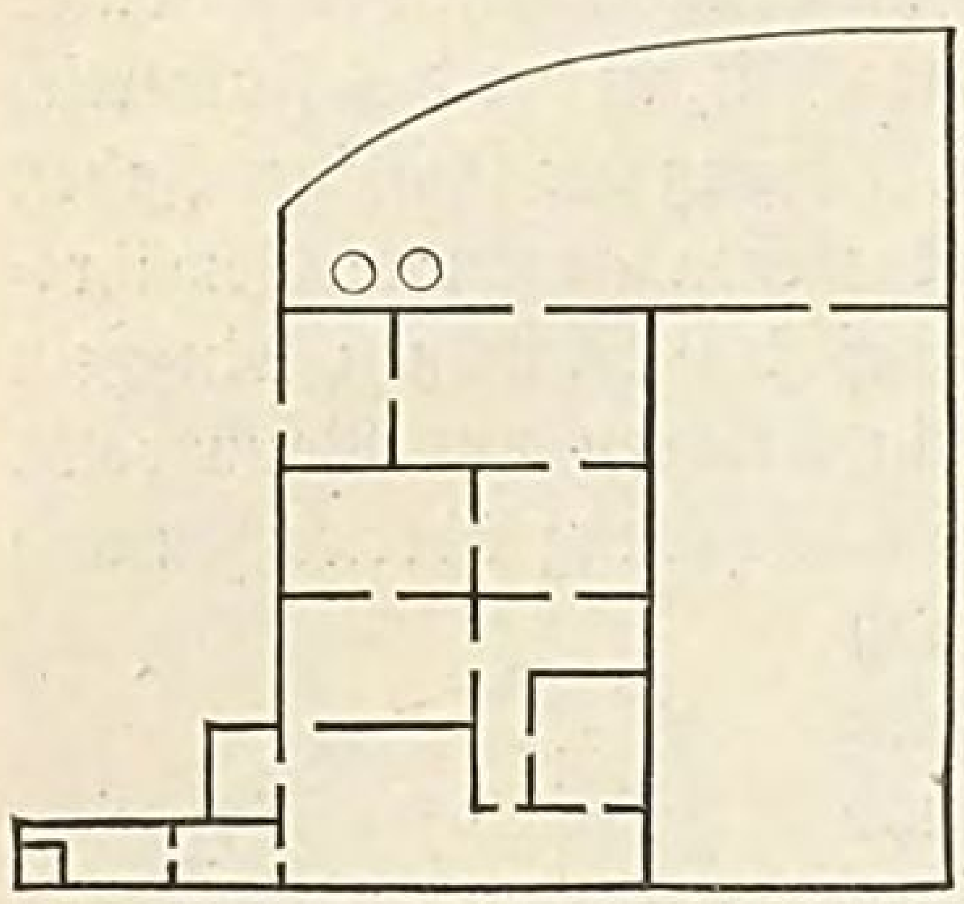
Grundriß einer Hüttengruppe im Dorfe Scharau (Adamaua). (Nach Barth.) a Eintrittshütte — b Wohnhütte — c Hütte der Frau — d Wasserurne — e Kornurne — f Hinterthür — g Kochstelle. Vgl. Text, S. 195.

Gutes Muster eines Fulbestaates bietet das kleine Reich Bautschi, dessen Hauptstadt Garo-n-Bautschi besser unter ihrem von den Arabern nach ihrem Gründer ihr beigelegten Namen Jakoba bekannt ist.[1] Jakoba entstammte einer fürstlichen Familie im Joligebirge, die dort eins der kleinsten Negerreiche innehatte, wie sie, wenn auch mediatisiert, in größerer Zahl auf dem Hochplateau vorhanden sind, kam früh nach Sokoto und bekehrte sich zum Islam. Wiewohl jüngerer Sohn in einer Reihe von Brüdern, wußte er sich doch durch Hilfe des Sultans von Sokoto der Herrschaft zu bemächtigen, und da er in Sokoto Beweise eines großen Eifers für den Islam abgelegt hatte, belehnte ihn der Sultan, der damals schon den Titel „Beherrscher der Gläubigen" angenommen hatte, mit dem ganzen

---

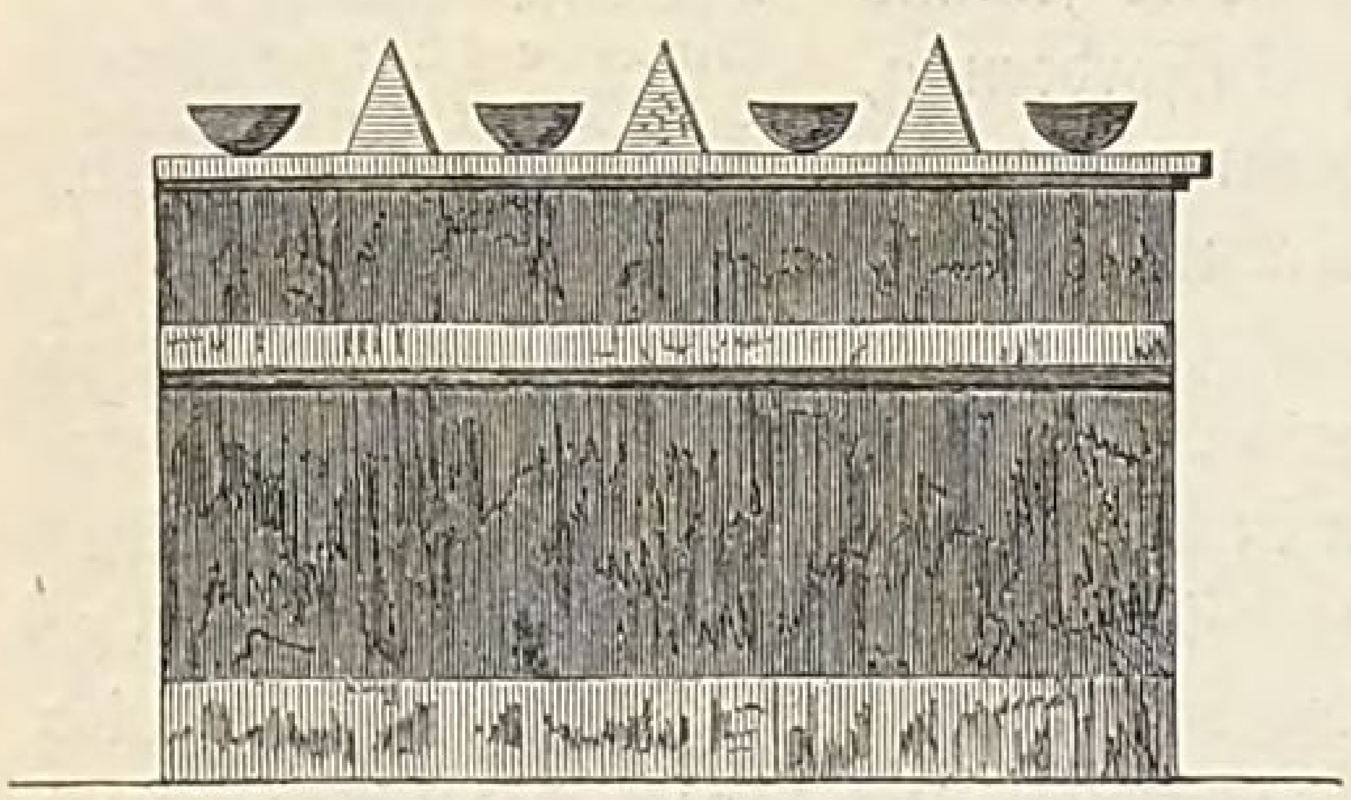
[1] Man hört auch Jakoba als Name des Landes anwenden. So ist auch Sokoto ursprünglich Name der Stadt, und sollte, was so leicht möglich, die Residenz verlegt werden, so würde damit auch der Name des Reiches ein andrer. Übrigens kommt der Städtename zur Würde des Ländernamens durch die Vermittelung des Herrschers. Der Herrscher von Sokoto ist zuerst Herrscher der Stadt und dann Herrscher des gleichnamigen Reiches. So wird übrigens wohl auch nach dem Namen des Herrschers ein Land genannt. Rohlfs hörte z. B. das Land Kalam stets Koringa nennen nach dem Sultan Mohammed Koringa.

Plateaugebiete südlich von Kano bis zum Benue, und Jakoba gründete nun die Stadt Bautschi, die bei vorteilhafter Lage zwischen Nyfe (Niger) und Adamaua (Benue) und zwischen Kano und Benue, begünstigt durch Zollfreiheiten und andre Vorzüge, sehr rasch emporblühte und ein Lieblingsmarkt der Ghadameser ward. Jakoba befestigte gleichzeitig seine politische Macht, indem er diejenigen unter seinen Brüdern, die älter waren als er und den Islam nicht annahmen, beseitigte, die kleinen Herrschaften der Umgebung sich unterwarf und selbst mit den Heiden gebliebenen Fulbe und andern Ungläubigen Verträge abschloß, in welchen er ihnen gegen Unterwerfung die Sicherheit gegen Sklaverei gewährleistete.



Grundriß eines Hauses in Kano. (Nach Barth.) Vgl. Text, S. 195.

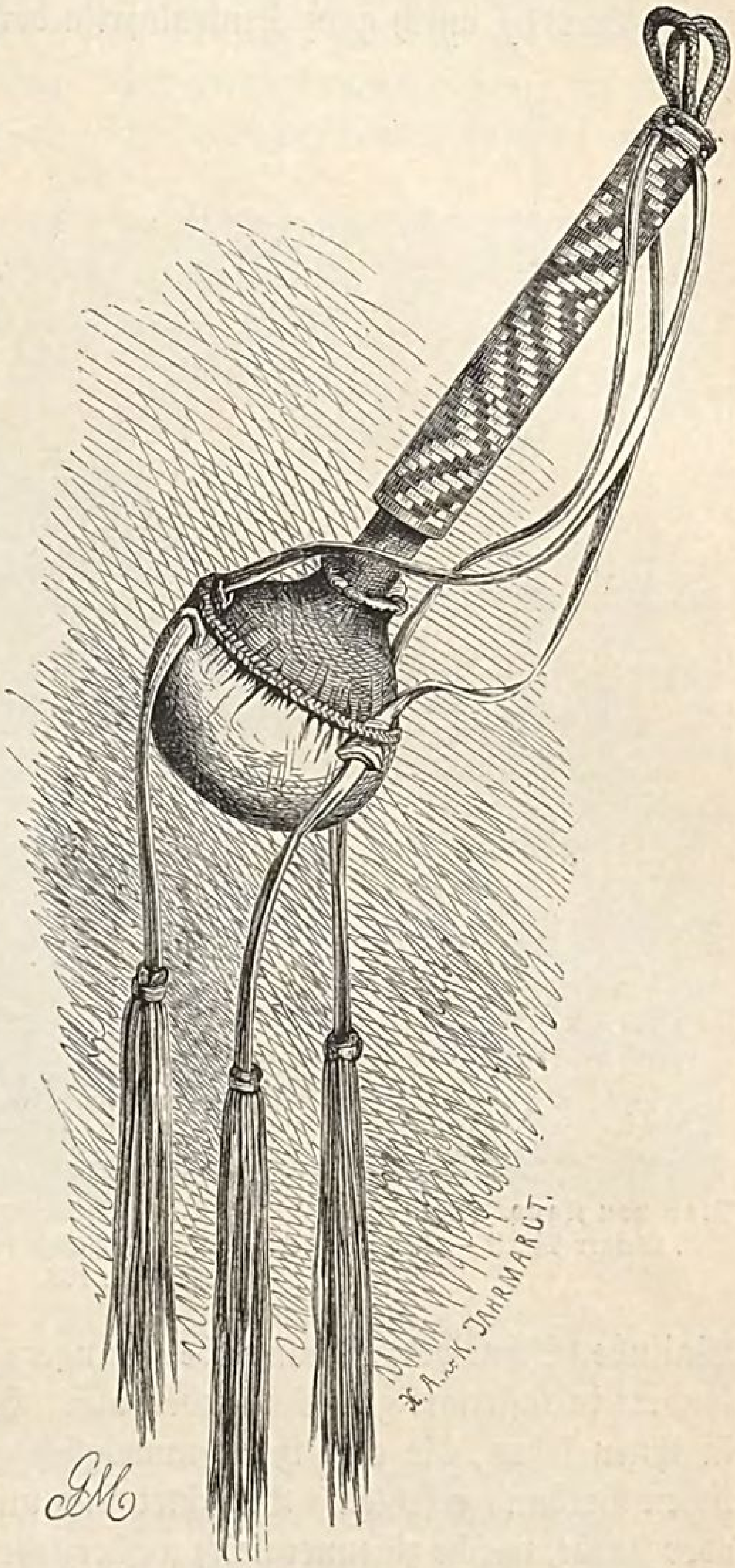
Er behielt sich nur vor, diejenigen zu Sklaven zu machen, welche sich empören oder sonstige Majestätsverbrechen begehen würden. Es ist etwas viel, wenn G. Rohlfs sagt: „Wir haben also hier im Innern Afrikas das Beispiel einer förmlichen Habeaskorpusakte“; aber immerhin sind diese Verträge von hohem Interesse als Beweise eines Fortschrittes im politischen Leben afrikanischer Völker, wie er tiefer im Innern kaum denkbar ist. War ihnen nun auch die persönliche Freiheit garantiert, so mußten sie doch eine Masse von Fronarbeit und Abgaben leisten und sich als Ungläubige große Demütigungen gefallen lassen, und viele flüchteten sich in das Gebirge zwischen Kano und Bautschi, von wo aus sie durch Streifereien das junge Reich beunruhigten, ohne indessen seine Kräftigung wesentlich stören zu können. Auch die Gefahr, von dem unter dem starken Scheich el Kanemi mächtigen Bornu erdrückt zu werden, ging nach einer unentschiedenen Schlacht vorüber, und die damals maßgebende Großmacht des Sudan, Bornu, erkannte sogar Jakoba förmlich an, so daß der Gründer sein Reich, als er nach 40jähriger Regierung starb, als eine der politischen Größen des Westsudan zurückließ.



Scheidewand einer Hütte in Kano. (Nach Barth.) Vgl. Text, S. 195.

Scheint nun diese ganze Entwickelungsgeschichte ein Beispiel für die staatsbildende Kraft der Eingebornen des Landes zu liefern, so ist es gerade doppelt interessant, zu sehen, wie das einheimische Element rasch in den Hintergrund trat und aus Jakoba ruhig einen Fulbestaat werden ließ, der ganz ebenmäßig neben Adamaua, Segseg 2c. sich unter die Tributärstaaten von Sokoto stellte. Und es entwickelte sich demgemäß schon bald derselbe Gegensatz zwischen roten Herrschern und schwarzen Unterthanen wie überall in den Fulbereichen. War nämlich die Dynastie auch einheimisch, so wurde sie doch durch ihre Unterwerfung unter Sokoto, durch ihre mit den Fulbe eingegangenen Verbindungen, durch die den Fulbe entlehnte Art der Regierung, die überdies eine rein mohammedanische war, im Lande ganz als eine fremde, eine Fulberegierung betrachtet. Überhaupt fingen, als Jakoba sich kaum festgesetzt hatte, Fulbe an, das neue Reich zu überschwemmen, und erhielten, begünstigt von Sokoto, die besten Stellen. Mehrere Aufstände erhoben sich unter Jakobas Nachfolger, dem durch Vogel und Rohlfs bekannten Sultan Bautschi, gegen diese Ordnung der Dinge, und an der Spitze des Ende der sechziger Jahre spielenden gefährlichsten Aufstandes, der wieder in jenem Gebirgslande zwischen Segseg und Kano sich festgesetzt hatte, stand sogar ein Mohammedaner, ein Mallem (Schriftgelehrter) von Kano. Alles Patronat der Fulbe von Sokoto aus und der einzelnen untereinander hindert natürlich nicht

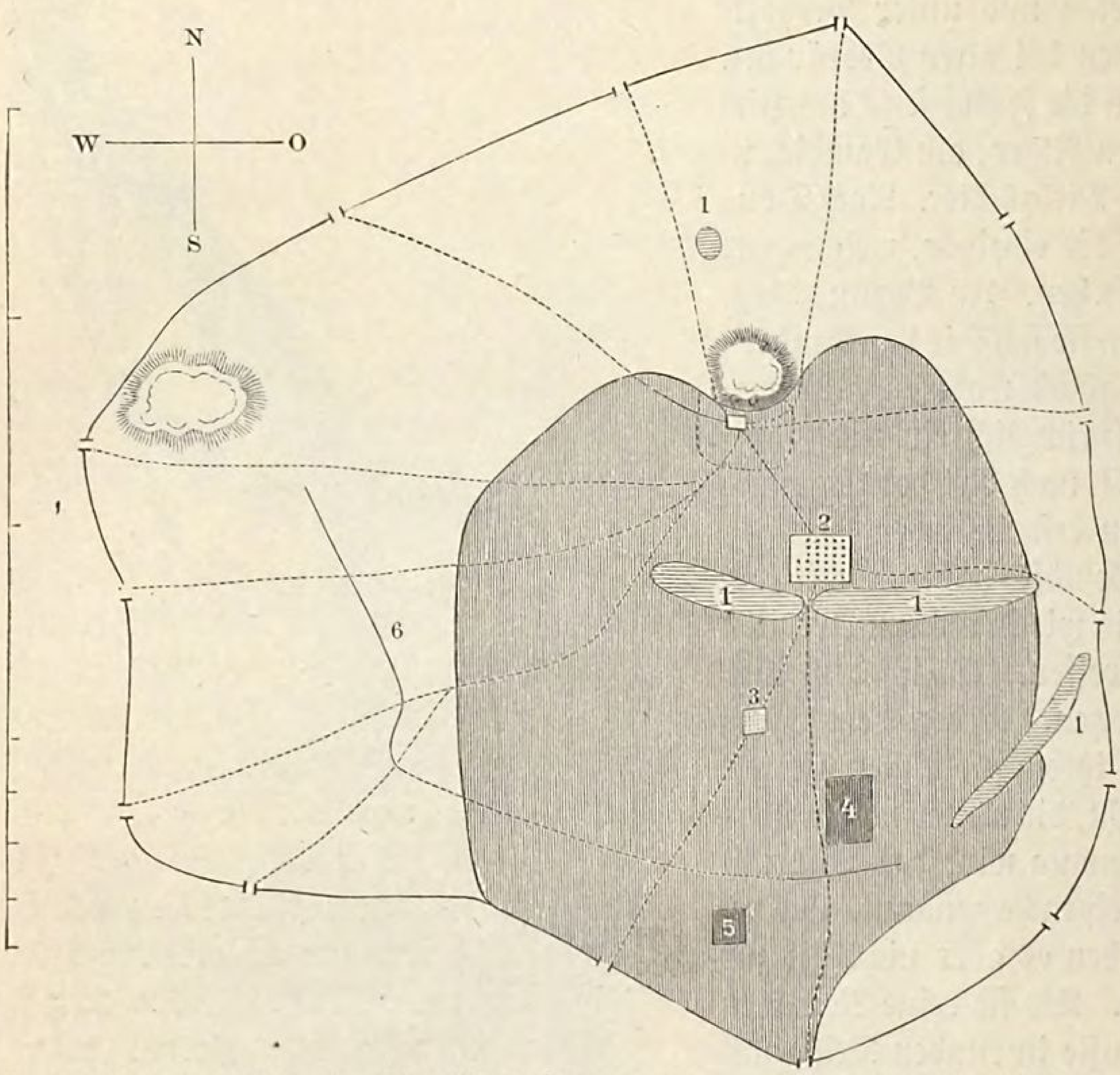
die Absorption in der größern Masse der Nicht-Fulbe. Wenn auch jene, wo sie kompakt wohnen, selbst dann noch ihre Sprache beibehalten haben, wo sie, wie in dem eben genannten Kalam (an der Grenze Bornus), durch Vermischung dunkle Neger geworden, so verließen sie dieselben doch inmitten des Überschwalles der Haussabevölkerung. Haussa ist trotz des Fulbecharakters der dortigen Regierung die vorwiegende Sprache am Hofe von Jakoba, und selbst die Bezeichnungen der einzelnen Stufen der Hierarchie sind der Haussasprache entnommen.



Eine Antimonflasche, mit Leder verziert, aus Bidda. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 196.

Im ersten Auftreten und unter Verhältnissen, die ein Verharren bei alten Gebräuchen begünstigen, findet man die Fulbe stets als Hirten. Sie sind am obern Niger, am Gambia, in Adamaua hauptsächlich Viehzüchter. Nach Denham sind sie in Bornu die einzigen, welche gute Butter zu machen verstehen. In Bornu, Baghirmi und Darfur teilen sie sich mit den Arabern in die Weidegründe. Höchst wahrscheinlich waren also alle Fulbe ursprünglich ein viehzüchtendes Nomadenvolk nach Art der Wahuma oder Galla und lernten erst in ihren heutigen Sitzen Getreide und Gemüse bauen. Vielfach haben sie aber nun darin wie in andern Arbeiten ihre Lehrmeister übertroffen. Gleich den Bornuanern bauen sie Weizen. Neben dem Landbaue treiben sie auch in ihrem südlichsten Gebiete noch etwas Rindviehzucht, die weiter nach Süden ganz aufhört. In Adamaua wird das Vieh mit einem Namen der Fulbesprache genannt. Sie bereiten gute Butter, haben es aber nicht bis zur Käsebereitung gebracht. Wo sie reine Nomaden geblieben sind, wohnen sie in runden Reisighütten, aber die meisten haben sich der festern Bauart der Neger angeschlossen (s. Abbildungen, S. 193 und 194). Die Hütten der Fulbe bestehen wie die der Haussa aus Thonwänden und einem bienenkorbförmigen Dache, und obwohl die Wände hier viel dünner sind, leisten doch ihre Hütten infolge des bessern Materiales und der dauerhaftern Arbeit stärkern Widerstand gegen die Einflüsse der Witterung als die Wohnungen der Kanuri. Ihre Wasserkrüge, Eßtöpfe, Matten und sonstigen Geräte zeugen von der Geschicklichkeit und dem Farbensinne der Verfertiger. Rohlfs sah bei den Fulbe Südbornus Matten in Mannshöhe von zierlichem Geflechte und geschmackvoller Zusammenstellung der Farben, die mit 4—5000 Muscheln oder einem Mariatheresienthaler bezahlt werden. In allen diesen Dingen haben sie nomadische Armut und Roheit längst abgelegt, und die Fortschritte, welche sie unter dem Einflusse der Haussa, Mandingo 2c. gemacht haben, mögen auch diese vor ihnen sedentär gewordenen Völker ihnen sehr viel Neues dargeboten haben, zeugen mindestens für ihre Gelehrigkeit. Ein Teil des Verdienstes für die Fortschritte des Westsudan gerade in wirtschaftlicher Beziehung ist jedenfalls

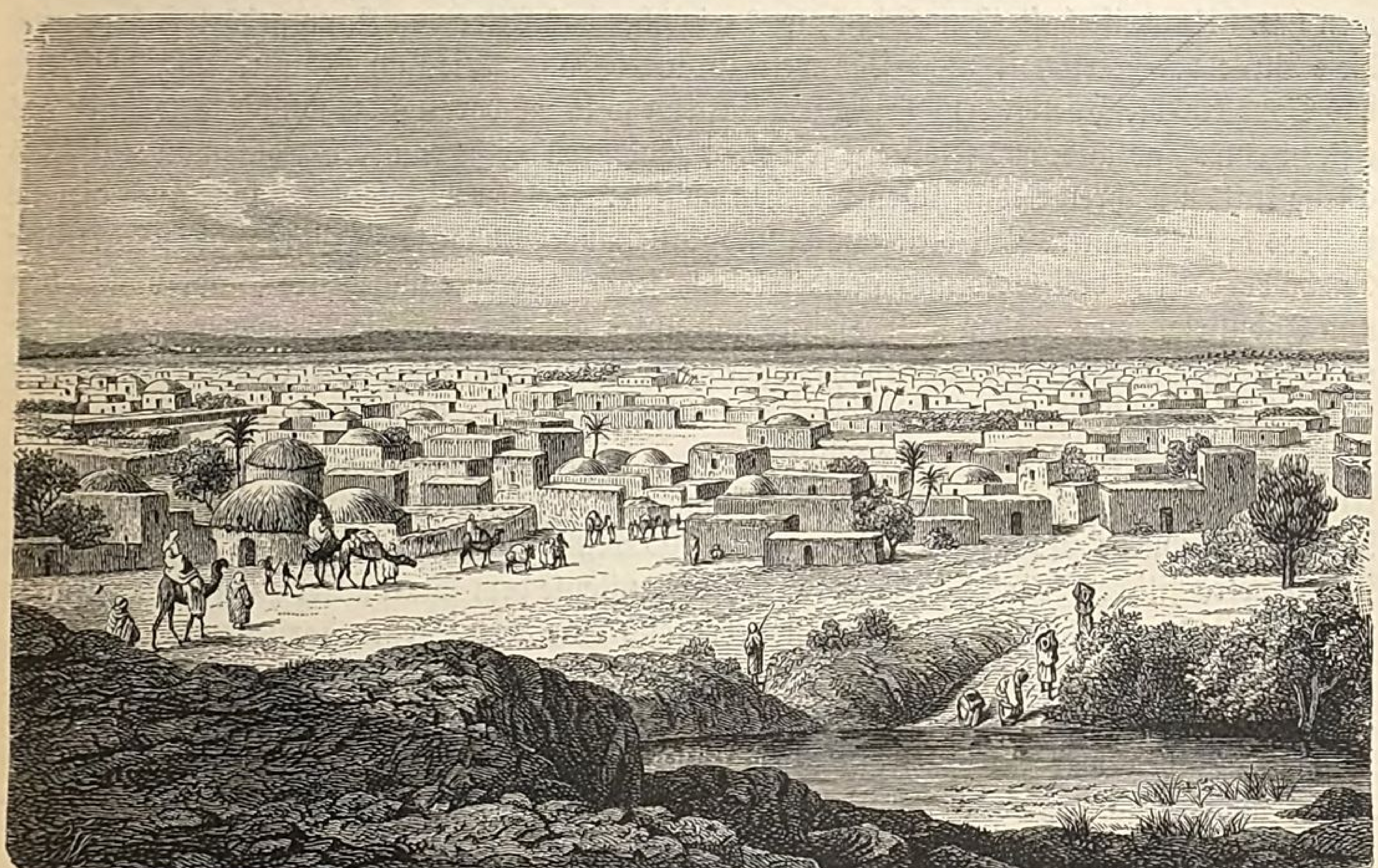
den Fulbe zuzurechnen, denn unter ihrem Schutze blüht dieses in Innerafrika in solcher Entfaltung nicht mehr zu findende industrielle Leben, und sie haben von den Haussa, Mandingo 2c. gelernt, sich thätig daran zu beteiligen. Fast möchte man glauben, daß sie, gleichwie den Islam, auch manche aus arabischer Quelle stammende Kunstfertigkeit schon mit nach dem Sudan gebracht hätten, denn sie übertreffen in manchen Industrien den sedentären Neger. Die groben Baumwollwaren der Futaländer sind weit bekannt. Die Färbereien der Fulbe in Kano sind (nach Barth) durch ganz Zentralafrika berühmt. So sind auch die Gerbereien von Katsena in fulischen Händen. Die Schmiede von Futa Djallon machen treffliche Waren bis hinauf zu Flintenschlössern (s. Abbildung, S. 195). In Bornu gehören die nichtmohammedanischen Fulbe zu den besten Webern, Färbern und Gerbern. Endlich sind sie im Handel gewandt. Die rätselhafte Stellung gewisser Gewerbe, die eine Art von Kasten bilden, spricht, wie man sie auch erkläre, immer für das Gewicht des Handwerkes, überhaupt der Arbeit bei diesem Volke. Die Labe (Tischler), Mabe (Weber), Gergassabe (Schuster),



Plan von Kano. (Nach Barth.) Maßstab in Seemeilen. 1. Teiche — 2. Großer Markt — 3. Kleiner Markt — 4. Palast der Sferki — 5. Palast des Galadima — 6. Alte Mauer. Vgl. Text, S. 198.

Wailube (Schneider), Wambaibe (Sänger) treten bei einigen der nördlichen Fulbe scharf gesondert in kastenartigen Verbänden auf. H. Barth wollte Reste früher selbständiger Völker in ihnen sehen, die also ihren unmöglich gewordenen Volksverband durch einen wirtschaftlichen Verband ersetzten. Verachtet sind unter diesen bis zu einem gewissen Grade die Labe oder Laobe, welche zigeunergleich umherziehen; die Sage führt sie auf einen ungetreuen Mann zurück, der seinen Bruder, für welchen er sorgen sollte, im Elend ließ, während er selbst in die Ferne zog und in Ländern reich an Reis und Hirse sich behagte. Seitdem muß derselbe heimatslos wandern. Alle diese Labe sprechen fulisch und sind immer Holzarbeiter. Die Schmiede sind bei den Fulbe sehr geachtet. Rohlfs fand, von Bornu kommend, im ersten Dorfe der Fulbe zwar nicht die Gastfreundschaft der Kanuri, um so angenehmer aber empfand er den Handelsgeist, der Waren aller Art und von allen Enden zu billigen Preisen herbeibringen ließ, um sie dem Fremden anzubieten. Schon die große Entwickelung des Muschelgeldsystems, das jetzt erst im Mittelsudan die weniger praktischen Baumwollstreifen verdrängt, zeigt, daß man in einem Lande regern Volkslebens sich befindet. Geld, seien es eben auch nur Muscheln, ist verbreitet, bekannt, geschätzt. Man kann kaufen, was in manchen Negerländern

nicht der Fall. Wir citierten früher den charakteristischen Ausruf Massaris: „In welchem Lande der Erde würde man für ein paar Muscheln auf den Landstraßen alles das finden, was man braucht, um sich zu nähren?" In der That, es liegt in dieser Möglichkeit viel, denn Erleichterung des Tausches, des Verkehres bedeutet Erleichterung des Fortschrittes, der Kultur. Die geübten Kaurizähler gehören zu den charakteristischen Merkwürdigkeiten westsudanischer Handelsplätze. „Nichts ist interessanter", sagt Massari, „als einem solchen Muschelzähler zuzusehen. Er sitzt vor einem Haufen dieser Münze, zieht daraus eine Handvoll Muscheln hervor, die er nun flink zählt, immer fünf zusammengenommen; ich möchte fast behaupten, daß der geschickteste Klavierspieler nicht so viele Tasten berührt als ein



Ansicht von Kano. (Nach Barth.) Vgl. Text, S. 198.

solcher Muscheln. Ein guter Zähler zählt 250—300,000 dieser kleinen Scheidemünzen in einem Tage. Die Muscheln werden dann in Säcke, zu 50,000 jeder, gethan, und mit diesen Säcken wird im großen gezahlt und gehandelt."

Die Größe der Ausfuhr von gefärbten Baumwollwaren aus Kano nach Timbuktu veranschlagt Barth auf 300 Kamelladungen im Werte von 60 Millionen Kauri (nach dem Preise in Kano). „Dieser Gewinn", sagt er, „bleibt ganz allein im Lande, da Baumwolle und Indigo im Lande selbst erzeugt werden, und die ganze Bevölkerung nimmt an demselben teil." Die Gesamtausfuhr von Geweben allein schätzt Barth aber auf 300 Millionen Kauri. Auch in Lederwaren, besonders in Sandalen, die, von arabischen Schustern in Kano verfertigt, von hier selbst nach Nordafrika ausgeführt werden, in Thongefäßen maurischen Musters sowie in gegerbten Häuten, welche bis nach Tripolis gehen, wird starker Ausfuhrhandel getrieben, und selbstverständlich verfehlen zwei so wichtige Handelsartikel des Sudan, wie Sklaven und Gurunuß, nicht, zur Belebung des Marktes von Kano beizutragen, wie denn auch das Natron von Bornu Kano passiert (zu Barths Zeit 20,000 Lasten jährlich!), um nach Nyfe oder Nupe zu gehen. Salz wird nur eingeführt. Wenn man nun hinzunimmt, daß dieses Land eins der fruchtbarsten der Welt, welches nicht bloß Korn für seinen

eignen Bedarf, sondern noch für die Ausfuhr erzeugt, und ferner die herrlichsten Weidegründe besitzt, und wenn man sich weiter noch belehren läßt, daß eine Familie mit 60,000 Kauri im Jahre in sehr angenehmen Umständen zu leben vermag, so wird man nicht umhin können, dieses Land, soweit es von sich selbst, d. h. von seinen Naturgaben, und von der Thätigkeit seiner Bevölkerung abhängt, eins der glücklichsten in Afrika zu nennen. Mit Recht wird von den Europäern, die Kano besuchen, besonders der heilsame Einfluß der Thatsache hervorgehoben, daß die blühenden Gewerbe nicht, wie in Europa, in ungeheuern Fabriken betrieben werden, sondern daß jede Familie dazu beiträgt, ohne ihr Privatleben aufzuopfern.

Es würde interessant sein, zu wissen, wie es kam, daß gerade Kano (vgl. Abbildungen, S. 196 und 197) einen so bedeutenden Aufschwung im Gewerbe und Handel genommen hat. Unzweifelhaft ist nach dem, was wir über das Alter von Kano gehört haben, auch diese Blüte der Wirtschaft nicht sehr weit zurückreichend. Wie kam es nun, daß, während das Sonrhay-Reich selbst dem Reiche von Katsena so lange voranging, sich die Bewohner des erstern von Kano aus, das selbst erst seit einer zählbaren Reihe von Jahrzehnten an Katsenas Stelle trat, mit ihren Bedürfnissen versehen müssen? Welcher Wechsel der Dinge auch hierin: zu Leos des Afrikaners Zeit die Kanaua und Katsenaua halbnackte Barbaren, der Markt von Garho oder Gogo voll Gold und Handelsleben, jetzt Kano eine ungeheure Stadt voll Leben und Industrie, einen großen Teil Afrikas und unter anderm auch die Bewohner der Ruinen eben jener Hauptstadt des Sonrhay-Reiches mit ihren Manufakturen versorgend! Diese Blüte der Hauptstadt ist mit der der Provinz aufs innigste verbunden. Barth ist überzeugt, daß die Bevölkerung einer Million näher kommt als einer halben, und wir wissen keinen Grund anzugeben, warum diese Schätzung nicht auch heute angenommen werden sollte Der Tribut wurde zur selben Zeit auf 90—100 Millionen Kauri angegeben, ohne die Geschenke beträchtlichen Wertes, welche die reichen Kaufleute dem Statthalter zu machen pflegen, und welche so gebräuchlich sind, daß sie ebenfalls eine Art Steuer darstellen.

So wie Kano zu Katsena, steht das weiter westlich in der Nähe des Nigers gelegene Bidda zu der Nigerstadt Rabba. Beide gehören dem Lande oder der Provinz Nupe oder Nyfe an. Rabba war zur Zeit, als der Sklavenhandel noch an der Guineaküste blühte, ein Haupthandelsplatz, Lander gab ihr damals 40,000 Einwohner; als Rohlfs sie 1867 besuchte, hatte ein Krieg sie auf kaum 500 heruntergebracht, nachdem sie offenbar schon vorher zurückgegangen war, denn ihre einst schön angebaute Umgebung lag jetzt brach und barg statt Getreidefeldern Unkrautäcker. Dagegen ist nun Bidda, die Hauptstadt von Nupe, eine „angenehme, von Mauern umgebene Stadt; sie ist zwar nicht so ausgedehnt wie Kano, aber fast ebenso bevölkert; ein kleiner Fluß fließt mitten durch, an welchem man Scharen von Frauen Wasser schöpfen sieht, und viele der mit Stroh gedeckten Häuser stehen ganz zwischen Bäumen verborgen" (Massari). Und in wirtschaftlicher Beziehung scheint dieselbe mit Kano zu wetteifern, denn dieser Gewährsmann schrieb 1881 von ihr: „Die Bevölkerung ist in Bidda noch geschickter und fleißiger als in Kano. Baumwolle wird erstaunlich schön gesponnen und gewebt, in ungefähr 5 cm breiten Streifen, entweder ganz weiß oder blau und weiß gestreift oder gewürfelt, oder rote Seide zwischen blau und weißen Baumwollstreifen. Aus vielen solcher aneinander gereihter Streifen werden Toben mit dazu passenden Hosen gefertigt, die von hier bis nach dem fernen Abuschehr hin verkauft werden. Die Kunst, das Kupfer zu verarbeiten, ist sehr entwickelt. Es gibt viele Märkte in der Stadt, und außerdem wird in den Straßen stets allerhand von muntern und hübschen Verkäuferinnen feilgeboten."

9. Die Berber[1].

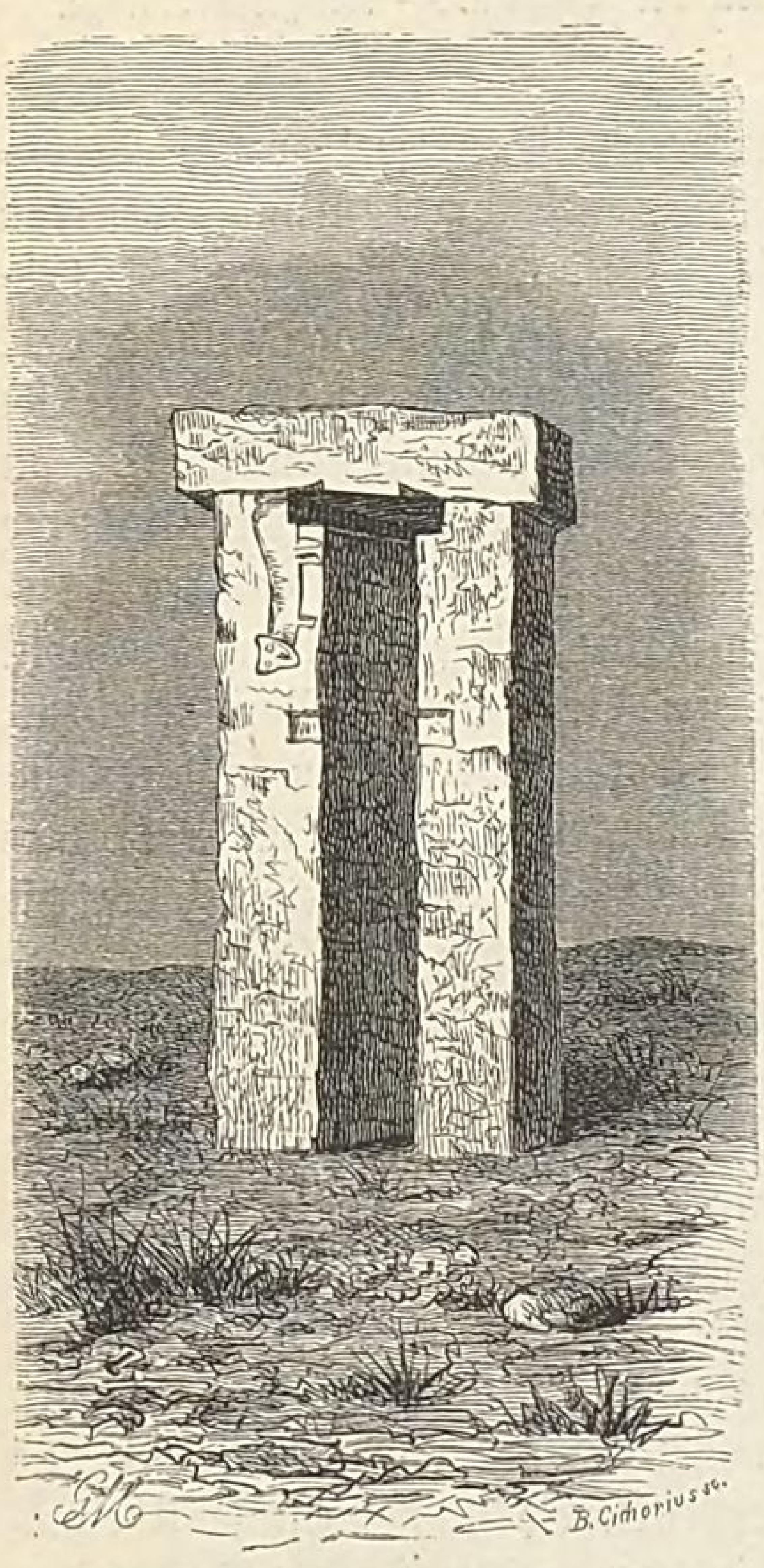
Inhalt: Das nordafrikanische Urvolk. — Vorhistorische Reste. — Dolmen. — Höhlen. — Historische Nachrichten. — Ansässige und Nomaden. — Die heutigen Berber. — Die verschiedenen Berbertypen. — Die Blondhaarigen. — Die Mischlinge. — Berber und Araber. — Tracht und Bewaffnung. — Berber Städtebauer? — Kabylendörfer. — Kasbahs. — Ackerbau, Gewerbe und Handel. — Die Stellung der Frau. — Das politische Leben. — Die Dschemaa. — Die Unabhängigkeit der Kabylen. — Religiöse Anlage. — Vergleich zwischen Berber und Araber.

Die Bevölkerung Nordafrikas gehört heute im wesentlichen zwei großen Völkerfamilien an, welche man nach den Sprachen, die sie sprechen, als Semiten und Hamiten unterscheidet. Ohne Zweifel sind die letztern die ältern, ja es scheint, als ob wir bei dem heutigen Stande des Wissens sie als die frühsten geschichtlichen Bewohner bezeichnen müßten, d. h. als diejenigen, welchen man den vielbedeutenden Namen Autochthonen beizulegen hätte. Bis etwa 680 nach Christi Geburt hatten sie das Land mit Ausnahme schmaler Küstenstriche, an welchen Phönizier, Griechen und Römer saßen, und weniger Punkte des Innern inne, die von römischen Soldaten oder vandalischen Einwanderern besetzt waren. Und auch von dieser Zeit an war die semitische (arabische) Einwanderung gering, bis zur dritten Invasion, welche ganze Stämme brachte. In den Schilderungen, welche die Alten von Nordafrika entwerfen, tritt uns überall am mittelmeerischen Rande, und weit über diesen hinaus bringen ja die Erkundigungen und Mitteilungen nicht, ein Volk von einer und derselben Sprache entgegen. Die Körperbildung schien den Ägyptern, wie ihre Bilder zeigen, eine edlere, die Hautfarbe heller als bei andern Nachbarn, Sitte und Kultus fanden sie gleichartig, und sie legten diesen Völkern den gemeinsamen Namen „Tehennu“, d. h. die Hellen, bei. Jene Sprache ist nun dieselbe, welche heute noch von der Oase Siwah oder der Ammonsoase bis hinüber nach den Abhängen des Westatlas gesprochen wird, der wir bei den Amazirgh oder Schellah Marokkos, den Kabylen Algeriens, den Krumir Tunesiens und den Tuareg der Wüste begegnen. Und sie ist ein Zweig der Sprachen, welche in Nord- und Ostafrika von großer Verbreitung sind, wo das Altägyptische mit seiner Tochtersprache, dem Koptischen, die Sprachen der Nubier, Galla und Somali ihnen angehören. Wie schon Hornemann erkannte, der die erste Sprachvergleichung zwischen den Völkern der Libyschen Wüste und Marokkos anstellte, ist trotz der dialektischen Verschiedenheiten die fundamentale Übereinstimmung groß genug, um von einer einzigen Sprache in dem weiten Gebiete Nordafrikas und der Nordostsahara sprechen zu können. Auch Rohlfs bezeugt, daß die von den Bernern gesprochene Sprache im Grunde eine und dieselbe sei. „Es ist“, sagt er, „eben die,

---

[1] Die unbestimmte Bezeichnung Barbari für Fremde, Anderssprachige, Andersgesittete ist bei den nordafrikanischen Stämmen der alten Maxyer oder Amazigh (Masates des Polybios), entsprechend dem Namen Imoschag, den sich die Tuareg beilegen, fester verblieben als bei andern. In Anwendung auf sie, als Sabarbari, kommt der Name zuerst bei Plinius vor. Lokalisiert ist er in der Mauretania Tingitana. Die Namen Berber, Barbareskenstaaten 2c. sind uns geläufig geworden. Wir bedienen uns hier des Völkernamens Berber aber hauptsächlich darum, weil die ihre Sprache mit dem gemeinsamen Namen Amazigh benennenden Schellah, Kabylen, Krumir, Siwaner und Verwandte einen eignen geläufigen Gemeinnamen heute nicht mehr besitzen. E. Carette hat im dritten Bande der „Exploration scientifique de l'Algérie“, S. 13, eine aus der Geschichte der französischen Okkupation Algeriens genommene Theorie der Entstehung dieses Völkernamens gegeben. In den ersten Jahren nach 1830 nannten die Franzosen alle Stämme, die ihnen Widerstand leisteten, Hadschut, nach dem ersten Stamme, der ihnen die Stirn geboten hatte. Sollten nicht ähnlich die Araber, bei deren Geschichtschreibern wir zuerst Berbern an Stelle von Libyern begegnen, den Namen des zähen Stammes im tingitanischen Mauretanien nach und nach auf das ganze Volk ausgedehnt haben?

welche die Tuareg Temehak im Norden und Temaschek im Süden nennen, und der wir in Audschila und noch ferner im äußersten Osten in der Oase des Jupiter Ammon begegnen. Allerdings sind die Unterschiede der verschiedenen Dialekte dieser Sprache äußerst groß, wie das ja auch nicht anders sein kann bei einer Sprache, die über einen Raum verbreitet ist, welcher ungefähr den vierten Teil von Afrika ausmacht. Dennoch aber sind sie nicht derart, daß eine Verständigung zwischen den verschiedenen berberisch redenden Völkern schwierig wäre. Als vor mehreren Jahren einige Scheichs der Tuareg nach Algier zum Besuche kamen, war es ihnen keineswegs schwer, sich mit den Berbern des Dschurdschuragebirges zu verständigen."

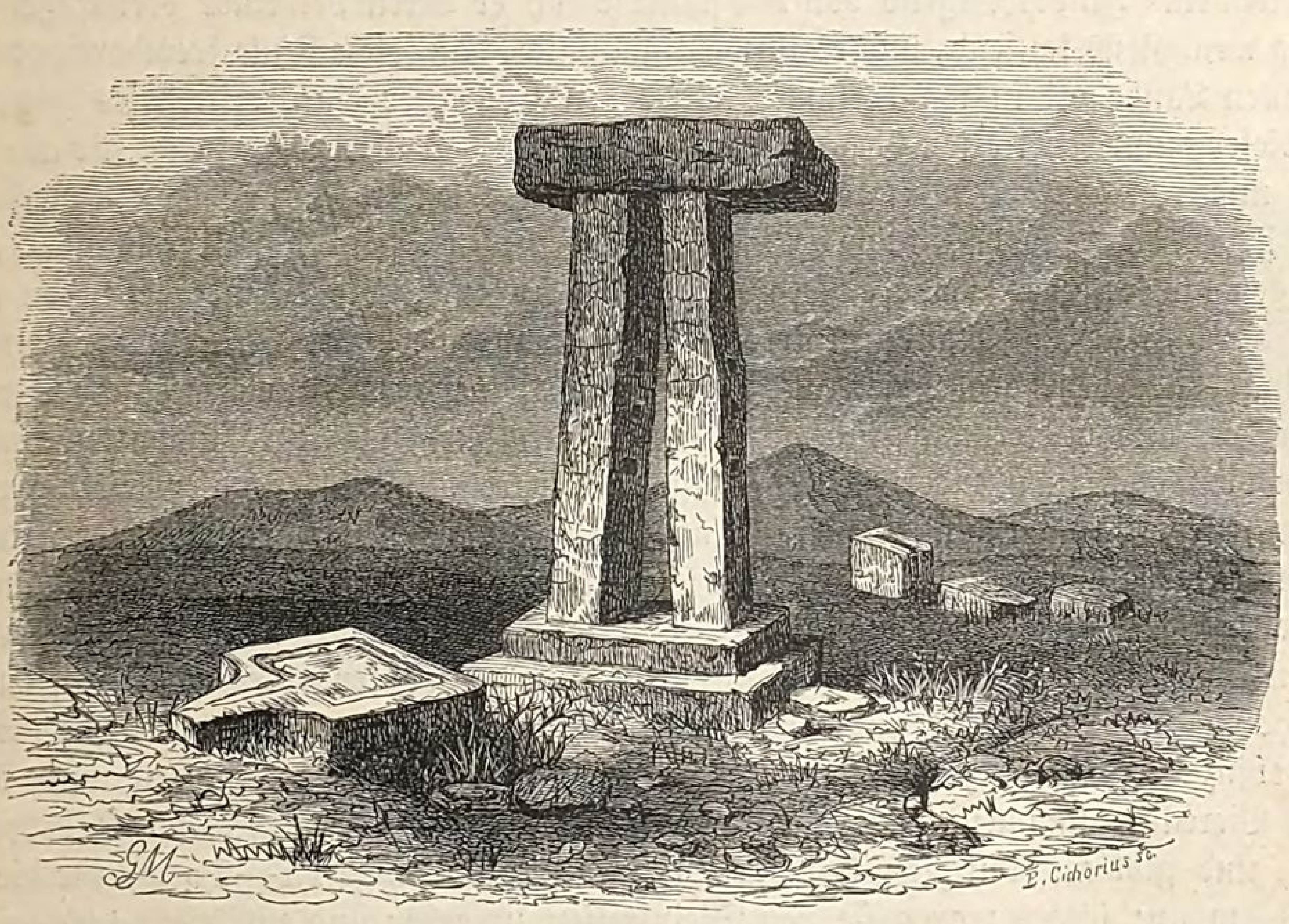


Alter Steinbau bei Kasr Daûan. (Nach Barth.) Vgl. Text, S. 202.

Bezeugt uns also die Sprache die Einheitlichkeit der über einen so weiten Raum hin ausgebreiteten Völkergruppe, so ist doch an eine Unberührtheit der letztern durch die geschichtlichen Schicksale Nordafrikas nicht zu denken. Gerade das Wohngebiet desjenigen Teiles dieser Völkergruppe, der uns hier beschäftigen soll, hat in mehr als gewöhnlichem Maße den zerstörenden und neubildenden Einfluß großer geschichtlicher Bewegungen erfahren. Von Phöniziern, Karthagern und Griechen kam Nordafrika an die Römer. Das Christentum, erst festgewurzelt, wurde wieder ausgerottet. Wogen der Völkerwanderung schlugen von Westeuropa herüber. Dann machten die Araber aus allen dem Nomadismus günstig gelegenen Strichen Tummelplätze ihres Hirtenlebens und besetzten die von ihren Vorgängern gegründeten Städte. So gründlich betrieben sie ihre Festsetzung, daß ein großer Teil Nordafrikas mit der Zeit kaum minder arabisch geworden ist als Arabien selbst, und daß z. B. in Algerien die arabische Sprache von der doppelten Zahl derjenigen gesprochen wird, welche heute noch berberisch reden. Endlich kamen die Türken und nach ihnen die Europäer, und heute scheint Nordafrika nicht fern davon, so eng wie zur Zeit Roms an die europäische Kulturbewegung wieder angeknüpft zu werden.

Wenn nun Nordafrika den fremden Einflüssen günstig ist, so bietet es doch anderseits auch Mittel des Rückhaltes gegen die heftig anprallenden Völkerstämme. Das wüstenhafte Innere ist ein natürlich geschütztes Rückzugsgebiet, in welches ansässige Völker niemals freiwillig den Nomaden folgen, und der Atlas ist keineswegs dem Eindringen fremder Scharen günstig. Treffend ist in diesem Sinne der römische Name der kabylischen Berge: Mons ferratus. Wurden doch die Berber der Kabylie nicht früher als 1857 zum erstenmal von Fremden bezwungen. Nimmt man nun die Araber aus, die durch die religiöse Propaganda einen gewaltigen Einfluß erlangten und vor allem ihre Sprache ausbreiteten, so wird man wohl zugeben können, daß ein großer Teil der Berber weder von den Phöniziern noch von den Griechen, Römern oder nordischen Völkern so viel Blut erhalten, daß dadurch eine große Änderung hinsichtlich ihrer physischen Veranlagung hervorgebracht worden wäre. Man darf dies besonders gegenüber den Versuchen behaupten, ein starkes, blondhaariges, blauäugiges, germanisches Element in den Berbern noch nachzuweisen. Wir

kommen übrigens auf dieses vielbesprochene Element zurück. In dem frühest besiedelten Teile Libyens, im östlichen, wurden die nomadischen Völker, welche als Auses zusammengefaßt wurden, wieder nur ein nomadisches Volk und haben sich nie amalgamieren können, wie es ja dann den Arabern gelang. Von den am längsten seßhaften Völkern, Phöniziern, Griechen und Römern, wurde wenig gethan, um eine Verschmelzung mit den Eingebornen herbeizuführen. Auch die Römer gingen hier nur langsam vor. Als 300 Jahre nach Beginn der römischen Herrschaft der in Leptis an der Großen Syrte geborne spätere Kaiser Alexander Severus nach Rom kam, mußte er erst das Lateinische lernen. Die Kolonisten erbauten sich ihre Städte, die Berber lebten auf dem offenen Lande, zum Teile wahrscheinlich in Ortschaften wie heute, zum Teile nomadisch. Eigentliche Städte fingen sie erst an zu bauen unter Masinissa, dessen Cirta daher den Gattungsnamen trug. Von allen diesen



Alter Steinbau im Thale Elkele. (Nach Barth.) Vgl. Text, S. 202.

berberischen größern Ortschaften hat sich keine erhalten, und die vielen großartigen Städte, von Griechen und Römern weiter erbaut — die römische Prokonsularprovinz Africa zählte 300 Städte, in der christlichen Zeit 170 Bischofsstädte! — errichtet und bewohnt, wurden alle bei der arabischen Invasion zerstört. Vielleicht waren es die Berber selbst, welche sie zerstörten. In dem achtjährigen Kriege des Tacfarinas im 1. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung wurde der größte Teil des westlichen Nordafrika verwüstet. Wir kennen heute von den meisten alten Besiedelungen im Innern von Mauretanien den Namen, die Orte selbst; aber Zeit und Art ihres Unterganges sind uns oft genug unbekannt. Es existieren auch viele große zerstörte Plätze in Nordafrika, von denen wir geschichtlich nicht nachweisen können, welchen Namen sie einst trugen.

Nur ältere, schwer zu kontrollierende Nachrichten weisen auf starke Vermischungen hin, denen die Nordafrikaner in einer für uns vorgeschichtlichen Zeit unterlagen. Sallust läßt am Küstenrande die eigentlichen Libyer, hinter diesen die Gätuler und in dritter Linie die Neger wohnen. Indem nun an der Küste zu zwei verschiedenen Malen asiatische Völker japhetitischen Stammes einwanderten, die teils mit den Libyern sich mischten, teils dieselben zurückdrängten, entstanden die Mauren im heutigen Marokko, die Numidier aus

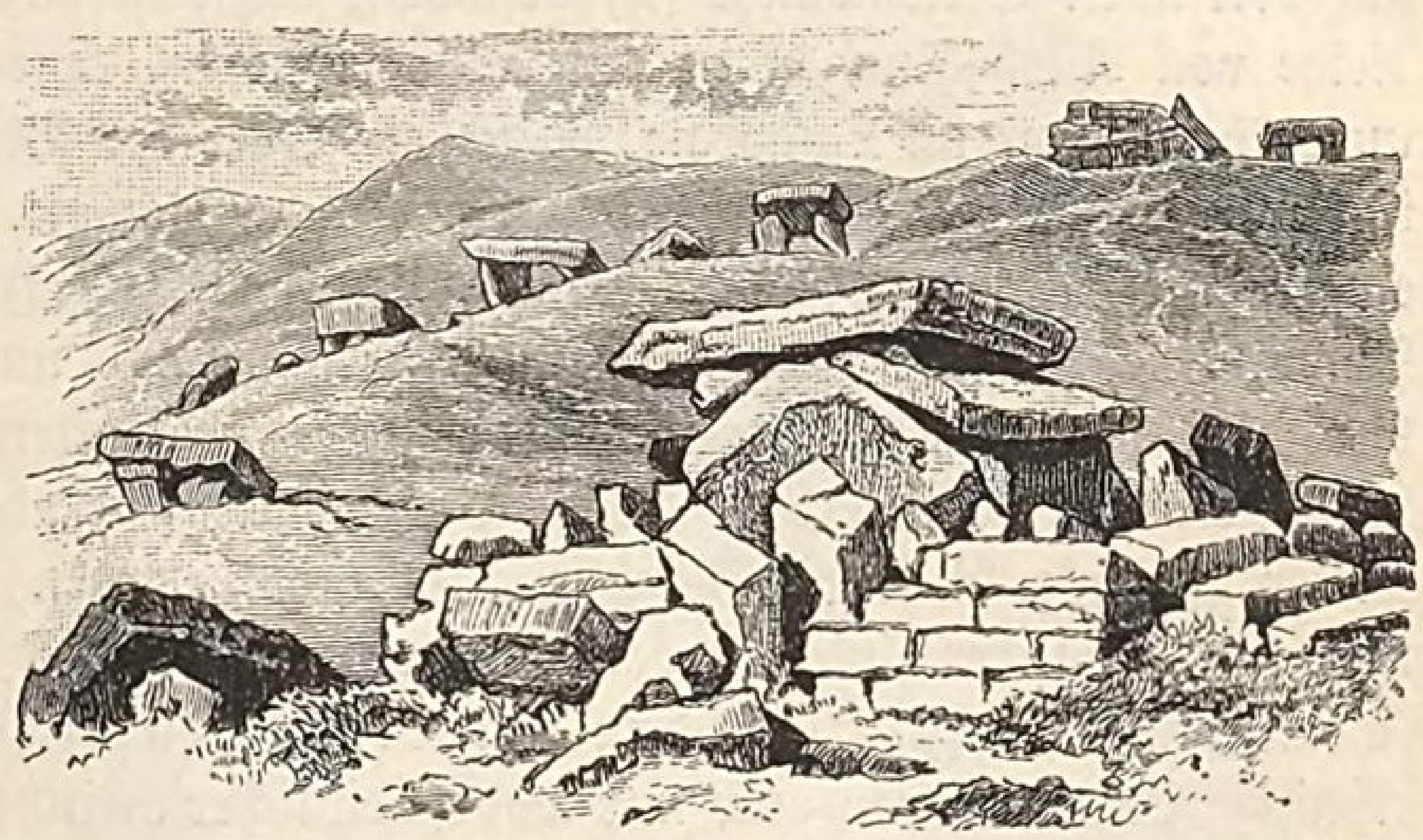
Mischung mit den Gätulern im heutigen Algerien und Tunesien, die Macer und Maxyer im heutigen Tripolitanien. In diesen nur unklar uns überlieferten halb mythischen Angaben ist die Einwanderung von japhetitischen Völkern, welche auch in den Annalen der ägyptischen Geschichte und zwar speziell der XIX. Dynastie ihre Spuren gelassen hat, insofern von großem Interesse, als eine Form vorgeschichtlicher Denk- und Grabmäler Europas, jene vielgenannten Steintische, die man mit keltischem Namen Dolmen zu nennen pflegt, in den berberischen Wohngebieten so häufig wiederkehrt, daß man sie für das Zeugnis eines ethnographischen Zusammenhanges der alten nordafrikanischen und westeuropäischen Bevölkerungen, denn in Westeuropa sind diese Denkmäler besonders häufig, angesehen hat.

Férand lehrte diese Denkmäler (s. Abbildungen, S. 200, 201, 203) zum erstenmal genauer kennen. In der Gegend von Konstantine sah er deren bei einer dreitägigen Untersuchung wenigstens tausend, und es ist wohl glaublich, daß solche Fülle fremdartiger Ruinen dem stillen Lande oft in wundersamer Weise den Charakter eines Kirchhofes gab, zumal sie in dieser dünn bevölkerten Gegend, deren Bewohner von tiefster Ehrfurcht für alle Totenstätten und von heiliger Scheu vor allem Ungemeinen beseelt sind, sich fast unversehrt erhalten haben. Er sah da Grabhügel, die drei oder vier Steinkreise übereinander auf den Abhängen und auf der Spitze einen Felsenpfeiler trugen, andre Steinkreise, deren einzelne Felsen durch kyklopische Mauern untereinander verbunden waren, Steinreihen, die netzartig durcheinander ziehen, große viereckige Felseinfriedigungen, welche vier kleinere Steinkreise umschlossen, und als er nachgrub, fand er, daß das meistens Begräbnisstätten waren, in welchen die Toten in sitzender Stellung begraben waren. Geräte fand er seltener von Erz als von Eisen. Später ging General Faidherbe an die Untersuchung dieser Altertümer und entdeckte bald auch in Marokko, im Gebiete unabhängiger berberischer Stämme, vier größere Gruppen derselben, die er als wahre Friedhöfe beschreibt; man fand weiterhin im östlichen Algerien noch zahlreiche Felsdenkmäler, und ein Reisender berichtet, auf einer einzigen Hochfläche deren wenigstens zehntausend beisammen gesehen zu haben. Bei Roknia in der Provinz Konstantine zählte Faidherbe allein gegen 3000 Grabkammern, aus Steinen, die im Vierecke zusammengestellt und „nach Dolmenart" mit einer Felsplatte bedeckt sind, erbaut, und gibt als Durchschnittsmaße derselben für die Länge 1,1—1,3 m, für die Breite 0,6—0,8 m an; öfters waren sie von Steinkreisen umgeben und enthielten regelmäßig die Skeletreste begrabener Menschen, in einzelnen Fällen in größerer Zahl, wie denn z. B. in einer Grabkammer von 1,2 m Länge nicht weniger als sieben Skelete beisammenlagen. Von Geräten finden sich Töpfe, Schmuck aus Kupfer und Erz, aber auch eiserne Gegenstände. Daß noch in geschichtlicher Zeit hier begraben wurde, bewies in einer Grabkammer eine Münze der Faustina, in einer andern ein antikes Säulenstück, in einer dritten Ziegelsteine mit römischem Stempel, und Letourneux teilt aus Ostalgerien eine Grabkammerinschrift in einem der Sprache der heutigen Tuareg nahe verwandten Idiome mit.

Wir halten uns hier nicht mit den Hypothesen einer dolmenbauenden bretonischen Kolonie in Nordafrika oder eines eignen Dolmenvolkes auf. Wenn diese Tausende von Steinkammern, Steintischen, Felsenpfeilern, Steinkreisen und Hügelgräbern, deren Errichter höchstens verwirrende Sagendämmerung anstrahlt, als sie in Europa bekannt wurden, großes Aufsehen erregten und zu den kühnsten Hypothesen verführten, so war dies nur die Wirkung der Überraschung, die ein neues Rätsel, aber vielleicht auch eine nahe Lösung in dem dunkeln Gebiete der europäischen Vorgeschichte aufgehen sah. Es ist bis jetzt leider nur das erste wahr geworden. Man übersehe aber hierbei zweierlei nicht: erstens, daß diese Bauten und Beerdigungsweisen noch viel weiter verbreitet sind, wie man ihnen denn in Indien ebenso wie in Marokko begegnet, und ferner, daß Nordafrika in allen

Epochen der Geschichte in innigerer Verbindung mit dem nahen Europa als mit den übrigen Gegenden des Erdteiles gestanden hat, dem es von Natur angehört, weshalb es nicht eben zu verwundern ist, wenn ihm gewisse vorgeschichtliche Reste mit Europa gemein sind. Die Meerenge von Gibraltar ebenso wie auch die sizilische Enge konnten selbst einem Volke, das nur erst die Anfänge der Schiffahrt innehatte, kein ernstliches Hindernis in seinen Wanderungen von einem Erdteile zum andern bereiten.

In andre Richtung weisen gigantische Denkmäler, deren nächste Verwandtschaft wohl in Ägypten gesucht werden muß. Außer einem wenig bekannten Denkmale solcher Art in Marokko sind es zwei in Algerien gelegene, welche hierher gehören. Das sogenannte Grab der Christin, Kubb-er-Rumija von den Arabern genannt, von dem einzigen alten Autor, der seiner gedenkt, als Monumentum commune regiae gentis bezeichnet, ist der Rest einer Pyramide, welche auf polygonaler, nach einigen zwölfeckiger Basis, die mit an ionische und dorische Formen erinnernden Säulen, Pilastern und drei Scheinpforten, wovon eine ein Monolith von 12 Fuß Höhe, geziert war, sich erhebt. Sie liegt in der Nähe des antiken Tipasa Mauretaniae, nur wenige Meilen westlich von Algier. Über ihre Zeit ist man im unklaren. Verbrugger glaubt zwei verschiedene Hüllen, eine ältere, aus der Zeit der ältesten Könige Mauretaniens, der Massylier, und eine neuere, aus der Zeit des Königs Juba II., bestimmen zu können. Die Höhe des Grabmales ist gegen 40, der Durchmesser 60 m. In mancher Beziehung interessanter ist das nahe verwandte älteste Denkmal der alten Herrscher Numidiens, der Medrassen, oder das Grab des Syphax beim alten Sila in der heutigen Provinz Konstantine. Es erhebt sich auf vieleckiger, mit 60 Halbsäulen geschmückter Basis als Stufenpyramide. Die Pyramide trägt ägyptischen Typus, die Säulen der Basis erinnern an die ältesten plumpen Säulen dorischen Stiles. Sie sind ungerieft und mehr kegelförmig als cylindrisch. Man hat sie als mitten zwischen ägyptischem und dorischem Stile stehend, auch als protodorisch bezeichnet. Daß der Name Syphax nur auf Täuschung beruhen kann, ist klar, denn Syphax herrschte nur vorübergehend in dieser Gegend. Daß wir auch hier ein Grabmal vor uns haben, scheinen die unvollkommenen Nachgrabungen Carbuccias zu beweisen. Die allgemeine Übereinstimmung der Form mit dem sogenannten Grab der Christin ist ebenso deutlich wie der altertümlichere Charakter des erstern. Rohlfs erzählt von einem runden, gemauerten Kreise mit runden, regelmäßigen Löchern (zum Säuleneinsatze) im Gebiete der Beni Mgill im marokkanischen Atlas. Er sah diesen Platz nicht, hörte ihn aber als „Christenmarkt“ bezeichnen, was auffallend an das „Grab der Christin“ erinnert.



Nordafrikanische Dolmen. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 202.

Liegt in diesen Resten großer Architekturen ein Anklang an die Bauwerke des alten Ägypten, so fehlt es nicht an den Originalen zu Anregungen in dieser Richtung im Lande selbst. Die Franzosen haben schon in den vierziger Jahren ägyptische Skulpturreste in Scherschel gefunden, und weit davon, im Herzen des berberischen Tuareglandes, hat Duveyrier Spuren ägyptischer Einflüsse in Trümmern von Monumenten verfolgt. Einer spätern Epoche gehören jene massenhaften Trümmer von Städten, Palästen und Moscheen

an, deren Aufdeckung im Thale des Wadi Mga man den Bemühungen Largeaus und Tarrys verdankt. Wo heute eine arme Bevölkerung leibeigen die Dattelpalmen ihrer arabischen Herren pflegt, erhoben sich zur Zeit des zweiten Arabereinfalles blühende Städte mit Palästen und Moscheen, von prächtigen Wasserleitungen umgeben, die ihren Wasservorrat von den zahlreichen Quellen erhielten. Heute sind sie im Sande begraben, aus welchem Tarry eine Moschee von ähnlichem Baue wie die heutige Moschee von Wargla, einen Palast mit säulengetragenen Bogen und mit Skulpturen und mehrere schön gebaute Häuser befreit hat, welche zu beweisen scheinen, daß hier große Zerstörungen und eine Verödung noch in frühislamitischer Zeit stattgefunden haben. Es sollen hier angeblich über 100 Ortschaften und 1000 Brunnen verschüttet liegen.

Es fehlt auch sonst in diesen Ländern nicht an Resten, welche auf andre Sitten und damit wohl auf andre Völker hindeuten als die heutigen. So beschreibt Hooker im Engpasse von Ain Tarsil (Marokko) Höhlen, die dicht unter dem obern Rande seiner 10 m hohen, fast vertikalen Seitenwände sich befinden, unzweifelhaft Werke von Menschen, eine lange Reihe von Aushöhlungen in dem Kalksteinfelsen. Die vordere Öffnung dieser Höhlen ist ungefähr $1^1/_3$ m im Quadrat; wo sie etwa bei der Bearbeitung tiefer ausgebrochen war, ist sie durch Aufsetzen von Steinen künstlich verkleinert. Der innere Raum der Höhlen soll eine bedeutende Größe haben. „Wahrscheinlich", setzt Hooker hinzu, „hat man es hier mit Wohnungen aus der frühsten Vorzeit zu thun, und unwillkürlich wird man durch den Anblick dieser kaum ersteigbaren Höhlen an die fabelhaften Troglodyten erinnert, die ‚schneller laufen konnten als Pferde'." Diese Troglodyten sind aber wohl mit ebensoviel Berechtigung weiter östlich, z. B. in die Berge von Tibesti, zu setzen, wo höhlenartige Wohnstätten heute noch gebräuchlicher sind als bei den Berbern, die mit Vorliebe in Dörfern wohnen.

Die Schwierigkeit, aus dem berberisch-arabischen Völkergemische Nordafrikas ethnische Elemente von auch nur wahrscheinlicher Reinheit zu sondern, ist groß. Der größte Teil der berberischen Bevölkerung ist nach Sprache und Glaube arabisiert, während die „Arabes berbérisants", wie die Franzosen sie nennen, ebenfalls nicht selten sind. Das Arabische hat, wie überall, seine Assimilationsfähigkeit bewiesen. In Algerien ist das Berberische fast zu einem Dialekte des Arabischen herabgesunken. In Sprache und Religion ihren Eroberern angepaßt, sind die Berber hier auf dem Wege, ihre Nationalität zu verlieren. Der Unterschied, den die Araber in der Benennung ihrer Stämme zwischen Ulad und Beni machen, ist in dieser Beziehung bezeichnend. Jene sind die edlen, kriegerischen Stämme, die von den Eroberern abstammen; diese stehen niedriger, sind jenen gleichsam nur äußerlich angeschlossen oder angehängt. Daher findet man den Stammesvornamen Beni fast allgemein bei den arabisierten Berbern, während Ulad (oder Aulad) hauptsächlich nomadischen Araberstämmen zukommt. Da die hiesigen Araber in ihren Genealogien in der Regel nur von den Männern sprechen, so bleibt man im unklaren über das, was durch die Frauen an fremdem Blute hereingebracht worden ist; aber die geschichtlichen Thatsachen, welche für eine starke Mischung sprachen, sind selbst schon aus der Zeit Ibn Chalduns zahlreich und unzweifelhaft. Das, was man „unmerkliche Kreuzung" nennen kann, existiert auch hier. Wohnen doch oft die beiden Stämme so bunt durcheinander, daß man die echt arabischen, privilegierten, sogenannten „marabutischen" Dörfer, deren Bewohner vom Propheten abstammen wollen, mitten in den reinsten Kabylendistrikten findet. Die sogenannte maurische Bevölkerung der Städte, in welcher seit Jahrhunderten alle möglichen Elemente, auch abendländische, zusammengeflossen sind, bietet keinen Punkt, wo der Typen unterscheidende Anthropolog einsetzen könnte, und das Gleiche gilt von der Bevölkerung an den großen Straßen des Verkehres und der Eroberungen, wie z. B. Konstantine-Biskra und den Thälern, welche die beiden Kabylien trennen. Es bleibt einem solchen Gemische gegenüber nichts übrig, als

die etwaigen reiner erhaltenen Typen in jenen Orten aufzusuchen, wo geschichtlich nachweisbar am wenigsten Wechselbeziehungen stattgefunden haben. Es ist dies der Weg, den Topinard bei seinen Untersuchungen über die Typen der algerischen Bevölkerung beschritten hat. Und doch begegnete er in keinem der mit so viel Sorgfalt ausgesuchten Araber- und Berberstämme einem einzigen Typus, noch konnten die Abwandlungen auf deren zwei zurückgeführt werden. Nur gewann er den allgemeinen Eindruck, daß die Berber immerhin eine einfachere Zusammensetzung bieten als die Araber. Absehend von den Extremen der Blonden auf der einen und der unzweifelhaften Negermischlinge auf der andern Seite, fand er bei jenen vier oder fünf bestimmte Typen, die er sehr treffend Ähnlichkeitsmittelpunkte („centres de ressemblance") nennt, um welche die am häufigsten in der Gesamtheit der Individuen wiederkehrenden Formen schwanken. Er begegnete ihnen bei Berbern und Arabern, aber natürlich in sehr verschiedener Zahl. Der erste wird gebildet durch die Individuen mit sehr verlängertem, ovalem, zur Magerkeit neigendem Gesichte, vertikalem Profil, hoher, breiter Stirn, starker Zusammenziehung unterhalb der Backenknochen, vertikaler, schmaler, fein gebauter, scharf von der Stirn abgesetzter Nase, deren „Leptorhynie", an den kymrischen Nasentypus erinnernd, oft auffallend ist, und kleinen, dichten Zähnen. Dieser Gesichtstypus ist am häufigsten vergesellschaftet mit kaltem, strengem Gesichtsausdrucke, getragener Haltung. Dies ist der in Algerien am weitesten verbreitete Typus. Er findet sich in den Städten und auf dem Lande, an der Küste und im Innern; vielleicht nimmt er aber gegen die marokkanische Grenze hin zu. Diese weite Verbreitung läßt vermuten, daß man es in ihm mit dem ältesten verhältnismäßig autochthonen Typus Algeriens zu thun habe. Der zweite Typus kann kurz als der klassischen Gesichtsform am nächsten kommend bezeichnet werden: vollkommenes Oval, breite, gerade Stirn, die fast ohne Einschnitt in die breitrückige Nase übergeht, feine Augenbrauen. Nach seiner ethnischen Zugehörigkeit möchte dieser als der edle arabische Typus angesprochen werden. Topinard fand ihn am häufigsten in jenen einsamen „marabutischen" Dörfern und bei den westlichen Araberstämmen. Abd el Kader war ein ziemlich guter Repräsentant desselben. Dritter Typus: Adlernase, deren Biegung sich sogar nach der Unterseite der Nase fortsetzt. Stirn wenig breit, rund, zurückfallend, ebenso ist die untere Gesichtshälfte etwas zurückgenommen, wiewohl das Kinn ausgeprägt ist. Dadurch wird die Nase ein so hervortretender Teil des Gesichtes, daß für diese Form das Faidherbesche Wort gerechtfertigt scheint: „Le visage arabe est tout en nez". In der That ist dies eine semitische Gesichtsform, welche rein ausgeprägt nur bei Arabern vorkommt. Der vierte Typus: Kurzes, aber ovales Gesicht mit dem Eindrucke der Abplattung in der Backenknochengegend, welche oft verbreitert ist. Nase kurz, stumpf, zur Plattheit neigend, oft selbst etwas konkav,



Ein Dachelaner. (Nach Photographie.)

mit breiten Nasenflügeln; Augen klein, Kinn rund, die zwei mittlern obern Vorderzähne ragen häufig über die andern hervor. Dies ist der unbedingt vorherrschende Typus in der kabylischen Bevölkerung, er ist selten unter den Arabern, am häufigsten in der Großen Kabylie. Ihm schließt sich der ebenfalls entschieden kabylische fünfte Typus an: rundes, volles Gesicht, spitzer Unterkiefer, vorspringende Backenknochen, welcher vielleicht der reinere, ungemischtere von beiden ist.

Während also vier und fünf als die kabylischen, zwei und drei als die arabischen Typen bezeichnet werden können (unter Vorbehalt freilich der oben hervorgehobenen Wahrscheinlichkeit ausgedehnter Mischungen), bleibt der erste Typus als ein besonderer bestehen, der weder in seinen besondern Eigenschaften noch in seiner Verbreitung über das ganze Gebiet eine bestimmte Beziehung zu den beiden andern bietet. Wenn er sehr häufig auch unter den wandernden Araberstämmen vertreten ist, so darf man sich wohl erinnern, daß schon im Altertume die Bewohner Numidiens nicht nur sedentäre, wie die heutigen Kabylen, sondern ebensowohl nomadische Stämme umfaßten, und wird diesen besondern weitverbreiteten Typus als einen ältern, wenn nicht den ältesten der heute in Nordafrika vertretenen anerkennen. Man hat, wohl mit Recht, darauf aufmerksam gemacht, daß die Lebensweise der vollständig sedentären Berber, wie z. B. der Mzab, nicht ohne starken Einfluß auf ihren Körperbau bleiben konnte, und es muß sich das natürlich mit am stärksten im Vergleiche zu den Arabern herausstellen. Besonders die frühzeitige Arbeit, zu welcher die Knaben angehalten werden, indem sie täglich viele Stunden das Wasser zur Bewässerung der Felder schöpfen müssen, wird hier genannt.

Mehrmals wurden die blonden Berber berührt. Stellen wir die Vorfrage, ob es deren wirklich eine so große Zahl gibt, daß sie ein starkes Gewicht in die Wagschale der Beurteilung der ethnographischen Stellung der Berber zu werfen vermögen? Man hat ihre Häufigkeit übertrieben. Rohlfs sagt einmal: „Keiner hat wohl Marokko mehr durchstreift als ich, und nur einmal habe ich einen helläugigen und blondhaarigen Menschen gefunden!“ Daß die Völker, welche eine Zeitlang im heutigen Marokko seßhaft gewesen sind, Spuren zurückgelassen haben, ist unleugbar. Nur so können wir zwischen vorwiegend schwarzhaariger und schwarzäugiger Bevölkerung die wenn auch seltenen helläugigen und blondhaarigen Individuen uns erklären. Nach demselben Gewährsmanne kommen dergleichen Typen bedeutend seltener bei den Arabern vor als bei den Berbern, was sich einmal daraus erklären läßt, daß nach der Invasion der Araber ein Eindringen blonder Völker in Westafrika nicht mehr stattfand, und wohl noch überzeugender aus der aristokratischen Abschließung der reinen Araberstämme. Man sieht auch in Familien, wo Vater und Mutter beide schwarzhaarig und schwarzäugig sind, helläugige und blondhaarige Kinder.

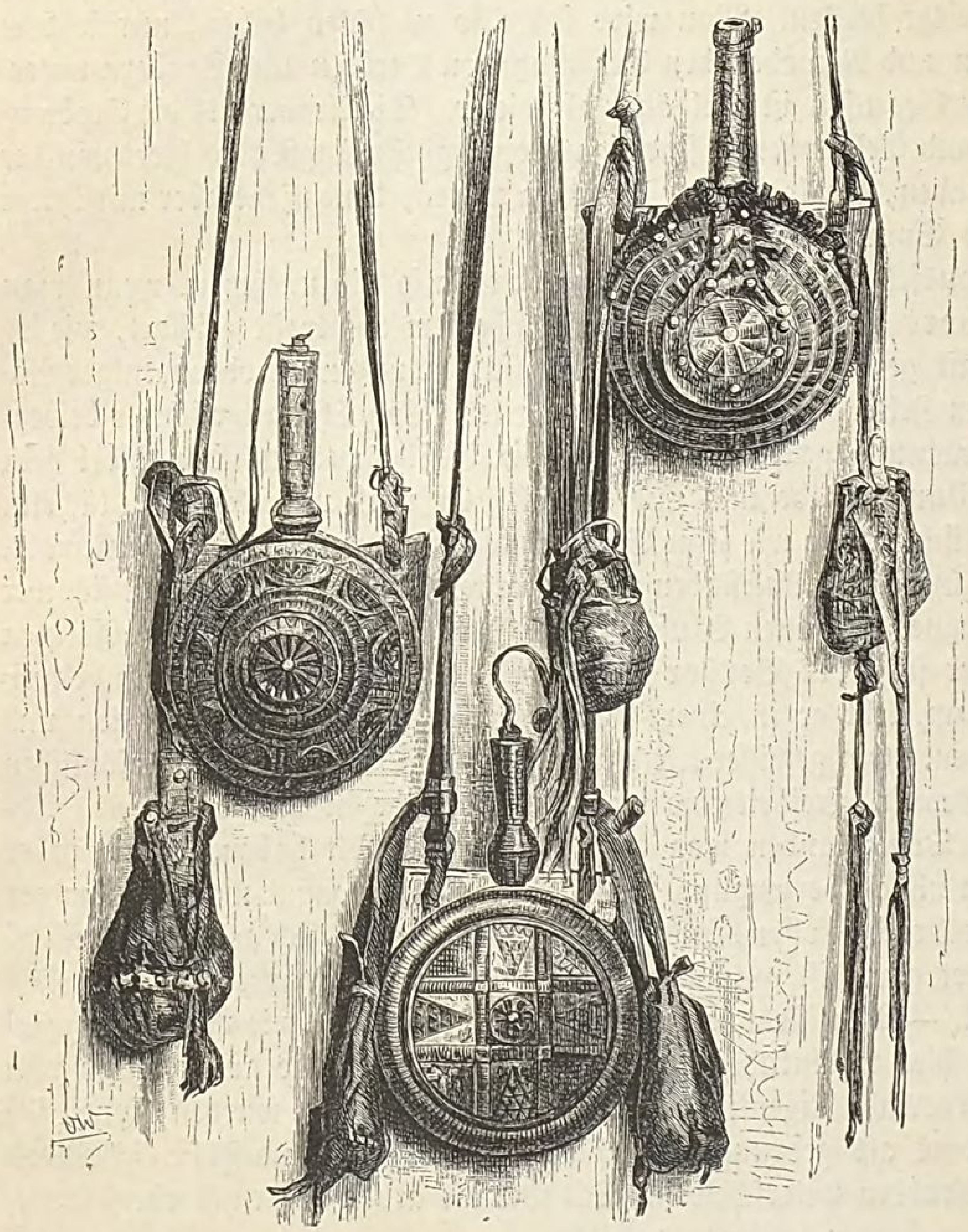
In einem so bunten Gemische haben sich die Unterschiede zuletzt nur noch da in hervortretender Ausprägung erhalten, wo sie sich an schützende Elemente, sei es natürlicher, sei es sozialer Art, anschließen konnten. Man muß es ebendeshalb nicht mit dem ursprünglichen Zustande verwechseln, wenn heute die Berber und Araber hauptsächlich als Ackerbauer und Nomaden einander gegenüberstehen. Die berberischen Nomaden haben sich arabisiert, während ihre Ackerbauer an Sprache und Sitten festhielten. Nordafrika war nie dazu gemacht, eine ausschließlich ackerbauende Bevölkerung zu umschließen. Die Römer und die spätern Eroberer, die „Rum“ (Byzantiner) und die Araber, warfen zwar die Bewohner Nordafrikas als Berber (oder Barbaren) zusammen, aber aus ihren Schilderungen geht doch überall hervor, daß schon damals zwei Grundelemente, ein sedentäres und ein nomadisches, nebeneinander bestanden. Man darf die Hypothese wagen, in jenem die Maxyer der Griechen, die Gätuler der Römer, in diesem ihre spätern Auses und Numidier wiederzufinden. Was wenigstens Plinius von den letztern sagt, zeichnet so deutlich wie möglich

ein nomadisches Volk: „Sie wechseln ohne Unterlaß ihre Weideplätze und führen ihre Zelte mit sich“. Es wurde wohl auch, entsprechend dem ethnographischen Gegensatze zwischen Ansässigen und Nomaden, eine allgemeine geographische Zweiteilung Nordafrikas vorgenommen mit der Grenze beim Lacus Tritonis, östlich von welchem der nomadische oder anasitische (den Oasenbewohnern gehörige) Teil lag, während westlich davon die Länder ansässiger Völker sich zum Ozeane erstreckten. Bei Ibn Chaldun findet man die sedentären und die nomadischen Stämme bewußt auseinander gehalten. Man weiß auch, daß die Araber nicht bloß als Nomaden das Land überschwemmten, sondern schon im Anfange hauptsächlich auch die Städte besetzt hielten. Man wird sich also zu hüten haben, nur in dem Gegensatze von Sedentären und Nomaden den Gegensatz von Berbern und Arabern unterbringen zu wollen. Jener Gegensatz ist viel älter als dieser. Die Araber als die Erobernden, in Minderzahl ins Land Gekommenen sind (anthropologisch) längst absorbiert von der Überzahl numidischer Nomaden, die lange vor ihnen da waren, denen jene aber mit ihrem Glauben auch Sitten und Sprache mitteilten.

Nur unter dieser Voraussetzung und Verwahrung ist es also hinzunehmen, wenn man den Gegensatz des Arabers und des Berbers in scharfem Kontraste zeichnet, wie es Topinard mit Meisterschaft gethan hat: Der Araber ist Hirt und mehr oder weniger Nomade. Er wohnt unter dem Zelte. Er ist der geborne Reiter. Von Charakter schwer beweglich, gleichgültig, zur Betrachtung geneigt, träge, ist sein Gesichtsausdruck impassibel, sein Blick nicht offen, seine Haltung gerade und unbeweglich. Er weiß mit Würde zu lächeln. Seine Stellung ist theatralisch, ebenso wie seine Gastfreundschaft, und er vergißt sich niemals. Er befolgt den Koran nach Geist und Buchstaben wie am ersten Tage. Er unterwirft sich nur der Gewalt, und man begegnet auf allen Stufen seines sozialen Aufbaues einer absoluten Autorität. Ihm gegenüber steht der Berber als Ackerbauer, Gewerbsmann, Handeltreibender. Ansässig, arbeitsam, lebt er in einem wirklichen Hause und bebaut Garten und Felder, die dasselbe umgeben. Ein gewisser Kirchturmgeist, die Liebe zu seiner persönlichen Unabhängigkeit und zur Gemeindefreiheit sind im höchsten Grade in ihm entwickelt. Als Soldat ist er Infanterist. Den Glauben mag er zehnmal gewechselt haben. Heute ist er zwar Mohammedaner, aber ohne Überzeugung. Mit Gerechtigkeit kommt man bei ihm am weitesten. Sein Gesichtsausdruck ist offen, zuthulich, bewegt. Er läßt sich gehen, interessiert sich für die Dinge, plaudert gern, ist gutmütig. Seine Haltung ist ernst, aber natürlich. Er ist von Grund auf loyal. — Man sieht, wie wenig anthropologisch, wie viel mehr sozial die Merkmale sind, welche hier in Antithese gestellt werden. Selbst die angeblich so rein erhaltenen Mzab, deren körperliche Eigentümlichkeiten eingehend studiert wurden, sollen sich wesentlich durch nichts andres als gedrungene Gestalt, große Hände und Füße, die Merkmale der Arbeit, von den Arabern unterscheiden. Sie sind die arbeitsamsten Berberstämme, welche schon ihre Knaben zu harter Leistung anhalten.

Die Tracht der Berber ist ursprünglich wohl allgemein aus wollenem, selbstgewobenem Zeuge gefertigt gewesen. Die Anfertigung von Wollenstoffen ist noch immer eine der wichtigsten Beschäftigungen ihrer Hausfrauen. Beim Manne nimmt das Kleid die Gestalt einer bis zu den Knieen reichenden Tunika, beim Weibe diejenige eines längern Hemdes an. Beim Manne kommt für harte Arbeit eine Lederschürze und in der rauhen Zeit, auf Reisen ꝛc. ein Burnus hinzu, in der Regel ein Generationen altes Familienstück, das durchlöchert und verfranst ist. Die Weiber tragen ein farbiges, shawlartiges Tuch um die Schultern. Die Männer schneiden die Haare kurz und lassen dafür vom Alter der Männlichkeit, d. h. in der Regel vom 25. Jahre an, den Bart wachsen. In einzelnen Gegenden herrschen gewisse kleine Besonderheiten vor, wie z. B. die kleinen silbernen Fingerringe, die man in Djofra in der Nase trägt, und Ähnliches.

Es ist schwer zu sagen, ob das Vorurteil gegen Metallarbeit und besonders gegen die Waffenschmiede von den Berbern auf die Araber Nordafrikas übergegangen oder bei diesen entstanden ist. Beide Völker teilen es, die Araber prägen es aber schärfer aus als die Berber, was indessen damit zusammenhängen mag, daß die letztern allgemein jegliche Art von Arbeit mehr schätzen als die erstern. Es kommt sogar vor, daß der Häuptling eines Stammes zugleich dessen bester Schmied ist. Carette citiert einen Stamm, wo der Häuptling und seine acht Söhne Schmiede waren. Der ganze Stamm der Beni-Sliman geht in der Eisenbereitung und im Eisenhandel auf. Aber doch ist es anderseits dem Marabut nicht erlaubt, mit Metallarbeiten sich zu beschäftigen. Der Widerwille gegen die Metalle, das Gold nicht ausgenommen, erinnert fast an den typhonischen Charakter, den die ägyptischen Priester dem Golde beilegten. Der nomadische Araber braucht das Eisen ebensogut wie der Kabyle, aber er kauft seine Waffen in der Stadt, während der letztere es für ein Glück erachtet, einen Schmied im Dorfe zu haben, der sein Ackergerät ausbessert. Wenn die Berber von einem Dorfe reden, gehört die Schmiede zum ersten, was sie hervorheben. Einige Stämme haben eine besondere Geschicklichkeit im Waffenschmieden und ziehen beträchtlichen Gewinn daraus. Die Beni-Abbes fabrizierten schon Gewehre, ehe die Franzosen ins Land kamen. In dem Hauptorte der Beni-Frausen nennt Carette zehn Schmieden, und hier sollen sogar Kanonen gebohrt worden sein. Die Waffen der Berber sind im allgemeinen die der Araber. Das lange, gerade Schwert, der leicht gebogene, womöglich reichverzierte Handschar und die lange Flinte sind der unentbehrliche Grundstock ihrer Bewaffnung.



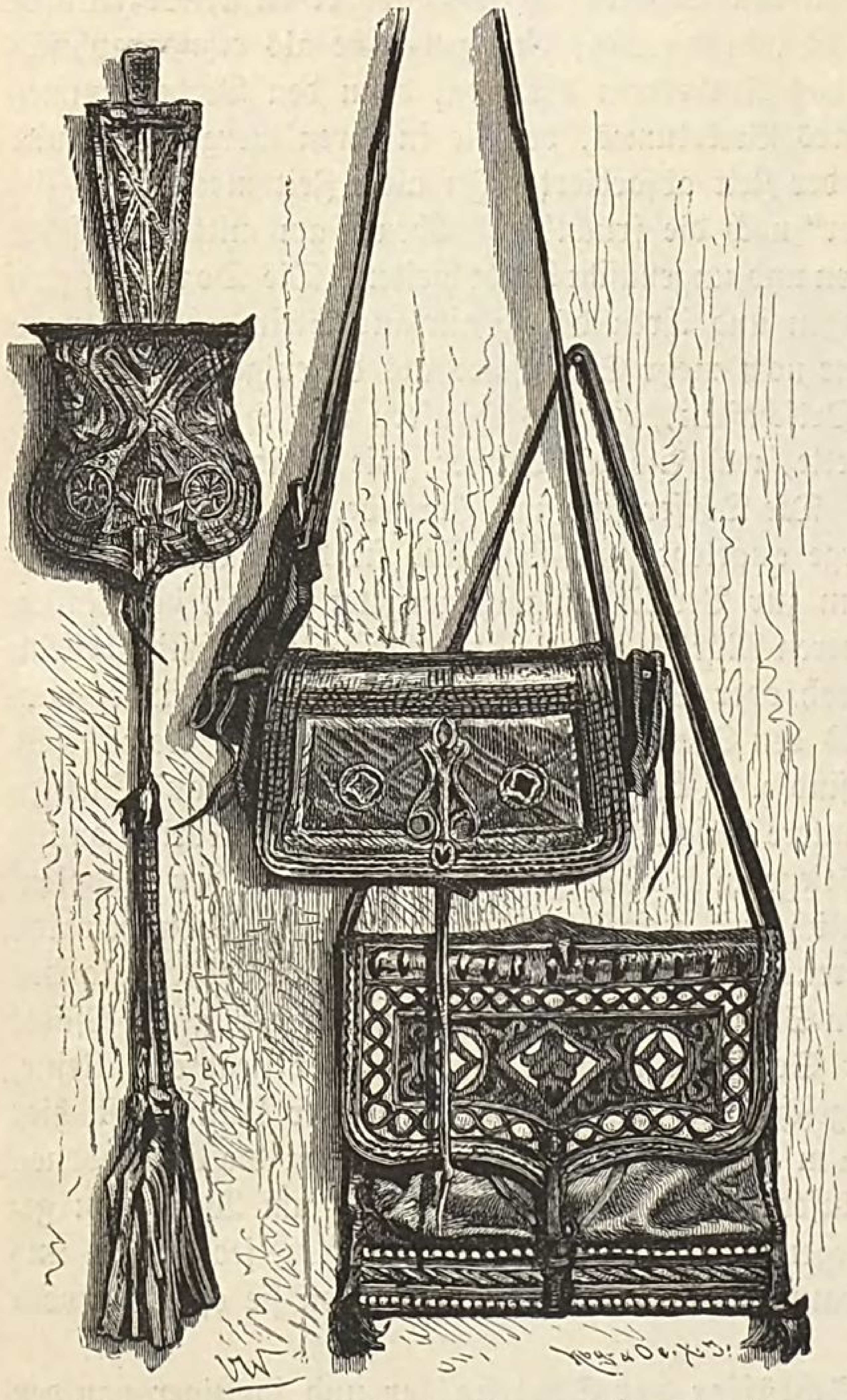
Pulverflaschen und Kugelbeutel aus Algerien. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 214.

Die Berber sind keine großen Städtebauer. Die ersten Berber, welche vor Amru ben As, dem Eroberer Kabyliens, erschienen, charakterisierten sich als Leute, die viel mit Pferden umgehen und keine Städte haben. Rohlfs hat sogar einmal den Satz ausgesprochen, der aber zu weit geht: eine berberische Stadt existiert nicht. In dieser Richtung

mag man es auch für bezeichnend halten, daß die Alten in ihren Schilderungen Nordafrikas die einen nur von Städten, die andern nur von Völkern sprechen. Skylax und Herodot zeigen diesen Gegensatz. In der That finden wir häufig, daß da, wo Römer und Griechen vorher Städte hatten, welche durch arabische Invasion zum Teile mit Hilfe der Berber zerstört worden, sie erst von den Arabern wieder aufgebaut wurden. So wurden als arabische (nicht berberische) Städte gegründet Derna, Bengasi, Misratah, Tripolis, Gabes, Kairuan, Sfax, Tunis 2c. bis zu den Städten im Maghreb el Aksa, El-Araisch, Ssala, Fes, Suera (Mogador). Es ist indessen mehr eine politische als ethnographische Erscheinung, daß in diesen Städten das Arabertum überwog, denn den Berberstämmen blieb in denselben nicht der Schutz ihres Volkstumes, den sie in ihren Bergdörfern und Burgen fanden, und sie wurden mit der Zeit absorbiert. In alter Zeit mochte dies sich anders verhalten haben, als die „Libyer" noch die fruchtbaren Ebenen am mittelmeerischen Rande und die Thäler in dichten Mengen und ungemischt besetzt hielten. Die Dorfanlagen der Berber zeigen in ihren Befestigungen und ihren häufig nur aus Stein gebauten zweistöckigen Häusern, wenn man will, heute noch mehr Städtisches als diejenigen der Araber. Die Berber haben große und kleine Ortschaften, die aus Häusern und Hütten bestehen, und nur ein kleiner Teil bewohnt Zelte, während die Araber, wie in ihrer Heimat, in Städten und in Zeltdörfern wohnen. Die Dörfer sind mit Vorliebe, wo irgend möglich, auf Gipfeln und an Abhängen der Berge angelegt, und stets sind sie durch Wall, geschichtete Steinmauer oder wenigstens Zaun zur Verteidigung hergerichtet. Man hat Rasenhütten und Hütten aus Lehmziegeln, deren Mörtel aus Kalk, Lehm oder Kuhmist besteht. Das geneigte Dach ist mit Rohr, Stroh oder Steinen gedeckt. Im Innern findet man rechts den Raum für die Familie, links den Stall. Ein Garten oder kleines Getreidefeld umgibt diese Wohnstätte. Im Westen sind z. B. bei den Schelluh alle Häuser aus Steinen und in zwei Stockwerken erbaut, das untere Geschoß enthält auch hier zwei niedrige dunkle Räume, aus denen eine gebrechliche Stiege nach oben führt. Während in den Kabylendörfern das zweite Stockwerk gewöhnlich erst aufgesetzt wird, wenn ein Sohn heiratet, bildet in den Dörfern des Westatlas, freilich wenig der rauhen Witterung des Berglandes entsprechend, den größten Teil des obern Stockwerkes eine Art roher Veranda: große Pfähle stützen das Dach nach vorn; auf jeder Seite des luftigen Raumes aber liegt eine kleine, etwa 2 m im Quadrat haltende abgeschlossene Kammer. Keiner der Räume ist hier über $1^2/_3$ m, keine Thür mehr als $1^1/_3$ m hoch. Den Winter verbringen die Eingebornen in kellerartigen Gruben unter den Häusern, und überhaupt ist, teils um Wärme zu gewinnen, teils um der Verteidigung wegen sich nahe beisammen zu halten, jedes Haus und Dorf so eng wie möglich zusammengebaut. Von unten gesehen, machen sie oft einen vollkommen kastellartigen Eindruck.

Die durch den Atlas zerstreuten Schlösser der Statthalter und sonstiger von den Gewalthabern Marokkos, des frühern Algerien 2c. eingesetzter Großen sind von andrer Bauart, die bei allen diesen „Kasbahs" oder festen Schlössern die nämliche ist: eine hohe, starke Mauer umschließt den geräumigen Hof, auf dessen Seiten sich kleine Gebäude für die Dienerschaft und Leibwache befinden, während in der Mitte das eigentliche Wohnhaus für den Statthalter und seine Familie errichtet ist; wie alle arabischen Häuser ist in Südmarokko auch die Kasbah aus Tapia erbaut, d. h. aus großen, an der Sonne getrockneten Ziegeln, so daß ihre Festigkeit eine ziemlich fragliche ist. Die echtesten Berber, der bis jetzt von aller fremden Beimischung am freiesten gebliebene, 50—60,000 Köpfe starke Stamm der Beni-Mzab Südalgeriens, sind die einzigen, welche in größern Städten wohnen und schon vor der Annahme des Islam Städtebewohner waren. Unter den Städten der Mzab ist Ben-Isguen jetzt die wichtigste; sie liegt auf einem Hügel, an dessen Fuße

der Wadi=Mzab hinfließt. Eine Mauer aus Quadersteinen mit Türmen, Seitenwerken und Brustwehren umgibt die Stadt. In dem Thorturme befinden sich das Gemach für die Wache und der Versammlungssaal der Notabeln. Zwischen den Mauern und den Häusern ist ein freier Raum von 20 m Breite, wo im Falle eines Angriffes die Verteidiger sich sammeln. Alle Häuser von Ben=Isguen sind regelmäßig und sehr sorgfältig gebaut. Der Baugrund, so schrieb man 1882, hat hier einen sehr hohen Wert; das Quadratmeter wird bis zu 600 Frank bezahlt. Wenn man in den Quecar eintritt, findet man einen großen, freien Platz, auf welchem in Zelten die Fremden kampieren. Ben=Isguen ist die einzige Stadt des Mzab, in der kein fremder Eigentümer ist. Es gab eine Zeit, wo auch in Ben=Isguen die Fremden sich niederlassen und Stadtrecht genießen konnten, wie es in den andern Quecars des Mzab noch der Fall ist. Die Anwesenheit der Fremden führte aber zu steten Kämpfen und Uneinigkeiten, so daß die Dschemaa, um diesen ein Ende zu machen, beschloß, den Fremden eine Entschädigung anzubieten, wenn sie die Stadt verließen. Hängt es mit dem im ganzen doch unstädtischen Wesen der Berber zusammen, daß im berberischsten Lande Nordafrikas, in Marokko, die Städte verhältnismäßig unbedeutend sind? Bei dem allgemeinen Verfalle gerade der städtischen Kultur ist die Frage schwer zu beantworten.

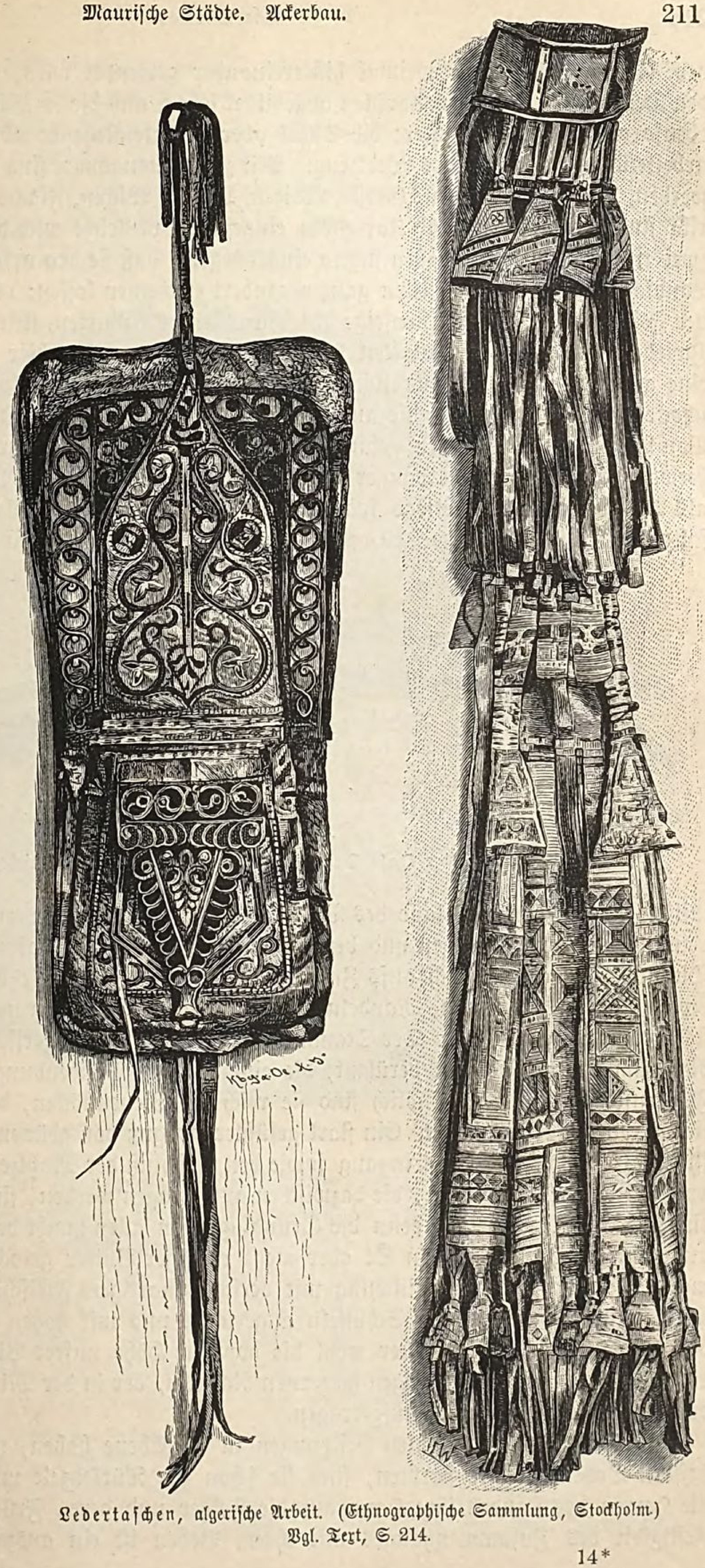


Ledertaschen, algerische Arbeit. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 214.

Von großen, volkreichern Städten besitzt Marokko heute außer den Küstenstädten und den drei Residenzen des Sultans: Fes, Mekines und Marokko, nur sehr wenige, und keine gibt es unter diesen, die von dem Glanze und der Pracht, womit sie vielleicht in der Blütezeit des Reiches geschmückt war, heute noch etwas andres aufzuweisen vermöchte als unbedeutende Spuren. Von den hervorragendsten Städten jener Zeit sind viele ganz verschwunden, andre in Trümmer zerfallen. Von dem als wichtigste Pflanzstätte arabischer Kultur schon im 13. Jahrhundert berühmten Al=Kasar, von den glänzenden Kuppeln und zierlichen Arkaden, von der reichen Bibliothek, der Pilgerherberge, der gelehrten Schule, dem großen Hospitale und den zahllosen Moscheen ist heute nur ein weites Ruinenfeld noch vorhanden, wo in elenden, an die alten Mauern gebauten Lehmhütten die Nachkommen jener hochgebildeten Einwohner von Al=Kasar leben — wenn anders man den Zustand des gleichmütigen Ausharrens in Armut, Krankheit und Schmutz Leben nennen will.

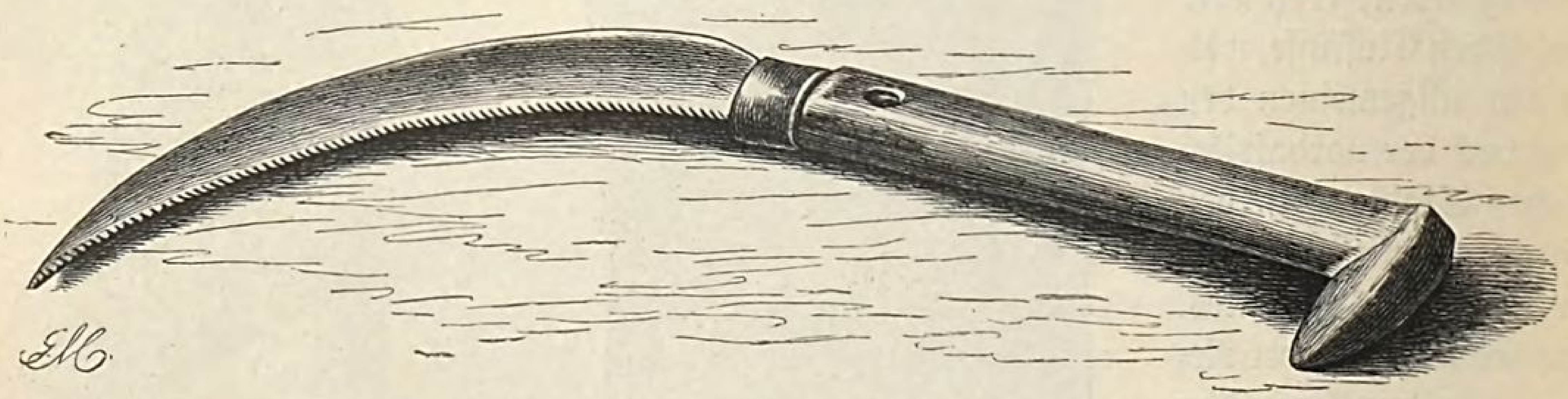
Aber waren die alten Städte des berberischen Nordafrika denn jemals so glänzend, wie die Sänger sie preisen? Hört man, daß ein 70 m hohes Minaret das einzige steinerne Bauwerk in der Stadt Marokko ist, wo im übrigen die Erdgeschosse alle aus strohgemischtem Thone und höchstens die Stockwerke aus Backstein gebaut sind, so scheint es, als ob doch diese Städte weit hinter Cordova oder Granada zurückstanden, trotz aller arabischen Einflüsse, welche im allgemeinen den Eindruck der nordafrikanischen Städte denselben sein lassen wie den anderer Städte des Orientes. Die größere Zahl der Neger, der dunklere Ton selbst der Araber und, was den Stadtaraber betrifft, die tiefere Stufe der Gesamtkultur lassen in Marokko allein erkennen, daß man sich fern von den Mittelpunkten des reinern Arabertumes, Mekka und Kairo, befindet.

Der Ackerbau, der nicht nur in den Thälern, sondern vermittelst mühsam angelegter Terrassen auch an den Abhängen der Berge betrieben wird, hat hier von der frühsten Zeit an bis auf den heutigen Tag wenig Veränderung erfahren. Der heute noch gebräuchliche Pflug, mit



Ledertaschen, algerische Arbeit. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)
Vgl. Text, S. 214.

dem dieselbe Scholle oft zweimal hintereinander gewendet wird, ist derselbe, den wir auf den Denkmälern des alten Ägypten abgebildet sehen, und die sorgsame Bewässerung erinnert ebenso an ägyptische Muster; die Sichel aber (s. untenstehende Abbildung) ist ein langsam arbeitendes, sägenzähniges Werkzeug. Mit zwei Ausnahmen sind die Früchte, die angebaut werden, dieselben geblieben: Gerste, Weizen, Linsen, Wicken, Flachs und Kürbisse. Von Amerika sind Tabak, Mais und Kartoffeln eingeführt, vielleicht auch der rote Pfeffer; und auch zwei tropische Pflanzen haben sich so eingebürgert, daß sie den ursprünglichen Charakter der Landschaft an manchen Stellen ganz verändert erscheinen lassen: es sind dies die Agave und der Feigenkaktus, die Christenfeige des Marokkaners. Gurken, Kürbisse, Wassermelonen und Zwiebeln bilden einen Hauptteil der Nahrung. Eine andre hier einheimische Pflanze, die eine große Rolle in der häuslichen Ökonomie der Eingebornen spielt, ist eine kleine Artischocke (Cynara humilis), die auf lehmigem Boden, besonders an Feldrainen, wild wächst. Von Weibern und Kindern gesammelt, werden allmorgendlich große Haufen des stachligen Gewächses am Thore von Tanger zum Verkaufe ausgeboten. Im Winter werden die Blätter als Viehfutter benutzt; etwas später, kurz bevor die große hellblaue Blumenkrone sich entfalten will, gibt der obere Teil des Stengels und der Fruchtboden ein geschätztes Nahrungs-



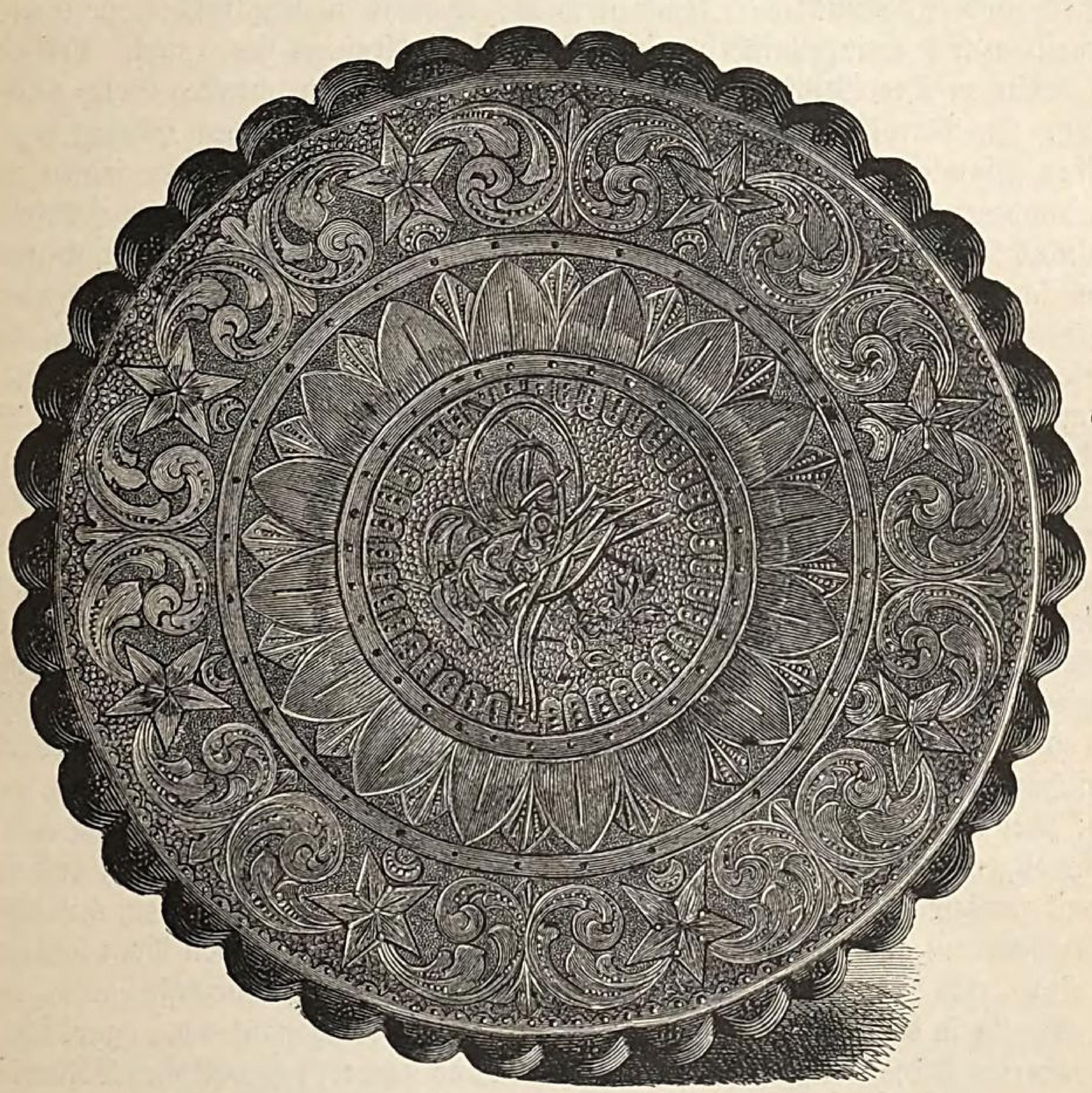
Eine Sichel aus der Oase Dachel. (Ethnographisches Museum, München.) 1/3 wirkl. Größe.

mittel für die ärmere Klasse des Volkes. Das Getreide läßt man durch Ochsen austreten, reinigt es durch Schwingen und bewahrt es in unten breiten, oben schmalen Weidenkörben. Die Kabylen verstehen sich aufs Zweigen der Bäume, und viele besitzen schöne Obstgärten. Äpfel, Birnen, Aprikosen, Mandeln, Oliven, Feigen, Apfelsinen und nicht zuletzt den Weinstock findet man bei ihnen. Der Stamm der Beni Abbes im algerischen Atlas ist durch seinen Reichtum an Nußbäumen berühmt, die eine kostbare Verwendung in der Herstellung von Flintenschäften finden. Endlich sind sie reich an Bienenstöcken, deren Wachs einen erheblichen Handelsartikel bildet. Ein stark gesüßter Aufguß von grünem Thee und Minzblättern ist das Getränk, das den Eingang sowie den Beschluß der Mahlzeit bildet; die lange Reihe von substantiellen Speisen, die dazwischen aufgetragen werden, sind stets Variationen über ein und dasselbe Thema: denn die Grundlage von allen macht das landesübliche Kuskussu aus, ein dicker Brei von in Öl oder meist ranziger Butter gekochtem Hirse- oder Weizenmehle, der nur durch Vermischung mit verschiedenartigem Fleische oder Gemüse verändert wird. Auf großen irdenen Schüsseln angerichtet und mit hohen Deckeln aus Korbgeflecht bedeckt, welche die Form, aber wohl die doppelte Höhe unsrer Bienenkörbe haben, werden die Speisen auf einem niedrigen hölzernen Rahmen, der in der Mitte der am Boden lagernden Tischgesellschaft steht, aufgetragen.

Überall, wo die Kabylen Besitzungen in der Ebene haben, nach denen sie wegen des bessern Bodens immer strebten, sind sie schon zur Türkenzeit unterworfen worden, weil die Herren des Landes ihre Hand auf die Felder und deren Früchte legen konnten. Die Festigkeit des Zusammenhanges mit ihrem Boden ist ein auszeichnendes Merkmal und

erscheint besonders wichtig in einem Lande mit vorwiegend nomadischer Bevölkerung. Die Sicherheit und Bestimmtheit des in der Regel wohlumgrenzten persönlichen Eigentumes wurde von Carette und andern Beobachtern sogar als ein Grund der Übereinstimmung zwischen Berbern und Europäern besonders hervorgehoben.

Die Industrie der Berber ist eine sehr mannigfaltige. Sie kommen für ihre eignen Bedürfnisse auf und erzeugen außerdem noch für den Handel. Sie bearbeiten Eisen-, Blei- und Kupferbergwerke, schmelzen, läutern und schmieden die Metalle und bedecken sie mit Or-



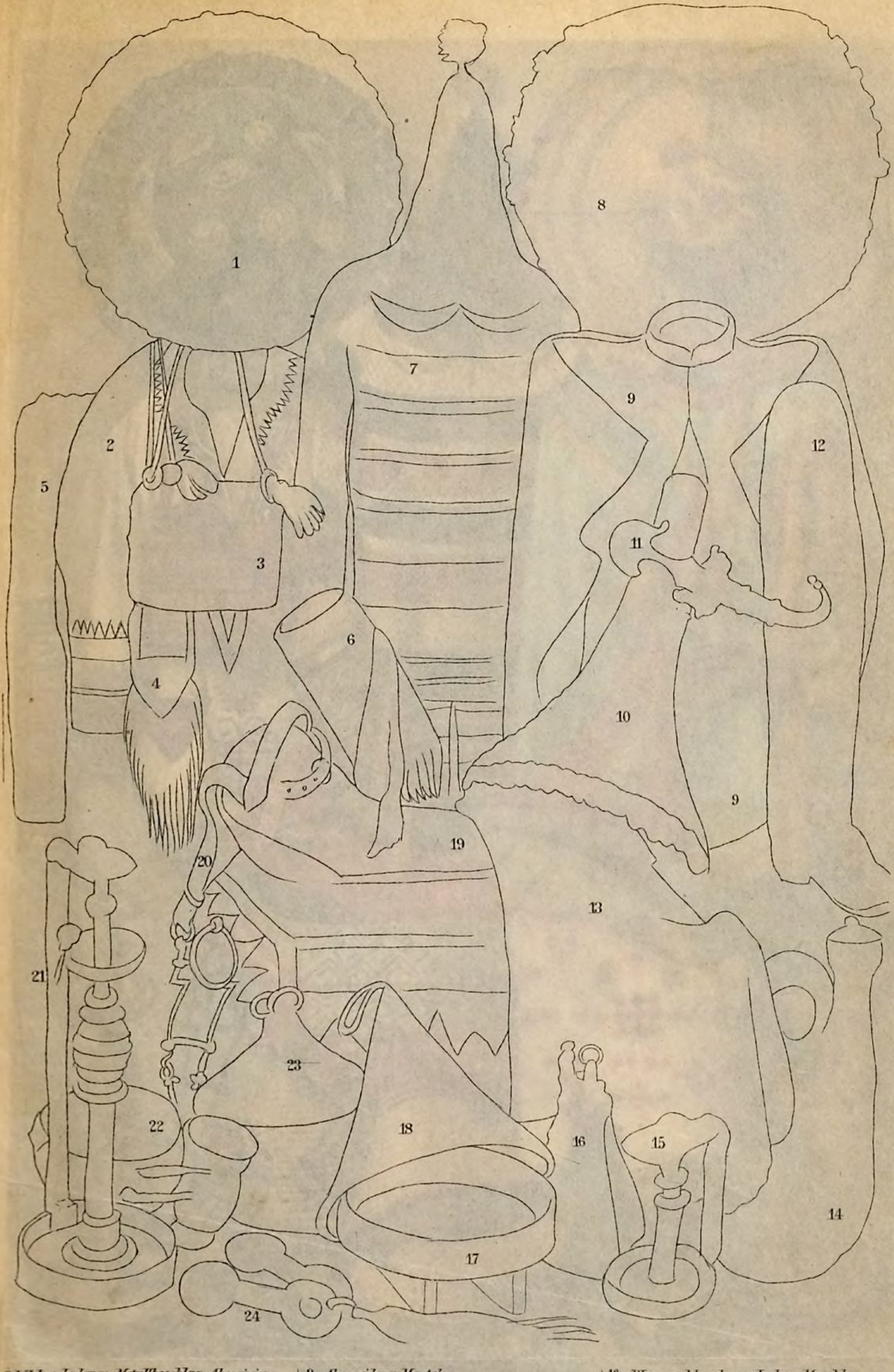
Eine Messingplatte, algerische Arbeit. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

namenten klassisch-arabischer Provenienz (s. obenstehende Abbildung). Sie pressen die Olive in einer Mühle eigner Konstruktion, sie bauen und besitzen zahlreiche Mahlmühlen, haben eigne Mühlsteinbrüche und wandern sogar nach den arabischen Gebieten, um den Arabern Mühlen zu bauen; sie brennen Ziegel und Kalk und kennen den Gebrauch des Mörtels; sie machen schwarze Seife aus Öl und einer alkalinischen Erde, flechten, weben, schnitzen in Holz und machen Töpferarbeit. Es ist bezeichnend, daß in der Kabylie arme Araber die Gerbrinde sammeln, welche dann von wohlhabenden Berbern in der Gerberei verwendet wird. Die Stämme in günstiger Handelslage, wie die Beni-Mzab, haben eine sehr entwickelte Industrie; sie betreiben die Pulverfabrikation im großen und haben gegen 5000 Webstühle, auf denen die Frauen Stoffe von grobem, aber festem, sehr geschätztem Gewebe erzeugen; Burnusse und Teppiche der Beni-Mzab sind in ganz Nordafrika verbreitet. Es wird hier so viel Schafwolle verkauft, daß der Preis derselben sich auf einer beträchtlichen

Höhe erhält. Die Industrie der marokkanischen Städte ist durch Gold- und Silberstickereien, Lederarbeiten (s. Abbildungen, S. 208, 210 u. 211) sowie durch jene glasierten und unglasierten Töpferwaren berühmt, wie sie weniger schön auch in Algerien fabriziert werden und heute selbst in Europa bei der jetzt vorherrschenden Vorliebe für Keramik unter dem Namen Thonwaren von Fes einen guten Markt finden. Von meist gefälliger Form, sind diese Thongefäße mit blauer und grüner Farbe in den einfachsten geometrischen Mustern bemalt, deren Wirkung oft durch dick aufgetragene runde Flecke von leuchtend roter Lackfarbe erhöht wird. Die Gold- und Silberstickereien kommen meist gar nicht in den Handel, sondern werden größtenteils von den einheimischen reichen Juden und Arabern verbraucht. Besonders die letztern behängen ihre Weiber und Töchter aufs reichste mit den schönsten Gold- und Silberstickereien. In Marokko ist die Verarbeitung der Edelmetalle in den Händen der Juden. In seiner gesamten Industrie steht der berberische Stamm sowohl über seinen altafrikanischen Nachbarn im Süden als auch über den Arabern (s. die beigeheftete Tafel „Nordafrikanisches Kunstgewerbe"). Er erinnert an die von den Adern altrömischer Kultur durchzogenen südeuropäischen Bevölkerungen. Inniger gewiß als seine Dolmen bindet der Höhestand seiner gewerblichen und ackerbaulichen Thätigkeit ihn an Europa statt an Afrika.

Wie im gesamten Leben der Berber, nimmt auch in der Arbeit die Frau eine bessere Stellung ein als bei vielen andern Afrikanern und Asiaten. In der blühenden Burnusweberei der Beni-Abbes ist z. B. die Aufgabe der Männer, die Wolle beizubringen und zu reinigen und endlich die Gewebe, welche die Weiber herstellen, zu nähen. Während der Mann dem schwierigern Ackerbaue obliegt, ist es mehr Sache der Frau, die im ganzen Atlasgebiete, besonders aber in Kabylien, so wichtigen Öl- und Weingärten zu pflegen. Der Mann baut den Flachs, und die Frau webt ihn. Die Flechtindustrie, vorzüglich mit dem Materiale der Halfa betrieben, teilen die Frauen mit den Greisen. Den Handel im Herumziehen pflegen die Männer. Mag es Naturanlage oder, wie man in dem Falle der auffallend handelsthätigen Beni-Mzab gewollt hat, phönizisches Erbteil sein, die Berber sind auch im Handel keineswegs unerfahren oder träge. Wenn die Feldarbeiten ruhen, ziehen sie gern zu zwei und drei auf den Handel. Wenn man die Kabylen im Gegensatze zu den Arabern im allgemeinen als sedentär bezeichnet, so schließt das doch nicht aus, daß viele von ihnen mit großem Eifer das Geschäft der Hausierer betreiben. Sie handeln mit allen möglichen Kleinwaren, auch europäischer Provenienz, und bringen dann von ihren weiten Reisen in der Regel eine Masse Wolle mit, die sie eintauschen, um sich Burnusse daraus weben zu lassen. Bereits in den fern liegenden Zeiten des vierten Königshauses der ägyptischen Herrscher wanderten kleine Gruppen (Männer, Weiber und Kinder) der westlichen Völker in Ägypten ein, um als Tänzer, Fechter und Turner, kurz als Akrobaten, in großen, öffentlichen Schaustellungen aufzutreten, ganz so wie noch heute die wohl aus denselben Gegenden stammenden und derselben Völkergruppe angehörigen Maghrebinen Ägypten zu bereisen pflegen.

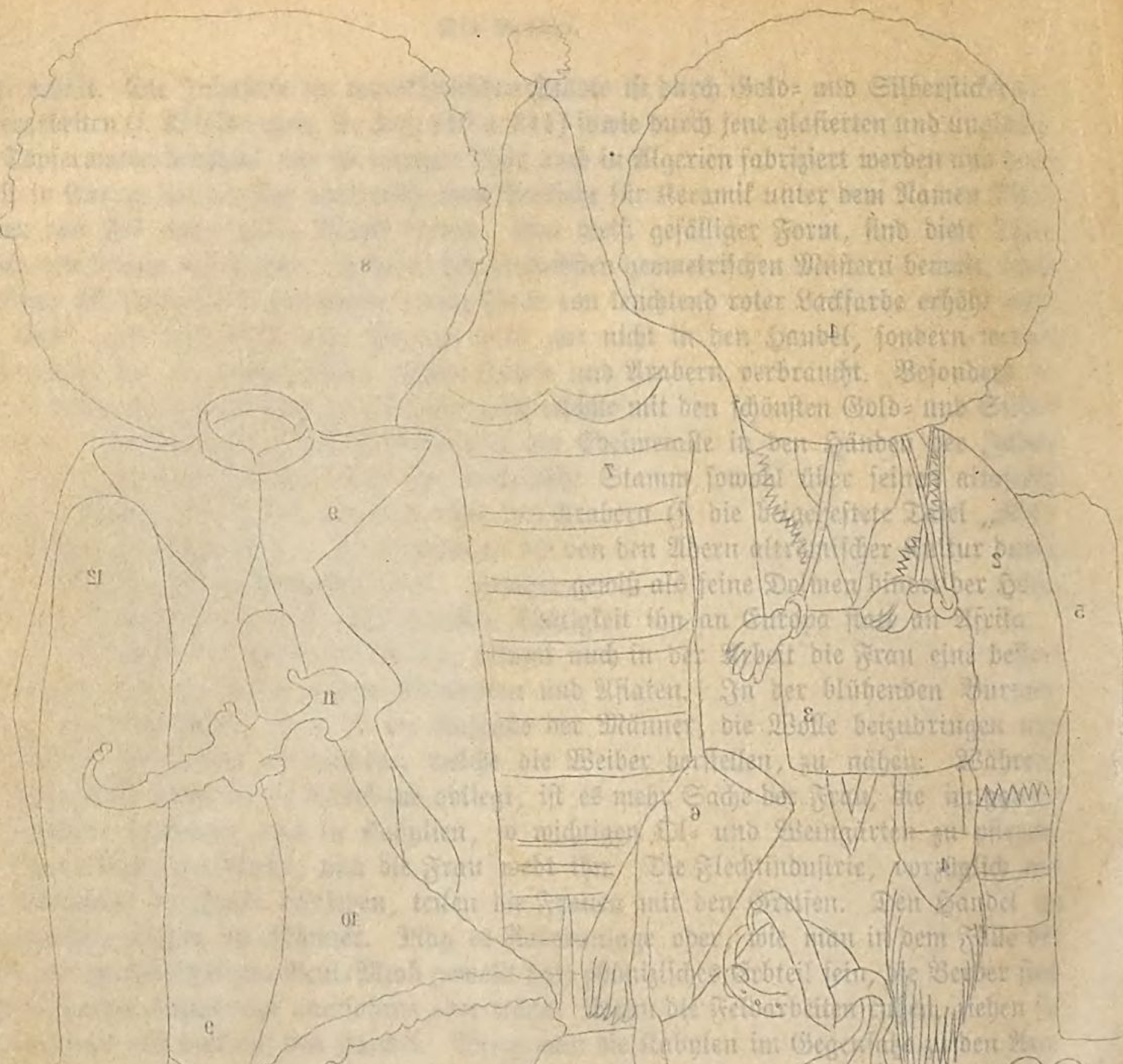
Ein wahres Handelsvolk sind die Beni-Mzab, bei denen alle männlichen erwachsenen Einwohner sich mit Handel beschäftigen; sie haben sowohl im Mzab als im algerischen und tunesischen Teil ihre Kontore oder Niederlassungen, in denen sie alle möglichen Waren in den Handel bringen und auch Wechselgeschäfte betreiben. Durch die Karawanen der Chaanba und der Bewohner von Tuat stehen sie mit den südlichen, östlichen und westlichen Oasen der Sahara in Verbindung, und namentlich mit Tuat und Tidikelt ist der Verkehr sehr lebhaft, sie beziehen von dort Henna, Salpeter, Federn, aber auch Neger und Negerinnen (Sklaven). Von der eignen Industrie, welche diesen Handel mit ernährt, war oben die Rede. Ben-Isguen im Mzab ist eine auch für europäische Begriffe beträchtliche Handelsstadt. Bei solcher Thätigkeit sind denn manche Teile des alten Berbervolkes keineswegs arm, wenn auch der Reichtum sich nach afrikanischer Sitte nicht gerade an der Oberfläche



1. *Schild a. Leder m. Metallbeschlag. Abessinien.*
2. *Gesticktes Frauenhemd. Abessinien.*
3. *Umschlagtasche. Marokko.*
4. *Amulettasche, Leder m. Affenfell. (Guereza). Abessinien.*
5. *Gestickte Frauenreithose. Abessinien.*
6. *Lederne Speertasche, aus Haussa stammend.*
7. *Anzug f. Mummereien u. Tänze. Ibo, Guinea.*
8. *Strohhut. Marokko.*
9. *Aba, seidener Mantel.*
10. *Hausschmuck, n. d. Hochzeitsprozession aufgehängt. Abessinien.*
11. *Dolch, aus d. Thale Wadi Sus. Marokko.*
12. *Stiefel aus d. Niger-Binuëgebiet stammend.*
13. *Shawl mit tunesischem Muster.*
14. *Wasserflasche von Thon »Orkna del Ma« Mogador. Marokko.*
15. *Leuchter (Lampe) a. glasiert. Thon. Marokko.*
16. *Wasserschlauch aus Leder. Marokko.*
17. *Hölzernes Speisetischchen. Marokko.*
18. *Deckel dazu, Strohgeflecht. Marokko.*
19. *Pferdesattel a. Abessinien, farbiges Leder.*
20. *Pferdehalfter. Abessinien.*
21. *Messinglampe. Marokko.*
22. *Thönerne Doppelpauke. Fes, Marokko.*
23. *Deckelkorb. Abess. (a. d. Sudan stammend).*
24. *Karkàba, eis. Klapper d. Genaua-Sekte. Mar.*

1/10 der wirklichen Größe.

Sämtliche Gegenstände aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24



NORDAFRIKANISCHES KUNSTGEWERBE.

zeigt. Wo der Zufall ihn zu Tage bringt, ist man erstaunt. So ist z. B. die Kabylie reicher an Geld, als ihre elenden Dörfer und der mehr als einfache Aufzug ihrer Bewohner vermuten läßt. Eine enorme Kontribution, welche General de Gueydon nach dem Aufstande von 1871 auflegte, wurde, wie Gaffarel erzählt, fast sofort bezahlt. Seit der europäischen Verwaltung von Algerien und Tunis strömen die Kabylen, Krumir und Genossen in die Städte, wo sie als Arbeiter jeder Art und als Diener sehr gute Dienste leisten. Mit dem Lohne ihrer Arbeit zurückkehrend, erwerben sie sich eine Flinte, ein Weib, Boden zur Wohnung und Nahrung und sind glücklich in beständigem Mühen und Arbeiten.

Die Stellung des Weibes ist bei allen Berbervölkern trotz großer Lasten, die es zu tragen hat, besser als bei den Arabern, überhaupt als bei den Semiten. Manche Gebräuche lassen freilich von dieser höhern Stellung nichts erkennen. Der Mann kauft die Frau und kann sie zurückschicken, ohne daß sie selbst ein Recht der Ablehnung hätte. Sowenig der Mann unthätig ist, so sehr wälzt er doch die härtere Arbeit auf die Schultern der Frau. Aber die Frau spricht in öffentlichen Angelegenheiten mit, sie ist erbfolgeberechtigt, weibliche Heilige sind bei den Berbern so häufig und angesehen wie in Christenlanden, sie hat bis heute die Polygamie wesentlich fern gehalten von den Hütten des Berbervolkes, endlich haben die Kabylenweiber sich in den Kämpfen ihrer Männer den Weibern der alten Cimbern und Teutonen ebenbürtig gezeigt. Es ist charakteristisch, daß die Berber nicht die Vorliebe der Araber für fette Weiber teilen: sie schätzen nicht nur die Gazellenaugen, sondern auch den Gazellenwuchs. Die hervorragende Stellung der Frauen bei den Berbern datiert jedenfalls noch aus den vormohammedanischen Zeiten. Denn Mohammed hat bekanntlich selbst den gläubigen Frauen mit kargender Hand ihre Stellung angewiesen. Bei manchen berberischen Triben ist die Erbfolge so geordnet, daß nicht der älteste Sohn nachfolgt, sondern der Sohn der ältesten Tochter. Südlich vom eigentlichen Marokko fand Rohlfs mitten unter Berbern, daß die Sauia Kartas, eine religiöse Korporation und eine geistliche Oberbehörde für den ganzen Gihrfluß, nicht von dem allerdings vorhandenen männlichen Chef befehligt wurde, sondern daß faktisch dort dessen Frau die geistlichen Angelegenheiten besorgte. Mehr als bei andern Völkern fügen sich die Männer dem Ausspruche der Frauen. Nur eine Frau ist in jedem Dorfe verachtet, die „Kuata" (Kupplerin). Wenn sie auch nichts kuppelt als die Ehepaare und insofern eine unentbehrliche Person ist, so fällt doch das Odium auf sie, welches leicht jeglicher Vermittelung in Herzenssachen zu teil wird.

Die Grundlage des politischen Aufbaues der Berber ist die Gemeinde, die „Dschemaa", welche eine kleine souveräne Republik für sich ist. Für die Selbständigkeit dieser ihrer politischen Einheit, welche sie immer soviel wie möglich reduzieren, treten sie mit wahrer Leidenschaft ein. Ihre Vielgliederigkeit wurde schon früh hervorgehoben. Ethicus schildert Libyen als umfassend: „2 Meere, 17 Inseln, 6 Berge, 12 Provinzen, 64 Städte, 2 Flüsse und ‚gentes mazices multas'". Aber auch ihre Freiheitsliebe fand früh Anerkennung. Liegt doch schon in dem Namen, der vom frühsten Altertume an ihnen geblieben ist: Maxyes, Mazig, der Sinn frei, unabhängig, so daß sie sich also ähnlich nennen wie die Franken. Tiefer denkende Franzosen begrüßten sie daher nach der Julirevolution als Namens- und Gesinnungsverwandte. Der Grund der langjährigen Kabylenkriege der Franzosen war wesentlich die Verkennung dieses Prinzips, wie wir es nennen würden, der lokalen Autonomie seitens der letztern. Das Dorf ist dem Berber der Staat. Die Versammlung aller für reif erklärten Männer des Dorfes bildet als Dschemaa die Regierung. Bei ihr liegt Verwaltung und Rechtsprechung, Krieg und Frieden, Gesetzgebung und Steuererhebung. Zur Ausführung der Beschlüsse der Dschemaa ist der Amina, eine Art Bürgermeister, eingesetzt, welcher von den mündigen Dorfgenossen gewählt, aber in der Regel aus einer

einflußreichen Familie genommen wird, in welcher diese Würde oft viele Geschlechter durch erblich ist. Das Vorschlagsrecht bei dieser Wahl steht in der Regel den Marabuts zu. Nun ist aber die Dschemaa, trotzdem sie der politische Elementarorganismus ist, wiederum beschränkt in ihrer Selbstherrlichkeit einmal durch die religiöse Einsprache, dann durch die Sitte der Vendetta (rebka), welche jedes andre Recht auslöscht, ferner durch die Sitte der Anaïa, des von einem Einzelnen oder einem Dorfe versprochenen, durch irgend eine Mitgabe bezeugten und dadurch wahrhaft geheiligten Geleites, das den Geleiteten unantastbar macht, weiter durch das Sonderrecht der Märkte, am meisten aber und wirksamsten durch die unter tausend Formen wiederkehrenden freiwilligen Vereinigungen, die sogenannten Sofs. Der Arbeiter mit starken Armen vereinigt sich mit dem Besitzenden, einige Landbauer vereinigen sich behufs Kultur einer bestimmten Pflanze, die Weiber zum Zwecke der Hühner- oder Entenzucht. Aber es gibt auch Sofs mit politischen Zwecken, und öfters greifen sie über die Grenzen eines Dorfes hinaus. Indem sie sich mit der Blutrache verbinden, schaffen sie Parteiungen, welche ganze Stämme auf Menschenalter hinaus zerklüften. Dann drohen sie einen Zustand des Faustrechtes heraufzuführen, in welchem die Vereinigung sich gegen die Rechtssprüche der Dschemaa auflehnt, wenn solche einem ihrer Mitglieder unangenehm sind. Erbfeinde wohnen Hütte an Hütte, oft sogar unter demselben Dache. Wie die Klüfte ein Trümmergestein, so durchziehen die Fehden den Körper der Gesellschaft. Sehr gewöhnlich ist es, daß in kleinern Gemeinden zwei Sofs sich in die Dschemaa so gleichmäßig teilen, daß diese völlig neutralisiert wird. Die Dschemaa versammelt sich in der Regel in einer offenen, mit Steinen zum Sitzen ausgestatteten Halle inmitten des Dorfes: so tief ist nun der Sof in das Leben des Dorfes eingedrungen, daß häufig, wie in unsern Parlamenten, die linken und rechten Sitze herkömmlich von zwei verschiedenen Sofs eingenommen werden, die Jahre und Jahre sich von denselben Plätzen aus bekämpfen.

Aus diesen Sofs, indem sie über die Dorfgrenzen hinausgriffen, haben sich aber auch die heilsamer auf die Stellung der Berbervölker wirkenden Genossenschaften entwickelt, wie sie den als Eroberer und Unterjocher eindringenden Völkern immer dann entgegentraten, wenn der Widerstand von Dorf zu Dorf nicht mehr ausgiebig genug war. So bildeten die Krumir, welche 1881 dem tunesischen Feldzuge der Franzosen den Vorwand geben mußten, gleich ihren Nachbarn, den Uschteta, welche ihrerseits zu dem großen Stamme Rabka gehören, eine Konföderation, welche aus vier Gliedern besteht, nämlich: 1) die Slul mit 14 Scheichs und 3500 Gewehren; 2) die Detmaka mit 14 Scheichs und 4000 Gewehren; 3) die M'Selma mit 12 Scheichs und 2400 Gewehren; 4) die Schihia mit 9 Scheichs und 2500 Gewehren. Diese Bevölkerung wohnt übrigens großenteils nicht in Dörfern, sondern unter Zelten oder in Gums, was vielleicht ihre leichtere Vereinigung zu Verbänden nach Art der Araber erklären mag. Ähnliche Verbände dürften auch die berberischen „Fürstentümer" sein, von welchen wir in der Zeit des Überganges von einheimischer zu arabischer und später türkischer Herrschaft hören, so z. B. die sogenannten Fürstentümer von Kuko, Beni Jubar und Abes, welche Marmol in der heutigen Kabylie im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts erwähnt. Aber indem Marmol von den „Berbern und Azuaghern" Kukos als von Leuten spricht, welche kriegerisch gesinnt sind und die längste Zeit keinen Herrn anerkennen und keinen Tribut zahlen, oder von den Leuten von Abes als stets ihre Unabhängigkeit aufrecht erhaltend und Tribut weder an König noch Fürst zahlend, erhalten wir den Begriff, daß es sich um straff zusammengefaßte Herrschaften hier nicht handeln konnte. Die Araber empfanden den Unabhängigkeitssinn dieser Völker ungeachtet des Erfolges ihrer religiösen Propaganda, und was die Römer Mons ferratus genannt hatten, bezeichneten sie als El-Adna, das Land der Feinde. Die Türken unterjochten die Bergkabylen nicht mit Gewalt und auch nicht, wie vielfach anderwärts, durch Gewinnung ihrer

Fürsten, sondern indem sie sich ihrer innern Streitigkeiten bedienten. Einige Kabylenstämme sind bis zum Eindringen der Franzosen in die Kabylie unabhängig geblieben, bei andern hatten die Türken das Recht der Investitur und von einigen erhielten sie endlich einen nominellen Tribut.

Wie wenig aber bei all diesen Wandlungen gerade in der Stammesorganisation sich geändert hat, lehrt die Thatsache, daß von den fünf Hauptstämmen der Kabylen, welche Ammianus Marcellinus aufführt, den Tendenses, Massinenses, Isaflenses, Jubaleni, Jesalenses, sich drei in den Imsissen, Islissen (Flissas) und den Beni-Jubar des heutigen Algerien erhalten haben. Als Nachbarn dieser Stämme nennt Julius Honorius die Baoures und Abennes, welche als Babores und Aït-aben fortleben. Nicht weit von den Ruinen von Rusazus wohnt heute der Kabylenstamm der Azuzen, und in den vielgenannten Dschurdschura kehrt das Girgyrio des Ptolemäos wieder. Von alten Zeiten her hat sich die Sitte erhalten, daß es in den Stammesbezirken in der Regel ein Dorf gibt, aus welchem der Scheich mit Vorliebe gewählt wird. Der Sitte folgt man, mag das Dorf auch ärmer und kleiner geworden sein als alle andern des Bezirkes.

Die arabische Eroberung hat dieser ureinheimischen politischen Organisation der nordafrikanischen Länder an der Oberfläche einen gewissen nomadischen Firnis gegeben, der sich seltsam, z. B. in Tunis, ausnimmt, in welchem Lande die ansässige Bevölkerung so stark vertreten ist. Der administrativen Gliederung des Landes liegt nämlich nicht ein Bezirk irgend welcher Art zu Grunde, sondern der Stamm. Der Herrscher des Landes ernannte den Kaïd, welcher an der Spitze des Stammes stand und unter sich die Kalifen und Scheichs der Untergruppen des Stammes hatte. Ein Kaïd ist ein kleiner Souverän, und seine Selbstherrlichkeit wird wenig beeinträchtigt durch die Ernennung eines Richters (Kadi) durch den Landesherrn. Viel gefährlicher sind ihm die Marabuts und die Sauias als Träger des religiösen Einflusses, wenn der Kaïd ihre Interessen, was oft gelingt, nicht mit den seinen zu assimilieren vermag. In dieser Stammesorganisation, welche ganz ebenso stark wie bei den rein nomadischen Arabern, bei den halbnomadischen Krumir, Makna und andern Kabylenstämmen besteht, lag die größte Schwierigkeit für die fremden Beherrscher des Landes. Selbst der Dei von Algier und der Bei von Tunis hatten sich mit der unmittelbaren Beherrschung ihrer nächsten Umgebung zu begnügen, während in den Gebirgen und Wüsten ihr Einfluß selten mehr als nominell war. Der Bei von Tunis, wiewohl sein Land nicht groß war, regierte außer dem Litorale nur die Ebene der Medscherta. Diese fruchtbaren, zugänglichen, von einer fleißigen und daher weniger kriegerischen Bevölkerung bewohnten Gebiete waren die unglückliche Domäne des Fürsten, der aus ihnen hauptsächlich die Steuern und Zehnten zog, der von ihnen seine Beamten und Soldaten, seine Günstlinge und Wucherer sich nähren ließ. Im Süden dagegen war die Autorität des Statthalters von Kairuan größer als diejenige des Beis, denn jenem waren die Nomadenstämme direkt unterstellt. Aber seitdem diese sich zu zwei großen Eidgenossenschaften zusammengethan hatten, an deren Spitze die Urghemma an der tripolitanischen Grenze und die Beni-Zid südwestlich von Gabes standen, waren sie nahezu unabhängig und maßen jedenfalls den Grad ihrer Abhängigkeit ganz an ihrem eignen Willen.

Die Berber sind eine kriegerische Rasse; Zeugnis dafür die Thatsache, daß sie sich niemals gutwillig und vollständig fremdem Joche beugten. Die Römer hatten größere Kriege mit Berberstämmen im Jahre 24 vor Christo und in den Jahren 17 (Tacfarinas), 69, 286, 372 und 426 nach Christo: „die unbeugsamsten Völker Mauretaniens, geschützt durch ihre Berge, die ihre natürlichen Festen sind", nennt ein alter Historiker die in den letztgenannten Jahren aufgestandenen Quinquegentier, deren Lage mit derjenigen der heutigen Kabylen übereinstimmt. Es ist bezeichnend, wie die Franzosen in der Eroberung

Algeriens zuerst die Türken, dann die Araber niederwarfen, und wie, als beide längst ihre Unterwerfung bekannt und besiegelt hatten, die Kabylen als der unabhängige Rest der Bevölkerung übrigblieben, den nur eine lange Reihe mühsamer Kämpfe beugen konnte.

Ihre friedliche Organisation dient im allgemeinen auch den kriegerischen Zwecken, so daß man im Zweifel sein kann, ob der eine oder der andre Zweck der ältere und wichtigere ist. Alle Männer von 16 bis zu 60 Jahren sind kriegspflichtig. Wenn die Knaben das 16. Jahr erreicht haben, werden sie am ersten Ramasan nach ihrer Mündigkeit in die Dschemaa eingeführt und für fähig erklärt, Waffen zu tragen. Das Lesen der Fatah gibt dieser Gelegenheit die religiöse Weihe. Von Plünderungszügen gegen feindliche Stämme abgesehen, welche unter dem Schutze der Nacht unternommen werden, wird der Krieg in bestimmten Formen geführt. Er wird durch besondere Boten erklärt und durch formellen Friedensschluß beendet oder unterbrochen. Der Austausch von Stäben oder Flinten macht einen Waffenstillstand unverletzlich. Seit der Ausdehnung der französischen Herrschaft über Kabylen, Krumir und andre hat sich manches hierin erheblich geändert, da die französischen Behörden auf die Beseitigung der Kämpfe soviel wie möglich hinarbeiten, wodurch freilich an die Stelle der oft ziemlich unblutigen öffentlichen Kämpfe der heimliche Meuchelmord getreten ist. Aber früher gab es auch für Ort und Zeit der Kämpfe bestimmte Regelungen: die Dörfer mußten vermieden werden, man traf sich an bestimmten Stellen außerhalb derselben, und außer dem Freitag waren auch mehrere Wochentage dem „Gottesfrieden" geweiht. Schon Marmol erstaunte im Kampfe des Kabylenstammes Beni Jubar mit den Spaniern die Geschwindigkeit der Mobilisierung, welche in 4 Stunden 4000 Mann desselben unter die Waffen versammelte.

Interessant ist die Organisation der an und für sich mehr zu friedlichem als kriegerischem Thun geneigten Mzab. Einsam, wie sie in Mitte der Wüste stehen, mußten sie sich zu schützen suchen gegen die Angriffe der Tuareg, welche lüstern sind nach den Reichtümern der Bewohner des Mzab. Es ist aus diesem Grunde von den Mzab eine Militärorganisation geschaffen worden, welche genügte, um die umwohnenden feindlichen Stämme von Angriffen abzuschrecken. In jeder Moschee befindet sich eine Tafel oder Rolle, worauf alle Namen der für den Waffendienst tauglichen Männer verzeichnet sind. Es ist auf dieser auch verzeichnet, ob die betreffende Person im Mzab anwesend oder auf Reisen ist, ob sie ein Pferd oder Maultier besitzt. Jeder Mzab ist verpflichtet, eine Flinte, eine Pistole, einen Säbel und eine gewisse Menge Pulver und Kugeln zu besitzen. Jede Stadt des Mzab ist von einer sorgfältig gebauten Mauer umgeben, in deren Türmen beständig mehrere bewaffnete Einwohner die Wache halten. Trotz dieser Organisation haben die Beni Mzab oftmals die Nomadenstämme der Wüste in Sold genommen und manchmal zu dem Zwecke, um eine Partei in den innern Kämpfen zu unterstützen, die den Bund dieses Volkes so oft schon zerrissen und geteilt haben.

Die Berber sind äußerlich in der großen Mehrzahl Muselmanen geworden, allerdings hauptsächlich in einer mehr abergläubischen als gläubigen Richtung. Aber nichts ist bezeichnender für die Stärke des mohammedanischen Firnisses, als daß die Franzosen selber lange Zeit nicht mit sich einig waren über den Unterschied zwischen Arabern und Kabylen. Ihre eignen Historiker bezeichnen die noch in den fünfziger Jahren übliche Zusammenwerfung der Kabylen mit den Arabern als einen der großen Fehler der französischen Administration. Daß dieser Fehler gemacht werden konnte, zeigt, wie sehr Sitte und Tracht arabisiert sind. Auch scheint den Schelluh, Kabylen 2c. das Talent des Fanatismus keineswegs abzugehen, welches zu einem richtigen Bekenner des Islam notwendig gehört. Die Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechtes werden bei ihnen mit nicht geringerer Hingebung verehrt als bei den Arabern. Um das Grab eines Heiligen siedelt sich seine

ganze, von seiner Ehrwürdigkeit angestrahlte Nachkommenschaft an, und so entstehen heilige Dörfer von erheblicher Größe. Hooker erzählt, wie er im marokkanischen Atlas beim Hinabsteigen in das Aid-Mezanthal auf der gegenüberliegenden Seite ein großes Dorf auf halber Höhe des Berges liegen sah, welches Mulei Ibrahim, das berühmteste Heiligtum des ganzen Gebirgslandes, war. Der Anblick der hohen Mauern des heiligen Grabes oder der Sauia wurde von den Leuten des Gefolges mit lauten Gebeten begrüßt; begeistert warfen sie sich zur Erde, das Gesicht dem Boden zugewandt; schließlich legte jeder von ihnen zum Zeichen der Verehrung einen Stein am Wege nieder, wo schon allenthalben hohe Haufen solcher Votivsteine aufgehäuft waren. Übrigens besitzt in der Kabylie womöglich jedes Dorf seinen Heiligen, dessen Verehrung sich durch den weit getriebenen Lokalpatriotismus dieser Leute zu einer wenn auch räumlich beschränkten, so doch sehr intensiven gestaltet. Der Wettstreit um die größere oder geringere Heiligkeit und Wunderthätigkeit eines Marabuts soll nicht selten den Anlaß zu blutigen Dorffehden geboten haben.

Von so durchgreifendem Einflusse, wie die arabischen Marabuts ihn besitzen, hält indessen bei allen Berbern der Konflikt mit der Machtvollkommenheit der Dschemaa ab. Die erblichen Priester wohnen daher mit ihren Familien und ihrem Anhange in diesen eignen Dörfern, in welchen sie von der Jurisdiktion der Dschemaa befreit sind. Ihre Macht wird weiterhin noch durch die Khuans, die Mitglieder von Brüderschaften, eingeschränkt, welche auf religiösem Gebiete das System der Sof wiederholen. Öfters zeigen sich bei ihnen Tendenzen, die Marabuts zu dominieren, wie in den Sof die Wettbewerbung um politischen Einfluß mit der Dschemaa hervortritt. In den Kabylenaufständen haben dennoch häufig die Marabuts eine ähnliche leitende Rolle gespielt wie in denen der Araber. Sie zogen auch selbst ihre Kirche mit hinein. Im Dorfe Ilmaten (Kabylien) fand Carette eine zweistöckige Moschee, welche unten eine Pulverfabrik und oben die Gebetsräume umschloß! Der politische Einfluß, den sie besitzen, liegt aber in gewöhnlichen Zeiten mehr nach der Seite des Friedensstiftens, der Ausgleichung der Gegensätze. Ihr Anrecht auf Ansehen und Einfluß liegt auch nicht immer so sehr in der ererbten Würde als darin, daß inmitten einer vergleichsweise unheiligen Gesellschaft, die es mit der Befolgung der Gebote Mohammeds durchschnittlich nicht sehr schwer nimmt, sie die verkörperte Gesetzesbefolgung darstellen, und daß sie inmitten einer allgemeinen Unwissenheit etwas wie Gelehrsamkeit repräsentieren.

Der Berber ist nachlässig in gewissen Gebräuchen, die der Araber sehr hoch hält. Er ist nur zu wenig bedacht, die vorgeschriebenen Waschungen auszuführen, er bricht öfters im Ramasan die Fasten vor Sonnenuntergang, er ißt ohne Skrupel das Wildschwein, welches ihm das Feld verwüstet, und genießt mit Hingebung den Feigenbranntwein, den er mit vieler Mühe destilliert. Dafür ist er aber bereit, dem Marabut, der sich allen Lasten beugt und allen Genüssen entzieht, zu Diensten zu sein. Er baut ihm seinen Acker und sein Haus, nährt und kleidet ihn, wenn es nötig, gestattet ihm jeden Tadel, jedes Scheltwort, fügt sich willig seiner Kritik. Der Marabut nimmt häufig sogar in den Volksversammlungen den Ehrenplatz in der Mitte ein und besänftigt die Wogen der Meinungen leichter als der gewandteste Redner auf der weltlichen Seite. So gewinnt nun allerdings der heilige Mann eine hervorragende Stellung, welche um so bemerkenswerter, als sie viel mehr als bei den Arabern auf die moralische Überlegenheit sich gründet. Beobachter, welche Berber und Araber nebeneinander studiert haben, heben überhaupt die schwächere religiöse Anlage hervor, welche jene vor diesen auszeichnet. General Daumas hat den Kabylen (des Dschurdschura) sogar den sonst bei Nordafrikanern allgemeinen Aberglauben des „bösen Blickes“ und der Amulette abgesprochen, was aber im allgemeinen nicht zutrifft. Man wird vielleicht sagen können, daß ihre thätigere Lebensweise kein Wuchern des Aberglaubens zuläßt, wie man es bei den Arabern findet. Aber sie haben gleich diesen für

jeden Tag der Woche eine andre gute oder üble Bedeutung (Montag, Donnerstag, Sonnabend zum Antritte einer Reise, Dienstag für den Krieg, Donnerstag zum Heiraten), sie verlassen kaum je ihr Haus, ohne die übeln Geister zu beschwören, ein Hase oder eine Krähe bedeutet Unglück, zwei Krähen Glück, ein über den Weg springender Schakal bedeutet ebenfalls Glück 2c. Es würde interessant sein, zu wissen, wieviel Residuum von früher bekanntem Glauben bei den Berbern sich findet, deren religiöse Geschichte eine so wechselvolle.

Die Mzab gehören, wenn auch Mohammedaner, keinem der vier großen Riten an, in welche sich die Muselmanen einteilen; sie sind in jener großen Zahl inbegriffen, welche die wahrhaft Gläubigen mit dem Namen Ketzer bezeichnen. Der Glaube der Mzab ruht auf dem „Kamsia“ (fünften Buchstaben des Korans); sie erkennen keinen Kommentar an und lassen den religiösen Adel der Marabuts in keiner Weise zu; sie glauben nicht, daß die Tugend durch die Verbindung mit einem Namen gegeben werden kann. In der Ausübung ihrer Religion haben sie mehrere Gebräuche beibehalten, die von dem Christen- oder Judentume herzustammen scheinen. Sie kennen z. B. das Waschen der Hände der Priester nach der Kommunion; sie haben in ihren Moscheen kleine Kabinen, in denen sich Wannen zum Baden befinden, wie bei den Israeliten. Zu gewissen Zeiten des Jahres vereinigen sie sich, um auf den Friedhöfen zu beten, wonach sie in einem eigens dazu bestimmten Hause ein Mahl einnehmen. Bei den Berbern ist wie bei den Tuareg, in denen Duveyrier aus diesem Grunde frühere Christen sehen will, das Kreuz ein auffallend häufig in Tättowierungen, Amuletten 2c. zu findendes Symbol (s. Abbildung, S. 41). Es scheint indessen diese in ihrer Einfachheit so nahe liegende geometrische Figur lange vor dem Christentume in symbolischer Bedeutung gebraucht worden zu sein. Marmol sagt in seiner Schilderung der Beni Jubar: „Die Einwohner sind Azuaghen von jenen, welche sich Kreuze auf Gesicht und Hände machen, ein mutiges Volk, aber so brutal, daß sie sich um nichts gegenseitig töten“.

Auch die islamitische Gelehrsamkeit der Berber ist in der Regel keine sehr große oder wird nicht groß geachtet. Der Maghrebi, sagt Maltzan, gilt bei den übrigen Mohammedanern für ein Muster von Ignoranz, hauptsächlich jedenfalls, weil er die arabische Sprache schlecht spricht, dann aber wegen einer gewissen Schwerfälligkeit. Ein maghrebinischer Gelehrter gilt in Kairo kaum um einen Grad besser als ein absoluter Nichtswisser. Und doch haben die Berber als praktische Leute mehr Nutzen von den durch die Franzosen eingeführten Schulen zu ziehen gewußt als die Araber. Die strebsamen Beni-Mzab vernachlässigen trotz der frühen Arbeitsausnutzung der Knaben keineswegs deren geistige Erziehung. Diese verbringen jeden Tag mehrere Stunden in den von den Tolba gehaltenen Schulen, die neben den Moscheen gelegen sind. Hier lehrt man sie neben der Religion und den Landesgesetzen auch lesen, schreiben und rechnen; die arabische Sprache dient zum Unterrichte, obwohl die berberische Sprache die allgemeine Umgangssprache ist. Mehrere Mzabiten lassen ihren Kindern auch die Anfangsgründe der französischen Sprache lehren, welche die jüngere Generation fast allgemein versteht und spricht, mehrere der jungen Männer auch schon schreiben. Die Erziehung der Beni-Mzab ist eine rauhe. Frühzeitig müssen die Knaben aufstehen, mehrere Stunden für die Gärten Wasser schöpfen, dann in die Schule gehen und in den freien Stunden in den Gewerben sich verwenden lassen; selten sieht man spielende Knaben.

Und was bleibt nun von der Zukunft dieser glücklich beanlagten und doch bis heute geschichtlich so seltsam passiven Völker zu sagen? Wir wissen allzuwenig von den marokkanischen Berbern, wir können hier nur von den algerischen reden, von welchen man sagen kann, daß sie genügende Proben durchgemacht haben. Und hier finden wir die große Mehrzahl der Beurteiler der Meinung, daß die Araber die stabilere, der Kultur nicht entgegenkommende und dadurch von selbst vor ihr zurückweichende der beiden Rassen, die Berber

die beweglichere, empfänglichere, wenn auch durch jahrhundertlange Unterwerfung gedrücktere Rasse seien. Frankreich werde bei richtigem Vorgehen aus den Berbern den Kern einer tüchtigen algerischen Bevölkerung und dieselben zu Bundesgenossen seiner afrikanischen Kulturarbeit machen können.

---

10. Das Hochland Abessinien.

„Abessinien ist im Vergleich zum übrigen Afrika sehr gut und sehr schlecht bedacht." Werner Munzinger.

Inhalt: Die Gebirgsfeste Ostafrikas. — Steiler Abfall nach außen und reiche Gliederung im Innern. — Bewässerung. — Schwierigkeit des Verkehres. — Natürliche Angewiesenheit auf die Ostseite. — Zersplitterung des Volkes. — Klima. — Pflanzen- und Tierwelt.

An die breiten, wellig einförmigen Hochebenen des Somalilandes lehnt sich, scharf nach Norden vorspringend, ein auf dem Grunde hoher, stufenweise übereinander getürmter Plateaus sich aufbauendes Gebirgsland wie eine Bastion an. Steil fällt sie nach Westen und Norden in das Niltiefland, nach Osten in das Rote Meer und in die glühenden Ebenen von Samhara ab, welche zu den heißesten Strichen von Afrika gehören. Auf dem Roten Meere vorüberfahrend, sieht man wie eine blaue, bezinnte Mauer, in welcher nur schwach eine Abstufung angedeutet ist, dieses Gebirgsland auftauchen, welches von einigen die „afrikanische Schweiz" genannt, von andern als eine „Felsenburg wie der Königstein, aber so groß wie der preußische Staat" gerühmt wurde. Nach Osten zu ist sein Abfall nicht ebenso steil, wiewohl sich ein Gebirgsland von 4620 m Gipfelhöhe wie dieses immer mächtig aus den Sümpfen und Savannen des mittlern Nilgebietes herausheben muß, zumal seine größte Erhebung nahe dem Westrande gelegen ist. Von hier ist es denn auch, daß in dem schlingenförmig gewundenen Thale des Blauen Nil der einzige sanft ansteigende Thalweg in das Herz des Hochlandes hineinführt, bis dorthin, wo der Tanasee, der nördlichste und frühest entdeckte Quellsee des Nil, in 1850 m Höhe in einem herrlichen Rahmen mächtiger Gebirge ruht. In breiten Hügelmassen, die, auf den nächsthöhern Hochebenenstufen sich wiederholend, zu Gebirgen werden, baut sich hier das Hochland auf, dessen tropisch üppigste Landschaften dieser reichbewässerten Seite angehören.

Die Oberfläche dieses Hochlandes ist außerordentlich reich gegliedert, und nur in beschränkten Gebieten tritt der Hochebenencharakter aus der Gebirgsnatur hervor. Selbst dort, wo horizontal liegende Sandsteinschichten eine Neigung zu flächenhaften Bildungen verraten, hat die Erosionskraft tropischer Wassermassen tiefe, schmale Thäler fast senkrecht eingeschnitten und ganze Flözmassen in die sogenannten Ambas, d. h. turm- und wallartige Riesenblöcke, zerschnitten, natürliche Festungen, deren Wände oft genug nur mit Strick und Leitern zu erklimmen sind. An die hinter ihnen liegenden höhern Stufen lehnen sie sich wie Strebepfeiler an, um weiter nach außen wall- und turmartig vereinzelt aufzustreben. Rüppell vergleicht einmal ihren Anblick mit dem Ruinenfelde einer ägyptischen Tempelstadt. Ihre Umrisse lassen sich an Kühnheit und Schärfe nur mit denen der südtirolischen Dolomite vergleichen. „Alles vergegenwärtigt hier den Charakter der Hochalpen Europas, und es fehlten nur die malerisch gelegenen Sennhütten, die zerstreut weidenden Herden fetter Kühe und die Schweizerhirten mit ihrer zierlichen Nationaltracht, um die Eindrücke meiner Alpenreise mir auf das lebhafteste in das Gedächtnis zurückzurufen" sagt der nüchterne Rüppell vom Gebirgslande Simens in der Nachbarschaft des Abba Jaret. Füge aber zu diesen Mauern, Zinnen, Türmen, Spitzen noch die Kegel der Vulkanberge, die gerundeten Hügelkuppen der Granit- und Schieferregionen, die blauen

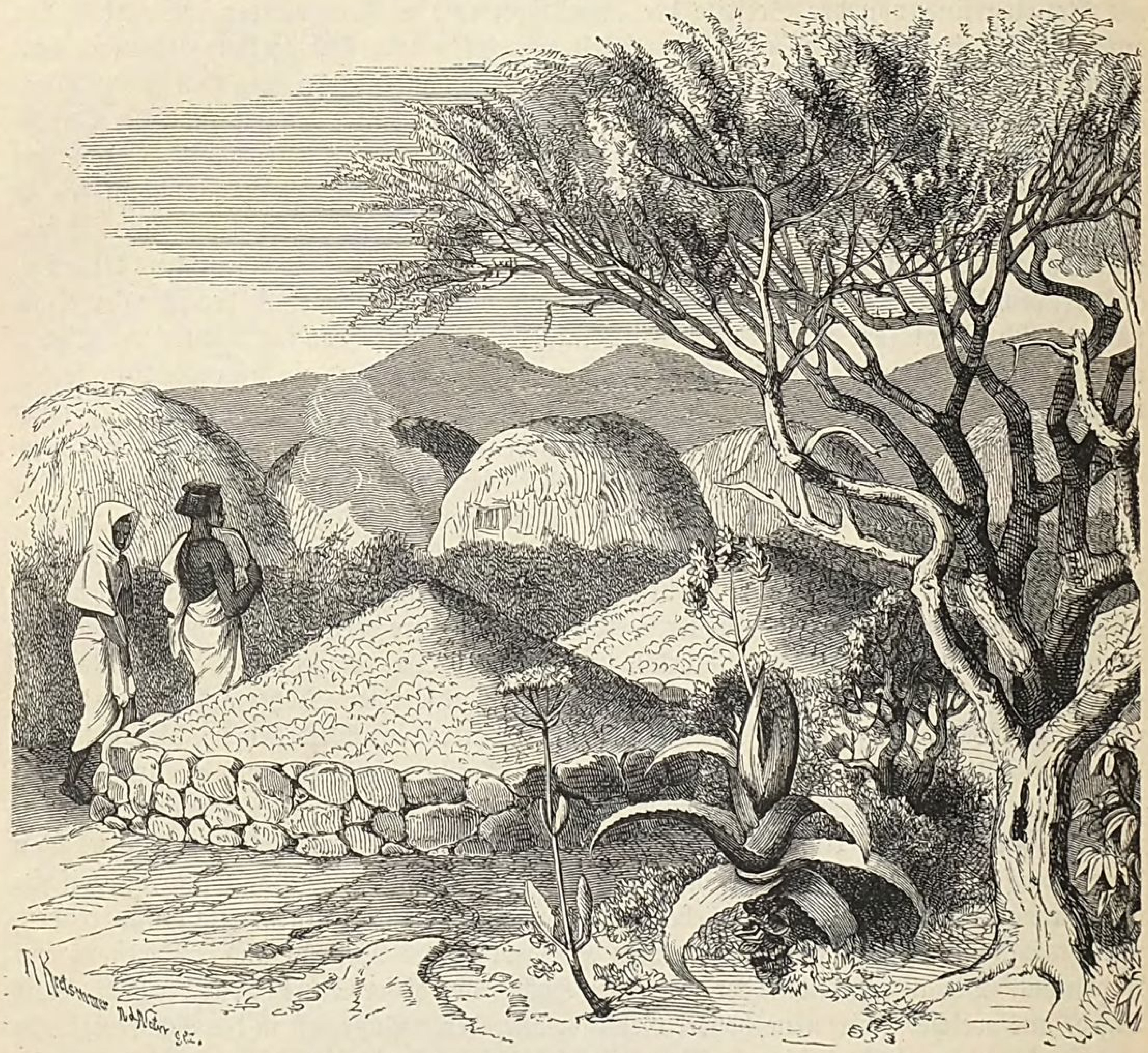
Gebirgsseen in 2500 m Höhe, die tropische Vegetation der Thäler und Tiefländer, „so feindlich und doch so schön" (Munzinger), und es steigt ein Land vor uns auf, dem wenige der Erde an Größe und Schönheit der Natur sich vergleichen, und das man wohl das schönste Land von Afrika nennen mag. Seltsamkeiten, wie die Lage einer 61 m tiefen Depression (Salzsee von Assal) unter dem Meeresniveau hart am Ostfuße des Gebirges und ein so großer Zug wie der 80 Quadratmeilen große Nilquellensee Tana, geben diesem Gebirgslande etwas geradezu Einziges.

Auf die Versuche, die hervorragenden Höhenzüge in bestimmte Kettensysteme und dergleichen zu bringen, gehen wir an diesem Orte nicht ein, sondern heben nur hervor, daß im Zuge der bedeutendern Höhen am entschiedensten der 2000—2500 m hohe Ostabfall hervortritt, der 7 Breitengrade ohne wesentliche Lücke durchzieht, während eine imposante Zusammendrängung der höchsten Erhebungen am Nordwestrande (in der Landschaft Simen) statthat. Für den Menschen werden diese Auftürmungen wichtig in zwei Richtungen: sie machen die natürliche Bewässerung in dem durch Lage dürren Lande ungemein viel reicher und dauernder und schaffen damit naturgewiesene Wege des Verkehres, in die sie freilich gleichzeitig auch wieder schwere Hindernisse gelegentlich werfen. Da die größte Massenerhebung des abessinischen Berglandes im Osten gelegen ist, trotzdem einzelne Gruppen höchster Erhebungen dem Westen angehören, fließt auch fast alles hier fallende Wasser nach Westen hin ab, oder es gehört, mit andern Worten, Abessinien dem Stromsysteme des Nil an. Ja, es ist dieses Bergland nicht nur eine der ergiebigsten Zuflußregionen dieses Stromes, sondern es erzeugt auch in erster Linie jene merkwürdigste und kulturell wichtigste Eigenschaft der regelmäßigen, starken und befruchtenden Überschwemmungen. Die Ostwasserscheide ist sehr scharf, sie läßt nur kleine Bäche, welche übrigens den größten Teil des Jahres trocken liegen, dem Roten Meere zufließen, und nur das breiter abfallende Schoa gibt nach den Salzseen der Danakilküste und den Flüssen der Somalihalbinsel einen erheblichern Teil seiner Bewässerung ab. Aber alle irgend beträchtlichen Wasseradern Abessiniens gehören dem Nilsysteme, das in drei Kanälen die Wasser des Nordens, der Mitte und des Südens dieses Hochlandes empfängt. Der Takasseh von Tigre bildet als Bahr Setit den Hauptarm des Atbara; aus Amhara und Schoa empfängt der Blaue Nil, hier noch den jugendlichen Namen Abai tragend, der in der erstern Landschaft sein herrliches Sammelbecken im Tanasee hat, seine Zuflüsse, und aus den Kaffaländern ziehen auf noch unbekannten Wegen dem Sobat Ströme zu. Ohne Abessinien, darf man wohl sagen, würde der Nil auf seinem langen Wege durch dürre Länder zu einem magern Strome zusammenschwinden. Der Tanasee verkörpert gleichsam diese wichtige hydrographische Rolle des abessinischen Hochlandes. Aber er ist dem Lande selbst bedeutend genug. Seine Umgebung, die Landschaft Dembea, ist seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt des Reiches gewesen, die bevölkertste und bebauteste Provinz, in welcher wenigstens zur Regenzeit, der Ruhezeit dieses Landes, um den Mittelpunkt der weltlichen und geistlichen Herrschaft sich alles vereinigt, was zu den Obern im Lande gehört.

Aber mit dieser so vorwaltend binnenwärts gerichteten Bewässerung sind dem Lande die bequemsten Wege nach einer Seite gewiesen, von welcher es wenig an Kultur, an fruchtbaren Anstößen, selbst nur an Waren ziehen konnte. Es ist hier noch weit von Ägypten und vom Hauptstrome des Nil, und nur zu barbarischen Völkern führen diese schönen Ströme, Träger so reicher Möglichkeiten von Kultur und Verkehr hinaus. Hätte es solche Wege gen Osten hin, ans Meer, zu den arabischen und indischen Nachbarn! Munzinger, der für Abessinien Begeisterte, sagt nicht zu viel, wenn er mitten in enthusiastischer Schilderung der Herrlichkeiten dieser Natur klagt: „Den großen Gaben hat die Natur ihren größten Wert genommmen, da sie das Land der Kommunikationsmittel beraubt hat. Es fehlen die

Flüsse, die sich schiffbar in das Rote Meer ergießen, es fehlen die allmählich nach Osten sinkenden Ebenen, die, gegen die Küste auslaufend, den Transport ermöglichen." Die Flüsse dieser Seite haben nur einen Teil des Jahres Wasser, dann aber sind sie Gießbäche, die ganze Karawanen ertränken, welche sich arglos in ihre Betten gelagert haben. Aber der Zug nach dieser Seite ist so groß, daß, soweit geschichtliche Kenntnis reicht, Abessinien stets mehr von der steilern, aber dem Meere zugewandten Ost- als der sanftern, aber in wüste und von Barbaren bewohnte Länder abfallenden West- und Nordseite her aufgesucht worden ist. Nicht nur die asiatischen Beziehungen, sondern selbst die (historischen) mit Ägypten sind von der Seeseite her angeknüpft und gepflegt worden. Wo Abessinien am weitesten in seiner vollen Eigenartigkeit als Hoch- und Gebirgsland sich nach dem Meere hinausstreckt, da ist die einzige Stelle, wo es sich dauernd den Weg zum Meere offengehalten hat. Es ist dieses in der nordöstlichen Richtung auf Massaua zu. Der kürzeste und für die christlichen Abessinier stets wegen der Freiheit von mohammedanischer Invasion gangbarste Weg führt auf dieser Seite von dem alten Hafenplatz Massaua hinauf; es ist dieses zugleich der steilste, aber durch den so weit nach dem Meere zu reichenden und fast unmittelbar zu tiefem Ankergrunde in dasselbe abfallenden Nordvorsprung Abessiniens derjenige, auf welchem die dem Abessinier gewohnte Natur und Luft sich am meisten der schwülen Küste nähert. Mit Recht sagt C. Ritter: „Hier sind die Habessinier von der Natur begünstigter, also mächtiger: denn so weit ihre Hochterrasse reicht, so weit sind sie über die Anfälle der im Tieflande wohnenden Völker immer Meister geblieben". Dieser Weg erhebt sich schon auf der zweiten Tagereise aus dem flachen, dürren Sandufer in die Hügelregion, durch welche er drei Tagereisen hindurchführt, um über den Granitkamm des Tarantapasses die eigentliche Gebirgsregion, die Region kühler Bäche, schattiger Tamarindenwälder, saftiger Wiesen zu erreichen, die von Elefanten- und Antilopenherden und Pavianrudeln noch zu Bruces Zeit dicht bevölkert war; sie ist zugleich in der trocknen Zeit die Weideregion nomadisierender und räuberischer Viehzüchter, welche vor der Dürre der sonst von ihnen bewohnten Küstenstriche mit ihren Herden alljährlich heraufziehen. Das Kamel findet als Lasttier hier seine Grenze, um vom Rinde und Maulesel abgelöst zu werden. Höher ansteigend, kommt man in die Wälder von Zedern- und Warabäumen, letztere vom Weidentypus, bis am Rande der ersten Stufe der Hochebene, deren Dürre und Rauheit verkündigend, die armleuchterförmigen, durchaus kakteenartigen Euphorbien auftreten, welchen die Eingebornen den Namen Kollquall beilegen. Auf der Hochebene selbst bilden dieselben vollkommene Wälder. Von dieser Stufe steigt man über verschiedene Höhenzüge und durch breite, thalartig zwischen ihnen ausgebreitete Stücke der Hochebenen empor, wobei man die turmartig aufstarrenden, zerklüfteten, mit ewigem Schnee gekrönten Hochgebirge des Westens und Südwestens vor Augen hat. Die ausgebreitetste der gebirgigen Hochebenen dieser Stufe ist das berühmte Land Tigre, aus welcher über neue höhere Gebirgswälle, deren Pässe fast in die Schneeregionen ragen und auch durch Steilheit und Wegelosigkeit höchst schwierig sind, felsige, selbst für Maultiere oft nicht mehr gangbare Pfade in die zentralen Landschaften von Dembea und Simen führen. Man begreift bei solcher Abgeschlossenheit des eigentlichen Kernes des Landes von dem ihm doch so notwendigen Küstenstriche das für Abessinien oft verhängnisvolle Auseinanderfallen der beiden, welches in den Schicksalen der von jeder ins Rote Meer mit Macht eingetretenen Nation gelegentlich in Besitz genommenen Meerespforte des Landes, Massaua, sich so deutlich ausspricht. Aber es gibt in der That auch keinen stärkern Beweis für die innere Schwäche des Landes als die Unterlassung der Schaffung eines großen Verkehrsweges gerade in dieser oder verwandter Richtung, eines Weges, der nichts weniger als die für einen gewissen Kulturstand des Landes unentbehrliche Lebensader zu sein hätte. Aber es ruht ja allerdings auch gerade diese Schwäche auf der starken Gebirgsgliederung des eigentlichen

Abessinien, welche im Raume von ein paar tausend Quadratmeilen keine einzige wahrhaft dominierende Macht aufkommen, sondern im Gegenteile das Volk zur Beute zahlreicher Miniaturtyrannen werden läßt. Abessinien hat sich nie als Ganzes gefühlt. Wenn auch von sehr alter Zeit her als Ein Reich bestehend, ist es doch niemals Ein Volk gewesen. Aus mehr als 20 Völkern und Völkchen zusammengesetzt, die sich trotz tausendjähriger Vereinigung fremd gegenüberstehen, haben sich die Bewohner Abessiniens nie zu der starken Einheit zusammengerafft, die Ein Volk aus ihnen hätte schmieden können. Viel eher möchte



Abessinische Landschaft mit Gräbern der Mensa. (Nach der Natur von Kretschmer.)

man sagen, daß, nachdem doch einmal die Folgen der natürlichen Zerklüftung des Landes in der entsprechenden Zersplitterung sich so sehr geltend gemacht haben, man jene als einen Vorteil ansehen möchte, insoweit sie inmitten der hin- und herwogenden innern Kämpfe gewisse umfriedete Plätze schafft, deren Natur Schutz vor solchem historischen Wellenschlage gewährt. „Der natürliche Schutz, welchen die steil zerrissene Gebirgslandschaft hiesiger Gegend gegen kriegerische Raubzüge gewährt, scheint auf den Wohlstand derselben günstig zu wirken", sagt Rüppell von der obern Takassehregion in Simen, wo er silbernen Schmuck in Arm- und Fußringen häufiger als sonst irgendwo fand. Aus demselben Grunde ist auch das eigentliche Simen im Verhältnisse zu seiner felsigen Bodenbeschaffenheit gut bevölkert.

Selten ist es ein Schauplatz der verheerenden abessinischen Bürgerkriege, während das nahe Woggera trotz seiner Fruchtbarkeit in den dreißiger Jahren fast entvölkert und nur von wenigen Nomaden bewohnt war. Auch der Wohlstand der nahen Küsteninseln wird der Thatsache zugeschrieben, daß diese verheerenden Kriege sie verschonen.

Abessiniens Klima ist durch die beträchtliche Höhenlage des weitaus größten Teiles des Landes ein gemäßigtes, sowohl was Temperatur als Niederschläge anbetrifft. Die letztern fallen in zwei Regenzeiten, die beide kurz, nicht über zwei Monate lang, sind. Im südlichen Abessinien nimmt die erste, wahrscheinlich stärkere Regenzeit den Januar und Februar, die zweite den Juli und August ein; beide treffen in Nordabessinien später ein, und die letztere verlängert sich stellenweise vom Mai bis Oktober und kann sehr ausgiebig sein. Kinzelbach maß in Keren (15° 46′ nördlicher Breite) vom 14. bis 24. August 230 mm Regen. Die an der Küste hohen Temperaturen (MKullu im Mittel 35° C., höchste Temperatur im Schatten 43,5° C.) mildern sich natürlich mit der Höhe und betragen z. B. in Keren (1450 m) durchschnittlich wohl nicht über 22° C. und scheinen nicht über 30 bis 31° C. zu steigen. In den Höhen soll das Land gesund sein, während die tiefern Abhänge und die Tiefländer, vom Übermaße der Feuchtigkeit getränkt, fieberreich sind. Aber dort, wo der ewige Schnee nicht fern und die Weizen- und Gerstenfelder an nordisches Leben erinnern, scheint auch der Mensch besser, kräftiger zu gedeihen. Auch die kriegerische Natur der Gebirgsvölker kehrt hier wieder. Die früher jüdischen, seit noch nicht 100 Jahren zum Christentume bekehrten Hochgebirgsbewohner von Simen fand Rüppell durchaus schön, und wie es schien, waren sie kräftig; besonders die Frauen zeichneten sich durch schöne Gesichts- und Körperformen aus. Redlicher dagegen fand er gerade diese Gebirgsbewohner nicht.

Die Pflanzenwelt des abessinischen Hochlandes ist im Vergleiche zu derjenigen andrer Gebirgsländer nicht reich zu nennen, denn diesen Plateaus mit ihren aufgesetzten, isolierten Kegeln und Tafelbergen fehlen die sanften, wohlbewässerten Gehänge und breiten Thäler, die den Vegetationsreichtum begünstigen. So zählt denn Richards „Flora abyssinica“ in der That nur 1652 Blütenpflanzen auf, wovon, bezeichnend für das weidereiche Hochland, nicht weniger als 194 Grasarten. Jene Bodenformen neigen vielmehr die Trockenheit zu befördern, welche dem Klima dieser Zone sowohl auf der afrikanischen als asiatischen Seite eigen ist, und so ist denn dieses weite Hochland vor allem wenig bewaldet, wiewohl der Baumwuchs bis über 3500 m an seinen Bergen emporsteigt. Es ist denn auch die Gliederung des Landes in Höhenzonen der Vegetation eine viel einfachere, als die orographische Gliederung erwarten ließe, und wir finden bei Schimper nur eine Region der Thäler und der Küsten (bis zu 2000 m), in welcher die Bäume in der trocknen Jahreszeit das Laub abwerfen, und eine Region des Hochlandes (2—4000 m), die immergrün genannt werden kann, und in deren unterer Stufe die abessinischen Koniferen Podocarpus und Juniperus ebenso bezeichnend sind wie in der obern die Heidekräuter und Gibarra. Heuglin belehrt uns, daß die erstere Region, wenn auch in etwas engern Grenzen (bis 1800 m), als Kola auch von den Abessiniern selbst unterschieden wird, welche aber dabei mehr die feuchten, dicht bewaldeten Strecken des Tieflandes, wo tropische Produkte angebaut werden und Fieber herrschen, als die dürren Küstenstriche im Auge haben. Die nächsthöhere Region ist die der Woina-Deka, (Woina, Weinstock) 1800 bis 2400 m, wo Weinstock, Getreide und teilweise Kaffee am besten gedeihen. Endlich schließt sich als verbreitetste und höchste des eigentlichen Abessinien die der Deka an, in welcher bis nahe an 4000 m noch Gerste, Weizen und Einkorn gedeihen. Nun ist aber nicht zu denken, daß diese Auftürmung von Pflanzengürteln aus einer öden Wüstenei sich erhebe. Auch das Tiefland rings um Abessinien, wenn auch Steppe, ist bewohnbar. Mit Unrecht ist die Vorgegend, welche das eigentliche abessinische Hochland vom Roten Meere trennt, als reine „Wüste“ verschrieen. „Diejenigen“, sagt

Rohlfs, „welche diese so ungemein wilde, von tausend dem Hochlande entsprungenen Rinnsalen durchfurchte und wenn auch nicht dicht, so doch licht mit Bäumen, Büschen und Kräutern bestandene Gegend Wüste nennen, haben nie Wüste gesehen.“ Es ist wichtig für die Schätzung der geschichtlichen Stellung Abessiniens inmitten seiner Nachbarländer, diese Thatsache zu betonen; denn gerade die Bewohnbarkeit dieser Länder ist von Bedeutung für die Beziehungen, durch welche sie Einfluß auf die Geschichte des ostafrikanischen Hochgebirgslandes geübt haben.

Wir geben hier nach Heuglin eine Zusammenstellung der unter so mannigfaltigen Bedingungen natürlich sehr zahlreichen Nutzpflanzen Abessiniens: Weizen (Sendie), Einkorn, Gerste (Gebs), Eragrostis (Tief), Pennicillaria (Dolien), Mais und Muschelmais (Masila); Alvarez, der 1520 von Massaua landeinwärts reiste, fand im Gebirge hinter Massaua bereits Mais („indisches Korn“) von Landleuten angebaut; Eleusine (Daqusa), Sesam (Salit), Safflor, verschiedene Bohnen (Ater), Erbse, Kichererbse, Platterbse, Linse (Mezer), Lein (Talwa), Möhre, Kartoffel, Denits (Labiate, die nur ihrer süßen Wurzel halber in ca. 2000 Morgen angebaut wird), Zwiebeln (Schungurt), Knoblauch (Nedsch-Schungurt), Ingwer (Tsensibel), verschiedene Kürbis- und Gurkenarten, Senf (Senafits), Zaunrebe, Segagewie (würzige Labiate), Awosedy (Kümmel?), Raute, spanischer Pfeffer (Afringi, Schirba), Kaffee (Buna), Tabak (Tomfalia), Kororima (muskatnußartig riechende Frucht), Weinrebe (Woina). Die Portugiesen des 16. Jahrhunderts priesen den Wein der Abessinier, den Alvarez als vorzüglich bezeichnet; Wein und Trauben waren beliebte Gastgeschenke. Pfirsiche (Kok), Mandeln, Granaten, Zitronen (Lomin), Apfelsinen, Zitronen, Limonen, Feigen und Birnen führen schon die Portugiesen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts unter den Früchten Abessiniens auf. Von Farbepflanzen wächst Indigo wild und wird nicht benutzt; außerdem sind Arten von Cassia, Rumex, Impatiens zu nennen; Gespinstpflanzen sind Baumwolle und Nessel. Blätter und Wurzeln einer Rhamnusart werden dem Honigweine zugesetzt, eine Kalmusart liefert eine aromatische Wurzel. An Bäumen, deren Holz nutzbar, sind Bambus (Schimela), Rotang (Kirkelia), Sykomore (Worka), Ölbaum (Woira), Wacholder (Ded), der Kolqual, verschiedene Akazien zu nennen. Von Arzneipflanzen heben wir endlich die Bandwurmmittel Kusso (Brayera) und Busena, dann einen Celastrus als Antifebrilis und endlich Ricinus hervor.

Die Tierwelt Abessiniens ist nicht nur aus denselben Gründen wie die Pflanzenwelt sehr reich und mannigfaltig, sondern gewinnt noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß sie der am weitesten nach Norden vorgeschobene Ausläufer einer echt afrikanischen Fauna ist. Mögen einzelne der großen Charaktertiere des Kontinentes einst weiter nach Norden verbreitet gewesen sein, in solcher Vertretung wie hier können sie weiter nördlich nicht mehr vorkommen, da nur hier ihre Lebensbedingungen noch in ganzer Fülle dargeboten sind, die hart am Fuße des Hochlandes in den Steppen Nubiens bereits fehlen. Von Affen sind wohl gegen zwölf Arten hier vertreten. Besonders charakteristisch ist der Colobus Guereza, dessen langhaariges, schwarzes und weißes Fell uns in einer Masse der ethnographischen Gegenstände aus Ostafrika als Verzierung entgegentritt. Weiter kommen vor Löwen, Leoparden, Luchse, Servals, Zibetkatzen, mehrere kleinere Katzen, mehrere Wölfe und Schakale, drei Hyänen, Lykaon, zwei Ottern, eine ganze Anzahl Wiesel, Wildesel, Zebra, Giraffe, ein fast südafrikanischer Reichtum an Antilopen, zwei Arten Büffel, zwei Wildschweine: Warzenschwein und Asama (Nyctochoerus), das Nilpferd, das Nashorn, der Elefant, der Klippdachs, vielleicht auch ein manatusartiges Tier im Tanasee. Unter den Vögeln sei der Strauß, unter den Reptilien Krokodil und Riesenschlange genannt. Giftschlangen finden sich angeblich nur in den heißen, sandigen Niederungen. Die Seen, vor allen der Tanasee, sind reich an Fischen. Wilde Bienen sind sehr häufig; der Honig einer in die Erde

bauenden Art wird als Arzneimittel verwandt. Man sieht, es fehlt nicht an Material zur Jagd, die in der That eine wichtige und interessante Beschäftigung der Abessinier ist.

Wichtiger aber sind die Haustiere, denn der Abessinier ist im Grunde mehr Viehzüchter als Ackerbauer. Dazu ladet das Land wenigstens in seinen gebirgigern Teilen ein. In einem Weidelande wie Abessinien ist natürlicherweise das verbreitetste Haustier das Rind, an welchem in den höher gelegenen Teilen Überfluß ist. Man gebraucht Stiere und Ochsen am Pfluge, in den gebirgigsten Teilen auch zum Lasttragen, während die Kuh der Milch und des Fleisches wegen gehalten wird. Das Fleisch der Kuh wird immer dem des Ochsen vorgezogen. Die Pferde (äthiopisch Faras), offenbar arabischer Abstammung, und Maultiere sind nicht durch Kraft und Ausdauer berühmt, wiewohl sie hoch gewachsen sind, nicht minder die Esel, die übrigens nicht geritten werden. Kamele werden gehalten, Schweine aber als unrein verschmäht, wiewohl boshafte Christen gern Wildschweine unter die noch empfindlichen Mohammedaner treiben. Auch die Hasen sind unrein. Hämmel liefern einen großen Teil der Fleischnahrung. Ziegen- und Schafherden sind in den höher gelegenen Landschaften häufig (s. Abbildung, Bd. I, S. 17). Feinwollige Schafe erzeugt vorzüglich Dewelo. Nach Rüppells Meinung kommt der Name der Provinz Begemeder in Abessinien von dem Schafreichtume derselben, denn Beg heißt Schaf und Meder Land oder Provinz. Die Haushunde gleichen den halbwilden Hunden Ägyptens, doch haben die Gebirgshirten eine größere, flockhaarige Art als Wächter der Herden. Als Hauskatze hält man eine kleine, schlanke Art. Das einzige Hausgeflügel ist das Huhn. Hähne werden viel in den Kirchen gehalten, um die morgendliche Gebetstunde zu verkünden. Die Bienenzucht wird mit großem Erfolge durch Einsetzen wilder Stöcke in Gehäuse aller Art, am häufigsten Lehmgehäuse, aber auch echte Körbe, betrieben. Die Zähmung wilder Tiere ist eine besondere Kunst der Abessinier, und einige zahme Löwen gehören zum Hofstaate des Kaisers. Vier zahme Löwen des Negus, schreibt Heuglin vom Marsche Theodoros' gegen die Galla, mit ihren Wärtern halten sich meist hinter dem königlichen Marstalle. Sie gehen frei, erfreuen sich reichlicher Kost, aber die kalte Bergluft und Regenschauer machen sie mürrisch und verdrießlich; die Pferde scheinen ganz an ihre Anwesenheit gewöhnt und zeigen nicht die geringste Furcht vor dem halbzivilisierten Könige der Wälder des Tieflandes.

Abessinien erzeugt wenig Metalle. Das Gold kommt aus den Galländern. Bedeutend ist der Salzhandel aus den Salzlagern an der Küste nach dem Innern. Die unzweifelhaft vorhandenen Orte der Eisengewinnung liegen im Westen und Süden.

---

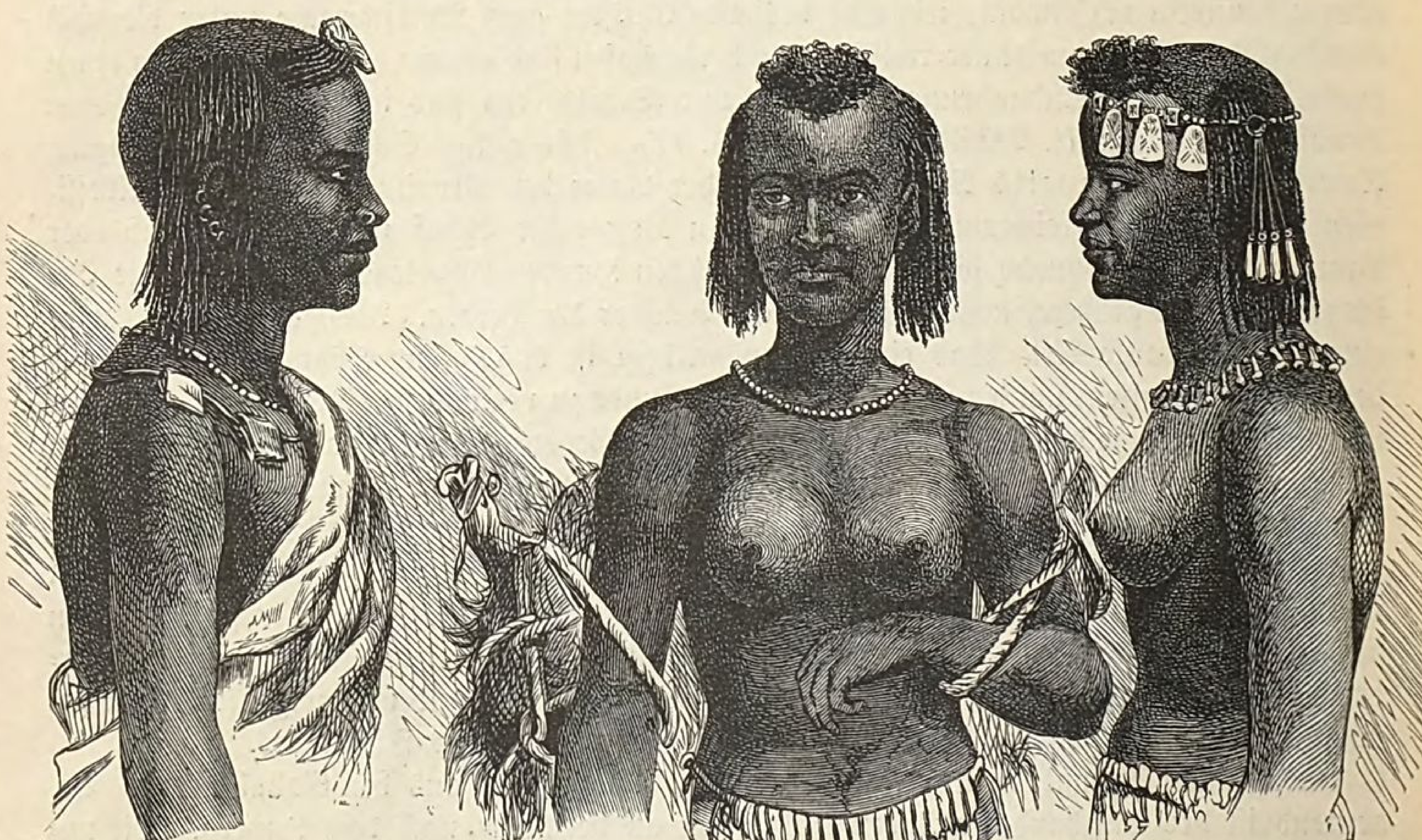
11. Die Abessinier[1].

Inhalt: Tracht. — Schmuck. — Waffen. — Wohnstätten. — Städte. — Kirchen. — Ackerbau. — Jagd. — Gewerbe. — Handel. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Lebensgang. — Ehe. — Die Regierung. — Sklaverei. — Das Christentum Abessiniens. — Abessinische Litteratur. — Die Mohammedaner. — Die Juden. — Die Heiden. — Arabische, jüdische, ägyptische, abendländische Einflüsse.

Tracht und Schmuck der Abessinier sind in erster Linie bezeichnet durch eine große Zahl von arabischen Anklängen. Die Grundzüge der Tracht der Abessinier sind die anliegenden Beinkleider und das weite Umschlagetuch mit ein bis zwei Hand breitem, farbigem Rande, welcher bei den Großen aus Seide besteht. Dazu kommt eine bis 10 m lange Binde,

[1] Der Name Habasch oder Habesch wird von den Abessiniern selbst nicht angewandt, sondern ist von den Arabern gegeben. Er ist seinem Ursprunge nach dunkel. Einige finden ihn in südarabischen Völkernamen wieder und halten ihn für den Namen der nach Abessinien hinübergewanderten Himjariten.

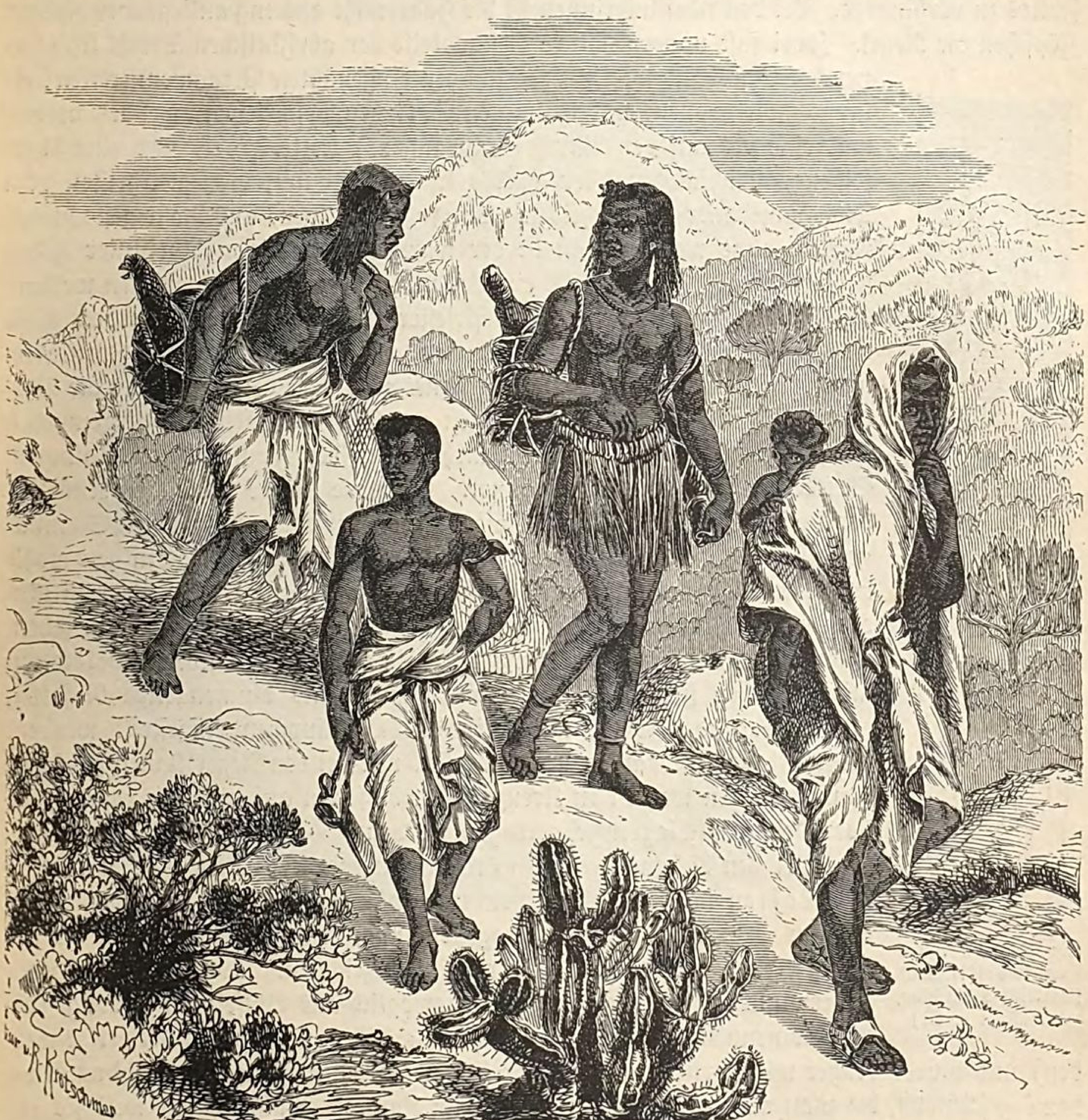
welche, mehrmals um den Leib gewunden, die Beinkleider hält. Die Länge der letztern ist verschieden, doch reichen sie immer etwas über die Kniee. Das Umschlagetuch ist je nach dem Wohlstande der Betreffenden von verschiedener Größe und wird womöglich togaartig getragen. Füße und Kopf pflegen bei den christlichen Abessiniern unbekleidet zu sein im Gegensatze zu den mohammedanischen, welche häufiger eine Art Turban und Ledersandalen tragen. Die Tracht der Frauen (s. Abbildung, S. 229) besteht aus einem langen Hemde mit oben weiten, am Handgelenke eng schließenden Ärmeln, das bei den Reichen an Hals, Brust und am Ende der Ärmel mit Stickereien verziert ist. Darüber wird dasselbe Umschlagetuch getragen, welches auch die Männer haben. Nur unter der mohammedanischen Bevölkerung findet man mit Lederschurz bekleidete Frauen. Bei Christen gehen nur ganz junge Mädchen



Bewohnerinnen von Mensa. (Nach der Natur von Kretschmer.) Vgl. Text, S. 230.

in so unvollkommener Kleidung. Dagegen bedecken auch bei den Christen alte Weiber ihren Kopf mit einem Tuche, um damit anzudeuten, daß sie sich nicht mehr zu verheiraten gedenken, und in den kältesten Gebirgsgegenden sieht man Männer mit Ohrenkappen aus Ziegenhaar. Wenn sie ausreiten, tragen auch die Frauen anliegende Beinkleider und dazu Schnabelschuhe. Die zahlreichen Priester und ihnen nachahmend auch manche Laien aus den bessern Klassen tragen eine weiße Jacke mit weiten Ärmeln, ein turbanartiges Tuch und als besonderes Kennzeichen Schuhe mit lang aufgebogenem Schnabel und hinten weit vorspringenden Sohlen. Einsiedelnde Priester der Provinz Waldubba tragen ockergelbe Kleider, während die Priester einer andern Sekte sich in eine rot gegerbte Haut hüllen. In den Küstenplätzen tritt auch bei den Männern das lange arabische Hemd an die Stelle der Beinkleider, an welch letztern man sofort die echten Abessinier erkennt. Baumwolle ist der weitaus vorwaltende Stoff, aus welchem allein Kleider gefertigt werden. Die Großen tragen ausnahmsweise seidene Gewänder, wie sie z. B. der Kaiser als Ehrengeschenke gibt. Eine der gewöhnlichen Gnaden, die z. B. Theodoros austeilte, war die Verleihung des seidenen Hemdes. Es ist dies ein langes Überkleid aus buntem, meist gelb und rotem indischen

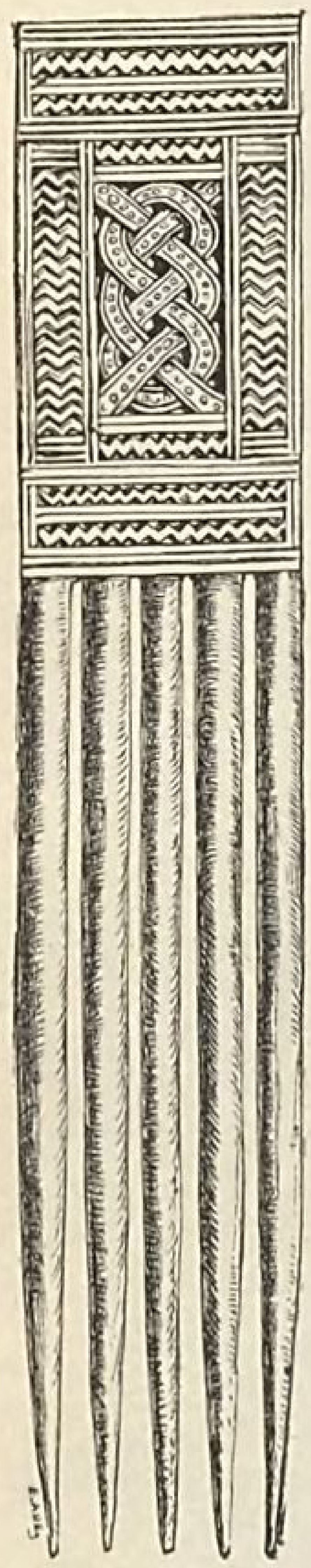
Seidenstoffe, vorn zuweilen mit kleinen Silberknöpfchen geziert. Der so Belehnte ist berechtigt, in diesem Hemde und nicht wie seine übrigen Landsleute mit entblößter Schulter vor dem Landesfürsten zu erscheinen, er ist hoffähig und darf auf Reisen für sich und seine Dienerschaft in jedem Orte, wo er übernachtet, eine Quantität Brot beanspruchen. Als Zeichen von Ehrerbietung zieht der Abessinier bei Begegnungen den die Schultern bedeckenden Teil des Kleides herab, und vor dem Landesherrn erscheint er nur gegürtet,



Bewohner von Mensa auf der Wanderung. (Nach der Natur von Kretschmer.) Vgl. Text, S. 228.

d. h. er schlägt die den Oberkörper bedeckenden Teile des Kleides über dem Gürtel um den Leib, während ein Hochgestellter in Gegenwart untergeordneter Personen sich bis um den Mund oder die Nase verhüllt. Gleich andern Afrikanern haben auch die Abessinier die Vorstellung von der Entwürdigung durch den Atem eines Niedrigerstehenden. Im kühlen Gebirge wird auch noch ein zottiges Fell samt Füßen und Schweif, meist vom Schafe, über das Umschlagetuch geworfen. Das Fell des feinwolligen Deweloschafes ist besonders gesucht für diesen Zweck und erreicht Preise von 6 bis 10 Thalern und mehr. Aus Schafwolle

werden im Gebirgslande Mützen und Decken hergestellt und mit einer Mineralfarbe graubraun gefärbt. Die Haare werden bei den Männern entweder kurz abgeschnitten, oder in kurze, anliegende Zöpfe geflochten. Sie sehr stark und so oft als möglich mit Butter einzuschmieren, ist durchgehends Gebrauch und hat den Zweck, den Kopf gegen den nachteiligen Einfluß der anprallenden Sonnenstrahlen und gegen das Ungeziefer zu schützen. Die frisch gesalbten Locken werden mit einem schmalen Tuche umwunden, um das Herabträufeln des Fettes zu verhindern. Bei den Abessinierinnen ist die Haartracht aus eng anliegenden, kurzen Zöpfchen die Regel. Zwei fast unvermeidliche Bestandteile der abessinischen Tracht sind ferner das Halsband mit in Ledersäckchen eingenähten Pergamentstreifen, oft lange Schriftrollen, mit heilsamen Sprüchen beschrieben, welches manchmal eine bis auf den Bauch herabhängende Kette bildet, und eine blauseidene, gleichfalls um den Hals getragene Schnur, die den Christen vom Mohammedaner unterscheidet. Ein fahnenartiger, aus Rohr geflochtener Fächer, ohne welchen man in der warmen Zeit keinen Abessinier gehen sieht, kann ebenfalls fast als ein Bestandteil der Tracht angesehen werden. (S. Abbildung, S. 132.) Die Priester tragen außerdem um den Hals eine lange Schnur farbiger Holzperlen, wie sie die Pilger aus Jerusalem mitbringen, und in der Hand ein kleines metallenes Kruzifix, das die Vorübergehenden küssen, wohl auch einen aus Haaren gefertigten Fliegenwedel.

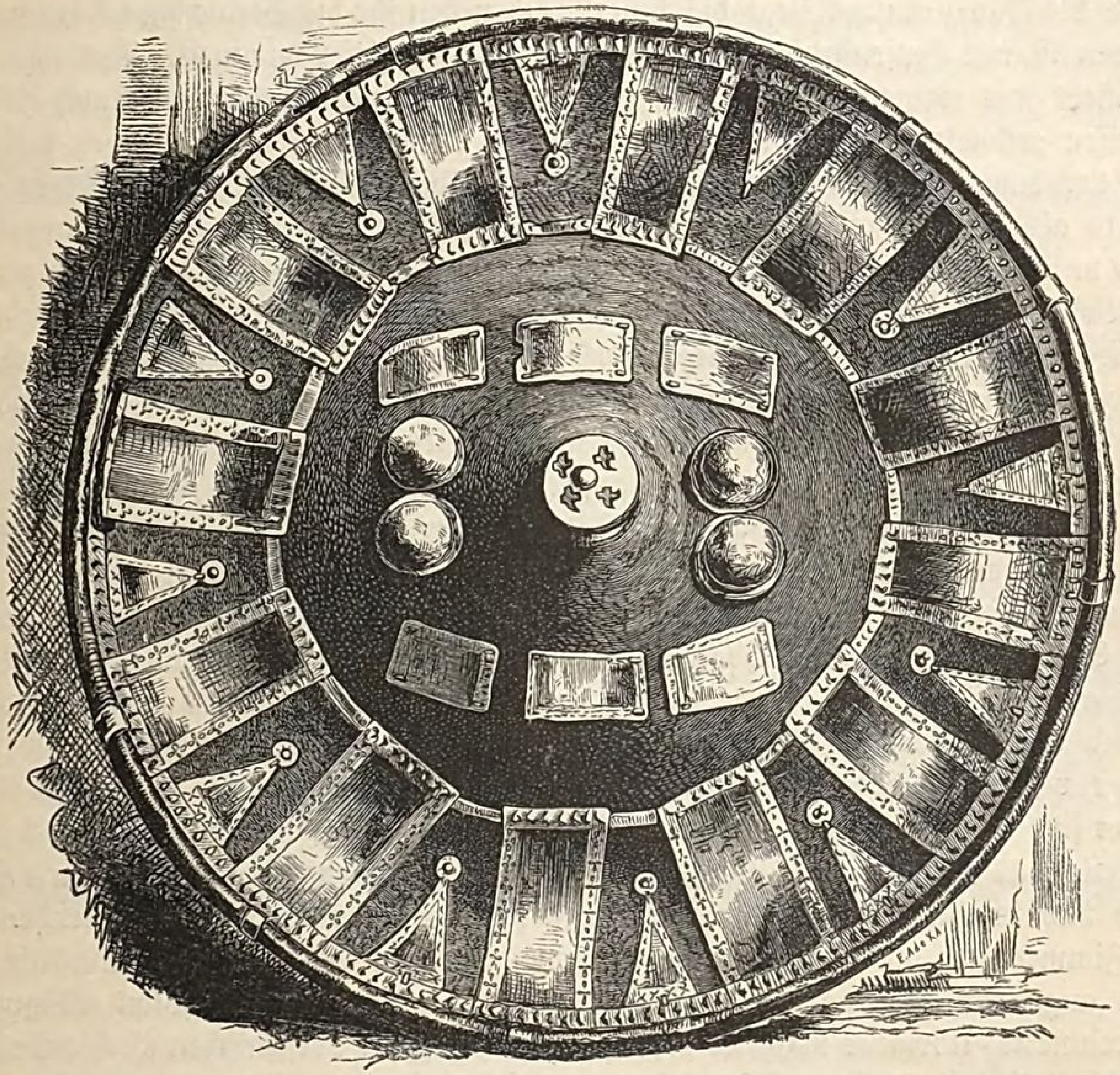


Ein Schmuckkamm aus Abessinien. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Schmuck ist in Abessinien mehr Sache der Frauen (s. Abbildungen, S. 228 und 230) als der Männer. Silberne Ringe über den Knöcheln der Beine, oft mit Glöckchenanhängen, sind einer der auffallendsten Schmuckgegenstände, die man oft sogar mehrfach übereinander gelegt in den wohlhabendern Gegenden trifft. Dagegen sind die in den angrenzenden Nilländern gebräuchlichen silbernen Armspangen, z. B. in Gondar, nicht zu sehen, während man sie auch aus Kupfer in Simen findet. Silberne Halsketten mit Glöckchen sieht man zuweilen. Häufig sind blumenartige Rosetten aus Silber oder Gold, welche in das Ohrläppchen eingesteckt werden. Glasperlen und Spangen aus Glas sind nur bei den Negersklaven geschätzt. Kaurimuscheln werden zu Kreuzen oder Rosetten auf die Felle genäht, die über dem Umschlagetuche getragen werden.

Bei den Männern eines so tief in Kriege verstrickten Landes müssen die Waffen natürlich eine besonders große Rolle spielen, und wenigstens das an der rechten Hüfte getragene lange, krumme Säbelmesser ist als integrierender Bestandteil der Tracht zu bezeichnen. Dazu kommen häufig Speer und Schild. Letzterer wird womöglich aus Büffelhaut gefertigt (die Nubier nennen ihren Büffelhautschild nach Axum, wo deren verfertigt worden) und wurde früher mit Vorliebe mit dem grell schwarzweißen Felle des Colobus Guereza geschmückt, bis man erkannte, daß diese Zierde im Kampfe gefährlich sei, weil sie ein allzu weit sichtbares Ziel bildet. Die Schilde der Edlen werden mit Metallstücken, sogar mit Silber in oft geschmackvoller Anordnung belegt (s. Abbildung, S. 231). Von Gewehren sind noch immer Luntenflinten beliebt, und man sieht die Eskorten von Karawanen selbst im tiefsten Frieden, ganz wie drüben in Arabien, nicht anders als mit brennenden Lunten daherziehen. Zur Elefantenjagd hat man Flinten mit viertelpfündigen Eisenkugeln. Als Jagdgerät, das den Namen Waffe nicht verdient, werden einfache grobe Knüppel, welche man unter zusammengetriebene Antilopen &c. wirft, um die Glieder zu zerschmettern, häufig verwendet. Ebenso sind auch die Schleudern als primitive Waffe noch vielfach in Gebrauch. Die Wachen, welche nächtlicherweise ausgestellt werden, pflegen nach jedem Gebüsche, oder wo

sonst Diebe und Räuber sich verbergen könnten, mit großem Geschicke ihre Steine zu schleudern. Aber die Feuergewehre breiten sich immer mehr aus, wiewohl die eingebornen Abessinier die Herstellung derselben nicht verstehen, sondern dieselben fast ausschließlich von eingewanderten Ägyptern und Griechen verfertigt und ausgebessert werden. Man schießt fast ausschließlich mit Eisen, da an den dicken Büffelhautschilden die Bleikugeln sich leicht platt schlagen. Man muß allerdings hinzufügen, daß das abessinische Pulver möglichst schlecht ist, denn die Schützen pflegen sich dasselbe selbst aus einheimisch vor-



Ein abessinischer Schild. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 230.

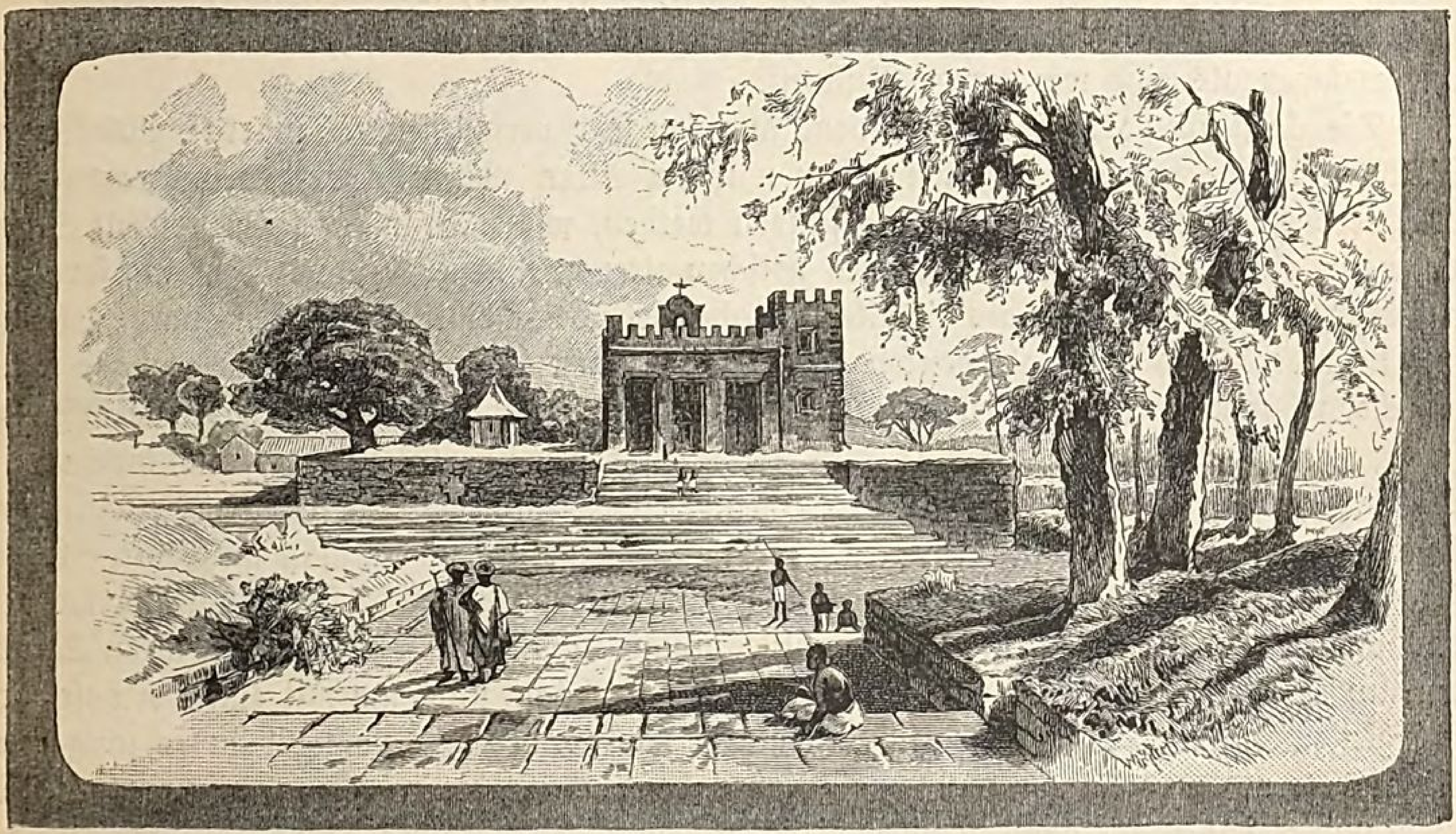
kommendem Schwefel und aus Salpeter zu bereiten, welch letztern man aus altem Schutte auslaugt (nach Heuglin kommt Salpeter auch aus Godscham), und weder diese Materialien noch ihre Verarbeitung sind irgend genügend.

Die Formen der Hütten sind in Abessinien verschieden, so wie die Völker selbst verschieden sind. Man kann indessen als etwas Gemeinsames von ihnen aussagen, daß sie weder mit großer Sorgfalt noch mit irgend einem Aufwande von Kunst gebaut sind, wiewohl es immer als eine Sache von Bedeutung hervorzuheben sein wird, daß man, vom Süden des Erdteiles kommend, hier zum erstenmal Stein- und Mörtelbau in großer Breite vorfindet. Dieser Fortschritt bedingt freilich weder Kunst noch Sorgfalt. G. Rohlfs fand z. B. zwar die Hütten oder Häuser der Stadt Sokota besser gebaut als die der Umgebung, aber auch die besten fand er noch weit hinter den Hütten der Neger Zentralafrikas zurückstehend. Einen Hausbau wie in Uganda gibt es kaum in ganz Abessinien, wiewohl in der mit Vorliebe angewandten Kreisform, in der konzentrischen Umwandung und anderm eine

Ähnlichkeit des Grundplanes hervorleuchtet, die bis tief nach Südafrika reicht. Es gilt das vor allem von denen des Tieflandes, welche oft nur flüchtig aus Reisig zusammengeflickt sind. Aber auch im Hochlande herrscht eine gewisse Roheit oder Flüchtigkeit im Hüttenbaue. Vorwaltend ist die kreisrunde Form, von welcher eine etwas kompliziertere Ausführung z. B. in Ategerat üblich ist, wo zwei konzentrische Mauern das Strohdach tragen, auf dessen regendichte Herstellung gesehen wird. Der äußere Ring hat eine, der innere vier Thüröffnungen; jene ist das Hausthor, während drei von diesen in den als Vorratshaus dienenden Raum zwischen beiden Kreismauern führen. Dies sind aber die einzigen Öffnungen. In der Mitte des Innenraumes liegt die Feuerstätte, neben ihr die Steine zum Kornquetschen. Der Boden ist mit Binsenstroh bedeckt, welches von Ungeziefer wimmelt. Das übrige Mobiliar besteht aus einigen Matten, Töpfen und im günstigen Falle einem aus Rohr oder Lederstreifen geflochtenen Ruhebette. An demselben Orte fand Rüppell einen Palast Sabagadis, der damals sicherlich eins der größten Gebäude Abessiniens war. Aber es war dies nichts als eine große Scheune mit einer Flügelthür und ohne Fenster, gegen 30 m lang, 10 m breit und wohl ebenso hoch. Das einzige Mobiliar bestand aus einigen Matten am Boden und einer hölzernen Ruhebank, auf welcher liegend der Fürst Audienz zu geben pflegte. Ein kleines angebautes achteckiges Zimmer mit drei kleinen Fensterchen war das Ruhegemach, und aus ihm führte ein Gang zu der Hütte der Lieblingsfrau Sabagadis. Der ganze Palast stand in einem elliptisch ummauerten Raume. Oft werden Pferde oder Maultiere in den Zimmern der Großen angebunden, um mit ihnen zu übernachten, und es sind auch wohl eigne Nischen für sie abgeteilt. In dem Gebirgslande Simen sind die Hütten noch einfacher, haben selten Steinmauern, sondern sind einfach kreisförmige Strohhütten inmitten einer hohen Dornhecke, welche gegen wilde Tiere schützt. Merkwürdig sind die von Salt beschriebenen flachdachigen Hütten des an Gebirgsterrassen nördlich von Massaua angebauten Halai, deren Dächer jeweils in einer Linie mit dem Bergabhange liegen und ein Fenster, beziehentlich Schornstein in Form eines durchbrochenen Topfes haben, der, von oben gesehen, allein die Wohnstätten unterscheiden läßt. Dieselben Schornsteinfenster sind dann weiterhin auch auf größern Hütten zu finden, welche z. B. bei Sanafe rechtwinkelig aus Stein gebaut sind, einen von einem Säulengange umschlossenen Hof für das Vieh und im Hintergrunde mehrere bloß durch jene das Dach durchbohrenden Töpfe erhellte Zimmer für die Menschen umschließen. An den Wänden sind Mistkuchen zum Trocknen angeklebt. Rüppell fand sich durch diese Hütten an den Plan altägyptischer Tempel erinnert. Übrigens macht es der Höhlenreichtum des abessinischen Hochlandes selbstverständlich, daß das Höhlenwohnen keineswegs selten ist, und Bruce hatte trotz der Anzweifler ganz recht, wenn er von abessinischen Troglodyten sprach.

Weder die verhältnismäßig dünne Bevölkerung noch das vielgegliederte Relief des Bodens begünstigen in diesem Lande die Entstehung größerer Städte. Alvarez, der sechs Jahre (1520—26) in Abessinien weilte, sagt: „Im ganzen Lande ist keine Stadt von mehr als 1600 Einwohnern, und selbst solcher sind es wenige; es gibt keine umwallten Städte oder Burgen, aber Dörfer in Unzahl". Ja, selbst größere Dörfer sind eine Seltenheit. In der ganzen Provinz Simen finden sich z. B. überall nur Gruppen von 20 bis 30 Hütten, wovon aber öfters mehrere ziemlich nahe beisammenliegen, wie in Angetkat, welche Ortschaft von 6 weit auseinander liegenden Gruppen von Hütten gebildet wird. Man kann hierin nichts andres als ein Zeugnis des niedrigen Standes des Handels und Verkehrs sehen, denn diese sind es ja, welche die Menschen dauernd in größern Ansiedelungen zusammenführen, welche dann durch eigne Kraft nach dem Prinzipe der Lawine, wenn auch nicht mit deren Geschwindigkeit, weiterwachsen, indem sie immer größere Zahlen anziehen und festhalten. So ist denn auch die Kunst des Städtebaues hier auf einer niedern Stufe. Gondar,

vor 250 Jahren durch Kaiser Fasildas gegründet, die vielgenannte und vielumkämpfte Hauptstadt, besteht auch nur aus einzelnen Gruppen mehr oder weniger dicht zusammenliegender Häuser, welche durch große, mit Trümmern und Rohrgebüsch bedeckte Flächen voneinander getrennt sind. Umwallung, Mauer oder sonstiger Schutz ist nicht vorhanden. In einigen Teilen der Stadt stehen die Hütten dichter bei einander, wiewohl stets jede einzelne wenn nicht von einem Garten, so doch von einem Hofraume umgeben ist, und da entstehen dann enge, winkelige Gäßchen, welche insgesamt durch besondere Thore abgesperrt werden können. Die Bauart der Hütten, welche nur selten den Namen Häuser verdienen, ist dieselbe, wie sie oben von Ategerat beschrieben ward: cylindrische Doppelmauer aus unbehauenen Steinen, deren Mörtel Lehm und deren kegelförmiges Dach aus Stroh besteht. Wie überall in der Halbkultur, sind auch hier die Ruinen ständige Begleiter des Neuen oder doch noch nicht Verfallenen.



Kirche in Agrum. (Nach Heuglin.) Vgl. Text, S. 234.

Zu Rüppells Zeit (dreißiger Jahre) war der Marktplatz, der zugleich Schloßplatz ist, beinahe rundum von unbewohnten und teilweise schon in Trümmern liegenden Hütten umgeben, und die größte und schönste Kirche Gondars, dem Heuglin 44 Kirchen und 1200 Geistliche zuschrieb, erhob sich ebenfalls aus Trümmern. Damals ward Gondar auf 6000 Einwohner geschätzt. Rohlfs' Urteil über die „Häuser" von Sokota, das mit 4—5000 Bewohnern einer der bedeutendern Plätze von Abessinien ist, haben wir angeführt. Die abgesonderten Quartiere der Mohammedaner, die allerdings in der Regel die am besten gehaltenen und reinlichsten zu sein pflegen, ebenso wie die der Juden, vermehren oft noch den ordnungslosen Eindruck der abessinischen Städte. Und dazu kommt dann noch der außerordentliche Wechsel ihrer Geschicke in diesem kriegerfüllten Lande mit seiner, man möchte sagen, nur gezwungen sedentären, in Wirklichkeit aber mit nomadischen Instinkten reich ausgestatteten Bevölkerung. Anläufe zum Bessern sind wohl zu sehen, aber nur Anläufe, und dann gehören dieselben in der Regel einer vergangenen Zeit an, d. h. der Zeit des starken portugiesischen Einflusses im 16. und 17. Jahrhundert, wie die großartige Wasserleitung auf hochgesprengten Rundbogen, welche die Kirche Fasildas' bei Gondar mit Wasser versorgt, oder der Gemp oder Palast in derselben Stadt, „der neben den armseligen, mit Stroh gedeckten Häusern einen wahrhaft großartigen Eindruck macht durch seine massive Bauart, seine vielen Türme, hohen Bogenfenster, Thore

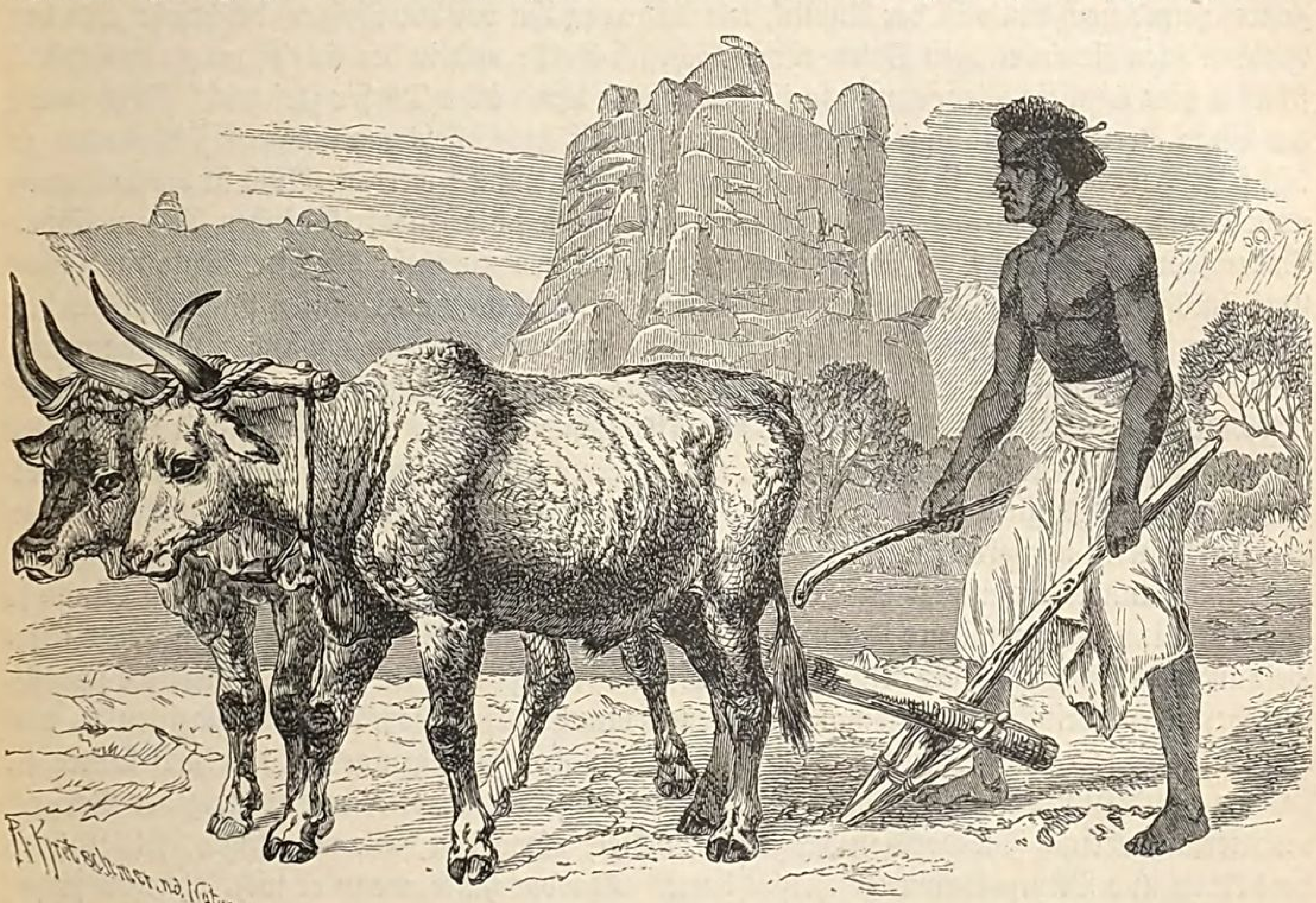
und weiten Höfe". Derartige Bauten stammen wie so manche andre Kunstleistungen aus der Zeit des starken portugiesischen Einflusses im 16. und 17. Jahrhundert oder sind doch auf dessen Anregungen zurückzuführen. In den letzten Jahrzehnten ist nichts dem Ähnliches in Abessinien gebaut worden. Das Große ist fast durchaus Ruine, das Neue nicht groß.

Erst in den letzten Jahrhunderten sind verschiedenen Städten durch europäische oder levantinische Arbeiter Bauten zugefügt worden in Gestalt von Palästen und dergleichen, welche den architektonischen Gesamtcharakter hoben. Früher hatte der Kaiser keine bestimmte Residenz: „Der Priester Johannes (der Kaiser) hat keine feste Residenz, er zieht beständig im Lande umher mit Zelten und hat stets in seinem Lager fünf oder sechs gute Zelte neben den gewöhnlichen" (Alvarez). Ähnlich hat noch in unsrer Zeit König Theodoros gelebt, dessen Feldlager den größten Teil seiner Regierungszeit hindurch seine Residenz war, daher der häufige Wechsel der Residenzen zwischen Gondar, Debra Tabor, Magdala rc. Anderseits ist, wie wir sehen werden, das Feldlager des abessinischen Kaisers auch nicht viel weniger als eine wandernde Residenz.

Die christlichen Kirchen Abessiniens sind von sehr verschiedener Bauart (s. Abbildung, S. 233), welche teilweise abhängig ist von ihrem Alter. Man bemerkt, wo Kirchen sehr verschiedenen Alters nebeneinander gefunden werden, wie z. B. in der kirchenreichen Stadt Lalibala, einen sehr großen Unterschied zwischen alter und neuer Bauart, dem insofern ein tieferes Interesse beiwohnt, als die ältern Kirchen sehr den christlichen Kirchen andrer Länder und besonders auch darin gleichen, daß sie einen einfachen Hauptaltar haben, welcher offen dasteht, während in den neuern, auch in den ein paar Jahrhunderte alten das Allerheiligste streng durch eine Mauer von der übrigen Kirche geschieden ist. Es ist wohl auch hierin eine Wirkung jener jüdischen Einflüsse zu erkennen, welche dazu geholfen haben, das abessinische Christentum so mächtig umzugestalten. Die einfachsten Kirchen, die man im Gebirge trifft, sind nichts als Hütten, gleich andern Hütten, und unterscheiden sich bloß von letztern durch das Paar flache Steine (Klingsteine), welche anstatt Glocken an einem nahen alten Schattenbaume, der fast nie fehlt, oder einem Gerüste aufgehängt sind, um mit einem Klöpfel geschlagen zu werden. Eine Kirche in Lalibala ist nach G. Rohlfs von Ölbäumen umgeben, die aus Jerusalem gebracht wurden. Glocken besitzen nur die reichsten Kirchen in Abessinien, und dieselben sind dann in einem besondern Nebengebäude aufgehängt. Größere Kirchen sind doch oft, wenn neuern Ursprunges, nichts als runde, strohgedeckte Hütten, gleich den meisten Wohnhütten, mit einem äußern Umgange für die nicht kirchlich verheirateten Weiber, welche das Innere nicht betreten dürfen, d. h. also für die Mehrzahl der Frauen, und dem viereckig aufgemauerten, nach Osten gewandten Allerheiligsten im Innern, in welches nur die Priester Zutritt haben. Auch den kleinen Kirchen sind fast überall zwei Thore nebeneinander an der Westseite eigen mit Thüren, die der Fromme beim Eingange küßt. Große Kirchen sind mit Vorliebe in Form gleichschenkeliger Kreuze gebaut. Säulengänge im Äußern, Säulenstellungen im Innern kommen nicht selten vor. Ja, es fehlen dieselben sogar nicht jenen erstaunlichen Monolithkirchen, die man in verschiedenen Teilen Abessiniens, am schönsten wohl bei dem genannten Orte Lalibala, aus dem Felsen gehauen findet. Die Emanuelkirche, welche noch nicht das größte Beispiel dieser Werke einer unendlichen Geduld, ist 12 m hoch, 24 Schritt lang und 16 breit, in der vollkommen kreuzförmig angelegten St. Georgskirche ist jeder Arm 12 m lang und wohl ebenso hoch. Derartige Bauten sind aber seit Jahrhunderten unterblieben, und da sie in der Regel in sehr weichem Steine ausgeführt wurden, gehen sie jetzt einem raschen Verfalle entgegen. Kleine Fenster, in welche ein steinernes Kreuz eingesetzt ist, sind für die größern abessinischen Kirchen ebenfalls charakteristisch. In großen Kirchen, welche oft beträchtlichen Besitz in liegenden Gründen haben, findet man kostbares Gerät, dessen jede katholische Kirche in Europa sich nicht zu schämen brauchte

(s. Abbildung, S. 249). Am höchsten steht der thronartige Sessel, auf welchem Brot und Wein eingesegnet werden, und welcher die Bundeslade der Juden darstellt; er ist überall in Abessinien Gegenstand größter Verehrung, darf aber nur von ordinierten Geistlichen berührt werden. Bei hohen Kirchenfesten tragen die Priester helmartige Kronen aus Gold- und Silberblech; abessinische Kaiser schenkten oder vermachten öfters den Kirchen ihre Kronen, die nun in dieser Weise zum Schmucke der Priester dienen. Über die angesehensten von ihnen werden außerdem Schirme aus Samt getragen.

So wie man eigentlich im Grundplane und im Aufbaue der abessinischen Kirchen nicht von einer bestimmten Stilrichtung sprechen kann, sowenig ist dies auch hinsichtlich der Ausschmückung möglich! Die Wände, Thüren und Querbalken sind zwar oft mit figürlichen und



Ein abessinischer Ackersmann mit Pflug und Rindern. (Nach der Natur von Kretschmer.) Vgl. Text, S. 236.

ornamentalen Malereien bedeckt (s. Abbildung, S. 251), und unter allen Umständen tragen die Thüren ihre lebensgroßen Engelsbilder, die der Andächtige bei jedem Eintritte mit Ehrfurcht küßt. Das sind an die rohesten byzantinischen Arbeiten erinnernde Werke. Wenn man in einigen bevorzugten Kirchen Gondars und andern Städten Porzellantäfelung, Messing- und Glaslampen (die ewige Lampe gehört ebensowenig wie der Weihwasserkessel in den Hausrat der abessinischen Kirche) und dergleichen trifft, so sind das ausländische Importationen, meist durch ägyptische, levantinische, selbst europäische Arbeiter angefertigt, von welchen ja auch in frühern Jahrhunderten jeweils einige in Diensten prachtliebender abessinischer Herrscher standen. Hier machte sich der Zusammenhang mit dem orientalischen Christentume geltend. Schon Gaspar Correa spricht davon, daß die Abessinier in ihren Pergamentbrevieren Heiligenbilder auf Papier aus Jerusalem und selbst aus Rom hatten.

Die Abessinier sind ein wesentlich ackerbauendes und viehzüchtendes Volk. Von den christlichen Abessiniern vor allem gilt die Regel: wer von den Männern nicht Soldat ist, treibt Ackerbau. Aber dieser Ackerbau ist ein beschränkter, denn es wird fast von jedem

nur so viel Land angebaut, als er notwendig zum Unterhalte der Familie braucht, hauptsächlich aus Trägheit, teils aber auch, weil die Soldaten oder die Ortsvorstände doch den Überschuß wegnehmen würden. Auf Ackerbau gegründeter Wohlstand ist daher in Abessinien kaum zu finden, und es lebt in dieser Beziehung manches zentralafrikanische Negervolk in bessern Verhältnissen. Selbstverständlich ist also auch der Betrieb im höchsten Grade primitiv, wiewohl man als große Kulturerrungenschaft der Abessinier den Pflug (Achras) hervorhebt, der aber nur eine lange Stange mit zwei senkrechten Zähnen an einem Ende, von denen eins mit Eisen beschlagen, zum Aufreißen der Erde, und einer kleinen Leitstange am andern ist, wo zwei Ochsen angespannt werden, welche ihn ungeregelt ziehen (s. Abbildung, S. 235). Die Getreidefelder liegen nicht nebeneinander, sondern sie sind wie zufällig über das Land hingestreut, und noch heute ist der Anblick, wie Alvarez ihn vor 300 Jahren beschrieb: „In den Feldern säen sie an einigen Orten einige Scheffel Gerste und in der Entfernung eines Pfeilschusses eine ähnliche Menge, und so ist das gesäete Land aller Dörfer zerstreut". Wie wenig der Pflug Vervollkommnung des Ackerbaues herbeiführte, sieht man daraus, daß auch in den felsigsten Gegenden die Steine nicht vom Felde genommen werden. Auch ist die Düngung unbekannt, welche man doch in gewissen Formen selbst unter südafrikanischen Negern findet. Daher jährlicher Wechsel des Ackers und trotz des Klimas nie mehr als Eine Ernte im Jahre. Das Pflügen ist Sache der Männer, die Mädchen und Weiber aber ernten und dreschen; beides thun sie in der mühsamsten Weise, indem sie das reife Getreide abpflücken und dann mit kleinen Stöcken auf der Tenne ausklopfen. Das Schneiden geschieht mit gezahnter Sichel (s. Abbildung, S. 212). Wir haben die hauptsächlichsten Früchte des abessinischen Landbaues oben aufgezählt. Auf dem Hochlande ist Hauptgetreide die Gerste, doch wird hier auch Weizen gebaut. Das gleichmäßige Klima begünstigt im Vereine mit dem vulkanischen Boden den Ackerbau in hervorragendem Maße, selten wird in diesem Frühlingsklima die Hoffnung des Landmannes getäuscht. Bei solchem Reichtume ist es doppelt traurig, daß im Lande so gar kein Sinn für intensivere Kultur vorhanden ist, daß man Getreide und Gemüse nur insoweit anbaut, als man sie für den Jahresbedarf notwendig zu haben glaubt. Zwar die jeweiligen Herrscher versuchten manchmal, zusammengeraubte Einzelvorräte in Magazinen zu vereinigen, aber jedesmal haben sie sich in ihren Vorausberechnungen geirrt, jedesmal kamen sie zu kurz, und Hungersnot war die Folge. Man wird sich erinnern, wie traurig der Verproviantierungsversuch Theodors in Magdala ausfiel, obwohl er, wie man sagte, seit Jahren dort Korn und Vieh zusammengeschleppt hatte. Theodor hätte, wenn er nicht ohnehin schon, nachdem man bei Agowe seine Armee aufs Haupt geschlagen hatte, vernichtet gewesen wäre, bereits nach kürzester Zeit keine andre Wahl gehabt, als entweder kämpfend zu sterben, oder sich wegen Hungers zu ergeben. (Rohlfs.) Wenn das abessinische Ackergerät und die Art des Anbaues an Ägypten erinnern, so ist diese Sorglosigkeit, dieses Leben von der Hand in den Mund ein großer Rückschritt gegen das, was vor vier Jahrtausenden in Ägypten üblich war. Ein anerkennenswerter Fortschritt ist die Thatsache, daß der Pflug mit Eisen beschlagen wird. Man könnte glauben, derselbe sei ganz neuen Ursprunges. Bruce hat nämlich die Angabe: „Der Pflug der Abessinier ist nicht mit Eisen bewaffnet, sondern besteht ganz aus Holz". Wenn nicht gewisse Widersprüche, die in der langsamen lokalen Entstehungsgeschichte des Bruceschen Reisewerkes natürlich begründet sind, häufiger wären, würde man hierin eins der interessantesten Zeugnisse für einen sehr großen Fortschritt des abessinischen Ackerbaues in jüngerer Zeit sehen. Wir glauben aber, daß diese Brucesche Angabe sich nur auf örtliche Verhältnisse bezieht, und daß der Eisenbeschlag des Pfluges ältern Datums ist.

Trotzdem die herrlichsten Alpenmatten, auf welchen besonders eine Kleeart nahrhaftes Futter liefert, die höher gelegenen Teile Abessiniens in hohem Grade für Viehzucht geeignet erscheinen läßt, spielt doch diese eine im Verhältnisse zur Naturanlage des Landes

noch viel zu untergeordnete Rolle. In den tiefern Teilen des Landes wird sie durch die scharf abgesetzten Trockenzeiten erschwert, in welchen die Weiden abdorren; für sie durch einen Heuvorrat vorzusorgen, fällt natürlich niemanden ein, sondern der viel bequemere Nomadismus führt die Viehzüchter aus den tiefern nach den höher gelegenen Regionen in dem Maße, als die Regenzeiten vorschreiten. Der verschiedenzeitige Eintritt der Regenzeit in höhern und niedern Teilen des Landes zwingt besonders die Bewohner Ostabessiniens zu alljährlich wiederkehrenden Zügen, die bald berg-, bald thalwärts führen und erhebliche Strecken umfassen können, und an denen selbst der Ackerbauer teilnimmt.

Von einem dieser halbnomadisierenden Stämme entwirft Rohlfs auf dem Wege von Massaua nach Gondar folgende Schilderung: „Frische Waldbrandplätze deuteten an, daß hier die Aschuma ihre Durra dem Boden anvertrauen wollten. Sie sind also keine reinen Nomaden, d. h. Menschen, welche nur vom Viehstande leben, sondern sie bauen sich ihr Korn selbst. Ihre Herden sind, wie sie selbst sagten, auch viel zu unbedeutend, als daß sie ausschließlich davon leben könnten. Selbstverständlich nomadisieren, d. h. weiden, sie auf ganz bestimmtem Grunde und Boden. Sie sind in der unangenehmen Lage, dem Naib sowohl als auch dem Gouverneur von Hamasen Steuern entrichten zu müssen, und werden außerdem noch von beiden nicht selten durch willkürliche Abgaben bedrückt.“ Viehzucht ist hauptsächlich Männerarbeit. Knaben treiben die Herden zur Weide, und das Melken wird ausschließlich nur von den Männern besorgt, welchen ebenso das Schlachten obliegt. Die wichtigsten Haustiere haben wir oben kurz skizziert. Die Rinderherden hält man in Umzäunungen bei den Dörfern und treibt sie den Tag über aus. Stallfütterung kennt man nicht. Häute und Butter sind ihr Hauptertrag, Käse wird gar nicht gemacht, das Fleisch der Kuh dem des Ochsen vorgezogen. Der Stier wird vor den Pflug gespannt, seltener als Lasttier benutzt. Das Schaf findet neben dem Rinde die vollkommenste Ausnutzung, da sein Fell als Kleidung getragen, seine Wolle zu Mützen und Decken verarbeitet, das Fleisch und Fett der Hämmel sehr viel gegessen und das Schafleder vielfach verwendet wird. Immerhin ist es auffallend, daß die Abessinier sich trotz ihres Schafreichtumes nicht eigentlich in Wolle kleiden. Das feinvliesige Deweloschaf dürfte das einzige hochgezüchtete der abessinischen Haustiere sein.

Die Abessinier vermeiden aus religiösem Aberglauben, das Schwein, aber nicht in allen Gegenden, und den Hasen zu essen, genießen jedoch außerdem Fleisch von allen Haustieren. Von Wildbret ist mancherlei verboten, z. B. alle Wasservögel. Im Gegensatze zu ihren Nachbarn, den Galla, verschmähen sie auch nicht Fische. Doch essen sie keine Heuschrecken, während ärmere Mohammedaner sich dazu bequemen. Es ist bezeichnend für sie, daß rohes Rindfleisch vor allem beliebt ist. Doch essen die Mohammedaner nur zubereitetes Fleisch. Ein Ochse, frisch geschlachtet und vom ganzen Dorfe auf einmal roh aufgegessen, bezeichnet hauptsächlich die Feier des abessinischen Weihnachtsfestes, wenigstens auf dem Lande. Überhaupt sind große Schmausereien, bei denen dann auch ein Überfluß des nationalen Gerstensaftes nicht fehlen darf, bei allen Abessiniern in allen Ständen sehr beliebt; sie sind der Gipfel aller Feste und die Krönung der Gastfreundschaft. Wo immer es nicht ganz karg zugeht, wird das Mahl mit dem Schlachten einer Ziege oder eines Schafes oder mindestens eines Huhnes eröffnet, dessen Fleisch sogleich roh oder nur ganz wenig angeröstet genossen wird. Sind Christen und Mohammedaner beisammen, so schlachtet ein Christ für jene, ein Mohammedaner für diese. Nebst dem Fleische bilden dünne, zusammenrollbare Brotkuchen aus gesäuertem Teff (Poa Abyssinica) die Grundlage der Nahrung, während das unvermeidliche Gewürz des Fleisches wie des Brotes eine Brühe aus rotem Pfeffer darstellt. Indessen genießt man auch Brotkuchen aus Weizen und Bohnen. Zu diesen wie jenen wird das Getreide auf einem Reibsteine mit den Händen naß zerrieben, so daß es einen groblichen Teig bildet, und dann gleich gebacken. Die einen großen Teil des Tages einnehmende Herstellung der

Brote ist eine der Hauptarbeiten der Sklavinnen oder Dienerinnen und, wo diese fehlen, der Ehefrauen. Die übliche Speisezeit ist der Spätnachmittag, so daß man in der Regel nur eine einzige Mahlzeit hat. Beim Essen kauert man, und es ist das erste Gebot, daß mehrere, die zusammen essen, sich gegenseitig bedienen. Standespersonen, geehrte Gäste und dergleichen dürfen ihre Hände nicht regen, ihren Nachbarn oder den Dienern liegt es ob, ihnen den Mund vollzustopfen. Während des Essens wird nichts getrunken, unmittelbar nach demselben aber kreisen die Schalen voll gegornen Honigwassers, wobei der Gastgeber jeweils einiges in die Hand gießt und ausschlürft, um zu zeigen, daß es nicht vergiftet und verunreinigt ist. Sind die Herren satt, so nehmen sofort die Diener ihre Stellen ein und essen alles auf. Denn es gehört zur Höflichkeit, daß nichts übriggelassen werde. Nicht immer geschieht das Nötigen der Gäste zum Aufstehen, um den Dienern Platz zu machen, seitens der letztern in höflicher Weise. Vor den Fastenzeiten pflegt man sich mit besonders großen Massen von Fleisch anzufüllen.

Die Abessinier sind noch größere Trinker als Esser. Beide Geschlechter und alt und jung verbringen Tage und Nächte bei Trinkgelagen, wo Tetsch und Merissa, wahre Nationalgetränke, eine große Rolle spielen. Dagegen ist merkwürdigerweise der Genuß des Kaffees nur bei den Mohammedanern verbreitet, während die Christen demselben nur wenig ergeben sind. Bei den Trinkgelagen, welche die Schmausereien abschließen, herrschen besondere Trinksitten, welche mit sonstiger Formlosigkeit, wie sie gerade bei diesen Gelegenheiten herrscht, seltsam kontrastiert. Rüppell erzählt, wie beim Statthalter von Simen nach der Mahlzeit ein Korb voll Glasflaschen und Hornbecher sowie ein Topf voll Hydromel (Chamer) für die edlern und Gerstenbier (Tetsch) für die niedrigern Gäste gebracht werden. Der Gastgeber zeigt den Dienern jedesmal an, wem ein Trunk gereicht werden soll, der damit Bedachte erhebt sich dann und verbeugt sich zum Danke ehrerbietig gegen ihn. Jeder Gast trinkt hier in der Regel drei Flaschen. Wer sich entfernt, zeigt dem Hausherrn mit vernehmlicher Stimme seine Absicht zu gehen an, eine Sitte, die auch bei gewöhnlichen Besuchen üblich ist. Von krassen Unsitten bei den Trinkgelagen sind merkwürdige Beispiele bei Rüppell, „Reise in Abessinien", Bd. I, S. 426, zu lesen. Wein gehörte schon vor 300 Jahren in Abessinien zu den Gast- und Ehrengeschenken. Nur die Priester sollten weder Wein noch Honigwein trinken.

Der Wildreichtum Abessiniens macht die Jagd zu einer großen Angelegenheit, der nicht nur mit Eifer, sondern auch mit achtungswertem Mute obgelegen wird. Gewisse Raffinements, wie die Antilopenjagd mit Geparden, die Giraffen- und Straußenhetze mit Pferden und Windhunden, nicht aber die Falkenjagd, gehören zu den Zeitvertreiben abessinischer Großen. Eine eigne Art von Antilopenjagd sah Rüppell im südlichen Abessinien. Inmitten einer Ebene, wo diese Tiere ihren Wechsel haben, legten die Jäger etwa fünfzig Schlingen, die an Pfählen befestigt waren. Stäbchen, an deren Spitzen Straußfedern befestigt sind, werden nun so hintereinander in die Erde gesteckt, daß sie lange Linien bilden, die auf die Gegend zusammenlaufen, wo die Schlingen liegen. Während nun der Antilopen ganze Aufmerksamkeit von den im Winde sich bewegenden Straußfedern in Anspruch genommen wird und sie nach deren Seite hin nicht zu entweichen wagen, werden sie von den Treibern nach der Mitte zu gejagt, wo sie sich in den Schlingen fangen. Mit Knüppeln schlägt man ihnen dann die Beine entzwei. Die gleiche Jagdmethode soll auch auf Strauße Anwendung finden.

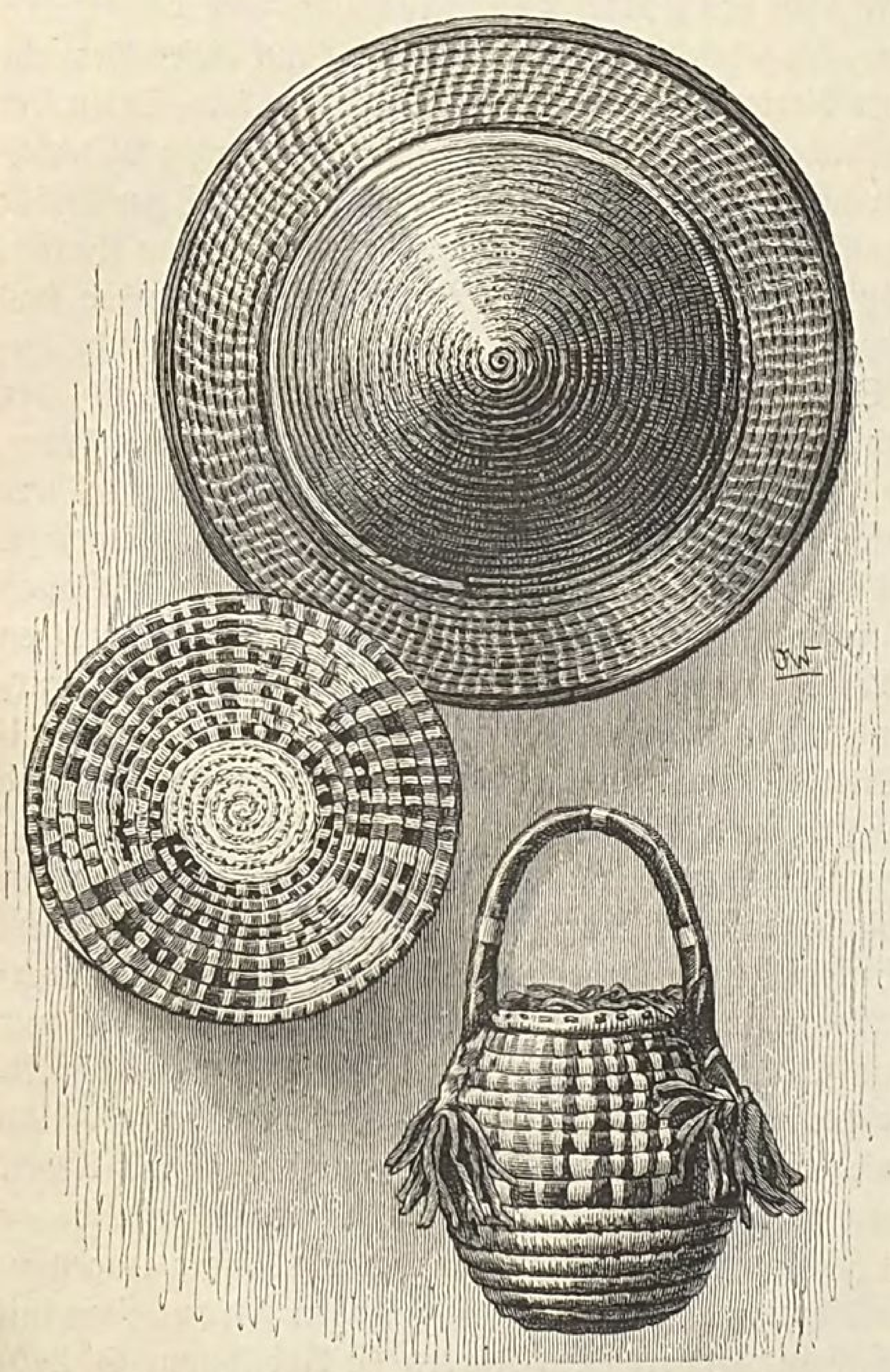
In den Hütten von Simen findet man die Schwänze von Büffeln und die getrockneten Rüssel der Elefanten als Trophäen aufgehängt, deren die Jäger sich wohl rühmen mögen. Viele haben keine andre Waffe als die Lanze, um diesen Riesen entgegenzutreten, und wenn sie derselben auch durch Gebete, Zaubersprüche und das Schlachten eines roten Schafes

größere Kraft zu geben glauben, gehört doch ein gutes Teil Mut dazu, um damit einem Elefanten entgegenzutreten. Raubtiere werden vergiftet, und einige Statthatter zahlen sogar kleine Belohnungen an Gerste und dergleichen für die Einlieferung des linken Vorderfußes einer Hyäne, eines Leoparden 2c. Löwenfelle gehören dem Könige, aber der glückliche Jäger erhält einen Streifen davon zum Schmucke seines Schildes.

Der Fischreichtum der abessinischen Flüsse und Seen scheint nur in geringem Maße ausgenutzt zu werden. Auch die Fischerei an der Küste, welche durch ihren Ertrag an Perlen und Perlmutter schon früh von Bedeutung für den Handel Abessiniens war, wird weniger von Abessiniern als Fremden, besonders Danakil, getrieben, deren Name sogar auf dieses Gewerbe hindeutet. Als Taucher verwenden die Perlenfischer von Dahalak und andern Orten der abessinischen Küste ausschließlich Negersklaven, die als Knaben gekauft und förmlich abgerichtet werden. Sie tauchen sehr primitiv mit einem Steine am Fuße und einem Signalstricke am Arme. In Massaua wird auch sonstiger Fischfang im Meere hauptsächlich von Knaben betrieben, welche dazu ein Floß aus fünf zusammengebundenen Baumstämmen benutzen, das vorn in eine etwas aufwärts stehende Spitze ausläuft, also in der Form dem nubischen Ambatschflosse (s. Abbildung, Bd. I, S. 192) ähnlich ist. In der Mitte desselben sitzt der Knabe, das einfache Fahrzeug mit Geschick und Schnelligkeit vermittelst einer an beiden Enden schaufelförmigen Ruderstange lenkend. Er fährt über eine Stunde weit damit ins Meer hinaus. Das Krokodil wird seines Fleisches wegen von manchen Stämmen Abessiniens gejagt.

Die Industrie Abessiniens steht durch Muster und Anleitung, die sie aus Westasien und Ägypten, teilweise selbst aus Europa empfangen, hoch über den zentralafrikanischen Industrien. Sie erzeugte einst schöne Werke und ist noch immer in Einzelheiten bewundernswert, aber sie steht seit langem still und hat in manchen Fächern eher Rückschritte als Fortschritte zu verzeichnen. Leider ist die Trägheit ein nationales Übel, zu dem Vorschub leistend sich die unsichern politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse gesellen, um beträchtliche Fähigkeiten in Stagnation zu versetzen. Schon in einem verhältnismäßig nicht unbelebten und in etwas zivilisierten Handelsplatze wie Massaua ist der Müßiggang der Einheimischen in einem hohem Maße auffallend. Eigentlich fruktifizierende Arbeit wird fast nur von Fremden verrichtet. Handwerker und größere Kaufleute sind Ausländer; für die Abessinier bleibt nur das Schachern übrig, dem sie träg und schläfrig den ganzen Tag in den Buden des Marktplatzes, in den nahe gelegenen Kaffeeschenken und an den Landungsstellen obliegen. Und dabei sind nicht etwa ihre Frauen, wie bei andern Halbbarbaren, um so mehr mit Arbeit überladen, sondern diese liegen fast den ganzen Tag auf den von Lederriemen geflochtenen Ruhebänken, die bei Tageszeit in den Zimmern stehen, um nachts in die Höfe getragen zu werden, wo sie dann als Schlafstellen dienen. Die Mädchen beschäftigen sich zuweilen mit dem Flechten von Matten, flachen Schüsseln, wasserdichten Körben (s. Abbildung, S. 240) und jenen kleinen fähnchenähnlichen Wedeln, deren in der heißen Tageszeit fast jeder Erwachsene einen bei sich trägt. Sie verfertigen dieselben aus den von Jemen kommenden dürren Blättern der Fächerpalme. Nur von Zeit zu Zeit beschäftigen sich die freigebornen Frauenzimmer mit dem Zubereiten von Speisen, aber das Mehlreiben und Brotbacken überlassen sie den Negersklavinnen. Ganz so ist es nicht überall; aber auch für die Städtebewohner der höher gelegenen Regionen, in denen das Klima nicht niederdrückend wirkt, ist das Gesagte im allgemeinen gültig: Müßiggang allgemeine Regel, wenigstens für die Christen, ein mit Betrug vielfach gemischter Schacherhandel sehr allgemein, jede eigentliche produktive Thätigkeit, wo nicht von Fremden betrieben, mit wenigen Ausnahmen schlaff und teilweise sichtlich im Rückgange, wie z. B. die Silber- und Goldschmiedekunst. Um zu verstehen, wie der Handel eine so große Ausbreitung in einem so kapitalsarmen und so wenig erzeugenden Lande gewinnen kann, welches dazu noch ganz ohne gute Wege ist und durch

Jahrzehnte der öffentlichen Sicherheit entbehrt, muß man sich in die Verhältnisse hinein, versetzen, wie gerade dieser Mangel an Wegen und an Sicherheit sie immer wieder hervorrufen muß. Kein Händler wagt es, große Vorräte zu transportieren oder auf Lager zu halten, da räuberische Anfälle unterwegs, Plünderungen und Brandschatzungen am Orte häufig sind; übrigens würde der Mangel an Kapital und Kredit solches von vornherein nur in beschränktem Maße möglich machen. Nun unterbrechen die häufigen Kriege sehr oft die Verbindungen der Provinzen und Hauptorte untereinander auf unbestimmte Zeit, wodurch nicht bloß ein Mangel an eigentlichen Handelsartikeln, sondern auch an gewöhnlichen Marktwaren eintritt, welche aus der nächsten Nachbarschaft stammen, und Schwankungen der Preise um 100 Prozent und mehr im Laufe einer Woche eintreten. Das Aufkaufen und Wiederverkaufen ist unter diesen Umständen ein Lottospiel, in welchem verhältnismäßig hohe Gewinne gemacht werden können. Bei manchen Gegenständen, wie Butter und Salz, ändert sich aber der Preis außerdem regelmäßig; jene ist nach der Regenzeit sehr wohlfeil, dieses wegen der Transportschwierigkeiten sehr teuer. Und so geht es mit vielen andern Gegenständen, die bloß von einer Hand zur andern zu gehen brauchen, um einen Gewinn zu lassen, der in den ärmlichen und unruhigen Verhältnissen des abessinischen Wirtschaftslebens nicht unbeträchtlich erscheint. Oft ist fast das einzige Kapital, das ein armer Teufel aufs Spiel setzt, indem er Waren aus einer Provinz nach einer andern bringt, sein eignes Leben, das er dabei riskiert, und das seiner paar Lastesel. Dies gilt besonders vom Salzhandel. Aber es sind bei dem sehr unvollkommenen Zustande der abessinischen Industrie auch andre Artikel, wie Rohbaumwolle aus der gegen Sennar zu liegenden Provinz Quara und Eisen aus Godscham, Notwendigkeiten, die man an den Orten ihres Konsums um jeden Preis beschaffen muß. So erklärt es sich nun, daß man von Gondar behaupten konnte, es lebe fast jeder Bewohner der Stadt vom Handelsgewinne, und es machten nur die Priester eine Ausnahme, die von den Kircheneinkünften, und die Soldaten, die aus der gewonnenen Beute ihren Unterhalt zögen.



Abessinische Strohflechtereien. (Nach G. Rohlfs.) Vgl. Text, S. 239.

Die Gewerbe der christlichen Abessinier sind hauptsächlich die Verarbeitung von Godschameisen zu Messern, Pflugscharen und Speerspitzen, unter Umständen selbst zu Scheren und Rasiermessern, wobei Arbeitsteilung nur in seltenen Fällen eintritt (die zur Metallarbeit

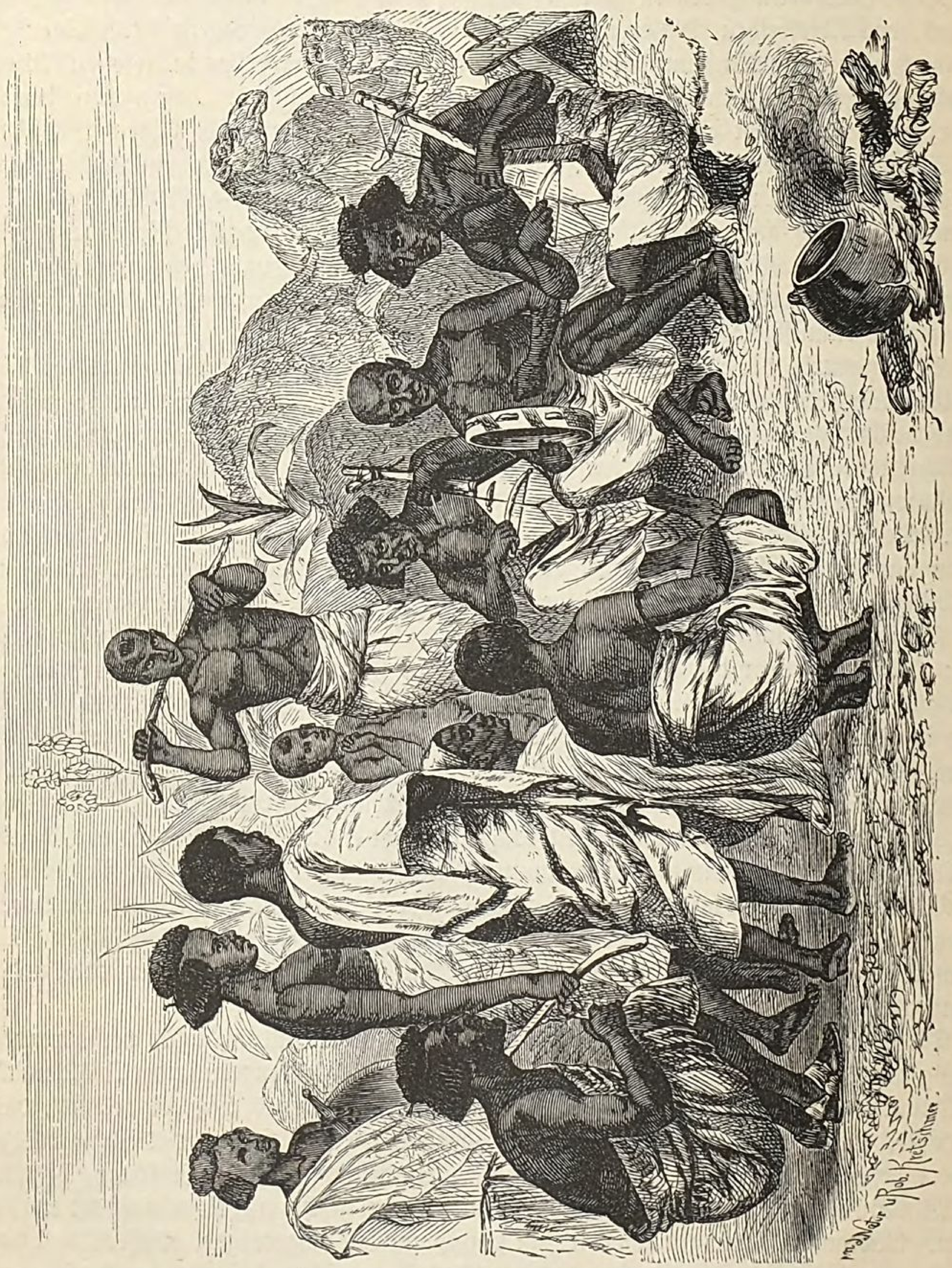
notwendigen Feilen werden merkwürdigerweise aus Schoa eingeführt und sind sehr roh), das Gerben und die Herstellung der sehr gesuchten Büffelhautschilde, das Schmieden von Silber zu ganz unbedeutenden Kettchen, Ringen, Waffenverzierungen und dergleichen, welches manchmal unter schamloser Verfälschung des Edelmetalls mit Zinn und Zink betrieben wird, die Verarbeitung des in geringer Menge, aber sehr rein aus Südwesten gebrachten Goldes, das Abschreiben, Malen und Binden der Bücher. Hervorragend durch feine Arbeit, besonders aber durch Reichtum der Erfindung sind die Filigranarbeiten in Rosetten, Blumen, Nadeln ꝛc. „Alle abessinischen Filigranarbeiten“, urteilt Rohlfs, „haben denselben Charakter, aber nie gleicht eine der andern. Es gibt keine Haarnadel, keinen Halsschmuck, kein Armband, keinen mit Filigran geschmückten Schild, welche genau ein Vorbild hätten. Überall Originalität und Verschiedenheit, nirgends Uniformität in der Ausführung.“ Erwähnenswert sind auch mit Silber eingelegte Speerklingen. Derselbe Reisende lobt auch noch besonders die Messingarbeiten der Abessinier, während er zugibt, daß sie in den Flechtarbeiten, den hölzernen Becken, den Thongefäßen, den Hornbechern nicht höher stehen als viele innerafrikanische Völker.

Hauptgewerbe der Mohammedaner ist die Verarbeitung der Baumwolle, die bei dem Umstande, daß man in Abessinien fast nur Baumwollenzeuge trägt, natürlich zahlreiche Hände beschäftigt. Aber auch hier ist diese Industrie ebensowenig lohnend, wie sie groß ist. Freilich ist der Betrieb der denkbar einfachste. Die aus der Provinz Quara eingeführte Rohbaumwolle wird samt den Samen in der Regel gegen das gleiche Gewicht Salz verkauft. Der Arbeiter oder vielmehr die Arbeiterin entfernt dann auf mühsame Weise durch Rollen mit einem eisernen Stäbchen die Samen, schlägt die Baumwolle mit einem elastischen Bogen auf und verspinnt dieselbe mit der Handspindel. Aus dem Garne kann nun eine fleißige Frau im Jahre so viel Zeug weben, als für etwa 20 Speziesthaler verkauft wird; zieht man aber die Unkosten ab, so beträgt ihr Verdienst 10 Speziesthaler, was selbst für abessinische Verhältnisse so wenig ist, daß es ohne Zuhilfenahme des glücklicherweise in der Regel ertragreichen Ackerbaues und der Viehzucht nicht zum Leben hinreichen würde. Sowohl die Färberei als die Buntweberei stehen auf einer so niedern Stufe, daß die bunten Säume der Umschlagetücher aus Baumwollenstoff gefertigt werden, der zu hohem Preise aus Indien bezogen wird. Seit langem besteht ein wichtiger Teil des indisch-abessinischen Handels in der Einfuhr dieser bunten Gewebe. Bezeichnend ist, daß Versuche, das bunte Garn einzuführen und es im Lande zu verweben, wegen der Unehrlichkeit der Arbeiter, die dasselbe unterschlugen, wieder aufgegeben wurden. (Rüppell.) Den Juden fällt bei der merkwürdigen konfessionellen Arbeitsteilung die Herstellung der Töpferwaren und alle Maurerarbeit zu.

Die Malerei (s. Abbildung, S. 251) hat sich auf die überall im Rohen verharrende Bemalung der Thüren und Wände in den Kirchen nicht beschränkt, sondern in der Ausschmückung der kostbaren kalligraphierten Evangelien und Gebetbücher etwas Besseres geleistet, das in unsrer Zeit freilich ebenfalls von der Höhe herabgekommen ist, auf welcher es sich im 16. Jahrhundert befunden hatte. Damals wurden, allem Anscheine nach unter Anleitung byzantinischer Miniaturmaler, die heiligen Pergamente mit Bildern geschmückt, die mindestens erträglich waren. Was davon heute gemacht wird, ist plump und dick aufgetragen. Dieser Kunst konnte der seltsame abessinische Aberglaube nicht zum Vorteile gereichen, daß man im Profil nur Juden oder böse Geister darstellen dürfe. Perspektive ist unbekannt. Die phantastischen Färbungen grüner Elefanten und dergleichen ebenso wie die unverhältnismäßig großen Mandelaugen erinnern, wie so manches andre in den abessinischen Hervorbringungen, an indische Vorbilder.

Die Musik der Abessinier (s. Abbildung, S. 242) ist an mannigfaltigen Instrumenten weniger reich als diejenige manches Negervolkes. Francisco Alvarez in seinem für die

Kenntnis des mittelalterlichen Abessinien so wichtigen Kapitel: Von einigen Fragen, welche der Erzbischof von Braga an Francisco Alvarez richtete, und den Antworten, welche dieser gab, macht folgende präzise Schilderung: „Es gibt Trompeten, die aber nicht gut sind. Es gibt viele kupferne Trommeln, die aus Kairo kommen, und andre aus Holz mit Leder auf



Ein Konzert in Mensa. (Nach der Natur von Kretschmer.) Vgl. Text, S. 241.

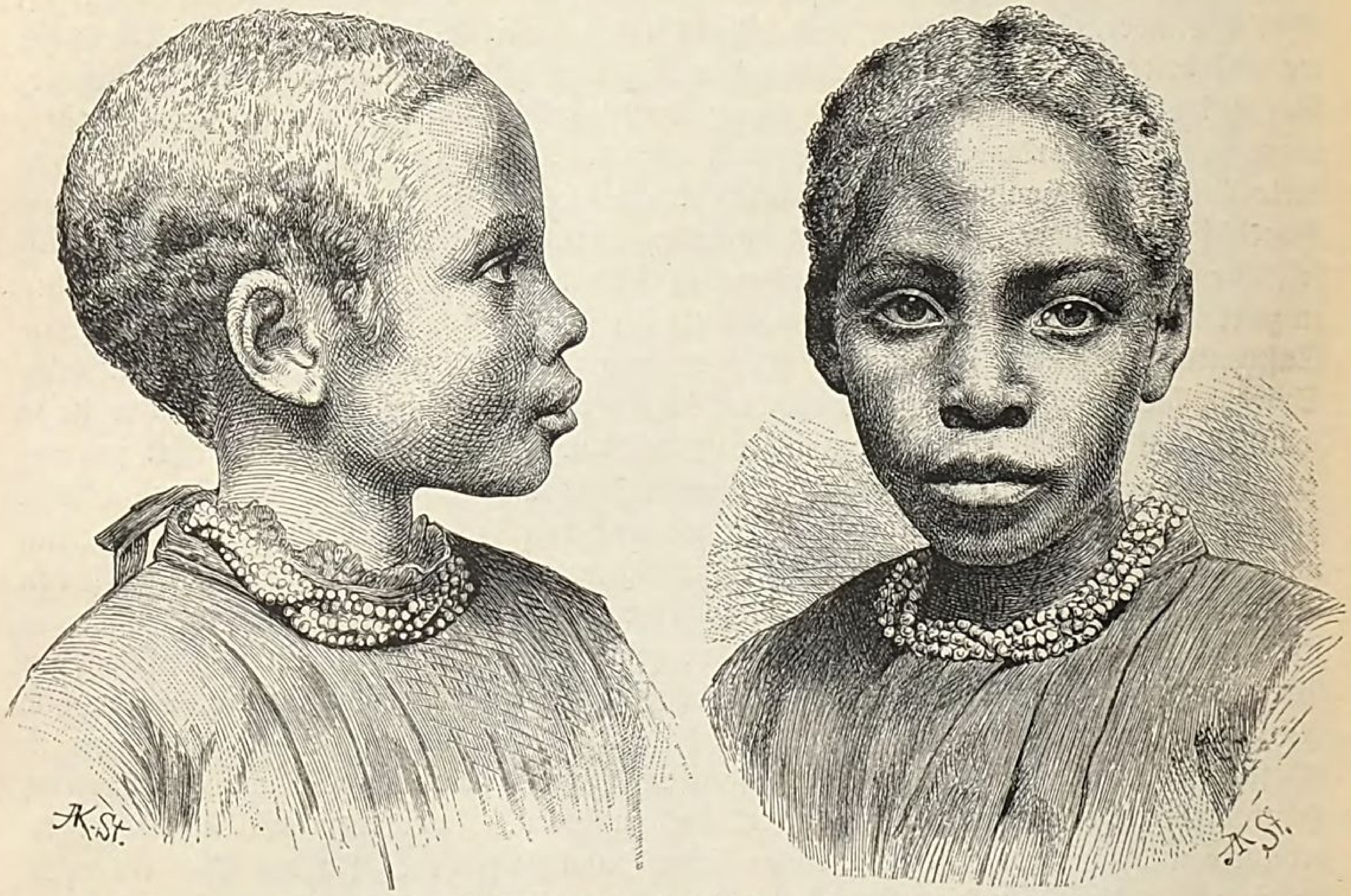
beiden Seiten. Es gibt Tamburine, wie bei uns, und große Zimbeln, die sie schlagen. Es gibt Flöten und einige Saiteninstrumente, welche viereckigen Harfen gleichen, und die sie Davidsharfen nennen. Sie spielen dieselben vor dem Priester (Priester Johannes, d. h. dem Kaiser), aber nicht gut.“ Auch neuere Berichterstatter schildern besonders die Kirchenmusik als wenig erfreulich. Ein komisches musikalisches Intermezzo beschreibt uns Rohlfs auf

seiner letzten Reise von Massaua nach Gondar, wo die Dorfmusik von Kasen erschien, um ihm ein Willkommenständchen zu bringen. „Zahlreich war sie nicht: nur zwei Individuen, welche dasselbe Instrument bliesen, d. h. eine Art Schalmei, der Vater ein 1,5 m langes, mit Leder überzogenes Tutrohr, der Sohn ein kleineres, aber ebenso konstruiertes. Nur zwei Töne konnten sie aus diesen riesigen Nachtwächterhörnern hervorbringen."

Die überwiegende Bedeutung des **Handels** im Wirtschaftsleben der Abessinier haben wir oben, S. 239, zu begründen versucht. Von dem örtlichen Betriebe desselben entwirft **Rohlfs** im Berichte von seiner zweiten abessinischen Reise folgendes lebendige Bild: „Der Markt von Adua findet im Nordosten auf einem keineswegs sehr ebenen und passenden Platze statt. Alles ist nach den Gegenständen auf kleine Gassen verteilt. Hier steht das Vieh: Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, auch Hühner und getötetes Wild. Dann kommt eine Gasse, wo auf beiden Seiten Männer, Mädchen und Frauen hinter Säcken mit Getreide, Weizen, Gerste, Bohnen und Erbsen hocken. Große Haufen frischen und getrockneten roten Pfeffers zeugen von dem starken Gebrauche dieses Gewürzes. Reihen von Honig- und Buttertöpfen; viele Töpfe mit Honigwein und Bier; auf großen Tüchern kleine Spiegel, Perlen aus Venedig und Böhmen, Flakons mit schlechten Essenzen, Varille, Trinkgläser, Steingut, schlechte Messer und Scheren, Schreibpapier, schwarzer, weißer und roter Zwirn, Kattun in zwei Sorten (der bessere weiß, ziemlich gut; der schlechtere fast grau, stark gegipst), bunte Taschentücher, schlechte Seidenstoffe, schlechte Tuche in roter, gelber und hellblauer Farbe, Spiegel, hier auch eine Kiste mit elendem Kognak und noch giftigerm Absinth: das ist so ziemlich, was sie von europäischen Waren feilbieten. Endlich abessinische Stoffe: prächtig mit bunter Seide gestickte Hosen für Damen, Schama verschiedener Güte und Größe, auch einige wunderschöne Margef, selbst für uns von bedeutendem Preise. Aber wenn man das sehr sorgfältig ausgeführte Baumwollgewebe betrachtet, welches ein Gemisch von Wolle und Seide zu sein scheint und außerdem an beiden Enden einen in wunderbar schönen Farben gestickten, 4 cm breiten Rand zeigt, so wird man für ein solches Tuch den Preis von 150 bis 200 Mark nicht zu hoch finden. Auch Waffen: Spieße, Säbel, alte Flinten, Pistolen, Büffel- und Rhinozerosschilde ꝛc.; Bogen und Pfeile sucht man aber in Abessinien vergebens. Selbst naturhistorische Gegenstände: Löwen- und Pantherfelle, Häute kleinerer Raubtiere, Schlangen ꝛc., sind zu finden. In einer andern Gasse rohe, getrocknete und auch rot gegerbte Ochsen-, Schaf- und Ziegenfelle. In der That ein reichhaltiger Markt! Dazu dies Getreibe! Mindestens die eine Hälfte der Menschen gehörte zum schönern Geschlechte." . . . Ganz wie auf den sudanesischen Marktplätzen fehlt auch der Marktrichter nicht. „Er saß auf einer Art Plattform, und die eifrigen und lärmenden Erörterungen, welche vor ihm stattfanden, bewiesen, daß Kaufen und Verkaufen doch oft Streit veranlassen. Ein eigentliches Kaufen nach unsrer Art und Weise könnte ja nur stattfinden, wenn es sich um Gegenstände von Thalerwert handelte. Bei geringwertigen Sachen fand Tausch statt: für Gerste roter Pfeffer, für ein Zicklein etwas Baumwollstoff ꝛc." Nur in bestimmten Teilen Abessiniens, vorzüglich in den amharischen Provinzen, sind Salzstücke (Amole) Tauschmittel, welche aus der Depression von Arro, dem „Staatsschatze" Abessiniens, wie **Schimper** sie nennt, stammen. Überall aber in Abessinien kennt man und tauscht die Mariatheresienthaler von 1780, die aber ein bestimmtes Gepräge haben müssen, wenn sie angenommen werden sollen. Da man bis zu 48 Amole für einen Thaler erhält, sind diese Salzstücke gleichsam die Scheidemünze.

Der Charakter der Abessinier ist von keinem tiefer blickenden Beobachter in günstigem Lichte dargestellt worden. Höchstens konnten ihre leutseligen, ungezwungenen Formen des Betragens oberflächliche Beurteiler günstig stimmen; aber im ganzen darf man wohl sagen,

daß dieses Volk unter sehr ungünstigen Einflüssen, was Charakterbildung anlangt, leben müsse, da es entschieden zu den in dieser Richtung unvorteilhaft ausgestatteten Völkern gehört. Schon Ludolf citiert Tellez' Urteil über den abessinischen Charakter mit den Worten: „Mobiles ingenio et punicae fidei, inconstantes atque perjuros, nec non crudeles et vindictae cupidissimos esse ait“, und Rüppell nennt als Hauptzüge desselben so ziemlich alle Variationen von Lastern, angefangen von Indolenz und Leichtsinn und sich steigernd durch Trunkenheit, Aberglauben, Undankbarkeit, Unverschämtheit im Fordern von Geschenken, große Gewandtheit im Verstellen zu „einer des sprichwörtlichen Gebrauches würdigen Lügenhaftigkeit“, dummstolzer Selbstsucht, hohem Grade von Ausschwei-



Ein südabessinisches (Galla-?) Mädchen. (Nach Photographie.)

fung, Treulosigkeit und Hang zu Diebstahl. Dazwischen bleibt fast nur für die Tugenden der Schwäche Raum, wie für großen Geselligkeitstrieb, rasches Anschmiegen, Vertrauen und Freundschaftschließen. „Sie benennen sich in ihren Gesprächen häufig Brüder und Schwestern und erweisen sich mit der größten Willfährigkeit gegenseitig kleine Dienste“, sagt der kritische, nie zu hell sehende Rüppell an derselben Stelle. An Schwatzhaftigkeit übertreffen sie alle Nachbarn. Dem entspricht dann allerdings auf geistigem Gebiete leichtbewegliche Anpassung und rasche Auffassung. Die Intelligenz des Abessiniers wird allgemein zugegeben und nur bedauert, daß „die im Oriente gebräuchlichen kategorischen Imperativformen“ (Heuglin) nicht eindringender zur Entwickelung und Schulung seiner Gaben Verwendung finden. Die meisten dieser Fehler erfahren eine so scharfe, vorzüglich dem Fremden unangenehme Ausprägung durch die Wirkungen der verwildernden Gesetzlosigkeit, unter deren Einfluß das unglückliche Land so lange gestanden. Sie sind daher milderer Auffassung fähig, und wir wollen nicht vergessen, daß uns jeder einzelne Abessinienreisende, mochten seine allgemeinen Erfahrungen noch so ungünstig sein, Züge großen Edelmutes von einem und dem andern Abessinier erzählt hat. Wir erinnern an Rüppells Freund,

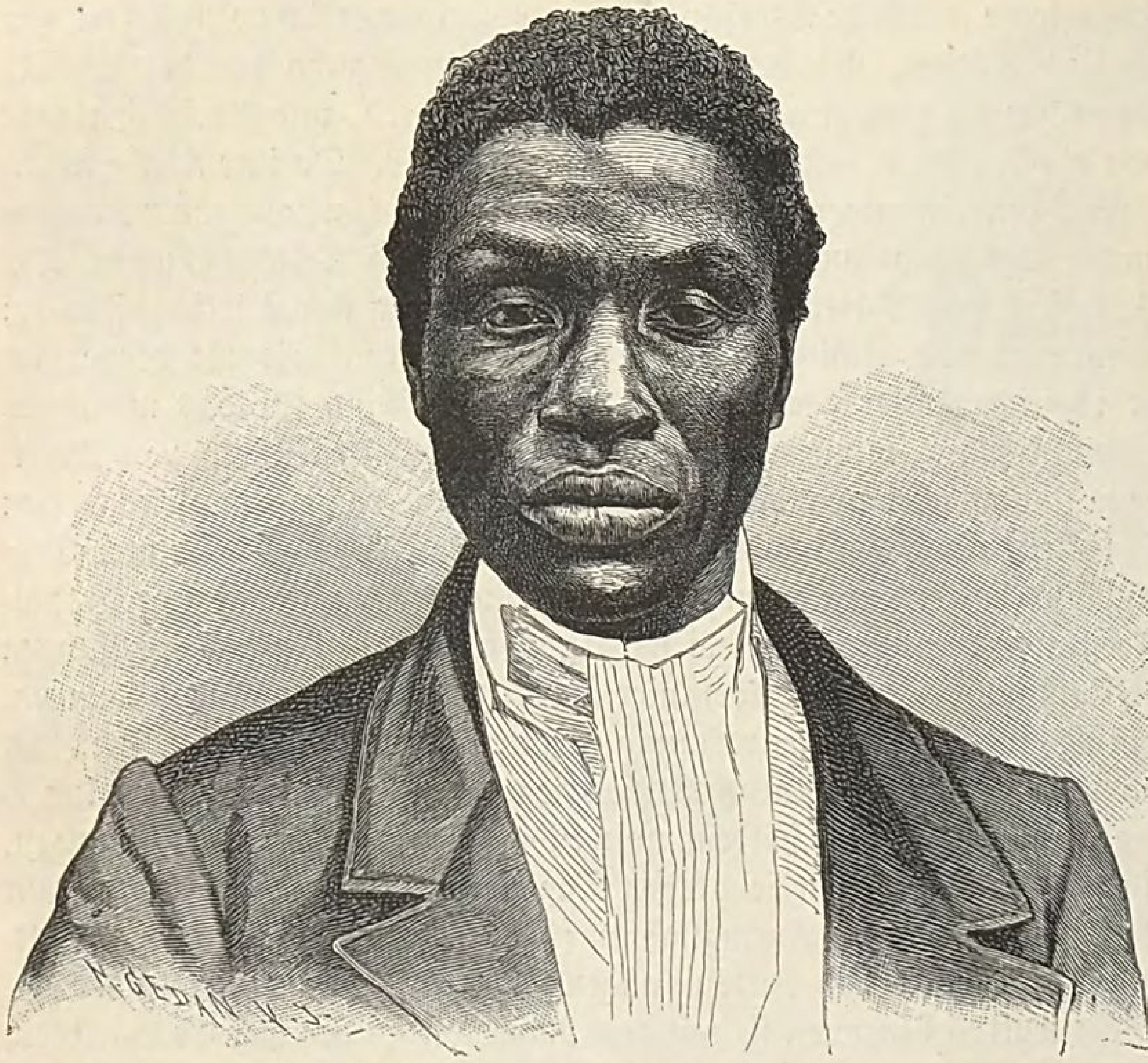
den Richter Lik Altum in Gondar, der sowohl ein edler Charakter als ein hervorragender Geist genannt werden dürfte. Der jüngste von ihnen, Rohlfs, hat sich mehr als andre bemüht, das seither geläufige Urteil über die Abessinier zu mildern. Er hat übrigens Thatsachen anzuführen, und es klingt besonders erfreulich, wenn er die Ehrlichkeit seiner abessinischen Diener und ihr anständiges Benehmen hervorhebt. Dies kontrastiert wieder mit Rüppells Erzählungen, daß selbst die Großen des Reiches in Gondar ihm Gegenstände vom Tische wegstahlen und zwar fast in der Regel. Hier ist also viel Widersprechendes. Fassen wir das Bleibende im Wesen und Gebaren des Abessiniers zusammen, so drückt vielleicht die Formel: Orientalische Grundlage mit Zumischung neger- oder mulattenhafter Lebendigkeit und Veränderlichkeit den Speziescharakter am prägnantesten aus.

Die Abessinier haben keine weltliche Wissenschaft, sowenig wie ihre Kunst frei von den Krücken kirchlicher Unterstützung sich bewegt. In dieser Beziehung hat der Einfluß der Europäer noch weniger Folgen erzeugt als in irgend einer andern, und Abessinien steht noch heute auf der Stufe des 3. oder 4. nachchristlichen Jahrhunderts. Da ihre Kirche stehen geblieben ist, ist auch ihr Wissen weniger als Stückwerk, und der Horizont ihrer Kirchen- und Klosterumfriedigungen umfriedigt zugleich ihre Weltkenntnis und Weltanschauung. Die Abessinier glauben z. B., daß es drei Welten gibt: Äthiopien, Europien und Türkien. Ferner: daß Europa ungefähr so groß wie Äthiopien sei, aber keinen Negus Negesti besitze; im Mittelalter sei das der römische Kaiser gewesen. Sie halten Rußland für das mächtigste Land und den Kaiser von Rußland mindestens für so mächtig wie den König von Tigré. Der jetzige Negus Negesti glaubte aber auch eine Zeitlang fest an die von einem Griechen ihm beigebrachte Fabel, daß Griechenland das mächtigste Land der Erde sei. Das mit unter England subsumierte Deutschland hat sich erst in neuester Zeit eine Stelle unter den geographischen Begriffen der Abessinier errungen. Zu dieser Unvollkommenheit der Vorstellungen trägt übrigens auch der Umstand bei, daß die Abessinier äußerst wenig außer Landes kommen.

Wie ihre Weltkenntnis, ist auch ihre Zeitrechnung veraltet, stehen geblieben. Die Zeitrechnung der Abessinier schließt sich an die altchristlich-orientalische an und ist natürlicherweise auch unberührt geblieben von den seitdem notwendig gewordenen Veränderungen. Sie teilen das Jahr in zwölf Monate von je dreißig Tagen und fügen diesen jedes Jahr einen verkrüppelten Monat zu, welcher in Normaljahren fünf, in jedem vierten oder Schaltjahre aber sechs Tage zählt. Gleich den Juden fangen sie das Jahr im September an. Ein jedes Jahr eines Schaltcyklus benennen sie mit dem Namen eines der vier Evangelisten, also Jahr des Johannes, Matthäus u. s. f. Was die Monatsnamen anlangt (Maskarem, Tekemt, Hedar, Tachsas, Ter, Jacatit, Magabit, Mijazia, Ginbot, Sene, Hamle, Nahasse, Paguemen), so haben sie verschiedenen Ursprung: Maskarem ist der Monat des Kreuzfestes (Masgal, Kreuz in der Geezsprache), Hedar und Tachsas entsprechen den koptischen Monaten Hatur und Chiahac, Paguemen dem griechischen Epagomeni ꝛc.

Nach dem, was wir von den Zuständen Abessiniens bisher gehört haben, muß den Religionsverhältnissen dieses Landes die größte Beachtung geschenkt werden. Eigentlich ist es doch immer wieder diese merkwürdige Eigenschaft Abessiniens, daß es als eine christliche Feste leuchtturmgleich mitten aus Islam und Fetischismus Afrikas sich erhebt, welche uns das Land so anziehend macht. Welch übeln Eindruck die Demoralisation, die Bürgerkriege, die Schwäche und kurz alles, was man an Abessinien zu tadeln hat, auf uns auch machen mögen, darum bleibt doch nicht minder wahr, daß es sein Christentum ist, welches uns Abessinien geistig näher und über alles übrige Afrika stellt. Und so ganz nur Wort und Form ist denn doch dieses Christentum nicht, wie sehr es zurückgegangen oder mindestens stehen geblieben sei. Nicht nur stellt es uns Abessinien näher und über das übrige Afrika, rettet es vom Fetischismus, den Zaubereien mit ihren Menschenopfern und dergleichen.

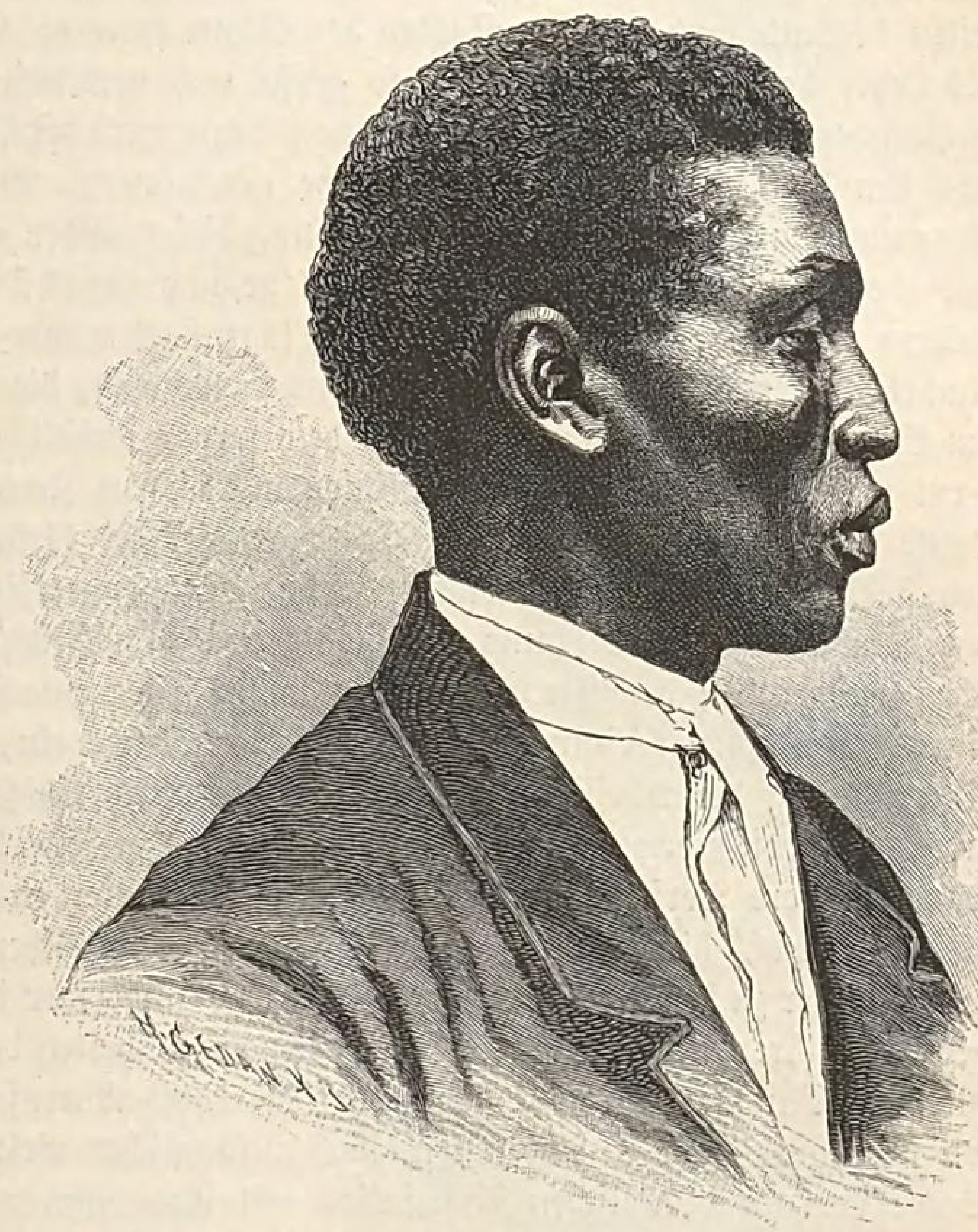
„Wenn sich die Völker auch bekämpfen, so sind die Opfer doch nur die Soldaten und die Güter; Weib und Kind sind respektiert. Kein freier Abessinier wird von seinem Mitbürger in die Sklaverei verkauft. Die Leibeigenschaft erstreckt sich nur auf die von außen eingeführten Schwarzen, die nur den kleinsten Teil der Bevölkerung ausmachen. Der Sklavenhandel ist den Christen bei Todesstrafe verboten. Die Frau ist unverletzlich und hat ihre bestimmten großen Rechte. Wenn wir Europäer, solange wir das Gastrecht nicht verletzen, immer freundlich aufgenommen sind, so müssen wir die Ursache sicherlich in den gleichen Religionsgefühlen suchen.“ (Munzinger.) Dem gegenüber stehen nun freilich alle jene so oft betonten und manchmal wohl auch in Übertreibung dargestellten innern und äußern Eigenschaften dieses Christentumes, welche den Grundthatsachen des orientalischen Ursprunges und der afrikanischen Abgeschlossenheit von aller geistigen Bewegung der übrigen Christenheit entfließen.



Ein Negermischling aus Ostafrika (wahrscheinlich der Somaliküste). Vorderansicht.

Wohl hat Abessinien durch mehr als 1500 Jahre sein Christentum bewahrt, aber es nicht entwickelt. Es ist vielmehr aus der lebendigen hierher übertragenen Pflanze ein stehen gebliebenes und dadurch vielfach mißbildetes Gewächs geworden, an dem Blätter und Blüte, Wichtiges und Unwichtiges, Dogma und Disziplin gleiche Bedeutung erhalten haben, und welchem in hohem Grade die Fähigkeit verloren gegangen ist, das wirkliche Leben durch eignes Geistesleben zu durchdringen. Und hauptsächlich ist es ein isoliertes Ding im Leben dieses bunten Völkergemisches. Es hat nicht zum Boden eine hohe allgemeine Kultur, nicht zu Freunden oder Feinden, in jedem Falle zu Förderern die Künste und Wissenschaften. Es würde in der That eine interessante Studie sein, welche an diesem abessinischen Christentume das Schicksal des von den andern geistigen Mächten losgelösten Glaubens demonstrieren wollte; die Geschichte der Menschheit scheint wenigstens keinen andern gleich lehrreichen Fall dieser Art zu kennen. So erklären sich einmal der Formengeist, die Wichtigmachung von Gebräuchen und äußern Werken, die wahnsinnig konsequente Unterscheidung von Rein und Unrein, die Beschneidung, all das Hängen am Buchstaben, wie es, als Ausfluß echt orientalisch-kurzsichtiger, pharisäisch-judäischer Denkweise, schon Paulus geißelt. So erklärt sich aber auch der häufig wiederkehrende Anklang an europäische mittelalterliche Zustände in der Kirche, weil eben der allgemeine Kulturstand Abessiniens unserm Mittelalter so viel näher

steht als unsrer Gegenwart. Der Mangel theologischer und mehr noch sonstiger Wissenschaft, der Überfluß an Mönchen voll Unordnung und Unsittlichkeit, lockere Eheverhältnisse, bis an Polygamie hinreichend, freche Simonie, Verkauf der Sakramente, übermäßig viele Festtage, endloses, aber oberflächliches Fasten und Büßen, abergläubischer Kreuzes- und Bilderdienst, Überwuchern der Heiligenverehrung sind ebensoviel herabdrückende Gewichte. Dem allem schließen sich als von der Kirche mindestens nicht verpönt, sondern in den meisten Fällen selbst geglaubt und geübt die abergläubischsten Gebräuche, wie Weissagung, Traumdeuterei, Hexerei und böse Künste, an. Zum Beweise, wie ganz die Bibel ein totes Wort, das nur ebenso leblose, hohle Gedanken umranken, führt Krapf eine abessinische Schrifterklärung oder vielmehr Allegorisierung an, nämlich die Erklärung von Matth. 8, 28. Wenn es heißt: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester", so sind unter den Füchsen die Laien, hauptsächlich die weltlichen Obrigkeiten gemeint, welche Eigentum und Besitz haben; die Priester sind die Vögel, welche im Gebete gen Himmel fliegen; auch sie haben noch Besitz und Reichtum, aber des Menschen Sohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlegt, d. h. die heiligen Mönche besitzen nichts auf Erden, denn sie sind die Engel Gottes in der Welt. Fügt man nun noch hinzu, daß Kirchengüter sich in den Händen der Fürsten befinden, die dieselben in Massen anhäufen, freilich auch darüber zu gunsten ihrer Anhänger verfügen, daß das Priestertum sich nach altägyptischer Weise in den Familien vom Vater zum Sohne forterbt, daß das Mönchs- und Nonnentum dem Nichtsthun frönt, dafür aber um so entsittlichter und fanatischer ist, daß die abessinische Kirche sowohl ihren Dienern als auch ihren Bekennern traditionell nur ein sehr geringes Maß von Bildung nötig erachtet, so wird man verstehen, wie arm an Kultur trotz seines Christentumes dies Abessinien zu sein vermag. Und eins, worauf wir schon hinwiesen, ist schließlich auch hier nicht zu übersehen. Das ist der unsinnige, echt semitische Stolz, übrigens das Erbteil aller Halbkultur, der der Belehrung sich zäh verschließt, und welchen genährt zu haben vielleicht sogar eine dem Christentume als Nachteil anzurechnende Wirkung ist.


Ein Negermischling aus Ostafrika. Seitenansicht.

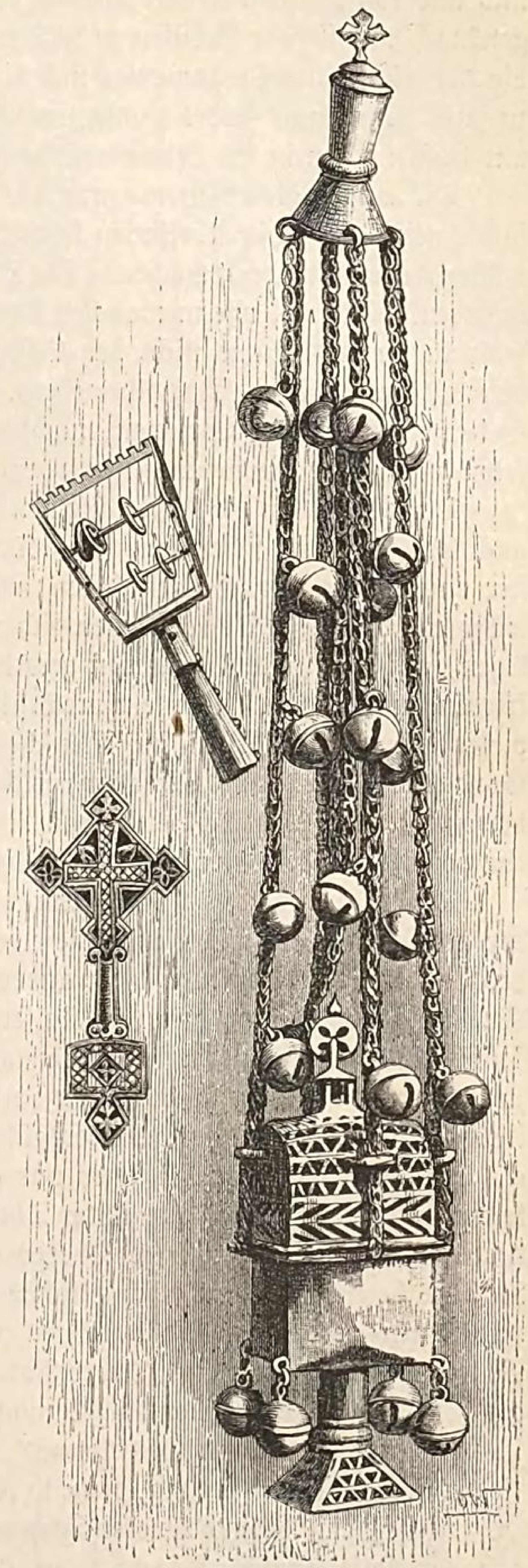
Die Geschichte der religiösen Bewegungen, die den heutigen sehr merkwürdigen Zustand in diesem Lande schufen, ist kurz folgende: Im Jahre 330, als Athanasius Patriarch von Alexandria war, kam ein christlicher Kaufmann aus Tyros nach Abessinien, dessen beide Söhne, Frumentius und Ädesius, nach seinem Tode als Gefangene vor den

König des Landes geführt wurden, dessen Gunst, wie wir es in der neuern Missionsgeschichte häufig wiederfinden, nicht nur die christliche Frömmigkeit gewann, von der sie erfüllt waren, sondern auch ihre Kenntnisse jeder Art. Die Witwe des Königs blieb ihnen, als dieser gestorben war, nicht minder zugethan, und unter ihrer Begünstigung vermochten die beiden Glaubensboten das Christentum so rasch auszubreiten, daß Frumentius selbst als erster Bischof von Abessinien durch den alexandrinischen Patriarchen eingesetzt werden konnte und in kurzer Frist zahlreiche Kirchen des neuen Gottesdienstes erstanden. Die Verbindung mit den Christen Ägyptens war von dieser Zeit an eine innige, und die Abessinier teilen deshalb auch mit den Kopten den Glauben an die Einheit der Natur Christi, welcher als Lehre der Monophysiten eine so große und verhängnisvolle Rolle in der Geschichte des ägyptischen Christentumes spielt, und noch heute wird der Oberpriester der abessinischen Kirche aus den Reihen der koptischen Mönche genommen. Als aber dieses vom Islam überschwemmt ward, zerriß fast alle Verbindung dieser beiden afrikanischen Schwesterkirchen, und das abessinische Christentum sank in ein geschichtsloses Dunkel, aus welchem es erst in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters sagenhaft wieder hervorzuleuchten begann. Sichere Nachricht über dasselbe brachten erst jene Sendboten, die König Johann II. von Portugal am Ende des 15. Jahrhunderts nach dem fernen christlichen Reiche sandte. Pedro Cavilham war der erste, welcher Abessinien mit diesem Zwecke erreichte, und nun folgten im Laufe des 16. Jahrhunderts häufige portugiesische Gesandtschaften, und mehrmals wurden sie durch abessinische erwidert, welche Lissabon erreichten. Abessinische Herrscher suchten damals die Unterstützung Portugals und Roms im Kampfe mit den mohammedanischen Galla. Ein gewisser Bermudez nahm sogar eine Zeitlang die einflußreiche Stellung eines Patriarchen (Abuna) der abessinischen Kirche ein, bis sein Versuch gelegentlich der Unterstützung der Abessinier gegen die Galla durch einige hundert Portugiesen, die Bekehrung der Abessinier zum römischen Christentume zu bewirken, ihn stürzte. Ebenso vergeblich waren spätere Versuche der Jesuiten, die Abessinier zu bekehren. Im Gegenteile hatten dieselben auch hier nur den Erfolg, den europäischen Einfluß überhaupt durch allzu großen Eifer zu kompromittieren, mit dem sie nicht nur ihre Form des Christentumes, sondern auch ihren Einfluß in den innern Angelegenheiten des Landes zur Geltung zu bringen suchten. Ein merkwürdiger Zufall ließ die 1560 abberufenen Jesuiten nach Japan senden, wo sie, ähnlich wie in Abessinien, nach anfänglichen vielversprechenden Erfolgen zuletzt die Sache der abendländischen Zivilisation mit ihrer eignen zu jähem Sturze brachten. Nach mancherlei Wechselfällen, in denen in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts es noch einmal den Jesuiten gelungen war, äußerlich den Hof und die von ihm Abhängigen zu katholisieren und den Katholizismus so der Form nach zur Staatsreligion von Abessinien zu machen, sah sich der ihnen zuerst ganz ergebene König Susneus 1632 nach den heftigsten Bürgerkriegen gezwungen, den alten Glauben in aller Form wieder in sein geschichtliches Recht einzusetzen. Es schloß damit ein groß angelegter Missionsversuch, der, „was die Größe der angewandten Mittel, des Ehrgeizes und der Grausamkeit anbetrifft, sich mit keinem andern vergleichen kann, von dem die Geschichte uns berichtet". Die spätern Versuche sind klein und zersplittert geblieben, sowohl die der Katholiken als der Protestanten, und nur noch einmal tritt die christliche Mission in den Vordergrund der abessinischen Geschichte, aber diesmal passiv: in der Gefangenhaltung der Missionare unter Theodoros, welche zum Feldzuge von 1868 führte.

Die solcher Wurzel entsprossene und durch solche Schicksale gegangene abessinische Kirche steht der orthodoxen syrischen Kirche in ihren Lehren am nächsten. Sie hat es unter allen Umständen verstanden, tiefe Wurzel im Volke zu schlagen, welches die Erhaltung seiner Unabhängigkeit wohl noch mehr der innigen Verflechtung aller seiner Interessen mit dem

Christentume als der abweisenden und schützenden Natur des Landes zu danken hat. Auch an Breite der Basis fehlt es der abessinischen Kirche nicht, die Tausende (nach Heuglin 12,000) von Geistlichen in unzähligen Kirchen und Klöstern umschließt, einen großen Teil des besten Bodens besitzt, Anspruch auf ausgiebige Fronleistungen der Bauern erhebt und durch äußerlichen Pomp und Geheimthun dem Volke imponiert.

Dem abessinischen Gottesdienste fehlt es nicht an Pracht, wenn sie auch manchmal etwas durchlöchert und verschlissen erscheint. Bei den Prozessionen werden über den angesehensten Priestern Schirme aus Samt getragen. Sie selber aber schwingen, je nach der Art der Feier, welche begangen wird, Rauchfässer und Klingeln oder halten hohe krückenförmige Stöcke oder Stäbe mit griechischen Kreuzen in der einen, ägyptische Rasseln, Sanasel genannt (zweizinkige, oben durch Querstäbchen geschlossene Gabeln, an welchen mehrere Ringe angebracht sind, von Salt und nach ihm von andern für Schlüssel gehalten, welche die Priester in Nachahmung des Schlüssels Petri tragen sollten, s. nebenstehende Abbildung), in der andern, und während sie ihren geheulartigen Gesang mit Rasseln begleiten, schlagen andre auf große Trommeln, die in reichen Kirchen ebenfalls aus Silberblech gearbeitet sind. Wie es schon Jakob Wormbser in seiner Wallfahrt zum Heiligen Grabe im Jahre 1609 beschreibt: „Sie haben zwo Heertrummen und zwo Hölzer mit eisernen Ringen und schlagen die Trummen, und mit den Hölzern rasseln sie die ganze Nacht und singen und tanzen dazu“. Höhere Priester tragen auch Meßgewänder von Brokat, welche, gleich den kostbarern unter diesen Geräten, aus bessern Zeiten stammen. Endlich tragen sie auch wohl um den Hals an einer Schnur eins von jenen heiligen Büchern, in welchen die Phantasie abendländischer Reisenden oft den größten, vielleicht ungeahnt reichen Schatz der abessinischen Kirchen vermutete, bis man bei näherer Ansicht bemerkte, daß nichts auf Urzeiten des Christentumes Zurückgehendes in diesen mit fingerlangen äthiopischen Lettern geschriebenen und reich mit Bildern verzierten Pergamenten, ebensowenig wie wichtige historische Daten in den Chroniken der abessinischen Herrscher enthalten sind. Man fand vielmehr diese unvollständig und geistverlassen, während man in jenen kaum viel mehr als die oft genug dazu noch mißverstandene Übertragung alexandrinisch-griechischer, theologisch-asketischer Schriften erkannte. Durch Feuersbrünste, die in Abessinien sehr häufig,



Abessinische Kirchengeräte. (Nach G. Rohlfs.) Vgl. auch Text, S. 235.

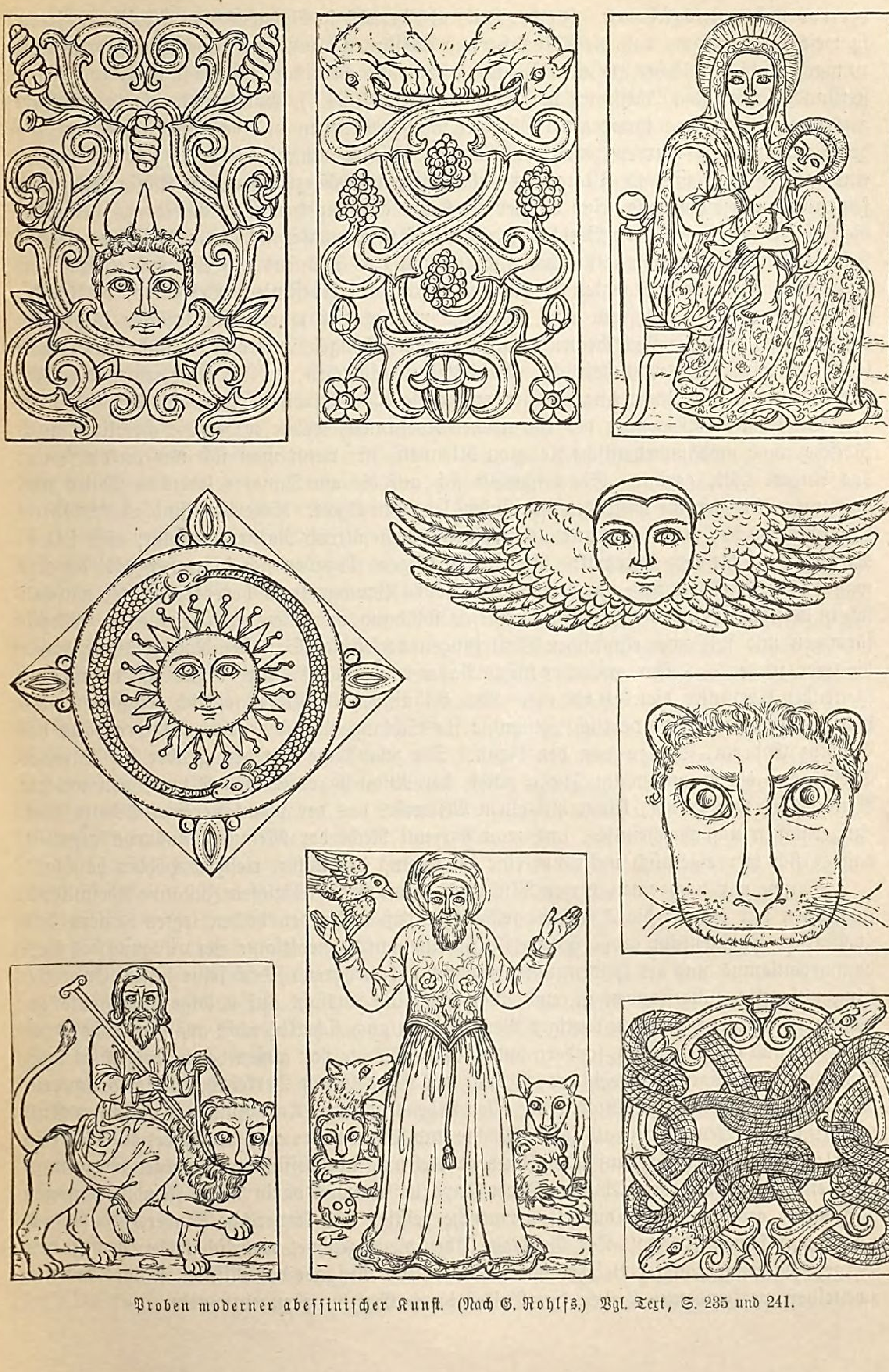
und durch Diebstahl ist vieles der Art, was in kalligraphischer Beziehung, durch Größe des Pergamentes, Reichtum des Einbandes und dergleichen von Wert war, abhanden gekommen, und andres ist in den Kellerverstecken verdorben. Kostbare Bücher werden an Schnüren aufgehängt, um sie vor Mäusen zu schützen. Übrigens scheinen gleich andern Industrien auch die Herstellung des Pergamentes und die Schreibkunst im heutigen Abessinien zurückgegangen zu sein, denn man findet wenig neue Bücher von der Größe und Schönheit der alten. Die mit heißen Eisen in die Ledereinbände gepreßten Verzierungen sind oft nicht ohne Geschmack.

Die eingehegten Räume um die Kirchen werden als Friedhöfe benutzt, aber seltsamerweise gibt es in Abessinien keine Grabdenkmäler, so daß diese Umgebungen eher einen wüsten, öden Eindruck machen. Die Hütten der Priester pflegen in dieser Umhegung sich zu befinden. Auch wo, wie in manchen Teilen der Hochebene, die Baumlosigkeit absolut herrscht, fehlt in diesem Raume nicht der Schatten einiger alter Bäume, und wären es auch nur düstere, aufstrebende Wacholderzedern. Aus diesen öden Grabstätten werden jedoch die Gebeine angesehener Personen, nachdem sie 50 Jahre in der Erde gelegen, in die Kirche selbst verbracht, wo sie in jenen vorhin genannten, bemalten Holzsärgen bestattet werden.

Der Raum um die Kirche gilt als heiliger Ort, wohin niemand verfolgt werden und wo auch lebloser Besitz sicher sein soll. Daher findet man denn in den Wohnungen der Priester eine Masse von Habseligkeiten andrer, welche diese hier besser als bei sich geschützt wähnen. Aber die Diebe scheuen sich nicht, Feuer an die heiligen Hütten der Priester zu legen, um die aus den Flammen geretteten Dinge entwenden zu können, ohne den Gottesfrieden zu verletzen. Ein entsprechender Lohn des Buchstabenglaubens! Das Asylrecht dieser Räume ist indessen für Menschen selbst in den Bürgerkriegen geachtet worden. In Gondar besitzt das ganze Quartier, welches das Haupt der abessinischen Christen, der Etscheghe, bewohnt, dieses Asylrecht, und als Rüppell dort weilte, benutzte dieses Recht ungestört ein politischer Freibeuter mit 50 Spießgesellen, der sonst der Schrecken dieser Provinz war.

Die Stellung des Königtumes zum Priestertume ist in den verschiedenen Perioden der abessinischen Geschichte nicht dieselbe geblieben. Im allgemeinen zeigen sich die Zustände des Landes auf der einen wie der andern Seite der Entwickelung fester Machtstellungen nach der Analogie von Papsttum und Kaisertum nicht günstig, wie ja überhaupt die ganze abessinische Kultur der dauerhaften, fest umgrenzten Entwickelungen enträt, weil sie selbst zu seicht, zu lückenhaft ist. Da außerdem die Interessen des Staates und der Kirche nach außen hin identisch in der Bekämpfung Andersgläubiger gesucht werden, so ist viel eher ein Zusammen- als Entgegenwirken der weltlichen und geistlichen Macht geboten, und es sind mehr Zufälligkeiten, wenn die Kirche, wie unter Theodoros, sich auf die Seite einer dem Herrscher feindlichen Partei stellte. Gerade Theodoros machte mit derartigen Versuchen kurzen Prozeß. Rohlfs bezeichnet es als geschichtlichen Vorgang, daß der vor öffentlicher Versammlung vom Abuna für verdammt und vogelfrei erklärte Kaiser Theodor eine Pistole auf den Abuna richtete mit den Worten: „Lieber Vater, gib mir deinen Segen!" Der Abuna hatte angesichts der ihm drohenden Kugel nichts Eiligeres zu thun, als seinen Segen zu erteilen. „Diese Inderhandhabung des Abuna", setzt Rohlfs hinzu, „ist ein großer Vorteil für den Negus oder dessen Regierung, denn in Abessinien ist Negus und Regierung ein und dasselbe."

Auf diesem Boden des vereinigten religiösen, politischen und nationalen Interesses wächst ganz von selbst ein Fanatismus auf, dem als treibende Kraft im geschichtlichen Leben Abessiniens nichts andres an die Seite zu setzen ist. Mit der ganzen Leidenschaft und Grausamkeit des Halbzivilisierten wird das Schwert um des Kreuzes willen geschwungen. Die abessinische Geschichte hat daher mehr als eine an die Monophysitenverfolgungen Ägyptens erinnernde Episode. So entfesselten die Versuche der Portugiesen und später der Jesuiten, das römische Christentum in Abessinien mehr oder weniger gewaltthätig einzuführen, einen Fanatismus,



Proben moderner abessinischer Kunst. (Nach G. Rohlfs.) Vgl. Text, S. 235 und 241.

der vor nichts zurückschreckte. In der Zeit, als der König Susneus von Abessinien jenen so weit entgegenkam, daß die Katholisierung Abessiniens äußerlich die größten Fortschritte zu machen schien, als den Jesuiten Paläste gebaut und Seminare für die jungen, zum Priesterstande bestimmten Abessinier übergeben wurden (1624 f.), wüteten die blutigsten Bürgerkriege zwischen den ihrem alten Glauben Treugebliebenen und den Übergetretenen. In der Provinz Tigré wurden damals massenhaft Priester ermordet, die es gewagt hatten, eine katholische Messe am Altare einer abessinischen Kirche zu lesen, der König selbst ließ seinen Schwiegersohn und seine Tochter als Ketzer aufhängen u. s. f. Allerdings bemerken die Jesuiten selbst in ihren Berichten, daß ein ähnlicher Eifer sich niemals früher gezeigt habe, und preisen den unnatürlichen Fanatismus des Susneus als ein wahres Wunder. Zum religiösen und nationalen Gegensatze — sind doch Abessiniens Erbfeinde, die Galla, Mohammedaner — tritt nun noch ein kaum minder tief wurzelnder sozialer Gegensatz. Nicht allein, daß alle Nichtchristen gewissen Beschränkungen unterworfen sind, kann man sogar von einer Art wirtschaftlicher Arbeitsteilung sprechen, da im allgemeinen die Mohammedaner in Abessinien eine fleißigere und anstelligere Bevölkerung als die Christen sind.

Die Zahl der Bewohner des eigentlichen Abessinien, welche weder die christliche, noch jüdische, noch mohammedanische Religion bekennen, ist, wenn man sich nur an die Form, das Äußere hält, gering. Sie beschränkt sich auf die am Tanasee lebenden Waito und auf einen Teil der im westlichen Abessinien lebenden Agau. Außerdem sind aber heidnische Gebräuche, wenn auch nur als vereinzelte Reste älterer Naturverehrung, nicht selten. Rüppell erzählt von Haremat: „Frauen der Gegend begaben sich in großer Zahl an eine wasserreiche Quelle, welche unter einer der schönen Baumgruppen hervorsprudelte, wuschen sich in derselben Hände und Füße und warfen sich dann vor einem grob behauenen, würfelförmigen und mit zwei elliptischen Vertiefungen versehenen Sandsteinblocke einigemal auf die Erde nieder". Leider erfuhr er nichts Näheres über diese Sitte, außer daß die ihn begleitenden Abessinier dieselbe als einen Rest heidnischer Abgötterei sogleich erkannten. So haben andre Beobachter deutliche Zeugnisse für Schlangendienst gegeben, Pearce aus der Provinz Enderta, Bruce von den Agau. Die zehntägige Verehrung aber des Sternes Sirius auf einem mitten im Flusse nächst der Nilquelle errichteten Altare, von welcher ebenfalls Bruce spricht, klingt mit allem Beiwerke, das der phantasiereiche Schotte gibt, einigermaßen unwahrscheinlich, und man hat mit Recht der Meinung Ausdruck gegeben, daß es sich hier eigentlich mehr um eine Verehrung der nahen riesigen Höhlen handle.

Werfen wir noch einen kurzen Blick rückwärts auf die religiösen Zustände Abessiniens, so werden wir einmal die Thatsache festhalten, daß unter den beiden letzten Kaisern das abessinische Christentum große äußere Fortschritte durch gewaltsame Verdrängung des Mohammedanismus und des Heidentumes gemacht hat, während jedoch seine innere Entwickelung wesentlich stillgestanden ist, und auch gar keine Aussicht auf baldige Fortschritte gewährt, die übrigens nach den dortigen Verhältnissen auch sicherlich nicht aus dem Schoße der Kirche heraus sich entwickeln, sondern durch soziale Mächte von außen her herbeigeführt werden müssen. Steigender Wohlstand, Hebung des Handels und Verkehrs, infolge andauernden Friedens gesteigerte Thätigkeit auf allen Lebensgebieten, Aneignung der westlichen Kulturfortschritte erkennen wir als solche Mächte und finden daher ganz begründet den Rat von Rohlfs: „Man verzichte auf jede Glaubensbekehrung in Abessinien. Dagegen pflege man aufs eifrigste die Kindererziehung. Jeder Unparteiische wird darin nichts Feindliches gegen Missionare erblicken. Nur durch systematische geistige und körperliche Kindererziehung erreicht man seinen Zweck." Die Geschichte Abessiniens zeichnet wahrlich lesbar genug das Vergebliche aufgedrängter Bekehrungen. Die einzige Aufgabe der Mission ist klar: die unzweifelhaft vorhandenen Gaben des Volkes durch Erziehung zu entwickeln.

Das Kaisertum Abessiniens ist herkömmlich ganz auf die Persönlichkeit des Kaisers gestellt. Zwar hat dieser seine Ratgeber und damit seine Schranken, aber das Volk erwartet alles von ihm und duldet alles von ihm. Nur unter wenigen sehr kräftigen Herrschern ist es die machtvolle Institution gewesen, auf die sein Name Anspruch macht. Das Bild eines Herrschers, der in dieser Beziehung zu einer Zeit das Ideal eines Negus war, mag die Schilderung der Herrscherthätigkeit des Theodoros von der Hand seines europäischen Freundes entwerfen: „Vom frühsten Tagesgrauen an bis spät in die Nacht war der Negus sowohl in Rechts- und Administrationssachen als durch Kriegsrat und religiöse Funktionen in Anspruch genommen. Alle Regierungsgeschäfte besorgte er selbst. Dutzende von Bittstellern versammeln sich lange vor Sonnenaufgang vor der Kette der Leibwachen, die sein Zelt umgeben, und rufen: Abet-Abet! oder Djan-hoi! (Herr, Herr! höre uns!). Vom Lager aus antwortet der König, erhebt sich, hört Begehren und Klagen an, urteilt und teilt Gnaden und Geschenke aus. Dann langen Rapporte und Boten an, die Patrouillen liefern etwaige nächtliche Ruhestörer, Diebe oder Spione ein, Prozeß und Exekution folgen ohne viele Redensarten und Umstände auf der Stelle.“ Gerade die Laufbahn dieser hervorragendern Natur unter den abessinischen Kaisern lehrt das am letzten Ende Fruchtlose dieser energischen Herrscherthätigkeit unter Verhältnissen, wo Schlaffheit oder Despotismus die beiden Methoden des Herrschens darstellen, unter denen der Regent zu wählen hat. Dem abessinischen Kaisertume ist die Möglichkeit der stetigen Entwickelung des Volkes verschlossen, da der Kulturboden fehlt; in seinem Wesen tritt derselbe Mangel an Zusammenfassung und Konsequenz zu Tage, welcher in jeder Äußerung dieser Kultur erscheint. Seit der Abdankung des Kaisers Tekla Haimanot (1778) bis 1833 saßen nicht weniger als 14 verschiedene Fürsten 22mal als Kaiser in Gondar auf dem Throne. Diese Zahl mag genügen, um den Mangel an Stabilität in dieser Institution zu bezeichnen, welche in beständigem Kampfe mit den Statthaltern und Kleinfürsten liegt. Nach altem Herkommen wird der Kaiser von den sogenannten Großbeamten des Reiches aus einer einzigen alten Fürstenfamilie gewählt und ernennt die Statthalter der Provinzen. Das gab ein politisches Spiel von wechselseitigem Geben und Nehmen, in welchem notwendig immer ein Teil den andern von sich abhängig zu machen strebt. In einem verkehrslosen Lande wie Abessinien war die Abhängigkeit der Statthalter Fiktion, wenn sie nicht den Willen hatten, abhängig zu sein. Dazu war es lange Zeit Politik der abessinischen Kaiser gewesen, die mächtigsten unter ihnen zu entzweien, indem sie eifersüchtige Kämpfe zwischen ihnen wachriefen. Dies mochte einzelne schwächen, andre aber wurden dadurch nur um so stärker. Schon zu Bruces Zeit hatte Tigré, diese wichtige Provinz, einen fast unabhängigen Statthalter, der in siegreichen Kämpfen nicht etwa mit dem Kaiser, sondern mit andern Statthaltern sich behauptete, und man kann sagen, daß sie von da an eine Geschichte für sich hatte, oder, weiter greifend, daß die Geschichte Abessiniens überhaupt in die Geschichte seiner Statthalter und Provinzen zerfiel. Die Einschiebung der Galla zwischen Abessinien und Schoa vollendete diesen Zustand; letzteres war längere Zeit vollkommen vom Hauptlande getrennt, was insofern kein Nachteil war, als es in den unruhigen Zeiten seit 1870 einer verhältnismäßigen Ruhe sich erfreute. Dabei war der Kaiser in Gondar zu einem Schatten herabgewürdigt. Jeder Statthalter nahm das Recht in Anspruch, Gegenkaiser zu ernennen und den ihm mißfälligen Thronbesitzer zur Abdankung zu zwingen. Ja, zu Rüppells Zeit war selbst das Einkommen dieses Schattenfürsten so gemindert, daß es nicht mehr als 300 Speziesthaler, den Betrag der Kopfsteuer der Mohammedaner von Gondar, betrug. Dieser Reisende gibt folgendes Bild der Geschichte Abessiniens im Jahre 1833: „Ganz Tigré war eine Beute der Anarchie und des Bürgerkrieges. In Adowa machte ein Sohn des Nebrida Aram von Axum die willkürlichsten Erpressungen;

Serrafel, ein Enkel Ras Michaels, des einst durch seine Siege unabhängigen Herrschers von Tigré, pflanzte die Fahne des Bürgerkrieges in der Provinz Schiré auf; Dedeatsch Woldo Rafael kämpfte um den Besitz der Landschaft Enderta; wegen der Provinz Agamé befehdeten sich zwei Söhne des kurz vorher geschlagenen und hingerichteten Usurpators von Tigré, Sabagadis; endlich waren zwei Aspiranten auf den Besitz der Provinz Temben aufgetreten: überall Bürgerkrieg, Plünderung und Verheerung, ein durchaus gesetzloser Zustand." So konnte denn bei der Audienz, welche dieser Reisende im darauf folgenden Jahre in Gondar hatte, der damalige Kaiser klagen, daß derjenige, welcher jetzt den Titel eines Kaisers von Abessinien trage, sozusagen gar nichts mehr von der Macht und dem Ansehen besitze, welche in früherer Zeit den Thron der Kaiser, seiner Vorfahren, umgeben hätten, und daß die traurige Lage, in welche die Kaiser von Abessinien gebracht seien, ihm nicht einmal erlaube, sich den Fremden, die seine Hauptstadt besuchten, auf wirksam thätige Weise gefällig zu zeigen. Den Seufzern, die der Kaiser über den Verfall seiner Würde ausstieß, entsprach der ärmliche Charakter seiner Umgebung, die Verfallenheit des Palastes, die Kahlheit der Räume, die er bewohnte. Um den Stand des Kaisertumes in dieser Zeit zu bezeichnen, genüge es, hinzuzufügen, daß zugleich der Sohn des vorhergehenden Kaisers, welcher seit dessen Absetzung mit seinen Getreuen förmlich Straßenraub trieb, in dem Asyle der Wohnung des zweiten abessinischen Kirchenhauptes zu Gondar ungestraft sich aufhielt. Und dieser Kaiser fiel denn auch, nachdem er noch nicht ein Jahr auf dem Throne gesessen, und trotz der Geduld, mit der er sich vom Kampfe der Parteien fern gehalten hatte. In die Unmöglichkeit versetzt, mit seinen 300 Speziesthalern den Hofhalt zu führen, und aller andern Hilfsquellen, mit Ausnahme vielleicht einiger Strafgelder, beraubt, hatte er den Versuch gemacht, einen Teil der Kircheneinkünfte für sich zu beanspruchen, aber damit die Geistlichkeit derart erbittert, daß diese die Kirchen schloß und einen der Statthalter veranlaßte, den Kaiser abzusetzen: „Ras Ali schickte sofort einen seiner Offiziere mit dem Befehle nach Gondar, daß der Kaiser sofort das Schloß verlasse und die Krone niederlege, für welche er bei seiner Rückkehr von dem Kriegszuge nach Godjam einen Würdigern ernennen werde; und diesem Befehle ward ohne die mindeste Widersetzlichkeit Folge geleistet". (Rüppell.) Ras Ali wies seinem Kaiser ein kleines Dorf am Tanasee zum Wohnsitze und dessen Einkünfte zum Unterhalte an. Dieser Kaiser, Saglu Denghel mit Namen, hatte in Summa 4½ Monate regiert, und man begreift, daß nach seiner Absetzung das Bedürfnis eines neuen Herrschers so gering war, daß längere Zeit hindurch gar keiner ernannt wurde.

Unter diesen Umständen war natürlich von einer Zentralverwaltung des Reiches nicht mehr die Rede, denn jeder Statthalter verwaltet seine Provinz, d. h. er saugt sie aus. Einmal schuldet ihm jeder Bodenbesitzer ein Zehntel des Ertrages als Grundsteuer, aber außer dieser fordert er auch noch eine unbestimmte Viehsteuer an Ochsen und Schafen, oft auch noch Butter und Honig. Dazu kommt die Verköstigung der reisenden Großen und ihrer Gäste, auch sonstiger Reisenden. „Für jeden unsrer Leute", schreibt Heuglin aus Südabessinien, „hatten wir das Recht, eine gewisse Quantität Speisen im Nachtquartiere anzusprechen, die auch eingebornen Reisenden meistens gewährt wird, vorausgesetzt, daß sie vor Untergang der Sonne anlangen. Hat man einen königlichen Geleitsmann, oder ist der Reisende ein höherer Beamter des Landes oder vom Könige mit einem seidenen Hemde belehnt, so müssen die Brote ohne allen Anstand pünktlich und zeitig vom Schum verabfolgt werden, widrigen Falls dem Reisenden die Befugnis zusteht, sich selbst Recht zu verschaffen und eine fette Kuh von den Herden wegzunehmen und zu schlachten!" Endlich nimmt er Zölle vom Handel, die, in der Regel in kursfähigen Baumwollenstoffen erhoben, die einzige direkte Geldquelle der Regierung darstellen. Dazu kommen dann noch ausnahmsweise Steuern, wie z. B. Kopfsteuern der Mohammedaner und Juden. Allein wenn ein

Statthalter Geld braucht, konfisziert er soviel Vermögen wie nötig, ebenso wie seine Beamten und Soldaten nehmen, wo sie finden. In kriegerischen Zeiten, wie sie nun seit Jahrzehnten herrschen, verdient die abessinische Regierung den Namen eines Raubsystemes.

Aus der Klasse der Statthalter-Kleinfürsten ist denn auch die Erneuerung des abessinischen Kaisertumes hervorgegangen, indem Fürst Kasa von Sana, der zusammen mit dem vorhin genannten Ubié Ras Ali bekriegt hatte, nach der Niederwerfung des letztern auch seinen frühern Alliierten besiegte. Ein Reichstag in Gondar, welcher 1853 vom Abuna, dem ersten Adel des Landes, einigen Mitgliedern der alten Königsfamilien und Kasa selbst beschickt ward, suchte vergebens Frieden zu stiften. Kasa war zuletzt der einzige mächtige, überall siegreiche der abessinischen Fürsten, und so war es eine Notwendigkeit, daß er trotz eines frühern Kirchenbannes 1855 als Theodoros zum Kaiser gekrönt ward.

Die ganze Episode seines Emporkommens, seiner Herrschaft und seines Sturzes, welche noch in aller Gedenken, zeigte deutlicher als alles andre den prätorianerhaften Charakter, der fast alles stempelt, was neuere abessinische Geschichte genannt werden kann. Vom einfachen Soldaten hatte er sich im Laufe der Bürgerkriege zum Kaiser aufgeschwungen, und als er sich 1855 in Gondar die alte Krone aufs Haupt setzte, konnten die Abessinier glauben, es werde endlich dem Streite ein Ziel gesetzt sein. Statt dessen begann nun erst die Epoche der Kämpfe, und Theodoros zeigte sich vor allem als Soldat und als Freund des Soldaten, und das Größte und Gefürchtetste an ihm waren seine Waffenansammlungen, seine Eilmärsche und Überraschungen, sein persönliches Auskundschaften der Feinde, nicht zuletzt sein verwegener Mut. Kurz, er war ein Soldatenkaiser und Gewalt sein Werkzeug. Seine Anschläge waren demgemäß gewaltsamer Natur:



Abessinisches Staatssiegel. (Nach G. Rohlfs.)

den Islam auszurotten, die Juden zu taufen, die Grenze Abessiniens vom Roten Meere bis zum Nil auszubreiten. „Theodoros will das Land durch Schreck und Blut reformieren", schrieb noch 1863 Munzinger, der damals ein großes Maß von Bewunderung für den Kaiser hatte. Aber er mußte hinzufügen: „Es gibt keine angesehene Familie in Abessinien, die nicht verwaist wäre. Wie viele Fürsten starben den langsamen Tod der Missethäter! Glücklich jene, die auf dem Schlachtfelde als Männer fielen. Die alten Beherrscher des Volkes liegen auf den Bergfesten gefangen." Trotz der vielen Tausende, die Theodoros hinmordete, trotz der eisernen Faust, mit der seine räuberische Armee die Provinz umklammerte, in der er gerade sich befand, hörten die Empörungen nicht auf, das Land mit Bürgerkrieg zu überziehen. Während Theodoros im Süden sich gegen die mohammedanischen Galla abmühte, ließ sich in Tigré Negussie als Fürst anerkennen und beherrschte vermöge einer zahlreichen Armee halb Abessinien, nahm Geret aus altfürstlichem Blute einen sekundären Thron in Dembea ein und trotzte in Godscham der rechtmäßige Herr dieser Provinz, gestützt auf seine zahlreichen, von Natur und durch Kunst befestigten Burgen. Fast alle diese Nebenfürsten fielen zu irgend einer Zeit oft weniger vor den Waffen als dem Massendrucke des mit Frauen und Kindern auf Hunderttausende sich belaufenden, einem Heuschreckenschwarme ähnlich das Land verwüstenden Heeres des Kaisers. Als ganz Abessinien mit der Zeit zur Wüste gemacht war, war es dann bekanntlich auch wieder eine Art von Ausbruch des kriegerischen Wahnsinnes dieses

übermütigen Soldaten, der ihn dazu führte, Europäer in Ketten zu legen, bis sie sich bereit erklärten, Kanonen zu gießen, und der ihm endlich die Expedition der Engländer von 1868 und den seines Lebens würdigen Untergang unter den Trümmern von Magdala bereitete.

Auch der jetzige Kaiser, Johannes, ist vom Oberhaupte der Provinz Tigré, als welcher er nicht einmal eigentlicher Dedschadsch oder Provinzialstatthalter war, durch glückliche Kämpfe, nicht zuletzt allerdings auch durch Unterstützung der Engländer 1868 so hoch gestiegen, daß er sich 1872 in Axum zum Kaiser krönen lassen konnte. In derselben Zeit repräsentierte Schoa die friedlichere Seite des abessinischen Herrschertumes. Auch hier ist der König der einzige Herr und Meister des Landes, dem Leib und Leben und Gut der Unterthanen gehören, der aber mild regiert, die Einnahmen des Reiches, die hauptsächlich durch hohe Zölle und Eintreibung der Naturalien von den Ackerbauern gewonnen werden, verständig verwendet. Der König hatte hier keine stehende Armee, sondern nur einige hundert Knechte, die mit Flinten bewaffnet waren. Im Kriege mußte jeder Gouverneur sein Kontingent stellen, und das ganze Heer konnte dann 30—50,000 Mann betragen, von denen etwa 1000 Mann mit Flinten, die andern mit Spieß, Schild und Schwert bewaffnet waren. Dazu gehören ferner gewisse Grenzvölker, die, wie es im Sudan Herkommen, eine Art von Militärgrenze bilden. Die Tschatscha, Adabai und Dschamma bilden in Schoa einen natürlichen Damm gegen die Überfälle der Galla von Süden her, welche daher nie das schoanische Reich ganz bezwingen oder auch nur überschwemmen konnten, besonders nachdem der König Sahela Selassie Angolala gegründet hatte an einer Stelle, wo die Galla etwa noch hätten hereinbrechen können. Die Schoaner haben überhaupt den Ruf guter Krieger. Als vorzüglich gilt, nach Heuglin, die Kavallerie der Schoaner; in ihre schwarzen Wollmäntel gehüllt, auf leichten, kräftigen, unbeschlagenen Pferden, deren Kopfzeug mit Metallplatten geziert ist, machen sie schon äußerlich einen guten Eindruck. Sie führen meist nur kurze, breite Säbelmesser und die Lanze, die nachlässig auf der Schulter liegt. Friedlichen Überlieferungen getreu, unterwarf sich der bis dahin selbständige König Menelek von Schoa, als 1879 Kaiser Johannes gegen ihn auszog, und wurde als Unterkönig von jenem bestätigt, der überhaupt eine menschlichere Behandlung seiner Gegner eingeführt hat, als sie sonst in Abessinien üblich war.

Die kriegerischen Zustände dieser Jahrzehnte haben die Armee zur Hauptsorge der abessinischen Fürsten gemacht, und wenn in derselben ein Grund von Stabilität läge, würde diese Thatsache mit größter Freude zu begrüßen sein, da ja Abessinien seiner Lage nach stets ein kriegerischer Staat gewesen ist und sein wird. Leider ist aber auch die Armee ein sehr unvollkommenes Werkzeug. Unter Theodoros, als sie am stärksten war, schätzte Heuglin dieselbe auf 150,000, Steudner auf 100,000 Köpfe. Zu den 100,000 oder 150,000 Köpfen gehören aber die Frauen, Diener, Knechte und Waffenträger der Großen, ja selbst mancher Soldat wird von seinem Knechte und einem Mädchen, bisweilen sogar von seinen Kindern begleitet. Außerdem sind in dieser Ziffer inbegriffen ein großer Teil der Geistlichkeit mit ihren Anhängseln und die Gefangenen. Wenn daher die Zahl der Streitbaren auf 50,000 angenommen wird, so ist dies gewiß eher zu viel als zu wenig gesagt. Die englische Expedition von 1868, welche diese Armee zertrümmerte, war auf der andern Seite von der größten Wichtigkeit für die Neuschaffung derselben; denn Fürst Kassai von Tigré, der heutige Negus, erhielt als Alliierter der Engländer von denselben eine ganze Armeeausrüstung, welche ihn befähigte, gegen seinen Gegner Gobesie von Lasta rasche Siege zu gewinnen und später über die Ägypter in einer Weise zu triumphieren, welche das allgemeine Urteil über die Kriegstüchtigkeit der Abessinier entschieden gehoben hat. Darum muß man sich aber von dem Zustande dieser Armee keine zu hohe Vorstellung machen. Rohlfs, der sie noch 1881 sah, meint: „Man darf keineswegs glauben, daß die Soldaten Abessiniens irgend einen Vergleich mit unsern regelmäßigen Armeen aushalten. Bei weitem nicht einmal

mit den ägyptischen, vielleicht nicht einmal mit den marokkanischen Truppen. Der abessinische Söldling bekommt nie Sold, der Offizier nie Zahlung. Die Soldaten sind wie die Zivilpersonen gekleidet. Um die Schultern ein Schaf- oder Ziegenfell mit über 1/2 m langen Fransen, oft auch statt dessen ein Löwen- oder Pantherfell für die besonders Tapfern: das ist der Schmuck der Soldaten. Endlich ein langer, krummer Säbel an der rechten Seite. So ausstaffiert kommt der abessinische Soldat daher. Stolz blickt er auf jeden hernieder: ihm gehört das Land, für ihn muß der Bauer arbeiten. Er selbst arbeitet nie, auch der geringste Soldat rührt nichts an, um etwa seinen Unterhalt zu erwerben." Bei dem gewaltigen Trosse einer solchen Armee ist dieselbe für das Land eine große Last, sie nimmt weite Gebiete fast ganz in Anspruch, absorbiert also nicht nur die Arbeit von vielen Tausenden, sondern auch den Boden. Wie Asmara, wo der Ras Alula mit der Grenzarmee zu lagern pflegt, so ist heute Debra Tabor, vollends Gafat und Samara, ein fast nur von Soldaten und Hofbeamten bewohnter Distrikt. Es gibt allerdings einige kleine Hüttenansammlungen, wo auch Bürger und Bauern wohnen, aber alle diese stehen doch als Käufer oder Verkäufer in irgend einem Verhältnisse zur Armee. Gesellt sich noch der Kaiser mit seinem nach Tausenden zählenden Hofstaate dazu, so ist das ein kleines Volk für sich, dessen Bewegung eine Völkerwanderung, die zur Instabilität der Verhältnisse das Ihre beiträgt. Wie wahr lassen die Kriegsbilder, in denen Heuglin und die Theodoros begleitenden deutschen Missionare die Züge des Kaisers und seiner Armee schilderten, Bilder von Ereignissen, welche nur 20 Jahre hinter uns liegen, die vor 300 Jahren von den Portugiesen gemachte Bemerkung erscheinen, der Kaiser von Abessinien habe kein festes Heim, sondern ziehe in zahlreichen Zelten mit einem Trosse von 50,000 und mehr umher! Und wie läßt es scharf den afrikanisch-nomadischen Grundzug und damit die Wurzelarmut der Kultur in diesen Landen hervortreten!

Nächst dem Schutze der Grenze und der Einheit des Reiches liegen die Rechtspflege und die Erhaltung der öffentlichen Ordnung der Form nach dem Kaiser ob. Zum Zwecke der erstern hält derselbe allwöchentlich einige jedem Bürger zugängliche öffentliche Audienzen in seinem Palaste, wo er, umgeben von den gerade in der Stadt anwesenden Likaonten, sich die Klagen und Verteidigungen vortragen läßt, die Zeugen verhört, um darauf sich mit den Likaonten zu beraten und seinen Richterspruch zu geben. Der Kaiser spricht jedoch nicht selbst mit den Parteien, denn es herrscht am abessinischen Hofe seit uralten Zeiten die Sitte, daß der König nicht direkt spricht, sondern nur durch Vermittelung einer vertrauten Person, die der Mund (Af) des Negus heißt. Fremde bedürfen außer diesem Af noch eines Einführers bei Hofe. In den dreißiger Jahren, wo der abessinische Kaiser auf der tiefsten Stufe der Ohnmacht angekommen war, stellte sein Urteil oft genug nichts mehr als ein Gutachten dar, weil für die Ausführung desselben kaum Organe vorhanden waren. Der Walie, dem es obliegt, mit seinen Soldaten die Richtersprüche auszuführen, hat hingegen bei machtvollen Herrschern wie Theodoros keine kleine Blutarbeit. Aber in allen kleinern Rechtsfragen ist die Bestechung der mit der Ausführung der Urteile Betrauten in größtem Maße üblich, und der Mangel irgend welcher Organisation der Rechtspflege macht es besonders in der Provinz unmöglich, jedem Urteile Geltung zu verschaffen. In der That helfen sich denn die Parteien oft genug selbst, indem sie übereinkommen, ihre Angelegenheit vor einen von beiden für gerecht und rechtskundig bekannten Likaonten zu bringen und dessen Urteil gelten zu lassen. In verwickelten Fällen wendet man sich an das Gesetzbuch Oheta Negust, d. h. Richtschnur der Herrscher, welches nach einigen unter Konstantin dem Großen durch die Kirchenväter des Konzils von Nicäa zusammengetragen, nach andern aber eine durch einen deutschen protestantischen Missionar des 17. Jahrhunderts, Peter Heyling aus Lübeck, veranstaltete Übertragung der Institutionen

des Justinian sein soll. Welches aber auch der Ursprung dieses Gesetzbuches, sicher ist, daß seine Abschriften durch auseinander gehende Interpolationen weit verschieden sind, was seinem Werte als Gesetzbuch natürlich Eintrag thun muß. Es scheint denn in der That nur als letztes Mittel in Anwendung gebracht zu werden. Und im allgemeinen zeigt wenigstens die Geschichte Abessiniens in den letzten Jahrzehnten, daß die Rechtspflege hauptsächlich von dem jeweiligen Gewalthaber abhängt. Vor Theodoros gab es selbst in Gondar fast keine andre Justiz als die durch freiwilliges Vertrauen der Parteien getragene Rechtsprechung einiger angesehener Männer, denen aber natürlich nicht die Autorität des Gesetzes beiwohnte. Die Kaisermacht war nur ein Schatten, und ebenso wie sie lag das Recht im Sterben. Als aber Theodoros das Zepter oder vielmehr das Schwert mit starker Hand ergriff, fielen Hekatomben von Verurteilten oft wegen der kleinsten Vergehen. Und so arbeitet das Schwert der Gerechtigkeit, von den Statthaltern und Kleinfürsten der Provinzen gehandhabt, auch im Lande mit derselben Unregelmäßigkeit wie in der Hauptstadt. Dort wird nach alter Sitte auf einer Anhöhe unter freiem Himmel Recht gesprochen, wobei die Ältesten, die Ortsvorsteher und andre Würdenträger assistieren. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe mündlich vor, wobei die Umstehenden sich nicht enthalten, mit lauter Stimme ihre Bemerkungen über das Vorgetragene zu machen, und überhaupt manchmal dem Vorgange nur eine geringe Würde gewahrt wird. Nach längerer Diskussion befiehlt endlich der Richter Schweigen und gibt seinen Urteilsspruch.

Die besonders in unserm Jahrhunderte nur immer gewachsene Rechtlosigkeit hat einige Sitten gezeitigt, durch welche das Volk sich selbst zu helfen sucht, so z. B. das Anknüpfen einer verdächtigen Person an eine aus der klagenden Partei, wodurch jene sich verbindet, nicht vor Entscheidung der Klage sich zu entfernen. Thut sie es doch, so gilt dies als Eingeständnis der Schuld. Ja, zeitweilig bestanden förmliche Sonderbünde zum Zwecke der Selbsthilfe, wie z. B. in einem größern Teile der Provinz Hamazen, welcher an Agamé grenzt und unter den Abessiniern den besondern Namen Akalokasai führt. Derselbe bildete in den dreißiger Jahren mit seinen verschiedenen Ortschaften eine Föderativrepublik, deren sämtliche Bewohner sich zu Schutz und Trutz verbündet erachteten, ihre Streitigkeiten durch eigne Schiedsrichter entscheiden ließen, ihre Ortsvorstände unabhängig wählten und sogar manchmal mit Erfolg das Steueraversum von 2000 Speziesthalern verweigerten, die sie als Preis ihrer Unabhängigkeit dem Statthalter von Adaua schuldig waren.

Solche faustrechtliche Zustände werden begreiflich, wenn man sich erinnert, daß dem Wesen der Halbkultur die Neigung zur Oligarchie in einem weiten Sinne notwendig innewohnt und zwar zur Oligarchie nicht nur in dem Sinne, daß wenige regieren, sondern daß auch deren Regierung sich in Wahrheit nur auf wenige erstreckt. Es sind die Hohen, die Mächtigen des weltlichen wie des geistlichen Standes, welche hauptsächlich sich gegenseitig regieren, d. h. einander überwachen, helfen, bedrücken, verdrängen. Darin besteht sicherlich ein großer Teil dessen, was sonst Verwaltung wäre. Jüngst erst schrieb ein guter Kenner des Landes: „Um den gemeinen Mann kümmert sich kein Mensch; der einigermaßen Bekannte, Vornehme oder Reiche ist dagegen in allen seinen Bewegungen beaufsichtigt und muß zu größern Reisen oder Unternehmungen immer eine besondere Erlaubnis erhalten“. Daher auch die Verkennung der wahren Interessen des arbeitenden Volkes auf wirtschaftlichem Gebiete, die Unterschätzung oder selbst Erschwerung der Arbeit und alles Ähnliche. Das Geheimnis dieser Verhältnisse liegt nicht nur in den Traditionen, sondern auch in dem Mangel eines Verständnisses von hinreichender Tiefe, um sich Rechenschaft von dem wahren Grunde der Größe eines Volkes geben zu können. Hier ist Besserung nur von der Kontaktwirkung der Zivilisation zu erwarten.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse eines Volkes sind wohl selten von einer Religion so wenig tief berührt worden wie diejenigen der Abessinier, welche im Gegenteile

eins der merkwürdigsten Beispiele dafür bieten, daß eine Religion hohen Ursprunges mit einem geringen Maße von eigentlichen Kulturelementen ausgestattet sein kann. Den einzigen Punkt, wo dieselbe einen wesentlichen starken Unterschied der Abessinier von ihren andersgläubigen Nachbarn bewirkt hat, werden wir in der Milderung der Sklaverei bei jenen erstern anzuerkennen haben. Daß dagegen in andern Beziehungen die Mohammedaner und vielleicht selbst die Juden sich günstig von ihren christlichen Landsleuten abheben, bemerkten wir schon früher. Die relative Geringfügigkeit der gesellschaftlichen Unterschiede unter den Abessiniern muß man großenteils andern Umständen zuschreiben. Wiewohl der ausgleichenden Wirkung einer nach vielen Tausenden zählenden, aus dem Volke hervorgehenden Priesterschaft natürlich hierin etwas Rechnung zu tragen ist, so sind doch Halbkultur, Unwissenheit, Armut, der Druck derselben beschränkenden, beengenden Verhältnisse noch viel mehr im nivellierenden Sinne wirksam. Nicht obgleich, sondern weil ein frühmittelalterlicher Zug durch diese Bevölkerung geht, sind Soldat, Kaufmann, Grundbesitzer, Ackersmann gleich geachtet. Da sie so ziemlich gleich rechtlos sind, können sie auch ein nicht weit verschiedenes Maß von Rechten haben. Es gibt fast keinen Unterschied der Bildung, und daher können auch Herr und Diener auf freundschaftlichem Fuße stehen. Die Thatsache der dünnen Bevölkerung auf im ganzen günstigem Boden läßt große Besitzungleichheiten gar nicht zu. Und dazu kommt nun als allerdings hervorragend wirksame Ursache die eigne Art, wie die Sklaverei hier vertreten ist.

Die Sklaverei ist in Abessinien in einer so milden Form vorhanden, daß man behaupten kann, viele Sklaven würden erheblich besser behandelt als gewöhnliche einheimische Diener der freigebornen Klasse. Höchst selten, daß sie eine harte Züchtigung erleiden; es ist schon viel, wenn sie an den Füßen gefesselt werden. Zwar ist es nicht richtig, daß, wie Gobat und andre berichtet haben, die abessinischen Christen sich nicht am Sklavenhandel beteiligten, so daß sie ihre eignen Sklaven nicht verkaufen, sondern nur schenkungsweise abtreten; allerdings sollten die abessinischen Christen keinen Sklavenhandel treiben, aber sie umgehen dieses Gebot, indem sie sich für diesen Handel heimlich mit Mohammedanern vergesellschaften und ihre Sklaven nicht am Orte, sondern durch einen Dritten an einem andern Platze verkaufen lassen. So gibt es allerdings an vielen Orten des Innern keine Sklavenmärkte, aber dafür wird dieser Handel in Gondar, Adowa und andern Plätzen schwunghaft betrieben. Ihrem Ursprunge nach sind die Sklaven entweder durch Kriegsgefangenschaft oder Raub um ihre Freiheit gebrachte Abessinier, oder es sind Schangalla-Takasseh aus den nördlich an Abessinien stoßenden Ländern, oder eigentliche Galla aus dem Süden, oder endlich Neger, die aus dem Südwesten über Fazogl und Sennar eingeführt sind und kurzweg Schangalla genannt werden. Immer aber ist ihre Behandlung eine auffallend milde, und daß die Anforderung an ihre Arbeitskraft keine übertriebene sein wird, versteht sich bei einem so wenig arbeitenden Volke von selbst.

Die Kirche regelt oder vielmehr gliedert in etwas den Lebensgang der Abessinier, indem sie dem Knaben am 40., dem Mädchen am 80. Tage nach der Geburt die Taufe gibt. Sie besorgt später die Firmung gegen eine kleine Abgabe. Die Beschneidung, der beide Geschlechter unterworfen werden, ist aber wohl nicht kirchlich, sondern ein alter Volksgebrauch, ebenso die Feste beim Eintritte der Mannbarkeit, von welcher Munzinger sagt: „Der Knabe wird in allen diesen Ländern (Äthiopiens) im 18. Jahre mannbar und das Mädchen im 16., oft etwas früher, ungefähr wie bei uns in Europa. Ausnahmen sind keine Regel. Die Leute hier und überall lieben sich jünger zu geben, als sie sind. Die Großjährigkeit des Knaben wird mit einer gewissen Feier begangen, die Schingalet heißt. Die gelegenste Zeit dazu ist ein Donnerstag oder Samstag um Weihnachten. Der angehende Mann wählt sich mehrere Genossen und kommt vor Tagesanbruch vor das Haus

seines mütterlichen Onkels, der ihm die Vorderkopfhaare rasiert, ihm seinen Segen gibt und mit einer Lanze und einer jungen Kuh beschenkt. Von da zieht der junge Mann mit seinen Genossen bei allen Verwandten und Bekannten im Lande herum, und jeder gibt eine Gabe nach Lust und Vermögen. Die Feier dauert sieben Tage. Von dieser Zeit an wird der junge Mann rechtsfähig und Bürger. Diese Sitte ist den Völkern von Massaua bis zum Takkasseh gemein. Der junge Mann läßt sich fortan die Haare wachsen und frisiert sich nach Art der erwachsenen Männer."

Die Ehe wird nicht immer kirchlich geschlossen. Zustimmung der beiderseitigen Eltern macht auch unkirchliche Ehen gültig. Geschieht es doch, so ist sie mit dem Genusse des Abendmahles verbunden, was aber die Ehe selbst in keiner Weise heiliger macht. Praktisch herrscht die Polygamie in Abessinien vor. Die vollständige Nichtigkeit des Ehebegriffes bei diesen Leuten lehrt folgende von Rüppell erzählte Geschichte: „Getana Meriam (einer der bedeutendsten und geachtetsten Großhändler von Gondar, in dessen Begleitung und teilweise unter dessen Schutze der Erzähler von Massaua nach Gondar kam) hatte auf seiner Abwärtsreise nach Massaua es in Ategerat für nützlich erachtet, irgend eine Verwandte des Debschatsch Sabagadis zu heiraten, ein junges Mädchen, welche er bei seiner Abreise bei ihren Angehörigen zurückließ mit der Versicherung, sie bei der Rückkehr mit nach Gondar zu nehmen. Sein einziger Zweck bei dieser Heirat, der neunzehnten, welche er öffentlich und mit Wissen und Zustimmung der Eltern, also nach abessinischer Weise ehelich, einging, war die bessere Sicherheit seiner Person und seines Eigentumes gewesen. Denn da die Blutrache oberstes Gesetz, gibt es keinen bessern Schutz für den einzelnen als eine möglichst ausgebreitete und mächtige Verwandtschaft. Als aber nun dieser vorsichtige Mann desselben Weges zurückkehrte, hatten sich die Verhältnisse dahin geändert, daß Sabagadis' Familie in Tigré nicht mehr zu Einfluß gelangen zu können schien, und daher schien ihm der Zweck der Verehelichung verfehlt; er wollte nun trotz aller Vorstellungen der Eltern nichts von seiner jungen Gattin wissen und sie nicht mitnehmen, obwohl gegen ihr Wesen und ihre Aufführung gar nichts zu sagen war. So verständigte er sich, als verhältnismäßig anständiger Mann, mit ihren Eltern dahin, daß er 3 Speziesthaler zahlte, womit denn das Geschäft wieder aufgelöst war!"

---

12. Der Sudan[1] und die Sudanvölker. Allgemeines.

„Auch die Völkerbewegungen Zentralafrikas haben ihre Geschichte, und nur indem sie in das Gesamtgebilde der Geschichte der Menschheit eintreten, kann das letztere sich dem Abschlusse nähern" Barth.

Inhalt: Der Sudan als Südufer des großen nordafrikanischen Völkermeeres, über welches hinaus die Wogen der Völkerzüge nach Innerafrika hineinschlagen. — Beispiele moderner Völkerwanderungen in dieser Region: die Fulbe, die Araber. — Geschichte der Aulad Soliman. — Allen Staatengründungen des Sudan gehen Wanderungen voran. — Ausgangspunkte dieser Wanderungen. — Eingreifen des Islam und dessen zivilisatorische Rolle im Sudan.

Ein Blick auf die Länder am Südrande der Sahara zeigt eine Reihe von miteinander abwechselnden Hoch- und Tieflandschaften, die von der atlantischen Küste zwischen dem Äquator und dem 20. Grade bis zum Nil hinüberziehen. Man bezeichnet ihre Gesamtheit mit dem Namen Sudan, welcher keinen geographischen Begriff, sondern die ganze

[1] Das Wort Sudan wird vom arabischen assud, schwarz, abgeleitet, das auf die Dunkelheit der Bewohner sich beziehen soll. Welches seine ursprüngliche Begrenzung war, dürfte schwer zu sagen sein. Heute wenden es die Araber südlich von der Sahara gewöhnlich nur auf die Nigerländer ausschließlich Timbuktus an, während man in Ägypten sogar Nubien in den Begriff Sudan (ägyptischer Sudan!) hereinzieht.

Mannigfaltigkeit der mittelafrikanischen Landschaften in jenem Gürtel umfaßt. Die Hochländer gruppieren sich um die Kong-Gruppe westlich vom Niger, um das Sokotogebirge zwischen Niger und Tsadsee, um das Hochland von Darfur zwischen Tsadsee und Nil und um das abessinische Hochland. Die Einsenkungen des Niger, Tsadsee und Nil trennen sie voneinander. Das Ansteigen der Sahara zu jenen Hochländern wie ihr Abfall zu diesen Einsenkungen geschieht unvermittelt, so daß von einer orographischen Grenze keine Rede ist. Diese Grenze ist vielmehr klimatisch und pflanzengeographisch zu bestimmen. Gehen wir, von Westen beginnend, diesen Gürtel durch, so steigen wir in Oberguinea zwischen Senegal und Niger über zwei- bis dreifache Küstenterrassen, deren unterste 150—300 m hoch ist, während die des Hochlandes in gebirgsartiger Gliederung 30—40 geographische Meilen landeinwärts sich zu 600 m erhebt, worüber noch in dem von den Mandingo als Kong, d. h. Gebirge, bezeichneten Teile Gipfel bis 1355 m und im Quellgebiete des Senegal und Gambia wohl selbst über 2000 m ansteigen. Nach Süden und Osten fällt diese breite Bodenschwelle als hügeliges Plateau gegen den Guineabusen und den Niger ab. Nur die Sierra Leone tritt steil an das Meer vor, das sonst in dieser ganzen Zone sich fast überall nur in sumpfigen, schwer zugänglichen Tieflandküsten mit dem Lande berührt.

Jenseit des Nigerthales, welches bis zum 15. Grade steilwandig in das Hochland eingesenkt ist, zieht dieselbe Bodenschwelle als großenteils einförmige Hochebene, die nur im Lande Sokoto sich gegen 2000 m bergig erhebt, gegen die Tsadniederung, im Süden, gegen das innerafrikanische Hochland, durch den Benue begrenzt, dessen flaches, tief eingeschnittenes Thal sich in niedrigem Niveau so nahe an die westlichen Scharizuflüsse hinzieht, daß nach neuern Angaben die Wasserscheide fast verwischt und der Eröffnung eines direkten Kanalweges auf dem Benue in das Herz des Sudan eine breite Möglichkeit eröffnet ist.

Wiederum steigt man aus der Senke, in welcher der Tsadsee bei 270 m gelegen ist, während sie nach Nordosten sich in der Landschaft Bodele sogar bis auf 160 m erniedrigt, über langsam sich erhebende Bodenschwellen nach den Gebirgen von Wadai und Darfur, welche zu mäßiger relativer Höhe sich auf den Plateaus von 400 bis 600 m erheben. Die beträchtlichste Spitze dürfte hier im Dschebel Marra bei 1800 m gesucht werden. Ebenso allmählich wie der Anstieg ist von dieser Wasserscheide zwischen Tsadsee und Nil der Abstieg nach Osten, welcher in Kordofan über ein welliges Plateau, durch eine der ausgeprägtesten Savannenlandschaften Afrikas führt, in welcher z. B. auf dem Wege von Chartum nach El Obeid selbst Hügel von 20 m allbeachtete Landmarken bilden. Dieses 300—400 m hohe Plateau setzt sich auch jenseit des Nilthales in den Landschaften von Kassala und Berber fort, bis man den Vorbergen des Hochlandes von Abessinien sich nähert. Indem diese Landschaften den Übergang von der dürren Wüste zu dem regenreichern Innerafrika bilden, ist eine mäßige Menge von Feuchtigkeit ihr hervortretendes Charakteristikum. Die Regenzeit fehlt nicht, tritt sogar häufig in zwei schwach getrennten Abschnitten auf; aber sie ist zwischen den viel dauerhaftern und entschiedener ausgesprochenen Trockenzeiten gleichsam eingeengt. Letztere beginnen im Oktober oder November und dauern bis Mai oder Juni, so daß in der Regel nur ein Drittel des Jahres für jene übrigbleibt. Zwar ist die Regenmenge manchmal eine sehr bedeutende, wie besonders im Nigerlande und im Tsadgebiete, wo die vielen trocknen Flußbetten plötzlich von gewaltigen Wassermengen erbrausen, so daß der Verkehr ernstlich gestört wird, und wo die See- und Sumpfniederungen sich so rasch mit Wasser füllen, daß das Leben der Menschen gefährdet wird. Aber diese Wasserfülle geht rasch vorüber, und manche Seen liegen sehr bald trocken, nachdem der Nordost helle Luft und klaren Himmel gebracht. Die Geographie dieser Regionen verzeichnet manche Täuschung, welche die ephemeren Seen vorspiegelten. Eduard Vogels Tuburisee, nach seinen Worten „ein großer, prachtvoller Landsee von wenigstens 200 englischen

Meilen Länge", gehört, wie Petermann schon 1857 nachwies, zu diesen tropischen Überschwemmungsseen, von welchen oft in der trocknen Zeit kaum ein Sumpf mehr übrigbleibt. Und wahrscheinlich haben kein realeres Dasein jene Verbindungen zwischen Tsadsee- und Benuebecken, denen Barth eine so große Bedeutung für die kommerzielle Erschließung Afrikas beimaß, und von denen noch neuerdings (1882) Flegel in Adamaua hörte. So gern man im Interesse dieser Länder und ihrer Völker daran glauben möchte, so wahrscheinlich ist es, daß sie in dieselbe Gattung von Erscheinungen gehören wie der Tuburisee oder wie die ephemeren Steppenseen östlich vom Tsadsee. Nur ein Kanal wird einst dieser Verbindung Dauer gewähren und aus derselben dauernden Nutzen ziehen können. Schon Denham deutete übrigens eine Verbindung zwischen „Kwora" und Schari auf seiner Karte von 1826 an, und auch Petermann gab 1857 der Meinung Ausdruck, daß es während der Überschwemmungen der Regenzeit möglicherweise thunlich sein könnte, vom Benue in den Serbenel und aus diesem in den Tsadsee zu gelangen.

Nur drei große und dauernd fließende Gewässer, welche den Charakter ganzer Landschaften bestimmen, umschließt dieses weite Gebiet: Niger, Benue und Schari. Jene erstern gehören nur etwa in dem Sinne zusammen wie Ganges und Brahmaputra: sie treffen in ihrem untern Laufe zusammen und suchen nun in gemeinsamem Bette ihren Weg nach dem Meerbusen von Guinea; aber im Ober- und Mittellaufe gehören sie grundverschiedenen Landschaften an, denn wenn der Niger im Westen entspringt, um in seinem nach Norden gewandten Bogen den Südrand der Wüste zu bewässern, kommt der Benue aus regenreichen, echt zentralafrikanischen Regionen des Ostens und Südens hergeflossen. Jener erwirbt sich auf langem Laufe den Namen des „großen Stromes", Dscholiba (Mandingo) und Goubbi (Haussa), nachdem er Gegenden durchflossen hat, in welchen er sehr wenig Zufluß empfängt. Dieser macht einen viel kürzern Weg, der ihn aber durch wasserreichere Gegenden führt, so daß er als der mächtigere erscheint, wo er mit jenem sich vereinigt. Beide sind schiffbar, der Niger von Timbuktu, der Benue von Wukari abwärts, aber nicht ohne Hindernisse und Unterbrechungen, die teilweise wohl von der geringen Zahl der von Norden und Osten kommenden Zuflüsse bedingt sind. Der Niger erfährt aber eine seeartige Ausbreitung zwischen Rabba und Idda, wo er voll schöner Inseln, ein breites, ruhiges Gewässer, von zahlreichen Schiffen belebt, erscheint. Hier ist der Glanzpunkt seines Laufes, und nun wird er immer breiter und mächtiger; von hier an sind auch seine Zuflüsse beständig wasserreiche Adern, und er streift den Steppen- und Wüstencharakter völlig ab.

Auch die Zuflüsse des Tsadsees zeigen diesen zwiespältigen Charakter, der der Grenzlage zwischen Wüste und Regengebiet entspricht. Der See selbst liegt in der Zone der einmaligen Sommerregen oder, was dasselbe ausspricht, in der Steppenregion des Nordsudan, in welcher der Passat der Wüste fast das ganze Jahr hindurch die herrschende Strömung ist, welche nur im Sommer (von Ende Juni bis Anfang Oktober) durch regenbringenden West und Südwest unterbrochen wird. Man hat in diesen wohl einen Monsun zu sehen, der vom Meerbusen von Guinea hereinweht. Da aber der See seine Zuflüsse aus Westen, Süden und Südosten empfängt, also aus viel regenreichern und zugleich zu verschiedenen Zeiten regenreichen Regionen, wird sein Wasserstand durch sehr verschiedene Faktoren beeinflußt. Der größte Zufluß, der Schari, bringt den größten Wasserreichtum im September und Oktober, den geringsten im Frühling. Der Unterschied zwischen beiden ist so groß, daß in der Trockenheit der Schari selbst in der Nähe der Mündung überschritten werden kann, wogegen in der Zeit des höchsten Standes er sogar seine stellenweise 5 m hohen Ufer überflutet. Von den übrigen Zuflüssen ist nur der Komadugu, welcher aus den östlichen Haussastaaten kommt, von Bedeutung. Er stellt aber nur für kurze Zeit einen ansehnlichen Strom dar, der mit Fahrzeugen überschritten werden muß, während Nachtigal

ihn im Anfange der Regenzeit trocknen Fußes passierte, da er ganz in Tümpel aufgelöst war. Gleich ihm sind auch alle kleinern Zuflüsse des Tsadsees in der Trockenzeit keine vollen Flüsse, sondern Fiumaren, und in der Schätzung über die dem Tsadsee zugeführten Wassermengen, einschließlich des Regens, welche Nachtigal versucht, fallen dem Schari volle drei Fünftel der auf 100 Kubik-Kilometer geschätzten jährlichen Zufuhr zu. Wenn man mit ihm für die Verdunstung 70 Kubik-Kilometer annimmt, so bleiben 30 Kubik-Kilometer übrig, welche der Tsadsee zur Speisung des Bodenwassers von Kanem, Egeï, Bodele und Süd-Borku durch den Bahr el Ghasal verbraucht, und man wird diese Zahl nicht zu hoch finden, wenn man hört, daß noch jetzt dieses trocken gelegte Thal in regenreichen Jahren sich 100 km weit in einen Fluß oder vielmehr einen Arm des Sees verwandelt. Die Thatsache ist für einen beträchtlichen Teil des mittlern Sudan von geradezu entscheidender Bedeutung, die Kultur dieser Region ist aufs tiefste von dieser Ausbreitung der Seegewässer, vorzüglich nach Osten und Westen, beeinflußt. Im Bahr el Ghasal findet ohne jede Frage ein unmerklicher Abfluß des jetzigen Sees statt, der auch zur vollen Genüge jene anscheinend so rätselhafte Thatsache der Salzlosigkeit des Tsadseewassers erklärt. „Jeder“, sagt Nachtigal, „der Tsadseewasser getrunken hat, weiß, daß dasselbe so süß ist, als Wasser überhaupt sein kann. Und dabei ist der Boden der ganzen Gegend reich an Salzen. Das Brunnenwasser in Kanem ist zuweilen brackig, das in Egeï und Bodele fast überall, und die kleinen Seen im Grunde vieler Kanemthäler enthalten mit wenigen Ausnahmen salziges Wasser. Die Ufer und Inseln des Tsadsees sind reich an Natron, das aus dem Boden gewonnen wird und den Gegenstand eines lebhaften Handels nach Westen zu bildet.“ So erhalten die tief gelegenen Länder, denen der Bahr el Ghasal den Überschuß des Tsadseewassers zuführt, also Bodele, Egeï &c., freilich nicht nur das überschüssige Wasser aus dem See, sondern mit demselben auch die salzigen Bestandteile, die jedes Jahr sich weiter anhäufen, bis sie den Boden bis zur Kulturunfähigkeit durchsalzen haben.

In der Tiefe einer flachen Mulde gelegen, deren Ränder verschieden hoch sind, und die nach Nordosten hin im Bahr el Ghasal und in den Tieflandschaften Bodele und Egeï eine trocken liegende Fortsetzung findet, sammelt der Tsadsee die Abflüsse der Landschaften Bornu, Baghirmi, eines Teiles von Darfur und der Länder im Süden Wadais. Es ist schwer, für die Größe des Sees eine runde Zahl zu geben, denn seine Oberfläche ist bei weitem nicht durchaus offenes Wasser, sondern nicht weniger als ungefähr ein Dritteil ist von einem Archipel von Inseln eingenommen, der zwar vorwiegend in den östlichen Teil zusammengedrängt ist, an dessen Stelle aber im Westen sumpfige, schilfige Ufer, weit in den See hineinziehend, die Feststellung der Grenze zwischen See und Land erschweren. Halten am zugespitzten Nordende auch dünenartige Bildungen, von deren Höhe man einen weitern Blick über den See gewinnt als von irgend einem Punkte des Westufers, den See fester begrenzt, so kann dafür am Kanemufer „von einem wirklichen See nicht mehr die Rede sein, sondern es handelt sich um eine Lagune, deren netzartig verzweigte Wasserzüge zeitweise ganz versiegen, zeitweise aber auch auf das für gewöhnlich trockne Terrain der Nachbarschaft übergreifen. Man spricht in dieser Gegend, wenn sich jemand nach einer der Inselortschaften erkundigt, nicht von der Lage derselben in einem See, sondern von der Anzahl der Wasserarme, welche man zu überschreiten hat, ehe man sie erreicht. Ähnlich scheint sich die östliche Hälfte des Südufers zwischen der Einmündungsstelle des Schari und dem Ausflusse des Bahr el Ghasal zu verhalten, so daß Leute, welche auf dem südlichen Wege von Kuka nach Kanem reisen, weil sie den häufig sehr unsichern Weg um den nördlichen Teil des Sees scheuen, sich, nachdem sie den Schari überschritten haben, nach Norden wenden und ihr Ziel erreichen, ohne das Bewußtsein zu haben, durch einen See gereist zu sein. Es werden dabei zahlreiche Wasserarme durchschnitten, doch dieselben können in

günstiger Jahreszeit fast alle von den Last- und Reittieren durchwatet werden." (Nachtigal.) Man versteht leicht, wie bei so unsicherer Abgrenzung gegen das Land, welche ihrerseits hauptsächlich von der geringen Tiefe abhängt, die Wasserhöhe und damit die Ausdehnung des Sees großen Veränderungen unterliegen. Die Ungleichheit der Wasserführung seiner Zuflüsse, welche natürlich folgt aus der Verschiedenheit der Klimaregionen, welche dieselben durchströmen, trägt, wie wir oben hervorhoben, das Ihre dazu bei, einen ungemein stark schwankenden Wasserstand zu den bezeichnenden Merkmalen des Tsadsees zu machen. Und wenn so der See selbst zu einer schwankenden, unberechenbaren Gestalt wird, nötigt er dann auch seinen Umwohnern einen amphibischen Charakter auf, die heute wandern, weil der See ihnen den Boden unter den Füßen wegnimmt, um morgen sich auf Neuland niederzulassen, welches er, sich zurückziehend, mit fruchtbarem Schlamme bedeckt ließ. So sind die Umwohner des Tsadsees bei den häufigen Niveauveränderungen dieses sumpfigen Binnenmeeres gezwungen, sich den wechselnden Wasserspiegeln häufiger anzupassen, als für die Kontinuität ihrer Kulturentwickelung gut ist. Als Eduard Vogel in Bornu war, wurde die Stadt Gurno, welche einige Meilen südöstlich von Kuka lag, von den Wellen verschlungen. Gleichzeitig kam eine Anzahl Buddúma, Inselbewohner des Tsadsees, nach Kuka, um vom Scheich die Erlaubnis zur Ansiedelung am Festlande zu erbitten, da eine der größten Inseln im Tsadsee von den Wellen verschlungen worden war. Zu Barths Zeit (1854) war südlich von Kuka der Boden einer großen fruchtbaren Ebene plötzlich eingesunken, wodurch „das Land die wunderbarsten Veränderungen (welche? jedenfalls keine den Bewohnern günstige!) erlitt".

Diese Landschaften, von denen schon heute gesagt wird, daß ihr Brunnenwasser fast überall brackig sei, werden mit der Zeit immer deutlicher als Salzpfannen wirken, die den Überschuß des Tsadseewassers konzentrieren. Es würde, beiläufig gesagt, von Interesse sein, zu wissen, inwiefern die ausgezeichnete Verwendbarkeit des Bodens dieser Länder für die Dattelzucht mit der Salzigkeit ihres Bodens zusammenhängt. Sicherlich ist wohl ihr Wiesenwuchs, der sie zu bevorzugten Tummelplätzen herdenreicher Nomaden macht, durch dieselbe gefördert. Und ein nicht geringer Teil des Verkehres der Sudanländer untereinander und zwischen den Sudanländern und den nördlich angrenzenden Gebieten führt auf solchen in ähnlichen Sammelbecken angehäuften Salzreichtum zurück. Bei der im übrigen großen Armut besonders des mittlern Sudan an handelsfähigen Waren kommt aber, wie wir noch öfters sehen werden, gerade dem Salzhandel eine ganz hervorragende Bedeutung zu, denn weite Striche sind salzlos. Von einem reichen Manne sagt man im Sudan sprichwörtlich: Er hat an Salz sich satt zu essen. Denn den gewöhnlichen Leuten scheint das Salz ein Leckerbissen zu sein, so schwer erhältlich, so kostbar ist es; beträchtliche Bevölkerungsansammlungen, große Verkehrswege hängen allein von ihm ab; es macht den Wohlstand weiter Bezirke aus und gibt gewissen Völkern eine Wichtigkeit, welche sie anders nicht beanspruchen dürften. Echte Salzseen sind die Seen von Fittri und von Abana, beide übrigens nur größere Repräsentanten einer sehr beträchtlichen Zahl von temporären Ansammlungen, welche außer der Regenzeit bis zu Sümpfen und Tümpeln herabsinken und gleichsam nur die gelegentlich und zufällig über die Erdoberfläche hervortretenden obersten Schichten eines durchgehenden Grundwassers sind, von dessen größerer oder geringerer Erreichbarkeit durch Brunnen, die z. B. in Darfur schon in weniger als 1 m Tiefe Wasser geben, die Kultur in den nördlichen Grenzgebieten der Sudansteppe großenteils abhängt.

Wir kommen noch einmal auf den Tsadsee zurück, der in mehr als bloß hydrographischem Sinne der Mittelpunkt des Sudan genannt werden darf. Von allen Seen Afrikas, die teilweise größer und viel wasserreicher sind, hat keiner solch lange dauerndes Interesse erweckt und solchen Ruhm erworben wie er, nach welchem die für die Kenntnis

des Herzens Afrikas wichtigsten Expeditionen in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts sich richteten, und von welchem später wichtige Vorstöße nach Westen, Süden und Osten unternommen wurden, und dem ferner, was viel wichtiger, wie man bei eindringenderer Kenntnis der Geschichte jener Länder immer besser erkannte, durch seine mittlere Lage zwischen den mittlern Nil- und den Nigerländern, zwischen der Sahara und dem äquatorialen Innern des Erdteiles eine hochbedeutsame Stellung in ältern und neuern Völkerbewegungen dieser Regionen zukommt. Weniger großartig erschien seine Natur, als man dieser näher trat, denn an Stelle eines großen Binnenmeeres fand man eine zwar ausgedehnte, aber in ihrer Ausdehnung ungemein schwankende, seichte Lache, welcher Barth nicht unzutreffend den Namen „Flußsack" beilegt; und es ist heute kaum zweifelhaft, daß selbst dies nur den Rest einer einst noch größern, über ein viel ausgedehnteres Gebiet als das heute vom Tsadsee bedeckte nach Osten reichenden Wasseransammlung darstellt. Aber wenn auch der Tsadsee kein Nyanza, kein Meer in dem Sinne des Ukerewe oder nur des Tanganikasees, so ist doch ein solches schwankendes Mittelding zwischen Sumpf und See, mitten in der Steppe, eine solche Ruine einstiger Größe, auch abgesehen von allem geographischen Interesse, ein Stück geschichtlicher Boden, der mit Bewußtsein seiner Bedeutung betreten werden soll.

Die Ausnutzung der bei aller Ungleichmäßigkeit immer bedeutenden Wassermassen der sudanesischen Gewässer für die Zwecke des Verkehres ist eine vergleichsweise sehr geringe. Die Schiffahrt ist auch bei den sonst fortgeschrittensten Völkern dieses Gebietes auf niederer Stufe, kaum höher stehend als bei andern Negervölkern. Außerdem gilt von allen diesen Wasseradern, was H. Barth vom Scharigebiete sagt: „Natürlich kann in einem so zerrissenen Lande wie dieses, wo jede kleine Gemeinde einen eignen, schroff gegen die Nachbarn abgegrenzten Staat bildet, wie im alten Latium und Hellas, kein großer Flußverkehr sein. . . . Das unermeßliche Feld, welches sich in diesen so fruchtbaren und von schiffbaren Strömen durchzogenen Ländern Zentralafrikas für die menschliche Thätigkeit eröffnet hat, muß bei solchen Lebensverhältnissen brach liegen."

Das Klima des Sudan ist der Übergang vom Wüstenklima zum echt äquatorialen, daher in sich selbst verschiedenartig, ohne scharf gegen das eine oder das andre abgesetzt zu sein. Ganz allgemein kann man aber sagen: So wie nach Norden die regelmäßig eintretenden Regenzeiten, bildet nach Süden die Einschränkung ebendieser Regenzeiten auf ein enges Maß die Grenze gegen diese beiden Nachbarklimate. Will man dieses Klima mit Einem Worte bezeichnen, so ist Steppenklima am wenigsten mißverständlich. Wir haben oben hervorgehoben, wie verschieden diese Anfangszeit und die Dauer des Regens in verschiedenen Teilen des Sudan sei. Indessen Sommerregen sind es immer. Die Regenzeit dauert in Bornu ungefähr 4 Monate, indem die eigentlichen Regen im Juni beginnen und bis Mitte oder Ende September anhalten. Die Temperatur um Sonnenaufgang zu dieser Zeit ist im Mittel 23°, um 3 Uhr nachmittags 34°, die relative Feuchtigkeit sehr hoch. Temperaturen von über 40° scheinen nie beobachtet zu sein. Die Bornuer nennen diese Jahreszeit „Ningeri", während derselben bebaut man die Felder und macht die hauptsächlichsten Ernten, denn die „Argum", ferner Reis, Bohnen 2c. reifen um diese Zeit. Bornu, wie überhaupt ganz Innerafrika, ist um diese Zeit ein Park; die Üppigkeit des Grüns, der Reichtum an Pflanzen, Blumen und Tierleben übertrifft alle Beschreibung. „Wenn man", sagt Rohlfs, „um diese Zeit Bornu aus der Vogelperspektive betrachten könnte, so müßte es als ein großes Meer, eins mit dem Tsadsee, erscheinen, vorausgesetzt, daß keine Waldungen vorhanden wären. In Wirklichkeit kann man dieses Meer nicht sehen, weil alles Ein Wald ist. Der Boden ist fast völlig horizontal, ohne jedes Steinchen," daher die Abwesenheit aller Rinnsale und Bäche und die gleichmäßige Inundation.

Die kurze Periode der Ernte, die Ende September und Anfang Oktober stattfindet, während welcher Zeit die überschwemmten Landstriche schon auftrocknen und die Pracht des frischen Grüns verlieren, nennen die Kanuri „Bigela". Während dieser Zeit säen sie indes noch „Massakua" und Weizen, die in der kalten Jahreszeit reifen. Die kalte Jahreszeit dauert von Oktober bis März; aber selbst im Dezember steht das Thermometer vor Sonnenaufgang kaum unter 16°. Des Nachts herrscht immer wie in der Wüste vollkommene Windstille. Die eigentlich heiße Jahreszeit währt von Anfang März bis Juni. Die ganze Natur, die schon im November und Dezember abzusterben anfängt, liegt dann wie tot, alle Insekten verschwinden, die Moskitos und Fliegen peinigen den Reisenden nicht mehr, selbst der Floh, der während der nassen Jahreszeit die Umgebung von Kuka für alle, deren Haut nicht gegen seinen Stich abgehärtet ist, zu einem unerträglichen Aufenthalte macht, ist dann wie durch Zauber verschwunden. Diese heiße Jahreszeit nennen die Kanuri „Be". Obgleich unerträglich für den Europäer, ist sie die gesündeste, und selten erkranken oder sterben Fremde während dieser Periode. Desto ungesunder sind Herbst und Regenzeit. Gegen die Kälte sind die Einheimischen sehr empfindlich, und sie beklagen sich schon über Frost, wenn das Thermometer unter 25° herabsinkt. Es ist bezeichnend, daß die Hauptbegrüßung der Kanuri darin besteht, sich nach der Haut zu erkundigen: „Uda tége" (Wie ist deine Haut?) ist bei ihnen so gewöhnlich wie bei uns das „Wie geht es dir?"

Wenn die reiche Entwickelung des geselligen Graswuchses gemeinsamer Grundzug innerafrikanischer Vegetation ist, welcher selbst das üppigste Urwaldwachstum der tropischen Tiefländer durchbricht, so darf man hier im Sudan, wo die Wüste durch den naturgemäßen Übergang der Steppe sich mit der reichern Vegetation des äquatorialen Afrika vermittelt, ein Vorwiegen dieser Disposition erwarten, wie sie eben der Steppennatur eigen zu sein pflegt. In der That ist der Sudan vor allem das Land der Savannen, der eigentliche Präriegürtel Afrikas, und zwar von dem spärlichen, in weit auseinander stehenden Büscheln zerstreuten Wuchse der saharischen Übergangslandschaft bis zu den Hochgräsern Senegambiens, die über Mannshöhe hinausreichen, und denjenigen Sennars, über deren Halme selbst die Giraffen nur den Kopf und ein kleines Stück Hals hervorstrecken. In Nubien findet man das 5—6 m hohe Abargras, das höchste unter den nicht holzigen Gräsern, und ebenda sind die kleinern Gräser so dicht, daß man ein „eng gesäetes, unermeßliches Kornfeld" vor sich zu haben glaubt. Aber diese Prärien sind nicht baumlos, ebensowenig wie die Wüste selbst; das üppigere Wachstum gewisser Wüstenbäume und -Sträucher bereitet den Übergang von dieser zu jener. Vor allem die zunehmende Vegetation der Siwakbüsche verleiht den Oasen einen frischern, üppigern Charakter, aber auch außerhalb der Oasen belebt sich der Sand- und Steinboden mit einer dichter werdenden Vegetation von der Wüste angehörigen Gräsern und Kräutern, die jetzt plötzlich aus den feuchten Rinnen und Senken herauskommen und weit sich ausbreiten. Mehr und mehr bereichert sich deren Zahl durch von Süden her einwandernde Gräser, stachlige und aromatische Kräuter, durch mannigfaltigere Sträucher und Bäume, unter denen die in der Wüste schon vertretenen, wie der Tundub (Capparis) mit den trauerweidenartig hängenden, blattlosen Zweigen, der Nabaq (Zizyphus, Judendorn), der starre Reteum (Leptadenia), sich zu größerer Höhe und Breite entwickeln, während unter den neu hinzukommenden so viele Akazien sind, daß man entschieden von Akazienwäldern sprechen kann. „Derjenige freilich", sagt Nachtigal, „welcher südlichere Gegenden bewohnt hat, vermißt hier noch tropische Fülle; selbst für den Nordländer verschwindet der Charakter der Üppigkeit in der trocknen Jahreszeit, welche die Regenzeit an Zeitdauer um das Dreifache übertrifft, und die Gegend erscheint ihm dann nur als verbrannte, wenn auch als baumreiche Steppe." Nur in feuchtern Thälern und Senken erhält sich der Charakter der Frische das ganze Jahr.

Aber dieser Eindruck ist nicht der vorwaltende bei allen jenen, welche den Sudan gewinnen, nachdem sie die Wüste überschritten haben. Ihnen erscheint gerade hier die Größe der Gegensätze, die imponierende Gewalt, mit der gewisse vorherrschende Erzeugnisse der lebenden Natur ihr Wesen in üppiger Fülle zur Erscheinung bringen, als der große Reiz Afrikas. Man halte uns nicht entgegen, daß die einfachen Söhne Bornus oder Massenjas das nicht so empfinden wie unsre europäischen Reisenden. Sie empfinden es wohl, nur geben sie ihm keine Worte. Die Armut Tibestis vermag vielmehr ein Mann der Aulad Soliman besser mit dem Reichtume Kanems zu kontrastieren als ein mit gemieteten Tieren reisender Europäer. Und in dem weltgeschichtlichen Drange der Wüstensöhne zum Sudan hin ist so viel von diesem Naturreize wie in dem Zuge der Barbarenseele nach dem schönen Italien. Solche Kontraste lassen auch den Natursohn nicht kalt, und sei es nur um des Reichtumes willen, der ihm aus diesem Grün entgegenschimmert. Wie oft man es auch in den Reisebeschreibungen von Denham bis auf Nachtigal hat schildern hören, das Gefühl des Staunens, der ungeahnten Bereicherung aller Sinne, das die Reisenden befällt, die von der Wüste, der gelben, dürren, armen, wenn auch in ihrer Armut großartigen, in den Sudan eintreten, es ist doch immer wieder von ergreifender Wirkung. Es ist etwas Überschüttendes in der Fülle, die so hart an den Mangel sich anschließt. Und um so stärker wird dieses Gefühl, wo, wie in dem östlichen Teile der Wüste, noch der Gegensatz erhöht wird durch Zwischenlagerung eines Dünengürtels von mehr als 100 km Breite, eines Miniaturgebirges aus beweglichen Sandhügeln, dessen Überschreitung zu den schwierigsten Teilen der Wüstenwanderung gehört. Erst jenseit dieser armen und öden Region, die in den meisten Beziehungen eine potenzierte Wüste genannt werden darf, bricht dann der Sudan an, und zwar ist sein Saum ein Steppengebiet, die Tintumma, auf welchem vereinzelte Bäume, teils die trauerweidenartigen Tundubs (Capparis sodada), teils Angehörige des artenreichen Geschlechtes der Akazien, bereits den weitherrschenden, im Grunde ganz Innerafrika eignen Vegetationstypus des Sudan vorbereiten. In dieser Steppe erblicken die von Norden Kommenden zum erstenmal seit dem Verlassen des mittelmeerischen Küstenrandes wieder ausgedehnten und dichten Pflanzenwuchs, und wir glauben es gern, wenn sie uns berichten, daß es unsägliches Behagen gewähre, den mit jeder Meile sich vermehrenden Reichtum der Formen sowohl tierischen als pflanzlichen Lebens gerade in dieser gradweisen Zunahme zu verfolgen. Jeder Strauch, jeder Baum, jedes Papageienpaar, jede Antilopenherde scheint eine neue Gewähr zu bieten, daß die Lebensfeindlichkeit der Wüste endgültig überwunden ist. In der Entfernung von etwa 100 km vom Anfange dieser weiten Kräuter- und Strauchsteppe treten zusammenhängende Wälder auf, deren Bäume „die bescheidenen Entwickelungsformen der Wüstenbäume in den Schatten stellen, wie die fahle Färbung des Hedschlidsch, der dürftige March und der fast blattlose Tundub vor dem frischen Grün der dicht belaubten Siwakbüsche zurücktreten". Schon bedecken sich hier die Bäume mit rankenden Schmarotzergewächsen. In dieser Gegend stößt auch zum erstenmal die Karawane auf die Spuren des schatten- und wasserbedürftigen Löwen und der Giraffe. Auf den Abhängen der reizvollen Bodenwellen grast die graziöse Mohorantilope, deren weißer Körper mit braunem Halskragen sich lebhaft von dem Grün der Umgebung abhebt. Der Tsadsee, das Süßwassermeer des Sudan, pflegt die Reisenden zu enttäuschen, welche nichts von der erwarteten Großartigkeit finden in diesen unbestimmten Ufern mit dem weit ins Innere der Lagune sich erstreckenden Schilfgewirre und den in der Ferne die Wasserfläche wieder durchsetzenden Landstreifen. Aber die Fruchtbarkeit und die Fülle des Menschen- und Tierlebens an seinen Ufern entschädigen reichlich. „Die große Wiesenfläche", schreibt Nachtigal am ersten Tage, da er dieselben betrat, „welche die offene Ortschaft umgab, war bedeckt mit Rindern, Eseln, Schafen, Ziegen; die Einwohner bewegten sich geschäftig hin und her; zahllose Wasservögel,

fremdartige Störche, Reiher, Pelikane und dunkelfarbige Gänse gingen, unbekümmert um Mensch und Tier, ihrer Nahrung nach, und nahe dem Dorfe stand am Rande des Wassers ein friedlicher Elefant, der seinen Durst löschte und sich mit Wasser den mächtigen Körper berieselte." Noch am selben Abend sah Nachtigal den plumpen Spielen von 20 bis 30 Flußpferden zu, die auf den Wiesenflächen des Ufers sich tummelten. Ihn umgab nun die Natur eines großen, alten Kontinentes.

Merkwürdig, daß diese reiche Natur so wenig dem Kulturschatze der Menschheit an nützlichen Pflanzen oder Tieren zugeführt. Gewiß ist das Land nicht von Natur so arm an nutzbaren Pflanzen, wie alle Beobachter hervorheben. Schon Denham fiel der große Mangel an nutzbaren Pflanzen in Bornu auf, und er spricht sich dahin aus, daß es wohl kein andres Land in der tropischen Zone geben möchte, welches ärmer an Früchten und Gemüsen sei. Dieselbe Auskunft gibt Eduard Vogel: „Höchst unangenehm ist der Mangel an allem und jedem Obste und Gemüse; von letzterm gibt es nur Tomaten und Zwiebeln, von ersterm außer Wasser- und Brotmelonen absolut gar nichts, was einigermaßen eßbar wäre; denn mit den Beeren, welche die Eingebornen hier genießen, würde man bei uns das Vieh nicht füttern mögen. Fleisch, von dem man hier fast allein leben muß, ist im Übermaße vorhanden und wohlfeil; für 2 Nähnadeln, hier etwa 3 Pfennig an Wert, kauft man ein Huhn, für 1 Speziesthaler zwei Schafe, für 2 Thaler einen großen Ochsen." Übrigens ist es gewiß weniger diese angestammte Armut an Kulturpflanzen, welche den Ackerbau in Bornu auf einer niedrigen Stufe hält, und ebensowenig die Unfruchtbarkeit des Bodens, von welchem derselbe Reisende sagt: „Der Boden ist jeder Kultur fähig, wenn es nur hier Leute gäbe, die arbeitsam genug wären, ihn zu bebauen. Indigo, Baumwolle und Melonen wachsen wild, Reis und Weizen könnten in jeder beliebigen Menge gewonnen werden; ersterer ist vorzüglich gut, aber so selten, daß ihn der Sultan nur als Geschenk gibt." Diese Bornuleute vermöchten wohl ebenso gute Ackerbauer zu sein wie manche von ihren Nachbarn, aber es ist ihnen bequemer und lohnender, Raubzüge in das Nachbarland zu machen, dort eine gute Anzahl von Sklaven einzufangen, meist Kinder von 9 bis 12 Jahren, und diese dann an die Tibbu und Araberkaufleute für die geringen Bedürfnisse zu verkaufen, welche sie außer dem, was ihr Land bietet, brauchen. Dies sind hauptsächlich Baumwollenstoffe, Burnusse, Salz und etwas Zucker.

Wo der Ackerbau auf höherer Stufe steht als in diesen allerdings noch stark vom Nomadismus durchsetzten mittelsudanischen Ländern, ist doch die Benutzung einheimischer Gewächse in geringem Maße üblich. Die verschiedenen Hirsenarten und die Erdmandel scheinen überall zu dominieren. In Adamaua fand H. Barth die in Westafrika so weitverbreitete Erdmandel einen großen Teil der Nahrung der Bevölkerung bildend, „ganz in demselben Verhältnisse wie die Kartoffeln in Europa". Dem Fremden wird als erste Nahrung ein Korb voll frischer Erdmandeln vorgesetzt, worauf nach einiger Zeit in Kürbisschalen von über $^1/_2$ m Durchmesser ein Erdmandelmus erscheint, das mit aus Hälften von Flaschenkürbissen gefertigten Löffeln gegessen wird. Diese einfache Speise wird verbessert dadurch, daß sie in Milch statt in Wasser gekocht oder durch Beigabe von Honig und andern Ingredienzien schmackhafter gemacht wird. Man baut hier nur die sogenannte süße Erdmandel, welche man „Biribji" nennt; die im Zentralsudan häufige bittere Erdmandel, welche die Bornuleute „Gangala" nennen, ist hier im Westen unbekannt. Zusammen mit der Hirse und den üblichen Sorghumarten, dem Sesam, dessen Same ebenfalls als Brei gegessen wird, bildet diese ergiebige Frucht die Hauptnahrung des Volkes dieser Gegenden. Von einheimischen Früchten kommt nur der sogenannte wilde Reis und eine Erdfrucht in Betracht, welche hier Habbel-asis, in Bornu Nebbu genannt wird. Dieser „wilde Reis" ist höchst wahrscheinlich nur verwildert. Dagegen ist als die im Sudan allein ausgiebig

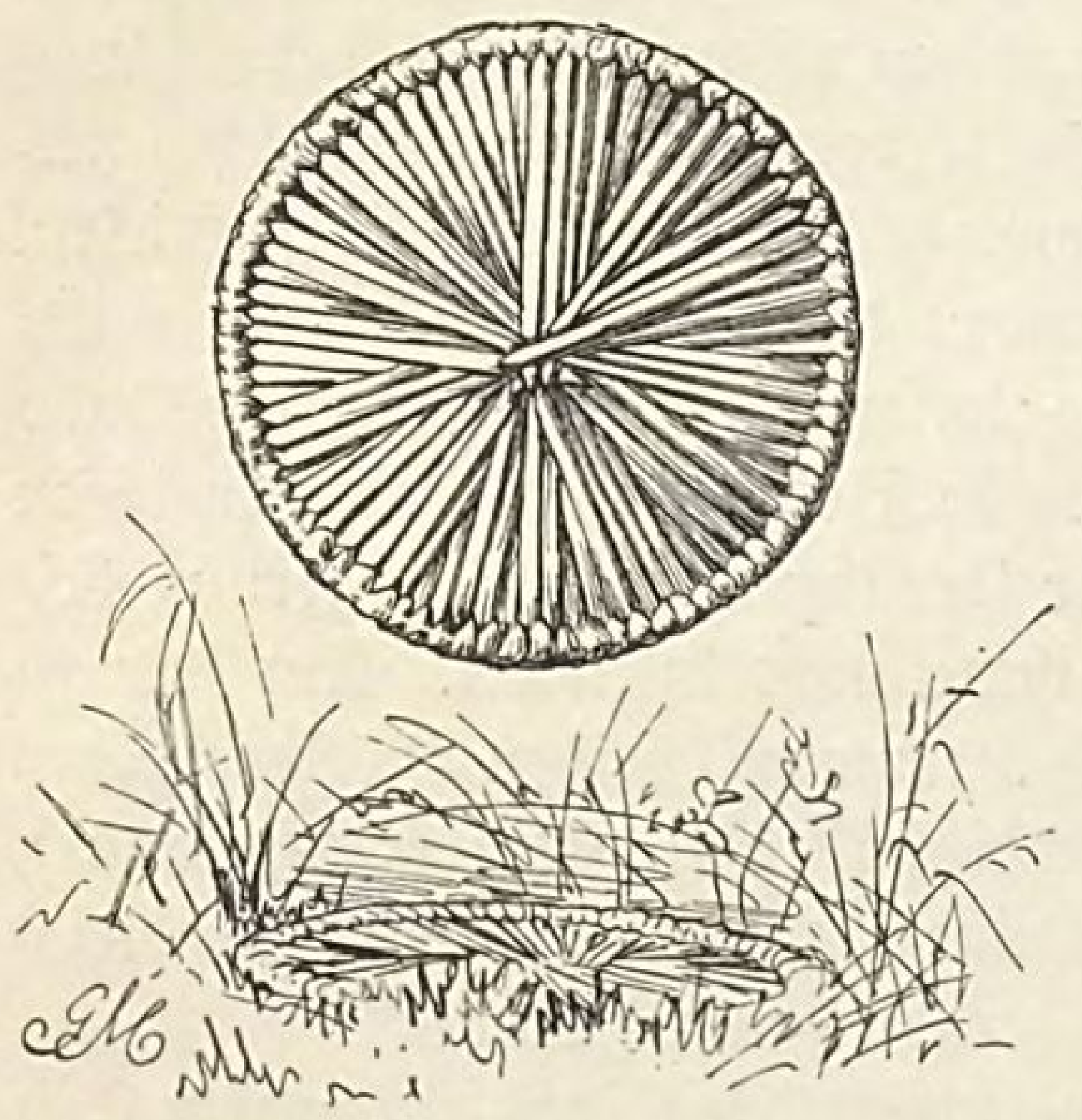
benutzte einheimische Getreideart eine Poa hervorzuheben, deren „Kreb" oder „Kascha" genannte Körner besonders von den Bewohnern Wadais, Bornus und Baghirmis in großer Menge genossen werden. Man sammelt dieselben in der bequemsten Weise, indem man einen leichten Korb über die Wiesen hinschleift, wo sie wachsen (s. oben, S. 69). Merkwürdigerweise sah Barth niemals die schwarzen Eingebornen Bornus dieses Getreides sich bedienen, wogegen dieser Same in Baghirmi selbst von den Reichen sehr geschätzt wird und die größten Freunde unter den arabischen Ansiedlern dieser Länder, den Schua, findet. Wahrscheinlich ist eine Art mit Poa abyssinica identisch, aber man unterscheidet in Bornu zwei und in Wadai drei oder vier Arten, welche indessen doch vielleicht nur Abarten sind. Solche Bedeutung gewinnt in einigen Gegenden dieses Getreide, daß Barth in Massenja, abgesehen von etwas Reis, fast ausschließlich von demselben lebte. „Ich fand dieselbe", sagt er, „wenn sie mit einer gehörigen Menge Butter zubereitet oder in Milch gekocht war, recht schmackhaft." Er nennt sie eine leichte Speise, und wenn sie keine Verdauungsbeschwerden verursache, stille sie eben auch den Appetit nur auf kurze Zeit und flöße nicht eben übermäßige Stärke ein. Zu den fast ganz unausgebeuteten Schätzen des afrikanischen Pflanzenreiches gehört auch das sehr zuckerreiche Sorghum saccharatum, dessen oft über doppelte Manneshöhe hinausragenden Halme im Westsudan eine große Rolle im allgemeinen Bilde der Landschaft spielen. Übrigens behauptet Barth, daß er in mehreren Gegenden des Sudan Zuckerrohr wildwachsend gefunden habe. Bei Sokoto aber fand er eine Zuckerraffinerie, welche ein Pullo betrieb, der 25 Jahre Sklave in Brasilien gewesen war. Daß eine Anzahl von Gewächsen in nebensächlicher Weise als Beikost und dergleichen zur Ernährung der Bevölkerung beiträgt, ist selbstverständlich, doch werden die meisten von ihnen nicht kultiviert. Nur Karaß (Hibiscus esculentus) wird felderweise am Tsadsee gebaut, um mit seinen Blättern, ähnlich wie mit denen des Affenbrotbaumes und des Hadschlidsch (Balanites aegyptiacus), die Suppen zu würzen oder Zukost zu bereiten. Auch eine Corchorusart wird in dieser Weise benutzt und verschiedene andre Gewächse, wie „Deruba" und „Bamia".

Faßt man alles zusammen, so wird man wohl annehmen dürfen, daß ein großer Teil jenes beklagten Mangels der Unvollkommenheit der ansässigen festen Kultur in diesen Ländern und ihrer Durchsetzung mit nomadischen Elementen zuzurechnen, und daß, ebenso wie im übrigen Afrika, noch mancher Schatz vor allem im Pflanzenreiche hier zu heben sei. Und dann wird man geneigt, Barth beizustimmen, welcher bei Erörterung der Möglichkeiten, die einem Handelswege auf dem Benue nach Innerafrika sich bieten würden, als Gegenstände, die in größerer Menge ausgeführt werden könnten, nicht nur Baumwolle, vegetabilische Butter, Erdmandeln, Elfenbein, Rhinozeroshörner, die Fiber der Calotropis oder Asclepias gigantea, Wachs, Häute aufführt, sondern auch „unzähliges andre".

Übrigens ist auch zu erwägen, daß nicht immer das Klima den auf Einheimisches gegründeten oder von außen eingeführten Kulturen sich günstig erweisen mochte. In eigentümlicher Weise gehen z. B., um dies hier anzufügen, zwei Getreidearten hier auseinander, welche in der übrigen Welt zu den verbreitetsten und wichtigsten gehören und sicherlich hier eingeführt sind. Die eine scheint sich schrankenlos auszubreiten, während das Gedeihen der andern, die überhaupt in Afrika, außer Ägypten, eine kleine Stelle einnimmt, ein geringes ist. Weizen und Reis gelten auf den Märkten von Bornu durchschnittlich das Doppelte des Preises der andern Getreidearten, aber es scheint doch, daß die beiden sich sehr verschieden hinsichtlich ihres Ursprunges und ihrer Anpassung an das zentralafrikanische Klima verhalten. Vom Reise sagt Barth: „Er möchte in Zentralafrika als einheimisch erscheinen und wächst überall wild, in Baghena sowohl als in Sokoto und Baghirmi". Aber mit dem Weizen scheint es anders zu sein. Er ist wahrscheinlich mit der Zwiebel, die noch heute bei den Negern ebensowenig beliebt ist, wie die Araber sie lieben, erst seit einigen Jahrhunderten

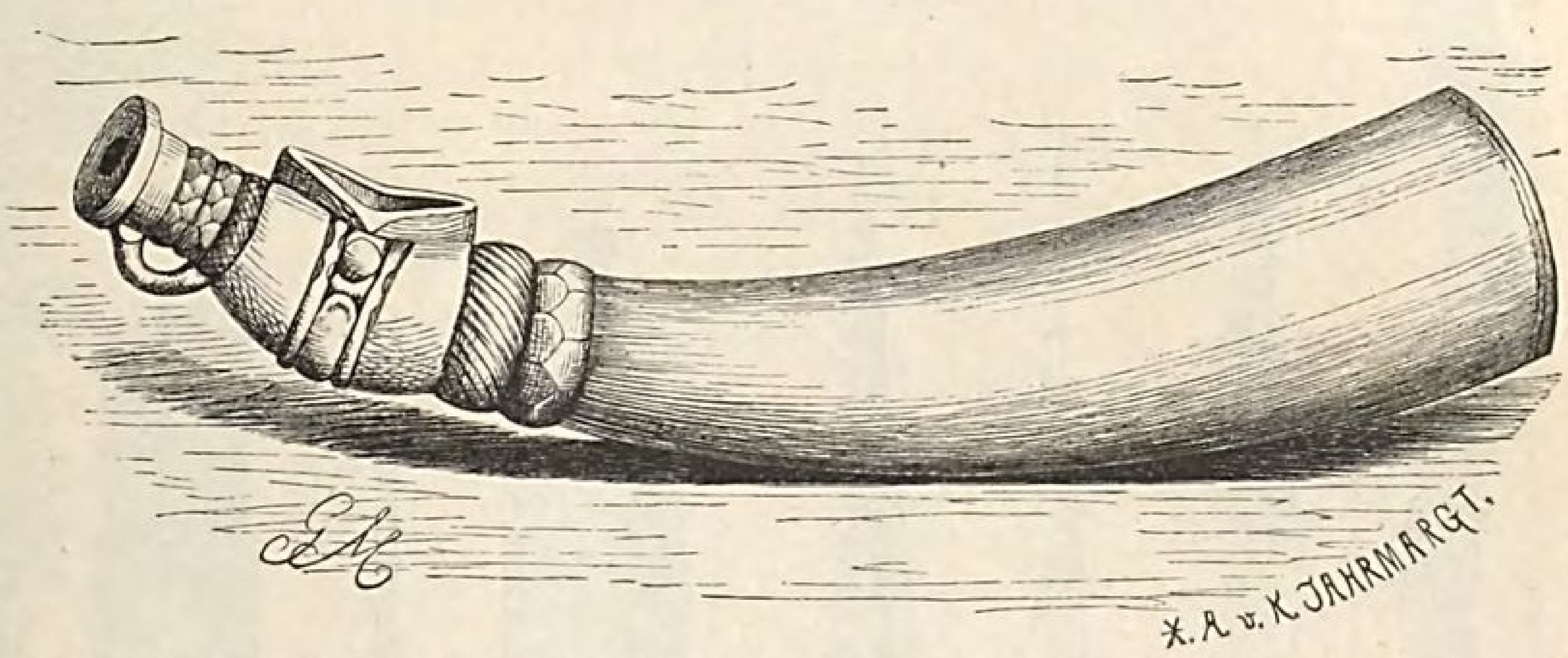
eingeführt worden und zwar durch die Araber. Er wird überall nur wenig gebaut, man kennt ihn nur unter seinem arabischen Namen „El kameh". In Logon noch gilt Weizen für eine fürstliche Speise und ist bei der Masse nicht beliebt. Hieran ist aber wohl mit am meisten der Umstand schuld, daß die tropischen Regengüsse den jungen Pflänzchen leicht verderblich werden, weshalb er in der Trockenzeit mühsam bei künstlicher Bewässerung gebaut wird.

Die sudanesische Tierwelt steht an Reichtum nur der südafrikanischen nach. Sie umschließt sämtliche Riesenformen des Kontinentes, und noch immer ist hier auch der Reichtum an Individuen ein bedeutender. Elefanten und Nilpferde sind noch nicht ungewöhnliche Bestandteile der Landschaft geworden (s. S. 70 und 268). Noch immer wächst die Menge des aus dem Sudan nach einzelnen Plätzen der Westküste gelangenden Elfenbeines, die im Nilgebiete und Ostafrika längst abgenommen hat. Hier erscheint die Giraffe mit dem Elefanten und dem Rhinozeros. Zu Brownes Zeit war der Elefant in Darfur, wo er bis 12 und 13° nördlicher Breite geht (weiter östlich erreichte er den 15.°), in Rudeln von 400 bis 500 Stück häufig! Im Tsadsee und den Nebengewässern tummelt sich das Nilpferd geradezu herdenhaft, viel mehr noch freilich das Krokodil. Die großen Raubtiere sind mehr in den menschenarmen Grenzstrichen zwischen Wüste und Sudan zu finden als in den dichter bevölkerten Teilen des letztern. Die Zibetkatze findet man haustierartig in Käfigen gehalten. Ebendaselbst ist der Tummelplatz mannigfaltiger Antilopenarten. Wilde Esel durchschwärmen die Savannen Darfurs. Büffel und Warzenschweine sind in den dicken Uferwaldungen, welche in diesen Landschaften allein den Eindruck tropischer Üppigkeit machen, oft im Übermaße vertreten. Die Wüstentiere, wie Strauß, Steppenfuchs, Schakal, Hyäne und Hyänenhund, streifen von Norden her tief in das Land herein. Als Jagdtiere, welche durch ihre Häufigkeit ins Gewicht fallen, seien noch Wasservögel genannt, die in zahlreichen Arten und unzähligen Individuen alle Seen und Flüsse dieser Region bevölkern. Als eigenartige Erscheinung sei endlich die Seekuh (Manatus) hervorgehoben, welche in den Flüssen der Westküste hoch hinauf geht und Gegenstand mancher Fabeleien ist. So wird sie von den Negern am Benue als ein Wesen mit Menschenkopf und mit zwei vollen Brüsten dargestellt, deren Kopf, sobald sie gefangen ist, abgeschnitten und vergraben oder dem Fetisch geweiht werden muß, da niemand, der diesen Kopf gesehen, von ihrem Fleische essen darf. Der Fischfang wird in so ausgedehntem Maße betrieben, daß mit trocknen Fischen des Tsad- und Fittrisees ein Handel bis Fessan und über den Niger hinaus betrieben wird, und der Sultan von Wadai läßt den Fischfang, der ein Regal ist, unter der Aufsicht eines besondern Beamten betreiben.

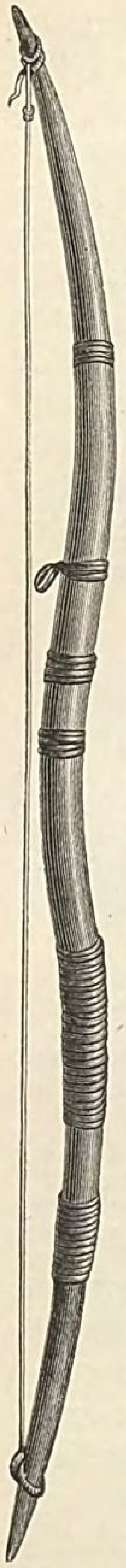

Eine Gazellenfalle aus dem Atbaragebiete (Taka). (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Die Bevölkerung des Sudan wird auf den ersten Blick unbedenklich in Eingeborne und Eingewanderte geteilt. Wir kennen die Geschichte der Sudanländer im allgemeinen besser als die der meisten andern Teile von Afrika, und wir können allerdings von den meisten derselben den Zeitpunkt angeben, wann sie den einflußreichsten Teil ihrer Bevölkerung, den arabischen, erhielten, ebenso wie wir eine Art von Chronologie des Vordringens des im Westsudan herrschenden Volkes der Fulbe aufstellen können, welche uns diese hellfarbigen Eroberer Schritt für Schritt auf ihrem Wege nach Süden und Osten kennen lehrt, wo sie ein Negervolk nach dem andern unterwerfen. Allein wir müssen uns doch diese Sonderung nicht allzu einfach und leicht durchführbar denken, denn es entspricht nicht den Thatsachen,

anzunehmen, daß diese Einwanderungen, von denen wir zufällig Erfahrung haben, die einzigen gewesen seien, welche in dieses weite und von vielen Völkern verlangenden Blickes umlagerte Becken sich ergossen. Wenn Einwanderungen seit der Zeit der Schrift oder andrer Mittel historischer Festlegung stattgefunden haben, so werden sie auch früher nicht gefehlt haben. In der allgemeinen Einleitung versuchten wir die Notwendigkeit zu zeigen, welche bestrebt ist, in allen Teilen Afrikas den Wanderungen der Völker einen ausgedehnten und eingreifenden Charakter zu geben (s. Bd. I, S. 21), und hoben schon dort hervor, eine wie wichtige Rolle gerade dem Sudan als dem Grenzstriche zwischen den größten Hegestätten nomadischer und sedentärer Stämme in diesen Entwickelungen zugefallen sei. Wir werden in den folgenden Einzelschilderungen der sudanesischen Länder so oft auf kleine und große Völkerverschiebungen zurückzukommen haben, welche in vergleichsweise kurzer Frist stattgefunden haben, daß es unlogisch wäre, in der Vergangenheit wesentlich andres voraussetzen zu wollen. G. Fritsch bezeichnet die Länder jenseit der nordafrikanischen Wüste, d. h. den Sudan, als diejenigen, welche bei einer allgemeinen Betrachtung der Völkerkunde von Afrika den Ausgangspunkt abgeben müssen; und wir schließen uns dieser Auffassung insofern vollständig an, als einmal hier die breite Berührungszone der zwei größten afrikanischen Völkergruppen, nämlich der hamitisch-semitischen und der negroiden, vor uns liegt und weiterhin dann die hier groß und deutlich stattgehabten Mischungsvorgänge typisch sind für ähnliche, nur minder klar vorliegende Prozesse im übrigen Afrika. Also glauben wir auch nicht von vornherein die Mandingo, das ursprüngliche Volk von Mandara, Haussa, Baghirmi 2c., als Ansässige den Fulbe und Arabern entgegensetzen zu sollen, sondern wir glauben dem Thatbestande entsprechender zu handeln, wenn wir neben den anerkannten Einwanderern nur relativ Ansässige, keine Autochthonen annehmen. Der Sudan war von je eins der offensten Länder der Erde, und wir dürfen hier mehr Völkerniederschläge erwarten, als die kurze Frist der geschichtlichen Aufzeichnung erkennen läßt. Ohne auf Traditionen bei Völkern allzu großes Gewicht legen zu wollen, bei welchen z. B. die So, einheimische Völker, mit denen das junge Bornureich schwere Kämpfe im 13. und 14. Jahrhundert zu bestehen hatte, in der Erinnerung der Bornuaner bereits als Riesen leben (man zeigt riesige Krüge, womit sie Wasser aus dem See geholt haben sollen, als es noch keine Brunnen gab, und entsprechende Schalen, aus welchen sie gegessen haben sollen), erinnern wir an jene von Barth berichteten Sagen, welche einen Pharao nach Burrum kommen lassen. Thatsächlich bestanden aber Beziehungen zwischen dieser östlichen Nigerlandschaft und Ägypten schon seit dem 11. Jahrhundert nach Christo über Audschila. Wie tief kann lange vor der arabischen Einwanderung das Volkstum des Sudan von Ägypten her beeinflußt worden sein! Noch heute ist nicht die Kultur der herrschenden Rasse überall im Sudan die überlegene, sondern in manchem wird sie von den Resten der einheimischen übertroffen, wo diese sich selbständig erhalten hat. Auch an das Sprachgewirr möchten wir in diesem Zusammenhange erinnern. Bei mehr als einem Dutzend Sprachen allein in dem Gebiete von Bornu gewinnt

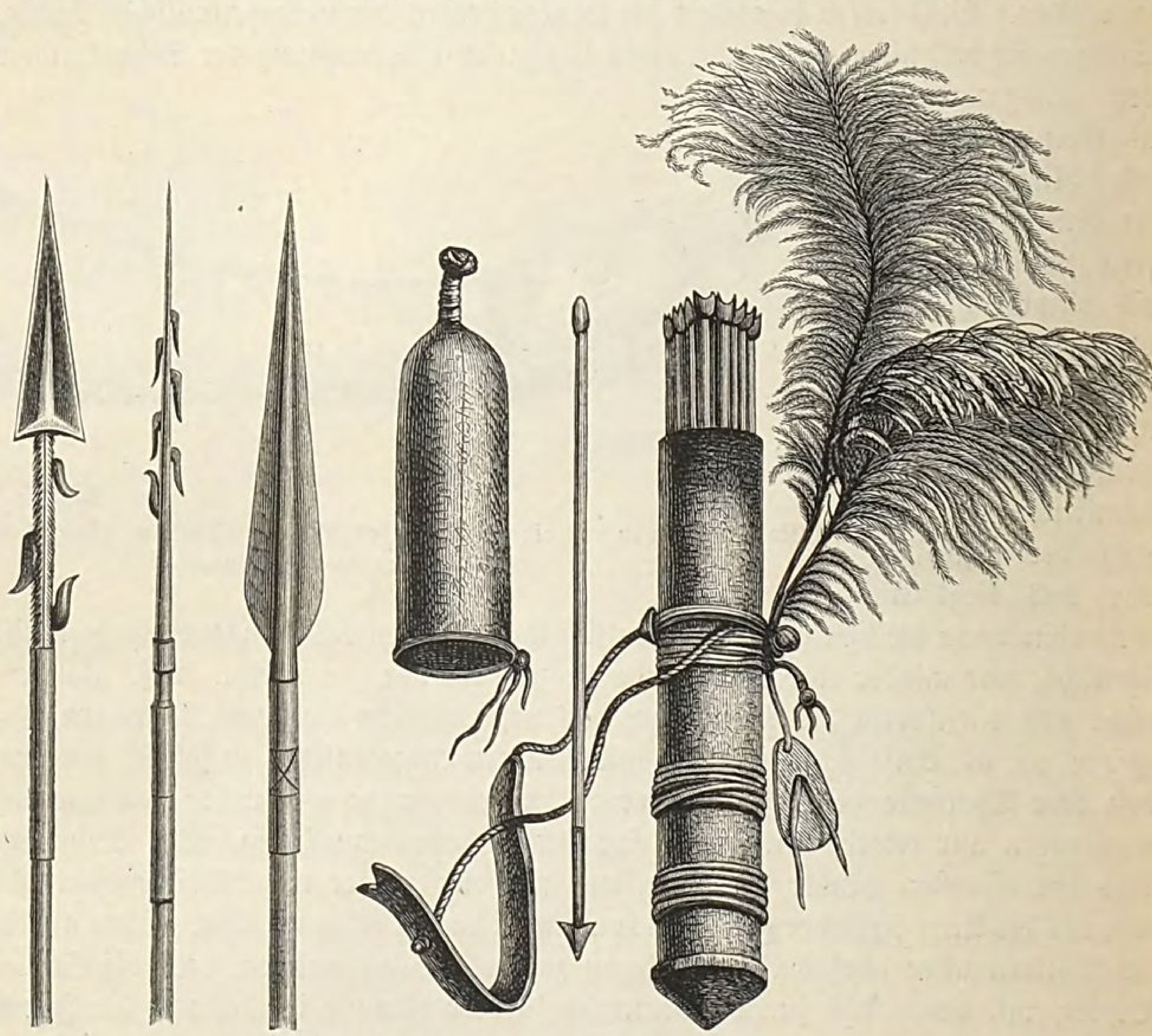


Ein Kriegshorn aus einem Elefantenzahne, Westsudan. (Sammlung der Church Missionary Society, London.)



man den Eindruck eines Völkergerölles oder -getrümmers. In einem kleinen Lande wie Logon geht der Sprachluxus, wenn man so sagen kann, weit über das hinaus, was der geringen Kulturhöhe zu entsprechen scheint. Während nämlich die Volkssprache der Logoner dem Musgu nahe verwandt ist, hörte Denham so viel Bagrimma sprechen, daß er annahm, dies sei die Sprache der Leute von Logon, und H. Barth unterhielt sich mit dem Herrscher des Landes in Kanuri. Hier ansässige Araber endlich bringen ihr eignes Idiom in Kurs, und man findet Wörter desselben in die Volkssprache übergegangen. Solcherlei Zustände hat nur eine ausgedehnte und in weitere Vergangenheit hinabreichende Völkermengung zu stande bringen können.

Hoffen wir also nicht, sehr scharfe Unterschiede zwischen den Vertretern der beiden großen Völkergruppen zu finden, welche hier zusammentreffen, suchen wir



Waffen der Manga: Bogen, Pfeilspitzen und Köcher. (Nach Denham.) Vgl. Text, S. 287.

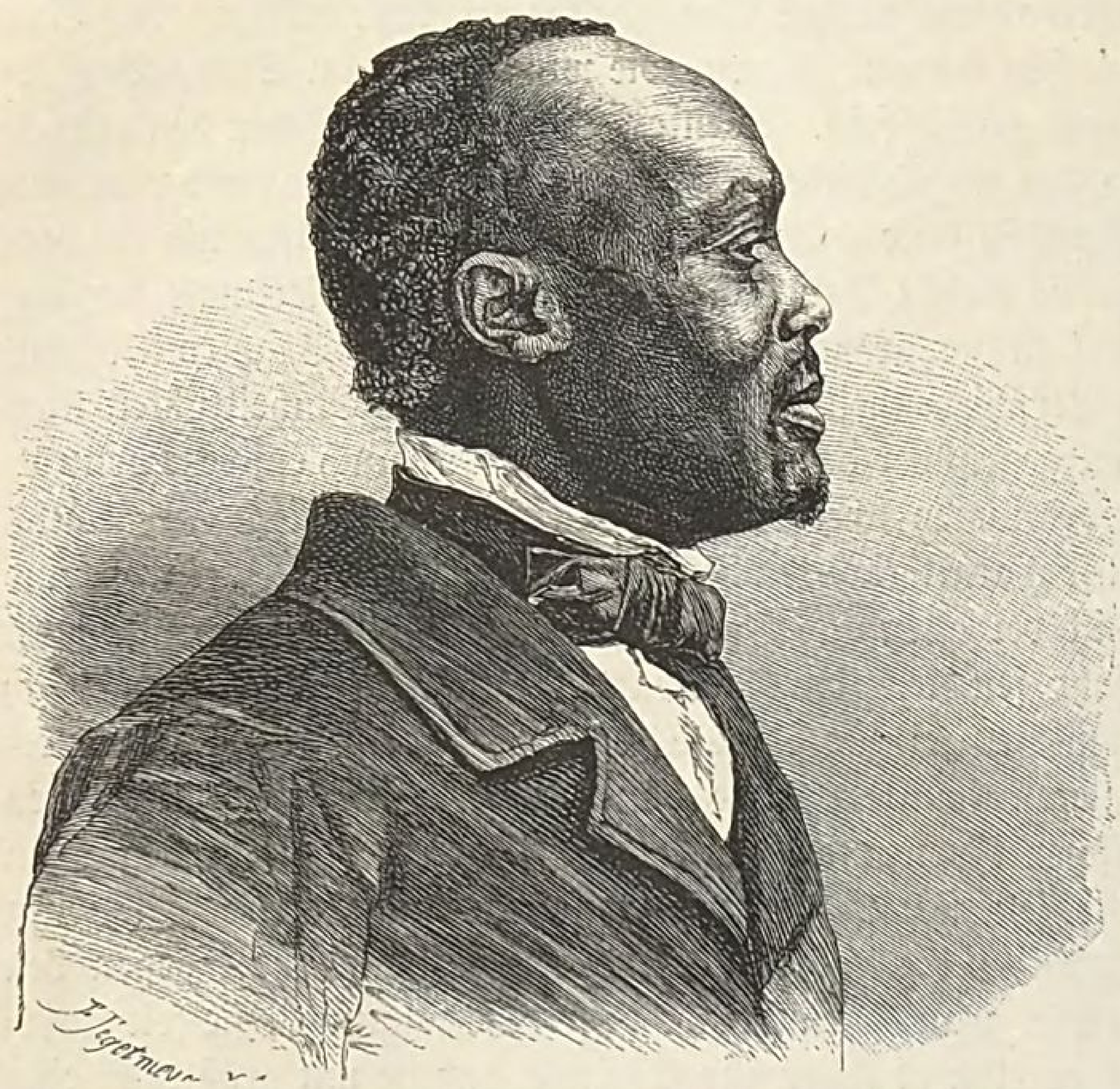
auch hier vielmehr die Übergänge als die Grenzen zu betonen. Rassenmäßig gesprochen, haben wir hier allerdings die Vertreter kaukasischer und äthiopischer Körperbildung auf Einem Boden vereinigt. In den Heidenstämmen Darfurs, Baghirmis, des Haussalandes stehen uns Vertreter der letztern (s. Abbildungen, S. 274 und 275), in den besten Exemplaren der „roten“ Fulbe und der am reinsten erhaltenen Araber der erstern gegenüber. Allein beide sind gering an Zahl im Vergleiche zu dem, was zwischen ihnen liegt von mulattenhaftem, gemischtem Volke mit vorwaltend zum Negerähnlichen hinneigender Bildung. Wir mögen wohl die vorherrschende Bevölkerung Bornus, die vielleicht am besten Rohlfs mit den Worten charakterisiert: „Ihr Körperbau hält ungefähr die Mitte zwischen den vollen plastischen

Formen der Haussaneger und der sehnigen Magerkeit der Tibbu", als Typus dieser Mischung annehmen, die übrigens in allen Sudanländern als die Mehrheit bildend betrachtet werden kann. Schon diese Bornuaner werden von Ledgard und Lucas als keine eigentlichen Neger bezeichnet, hauptsächlich wegen hoher Stirn und nicht sehr tiefer Schwärze der Haut, und Barth unterscheidet dann wieder die Bevölkerung von Kanem als eine weniger negerartige Varietät, d. h. von angenehmern, regelmäßigern, schlankern Formen, von den Bornuanern mit ihren breitern, häßlichen Gesichtern. Aber kraushaarig, dunkelhäutig, mit weit offenen, fleischigen Nasen erscheinen sie ihm alle. Wenn Richardson in Sinder die Physiognomien angenehmer und die Hautfarbe heller findet, so denkt er an berberische Mischung. Bewußt oder unbewußt kommen doch alle auf Mischung, um diese Vereinigung widerstreitender Elemente zu erklären. Auch Nachtigal faßt die Völkermischung in Bornu als eine große ethnographische Thatsache auf, ohne welche das Wesen des Bornuvolkes nicht zu erklären ist. Der Schritt von den Arabermulatten zu den reinern Negern, wie wir sie z. B. im Süden Baghirmis kennen, kann offenbar kein sehr großer sein. Ebensowenig scheint zwischen den trägen und furchtsamen Bornuanern und den unglücklichen Opfern ihres Sklavenhandels eine unübersteigliche Kluft zu bestehen. Rohlfs fand z. B. die Baghirmi dunkelfarbiger als die versprengten Neger des Bolostammes im Reiche Bautschi. Die körperlichen Merkmale der unglücklichen Heidenstämme, die den weitaus größten Teil der Sklaven für Baghirmi liefern, schienen Nachtigal keine großen Verschiedenheiten zu zeigen. In dieser Einheitlichkeit liegt wohl das unterscheidendste Merkmal gegenüber den Mischlingen. Wenn auch einzelne von rötlicher Hautfarbe dann und wann vorkommen, scheint doch am weitesten verbreitet eine ziemlich gleichmäßig dunkle Farbe, und ebenso charakterisierten den Durchschnitt schöne Mittelgröße und kräftiger Bau. Die Muskulatur ist bei allen ausgezeichnet, aber die Fettentwickelung nicht so verbreitet, wie man in dem sehr feuchten Klima erwarten könnte. Mit Recht hält sich der Reisende von einer detaillierten Beurteilung ihres Charakters zurück, den er nur unter so ungünstigen Umständen beobachten konnte. Aber ohne Zweifel sind viele von ihnen sehr tapfer, und der Vergleich zwischen ihnen und ihren Feinden fiel öfters zu ihren gunsten aus. Ein übles Licht wirft freilich jene Thatsache auf ihren Charakter, welche gleichzeitig der größte Grund ihres Unglücks ist, ihr Mangel nämlich an Zusammenhalt gegen den gemeinsamen, ebenso gefährlichen wie grausamen Feind, dessen Verfolgungen sie seit Jahrhunderten ausgesetzt sind. Gewiß gereicht es ihnen zur Schande, daß sie mit größter Gleichgültigkeit und selbst Freude von demselben einen verwandten Stamm überfallen oder ein Nachbardorf vernichten sehen und wohl selbst dabei helfen. „Doch", sagt Nachtigal richtig, „dieser Mangel an Nationalgefühl ist vielleicht ebenso wie die barbarische Thatsache, daß die Leute gleichmütig Angehörige des Nachbarstammes verkaufen, erst eine Folge jahrhundertelangen Unrechtleidens." Es scheinen die Häuptlinge die Macht zu haben, ihre Unterthanen in die Sklaverei zu verkaufen, und bei der Zerrüttung aller Verhältnisse und der Zerreißung aller Bande, welche die Folge dieser Sklavenjagden sein muß, ist es gar nicht so undenkbar, daß selbst jenes Gerücht nicht ganz unbegründet, welches Nachtigal von den Sonrhay hörte, daß sie ihre Weiber und Kinder selbst in die Sklaverei verkaufen. Viel liegt an der Unvollkommenheit der politischen Einrichtungen, denn die mächtigern Häuptlinge sind absolute Herren über Leben und Besitz ihrer Unterthanen; die Herrscherpflichten derselben scheinen hauptsächlich kriegerische zu sein und die Pflege der Gerechtigkeit selten von ihnen beansprucht zu werden. Der Geschädigte pflegt sein Recht sich selbst zu verschaffen. Wird der Eidschwur nötig, so wird er auf das Laub einer Akazie (Acacia albida) geleistet und wird dann ebenso heilig gehalten wie der mohammedanische Schwur auf den Koran.

Tättowierung ist nicht bei allen diesen Stämmen üblich, in Form von Einschnitten, die bald in Dreizahl von der Schläfe in der Länge von ca. 5 cm auf die Wange herablaufen,

bald als kurze Narben mit kleinen Zwischenräumen die ganze untere Stirn von Schläfe zu Schläfe umziehen, bald endlich als eine einzige breite Schnittnarbe von der Haargrenze bis auf die Nasenwurzel mitten über die Stirn ziehen. Die Gaberi und Sonrhay entfernen einen Schneidezahn oben und unten und die Sara deren zwei. Wo, wie bei den Fur, die Weiber sich die Wangen zerschneiden, führt man es sogar auf arabischen Einfluß zurück. (Felkin.) Lippendurchbohrung kommt nicht vor. Schmuck wird in den Nasenflügeln, aber nicht in der Nasenscheidewand getragen.

Dies sind also im Äußern ungefähr dieselben Neger, wie sie in Sofala oder in Lunda vorkommen. Wir haben im ersten Bande gesehen, wie weit diese gleichen Gebräuche, gleichen Waffen, Trachten rc. durch Zentralafrika verbreitet sind. Die Gaberi südlich von Baghirmi werfen auch dieselben Pfeile, wie man sie am mittlern Zambesi findet. Wie echt Negerhaftes in den Mohammedanerstaaten oft in auffallender Weise hervortritt, mag eine Thatsache beweisen. H. Barth erzählt, daß an ihn, als er den Logonfluß bei der Stadt Logon-Birni besichtigen wollte, plötzlich ein alter Mann herantrat und ihm mit gebieterischer Stimme untersagte, den Fluß zu besichtigen, ja ihm sogar befahl, sich augenblicklich zurückzuziehen. „Dies setzte mich einigermaßen in Verwunderung, da ich doch die Erlaubnis des Sultans hatte und nicht zu begreifen vermochte, wem außer diesem hier die Befugnis zustehen könnte, mir zu verbieten, was dieser erlaubt hatte. Aber mein Gefährte teilte mir mit, dies sei der ‚Maralegha‘, König der Gewässer, welcher unbeschränkte Gerichtsbarkeit über den Fluß (Lágham) besäße. Ich hatte zwar", setzt Barth hinzu, „viel von der Autorität des Gewässerkönigs Szerki-n-rua in den Kuaraländern gehört, wußte aber nicht, daß ein ähnlicher Gebrauch auch hier bestehe." Vollständig unerschütterlich scheint übrigens die Autorität des Wasserkönigs keineswegs zu sein, denn der Reisende befuhr später mit Erlaubnis des Sultans den Fluß und schoß selbst Krokodile. Barths Erlebnis hätte übrigens ganz genau so in Uganda oder am Zambesi passieren können, denn die Fluß- oder Seekönige gehören überall dem Negergeiste an. Der Islam hat nur einen Firnis über die negerhafte Grundlage in der Volksseele der Sudanesen gezogen, die Hauptzüge des alten Fetischglaubens sind durch denselben nicht verwischt. Auch die Bornuaner erinnern sich, daß sie früher einen Waldteufel, Koliram, und einen Wasserteufel, Agámaram, verehrten. Rohlfs sagt, daß sie eigentlich gar keinen Namen für Gott hätten, denn Nèmande, womit sie Allah übersetzen, bedeute nur Herr im bürgerlichen Sinne. Die religiösen Feste der Mohammedaner haben sie mit den allen Negern wichtigen Naturereignissen, wie Vollmond, Eintritt der Regenzeit rc., in Verbindung gebracht. Die arabischen



Ein Neger (Nuba?) aus Kordofan. (Nach Photographie in Pruner Beis Sammlung.) Vgl. Text, S. 272.

Gebete verstehen sie nicht. Die Fur, welche es schwierig finden, ihren Negergott Molu mit dem Allah des jüngern Glaubens zu vereinigen, verwechseln den letztern mit dem Scherif von Mekka. So ist hier der Islam seines Geistes zu gunsten des Negerglaubens fast gänzlich entblößt und zum Aberglauben geworden.

Die Art, wie die Eroberer, seien es Fulbe, hamitische Tibbu oder semitische Araber, in den Negerländern vorschreiten, erklärt recht wohl die Thatsache der rasch mit der Eroberung sich vollziehenden oder vielmehr derselben vorausgehenden Mischung (s. oben, S. 88). Die **Sklavenjagden und der Sklavenhandel sind feste Institutionen** dieser Länder und werden von deren Herrschern als Staatsnotwendigkeiten hingestellt. Als **Overweg** dem Scheich von Bornu in begeisterter Rede die Abschaffung des Sklavenhandels empfahl, antwortete dieser, daß er Feuergewehre anders als für Sklaven nicht erhalten könne, und darum sei er notwendig. Und als **Barth** dem Wesir Bornus vorschlug, er möge doch statt der verheerenden Sklavenjagden die Musgu in Ruhe ihre Felder bebauen lassen, um dann einen um so sicherern und regelmäßigern Tribut von ihnen zu erlangen, antwortete ihm dieser, nur durch die strengsten Mittel könnten diese Völker unterworfen gehalten werden, und er verbrenne darum ihre Kornvorräte, um sie durch Hunger zahm zu machen. „Man muß auch bedenken“, setzt der Reisende hinzu, „welche Art von Tribut diese Leute erheben sollen; Vieh hat für sie nicht viel Wert, und andre Produkte als Korn kennen sie kaum; Sklaven sind also das einzige, was sie von ihnen wollen; durch gewaltsames Fortführen der letztern zwingen sie dieselben zur Unterwerfung, und nach dieser erheben sie von ihnen einen friedlichen Tribut an Sklaven.“ Nachdem durch Sklavenjagden, die nicht beendigt werden, ohne daß Menschen getötet werden, während andre auf dem Transporte zu Grunde gehen, ein Negerdistrikt menschenleer gemacht ist, kommt erst die eigentliche Eroberung, welche eine langsame politische und ethnische Verdauung genannt werden kann. Vom Bulagebiete am Benue (9° 30′ nördlicher Breite, 12° östlicher Länge), welches heute in einem der spätern Stadien dieses Prozesses sich befindet, schreibt **Flegel**: „In den Bula wie den Bassama sehe ich die letzten freien Reste der Völkerschaften, denen vor der Fulbe-Invasion alle die fruchtbaren Ländereien an den Ufern des Benue gehörten. Jetzt sind sie zurückgedrängt, ihr einst weites Gebiet ist in den Besitz der Fulbe übergegangen, und sie selbst sind beschränkt auf diese sumpfige Niederung, zwar noch frei, auch stark und verteidigungsfähig durch ihre große Anzahl und die Einigkeit im Hasse gegen den gemeinsamen Feind, aber wie das Wild auf der Treibjagd vom Angreifer rings umstellt.“ Im Osten wie im Westen liegt zwischen jenen und diesen eine Art neutrales Land, wahrscheinlich auch im Süden gegen Kontscha, welches,

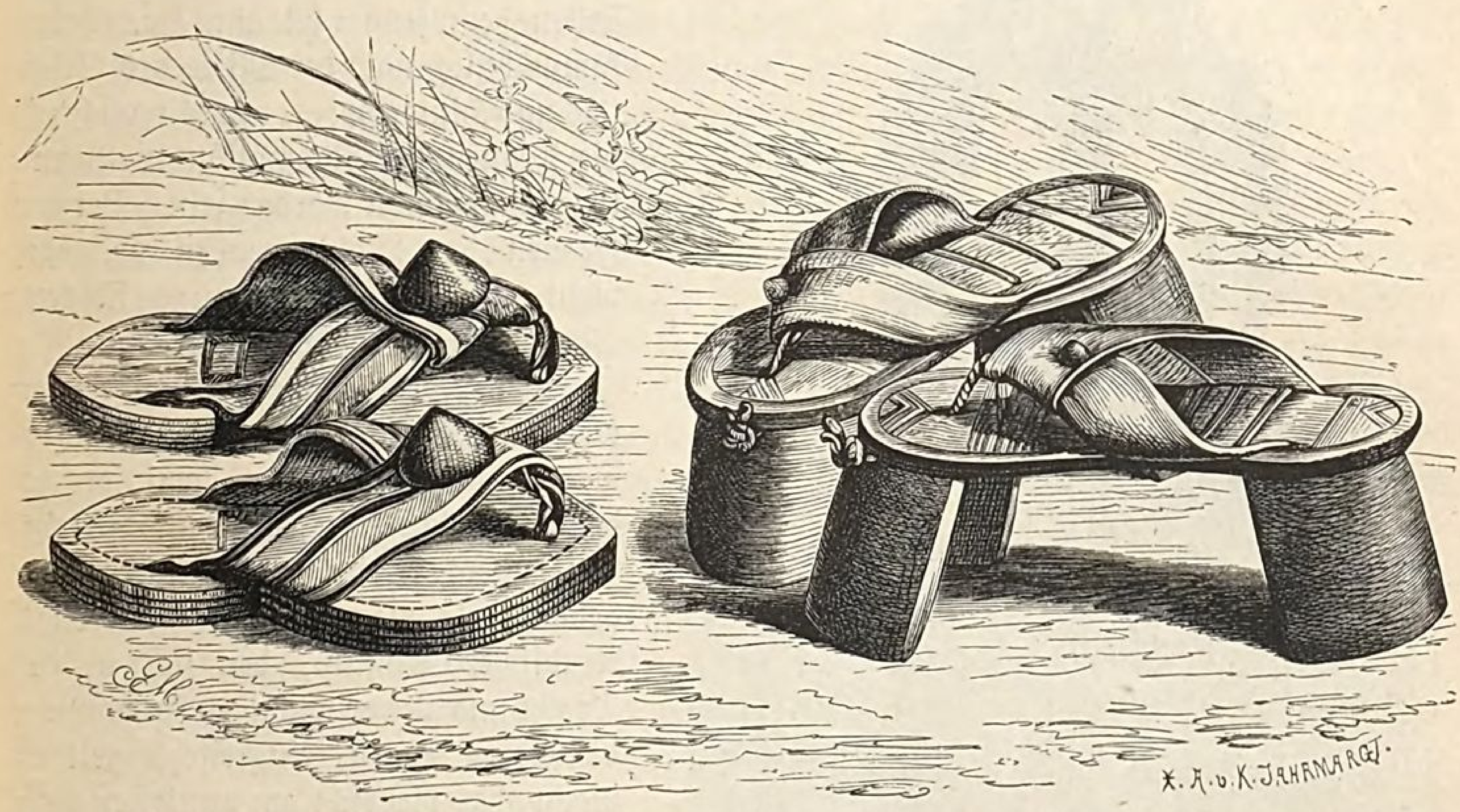


Ein **Neger (Nuba?) aus Kordofan.** (Nach Photographie in **Pruner Beis** Sammlung.) Vgl. Text, S. 272.

völlig unbebaut und unbewohnt, einen auffälligen Gegensatz zu ihren wie zu den Gebieten der Fulbe bildet, und über welches hinaus sie sich nicht wagen dürfen. Haben sie hierfür auch die Genugthuung, daß kein Fremder, insbesondere kein Fulbe, ihr Gebiet zu betreten oder zu durchziehen wagt, sind sie gegenwärtig auch noch verhältnismäßig reich an Waffen, Vieh und selbst Pferden den Leidensgenossen gegenüber, die unter den Fulbe zerstreut oder gar in Abhängigkeit von denselben leben, so ist es am Ende doch nur eine Frage der Zeit, wann ihnen auch dieser letzte Rest von Selbständigkeit genommen wird und sie aus den Reihen der Völker verschwunden sein werden. Das erobernde Volk streckt wie ein Polyp zahlreiche Arme hier- und dorthin zwischen die bestürzten Eingebornen, deren Uneinigkeit eine Menge von Lücken bietet. So fließen langsam die Fulbe in die Benueländer hinein und durchdringen sie ganz allmählich. Mit Recht vermeiden es daher auch neuere Beobachter, bestimmte Grenzen zwischen diesen erst sich bildenden Reichen angeben zu wollen. Es gibt viele zerstreute Fulbeortschaften, die einen bestimmten Ort als Mittelpunkt und zugleich Machtzentrum ansehen; so ist z. B. Muri Vor- und Hauptort der zahlreichen am mittlern Benue zerstreuten Fulbeniederlassungen, und ähnlich ist wohl die Stellung Jolas im Gebiete von Adamaua. Eigentliche Reiche, die sich fest gegeneinander und gegen die unabhängigen Stämme abgrenzen, gibt es noch nicht. Selbst diese Hauptorte sind übrigens noch weit davon entfernt, festzuliegen, und scheinen in etwas die Beweglichkeit der Herrscher dieses Landes zu teilen. So soll der beträchtliche Platz Jola seit Barths Besuch schon dreimal den Ort, wenn auch innerhalb enger Grenzen, gewechselt haben. Ein für allemal sei daher hier wiederholt und bekräftigt jene tief begründete Verwahrung, mit welcher Barth die Betrachtungen der „Haussanation" einleitet: „Wenn ich den Ausdruck ‚Nation' für unausgebildete Völkerverhältnisse, wie diejenigen Binnenafrikas sind, anzuwenden mir erlauben darf..." Dasselbe Verhältnis herrscht weiter im Osten, nur daß hier stärkere Mächte in Frage kommen, welche etwas konzentrierter wirken. Man höre, welches Bild Barth von der Lage eines kleinen und nicht in hohem Grade verteidigungsfähigen Volkes wie des der Musgu inmitten dieser sudanesischen Völkerwogen entwirft: „Im Norden die unenergischen, aber durch ihre zahlreiche Reiterei und den Vorteil von Pulver und Blei furchtbaren Kanori; im Westen und Südwesten die unruhigen, rastlos vordringenden Fulbe; im Nordosten die eng verwandten, aber durch die Verschiedenheit der Religion ihnen jetzt gegenüberstehenden Logoneser; im Osten die wilden Bagrimma, sie im Fanatismus eines vermeintlichen Islam und im Genusse und der Beutegier des Sklavenraubes verfolgend; alljährlich von allen Seiten niedergehetzt und um viele Hunderte, ja Tausende seiner fortpflanzungsfähigsten Bewohner beraubt — so ist es natürlich nicht anders möglich, als daß dieser unglückliche Volksstamm im Laufe der Zeit unterliegen muß".

Der dergestalt als Notwendigkeit sich ergebende Mischcharakter der sudanesischen Bevölkerung spiegelt sich nicht minder auch in ihren Kulturzuständen, welche das Bild einer merkwürdigen Durcheinanderschiebung bieten. Wir erinnern nur an die zum Teile mit Islam und Heidentum zusammenfallenden Unterschiede der Bekleidungs- und Wohnweise. Ganz arabisch oder vielmehr arabisch-maurisch mit wenigen Variationen ist die Tracht der Sudanbevölkerung überall, wohin die Kultur gedrungen: Das faltige, weite Beinkleid, zu welchem oft 20 m eines $^1/_2$ m breiten baumwollenen Stoffes verwendet werden, und die geräumige Tobe (s. Abbildung, S. 178) sind ihre Grundlagen, und dazu kommt der Lederschuh, der seinen arabischen Ursprung gleichfalls deutlichst verkündet. Die Üppigkeit, der Luxus zeigen sich nicht in der größern Mannigfaltigkeit anzulegender Gewänder, sondern vielmehr nur darin, daß die Tobe in mehrfacher Zahl übereinander angezogen wird, bis die Beschwerlichkeit und Unförmlichkeit eine Grenze setzen. Im Grunde ist die Tobe nichts als ein weites und besonders weitärmeliges Hemd, in der Regel aus den schmalen, etwa handbreiten Baumwollstreifen zusammengenäht, über welche die Webekunst des Sudan nicht hinauskommt.

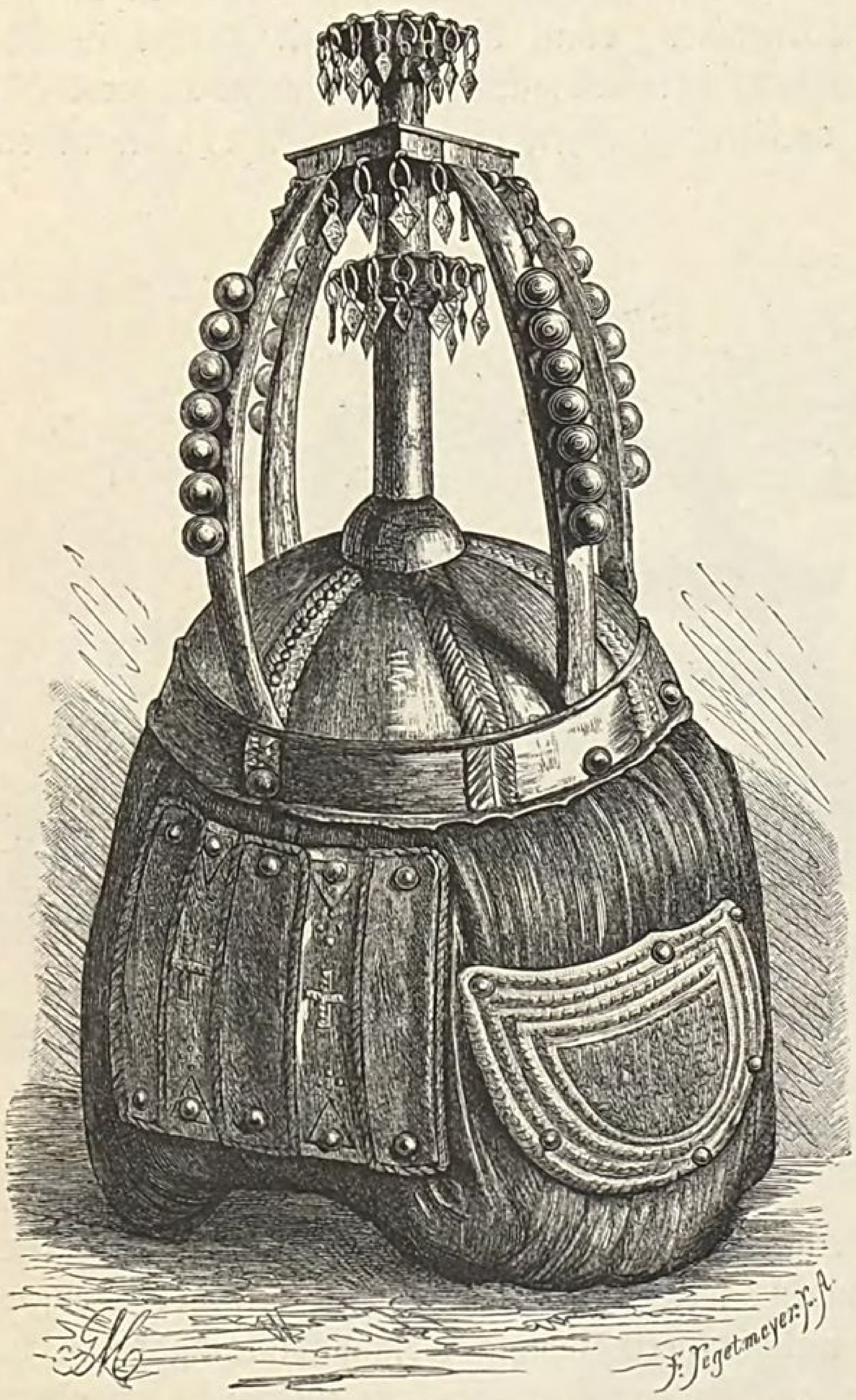
In neuerer Zeit wird übrigens auch das europäische grobe, ungebleichte Baumwollenzeug, welches als Umlaufsmittel eine große Rolle spielt (Merikani im Westsudan, Cham im Norden), in großer Ausdehnung vom Mittelstande und den Ärmern getragen, da es billiger, wiewohl weitaus geringer als der einheimische Stoff ist. Stickerei an Brusttasche und Hals verziert dieses Kleid, das in der Farbe meist einfach, entweder weiß oder indigblau, hellblau und blauschwarz, ist. Die Verzierungen pflegen weiß zu sein. Im Westsudan, wo man geschickter in der Färberei als z. B. in Bornu, hat man auch mehr Abwechselung der Farben, und die gesuchtesten Toben kommen denn auch aus Nife und Kano, so vor allen die sogenannte Perlhuhntobe, das Kleid der Vornehmen, dann die stark mit Indigo imprägnierte, schwarzblaue, durch Walken spiegelglatt, hart und glänzend gewordene Kororobschitobe und andre Variationen. Die Preise variieren zwischen der einfachsten baumwollenen



Sandalen und Stelzschuhe aus dem Westsudan (Mandingo?). (Britisches Museum und Sammlung der Church Missionary Society, London.)

und der aus europäischem Seidenstoffe gefertigten Tobe von 2½ bis 50 Mariatheresienthaler. Ebenso groß sind die Unterschiede der Hemden, welche im Gegensatze zu den Toben enger und kurzärmeliger sind. Das einfachste, welches geringschätzig Gomadschi talagabe, d. h. Hemd der Armen, genannt wird, von grobem Baumwollenstoffe, kurz und eng, hat einen ungefähren Preis von ½ Mariatheresienthaler, während das weite, reichverzierte Elefantenhemd, welches nur in den Haussaländern gefertigt wird, deren 12—15 kostet. Von besonders reicher Arbeit und Verzierung sind die seidengestickten Hemdchen der reichern Frauen, welche bis zu 25 Mariatheresienthaler Wert haben. Aber die Elemente der Frauentracht, welche durch alle Stände gehen, sind der Hüftenshawl und das den Oberkörper verdeckende Umschlagetuch. Zu beiden findet jener glänzende, festgewalkte Stoff der Kororobschitoben Verwendung, und auch bei dem Hemdchen ist der zu Grunde liegende Stoff ein blaues Zeug. Zur Fußbekleidung (s. obenstehende Abbildung) dienen bei den Reichern Schuhe aus rot oder gelb gefärbtem Ziegenleder, die oft noch mit Seidenstickereien verziert sind. Die Ärmern gehen barfuß oder tragen einfachste Sandalen aus Büffelhaut. Geschmackvolle Sandalen mit aufgenähten Mustern, Straußfederrosetten und dergleichen werden in den Haussaländern gefertigt. Silberne Arm- und Knöchelringe, Halsschnüre aus echten und unechten

Perlen, Bernstein- und Achatstücken, Silberringe mit aufgereihten Perlen oder Stücke Edelkorallen in einem der Nasenflügel sind die gewöhnlichsten Schmuckgegenstände. Die Männer gehen gewöhnlich barhäuptig, nur die Kanembu haben eine turbanartige, nationale Kopfbedeckung. Es ist Negernatur, wenn der glatt geschorne Schädel Stunden hindurch unbeschädigt den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird. Die Frauen der Kanuri tragen ihre Haare in verschiedenen Lagen kleiner, nebeneinander liegender, an den Enden ausgezauster Flechten, wobei Stirn und Schläfe hoch ausrasiert sind. Das letztere thun die Kanembufrauen in noch größerm Maße, auch zausen sie ihre kleinen Flechten nicht aus. Diese und ähnliche Haartrachten scheinen indessen nicht auf hohes Alter Anspruch zu machen, sondern mehr eine neuere Mode darzustellen, denn früher soll alles Haar helmkammähnlich nach der Mitte des Scheitels und Hinterkopfes, wie es noch heute die Frauen der Ngomatibu in Bornu tragen, gekämmt worden sein. Bei den Frauen der Wohlhabenden vollendet wohl eine halbmondförmige silberne Platte den Haarschmuck.



Helm eines Bodinga-Kriegers. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe.

Bienenkorbförmige Hütten reichen wohl in Darfur am weitesten nordwärts, im allgemeinen dominiert jedoch der Bau mit Lehm und Stein. Bezeichnenderweise wird nicht höher gebaut, als man ohne Gerüste reicht. Arabischer Einfluß, der sich in der Tracht und all den wichtigen Industrien, die dieser dienen, eingreifend geltend macht, hat vielleicht am wenigsten tiefe Spuren im Ackerbaue hinterlassen, der im wesentlichen der des Negers ist. Zwar tragen Baumwolle, Indigo und andres arabische Namen, allein dies bezeugt nicht unmittelbar arabischen Ursprung, ebensowenig wie der Flachs bei uns römischen Ursprunges ist, weil er außerdem auch Lein heißt. Ein hoch entwickelter Ackerbau, wie wir ihn auch sonst in Afrika finden, hat unter dem staaten- und gesellschaftbildenden Einflusse des Islam trotz der Durchmischung der Bevölkerung mit nomadischen Elementen einem allgemein hoch stehenden Wirtschaftsleben in den von Natur reichen mittlern und westlichen Teilen des Sudan zur Grundlage gedient, wie es in Afrika außer Ägypten nicht mehr gefunden wird. Dichtere und regsamere Bevölkerung, größere Städte, besserer Anbau geben dem Sudan westlich vom Tsadsee und Schari einen ausgesprochenen Kulturcharakter. Im Gegensatze zu so vielen Teilen Afrikas ist dies keine Naturlandschaft mehr. So wie der Mittelsudan die östlichen Nachbarländer durch Reichtum an Bodenerzeugnissen und durch Fülle von Tierleben übertrifft, so steht er überhaupt den meisten Teilen Innerafrikas durch die hohe Stufe seiner Kultur voran, welche einen großen Teil des

Landes in Fruchtfelder und Gärten verwandelt und mit „Herden kraftstrotzender Haustiere„ die Fluren belebt. Nachtigal betont mit Recht den Gegensatz, in welchem in dieser Beziehung Bornu zu weitaus den meisten Tropengebieten steht, deren Naturreize nicht für die Dauer bestimmt sind und nichts von jenem Gefühle der Beheimatung in uns hervorrufen, welches nur einer vermenschlichten, d. h. einer Kulturlandschaft eigen sein kann. „Bornu", sagt er, „hat vor den meisten ähnlich gelegenen Ländern den Vorzug einer friedlichen, harmlosen, thätigen Bevölkerung, welche sich bei der durch den natürlichen Reichtum des Landes bedingten Mühelosigkeit des Erwerbes der notwendigen Lebensbedürfnisse Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit bewahrt hat, und deren natürliche Intelligenz, Beweglichkeit und Strebsamkeit freilich noch weit von dem wünschenswerten Grade ihrer Entwickelung und Bethätigung entfernt geblieben, aber doch durch die frühzeitigen Segnungen einer höhern Zivilisation und geordneten Staatenbildung in verhältnismäßig günstige Bahnen gelenkt worden sind." Wenn auch nicht verschwiegen werden kann, daß derselbe Islam, dem Bornu wohl den größten Teil seiner frühzeitigen Anregung zu höherer Kultur verdankt, seine belebende Kraft auch hier einzubüßen begonnen hat, und daß unter seinem stagnierenden Formenwesen Thatkraft und Moral vieler Klassen der Gesellschaft leiden, und wenn auch das Land in der That in unverkennbarem Rückgange begriffen ist, so bleibt Bornu doch noch immer „ein anmutiges, von einem liebenswürdigen Volke bewohntes Land, in dem Mannigfaltigkeit und Fülle des Lebens in der Natur wie in der Sphäre menschlicher Thätigkeit herrscht". Gleich frühern Reisenden hebt auch Nachtigal den mittlern Teil des Landes mit seiner dichten Bevölkerung als ein bevorzugtes Stück Erde hervor, wo der Reisende eine vorteilhafte Idee von der Arbeitsamkeit und dem Geschicke des bescheiden situierten Bornumannes und den reichen Hilfsquellen erhält. „Mag sein Weg ihn von der Hauptstadt nach Westen oder Süden führen, überall auf den Landstraßen trifft er Kaufleute und Händler, welche von der Hauptstadt kommen oder dorthin gehen; in der Nähe der Dörfer fesseln die weidenden Herden oder die Feldarbeit seine Aufmerksamkeit, und in den Ortschaften selbst überzeugt er sich auf Schritt und Tritt von der Verbreitung und Ergiebigkeit einer verständnisvollen Hausindustrie." Es ist dabei besonders bezeichnend, daß in gleicher Ausdehnung Ackerbau, Viehzucht und Handel betrieben werden, ebenso wie in der Ernährung häufig Durra und Milch sich das Gleichgewicht halten. Widmen sich auch einzelne Elemente der Bevölkerung mehr der einen oder andern Beschäftigung, je nach nationaler Neigung oder örtlichen Bedingungen, so ist doch die Arbeitsteilung einer höhern Zivilisation noch nicht weit vorgeschritten, und der überwiegende Teil der Bevölkerung zeigt ein gleiches Geschick für alle Arbeitsfelder. Von oben herab machen sich Einflüsse geltend, welche die moralische Grundlage der Arbeit und des Gedeihens zu kräftigen streben. Man ist sich der Pflichten der höhern Kultur bewußt. Wir erinnern an Wadai, dessen König, so oft er erfährt, daß irgend jemand sich der Gewohnheit des Biertrinkens ergeben hat, ihn festnehmen und mit Rutenschlägen züchtigen läßt, worauf das Haus, wo das Bier gebraut wurde, geplündert wird. Ihren Höhepunkt erreicht aber diese Entwickelung zwischen Niger und Tsadsee, wo das Reich von Sokoto ein Bild großer wirtschaftlicher Blüte gewährt. Massari ist entzückt über dieses Leben, diese so unafrikanische Regsamkeit. Sobald, schreibt er, man das Gebiet von Kano betritt, dessen Haupt der Sultan von Sokoto ist, erstaunt man über die wachsende Zunahme der Bevölkerung und der Kultur. Im Gegensatze zu dem übrigen Afrika gelangt man hier von einem Getreideschober zum andern; man sieht keine unbebaute Wildnis, keine leeren Strecken mehr vor sich. Die Pflanzungen folgen sich ohne Unterbrechung und sind von lebendigen Hecken eingezäunt. Geschlossene Gärten bemerkt man da und dort mit zahlreichem Indigo- und Tabakanbau, und vielfach werden auch Zwiebeln, Kartoffeln, Paradiesäpfel gezogen. Um die Häuser herum weiden Pferde, Ochsen und Ziegen, und Mengen gewöhnlicher und

Pharaohühner in allen Farben gackern geschäftig umher. Nur noch bezaubernder wird die Szene durch die hundertjährigen Riesenbäume, unter welchen in erster Linie der Affenbrotbaum, der, beschämt, allein zu stehen und keine belaubte Krone zu haben, noch drei oder vier kleinere Bäume aus seinen Wurzeln emporsprossen läßt, deren frisches Laub seine dürren Äste umschlingt. Auf den Wegen ein Kommen und Gehen geschäftiger Menschen, die mit ihren zu verkaufenden Sachen auf dem Kopfe nach diesem oder jenem Markte wallen. Da und dort sitzen Frauen, die in Körben oder Töpfen Eßwaren und Wasser den Vorübergehenden zum Verkaufe anbieten. In welchem Lande der Erde, schließt er, würde man für ein paar Muscheln auf den Landstraßen alles finden, was man braucht, um zu leben?

Beim Vergleiche dieser Kultur mit der Unkultur der heidnischen Negervölker des Sudan erkennt man, daß der Islam mehr als nur eine neue Glaubensform, die ohne den rechten Geist ein unfruchtbares Ding, eine „tönende Schelle" sein würde, in diese Länder gebracht hat. Vielleicht sind seine Träger wichtiger gewesen als er selbst, und jedenfalls ist die materielle Kultur, welche mit ihm kam, von großem Einflusse geworden. Daß aber das Wichtigste von allem die politischen Neubildungen waren, deren Größe und Dauer so weit über den innerafrikanischen Maßstab hinausreichen, scheint die Geschichte der einzelnen Sudanländer deutlich zu zeigen.

---

13. Bornu[1], Baghirmi und die Tsadsee-Insulaner.

„Ich bin überzeugt, daß der Name ‚Bornu' für den Leser einen ganz andern Klang erhalten wird, wenn er sieht, wie dieses Land im großen geschichtlichen Zusammenhange mit andern entwickelten Ländern steht und einst eine wahrhaft großartige Rolle spielte." Heinrich Barth.

Inhalt: Grenzen und Geschichte des Landes. — Die Bevölkerung. — Das Kanuri-Element, seine Herkunft und Verbreitung. — Die einheimischen Stämme. — Die Araber. — Die Mischungen und Schichtungen. — Grenz- und Wanderstämme. — Die Fellata oder Fulbe. — Dichtigkeit der Bevölkerung. — Städte. — Bauweise. — Kuka. — Regierung und Verwaltung. — Übergang vom aristokratischen zum despotischen System. — Stellung des Scheichs und seiner Familie — Einfluß der Sklaven und Eunuchen. — Die Ratsversammlung. — Die wichtigsten Hof- und Staatsämter. — Die Staatseinnahmen. — Hervortreten des kriegerischen Elementes. — Die politische Stellung Bornus. — Die Kriegsmacht. — Ihr Bestand und Verfall. — H. Barths Schilderung eines Kriegszuges. — Ackerbau. — Fruchtbarkeit des Landes. — Gewerbe. — Der Markt. — Die Hauptstadt Kuka. — Anlage. — Straßenleben. — Volkstypen. — Häuser und Hütten. — Leben und Sitten des Volkes. — Die aufgepfropften arabischen Gebräuche. — Reste der Kanurisitten in Tracht und Lebensweise. — Reste der Ureinwohner. — Bornus Nebenländer: Kanem, Logon. — Die Tsadsee-Insulaner. — Baghirmi das mittlere Scharíland. — Geschichte Baghirmis. — Die Bevölkerung. — Gemischter Charakter. — Östliche Abstammung der Gründer des Staates. — Einheimische Völker. — Fremde Elemente: Araber, Kanuri, Fulbe, Bulala. — Besonderheiten Baghirmis im Vergleiche zu den ältern Sudanstaaten.

In der Beschreibung eines Reiches, welches, wie dasjenige von Bornu, als eine der wenigen festen, bestimmten politischen Einheiten Afrikas nun schon seit Jahrzehnten in unsrer Kenntnis ist, mit dem wir, um in ernstlicher politischer Sprache zu reden, als mit einem großen Faktor in der politischen Entwickelung des Sudan rechnen müssen, wird ganz von selbst die erste Frage sich auf die Grenzen richten. Wir kennen kein Land von politischer Bedeutung, das nicht feste Grenzen besäße, und der Begriff „Reich" ist in unserm Bewußtsein in erster Linie bestimmt durch den Begriff der festen Umgrenzung. Bornu kann nun

---

[1] Der Name Bornu, welcher unbekannter Herkunft, scheint ursprünglich nur einen Teil von Kanem bezeichnet zu haben. Die Einheimischen zweifeln aber nicht, daß es Barr Noah, Land Noahs, heiße, und erkennen in einem unbedeutenden Felsen am Südufer des Tsadsees die Stelle, wo Noah seine Arche verließ.

einmal vermöge seiner geographischen Lage nicht scharf begrenzt sein, und anderseits darf man sagen, daß die Kulturstufe, auf welcher es heute noch steht, unter anderm auch durch den Mangel fester politischer Grenzen bezeichnet ist. Es kann also, um dies vorauszuschicken, von festen Grenzangaben hier keine Rede sein. Für Bornus Lage ist es am bezeichnendsten und wichtigsten, daß es einen großen Teil des Tsadsees umfaßt, in welchem und dem Schari Naturgrenzen gegen Osten gegeben sind, während es im Norden in der Grenzsteppe der Sahara sich mit den südöstlichen Tuareg berührt. Seine Westgrenze ist ziemlich sicher, soweit sie von dem politisch einigermaßen fest umschriebenen Haussalande gebildet wird; wo sie aber weiter südlich die in unklaren Abhängigkeitsverhältnissen stehenden Länder Bedde, Ngizzen ꝛc. berührt, wird sie wieder schwankend, und so ist sie in noch höherm Grade dort, wo sie nach Süden das Reich abgrenzen soll gegen halb oder ganz, dauernd oder zeitweilig unterworfene Negerstämme. Verhältnismäßig fest sind in einem Lande von so großen und so vielfältigen Völkerverschiebungen nur die von der Natur gegebenen Grenzen Tsadsee und Schari, während am ungewissesten die Begrenzung gegen die eignen in ihrem Wesen grenzlosen Nomaden des Nordens und die ebenso vollkommen haltlosen Negervölker des Südens ist.

Die Geschichte bekräftigt das Schwankende der Grenzverhältnisse des Bornureiches, das zeitweise eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hatte, um dann wieder zusammenzuschwinden, und das allem Anscheine nach seine lange Dauer zu einem großen Teile dem Halte verdankt, den es an dem einzigen natürlichen Abschnitte seiner weiten Grenze, dem großen See und seinem Hauptzuflusse, fand. Was diese für uns natürlich nur in den größten Zügen Interesse bietende Geschichte betrifft, so besitzen wir in der deutschen Afrikalitteratur zwei vortreffliche Darstellungen derselben in Barths „Reisen und Entdeckungen“ und Nachtigals „Sahara und Sudan“, auf welche wir unsre Leser ganz besonders hinweisen möchten. Es ist aber vielleicht nicht uninteressant, auch hier einen kurzen Blick auf die Quellen zur Geschichte Bornus vorauszuschicken. Barth benutzte an Handschriften den „trocknen, unfruchtbaren“ Auszug einer Chronik von Bornu von Mohammed bis Ibrahim, zwei kürzere Verzeichnisse von Bornukönigen und eine ausführliche Schilderung der Verwaltung und Kriegführung des Königs Edriß Alasma in den zwölf ersten Jahren seiner Regierung, dann ferner Berichte über bornuesische Gesandtschaften nach Tripolis und endlich die Angaben über Bornu in den arabischen Reisenden Ibn Saidn, Ibn Batuta, Ibn Chaldun, Makrisi, Leo Africanus. Das als vorhanden dargestellte, aber Barth gegenüber absichtlich verborgen gehaltene große Werk, aus welchem die erstgenannte Handschrift einen Auszug darstellt, würde ohne Zweifel das wertvollste Quellenwerk zur Geschichte Bornus sein. Auch Nachtigal hat seiner nicht habhaft werden können. Es wirft diese mißtrauische Unterdrückung der geschichtlichen Nachrichten ein Licht auf die Ursachen der sogenannten Geschichtslosigkeit halb oder ganz barbarischer Völker, nicht minder als die andre Angabe Barths, daß die neue Dynastie der Kanemim das Andenken an die alte Kanuridynastie der Ssaefna oder Dugua soviel als möglich zu verwischen suche und sogar alle Papiere, welche darauf Bezug haben, zerstört habe. Glücklicherweise hat man wenigstens eine Angabe des Imam Ahmed, die andeutet, daß aus der Zeit vor der Mitte des 16. Jahrhunderts keine geschriebenen Nachrichten über die Geschichte Bornus vorhanden waren. Man kann daher mit einiger Sicherheit nur für eine gewisse Zeit, die vor dieser Periode liegt, die überlieferten Königsreihen, beziehentlich Stammbäume annehmen, die in verschiedenen unabhängigen Aufzeichnungen in zufriedenstellender Weise miteinander stimmen, und ist für die noch frühern Perioden außer unbestimmten Überlieferungen auf die anthropogeographischen Verhältnisse der betreffenden Regionen in der Jetztzeit hingewiesen. Dem von Barth gefundenen Materiale hat Nachtigal nur eine weitere Regentenliste von Bornu hinzugefügt.

Die Begründung der ältesten Dynastie Bornus, der der Ssaefna, und zugleich des Königreiches Kanem, des Mutterreiches von Bornu, ist kurz vor 900 n. Chr. zu setzen, wobei aber die Annahme gestattet ist, daß dieser Stamm schon vorher in Borku, dem Lande der Berdoa, nicht allein gewohnt, sondern selbst eine gewisse Herrschaft behauptet habe. Barth spricht von einer kurzen in seinem Besitze befindlichen Aufzählung der Bornukönige, in welcher mehrere Namen vor demjenigen des mit dem Scheine des Mythischen umgebenen Stammvaters Ssaef gegeben sind. Der Klang dieser Namen ist der Klang der Kanurisprache mit Ausnahme eines einzigen, welcher der Haussasprache angehört. Lassen wir aber die wohl nie zu lösende Frage der Zeit der ersten Staatengründung offen und fragen wir: welchen Stammes waren die Begründer des Königstumes in Kanem, aus welchem später Bornu hervorging, so stoßen wir zuerst auf eine bestimmte Angabe des Leo Africanus, der zufolge die Bornukönige von dem libyschen Stamme der Bardoa abstammen. Diese Bemerkung erhält durch eine ganze Reihe von weitern ältern Nachrichten ihre nähere Bestimmung. In der von Barth benutzten Chronik befindet sich eine Angabe, daß vor dem um 581 der Hedschra regierenden Könige Sselma alle Könige den Arabern gleich rote Hautfarbe hatten, während jener der erste schwarze König war. Ibn Batuta berichtet, daß diese Könige sich das Gesicht mit einem Tuche bedeckten und nie den Mund sehen ließen, eine bekannte Tibbusitte, welche Makrisi als dem ganzen Stamme eigentümlich angibt. Die Sitte, den neugewählten König auf einem Schilde über die Köpfe der Leute emporzuheben und ihn so dem Volke zu zeigen, die bis vor einigen Jahrzehnten bestandene aristokratische Reichsverfassung, der zufolge der König ohne Zustimmung der Ratsversammlung von zwölf Häuptlingen oder Edlen nichts von Bedeutung unternehmen konnte, sind gleichfalls berberische Anklänge. Nicht minder gehört dahin die Sitte, die Könige wie auch andre Personen nach dem Namen ihrer Mutter zu nennen und überhaupt auf den Namen des Stammes der Mutter das größte Gewicht zu legen. So ist der berühmte König Dunama ben Sselma in Bornu in der Regel nur unter dem Namen „Dibbalami“ von seiner Mutter Dibbala bekannt, und sein vollständiger Titel ist Dibbalami Dunama Sselmami. Der Name der Mutter, als der edelste und wichtigste, geht seinem Geburtsnamen voran, und diesem erst folgt der von seinem Vater abgeleitete. Was aber am unwiderleglichsten für die Stammeszusammengehörigkeit der Staatengründer am Nord- und Westufer des Tsadsees und den Wüstenstämmen nördlich davon spricht, ist die Sprache, auf welche wir noch zurückkommen werden.

Der gesamte Gehalt aber der Geschichte Bornus ist nun folgender: Zuerst nach einem, wie wir gesehen haben, nicht mehr völlig dunkeln Ursprunge in den südlichen Saharalandschaften Berdoa, Borku und andern Sitzen des Tedastammes der Tibbu die Festsetzung in Kanem und, wie Barth sich ausdrückt, „das Wachsen der Macht in Kanem mit der Hauptstadt Ndjimie (Ndschimi) schweigsam und unwahrnehmbar“. Der dabei in den Quellen hervortretende Sef, ein Sohn des Himjaritenkönigs Du-Jasan, nach welchem die frühere Dynastie als die der Sefiya bezeichnet wird, mag als eine Erinnerung an die Teilnahme irgend einer verschlagenen Arabergruppe an der Gründung des Kanemreiches angenommen werden, ruht aber nur in der Überlieferung, die freilich in diesem Falle nicht unwahrscheinlich ist. Jedenfalls erklärt nicht eine einfache Einwanderung eines arabischen oder Tibbu-Stammes die Verschiebung einer beträchtlichen Masse aus der Wüste nach den Ufern des Tsadsees, sondern diese Wanderung mag Jahrhunderte gedauert haben. Barth nimmt an, daß etwa am Ende des 10. Jahrhunderts n. Chr. eine geordnete Herrschaft auf dem Kanemterritorium fest begründet gewesen sei. Daß die erste auf Ausbreitung derselben weisende Thatsache in der Richtung der Tibbu-Oasen zeigt, beweist klar genug, daß ein Zusammenhang zwischen den Ausgewanderten und ihren Ursitzen damals noch bestand. Dann folgt der erste große geschichtliche Zug unter dem Impulse des Islam im Anfange des 12. Jahrhunderts,

das mächtige Hervortreten Dibbalami Dunamas, des zweiten Moslems dieser Königsreihe, und die Ausbreitung der jungen und kräftigen Macht dieses Reiches über Fessan unter Ausdehnung seines Einflusses bis nach Ägypten hin. Der Islam war intensiv aufgenommen worden. Dunama soll dreimal die Pilgerfahrt gemacht haben, und sein Nachfolger wird bereits als ein „Gelehrter“ charakterisiert. Über Dunamas Existenz und Macht kann keine Frage sein, denn arabische Geschichtschreiber schildern ihn als befreundet und verbündet mit dem Herrscher von Tunis, dem er eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken im Jahre 655 der Hedschra sendet. Sein Ruhm war so groß, daß man seine Herrschaft vom Nil bis zum Niger reichen ließ. Aber sogleich nach seinem Tode folgte in zweihundertjährigen Kämpfen mit innern und äußern Feinden ein tiefes Herabsinken von dieser Höhe, dessen bemerkenswerteste Folge die Vertreibung aus Kanem, also vom Nordufer des Sees, durch die am Fittrisee herrschenden Bulala und die Gründung eines neuen Reiches am Westufer des Tsadsees, im heutigen Bornu. Auch mit den einheimischen Stämmen der So, die in der Erinnerung der Bornuaner als Riesen leben, wurde lange gekämpft. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts nahm Bornu unter dem siegreichen Ali Ben Dunama einen neuen Aufschwung; dieser Fürst scheint den Kwora überschritten zu haben, und sein Nachfolger eroberte die alte Kanemresidenz Ndschimi zurück und unterwarf die Bulala. Unter dessen Nachfolger, also im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, scheinen sich die ersten Fulbe als Rinderhirten in Bornu niedergelassen zu haben. Unter einem der berühmtesten Regenten dieser Lande, Ben Idris Amsami, erreicht das Bornureich neuerdings in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Höhepunkt, von welchem aber allzubald wieder ein Sinken während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts zu beobachten ist, ein Sinken, das eben zum völligen Sturze zu führen schien, als dem Reiche ein Retter und mit ihm der Begründer einer neuen Dynastie erstand. Die rätselhaften Fulbe oder Fellata überschwemmten, nachdem sie die Haussastaaten unterworfen hatten, das westliche Bornu und drangen 1808 bis an die Hauptstadt Birni vor, welche sie eroberten. Der gelehrte und fromme damalige Herrscher konnte eben noch fliehen, aber sein Reich schien in die Hände dieser Puritaner vom Niger fallen zu sollen. Da erstand, wie so oft schon im Sudan, ein Retter aus arabischem Blute und priesterlichem Stamme in dem Fakir Mohammed el Amin el Kanemi, welcher seine Landsleute von Kanem um sich sammelte und den Feind wenigstens von Ostbornu abhielt. In jahrelangen Kämpfen gelang es ihm, nicht nur die Fulbe endgültig zu vertreiben, sondern er war auch, da sich das Königtum, für dessen Herrschaft er focht, schattenhaft schwach zeigte, endlich fast gezwungen, die Regierung in eigne Hände zu nehmen, wiewohl die alte Dynastie mit dem Sultantitel fortbestand. Um den neuen Zustand auch äußerlich zu kennzeichnen, gründete er eine neue Residenz, das heutige Kuka, an Stelle des zuletzt als Residenz benutzten Ngornu und verbrachte fast den ganzen Rest seines Lebens in der Bekämpfung der zu gefährlichen Rivalen herangewachsenen Nachbarmächte Baghirmi, Wadai und der Fulbe. 1835 starb der Scheich, und sein gerechter und milder Sohn Omar, der ihm folgte, der Freund unsrer Afrikareisenden, die seit Barth Kuka besuchten, ließ dem Sprößlinge der frühern Dynastie in mißverstandener Milde und Billigkeit den Titel Sultan und den Schatten der altererbten Würde. Es blieb ihm darum nicht erspart, Verschwörungen der wieder aufstrebenden oder vielmehr aufflackernden Dynastie mit den äußern Feinden, besonders mit Wadai, blutig unterdrücken zu müssen, und es war gewissermaßen eine Ansteckung durch diese Unbotmäßigkeit, welche selbst zum Aufstande seines eignen Bruders führte. Als auch dieser niedergeworfen war, durfte sich Scheich Omar endlich der friedlichen, ruhigen Regierung erfreuen, welche allein seinem ganzen Wesen entsprechen konnte, und von der nur zu fürchten ist, daß sie bei dem überwuchernden Hofschranzentume und der Abnahme des kriegerischen Sinnes des Bornuvolkes

zu einer ähnlichen Versumpfung führen werde, wie sie dem Auftreten El Kanemis vorhergegangen war. „Doch ein Land", sagt mit Recht Nachtigal, „dessen Hilfsquellen so wenig erschlossen, dessen natürlicher Reichtum und günstige geographische Lage die besten Garantien gegen gänzlichen Untergang bilden, bleibt trotz seiner langen Geschichte ein jungfräuliches. Wenn das Schicksal daselbst einen zweiten Mohammed el Amin el Kanemi erstehen ließe, und wenn es gelänge, das produktenreiche Land mehr in das Weltgetriebe hineinzuziehen und seine Absatzquellen zu vervielfältigen (etwa durch Benutzung des Benue für europäischen Handel), so würde ihm eine hervorragende Rolle unter den Sudanstaaten gesichert sein."

Die Geschichte Bornus, welche wir flüchtig überblickt haben, läßt erkennen, wie die Bevölkerung eine vielgemischte sein muß. Eine starke Vermengung verschiedener Völkerstämme ist in den Grenzen des alten Reiches jederzeit im Gange gewesen und läßt gleichzeitig die Hoffnung eitel erscheinen, in scharfer Sonderung die Völker wiederzufinden, welche, von Norden, Westen und Osten zusammenströmend, hier im fruchtbaren Uferlande des Tsadsees gleichsam sich gestaut haben. Schon die Kanuri, welche heute der herrschende und vorherrschende Teil des Bornuvolkes, sind keineswegs ein klarer, bestimmt umschriebener ethnographischer Begriff[1]. Man versteht unter Kanuri keineswegs einen bestimmten Stamm, d. h. man gebraucht diesen Namen nicht zur Bezeichnung der Abstammung, der Nationalität, sondern es ist vielmehr ein Sammelname für Gruppen, aus der eine Nation erst sich bilden soll: „Bei der Erkundigung nach den Unterabteilungen der Kanuri wird man anfangs ganz verwirrt, wenn man Namen erfährt, welche offenbar Bruchteile der Kanembu, der Tubu und andrer bezeichnen. Es gibt wohl ein Mischvolk Kanuri, aber keinen ursprünglichen Stamm dieses Namens. Eine einheitliche Nation Kanuri konnte oder kann sich erst durch gründliche Verschmelzung der konstituierenden Elemente, durch eine gemeinsame Geschichte und ein enges politisches Band allmählich herausbilden." (Nachtigal.) Schon ist dieser Prozeß weit genug fortgeschritten, um den Kanuri eine bestimmte Stellung gegenüber andern Elementen der Bevölkerung anzuweisen; aber noch ist es möglich, gewisse Bestandteile in ihnen selbst auseinander zu halten. Man findet in ihnen einmal die Nachkommen jener Kanemleute, welche im 13. und 14. Jahrhundert erobernd in Bornu eindrangen, und welche selbst wieder ein Gemisch verschiedenartiger Abstammung darstellten. Hierher gehört zunächst ein hellfarbiger Stamm mit Namen Magomi, dessen Ansiedelungen sich in kleinen Bezirken oder einzelnen Ortschaften über das ganze Land zerstreut finden. Dieser Stamm schreibt sich eine edle Abkunft zu, und aus seiner Mitte gingen früher die Bornukönige hervor. Ihnen verwandt ist ein seinen Ursprung auf einen Königssohn zurückführender Stamm, der viel weniger verbreitet ist und Ngalma Dukko heißt. Mit diesen Eroberern kamen Tibbu von verschiedenen Zweigen des großen Stammes, und zwar ein Dasastamm Kai, welcher sich dicht zusammengehalten hat, im nördlichen Teile des Reiches und speziell in dem westlich und nordwestlich von Kuka gelegenen Bezirke Kojam, der seinen Namen der entsprechenden Benennung späterer Tubu-Einwanderer verdankt, die offenbar nur darum nicht zu den Kanuri gerechnet, sondern vielmehr als ein besonderer Stamm angesehen werden, weil sie erst nach ihren erobernd eingedrungenen Volksgenossen ins Land kamen, wo sie in größern Gemeinschaften sich zusammengehalten und es ermöglicht haben, den wichtigsten Träger und Gefährten ihres nomadischen Lebens, das Kamel, zu akklimatisieren, wenn auch nicht zum Vorteile seiner Leistungsfähigkeit, und trotzdem sie gleich so vielen ihrer Volksgenossen, die sich der Pferde- und Rindviehzucht zugewendet haben, seßhafte

[1] Selbst der Name Kanuri ist nicht klar in Bezug auf seine Meinung. Die Verbindung des Substantivpräfixes K mit dem arabischen Worte nûr, das Licht, gibt „Verbreiter des Lichtes", d. h. des Islam, und so erklären viele das Wort; andre leiten es von Kanemri, Leute von Kanem, ab, und diese Herleitung ist nach dem oben Gesagten die wahrscheinlichere.

Ackerbauer geworden sind. Mehr verschmolzen mit den Kanuri ist der Tedastamm der Tura, dessen ursprüngliche Heimat Tu oder Tibesti ist, und der mit den ersten Einwanderern in großer Zahl ins Land gekommen sein muß; „man findet ihre Bruchteile bei genauerm Nachfragen in fast ebenso großer Ausdehnung über das Bornuterritorium verbreitet wie die Magomi, wenn auch in geringerer Anzahl". Man findet sie in der Mitte des Reiches wie im Südwesten und selbst im fernsten Westen. Da sie aber nirgends kompakt beisammenwohnen, nicht, wie die Kojam, die vorherrschende Bevölkerung einer Provinz bilden, haben sie von ihrer fernern Vergangenheit kaum noch ein Bewußtsein und teilen Sprache und Lebensweise durchaus mit den übrigen Bestandteilen der Kanuri. Indessen ist noch bis heute bezeichnend für ihren Ursprung, daß diesem Stamme unter den Kanem- und Bornukönigen stets die Dirki in Kawar angehörten, also ein nach dem Tedagebiete zu gelegener Stamm. Eigentlich wären auch die Tomaghera hier zu nennen, da sie ursprünglich Teda, aber sie sind am Ostufer des Tsadsees vollständig Kanembu geworden. Vielleicht hatten sie diese Metamorphose schon durchgemacht, als sie mit den ersten Magomi in Bornu einwanderten. Ihre Gemeinden findet man vorzüglich in der Peripherie des Reiches. Auch von den eigentlichen Kanembustämmen sind mehrere in dem Mischvolke der Kanuri aufgegangen, nämlich die Kuburi, welche für ein königliches Geschlecht erklärt und denen im Volksmunde verwandtschaftliche Beziehungen zu den Magomi beigelegt werden; möglich, daß sie eine Art von Herrschaft in Kanem vor der Ankunft der nordischen Einwanderer übten. Ihr größerer Teil blieb in Kanem; die in Bornu Eingewanderten sind über das ganze Reich in kleinen Gruppen zerstreut. Ihnen reihen sich die Ngallaga und Dibbiri an.

Andre Elemente der Kanuri sind aus Mischung der Eroberer mit den Eingebornen, vielfach, wie es scheint, unter vorwaltendem Einflusse der letztern, hervorgegangen. Es sind das die Ngoma, die Kawa und Ngazir. Die erstern sind die zahlreichsten, bewohnen einen Bezirk, Ngomati, zwischen Ngornu und Dikoa fast ausschließlich, werden aber auch im fernsten Westen und Südwesten gefunden. Daß das eine Element dieser Mischung von Tibbu-Abstammung war, deuten der Name und die Tradition an. Auch Kawa ist ein Tibbuname, und um so mehr ist die Tibbu-Abstammung der Kawa anzunehmen, als ein kleiner Tibbustamm gleichen Namens sich im Bezirke der Kojam wiederfindet. Zu einem Schlusse von ähnlicher Wahrscheinlichkeit gelangt man für die Ngazir nicht, doch darf man annehmen, daß das einheimische Element stärker in ihnen vertreten sei, wofür als bemerkenswerten Grund Nachtigal die Thatsache anführt, daß sie keinen Versuch gemacht zu haben scheinen, sich von der gut bevölkerten, ausgedehnten Landschaft aus, die sie bewohnen, und in der sie nordwestlich, westlich und südlich von heidnischen Stämmen umgeben sind, auf andre Teile des Reiches auszudehnen. Die Provinz Gudscheba, welche sie hauptsächlich bewohnen, ist dieselbe Landschaft Deia, deren Bevölkerung den Eroberern einen so zähen Widerstand leistete, daß sie stets zur Bewachung dem obersten Kriegsanführer und zugleich höchsten Reichsbeamten, dem Kaigamma, anvertraut und seiner Verwaltung unterstellt ward.

Dies sind die Bestandteile, welche aus dem, was man heute Kanuri nennt, sich noch ausscheiden lassen. Die Buntheit ihrer Mischung und Herkunft macht es erklärlich, wenn Rohlfs die Kanuri sporadisch bis zum Niger und Benue hin wohnen läßt. Er weist z. B. alle die häufig in diesen Ländern vorkommenden Orte Berriberri oder Burriburri den Kanuri zu. Burriburri am Gorube (Jakoba) ist z. B. ganz von Kanuri bewohnt, welche ihre heimische Sprache beibehalten haben. Nicht alle Eroberer indessen, und man muß dies betonen, sind in letztern aufgegangen, sondern es sind z. B. die Araber, welche mit ihnen gekommen waren, nie und nirgends so in die Kanuri verschmolzen, daß sie zu ihnen gerechnet worden wären. Sie sind zwar minder zahlreich in Bornu als in Wadai oder Darfur, bilden aber doch, wie der Überblick über die Geschichte Bornus zur Genüge gezeigt

hat, ein sehr wichtiges Element der Bevölkerung. Der Abstammung nach scheinen sie zum allergrößten Teile ostsudanisch. Scharf werden die Altansässigen von den als Kaufleute oder Krieger zeitweilig Erscheinenden unterschieden. Diese werden Wassili, jene Schoa genannt. Schon mit den Magomi sollen die ersten arabischen Elemente erobernd in Bornu eingedrungen sein, die meisten aber sind später eingewandert, und für manche läßt sich noch der Zusammenhang mit ostsudanesischen Stämmen nachweisen. Im allgemeinen gedeihen sie in dem heißen, feuchten Klima Bornus weniger gut als in dem trocknern Ostsudan, wenn sie sich nicht mit den Eingebornen vermischen, was in auffallend geringem Maße stattfindet[1]. Indessen ist die größere oder geringere Möglichkeit der Aussonderung der einzelnen Gruppen aus der Masse der Kanuri kein Zeugnis dafür, daß dieselben sich entsprechend rein gehalten haben. Durchaus gleichartig in Sprache, Lebensweise und Sitten wurden sie allerdings nur dort, wo sie sich in reger Mischung untereinander über das Land ausbreiten konnten, und einige größere Gruppen, die geschlossen wohnten, konnten gewisse Eigentümlichkeiten sich bewahren. Aber trotzdem die Kanuri infolgedessen keine solche Übereinstimmung des physischen Charakters untereinander zeigen, daß sie als eine einheitliche Nation angesprochen werden können, ist ihnen doch allen eine mehr oder weniger weitgehende Mischung mit den Eingebornen eigen. Mit Recht gibt Nachtigal zu bedenken (und stellt damit ein für die anthropologische Beurteilung jedes Volkes wertvolles Beispiel auf), daß „das junge Mischvolk nicht allein durch veränderte klimatische und andre Lebensbedingungen, sondern auch vorzüglich noch durch das Blut der unterjochten einheimischen Stämme beständige und sehr erhebliche Beeinflussungen erfahren mußte. Die letztern lieferten den Eroberern Sklavinnen, die Mütter ihrer Kinder, in einer mit den Waffenerfolgen immer steigenden Zahl; während das eigne Wesen ohnehin von Generation zu Generation von seiner ursprünglichen Natur einbüßte, wurde der fremdartige Einfluß beständig gesteigert."

Es ist so kein Wunder, wenn dieses Volk sehr verschiedene Arten von Hautfärbung, Gestalt und Gesichtsbildung aufweist. Verschwunden sind die Kennzeichen des nördlichen (libysch-arabischen) Ursprunges der Magomi, wenn man auch hier und da Anklänge an denselben bei einzelnen Individuen findet, deren Herkunft keinerlei spätere semitische oder berberische Einwirkung vermuten läßt. Auch der Rest der physischen Eigentümlichkeiten der Tibbu, besonders der Teda, welchen klimatische Einflüsse noch übriggelassen haben würden, ist in der allgemeinen Vermischung zu Grunde gegangen, und selbst das typische Wesen der Kanembu ist verwischt. Es entstand ein neues Geschlecht, das zwar in einzelnen Individuen oft genug an die charakteristischen Merkmale seiner ursprünglichen Bestandteile erinnert, aber im großen und ganzen diesen sehr wenig ähnlich ist, ohne gleichwohl schon einen einheitlichen Charakter gewonnen zu haben. In physischer Hinsicht ist die Transformierung der Teile keine vorteilhafte gewesen, denn die Kanuri müssen im Durchschnitte ein häßliches Volk genannt werden. Besonders die Frauen erscheinen entschieden deterioriert, wenn wir die harmonische Gestalt und die gefälligen Züge ihrer Verwandten, der reinen Tibbu und Kanembu, ansehen.

Es gelang den Kanuri natürlich nur bis zu einem gewissen Grade, die ursprünglichen Bewohner zu verdrängen oder sich zu assimilieren. Wo diese durch ihre große Zahl oder durch innere Tüchtigkeit den Eindringlingen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, wurden sie zwar unterjocht und mit Kanuri-Niederlassungen durchsetzt, konnten aber ihre einheitliche Physiognomie, Sprache und Sitte bewahren. So bilden sie denn noch heute in verschiedenen Teilen des Reiches und besonders in den peripherischen Landschaften des Südens und Westens kompakte Bevölkerungen, wo die Herrschaft des Bornukönigs zwar nicht angezweifelt, die Unterwerfung der Völker aber doch zum Teile eine sehr

[1] Vgl. das Kapitel: „Der erythräische Völkerkreis", S. 77.

unvollkommene ist. Man darf aber nicht vermuten, wie wir schon oben zu betonen versuchten, daß diese sozusagen unter der Tibbu-Einwanderung liegende Völkerschicht, die für die geschichtliche Betrachtung die ersten Bewohner des Landes umschließt, eine im Gegensatze zu den Kanuri vollkommen autochthone sei. So wird von den Makari oder Kotoko, welche heute am Südufer des Tsadsees wohnen, gesagt, daß sie Einwanderer vom mittlern Schari seien, welche die früher vorhandenen So teils verdrängten, teils absorbierten, und einige Gründe scheinen dafür zu sprechen, daß die Manga im Nordwesten des Landes aus Kanem eingewandert sind. In jüngerer Zeit noch sind die Sugurti, eine der zahlreichsten Abteilungen der Kanembu, aus ihren heimatlichen Sitzen in die Seeufer-Region von Bornu eingewandert, gedrängt durch die Einfälle der südöstlichen Tuareg und das bedrückende Übergewicht der Aulad Soliman und deren Genossen. Die Schwierigkeit, wahrhaft autochthone Elemente in diesem Gemische herauszufinden, wird natürlich durch solche Einschiebungen nur noch erschwert und dies um so mehr, als die Lebensweise und die anthropologischen Eigenschaften beide nicht so scharfe Unterschiede erkennen lassen, als notwendig wären, um eine eigentliche Völkerschichtung nachweisen zu können. Zwar nimmt diejenige Völkergruppe, welche von der Tradition als Rest der So, der „Ureinwohner", angesehen wird, die der Keribina, insofern eine eigenartige Stellung ein, als sie sich fast ausschließlich mit der Jagd beschäftigt, welche sich im allgemeinen in Bornu keines sehr hohen Ansehens erfreut, und weil sie dadurch gezwungen ist, großenteils ein zerstreutes, nomadisches Dasein zu führen. Aber Nachtigal fügt hinzu, daß sich eine Abteilung, unter der er einige Zeit verweilte, der Logonsprache bedient habe, und daß, „wenn sie auch im ganzen etwas Besonderes an sich hatten", es ihm doch nicht gelang, diejenigen Eigenschaften herauszufinden, durch welche sie sich von ihren Nachbarn unterscheiden. Man kann es kaum als eine Besonderheit höhern Grades hinstellen, daß sie, trotzdem sie den Islam bekennen, mit Vorliebe das Wildschwein jagen und verspeisen. Eine stärkere Ausprägung des Negercharakters scheint das einzige zu sein, was allen diesen anscheinend früher im Lande ansässigen Stämmen im Gegensatze zu den Kanuri gemeinsam ist. Nachtigal schildert die Makari als plumpe, zur Fettbildung neigende Gestalten, von im allgemeinen dunkler Hautfärbung und unregelmäßiger Gesichtsbildung, schwerfällig im Denken und Thun, doch emsig und nicht ohne Intelligenz. Ähnlich sind nach seinen und frühern Schilderungen die Manga, die einzigen Bewohner des eigentlichen Bornu, die sich (außer den Musgu der Südgrenze, s. Abbildung, S. 272) des Bogens und der Pfeile bedienen und außerdem als Waffe eine kleine Streitaxt haben, welche sie auf der Schulter tragen. Ihre Frauen verhüllen gleich den Tebu-Männern das Gesicht mit einem dunkeln Schleier, während sich die Männer in der Regel eines Schurzfelles als einziger Kleidung bedienen. Während diese ihre Sitze nördlich vom obern Komadugu Jobe haben, wo sie aber stark von Kanuri-Niederlassungen durchsetzt sind, wohnen im südlichen Teile des eigentlichen Bornu die mit ihren Nachbarn, den Mandara, nahe verwandten Gamergu, welche von jenen nur durch leichten Dialektunterschied getrennt sind. Und gleich ihnen greifen mit ihrer Stammverwandtschaft über die Grenze des Staates hinaus die Haussa, die in den Provinzen Gummel und Sinder kompakt wohnen, ebenso wie die auf der Westgrenze des Reiches sitzenden, nur halb unterworfenen und größtenteils heidnischen Bedde und die gleichfalls heidnischen Musgu, von welchen einige Häuptlinge bereits den Islam angenommen und die Oberherrschaft Bornus anerkannt haben.

Wiewohl in diesen Grenzgebieten Zusammenstöße zwischen den Halbunterworfenen und den Bornuleuten nicht selten sind und infolgedessen die Unsicherheit daselbst einen hohen Grad erreicht, so finden sich doch gerade hier zahlreiche Niederlassungen und einzelne Familien vom Stamme der Fulbe, welche ganz besonders geeignet sind, in unscheinbarer, harmloser Weise unter die Heiden vorzudringen. Die ersten Fulbe gründeten zuerst gegen Mitte des

16. Jahrhunderts einige Niederlassungen in Bornu, und es gibt, trotzdem der fanatische Scheich El Kanemi einen großen Teil derselben über die Reichsgrenze zurücktrieb, doch außer an der West- und Südgrenze noch vereinzelte Gemeinden der Fulbe im Herzen des Reiches.

Die Seelenzahl dieser bunten Bevölkerung zu schätzen, fand Nachtigal ungewöhnlich schwer, da hier weder die Homogenität der Bewohner Wadais noch die überaus klare Einteilung des Reiches in Provinzen, Bezirke, Kreise &c., wie in Darfur, diese Aufgabe erleichtert. Er konnte zuletzt nicht anders, als die Schätzung Barths anzunehmen, der bekanntlich zu 5 Millionen die Gesamtbevölkerung Bornus angab, und er ist geneigt, das Verhältnis der hauptsächlichsten Elemente dieser Summe etwa so darzustellen, daß die Kanuri mit $1^1/_2$ Million die sichere relative Mehrheit haben, während mit je $^3/_4$ Million die Gruppen der Kanembu, Kojan und Tebu, der Makari samt den Keribina und nördlichsten Musgu, der Manga und unterworfenen Bedde, mit $^1/_2$ Million die Haussa und Fulbe des Westens und mit je $^1/_4$ Million die Mandala (Mandara) und die Araber, Tuareg, zerstreuten Fulbe und andre kleinere Bestandteile erscheinen. Der vorwaltende und eifrige Betrieb des Ackerbaues bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung des Landes Bornu läßt eine ziemlich dichte Bevölkerung in den fruchtbarern, eine minder dichte in den mehr steppenartigen Bezirken erwarten. In der That ist der Norden, das Übergangsland zur Sahara, dünner bevölkert als der Süden, wo indessen anderseits große Sumpfländer der Ausbreitung der Bevölkerung Schranken setzen. Allein auch die dichtest bevölkerten Teile sind im Vergleiche zu den westsudanischen Ländern noch dünn bevölkert. Rohlfs betont ausdrücklich, daß man auch an die Dichtigkeit der gegen die Hauptstadt immer zunehmenden Bevölkerung keinen europäischen Maßstab legen dürfe. Wir entnehmen den Angaben Denhams, daß man, von Kuka südwärts reisend, ungefähr alle halbe Stunden ein Dorf passiert. Sehr bald hört dies jedoch auf, die wogenden Hirsefelder und Reissümpfe werden durch Wald unterbrochen, und es gibt im Herzen Bornus beträchtliche Strecken, wo die Kulturflächen im Walde zerstreut liegen, der den weitaus größten Teil des Bodens einnimmt. Übrigens werden auch Städte von der Größe Kanos und andrer westsudanischer nirgends in Bornu angegeben, die höchsten Zahlen erreichen nur eben 30,000. Alle sind ummauert, meist freilich in recht baufälliger Weise mit einfachen Lehmwänden.

Die heutige Verfassung des Bornureiches ist ein Erzeugnis der Zersetzung der alten aristokratischen Einrichtung der von Norden gekommenen Staatengründer durch die Einflüsse des dem Despotismus und der Haremswirtschaft günstigen Islam und der Sklaverei. Die täglich um den Fürsten sich versammelnde Ratsversammlung (Nokena) ist nicht mehr eine wirkliche Volksvertretung irgend welcher Art, sondern nur der Schatten einer solchen, eine Einrichtung ohne jede tiefere Bedeutung. Sie bewahrt die Formen einer Zeit, in welcher die Herrscher die Vertreter der hervorragendsten Stämme oder Familien als berechtigte Ratgeber um sich duldeten, wie die Sitten der Wüstenbewohner, seien es Araber, Berber oder Tibbu, es mit sich brachten; aber ihr Wesen ist geschwunden. „Freilich", sagt Nachtigal, „hatten die freien Kokanawa das Bewußtsein ihrer freien Herkunft den Sklaven des Scheichs gegenüber, doch dieser trug der edlen Geburt keine Rechnung, und der Freie beugte sich vor dem Sklaven, wenn derselbe höher in der Gunst des Herrn stand." Die meisten Hofchargen, welche bei der autokratischen Macht des Fürsten ausschließlich der persönlichen Bedienung desselben entsprangen, waren fast immer in den Händen von Sklaven, zu denen die Herrscher stets ein ungleich größeres Vertrauen hatten als zu ihren eignen Verwandten und freien Stammesgenossen, und auf deren Ergebenheit allerdings auch mehr zu rechnen war. Aus diesen Gründen wurde auch die Verteidigung des Landes von alters her vorzugsweise Sklaven anvertraut, so daß die so einflußreichen kriegerischen Posten hauptsächlich in deren Händen sind. Dazu kommt die sehr zahlreiche Verwandtschaft von

Brüdern und Söhnen und von Kindern der Söhne und Töchter, für welche der Fürst teils zu sorgen, und die er teils auch unschädlich zu machen hat. Die Brüder wie auch die ehrgeizigern oder thatkräftigern Söhne werden mit Argwohn betrachtet, und es ist längst ein Regierungsgrundsatz, dieselben durch Verwaltungsämter in den entferntesten Provinzen gleichzeitig zu dotieren und vom Mittelpunkte der Regierung zu entfernen, der sie gefährlich werden könnten. Während man daher die wichtigsten Hofämter in den Händen von Sklaven findet, sind die lohnenden Posten fern vom Regierungssitze in denen der Prinzen. Da Gehalte nicht bezahlt werden, sondern die Einkünfte der einzelnen Ämter, beziehentlich Provinzen dafür aufkommen müssen, ist die Verteilung der letztern eine weitere Quelle von Einfluß für die mit dem Vertrauen des Fürsten beehrten Hofbeamten. Zwischen beiden bleibt natürlich den Ratsherren kaum etwas übrig, was als eigentlicher politischer Einfluß zu bezeichnen wäre. Nur in einer Weise, die man als „nichtoffiziell" bezeichnen könnte, erfreuen sich einzelne Vertreter berühmter Familien, Abkömmlinge verdienter Kriegs- und Staatsmänner, eines Gewichtes, welches andeutet, daß die öffentliche Meinung selbst hierzulande nicht so vollständig machtlos ist, daß man gewisse traditionelle Größen einfach zu ignorieren wagen würde. Man höre die Schilderung, welche Nachtigal von der Ratsversammlung Bornus entwirft: Die Ratsversammlung setzt sich zusammen aus Gliedern der königlichen Familie, d. h. den Brüdern und Söhnen des Scheichs, und aus den Ratsherren, welche teils freigeborne Vertreter der verschiedenen Bevölkerungselemente, teils Kriegshauptleute von Sklavenursprung sind. Alle erscheinen morgens im Königspalaste, legen am Eingange Schuhe, Kopfbedeckung und Burnus ab und hocken dann überall in den Vorhallen und Höfen, an den Wänden und auf dem Boden herum, schwatzend und scherzend, klatschend und Ränke schmiedend, bis ein musikalisches Getöse von Trommeln, Pfeifen, Posaunen und Hörnern sie elektrisiert und in den Empfangs- und Sitzungssaal treibt. Bei diesem Zeichen verläßt der Herrscher seine Privatgemächer und betritt den Ausbau des Empfangssaales, begleitet von einigen seiner Brüder und Söhne und fettleibigen Eunuchen, welche sämtlich kurz abgebrochene Rufe zu seinem Ruhme, wie z. B. „die Weisheit! der Löwe! der Siegreiche!", ausstoßen. Während er sich auf den Diwan niederläßt, beeilt sich jeder der Anwesenden, niederzuhocken und den Staub des Bodens auf sein Haupt zu streuen oder wenigstens die Pantomime dieser Unterwürfigkeitsbezeigung zu machen, denn bei dem sorgfältig geglätteten Boden würde es schwer halten, die nötige Menge Erde zusammenzukratzen. Ein Strom von Begrüßungen, welche alle etwa dieselbe Bedeutung haben: „Gott verlängere dein Dasein!" entquillt den unterwürfigen Höflingen, die mit untergeschlagenen Beinen, das Gesicht vornüber zur Erde geneigt, daliegen. Der Scheich murmelt einige „Afija! Afija!" (Heil! Frieden!) oder „Marhaba!" (Willkommen!), was von der versammelten Menge wieder dankbar durch zahlreiche „Usse! Usse!" begrüßt wird. Jeder hat seinen bestimmten Platz, je nach seiner Würde näher oder ferner vom Herrscher. Neben dem Diwan desselben, an derselben Wand, doch im Innern des Hauptsaales, lassen sich seine Söhne und Brüder nieder. Von jenen hatten damals fünf Sitz und Stimme in der Nokena. Zur Seite und vor sich hatte der Scheich in der Nokena die Reihe der eigentlichen Kokenawa, d. h. derjenigen Würdenträger, welche, wie die Prinzen, nicht bloß Sitz, sondern auch Stimme in der Nokena hatten: die freigebornen Vertreter der Hauptbevölkerungselemente Bornus, der Kanuri, Kanembu, Tibbu und Araber. Die Kanuri waren durch zwei, die Kanembu und Tibbu durch je drei, die Araber durch fünf Ratsherren vertreten. Die zwei zu Nachtigals Zeit wichtigsten Ratgeber des Scheichs, der Lamino und der Staatssekretär Moallim Mohammed, erscheinen gar nicht in der Versammlung, und doch hat der erstere mehr Macht als alle Ratsherren zusammen. Deutlich zeugt schon allein diese Thatsache für die Schwäche dieses Rates. Auch die auffallende Erscheinung, daß der

herrschende Stamm der Kanuri die geringste Zahl von Vertretern stellt, deutet einigermaßen in derselben Richtung, wenn auch ihre nächste Ursache darin zu suchen sein mag, daß ursprünglich der König selbst diesem Stamme angehörte und letzterer daher weniger Beeinträchtigung zu befürchten hatte als die Tibbu oder Araber. Mehr noch als die Ratsherren hatten die Inhaber von Hofämtern, an die in früherer Zeit bestimmte Rechte sich knüpften, an Bedeutung in allen den Fällen verloren, wo nicht der Einfluß des einzelnen den Verlust ausgeglichen hatte. Die neue Dynastie hatte zwar nicht gewagt, die alte hierarchische Ordnung der obern Hof- und Staatsämter umzustürzen, aber sie hatte Rangordnung und Bedeutung derselben erheblich verändert, d. h. abgeschwächt. So bestanden (und bestehen) zwar in Bornu die altherkömmlichen Ämter in den höchsten Spitzen der Heeres- und Landesverwaltung noch fort, aber ihren Inhabern wohnt oft nicht mehr vom Wesen derselben inne als dem Erblandesmarschall oder dem Ordenskanzler irgend eines deutschen Hofes. Dennoch sind sie beachtenswert, da sie in seltenem Maße innig verflochten sind mit der geschichtlichen Entwickelung des alten Bornureiches, dessen Charakter sie klar ausprägen.

Der mächtigste Beamte des alten Bornureiches war der höchste Kriegsanführer des Landes (Kaigamma oder Kegamma), welcher stets von Sklavenursprung war. Da die kriegerischen Bestrebungen naturgemäß nach Süden, gegen die Heidenländer, gerichtet waren, denn Bornu ist ja eine von Norden nach Süden wachsende Macht, so lag seine Hauptthätigkeit dort, und wir finden in früherer Zeit die seiner Verwaltung unterstellten Distrikte in den südlichen Grenzbezirken, von der Grenze des Sokotoreiches bis nach Logon. Jetzt ist fast selbst der Titel des Kaigamma in Vergessenheit geraten, und derjenige Würdenträger, auf welchen ihn Leute wohl noch anwenden, die mit den Dingen der alten Zeit vertraut sind, und der in Wirklichkeit am meisten ihm entspricht, der Kaschella Bilal, hat seine Verwaltungsdistrikte im Osten und Südosten des Landes. Auf diesen Hauptwürdenträger folgte der Jerima, welcher freigeboren war, Sohn einer Prinzessin und Haupt der die Königsgeschlechter umfassenden Abteilung der Kanuri, deren Namen Magomi. Dem Jerima war der ganze Nordwesten des Reiches unterstellt, und er hatte besonders auf die südöstlichen Tuareg ein wachsames Auge zu halten. Heute ist der Jerima fast vollständig verschollen; der Träger dieses Titels ist einer der unbedeutendsten Beamten geworden. Als Dritter in der alten Bornuhierarchie dürfte der Thronfolger, Sohn oder Bruder des Königs, zu betrachten sein, welcher den jetzt selten gebrauchten Titel Tschiroma führte. Die Bedeutung dieser Stellung ist natürlich noch mehr als die jeder andern von der Persönlichkeit ihres Trägers abhängig. Äußerlich kennzeichnet sie sich heute durch die Stellung einiger Grenzlandschaften unter die Aufsicht des Kronprinzen und durch die Zuweisung der Verwaltung einiger Bezirke, aus welchen er seine Einkünfte zieht. Der mit der Bewachung der persönlichen Sicherheit des Herrschers betraute Sklave, welcher den Titel Dscherma führt und gleichzeitig die Aufsicht über den Marstall hat, war früher ebenfalls ein hochstehender Beamter, dessen Würde noch besteht, der aber nur einen Schein früherer Bedeutung behalten hat. Eine eigentümliche Stellung nimmt der Galadima ein, dem wir übrigens auch in andern westsudanischen Ländern begegnen (s. oben, S. 191). Indem er mehr Vasall als Beamter, muß er zwar von Zeit zu Zeit am Hofe erscheinen und mehrere Monate sich hier aufhalten, aber er befehligt halb unabhängig über die Bezirke im Westen des eigentlichen Bornu. Insofern Bornu gerade hier territorial zurückgegangen ist, hat auch seine Bedeutung sich vermindert. Der Schitima Beluma, ein freigeborner Mann, war Hauptsteuereinnehmer und Gouverneur des Marghi-Gebietes. Nicht einmal ein Schatten dieser einst hochangesehenen Würde ist heute vorhanden. Zwei Verwalter bestimmter Bezirke, Hirima und Jurama, denen beiden außerdem die Aufgabe gestellt war, den Kaigamma auf seinen Kriegszügen zu begleiten, haben der heutigen Hierarchie bloß ihren Titel übriggelassen.

Ganz anders war das Schicksal des Digma oder Dugma, eines Sklaven, der einst einfach Geheimschreiber des Fürsten war, auch anderweit den Verkehr der Fremden mit seinem Herrn vermittelte und endlich die zum großen Opferfeste aus dem ganzen Lande eingelieferten Schafböcke in Empfang nahm und an die Prinzen und Würdenträger abgab. Durch die Günstlingsstellung, welche diesem Amte naheliegt, ist dasselbe unter einigen Inhabern zu sehr großer Bedeutung gekommen, so daß es zur Zeit, als Rohlfs sich in Kuka aufhielt, sogar das einflußreichste Staatsamt darstellte. Dies galt indessen schon zu Nachtigals Zeit nicht mehr. Aber der Inhaber dieses Amtes besitzt die Verwaltung einer Anzahl von Bezirken, deren Einkünfte er bezieht, und ist noch immer ebenso über sein ursprüngliches Maß hinaus wichtig, wie die andern unter dasselbe gesunken sind. Gleichfalls dem Sklavenstande gehören an der Dschegebada, der als königlicher Bote oder Kommissarius innerhalb der Hauptstadt verwendet wird und zugleich beträchtliche Bezirke im Westen verwaltet, der einst mit einer hohen kriegerischen Stellung begleitete Ardschinoma, der jetzt bei Auszügen die Fahne vor dem Scheich herträgt, der Fugoma, dem früher das Gouvernement der Hauptstadt unterstand, der aber heute nur über die zweite Stadt des Reiches, Ngornu, gesetzt ist. Ursprünglich einem Freigebornen und selbst einem Prinzensohne zukommend, ist das Amt des Kazelma, der den Bezirk Kazel gegen die Tuareg zu bewachen hat, neuerdings ebenfalls Sklaven zugewiesen. So sind auch Sklaven die einflußreichen Beamten, welche über die Vorräte des Königs an Getreide, Holz, Kohlen, Butter, Honig und andern Lebensbedürfnissen zu wachen haben. Ihnen reiht sich der den Marstall beaufsichtigende Mulima, ebenfalls Sklave, an. Ganz eingegangen ist das nützliche Amt des Medela früherer Zeit, der einmal im Jahre eine Rundreise durch das ganze Reich zu unternehmen und über die Verwaltung, den Ackerbau, die Industrie, über Wohlstand und Gesetzlichkeit der Einwohner zu berichten hatte. Er war ein freigeborner Mann, der mit den größten Vollmachten für diesen Zweck ausgerüstet ward.

In höherm Ansehen als die meisten von diesen standen stets die Eunuchen, deren höchster der Juroma, welchem nur auf etwaigen Kriegszügen der Harem anvertraut ist, und dem der Mistrema, der Haremsaufseher in Friedenszeiten, sowie der Mala, der oberste Aufseher des Palastes, folgen. Es ist sehr bezeichnend für den Gang der Entwickelung der Dinge in Bornu, daß gerade die Eunuchen von allen Beamten des Hofes am vollständigsten den Glanz ihrer einstigen Stellung bewahrt haben und ihre Einkünfte am wenigsten geschmälert sehen. An ihren Einfluß knüpft sich häufig derjenige der Frauen, der in allen mohammedanischen Negerstaaten nicht gering zu sein pflegt. Gewöhnlich fällt die bedeutendste Rolle der Magira, Königin-Mutter, zu, wenn auch in Bornu dieselbe niemals eine so hervorragende politische Rolle gespielt hatte wie in Baghirmi, Wadai oder Darfur oder in dem kleinen Mándaralande. Mehr an die Persönlichkeit als an die Stellung ist die Bedeutung der Gumzo, der obersten Frau des Herrschers, geknüpft, und einzelne Prinzessinnen gewinnen wohl Einfluß durch ihre Liebeleien, welchen sie sich mit wenig höfischer Offenheit hingeben.

Man sieht aus dieser Ordnung der Hierarchie, daß einst die Kriegsmacht in Bornu wie in allen diesen in erster Linie erobernden und auf Eroberung beruhenden Sudanstaaten die erste Stelle im Lande einnahm, daß sie aber in dem Maße zurückging, als der Staat zur Ruhe kam und die Herrschenden der Erschlaffung anheimfielen. Doch fühlt sich Bornu noch immer genug als Großmacht des Sudan, um einiges Gewicht auf den Kern des Heeres zu legen, an welchen die Zuzüge der einzelnen Stämme des Landes sich im Falle größerer Kriege anzuschließen vermögen. Ihn repräsentieren die Kaschellawa (Singular Kaschella), die Kriegshauptleute, von welchen die bedeutendsten gleichfalls Sitz und Stimme in der Nokena haben. Sie sind sämtlich Sklaven. Die höchste Stelle unter ihnen nahm zu

Nachtigals Zeit ein hochbetagter Greis, der Kaschella Bilal, ein, Haupt des Kanembustammes der Sugurti und Herr in einem großen Teile des südöstlichen Bornu, der zugleich die Oberaufsicht über die Makariherrschaft längs des Schari hatte. Ein andrer



Ein Reiter der Leibgarde des Scheichs von Bornu. (Nach Denham.)

Kaschella war Haupt der Kanembu Kuburi und bewachte die Grenzen des Reiches im Südwesten. Bei den Auszügen des Herrschers hielt sich der eine rechts, der andre links von ihm. Außerdem hat fast jeder Landesteil seine Kaschellawa, welchen jeweils Trupps des stehenden Heeres von einigen bis 280 Mann gepanzerter oder gewöhnlicher Lanzenreiter

und von geringern Zahlen flintentragender Reiter und Fußgänger untergeben sind, sowie eine geringe Zahl, welche über heidnische Bogenschützen und Lanzenträger gesetzt sind. Dazu kommt eine berittene Leibgarde und kleine Fußtruppe in der nächsten Umgebung des



Ein Kanembu (Speerträger) und ein Manga (Bogenschütze) aus der bornuanischen Armee. (Nach Denham.)

Scheichs. Im ganzen dürfte das stehende Heer Bornus auf 1500 gepanzerte und gewöhnliche Reiter, 1000 berittene oder zu Fuß gehende Flintenträger und 200—300 heidnische Bogenschützen und Lanzenträger, also hoch gegriffen auf gegen 3000 Mann beziffert werden. Von diesen allen fällt nur die Leibgarde der Sorge des Scheichs anheim, während alle andern

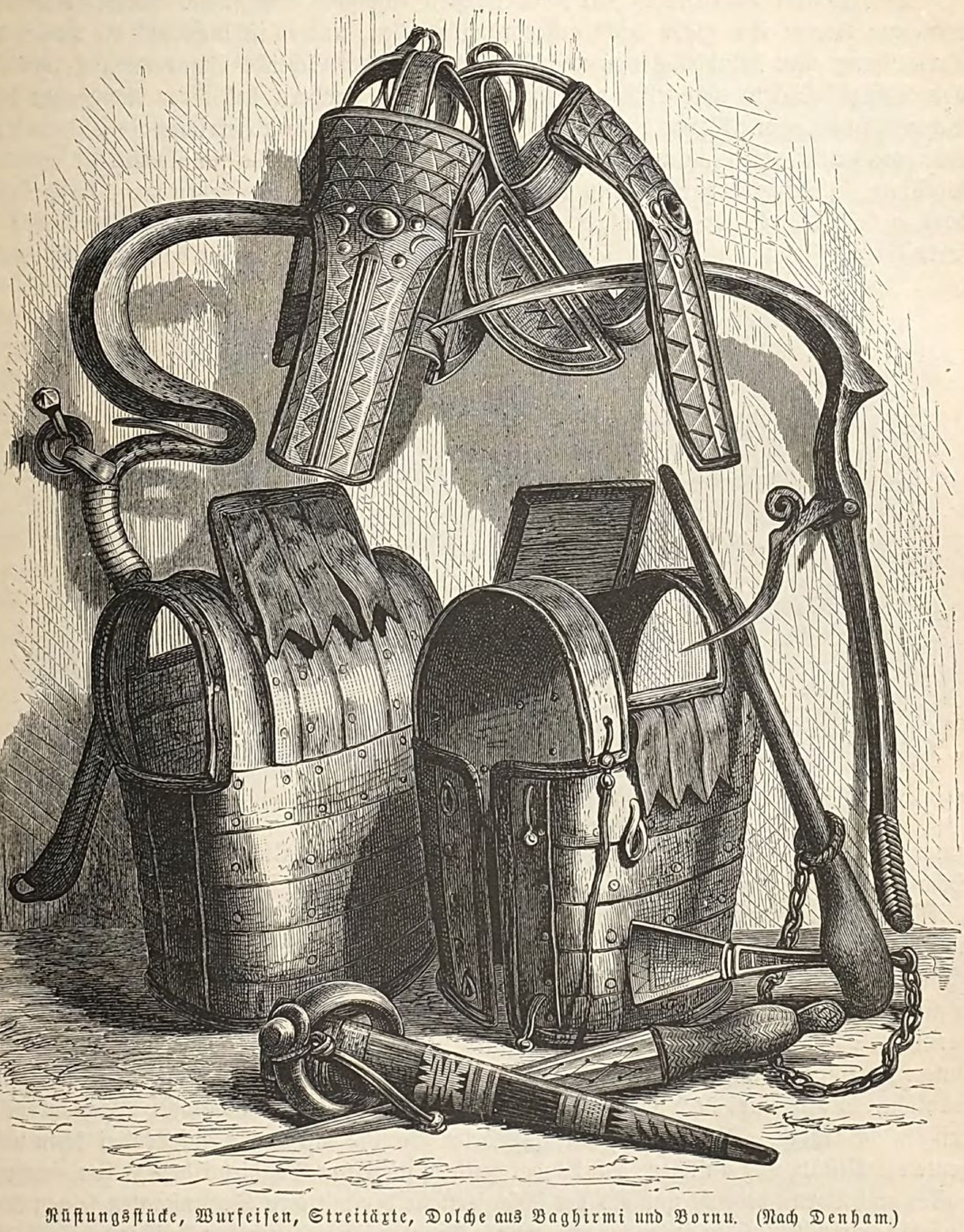
Truppen von den Kriegshauptleuten geworben werden, wobei alter Ruhm und alte Verbindungen (es scheinen viele Kaschella ihre Würde oder ihre kriegerische Tradition zu vererben) manchmal einzelnen unter ihnen einen starken Zuzug sichern.

Das mannigfaltige, bunte Bild dieser Armee schildert H. Barth, wie sie in der Landschaft Wolodje in langgestreckter Schlachtordnung eine von hohen Dumpalmen beherrschte Lichtung durchzog: „Die schwere Kavallerie in ihren dick wattierten Röcken oder Panzerhemden und Kettenpanzern mit in der Sonne glitzernden Helmen, unter ihrer eignen Last fast erliegend; der leicht gekleidete Schua auf hagerm, aber abgehärtetem Rappen und nur mit einer Handvoll Wurfspieße bewaffnet; der eingebildete, selbstgefällige fürstliche Sklave in seinen seidenen Toben; die halbnackten Kanembu-Speerleute mit Schild und Speer, ihrem halbzerrissenen Schurze und ihrer berberischen Kopftracht, in der Ferne der Zug der Kamele und Lastochsen — alles voll Mut und in der Erwartung reicher Beute den Landschaften im Südosten zustrebend".

Dies ist indessen nicht die ganze Macht Bornus, denn zu den eigentümlichen Institutionen dieses Reiches gehört, daß jeder Prinz, Beamter, Höfling, auch wenn seine Würde nicht den geringsten kriegerischen Charakter hat, sich, wenn er irgend einen Anspruch auf Bedeutung und Ansehen bei Fürst und Volk erhebt, Regimenter oder Kompanien hält, welche zu fast unmittelbarer Verfügung des Herrschers stehen. Nachtigal zählt über 4000 gepanzerte und gewöhnliche Reiter, welche auf diese Art die Gesamtzahl der stets bereiten Krieger auf etwa 7000 anschwellen lassen. Der einflußreiche Lamino hatte allein 300 gepanzerte und 700 gewöhnliche Reiter zur Verfügung. Barth sah 1851 bei dem pomphaften Feste, welches die große Fastenzeit abschließt, die bornuesische Reiterei in voller Prachtentfaltung, in Schwadronen von 100 bis 200 Mann geteilt, jede von einem Hauptmanne, Kaschella, geführt, und in den buntesten Anzügen. Besonders die schweren Schwadronen zeichneten sich aus. Die Reiter trugen meistens einen langen, dick wattierten Rock, Degibbir, darüber mehrere Toben von verschiedener Farbe und mit allerlei Zierat, und ihre Kopfbedeckung bestand in einem Helme, Buge, ähnlich dem unsrer mittelalterlichen Ritter, aber aus leichterm Metalle und mit den prahlendsten Federn geschmückt. Ihre Streitrosse waren sämtlich in dicke Decken gekleidet, Libbedi, welche aus verschiedenartig gestreiftem Zeuge gefertigt waren. Die Füße der Tiere blieben unbedeckt, während der Kopf vorn mit einer Metallplatte ebensowohl geschmückt als auch geschützt war. Andre trugen Panzer verschiedener Gattung. Die leichte Reiterei aber trug nur zwei oder drei hell schimmernde Toben und kleine weiße oder bunte Mützen, die Offiziere und begünstigtern Diener aber waren mit Burnussen von feinerm oder gröberm Zeuge angethan, die malerisch so über die Schulter geworfen worden waren, daß man das reiche Seidenfutter am meisten zu sehen bekam. Zu Rohlfs' Zeit (1866) hatte man auch in Kuka schon begonnen, kleine Geschütze zu gießen. Er sah 15 Kanonen und einen Mörser vor dem Hause des Infanteriegenerals aufgestellt.

Diese Macht würde zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande, zur Sicherung der Grenzen und zu raschen Expeditionen in die kleinen Nachbarstaaten genügt haben, wenn der kriegerische Sinn, der einst in den Großen lebendig, und von dem etwas auch dem Volke selbst oder wenigstens den thätigsten, tüchtigsten Bestandteilen desselben eigen gewesen war, nicht seine Kraft verloren haben würde. Aber Genußsucht und weibische Schwäche haben in diesem Jahrhundert immer weiter um sich gegriffen, und die ruhmreichen Traditionen des Begründers der heutigen Dynastie und Vaters des noch lebenden Regenten von Bornu haben in der jetzigen Generation so wenig nachgewirkt, daß der militärische Verfall sich den Nachbarn bereits offenbar gemacht hat, unter welchen das junge Reich Wadai ein gefürchteter Rival Bornus, ja selbst eine Drohung geworden ist, während von den halb unterworfenen tributären Heidenstämmen der Westgrenze immer mehrere sich die Schwäche des Lehnsherrn

zu nutze zu machen suchten, indem sie den Tribut verweigerten, seine Sendlinge aufrieben oder gar, wie der Vasallenfürst von Sinder im Nordwesten des Reiches, unabhängige Herrschaften zu gründen suchten. Eklatante Fälle dieser Art riefen Kriegsdrohungen und

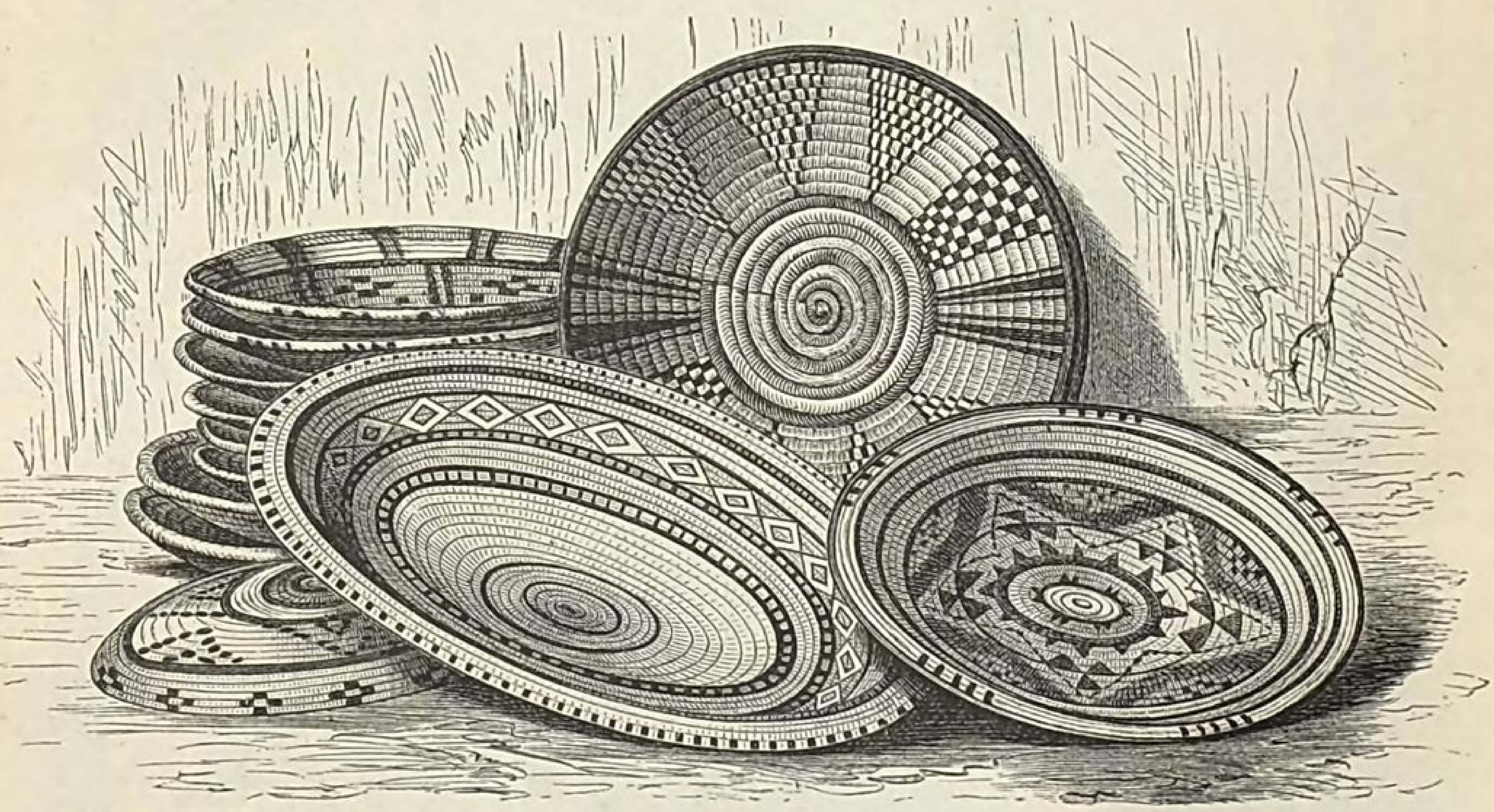


Rüstungsstücke, Wurfeisen, Streitäxte, Dolche aus Baghirmi und Bornu. (Nach Denham.)

Rüstungen hervor, aber am Hofe von Kuka gab es einflußreiche Leute, welche den energielosen Scheich von jedem kräftigen Entschlusse abzubringen vermochten. Indessen haben sich, beiläufig gesagt, die Prophezeiungen vom nahen Falle der durch Sultan Omar so schwächlich, unkriegerisch vertretenen Dynastie des Bornureiches, wie sie z. B. Nachtigal schon 1870 aussprach und Rohlfs zu bestätigen schien, bis heute nicht erfüllt. Noch immer herrscht

der greise Omar, und die letzte Nachricht, welche von ihm nach Europa gelangte, meldete seine Abneigung gegen ein innigeres Verhältnis zu den Türken, die von Fessan her ein solches durch eine Gesandtschaft gesucht hatten.

Die Politik Bornus ist mit Notwendigkeit eine stark bewaffnete. Angriff und Verteidigung können ihm gleich leicht aufgedrängt werden, und es ist nicht auf die Dauer die Vermeidung aller Feindseligkeiten nach dem Beispiele des Scheichs Omar möglich, der sich von Wadai, Sokoto und selbst den Aulad Soliman-Arabern beleidigen ließ, ohne ans Schwert zu schlagen. Bornu braucht noch mehr einen kriegerischen Herrscher als z. B. Sokoto, denn die zentrale Lage ist auch für Bornu ebensowohl eine Quelle von Macht als von Gefährdung. „Welche Vorteile Bornu auch aus seiner zentralen Lage ziehen mag, so hat diese doch zugleich die Gefahr zur Folge, mit dem einen oder andern seiner Nachbarländer in fortwährende Zwistigkeiten verwickelt zu werden. Und daraus ergibt sich, daß sich dieses Reich

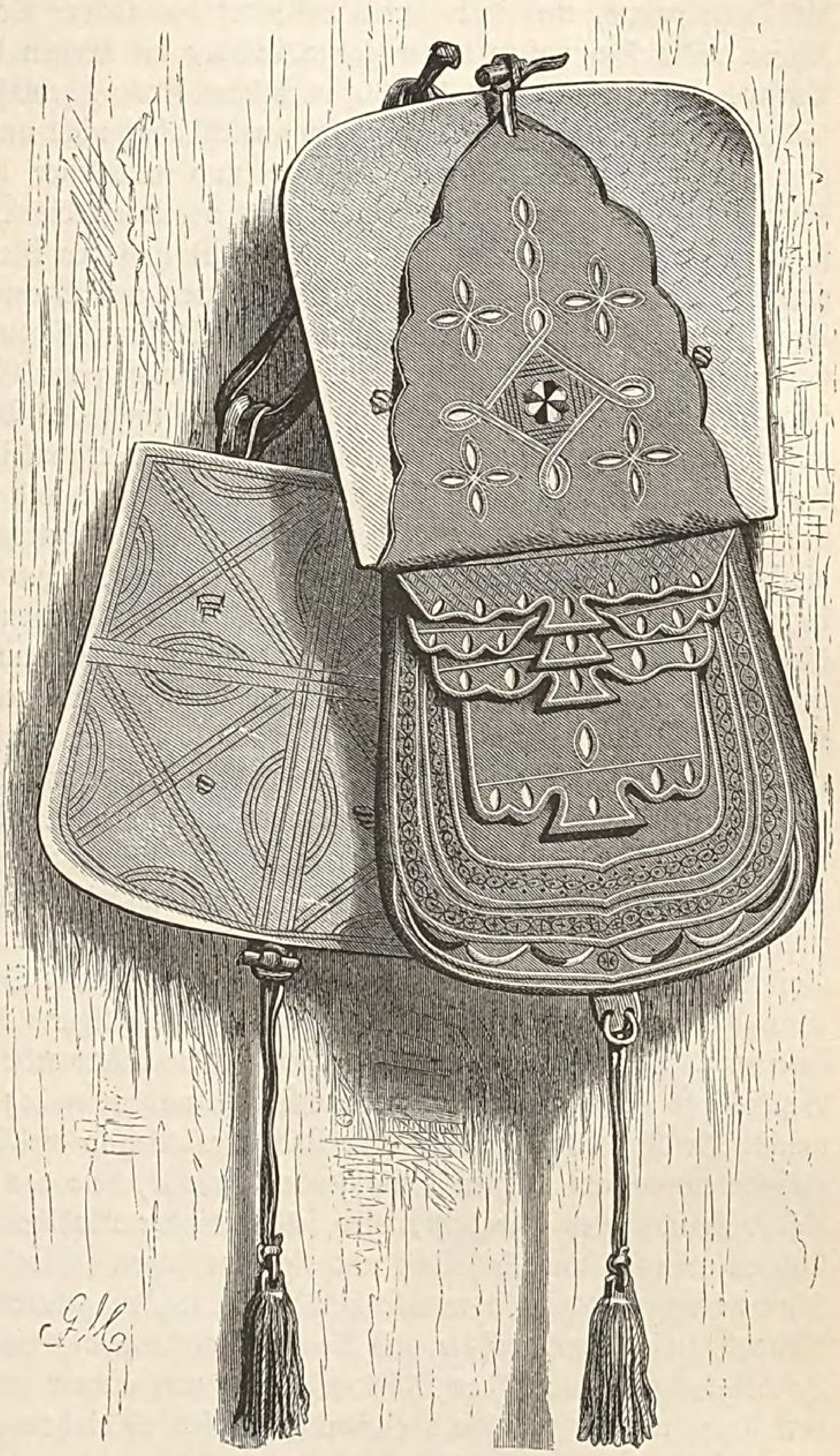


Korbschüsseln aus Kuka. (Nachtigals Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

unter einer schwachen Regierung auf die Dauer nicht wird erhalten können." (H. Barth.) Schauen wir uns in der Peripherie des alten Sudanreiches um, so haben wir im Norden die türkischen Dependenzen, die zwar keinem erobernd eingreifenden Staate angehören, in denen aber starke, halb selbständige Statthalter sehr wohl bedrohlich werden können: im Nordwesten die wenn auch nicht zu einer einheitlichen Macht vereinigten, so doch stets zu räuberischen Einfällen bereiten Tuareg; im Westen das durch Größe und Reichtum zu mächtigem Einflusse berufene Sokotoreich, welches freilich auch seit Jahrzehnten durch schwache Herrscher und innere Zerklüftung ungefährlich geworden ist; im Osten endlich Wadai, das, „mit der jungfräulichen Stärke eines noch barbarischen Zustandes begabt, die Keime großer Machtentwickelung in sich trägt". Diesen prophetischen Worten Barths mit Bezug auf Wadai kann man heute die Bestätigung anfügen, daß Wadai seitdem nicht nur Baghirmi besiegt hat, sondern daß es auch Bornu bedroht und als der schlagfertigste der mittlern Sudanstaaten seinen Einfluß bis zum Nil hinüber geltend macht, wo die Ägypter jüngst sogar den Aufstand des Mahdi mit Zettelungen des glaubensverwandten Sultans von Wadai in Verbindung brachten.

In wirtschaftlicher Beziehung ist Hauptmerkmal Bornus der Übergang von dem im Ostsudan vorwaltenden Steppencharakter mit seinem Nomadentume zu dem im Westsudan bei besserer Bewässerung immer mehr in den Vordergrund tretenden Ackerbaue, von niedrigerer und zersplitterter zu höherer, intensiverer Leistung auch in Gewerbe und Handel,

von geringem zu entwickeltem Verkehre, von dünner zu dichter Bevölkerung. In allen diesen Beziehungen nimmt Bornu eine mittlere Stellung ein, die in erster Linie durch seine Natur bedingt wird. Unbeschadet der Urwaldvegetation an den Ufern des Sees und in den Tiefthälern seiner Umgebung ist Bornu wesentlich Steppenland. Die nur in den Grenzprovinzen nach Westen und Süden hin ins Gebirgige übergehende flache Bodengestalt trägt dazu bei, diesen Charakterzug hervortreten zu lassen. Von den wahrscheinlich beträchtlichsten Erhebungen im ganzen Umfange des Reiches, den Höhen von etwa 1000 m im Südteile des Reiches, senkt sich der Boden allmählich bis zu den von ca. 270 m, in welchen der große See gelegen ist. Und die diesem am nächsten gelegenen Striche, das Herz des Reiches, sind so flach, daß es schwer ist, in der trocknen Zeit die Richtung des Gefälles der hier durchfließenden Gewässer zu erkennen. Es ist dies eine amphibische Landschaft. Wo sich eine leichte Bodensenkung findet, bleibt das Wasser der Regenzeit als Flachsee (Kulugu) stehen, bis es nach Monaten der Kraft der Sonne und der Trockenheit der Atmosphäre gelungen ist, dasselbe zur Verdunstung zu bringen, und während der Regenzeit werden viele Gegenden infolge ihrer Abflußlosigkeit schwer passierbar. Nicht immer zeugt in so flachem Boden die reichliche Bewässerung Fruchtbarkeit. Die im Zentrum und im Süden des Landes weitverbreitete Thonerde verwandelt sich leicht in Sumpf, der weder Gartenfrüchte, noch Erdnüsse, noch Baumwolle nach Wunsch gedeihen läßt, und in den waldreichen Gegenden des Südens und Südostens entwickelt sich ein schwarzer Moorboden in den Senken, welche in der Regenzeit mit Wasser gefüllt sind. Über diesen Fehler kann sich freilich der Norden des



Bornuanische Ledertaschen. (H. Barths Sammlung im Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Landes nicht beklagen, der viel eher allzu trocken ist. Nur vorübergehend verleihen die sommerlichen Regenfälle dem grauen, einförmigen Bilde der durchsichtigen Akazienhaine und des Dumpalmengestrüppes frühlingshafte Anmut. Der Steppencharakter ist hier im allgemeinen stark ausgeprägt. Hier kommen natronreiche Stellen vor, hier gedeiht noch die Dattelpalme, und mit ihnen verkündet der lockere Sand des Bodens die Nähe der Wüste. Die Dumpalme bildet ganze Wälder im Westen des Reiches. Im „Kernlande" Bornu, zwischen 13° und 11° 30′ nördlicher Breite, bewahrt sich zwar der Steppencharakter seinen Grundzug der Einförmigkeit, wird aber nicht unwesentlich bereichert. Von Palmen hat hier die Deleb ihre Nordgrenze, und im Westen des Reiches tritt der Affenbrotbaum imposant hervor. Im Süden tritt vereinzelt die Ölpalme auf, es erscheinen der sagenreiche Baumwollenbaum (Eriodendron) und der Melonenbaum. Die Sudannatur erreicht ihre reichste Entfaltung. „Die Akazien mit ihrem spärlichen Blätterschmucke und ihren starren Formen machen allmählich laubreichen, schön geformten Bäumen Platz, die sich zu dichter Waldung gruppieren und gleichmäßig mit Gras bedeckte Wiesenflächen zwischen sich lassen." Der Ackerbau, welcher sich nicht des Pfluges und der Egge, ja selbst der Hacke nicht überall bedient, richtet seine Aufmerksamkeit zunächst auf den Bau des Getreides, von welchem Penicillaria auf dem sandigen und Sorghum und Mais mehr auf dem schweren Boden gebaut werden. Baumwolle (Kalkutton) und Indigo (Alin oder Nila), die bereits in ihren Namen den arabischen Ursprung, d. h. die Einführung durch die Araber, bezeugen, zwei Arten Erdnüsse, Sesam, Bohnen, Melonen sind die wichtigsten unter den übrigen Kulturgewächsen. Nur in der Umgebung der Hauptstadt, in der Nähe von Residenzen der Würdenträger und außerdem in besonders geeigneten Gegenden werden als Winterfrucht Weizen und Gerste gebaut, welche durch künstliche Bewässerung viel Arbeit machen. Das Dreschen geschieht durch Rinder oder mit der Hand. Die Bestellung des Feldes ist gleichzeitig Arbeit des Mannes und Weibes, aber letzterm liegt die Mehrzahl der schweren Arbeiten ob, die nach der Erntezeit im Hause gethan werden müssen, so die Ölbereitung aus Sesam und Erdnüssen, die Verarbeitung der Fruchtkerne von Hedschlidsch und der Kurno- und Dumpalmenfrüchte, das Reinigen und Spinnen der Baumwolle, die Anfertigung von Flechtarbeiten, unter denen wasserdichte Schüsseln und Körbe hervorragen, dann die täglich wiederkehrenden Arbeiten des Melkens, Mahlens, Kochens, die Butterbereitung. Die Männer hingegen verfertigen die Ackerwerkzeuge und andre Geräte, schnitzen Gefäße aus Holz, formen welche aus Thon, weben, nähen, bereiten Holzkohlen und Salz, machen Geschirr für die Reit- oder Packtiere. Bei so viel Arbeit, von welcher nur die der Arbeitsteilung am meisten benötigenden Zweige, wie das Schmieden, auf die Schultern eigner Handwerker gelegt ist, wird selbst minder Wohlhabenden die Hilfe einiger Sklaven und Sklavinnen unentbehrlich, und Reichere haben zahlreiche Sklaven. Sobald Feld und Flur nach der Regenzeit wieder hinlänglich trocken geworden, beginnt dann die Zeit des Reisens, in welcher größere und kleinere Kaufleute das Land durchstreifen, die Zufuhr der Landeserzeugnisse nach den Märkten Kukas und andrer größerer Orte sich lenkt, während von ihnen aus Erzeugnisse der Gewerbe, seien es einheimische, nordafrikanische oder selbst europäische, den Weg in das Land finden.

Der Handel von Bornu konzentriert sich wesentlich in Kuka. Daß der Markt von Kuka mit dem des viel gewerbfleißigern Kano rivalisieren kann, während doch Bornu überhaupt in wirtschaftlicher Beziehung weit hinter den westsudanischen Ländern zurückbleibt, hat seinen Grund einmal in der vortrefflichen Lage dieser Hauptstadt am Endpunkte der von Tripolis über Mursuk und Bilma hereinführenden Karawanenstraße, einer der verkehrsreichsten im heutigen Afrika, und außerdem in der großen Freiheit, deren der Handel sich hier erfreut. „Kein Gewerbe unterliegt einer Steuer, und alle Waren gehen zollfrei ein. Selbst die

großen Karawanen aus dem Sudan, aus Tripolis und den übrigen Berberstaaten haben keinen andern Zoll zu entrichten als eine kleine Abgabe, welche die Thorwächter der Stadt für sich in Anspruch nehmen, die aber so geringfügig ist, daß sie gar nicht in Betracht kommt.... Sogar die Geschenke an den Sultan und seine Beamten, die sonst in allen Negerländern von den Beamten verlangt werden, kommen hier in Wegfall." Rohlfs, dessen Bericht wir diese Angaben entnehmen, wurde gleich bei seinem Erscheinen in Kuka von Kaufleuten aus Tripolis, Mursuk, Massar, Mekka, Kano besucht und schildert den Reichtum europäischer und überhaupt nicht bornuanischer Waren auf dem Markte von Kuka als sehr bedeutend.

Den Bewohnern der Tsadsee-Inseln wohnt ein doppeltes Interesse inne. Von ihren Nachbarn auf dem festen Lande weichen sie in manchen Beziehungen, die auf Verschiedenheit des Ursprunges hinweisen, ab und sind durch ihre archipelagische Wohnweise auf Sitten und Beschäftigungen hingewiesen, welche ebenso von denen ihrer festländischen Nachbarn sich entfernen. Zwar sind das, wie wir gesehen haben, keine Inseln, die, durch breite Wasseradern vom Lande getrennt, starken Schutz ihren Bewohnern bieten konnten, wie die Geschichte von so manchen Meeresinseln lehrt; aber sie mochten doch bei plötzlichen Überfällen den nahen Landbewohnern als sicherste Orte winken, und wir brauchen nicht weit zu gehen, um in der jüngern Geschichte dieser Länder Beweise für eine solche Funktion zu finden. Bei der Eroberung des heutigen Bornu zogen sich die auf dem Westufer wohnenden Abteilungen der So und ihrer Verwandten zum Teile auf die Inseln zurück, wiewohl dieselben durch größere Wassermassen vom Festlande getrennt sind, und Nachtigal erzählt uns, wie noch heutzutage die Bewohner Kanems vor der Raubsucht der Aulad Soliman und der Treulosigkeit der Daza Zuflucht auf den Inseln der Lagune suchen. Mehr als einmal haben selbst Wadaiprinzen bei Regierungswechsel in ihrem Lande dort vor Blendung und Mord eine sichere Zuflucht gefunden.

Dies deutet nur an, wie der Archipel sich bevölkert haben kann, aber wir wissen sehr wenig von der Abstammung der heutigen See-Inselbewohner, der Zeit, in der sie, und den Umständen, unter denen sie in diese Wohnsitze einwanderten. Die in Bornu allgemein bekannte Tradition über die Einwanderung eines der wichtigsten Teile dieser amphibischen Bevölkerung, der Budduma, hilft wenig, dieses Dunkel aufzuklären. Ihr zufolge gelangte einst ein dem Haushalte eines Bornukönigs angehöriger Sklave, Namens Barga, der als Marstallbeamter mit den Stallknechten ausgezogen war, um Pferdefutter von den üppigen Weiden des Tsadsee-Ufers zu holen, bei sehr niederm Wasserstande bis auf die Insel Sejorum, stieß dort auf unbekannte Leute, welche ihn gefangen nahmen und auf andre Inseln, ihre Wohnsitze, schleppten, und verblieb in deren Mitte. Buddu ist ein Kanuriwort, welches trocknes Gras bedeutet und durch die Verbindung mit dem Suffix ma ein Individuum bezeichnet, welches sich mit trocknem Grase beschäftigt, trocknes Gras holt ꝛc. Der Name dieses Barga wurde so Kollektivbezeichnung eines Stammes, zu dessen Begründer jener gestempelt wird, an dessen historischem Charakter niemand zweifelt. Übrigens nennen sich die Budduma selber Jedina, und Nachtigal wirft die interessante Frage auf, ob nicht dieser Name unmittelbar abzuleiten sei von der auf dem Südwestufer des Tsadsees gelegenen Stadt Jedi, deren ursprüngliche Bewohner, eine Abteilung der So, vielleicht zuerst vor den Eroberern Bornus auf die Inseln des Sees flohen. Indessen hebt er selbst hervor, daß man auch an das Kanuriwort Gedi (Osten) denken könnte. Aus der ganzen Tradition kann man höchstens entnehmen, daß der Tsadsee-Archipel frühzeitig von einem besondern Stamme bewohnt war, mit welchem die Bornuleute nach ihrer Festsetzung bekannt wurden.

Nachtigal hat mit großer Mühe die verschiedenen Abteilungen der See-Inselbewohner zu unterscheiden gesucht. Wir folgen ihm hier nicht ins Detail, sondern heben nur

hervor, daß die genannten Budduma die am meisten zentral gelegenen Inseln des Sees bewohnen, welche aber in der Mitte des Nordostufers sich dem Festlande unmittelbar nähern. Sie zerfallen in zwölf Abteilungen, von welchen die zahlreichste und angesehenste die der Maidodscha sind, deren Inseln den Mittelpunkt der Buddumasitze bilden. Man mag ungefähr 100 Inseln der Budduma annehmen dürfen, von welchen wohl zwei Drittel bewohnt sind. Keine dieser Inseln scheint eine Einwohnerzahl von 1000 zu erreichen, und Nachtigal nimmt daher eine Bevölkerung von 12—15,000 an. Von ihnen trennt nur eine unbedeutende Dialektsverschiedenheit die Herren des Sees, die Kuri oder Kalea, welche im Südostwinkel des Sees nahe dem Festlande wohnen. Den erstern Namen legen ihnen Kanembu, Araber und andre Nachbarn bei, während sie selbst sich mit dem andern Namen nennen. Angeblich ist es ein Stammvater Kale, von dem sie diesen Namen tragen. Durch die Lage ihrer Wohnsitze in großer Nähe des Festlandes stehen sie auf einer höhern Stufe der Zivilisation als die Budduma und dürften ihren Namen „Herren des Sees", den die festländischen Nachbarn ihnen beilegen, auch insofern eher verdienen, als sie im Gegensatze zu diesen, die mit vom Westufer in den See gedrängten Uferbewohnern gemischt sein dürften, reiner den urbewohnenden Stamm repräsentieren. Die Kuri zerfallen in sechs Abteilungen, und der von ihnen bewohnte Archipel wird Karka genannt. Ihre Hauptinsel, welche die Residenz ihres Häuptlinges und damit den Hauptort der südöstlichen Tsadsee-Inseln umschließt, ist Massowa. Ganz Karka dürfte aus etwa 30 Inseln bestehen, von denen mehr als die Hälfte bewohnt ist, während die übrigen wenigstens als Weiden und Fischerplätze besucht werden. Die Bevölkerung dürfte aber ungefähr der der Budduma entsprechen, da die Kuri-Inseln dichter bewohnt sind.

Diese beiden Hauptstämme der Tsadsee-Insulaner, Budduma und Kuri, sind einander in hohem Grade ähnlich. Körperlich sind es große, starke Menschen von vorwaltend dunkler Färbung. Sie sollen am ähnlichsten den Makaristämmen des nahen Festlandes sein. Die Männer Buddumas haben als Tättowierung zwei kurze Einschnitte an den Augenwinkeln und tragen das Haar in natürlicher Länge. Sie kleiden sich wie die Kanembu, nämlich in Lederschurzfelle oder, wenn sie diese erschwingen können, in Bornu-Toben. Die Frauen zeichnen sich durch besondere Haartracht aus, indem sie ihre Haare zu einem Knäuel auf dem Vorder- und einem auf dem Hinterkopfe vereinigen, die noch durch Chignons vergrößert werden. Sie tragen keinen Korallencylinder im rechten Nasenflügel, den sie überhaupt nicht durchbohren, aber sie tragen bis zu 10 Metallspangen am Unterarme, mehrere am Oberarme, eine über jedem Knöchel, metallene Ringe in den Ohren und Halsgehänge aus Glasperlen, falschen Korallen oder Kaurimuscheln. An Waffen führen sie 3—4 Wurfspeere, Lanze, Schild aus Phaguholz und stets den langen Vorderarmdolch. Bogen und Pfeile kennen sie, ohne sich ihrer allgemein zu bedienen. Das Wurfeisen ist wenig bei ihnen beliebt. Die Kuri sind durchaus Mohammedaner, die Budduma gelten zum größten Teile nach dem äußern Bekenntnisse ebenfalls dafür; doch haben bei ihnen sich manche heidnische Gebräuche erhalten, welche oft in höherm Ansehen stehen als die des Islam. So spielen eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein (Steine sind auf diesen Schwemminseln sehr selten) und ein Stammesschwert eine große Rolle. Eine Art Priester oder Glaubenswächter hat dieselben in Gewahrsam und bedient sich ihrer, wenn er die Hilfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Mißwachs oder andres Mißgeschick anruft. Des höchsten Ansehens scheint aber ein fabelhaftes Wesen zu genießen, das als eine den See bewohnende Schlange gedacht wird, also wohl den Geist des Sees darstellen soll, und dessen Rat und Hilfe zu erbitten man bei allen wichtigen Anläßen nicht versäumt. Von den Vorschriften des Islam wird nur die Beschneidung streng befolgt. Vielweiberei scheint stets hier gäng und gäbe gewesen zu sein. Die Bestattung wird nach mohammedanischer

Sitte vorgenommen. Stirbt ein Inselbewohner auf dem Festlande, so wird sein Leichnam nach der heimatlichen Insel übergeführt, stirbt ein Fremder auf den Inseln, so wird sein Leichnam in den See versenkt.

Der Ackerbau spielt im Leben dieser Insulaner eine geringere Rolle als die Viehzucht. Ihr vorwaltend fetter Boden begünstigt den Anbau des Maises und der Durra, während der an Sandboden gebundene Duchn seltener ist. Sie bauen außerdem Melonen und Kürbisse und auf einigen Inseln Indigo und Baumwolle. Sie erzeugen aber nicht genug und kaufen darum Getreide von den Festlandbewohnern. Ihr Hauptreichtum besteht in Rindern, für welche die unbewohnten, großenteils waldlosen Inseln reichliche Weidegründe darbieten. Pferde und Schafe sind selten, Ziegen häufiger. Von den großen Sudansäugetieren fehlen angeblich nur Rhinozeros und Giraffe in der Fauna dieser Inseln. Die Insulaner lieben Fleischnahrung sehr und ziehen vor allem Krokodilfleisch vor. Sie sind im Baue von Wasserfahrzeugen geschickt. Sie stellen eigentliche Boote von 15 m Länge aus Planken und mit hohem Schnabel her und kleinere Nachen und Fähren aus übereinander geschichteten und mit Dumpalmenstricken verbundenen Stämmen. Ihre Haupthandelsartikel sind Natron, woran ihr Boden reich, Peitschen aus Nilpferdhaut, Fische und Elfenbein. In ihrem innern Handel scheint vorzugsweise Rindvieh als Zahlmittel zu dienen.

Weder bei den Kuri noch den Budduma haben die einzelnen Abteilungen einen starken Zusammenhang unter sich; sie bilden selbst im eignen Innern kein einheitliches Gemeinwesen. Das Kanuriwort Kaschella für Häuptling gilt auch bei ihnen. Thatsächlich sind alle auch nach außen unabhängig, wenn auch einzelne in einem lockern Abhängigkeitsverhältnisse zum Sultan von Bornu stehen, das indessen nur durch ihr Bedürfnis diktiert ist, ungehindert die nahen Märkte des Bornulandes zu besuchen. Im Grunde sind sie gefürchtet, denn die Sicherheit ihrer Lage, besonders nach Bornu zu, macht sie zu frechen Räubern. Zur Zeit des hohen Wasserstandes, wo sie unbemerkt bei Nacht bis in die nächste Nähe der Uferlandschaften gelangen können, schwebt die ganze Bewohnerschaft der letztern in beständiger Angst vor ihren Überfällen. Nachtigal erzählt, daß im Dezember 1870 das ansehnliche Dorf Schoa Darbiggeli überfallen, die männliche Bevölkerung großenteils niedergemacht und 142 Personen, hauptsächlich Frauen und Kinder, in die Sklaverei geschleppt wurden. „Mancher harmlose Landarbeiter", sagt er, „wanderte während dieses wasserreichen Jahres als Sklave auf die Inseln der Budduma mit wenig Aussicht, trotz der geringen Entfernung, seine Heimat je wiederzusehen. Mancher reisende Kaufmann wird von den plötzlich aus dem Ufergebüsche oder Schilfgewirre hervorbrechenden Tsadseeräubern erschlagen, und manche kleine Karawane wird geplündert, ohne daß man die Übelthäter jemals zur Rechenschaft ziehen kann; denn, einmal außer Schußweite, wer kann und will sie verfolgen? So sind sie auch kriegerisch untereinander, und jeden Winter gelangen Nachrichten von Seeschlachten, an denen 100 Boote auf jeder Seite teilnehmen, nach Kuka. Es sind aber hauptsächlich die Budduma, welche den gesetzlosen, angreifenden Charakter, das alte Erbteil der Inselbewohner, so scharf ausprägen, während die Kuri wie im allgemeinen zivilisierter, so auch von friedlicherer Gesinnung sind. Dennoch haben die letztern bessere Waffen, selbst metallene Panzerhemden und Wattenpanzer, als jene, wie sie auch reicher an Pferden sind.

In wichtigen oder charakteristischen Beziehungen erinnern beide an die Tibbuvölker. Die Heiratsgebräuche, die Beschränkung des Verkehres zwischen verschwägerten Personen, die Pariastellung der Schmiede sind in dieser Richtung zu nennen.

Unter diesen eigentlichen Inselvölkern wohnen einige zeitweilig, andre fest, ohne bestimmte Gemeinschaften zu bilden. Die Schoastämme der Assala und Dequena am Südufer des Sees ziehen sich in Kriegszeiten auf die Insel zurück, und besonders die erstern stehen in einem merkwürdig innigen Verhältnisse zu den Kuri, auf deren Inseln sie durch ihre

Sklaven Ackerbau treiben, während sie selbst auf dem Festlande nomadisieren; umgekehrt werden sie von den Kuri auf diesen Zügen begleitet, wenn auf den Inseln Futtermangel eingetreten ist. Unter den Kuri lebt auch zerstreut eine Bulala-Abteilung (Diabu oder Dalawa genannt), und gleichfalls meistenteils auf den Inseln der Karka ist es, daß verschiedene vom Festlande verdrängte Kanembustämme sich niedergelassen. Mit ihnen allen zusammen schätzt Nachtigal die Zahl der Tsadsee-Insulaner auf rund 30,000.

Baghirmi kann als das untere Schariland bezeichnet werden. In diesem flachen Lande, wo nur die zahlreichen Wasserläufe und der Südrand des Großen Sees die Naturgrenze bilden, nimmt das Reich Baghirmi eine in Bezug auf Ausdehnung etwas zweifelhafte Lage ein. Den Kern Baghirmis, dessen Oberfläche Nachtigal auf nicht ganz 1000 Quadratmeilen schätzt, bildet ein Streifen Landes von der Scharimündung bis gegen den 10. Grad nördlicher Breite und vom westlichen Schari oder dem Flusse von Logon bis in die Gegend des Ba Lairi. Aber eine Anzahl von heidnischen Landschaften sind an den Grenzen dieses „engern Baghirmi" durch Waffengewalt unterworfen und niedergehalten, ohne jedoch ordnungsmäßig dem Reiche angegliedert zu sein. Als „mehr oder weniger" abhängige Landschaften der Peripherie bezeichnet Nachtigal die Landschaft der Sokoro jenseit der Ostgrenze, die südlich von dieser liegenden Buadistrikte und die ganze Reihe der heidnischen Ländchen, welche den Raum zwischen dem Schari und dem Oberlaufe des Flusses von Logon bis etwa 8° 30′ nördlicher Breite einnehmen. Für den Grundcharakter der geschichtlichen und Kulturstellung dieser Teile des Sudan ergibt sich hieraus die folgenreiche Thatsache, daß Baghirmi gleichsam im Schatten des großen Verkehrsweges liegt, der vom Sudan nach der Nordküste führt. Es ist dadurch auf den Zwischenhandel mit Wadai oder Bornu angewiesen. Man begreift, daß es seine größte Blüte erreichte, als Kanem mit ihm vereinigt war.

Die Geschichte Baghirmis weist folgende Hauptzüge auf. Im 15. Jahrhundert war die Landschaft nördlich vom Ba Batschikam im Besitze von Fellata- oder Fulbe-Einwanderern. Diese frühen Vertreter und fanatischen Verbreiter des Islam in den sudanischen Ländern, mutige und intelligente Rinderhirten, lebten dort, halb seßhaft und halb nomadisierend, in einzelnen Abteilungen unter verschiedenen Häuptlingen und in Abhängigkeit von den Bulala des Fittrigebietes, denen sie einen regelmäßigen Tribut entrichteten. Neben ihnen weideten schon damals arabische Stämme ihre Herden, die aber, ihrer reinen Nomadennatur entsprechend, nicht zu ebenso regelmäßiger Tributpflichtigkeit von den Bulala angehalten werden konnten. Außer diesen Fremden gab es am Ba Batschikam oder in dessen Nähe kleine, voneinander unabhängige Gebiete autochthoner Elemente, mit welchen die Fellata in mehr oder weniger innigem Verkehre standen und worunter einige (z. B. das der Sage nach von frühern Sklaven der Fulbe bewohnte Mabberate) einen Anstrich islamitischer Zivilisation schon damals besessen zu haben scheinen.

Fremde, die von Osten kamen, brachten in diese verschiedenartigen Elemente die Anregung zur Staatenbildung, wie ja die Entwickelung der Sudanstaaten auf den ersten Stufen fast immer auf Anstöße zurückführt, welche einwandernde Fremde gaben. In diesem Falle ist ihre Herkunft dunkel, aber es erleidet kaum einen Zweifel, daß dieselbe nach den östlichen Nachbarländern deutet. Zwar sprechen auch hier die Sagen, an die viele Baghirmi fest glauben, vom Ursprunge dieser Staatengründer aus Dschidda oder Medina, wie ja fast alle mohammedanischen Neger den Ursprung ihrer Herrscher auf Arabien zurückzuführen suchen. Kritischere Leute begnügen sich mit der Zurückführung des Herrschergeschlechtes auf Sennar, wobei sogar bestimmte Gegenden in Wadai genannt werden, welche dieselben auf ihrer Westwanderung berührt haben sollten. Am wahrscheinlichsten ist aber, daß sie aus der nächsten östlichen Nachbarschaft Baghirmis, nämlich aus Kenga, kamen, wohin folgende

Züge der Sage deuten. Es werden zwölf Führer der Einwanderer angegeben, die Brüder gewesen sein sollen. Einer derselben hieß Dokko, mit dem Beinamen Kenga, und dieser war der Führer der andern. Kenga ist ein Bezirk im Sokorolande, und hier soll Dokko eine Kolonie gegründet haben, ehe er nach Baghirmi kam. Es ist aber auffallend, daß alle Namen der zwölf Brüder auf eine dem Bagrimma nahestehende Sprache hinweisen, daß die Kengaleute, wiewohl heidnisch, noch heute von den Baghirmi als ebenbürtig betrachtet werden, wie sie denn am Hofe von Massenja von der lästigen Förmlichkeit entbunden sind, ihre Waffen vor dem Könige abzulegen, den Oberkörper zu entblößen und auf die Erde niederzuhocken. Auch wurde früher in Kenga ein erst später nach Massenja gebrachtes Stammesheiligtum aufbewahrt, das in einer alten Familienlanze bestand, die als Kriegs- oder Siegessymbol beim Auszuge zu kriegerischen Expeditionen und bei der Heimkehr von denselben vor dem Herrscher hergetragen wurde und noch heutigestags eines so hohen Ansehens sich erfreut, daß man öfters bei ihr schwören hört. Ob nun Kenga die eigentliche Heimat dieser Fremdlinge oder in der That, wie die Überlieferung es darstellt, nur eine Etappe auf der Wanderung aus dem fernern Osten war, sicher zogen dieselben von Kenga westwärts, indem sie an verschiedenen Orten Kolonien gründeten, und erreichten in der Gegend des heutigen Massenja die Niederlassungen der Fulbe, mit welchen sie in freundschaftliche Beziehungen traten. Während jene der Rindviehzucht oblagen, widmeten sich diese der Jagd, und beide tauschten ihre Erzeugnisse aus. Sie werden als starke Leute geschildert, die alle Arten Waffen verfertigten und dem entsprechend waffenkundig waren. Entsprechend ihrer Stellung als energischeres, waffenkundigeres Element, verweigerten sie bald den Bulala den gewohnten Tribut, schlugen sie vielmehr und machten auch der Tributpflichtigkeit der Fulbe ein Ende, welche nun vielmehr ihren Tribut an diese starken Einwanderer zahlten, die dafür ihrerseits ihnen ihren Schutz versprachen. Indem sie, um eine Stütze der Verteidigung zu gewinnen, einen Ort befestigten, welcher sich durch einen hohen Feigenbaum auszeichnete, legten sie den Grund zu Massenja. Man beachte, welche Rolle ein hervorragender, berühmter Baum in dieser Städtegründung, wie in der Kukas, dann aber in der Sage und Sitte aller Neger- und Gallavölker spielt (s. Bd. I, S. 177 und 519). Man verlegt dieses Ereignis, welches den Keim zum Staate Baghirmi legte, in das Jahr 1522 und nennt als damaligen Häuptling, der damit zugleich auch als erster König von Baghirmi erscheint, Birni Bessé, der durch Heirat und Eroberung sein Gebiet vergrößerte. Er soll zuerst auch die Araber tributpflichtig gemacht haben. Sein Nachfolger faßte Massenja durch einen Dornverhau ein. Als vierter König bestieg den Thron Abdallah (1568—1608), der sich die Ausbreitung des Islam angelegen sein ließ und zugleich das junge Königtum mit Formen umgab, die es in den Augen des Volkes heben sollten. Er befahl bei Todesstrafe, daß man seinem Namen das Wort Mbang vorsetze, ließ sich mit großer Feierlichkeit ausrufen, verhüllte acht Tage lang seine Hände, um dem Volke zu zeigen, wie äußerlich und innerlich rein ein König sein müsse, und verzichtete auf den Genuß des gewöhnlichen Aisch. Auch verteilte er mit königlicher Freigebigkeit Ehren in reichem Maße. Er gab z. B. denjenigen, welche beim Empfange des neuen Königs die langen Hörner oder Posaunen bliesen, für alle Zeiten die Berechtigung, die Posaunenbläser der Könige und Würdenträger zu liefern. Sie wurden auf diese Weise die Stammväter der offiziellen Posaunenbläser von Baghirmi, welche noch heute nicht nötig haben, vor dem Könige ihren Oberkörper zu entblößen, selbst wenn sie eine sehr untergeordnete soziale Stellung einnehmen. Er nahm die seitherige Hauptstadt für sich, seine Würdenträger und deren wie seine Sklaven in Anspruch und verwies die Fulbe und andre ursprüngliche Bewohner nach außen. Die Königswohnung vergrößerte er erheblich und ließ die Lanze von Kenga in dieselbe übertragen. Nicht minder wirkte Abdallah für die Befestigung des Islam, indem er heilige

Männer in verschiedenen Teilen als Lehrer des Volkes einsetzte, Mesdsched (Beteplätze) gründete, fremde Geistliche ins Land zog und strenger auf die Beschneidung hielt. Um aber diesem organisatorischen Wirken im Innern die Krone aufzusetzen, vergrößerte und



Ein Panzerreiter von Baghirmi. (Nach Denham.)

befestigte er das Reich nach außen; er dehnte nach Süden die Grenze über den Schari hin aus, unterwarf die Bulala und Sokoro. Man kann ihn als den eigentlichen Schöpfer des Baghirmireiches bezeichnen. Sein zweiter Nachfolger, Burkomanda (1635—65), erweiterte noch das Machtgebiet der Baghirmi, indem er seine Kriegs- und Raubzüge bis

Kanem, Borku und Kawar ausdehnte und selbst Bornuprovinzen plünderte. So entwickelte sich unter bald kriegerischen und räuberischen, bald friedlichen Herrschern das Reich, bis der 1670—1707 regierende Abd el Kader Woli, ein Mann von religiösen Neigungen, abdankte, um sich beschaulichem Leben und geistlichen Übungen auf den Karka-Inseln des Tsadsees zu widmen, und seinen zweiten Sohn als Nachfolger ernannte. Zwischen diesem und dem Erstgebornen brachen Bürgerkriege aus, welche erst nach einigen Jahrzehnten zum Abschlusse kamen, und in welchen selbst jener Einsiedler einen gewaltsamen Tod fand. Nun folgten zwei gute Fürsten, deren letzter jedoch 1751 von einem als Hadschi, d. h. Pilger (angeblich aus Sennar), heimkehrenden Sohne Abd el Kader Wolis entthront und getötet wurde. Aus der Regierung des Hadschi, die bis 1785 währte, werden viele rühmliche Kriegszüge, aber nicht weniger Grausamkeiten berichtet. Er ließ zuerst Eunuchen machen, welche bisher um teures Geld von den Märkten Bornus bezogen worden waren, und führte die seither immer tiefer gewurzelte Sitte ein, Prinzen zu blenden, denen man Erbfolgeansprüche zutraute. Unter der lasterhaften Regierung Ganzangas, welche dieser folgte, (1785—1806) griff zum ersten Male Wadai in die Geschicke Baghirmis ein, wofür verschiedene Gründe angegeben werden, unter andern auch der Wunsch des Wadaiherrschers, den König von Baghirmi für den Frevel zu züchtigen, den er durch seine Heirat mit seiner eignen Schwester begangen. Sultan Abd el Kerim eroberte und zerstörte Massenja und tötete den von vielen seiner eignen Unterthanen verlassenen Baghirmikönig samt seinen obersten Frauen und vielen seiner Höflinge. Und nun folgte eine Zeit voll innerer und äußerer Kämpfe, in welchen Thronstreitigkeiten bald Bornu, bald Wadai zum Eingriffe in die innern Verhältnisse Baghirmis aufriefen, Araber aus Fessan ihre Raubzüge bis Nord-Baghirmi ausdehnten und beim Stocken alles Handels und Wandels Hungersnot dieses Land heimsuchte. In dieser Zeit ist es, daß die kriegerischen oder vielmehr räuberischen Neigungen der Baghirmi sich zu dem hohen Grade entwickelten, welcher in den letzten Jahrzehnten die friedliche Kultur in dem einst blühenden Lande so schwer geschädigt hat. Den Höhepunkt erreichte die Verwirrung unter der Regierung Burkomandas (1807—46), der Vasall Wadais wurde und damit allein einen fruchtbaren Keim von Streitigkeiten legte, einen Keim, der unter der Regierung seines friedlichern Nachfolgers Abd el Kader (1846—58) noch ruhte, um aber in der Folge um so größere Wirren zu erzeugen. Abd el Kader fiel im Kampfe mit einem von Westen gekommenen heiligen Manne, halb Murabid, halb kriegerischer Abenteurer (s. S. 127 f.). Unter seiner Regierung hat Heinrich Barth Massenja besucht. Nun übernahm Abd el Kaders Sohn Mohammedu die Regierung, die er durch einen blutigen Verrat an zurückgekehrten Anhängern jenes Fanatikers in grausamer Weise eröffnete. Diesem Anfange entsprechend, erwies er sich auch weiter als einer der kriegerischsten Fürsten, welche jemals in Baghirmi regiert hatten, und nach vielen Erfolgen, die er über schwächere Nachbarn errungen, konnte es nicht fehlen, daß er auch seine Vasallenstellung gegenüber Wadai zu lockern suchte, was zu einem Kriege in den Jahren 1870 und 1871 führte, in welchem König Ali von Wadai Massenja eroberte, viele Schätze und vor allem eine Menge Kriegsgefangener fortführte. Man sprach von 30,000 Menschen, die nach Wadai übergeführt worden sein sollen, und Nachtigal glaubt, daß, wenn auch diese Zahl übertrieben, die Hälfte derselben der Wirklichkeit doch nahekommen möchte. Abu Sekkin floh, und Ali war genötigt, einen unbedeutenden Prinzen des regierenden Hauses unter dem Schutze seiner Streitkräfte auf den Thron zu erheben. Abu Sekkin hielt sich in den entlegenern Teilen des Reiches glücklich kämpfend gegen den schwachen, von Fremden eingesetzten König.

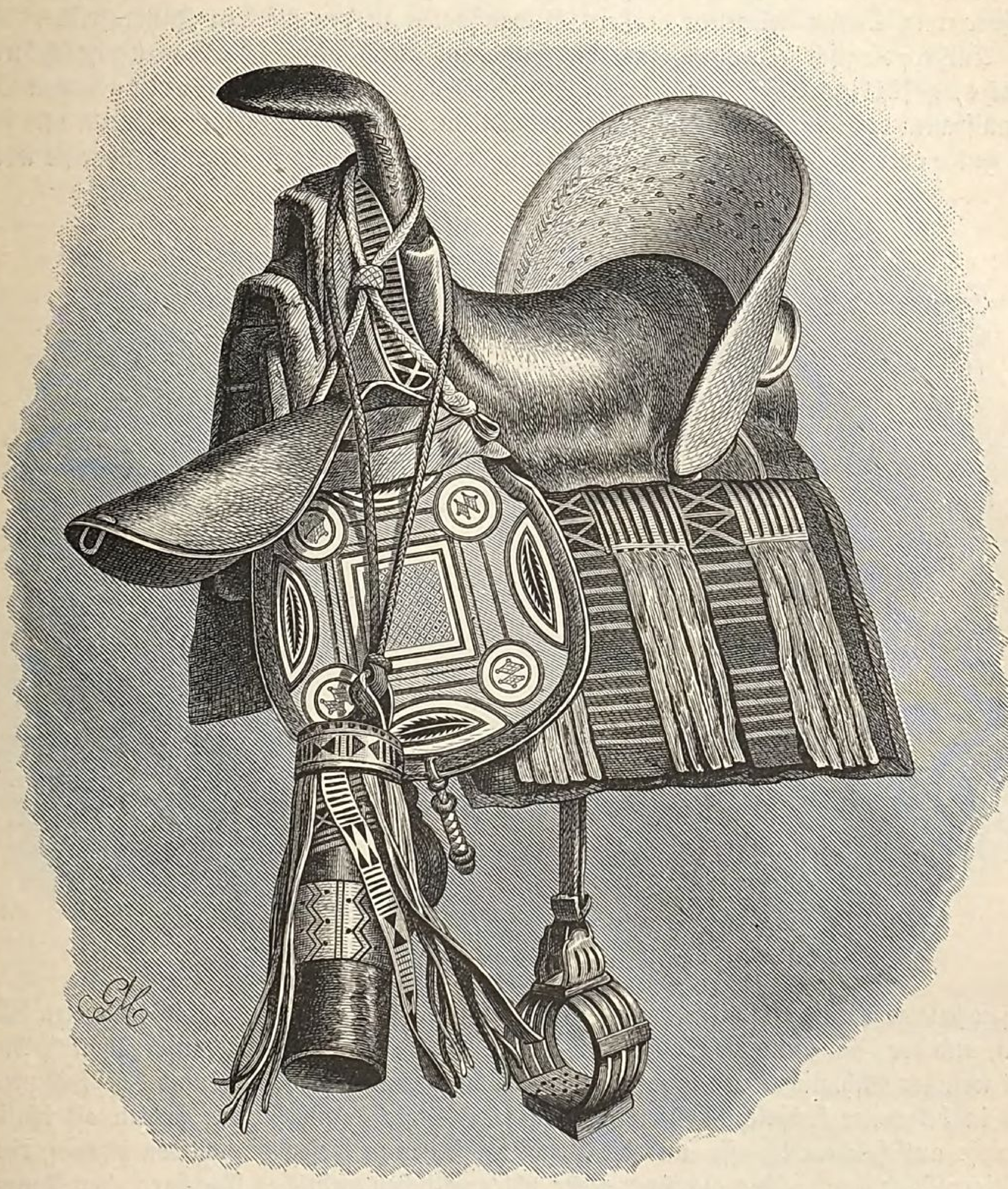
Die Bevölkerung Baghirmis setzt sich zu drei Vierteilen aus der bunten, schwer definierbaren Völkermischung zusammen, die man Baghirmi nennt, während der Rest aus Arabern, Bornuleuten, Kuka, Bulala und Fulbe besteht. Die Baghirmi sind kein durchaus

einheitlicher Volksstamm, sondern eine Vereinigung mehrerer, wenn auch verwandter Elemente. Ein Stamm Baghirmi hat ursprünglich nicht existiert, sondern dieser Name trat erst auf, als die Bildung des gleichnamigen Staates erfolgt war. Während Barth die Gesamtzahl der Bevölkerung schon nur auf etwa $1^1/_2$ Millionen geschätzt hatte, nimmt Nachtigal an, daß dieselbe sich infolge des Krieges mit Wadai noch um ein Drittel vermindert habe. Baghirmi ist also im Vergleiche mit Bornu und den Westsudanstaaten bereits viel weniger bevölkert. Wie wir im Abrisse der Geschichte des Landes gesehen haben (s. S. 302), bestanden noch vor einigen Jahrhunderten am Ba Batschikam und am Schari vereinzelte kleine, voneinander unabhängige Herrschaften, deren Bevölkerung einerseits mit den Kuka im Fittrigebiete, anderseits mit den weiter südlich am Schari wohnenden Stämmen verwandt war, während in den steppenartigen Weidebezirken nördlich vom Ba Batschikam bis zum Tsadsee und Fittri nomadisierende Fulbe und Araber hausten. Erst nachdem auch hier, wie in manchen andern Sudanländern, von Einwanderern der Anstoß zur Staatenbildung gegeben war und eine Vereinigung der vereinzelten Herrschaften stattgefunden hatte, entstanden Volk und Stamm der Baghirmi. In arabischen Schriftstücken findet man ebensowohl Bagirmi als Baqirmi geschrieben, während die Bornuleute Baqarmi schreiben und dadurch der im Volksmunde gebräuchlichen, nicht eben sehr wahrscheinlich klingenden Herleitung des Wortes näher kommen; dieser zufolge ist das Wort aus Baqar mija, d. h. hundert Rinder, entstanden, weil die ersten Machthaber des Staates den verschiedenen Einwohnergruppen, sowohl den einzelnen Fulbe- und Araberstämmen als jedem der unabhängigen Gebiete am Batschikam und Schari, eine regelmäßige Abgabe von hundert Stück Rindvieh auferlegten. In der Landessprache ist aus dem Namen der Einwohner Barma, Plural Barmage, geworden. Ohne Zweifel hat man niemals die fremden Elemente, Araber und Fulbe, in die Baghirmi einbegriffen, obgleich dieselben von Anfang an wesentliche Bestandteile des Staates ausmachten, sondern unter dem letztern Namen nur die sedentäre Bevölkerung verstanden, die hauptsächlich an und nahe den Flüssen der Gegend wohnt. Aber der junge Staat hatte von Anfang an große Mühe, sich den Bulala und Kuka im Fittrigebiete, dem mächtigen Bornu und Wadai gegenüber zu halten, und begann frühzeitig die Quelle seiner Macht in kriegerischen Unternehmungen gegen die zersplitterten Heidenstämme seiner Umgebung und in der Erwerbung von Sklaven zu suchen. Alljährlich wurden auf diese Weise neue Volkselemente eingeführt, deren Assimilierung um so leichter gelang, je näher dieselben durch stammverwandte Verhältnisse den Eroberern standen, und je weniger der Islam unter diesen festen Fuß gefaßt und sie über das Niveau ihrer vergewaltigten heidnischen Nachbarn emporgehoben hatte. Später, als das Land bevölkerter und alle Einwohner



Ein Neger (Mischling?) aus Baghirmi. (Nach Photographie.)

Mohammedaner geworden waren, wurde auch der Gegensatz gegen die heidnischen, wenn auch verwandten Nachbarn größer; diese gingen nicht mehr einfach in den Siegern auf, sondern wurden verkauft und in der Sklaverei erhalten, wenn auch die Blutmischung infolge der großen Anzahl alljährlich aus dem Süden eingeführter Frauen und Mädchen rastlosen Fortgang hatte.

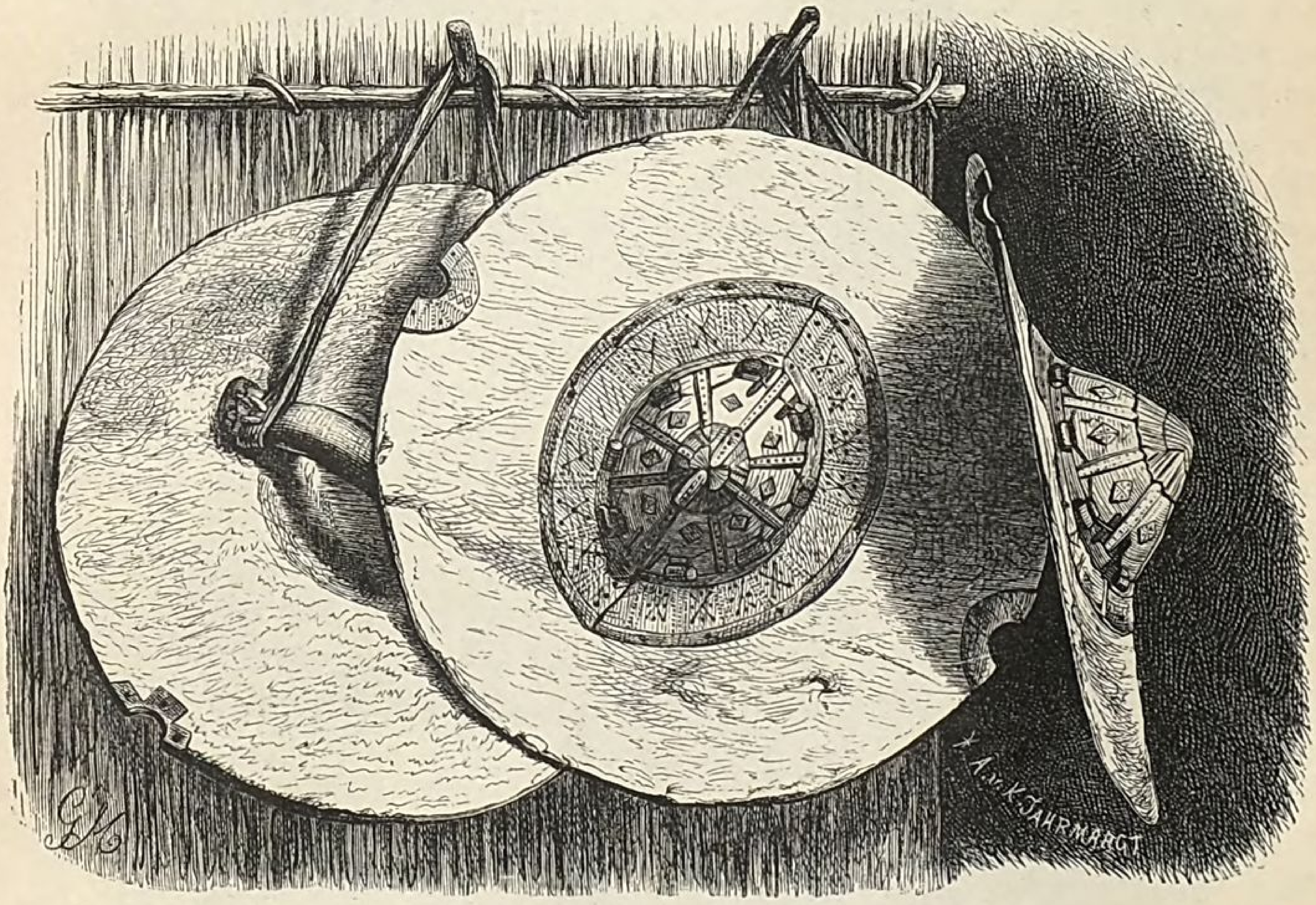


Sattel, Sattel- und Speerspitzentasche eines Fürsten von Baghirmi. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)
Vgl. auch Text, S. 165.

Man sieht, wie die oben betonte geographische Lage des Landes sich in dem Gegensatze ausprägt, welcher zwischen dem Entstehen dieses Reiches und dem Werden dieses Volkes und dem seiner nördlichen Nachbarn hervortritt. Von der unmittelbaren Berührung mit der Wüste und mit dem Steppenlande des Nordsudan abgeschlossen, zwischen die Südprovinzen von Bornu und Wadai eingekeilt, steht es auch ethnogenetisch gleichsam in der zweiten Reihe der Sudanstaaten, indem es auf den Umwegen über diese Nachbarländer

seine staatsbildenden, völkerverkittenden Elemente bezieht und auf Zuwachs nicht nur durch freiwillige Einwanderung von Norden und Westen, sondern durch Sklavenzufuhr hauptsächlich von Süden her angewiesen ist. Es ist mit andern Worten von allen Sudanstaaten der am meisten vom Süden beeinflußte und auf ihn wieder angewiesene, am wenigsten von Norden her beeinflußte und damit der ausgesprochene Übergang von den an der Grenze zwischen Sahara und Sudan gelegenen größern Sudanstaaten zu den Völkern Innerafrikas.

Anthropologisch betrachtet, sind die Baghirmi durch physische Vorzüge, schönen Wuchs, gefälligere Züge vor vielen ihrer Nachbarn ausgezeichnet. Barth gibt den Baghirmifrauen den Kranz vor allen Frauen des Sudan. „Allerdings", sagt er, „werden sie von den Fulbe oder Fellata an schlanker Form und heller Hautfarbe übertroffen, aber sie über-



Schilde aus Baghirmi. (Britisches Museum, London.) 1/8 wirkl. Größe.

treffen jene wiederum an stattlichem Wuchse und symmetrisch und wohlgefällig gebildeten Gliedern, und der Glanz und die Schwärze ihrer Augen sind im ganzen Sudan berühmt." Man sagt weniger Rühmliches von ihren häuslichen Tugenden. Liebeshändel und Ehescheidungen sind in bekannter kausaler Wechselbeziehung sehr häufig. Junge Leute fechten oft blutige Kämpfe aus solchem Anlasse, und die Baghirmi stehen in dieser Hinsicht den hitzigen, eifersüchtigen Wadaiern näher als ihren mehr phlegmatischen westlichen Nachbarn, den Kanuri. Auch sind sie geistig nicht ungünstig veranlagt, wiewohl ihre lange Gewöhnung an kriegerisches, räuberisches Leben sie den regelmäßigen Arbeiten des Friedens einigermaßen entfremdet hat. Macht, Reichtum, Ansehen, die ihr Land bei seiner ungünstigen Lage ihnen auf Grund friedlicher Arbeit nicht bieten konnte, gewannen sie aus ihren Raubzügen, mit deren Ertrage sie alles, was sie brauchten, auf den Märkten der Haussastaaten und Bornus mühelos kaufen konnten. „Ihre Erfolge gegen kriegerische, wenn auch schwächere Nachbarstämme machten sie dabei hochmütig, ihr Wohlstand anspruchsvoll, ihr Leben in Kriegslagern, ihre Gewöhnung an blutige Szenen, Überfälle, Verrätereien und Unmenschlichkeiten roh,

rücksichtslos, unzuverlässig und grausam, endlich die Wechselfälle ihres abenteuerlichen Lebens leichtsinnig und sorglos." Aber ihre guten Anlagen sind nicht völlig hierin aufgegangen, und sie zeigen sich dort, wo die Umstände sie dazu zwingen, auch in den Künsten des Friedens geschickt genug. Wiewohl Weberei, Färbekunst und Lederarbeiten in Baghirmi hauptsächlich von eingewanderten Kanuri und Makari geübt werden, sind doch in Kuka die aus Massenja stammenden Sklaven hauptsächlich als Weber geschätzt. Und daß König Ali von Wadai nach glücklich beendigtem Feldzuge viele Tausende von Baghirmileuten mit der ausgesprochenen Absicht in sein Land überführte, seine eignen Unterthanen im Ackerbaue, jenen Handwerken, im Baue von Erdhäusern und dergleichen zu fördern, beweist, daß jene in diesen Beziehungen einen guten Ruf hatten und ihren östlichen Nachbarn überlegen waren.

Von fremden Elementen sind in Baghirmi gleichwie in den übrigen Sudanstaaten die Araber von hervorragender Wichtigkeit, welche schon ehe das Land zu dem Staate wurde, der es heute ist, in Gemeinschaft mit den Fulbe Strecken desselben im Norden innehatten. Einige von den Araberstämmen an der Nord- und Ostgrenze Baghirmis, welche früher diesem Lande tributär waren, sind unter Wadai gekommen, seitdem dieses Land ein so großes Übergewicht gewonnen hat. Aber eine größere Anzahl von Stämmen haben ihre Wohnsitze auf baghirmischem Gebiete, vor allen die Debaba und die Jussije, die zahlreichsten von allen, welch letztere noch vor einigen Jahrzehnten tausend Reiter gestellt haben sollen. Außer den Arabern sind von den fremden Elementen die Kanuri zahlreich und weit verbreitet. Ihnen wohnt ein starker Bewegungstrieb und, trotz eines gewissen Mangels an persönlichem Mute, Unternehmungslust inne. Ihre Kolonien sind über das ganze Gebiet zerstreut. Von den Fulbe sind diejenigen Elemente, welche als Rinderhirten mehr oder weniger Nomaden geblieben sind, vielfach in die südöstlichen Heidenländer gedrängt, doch finden sich auch im Innern des Landes kleinere Gruppen und einzelne Kolonien, die häufig unter religiösen Häuptern stehen, „wie denn dieser merkwürdige Stamm außer der Rinderzucht hauptsächlich religiöse Studien betreibt". Die Bulala, so eng verflochten mit der ältern Geschichte Baghirmis, sind als Erbfeinde des Landes selten in demselben zu finden. Heute liegen ihre Sitze zwischen dem Fittrigebiete und dem Tsadsee.

In der Umgebung des Kernlandes liegen einige Landschaften, deren Bevölkerung sich vielfach mit der Baghirmis gemischt hat, wie denn auch viele aus dieser bei ihnen ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben. Es sind dies Landschaften, welche großenteils seit der Gründung dieses Staates in einem mehr oder weniger engen Abhängigkeitsverhältnisse zu demselben stehen, wie Busso, Sarua, Sokoro, doch an Kultur hinter ihm zurückbleiben, da sie vom Islam nur wenig berührt wurden. Ihre Sprachen scheinen nur dialektisch vom Bagrimma verschieden zu sein. Unter ihnen kann Busso fast als ein integrierender Teil von Baghirmi betrachtet werden, während Sarua öfters ein Streben nach Selbständigkeit gezeigt hat, aber sehr stark mit Baghirmi durchsetzt ist. Unter den zahlreichen kleinen Kantonen, die im Gebirgslande der Sokoro sich um einzelne Berge und Felskegel gruppieren, nimmt Kenga durch die erwähnte eigne Art von Auszeichnung, mit der die Baghirmi es stets behandelt haben, und welche einen tiefern geschichtlichen Grund in der Herleitung des in Baghirmi herrschenden Geschlechtes aus seinen Bergen zu haben scheint, eine hervorragende Stellung ein.

14. Darfur. Tama. Wadai.

„Kristallisationen auf der Grenze heller und dunkler Völker um einen von jenen gebotenen Kern." * * *

Inhalt: Darfurs Lage als westlichster der Sudanstaaten. — Sein Boden. — Verteilung der Niederschläge und der Bevölkerung. — Die beiden Elemente der Bevölkerung. — Fur und Araber. — Ackerbauer und Nomaden. — Der Sklavenhandel. — Die Handelsstädte. — Zur Geschichte Darfurs. — Der Duodezstaat Tama. — Wadai. — Lage. — Volk. — Die Maba. — Geschichtliches. — Äußeres und Charakter der Wadaier.

Darfur ist von allen Sudanländern mit dem mannigfaltigsten Naturcharakter begabt, indem es im Osten den Steppencharakter mit Kordofan teilt, im Innern gebirgshaft erscheint und im Westen dem regenreichern Teile des Sudan sich anschließt. Dem entsprechen seine wellige Bodengestalt im Osten, sein Gebirgscharakter im Innern und seine flache Ausbreitung im Westen. Der begünstigtste Teil ist das Gebirgsland im Innern, gleichzeitig wasserspendend und die natürliche Zentralfeste des Landes bildend. Es erscheint mächtiger, als es in Wirklichkeit ist, da es aus einförmigen Wellenebenen sich erhebt und durch vulkanische Thätigkeit zerklüftet ist. Nach Mason Bei dürften die höchsten Erhebungen des Marragebirges nicht viel über 1800 m betragen, und dies sind denn überhaupt die höchsten Gipfel des Landes; am Fuße dieses Gebirges liegt die Ebene 1200 m hoch. Das zweithöchste Gebirge, Dschebel Medob, erreicht in seinen höchsten Erhebungen nicht mehr als 1100 m und hat Päſſe von 900 m. Der Hauptort Darfurs, El Fascher, liegt in 717 m Meereshöhe. Als tiefstgelegenen Ort führt Mason Bei in seiner Höhenliste von Darfur das im Südosten des Landes gelegene Schekka mit 368 m an, welches allerdings politisch bereits zur frühern Bahr el Ghasal-Provinz gehört. In einem Lande, das zwischen 9 und 16° nördlicher Breite und auf der Grenze der großen afrikanischen Wüste gelegen ist, wie Darfur, ist selbstverständlich die Frage der Wasserverteilung die Kulturfrage. Eine hydrographische Karte von Darfur, kombiniert etwa aus der Verteilung der Niederschläge, der Flüsse und der Quellen, würde sich mit einer Karte der Bevölkerungsdichtigkeit und der Kulturhöhe durchaus decken, denn wo das Wasser, wie hier, noch nicht in tropischer Überfülle vorhanden, sondern nach Menge und jahreszeitlicher Verteilung ungleich und einigermaßen unberechenbar ist, wird sein Vorkommen von doppelter Wichtigkeit, und es bildet den stärksten Faden, der den Menschen hier an seinen Wohnsitz bindet; bricht derselbe, so wird jener nomadisch, und sein Land bleibt wüst liegen. Nun ist die Wasserverteilung folgende: In der Grassteppe des Ostens fehlt es nicht an Brunnen, die aber in der Regel sehr tief sind. Tiefen von 30 bis 40 m sind nicht selten, und der tiefste Brunnen, der sich bei Karnak Foras befindet, mißt 70 m. Man bedenke, daß dies ein Ziehbrunnen, aus welchem Vieh zu tränken ist! Diese Brunnen liegen zuerst weit auseinander, nähern sich aber, indem man dem Gebirge zuschreitet. In Ost-Darfur liegen daher die Dörfer, welche ja stets für ihre Existenz auf die Brunnen angewiesen sind, häufig sechs Wegstunden auseinander. Bei Fascher liegt die Tiefe der Brunnen bereits bei 10 m, und nun steigt das Wasser, vom Gebirge herabfließend, immer höher; man kann sagen, daß es bei 900 m hart unter der Oberfläche liegt, während bei 1200 m es schon überall fließendes Wasser gibt. Browne, der erste europäische Reisende in Darfur, und Carl Ritter nach ihm hatten nicht so ganz unrecht, wenn sie von Darfur stets als von einer Oase sprachen, wiewohl streng geographisch der Übergang zum regenreichern Sudan, der dieses Landes klimatische Lage bezeichnet, nicht mit dem Begriffe Oase zu verwechseln ist, der nur auf das Vorhandensein unterirdischer Wasserzuflüsse sich gründet. Der Westen ist wasserreicher als der Osten,

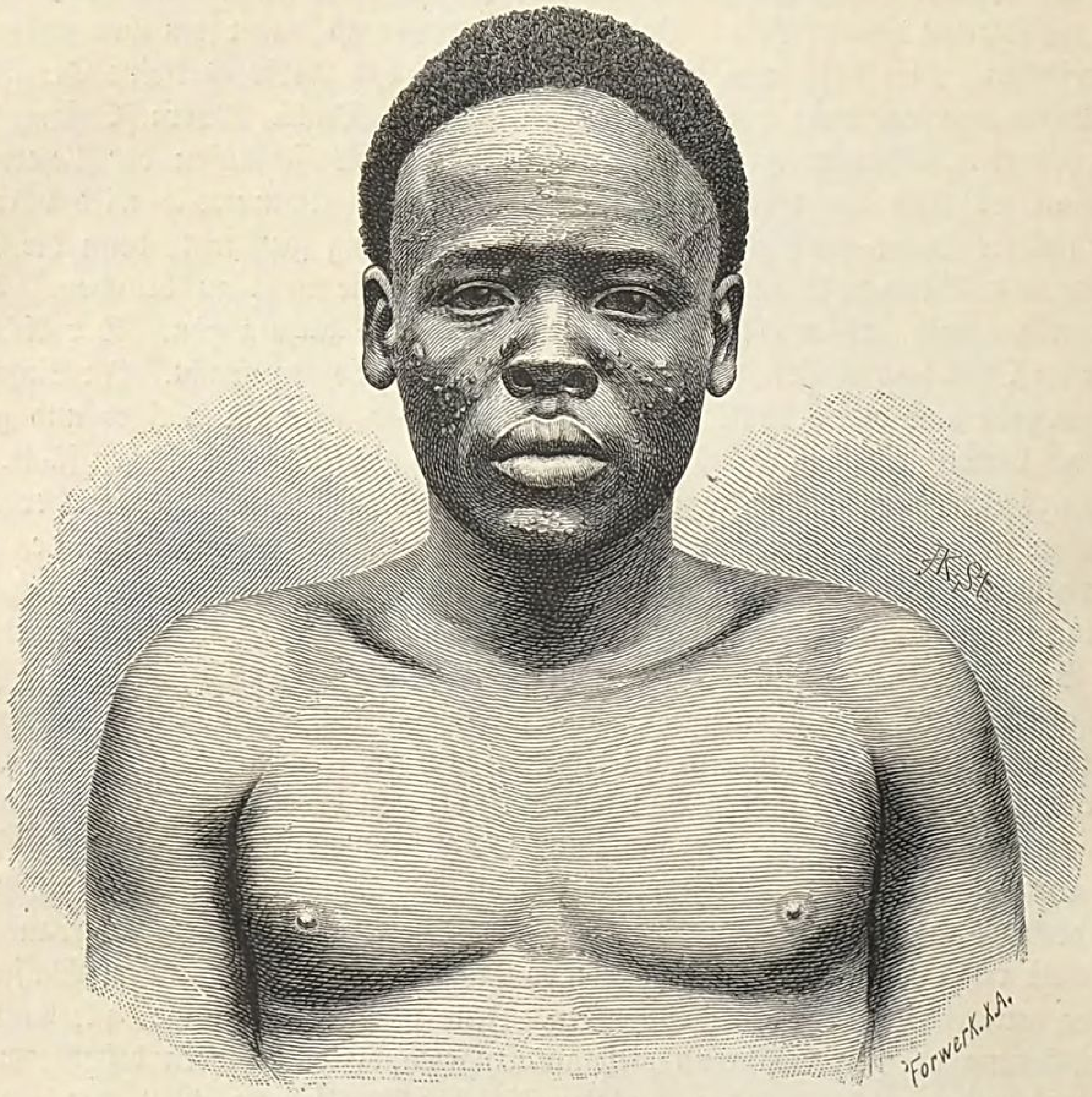
und hier ist der einzige in der Regenzeit sehr beträchtliche Fluß, der Wadi Kadja, zu finden, der die Hauptmasse des vom Marragebirge westwärts abfließenden Wassers aufnimmt, um im südlichen Wadai in einen See zu münden. Der größte Teil des von diesem Gebirge abrinnenden Wassers geht aber südwärts dem Bahr el Ghasal zu, während kleinere Adern nach Norden und Osten, wo sie nicht im Sande verrinnen, sich im Wadi el Melk sammeln, das dem Nil zustrebt. Es ist übrigens hervorzuheben, daß der südliche Teil des Landes offenbar einen nur trägen Abfluß gestattet, und es wird sogar behauptet, daß in der Regenzeit derselbe gänzlich unpassierbar sei, weil er einen einzigen großen See bilde.

Die Vegetation Darfurs ist die des Sudan, abgestuft gleich dieser nach dem Maße der ihr zugeführten Feuchtigkeit. Das bergige Innere ist daher am bewachsensten und ackerbaureichsten. Hier sieht man an allen Abhängen des Gebirges kleine Terrassen, auf welchen Beete angelegt sind; auf ihnen werden Weizen, Duchn, Durra, Sesam, Bamien, Kürbisse, Gurken, Melonen gezogen. An den kleinen Wasserläufen der tiefern Thäler pflanzt man während der trocknen Jahreszeit Zwiebeln. Baumwolle wird überall, wo tieferer thoniger Boden vorhanden, in großer Ausdehnung gepflanzt, denn die Fur verstehen nur mit Baumwolle umzugehen, Wolle wissen sie nicht zu benutzen. So sammeln sie auch Honig, wissen aber mit dem Wachse nichts anzufangen. Der Ackerbau ist kärglicher im Osten und Westen des Landes, wo Duchn die Hauptfrucht. In Einsenkungen wird Baumwolle auch hier gebaut. Im allgemeinen ist der Fur ein eifriger und geschickter Bebauer des Landes, weshalb er sich auch zufrieden und glücklich in demselben fühlt. „Wenn man Darfurs Bewohner hört, sollte man glauben, daß alles Gute, was die Erde hervorbringt, bei ihnen zu finden sei.“ (Mason.) Im Norden und Osten, wo das Klima den Ackerbau weniger begünstigt, tritt die Viehzucht, von nomadisierenden Arabern getragen, in großartiger Entwickelung hervor, ist aber auch in den ackerbauenden Bezirken noch stark vertreten.

Die Bevölkerung Darfurs, deren Zahl 1880, also vor dem Aufstande, auf $1^1/_2$ Millionen geschätzt wurde, zerfällt in zwei ziemlich gleiche Hälften, die nicht bloß ethnographisch, sondern auch nach ihren Wohnsitzen unterschieden werden können. Mittelpunkt der einen ist der gebirgige, vor allen andern Bezirken Darfurs dicht bevölkerte Teil des Landes samt dem feuchten Süden, während die andre ihr Schwergewicht in den Steppengebieten des Nordens und Ostens besitzt. Selten prägt sich die Abhängigkeit von Boden und Bewässerung so deutlich aus wie in Darfur, wo die dichte Bevölkerung, die dem Ackerbaue sich widmet, so weit reicht wie die Berge und die von ihnen aus mit fließendem Wasser, sei es ober- oder unterirdisch, versehenen Gegenden. Jene ist die altansässige, ackerbautreibende Negerbevölkerung der Fur, während diese aus eingewanderten Arabern besteht, welche den steppenbewohnenden, viehzüchtenden, unsteten Teil der Bevölkerung bildet, der jenen zurückgedrängt hat und einengt. Über ihre Herkunft haben die beiden Hauptstämme der Araber widersprechende Überlieferungen. Die Zyadich behaupten, von Koreischiten zu stammen, während die Homr von Westen her aus Marokko eingewandert sein wollen. Beide Stämme halten sich, ungewiß mit welchem Rechte, für die Stammväter aller übrigen. Was aber die Zoghawa anlangt, so werden sie von diesen für Neger erklärt, die nur nomadisierender Lebensweise sich ergeben hätten. In der That bestätigte Mason, der eine Deputation ihrer Scheichs sah, daß diese sämtlich ausgeprägte Negerphysiognomien besäßen.

Die Fur werden als fleißige, reinliche Leute geschildert, auf welche allem Anscheine nach der Islam einen günstigern Einfluß geübt hat als auf viele andre Stämme der Sudanneger. Es ist vielleicht kein so großes Gewicht auf die Thatsache zu legen, welche einige europäische Beobachter außerordentlich erstaunt hat, daß in ihren weltabgelegenen Dörfern ein Grad von Bildung herrscht, der über das weit hinausgeht, was die Nubier bieten. Die Fur sind nämlich nicht bloß fromm und sogar fanatisch, sondern sie lassen

durch die Faki, deren sie in manchem Dorfe mehrere besitzen, ihre Kinder im Lesen und oft selbst im Schreiben unterrichten. Was viel merkwürdiger, ist der hohe Grad von Kunstfertigkeit, den sie in den Handwerken bezeugen, und welcher es dem Lande möglich macht, der fremden Waren so weit zu entraten, daß dieselben eigentlich nur für den Sultan und die ihn umgebenden Großen in beträchtlichem Maße eingeführt werden. Beim Volke trifft man außer weißen und blauen Baumwollenzeugen wenig, was von außen kommt, wohl aber werden Messer, Beile, Lanzen, alle Arten von metallenen Zieraten, selbst Glaswaren (nach Mason), von den Töpfereien und Lederarbeiten nicht zu reden, im Lande

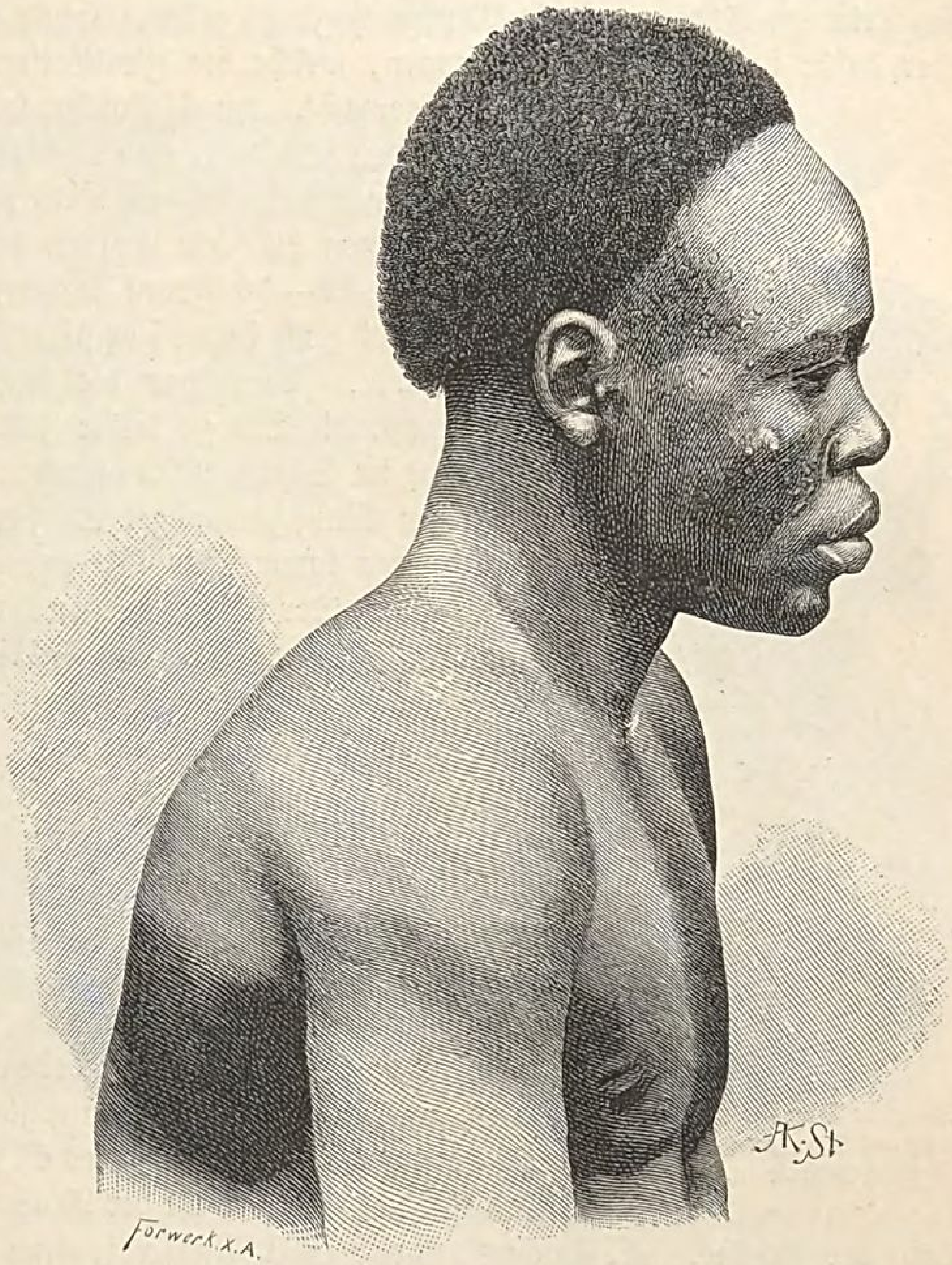


Ein Fur-Neger. (Nach Photographie.)

erzeugt. In unsern Sammlungen liegen hölzerne „Säbel" aus Darfur, die angeblich auf der Jagd zum Hasenwerfen dienen. Es sind im Grunde weiter nichts als Wurfhölzer, den australischen zum Verwechseln ähnlich. Wie wir schon bei der Erwähnung des Ackerbaues hervorhoben, macht das Leben der Fur einen behaglichen, zufriedenen Eindruck. Wenn man sich ihren Dörfern nähert, so findet man die Leute unter den Bäumen versammelt, mit Spinnen oder Weben von Baumwolle oder auch mit Flechten von Matten beschäftigt. Die Kinder pflegen die Baumwolle auszukernen, während sie die Herde hüten, und den Frauen liegt auch hier die meiste Arbeit ob; sie müssen vor allem das Getreide mahlen und Wasser und Holz holen. Die Männer kleiden sich in lange, weiße Beinkleider und ein ebensolches weites und langes Obergewand, die Frauen schlagen ein Stück Baumwollenzeug über die Schulter und gürten dasselbe um die Hüften. Grundlage der Ernährung ist Getreide, aus welchem vorzüglich Massen von Merissa gebraut werden, welche gleichzeitig konsistentere

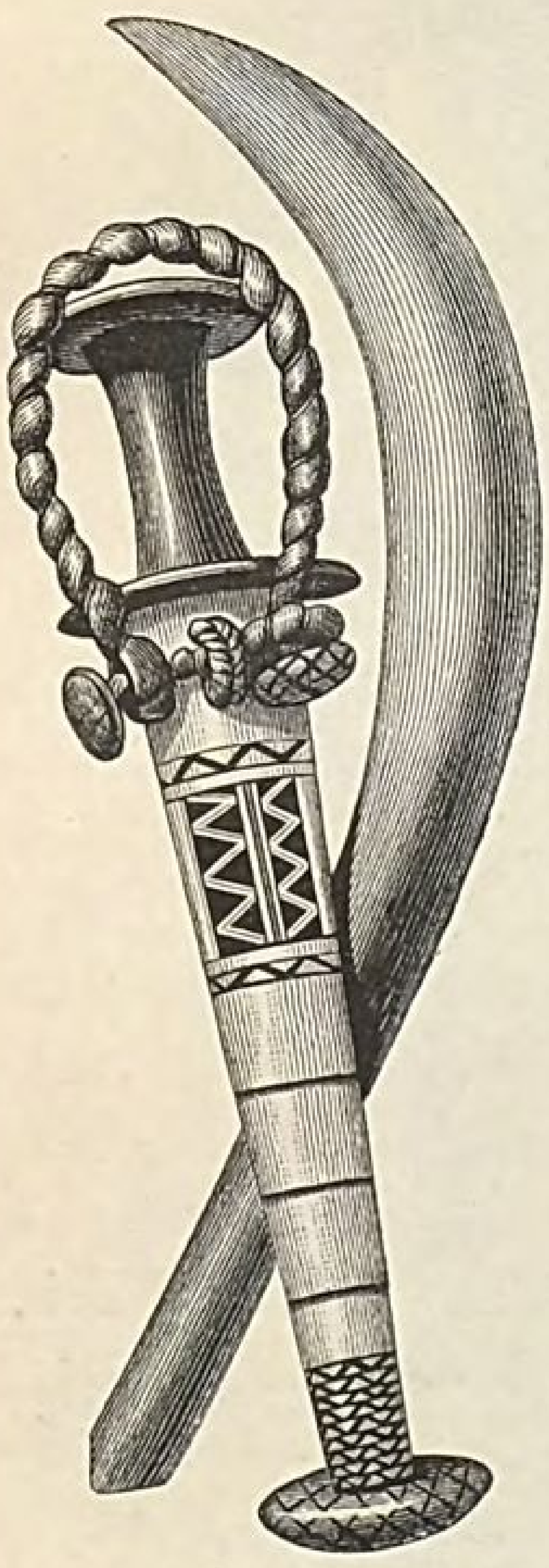
Nahrung ersetzen muß. Der Ackerbau erzeugt, eine Seltenheit in Zentralafrika, reichlichen Weizen außer dem überall zu findenden Duchn und Durra. Einheimischer, nicht virginischer Tabak wird in Menge gebaut. Zwiebeln, Pfeffer, Fruchtbäume bilden weitere Gegenstände des Ackerbaues. Alle diese Dinge sind im Norden, mit Ausnahme des unvermeidlichen Duchn, nicht oder nur spärlich zu finden.

Die Behausungen der Fur bestehen aus 5—6 kegelförmigen Hütten (Tokul), die in einem Gehöfte beisammenstehen. Die Frauen werden mit Kühen gekauft. Polygamie ist allgemein, und es wird behauptet, daß Fur, die viel auf Reisen sind, auf jeder Station eine Frau hätten, die unter anderm verpflichtet sei, ihrem Gatten eine Kalebasse mit Merissa bis zur nächsten Station nachzutragen, so daß er stets zu Hause sei. Wiewohl nach Felkin die Fur sich mit Arabern wenig gemischt haben sollen, zeigen sie doch auffallende Abweichungen von den südlichern Negern, welche ebenso viele Annäherungen an die arabischen und nubischen Nachbarn sind. Sie verunstalten ihren Körper nicht, schlagen keinen Zahn aus, tättowieren sich nicht, wohnen großenteils in Hütten aus Lehm und Stein, wenn auch noch manchmal Bienenkorbhütten aus Gras vorkommen, bauen außer Durra, der Hauptfrucht, auch Reis und Weizen, düngen die Felder, backen Fladenbrot, halten Pferde und Kamele, halten oberflächlich am Islam, dessen Priester indessen mehr den echten Negerschamanen entsprechen, und unter dessen Firnisse ein alter afrikanischer Gottesglaube an Molu, dessen Hauch der Sturm, fortlebt. Sie schmelzen Eisen, ahmen feinere arabische Arbeiten, selbst Filigran, nach und üben die Gerberei. Die Töpferscheibe wenden sie nicht an. Der Handel Darfurs ist übrigens nach dem vorhin Gesagten nicht so hervorragend, wie man nach frühern indirekten Berichten glauben durfte, die überhaupt dem Lande eine viel größere Wichtigkeit und größere Blüte zuschrieben, als mit dem Thatbestande zu vereinigen ist. Man gab ihm z. B. 4 Millionen Einwohner, während die neuern Forscher ihm nicht die Hälfte davon lassen. Wohl mag aber der Handel zu jener Zeit bedeutender gewesen sein, da Wadai noch nicht seinen direkten Weg über Kufra und Bengasi mit der Küste sich aufgeschlossen hatte und



Ein Fur-Neger. (Nach Photographie.)

Darfur auch für dessen Bedürfnisse der Stapelplatz war. Große Karawanen gingen damals aus Ägypten nach Darfur, und damals war dieses Land selbst auch reicher an tauschfähigen Erzeugnissen als heute, besonders an Elfenbein und viel mehr noch an Sklaven. Man darf wohl behaupten, daß letztere es vorzüglich waren, welche den Handel Darfurs einst so blühend machten. Darfur lag nahe den besten Märkten für Sklaven und hatte gleichzeitig eine ebenso große Möglichkeit wie z. B. Baghirmi, unmittelbar an das zentralafrikanische Menschenreservoir schöpfen zu gehen. Es heißt, daß, als Darfur noch ein unabhängiges Reich war, sich jährlich Karawanen von 10,000 Personen bildeten, um nach Darfertit im Süden auf die Menschenjagd zu gehen. Heute geschieht dies zwar nicht mehr, aber dafür haben dieselben Truppen, welche die Zivilisation dahin brachten, die Fur zu Sklaven gemacht. In El Fascher selbst und Hunderte von Meilen weiter fanden Massari und Matteucci diese Ärmsten, die ihren Familien entrissen und zu Lasttieren, zu Tauschware gemacht werden. Einen hübschen Knaben konnte man zu ihrer Zeit in El Fascher für 40—50 Frank haben, während in Gegenden, wo die Sklaverei noch formell existiert, er mindestens 200 und mehr kosten würde. Dies war die Aufhebung des Sklavenhandels durch Ägypten! Bis zu dieser Zeit bildete der Ertrag der Sklavenjagden im Süden einen offenbar für ganz legitim angesehenen Posten im Einnahmebudget Darfurs neben den Zöllen auf die aus Ägypten kommenden Waren, gewissen Naturaltributen und Wertstrafen. Der Sklavenhandel drückte offenbar alle übrigen Produktionszweige. Auch zu Felkins Zeit beschäftigte sich noch ein großer Teil der Bevölkerung von Darfur damit, Nahrung und Wasser für die Sklavenkarawanen herbeizuschaffen. Die beträchtlichen Handelsplätze, welche alle seit der ägyptischen Eroberung zurückgegangen sind, waren: Kab-Kabia im Nordwesten für den Handel mit Wadai, Sweini im Osten, Hauptsammelplatz für die ägyptischen Karawanen, Dscheman im Südosten für den Handel mit Kordofan, endlich Kobei, welches einst als in seinen 6000 Einwohnern vorwiegend fremde Kaufleute umschließend geschildert ward, im Norden für den Handel mit den nubischen Ländern, den Oasen und Ägypten. Die Hauptstadt des Landes, Tendelti oder nach dem Palaste des Herrschers El Fascher genannt, liegt, bezeichnend für das Übergewicht der Araber, im nördlichen, unwirtlichern Teile des Reiches. „El Fascher“, schrieb 1881 Massari, einer der letzten Besucher, „das alte Tendelti, erhebt sich heute, fast möchte ich sagen, aus seinen Ruinen, wenn es nicht richtiger gesagt wäre, aus dem Nichts, in welches es der Krieg geworfen hatte. Die Ägypter haben daselbst ein großes eignes Quartier mit Thonmauern und Graben ringsherum gebaut, das mit Berggeschützen und Mitrailleusen gespickt ist. Die Stadt ist ganz auf ein Terrain von Flugsand gebaut, auf dem man mühsam geht, und erhebt sich wie aus der Mitte eines großen Grabens, der sie umgibt, und in dessen Vertiefung zahlreiche Brunnen mit großen Mengen Wassers sind. Die Luft ist bei solcher Lage während der Regenzeit sehr schlecht.“


Stilet in Scheide und Wurfholz aus Darfur. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Wir berührten in diesen letzten Zeilen den letzten Akt der selbständigen Geschichte Darfurs. Kehren wir zurück, um einen Blick auf die frühere Geschichte des Landes zu werfen. Darfur ist, soweit seine Geschichte reicht, im Süden von Negern, im Norden von Arabern bewohnt. Die orographisch und hydrographisch begründete Grenzlinie, welche durch seine Bevölkerung und seine Kultur geht, verfolgt man nicht minder auch in der Geschichte.

Über die Fur des Marragebirges herrschte in alter Zeit ein Geschlecht anscheinend fremder Abstammung, die Dadscho, welches von dem arabischen Stamme der Tündschur abgelöst ward. Wiewohl diese Tündschur nun neben den Fur auch Araber beherrschten, scheinen doch ihre Abstammung und der Islam allmählich bei ihnen in Vergessenheit geraten zu sein; denn die Gesetze, welche vor etwa 400 Jahren ein berühmter Herrscher aus diesem Stamme entwarf, Dali, und welche später auch schriftlich niedergelegt wurden, weichen durchaus ab von den Grundsätzen des Korans. Auch werden Verbindungen der Tündschur mit den größten Familien der Fur als wichtige Momente in ihrer Geschichte verzeichnet. Unter diesen Familien ist die der Kundschára nennenswert, deren Macht einst so groß war, daß



Ein Webstuhl in Darfur. (Nach Felkin.)

das ganze Land Kundschára genannt ward. Unter den Enkeln jenes Gesetzgebers brachen Thronstreitigkeiten aus, infolge deren ein Teil der Fur seine Gebirgssitze verließ und mit den Arabern im Osten des Landes sich mischte. So sollen die Massabat, ein Nomadenstamm Darfurs, entstanden sein. Darauf herrschte am Ende des 16. und im Beginne des 17. Jahrhunderts ein Fürst, Soliman Solon, unter welchem das Reich wieder befestigt und der Anfang gemacht wurde mit der Einführung oder Wiederherstellung des Islam. Hundert Jahre später führte dessen Enkel Ahmed Bokr den Islam allgemein ein und brachte gleichzeitig in zivilisatorischer Absicht eine große Anzahl von Fremden ins Land. Was von Fellata, Bornu- und Baghirmileuten in Darfur sitzt, führt seinen Ursprung wesentlich auf den Einfluß dieses Herrschers zurück. Er dehnte die Grenzen Darfurs bis zum Atbara aus. Unter ihm begannen aber auch die Kämpfe zwischen Darfur und Wadai, welche später, nicht zum Vorteile des erstern, sich immer wieder von neuem entzündeten. Ebenso focht er auch gegen unbotmäßige Stämme der Araber des Nordens, unter welchen die Rizegat bis auf den heutigen Tag erbitterte Feinde der Herrscher

Darfurs waren. Unter den Herrschern Darfurs seit Ahmed Bokr sei Omar Lele genannt, der 1739 in einem Gefechte gegen die Wadaier gefangen ward, ferner Abd er Rahmân, in dessen Regierungszeit (1785—99) der erste Besuch eines forschenden Europäers in Darfur, des Engländers Browne, fällt. Sultan Brahim aber, der letzte selbständige Herrscher Darfurs, der 1873 zur Regierung gekommen war, fiel im Herbste 1874 in einer Schlacht, welche er gegen den Parteigänger Siber Pascha bei Menowatschi, drei Tagereisen südlich von Tendelti, verlor. Der Oheim des gefallenen Königs ergab sich Ende 1874 an die Ägypter im Marragebirge, und damit war Darfur ein abhängiger Staat, ein Teil des sogenannten ägyptischen Sudan geworden.

Dasselbe Schicksal ereilte fast gleichzeitig den seit Jahrhunderten als Zankapfel zwischen Darfur und Wadai hin- und hergeworfenen Duodezstaat Tama, der zwischen beider Eifersucht, einem wie dem andern Tribut entrichtend, sich in seiner Gebirgsabgeschiedenheit erhalten, übrigens, der Anziehung der stärkern Macht folgend, in den letzten Jahrzehnten sich näher mit Wadai als mit Darfur verbunden hatte. Tama ist ein kleines, aber gleich dem gebirgigen Teile Darfurs ziemlich bevölkertes Reich. Es liegt ganz in Bergen, welche zu den höhern dieses Teiles von Afrika gehören. Solange es seine Unabhängigkeit aufrecht erhielt, war es reich an Sklaven und Elfenbein; jetzt sind diese beiden Artikel selten geworden, da als einem Tributstaate Ägyptens der Sklavenhandel und Verkehr nach außen ihm verboten und das Elfenbein durch ein vor wenigen Jahren gegebenes Gesetz unbeschränktes Eigentum der Regierung geworden ist. Massari gab 1881 folgende Einzelheiten über seinen heutigen Zustand: Eingeschlossen, wie es ist, zwischen zwei großen Reichen, mit denen es wenig Verbindung hat, ist der Handel so gut wie Null. Das Salz mangelt dort gänzlich, das wenige, welches von Nordosten her ins Land kommt, wird immer gleich von den Wohlhabenden angekauft. Kamele und Ochsen gibt es jedoch reichlich zu den niedrigsten Preisen und von guter Rasse. Das grobe Hemd der Araber dient stets als Kleidung für die Männer; die Weiber bekleiden sich gewöhnlich mit zwei Stücken blauen Baumwolltuches, wovon das eine die Hüften umgürtet, das andre die Schultern bedeckt. Als Waffen haben sie die Lanze und den Wurfspieß, während ein paar doppelläufige Flinten in schlechtem Zustande, ein Vorderladerrevolver und ein paar eiserne Rüstungen sich in der Rüstkammer des Königs befinden. Als musikalische Instrumente haben sie das Tamburin und ein Antilopenhorn, mit welchen sie auf das ermüdendste immer dieselben Töne wiederholen. Die Nahrung besteht wie in Darfur aus Polenta, die nur selten mit aus getrocknetem Fleische gewonnener Brühe zubereitet ist, öfter aber mit trocknen Kräutern, die, gestoßen und gekocht, in Ermangelung des Salzes mit Laugenwasser gewürzt werden. Kleine, weiße venezianische Perlen, die man aufgereiht kauft, dienen ihnen als Münze, ebenso europäische Baumwollenstoffe, die ellenweise gemessen werden. Das Volk ist gutmütig und, wie hier überall, ebenso träge wie unterwürfig. Sie knieen vor den Höhern, und zum Gruße klatschen sie in die Hände, erst stark und langsam, dann leiser und schneller: „smorzando“ würde es ein Musiker nennen.

Westwärts wandernd, kommt man aus Darfur und Tama nach dem durch Lage und Volkskraft heute wichtigsten Sudanstaate, Wadai[1], welcher über zehn Breitengrade, zwischen Darfur im Osten und Baghirmi nebst den Tibbuländern von Bodele, Ennedi ꝛc. im Westen, sich durch die ganze nordsüdliche Erstreckung des Sudan zieht. Wadai hat dadurch

[1] Der Name Wadai wird auf einen Vorfahren des Reichsgründers, Woda, zurückgeführt, der seinerseits dem schon vor ihm zum Islam bekehrten Stamme der Gemir angehörte, von der schmeichlerischen Tradition aber auf die Abbassiden zurückgeführt wird.

den Vorteil einer von Fessan unabhängigen Verbindung mit dem Norden über Kufra-Bengasi und einer nahen Verbindung mit den Nilländern, deren Verkehr mit den zentralen und westlichen Sudanstaaten es überdies vollständig beherrscht. Seine Natur ist die des Sudan. Es hat nicht die wasserreichen Gebirge Darfurs, aber es hat große, beständige Flüsse, die von Osten und Süden her das Land nach dem Tsadsee hin durchfließen; es hat teil an den tropischen Sommerregen des Mittelsudan, wenn auch in vermindertem Grade, es besitzt damit eine große Zahl von zeitweilig fließenden Bächen, und es umschließt endlich im Fittrisee das nach dem Tsadsee größte stehende Wasser des Sudan, einen See von ungewöhnlichem Fischreichtume, aus welchem ein nicht unerheblicher Teil der königlichen Einnahmen gezogen wird. Getrocknete Fische sind ein Hauptshandelsartikel Wadais. Ist auch der Süden Wadais unbekannt, so ist doch sicherlich die dortige wasserreiche, tropische „Kolla" oder „Kulla" von großer Ausdehnung. Sie liefert dem Reiche Elfenbein und Sklaven. Der Norden Wadais aber ist Steppenland, und der Westen gehört fast schon von Abuscher an zu der großen sudanischen Ebene, in deren Senke der Tsadsee liegt. Die Bevölkerung Wadais scheint aus drei noch erkennbaren Hauptelementen zusammengewachsen zu sein: ursprünglich hier ansässigen Negervölkern von anscheinend großer Mannigfaltigkeit der Sprachen (oder Dialekte) und zugewanderten Arabern und Fulbe. Dazu kommt ein unbestimmter Bruchteil von Teda. Aber der heutige Kern der Bevölkerung, in deren Mitte nicht umsonst die Hauptstadt gelegen, die als Maba bezeichnete Völkergruppe, gehört allem Anscheine nach nicht streng einem von diesen ethnischen Elementen an, sondern hat Bestandteile aus allen aufgenommen. Wir vermöchten aber nicht zu sagen, welche Bestandteile in ihr dominieren. Diese Gruppe, welche die „ehrlichsten, nüchternsten, einfachsten, tapfersten, aber auch eigensinnigsten, hartköpfigsten aller Bewohner Wadais" umschließt und die, „wenn sie alle ihre Elemente vereinigt, von bestimmendem Einflusse auf die Geschicke des Landes" ist, wird hauptsächlich aus Menschen von Bronzefarbe zusammengesetzt, unter denen jedoch hellere Abstufungen als Zeichen edlerer Abkunft hochgeschätzt werden. Es wohnen unter ihnen oder in ihrer nächsten Nähe dunklere, die dann auch in Sitte und Sprache unterschieden sind, wie z. B. die Mimi, von denen man sagt, daß die Einfachheit, Ehrlichkeit und Gastfreundschaft der bessern Maba ihnen fehle. Es kann nicht anders sein, wenn wir hören, wie öfters die Zerstreuung allzu selbständig gewordener Stämme über das Land hin als ein Mittel zur Erstickung etwaiger Unabhängigkeitsgelüste benutzt wurde. Es ist sicherlich unstatthaft, ohne weiteres diesen herrschenden Stamm der äthiopischen Urbevölkerung des Landes zuzuweisen. So wie die Analogie seiner politischen Stellung ihn auf Eine Linie stellt mit Fulbe, Kanuri und Arabern, so sind nach allen Angaben, die uns zu Gebote stehen, auch seine körperlichen und Charaktereigenschaften weniger negerhaft als vielmehr nach der Seite der hellern Sahara- und Nordsudanstämme gelegen. Kurz es hat die größte Wahrscheinlichkeit jene Annahme, welche in ihnen eins der staatengründenden und herrschenden Elemente der Sudanländer erblickt, das ursprünglich eine besondere, eher von Norden als von Süden eingewanderte Völkerschicht über den dunklern, früher vorhandenen Einwohnern bildete, später aber mit diesen sich mischte und auch aus später hinzugekommenen hellern Völkern, wie Fulbe und Arabern, Teile in sich aufnahm.

Ein Blick auf die Geschichte Wadais scheint diese Annahme nur bestätigen zu können. Hier tritt uns staatenbildend zuerst entgegen das heidnische Volk der Tündschur, welches vor dem 18. Jahrhundert sein Reich von Darfur bis hart an die Grenzen von Baghirmi ausbreitete und damit dem Vordringen des Islam, der allem Anscheine nach ohnehin im Sudan langsamer von Osten als von Westen her vordrang, eine starke Schranke schuf. Ihre Sprache soll heute fast verschollen sein. Sie sollen aus Dongola gekommen sein. Sie besiegten zuerst die Dadscho, welche damals in Darfur herrschten, und verbreiteten

sich über ganz Wadai und einen Teil von Baghirmi. Ihre Hauptstadt lag 3 Tagereisen südlich von Wara, und sie herrschten nach der Überlieferung 99 Mondjahre in dieser Region, wurden aber zuerst in Darfur und dann in Wadai gestürzt. Im letztern Lande geschah dies durch Abd el Kerim, den ersten Begründer des mohammedanischen Reiches von Wadai (nach der Überlieferung im Jahre 1020 der Hedschra), welcher ursprünglich Statthalter des damals schon von Darfur her bedrängten Königs Daud der Tündschur war, seinerseits aber selber in nähere Verbindung mit dem Islam trat. Die Sage berichtet, daß Abd el Kerim mehrere Jahre in Bidderi zugebracht habe, einem östlich von der Hauptstadt Baghirmis gelegenen Orte, wo sich seit früherer Zeit Leute von dem Stamme der Fulbe angesiedelt hatten, und unter ihnen eine Familie, die durch unbestrittene Heiligkeit und ansehnliche Belesenheit angefangen hatte, bei der Einführung des Islam einen bedeutenden Einfluß auf die umliegenden Provinzen auszuüben. Von diesen Begeisterten soll Abd el Kerim dazu angeleitet worden sein, die Heidenherrschaft der Tündschur zu stürzen und an ihrer Statt ein neues, auf den Islam begründetes Reich zu errichten. Derselbe kehrte nach seiner Heimat zurück, breitete seine Ideen von Unabhängigkeit und Religion aus und warf sich in die Berge nördlich von Wara, wo er den Ort Mababa zu seinem Mittelpunkte machte und nach verzweifeltem Kampfe den Grund zu dem Königreiche legte, welches er seinem Großvater zu Ehren Wadai nannte. Abd el Kerims Sohn Charut, der seinem Vater folgte, gründete Wara, das seinen Namen von der natürlichen Umwallung trägt, in der es gelegen ist. Die Völkergruppe der Maba hatte nun diese beiden Kristallisationspunkte: Widerstand gegen die Tündschur und Bekehrung zum Islam. Dies läßt von vornherein einen größern Anteil der fanatischsten aller Sudanvölker, der Fulbe, sowie der Araber voraussehen. „Die Annahme des Islam", sagt Nachtigal, „wurde danach bestimmend für die große Gruppierung. Welcher Stamm sich gleich anfangs für Abd el Kerim, den Islam und die neue Ordnung der Dinge erklärte, war echter Wadawi, Herr des Grundes und Bodens, und alle, welche mit Gewalt der neuen Religion gewonnen wurden, werden bis auf den heutigen Tag als nicht gleichberechtigt mit jenen angesehen. Alle endlich, welche erst in neuester Zeit aus der Nacht des Heidentumes hervortraten, werden noch jetzt mehr wie Sklaven angesehen denn als Freie." Kann uns die nicht nur staatengründende, sondern auch völkerbildende Macht einer Idee deutlicher gemacht werden, als sie aus diesen Thatsachen hervorleuchtet? Unter den spätern Königen ragt Djoba oder Djaude, besser bekannt unter dem Beinamen Mahommed Ssulai, durch den Glanz hervor, mit dem er vermöge seiner Siege über Darfur und Bornu das Reich Wadai umgab. Indem er Kanem von Bornu wegriß, legte er den Grund zu den Feindseligkeiten, welche so lange diese beiden Reiche entzweiten. Sein Nachfolger wurde in einer blutigen Schlacht von seinem eignen Sohne erschlagen, der dann als Abd el Kerim mit dem Beinamen Ssabun den Thron bestieg und von 1805 bis 1815 als einer der weisesten Fürsten regierte, die diese Gegenden je gesehen. Unter ihm ward Baghirmi Tributärstaat Wadais, und letzteres strebte zuerst mit Bewußtsein nach der Aufschließung von Handelswegen zum Mittelmeere, deren Früchte ihm vor der Eroberung und Beraubung Baghirmis wohl nicht unbekannt, wie Barth meint, aber doch nicht so leicht zugänglich waren. Auch unter den spätern Herrschern, vor allen unter Sultan Ali (seit 1858), unter dessen Regierung Nachtigal Wadai besuchte, ist Wadai immer stärker geworden. Ali that auch für die friedliche Entwickelung seines Landes alles Mögliche. So ist heute Wadai der stärkste unter den Sudanstaaten.

Doch um zu den bemerkenswerten Elementen der heutigen Bevölkerung zurückzukehren, möchten vor allen die Tündschur, die Vorgänger der heutigen Herrscher, zu nennen sein, welche uns aber trotz ihres Heidentumes als arabisch sprechendes Volk entgegentreten. Sie sollen in physischer Beziehung entschieden an die Araber erinnern, und in Wadai zweifelt

niemand an ihrer Zusammengehörigkeit mit denselben. Ob die gleichfalls geschichtlich bedeutsame Völkergruppe der Zoghawa zu den Tibbu gehört, wie früher allgemein angenommen wurde, ist zweifelhaft. Ein Zweig von ihr betreibt das Schmiedehandwerk und ist darum verachtet. Gewisse Gruppen von Leibeignen des Königs, welche Wohnsitz und Beschäftigung gemein haben, sind eben durch diese Gemeinsamkeit fast zu besondern Volksstämmen geworden, so die bienenzüchtenden Bandála, die Beggárni, die Rinderzüchter des Königs, die Abidie, seine Kamelzüchter. Alle diese Stämme sind mehr oder weniger Dienende, ihre Herrscher gehen immer wieder nur aus bestimmten Gruppen der Maba hervor, den „königlichen Stämmen“, deren Weiber allein das Recht haben, thronfähige Nachkommenschaft dem Könige zu gebären. Die Verwaltung der Provinzen des Reiches Wadai geschieht durch Statthalter, welche denselben königlichen Stämmen angehören. Neben ihnen sind die Araber, welche ihre eigne Verwaltung und Gerichtsbarkeit haben, am mächtigsten. Gesandtschaften des Königs von Wadai, welche in den letzten Jahren nach Darfur und Tama kamen, zählten unter fünf Köpfen in der Regel zwei Araberscheichs, was wohl als ein repräsentatives Verhältnis angesehen werden kann.



Speerspitzentasche und Ledertäschchen aus dem Zentralsudan (Baghirmi?). (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Durch den Islam und durch die große Zahl der Araberstämme und arabisierten Stämme sind arabische Sprache und Sitte in Wadai vielleicht weiter verbreitet als sonst irgendwo im Sudan. Die Wadawi folgen muselmanischen Gebräuchen, ohne dieselben streng zu nehmen. Die Frauen bedecken das Antlitz nicht beim Herannahen eines Mannes, aber wie Sklaven knieen sie stets in Gegenwart von Freien und kriechen auf Händen und Füßen vor ihnen her. Die Männer sind ebenso mutig wie gewaltthätig. Massari erklärt es für sehr gefährlich, in Abuscher des Abends durch die Straßen zu gehen. Die Männer tragen das weiße arabische Hemd und die weiten Hosen und nichts weiter; den Kopf haben sie geschoren, und an den nackten Füßen tragen sie Pantoffeln. In der Gegend des Genickes ziehen sie sich vermittelst Schröpfung zwei Beulen auf, worauf sie dann eine Menge vertikaler Schnitte anbringen. Die Frauen umhüllen sich mit großen Stücken Zeug, die sie am Boden nachschleifen lassen; ihre Haare tragen sie in natürlicher Länge oder mit schwarzer Schafwolle verlängert, teils in ganz kleine Zöpfchen geflochten und dicht am Schädel

anliegend, im übrigen herunterhängend und so stark mit Butter und Rötel eingeschmiert, daß die Frisur einen wirklich abschreckenden Eindruck macht. Im rechten Nasenflügel tragen sie ein großes Stück Koralle, das sie ganz entstellt; Hals und Hüften schmücken sie mit Glasperlen verschiedenster Art. Sie sind heiter, anmutig und flatterhaft. Die üblichen Waffen sind bei der Masse der Bevölkerung die Lanze, der Wurfspieß, das Messer und der große Dolch; die Reichern haben dann auch schon irgend eine Flinte oder Revolver und ein Schwert; in der Regel haben sie wattierte Decken um Roß und Reiter, die vor dem feindlichen Stoße decken sollen. Und sie lieben es sehr, alles dieses zur Schau zu tragen. Sie wissen Gebrauch von diesen Waffen zu machen und gelten für viel kriegerischer als die Bornuaner.

Da der Handel bei den Wadawi noch nicht zu so hoher Entwickelung gediehen ist wie bei den Bornuanern oder Fulbe, und da auch ihre gewerbliche Thätigkeit gering, haben sie außer der Hauptstadt keine großen Städte. Wadai dürfte das dünnst bevölkerte aller Sudanreiche sein, worauf auch die Thatsache hindeutet, daß zwangsweise Versetzung von Grenzvölkern Darfurs oder Tamas auf wadaisches Gebiet einen starken Faktor in der Entwickelung Wadais bildet.

Die frühere Residenz Wara wird als ein großes, offenes Konglomerat von 400 Hütten in sandiger, von Felshöhen umgebener Ebene geschildert. Massari sagt von Abuscher oder Abescher: „Es ist so ziemlich, wie alle diese halbzivilisierten Städte Afrikas sind: wenige Lehmhütten, viele aus Stroh, wenigstens zum Teile. Sie mag gegen 20—30,000 Einwohner zählen, doch zu der hohen Festzeit vervierfacht sich diese Bevölkerung durch Zuzug von außen.“ Derselbe Reisende, der letzte Europäer, welcher uns Bericht von Wadai gegeben, beschreibt folgendermaßen den Palast des Königs und seine Audienz bei demselben: „Am dritten Tage wurden wir vor den König geführt. Dieser besitzt ein geräumiges Haus von hohen, gut unterhaltenen Thonmauern umgeben, im Innern sind große Höfe mit etlichen Bäumen und kleinen Hütten, um die Besucher, die draußen bleiben müssen, vor der Sonne zu schützen. Er selbst befand sich in einem innern Hofe, worin ein arabisches Zelt aufgerichtet war, das ihn vor unsern Blicken verbarg. Wir setzten uns auf den Boden und in die Sonne, zwischen uns und dem Zelte befand sich eine Reihe von Höflingen, alle mit entblößtem rechten Arme und nackten Schultern, zum Zeichen, daß sie unbewaffnet waren; rechts und links waren kleine Häuser aus Thon, die Wohnungen des Königs und seiner Frauen. Eunuchen, Riesenkerle mit Altweibergesichtern, gingen ab und zu. Nachdem die Fatha recitiert war, richtete die geheimnisvolle Stimme des Königs die gewohnten Fragen an uns.“

Innerasien und der innerasiatische Völkerkreis.

15. Das asiatische Steppen- und Wüstengebiet.

„Weites Gebiet, wenig Nahrung, viele Völker."

* * *

Die Grenzen der innerasiatischen Erdschwelle werden auf weite Erstreckung von mächtigen Gebirgen gebildet, welche wie Wälle den Völkerfluten nicht bloß, sondern dem Völkerverkehre sich entgegenstellen. Vom Gebirgsknoten des Pamir bis zum Chingan ziehen in großem Bogen die Ketten des Himalajasystemes und der westchinesischen Gebirge, Hochgebirge, deren Massenhaftigkeit und Erhebung auf weite Strecken alles übertreffen, was wir von den Hochgebirgen irgend eines andern Erdteiles kennen. Unbedeutend sind, damit verglichen, die sanfter verlaufenden Gebirge des Nordrandes, die selbst in den sogenannten Daurischen Alpen keine großen Gletscher nähren und durch eigentümliche schachbrettartige Stellung breite Lücken zwischen sich lassen. Man nennt wohl das Altaigebirge die Nordmauer Innerasiens, aber zwischen dieser Nordmauer und der westlichen Umrandung des großen Hochlandes, in die auch der Thianschan zum Teile noch eingreift, bleibt eine erhebliche Lücke, indem Ostturkistan oder die Dsungarei ganz allmählich zu dem Steppenlande der sogenannten mittlern Kirgisen abfällt. Diese Landschaft, die durchschnittlich nicht über 700 m ansteigt, ist bemerkenswert als die breite Pforte, durch welche die nomadischen Völker des innerasiatischen Hochlandes stets den leichtesten Weg nach Norden gefunden haben. Völker, welche zu wichtigen Bewegungen der weiter westlich Wohnenden Anstöße erteilten, haben von hier aus über Westasien und Europa sich ergossen, und man kann sagen, daß in diesen wüsten, wenig bekannten Regionen, von denen man vor ein paar Jahrzehnten kaum mehr als Namen wußte, die Anfänge einiger der bedeutendsten, folgenreichsten Akte der Weltgeschichte liegen. Auch das Land im Winkel zwischen Pamir und Thianschan hat eine bedeutsame Stellung in der Weltgeschichte als östliches Thor der west- und südasiatischen Kultur, das selbst den indisch-chinesischen Verkehr lange durch seine Oasen ziehen sah. Nur von hier aus konnte der Westen mit dem Osten der Alten Welt verbunden werden. Die Serafschangebirge sind reich an Pässen, deren allein in der turkistanischen Kette die russischen Generalstabskarten 20 verzeichnen. Die geschichtliche Wichtigkeit einiger derselben spricht sich im Namen aus, so in der „Pforte des Tamerlan", durch die das Dschisakflüßchen in die gesegneten Gefilde Ferghanas fließt. Westlich von diesem Lande des Aus- und Einströmens erhebt sich der Knoten des Pamir, der Hindukusch und Solimangebirge mit Thianschan, Kuenlün und Himalaja verknüpft und zugleich das Hochland Asiens zwischen Atok und Balch oder Indus und Oxus so zusammenschnürt, daß ein westliches vorderasiatisches von einem östlichen hinterasiatischen Stücke hier abgesondert wird. Auch dieser Punkt ist völkergeschichtlich bedeutsam, denn jene vordern oder westlichen Länder gehören dem europäischen oder

besser mittelmeerischen Geschichtskreise an, während die östlichen bis in unsre Zeit herein ein Leben für sich führten. Hier also liegt eigentlich die Grenze zwischen dem West- und Ostasien der Geschichte. Indessen ist trotz dieser Scheidewand auch Vorderasien zum größten Teile Steppenland. Stellenweise durch Gebirge und Gewässer belebt, an manchen Stellen ans Meer herantretend, ist es nur der mildere, zugänglichere und durchgänglichere Abschnitt des asiatischen Hochlandes.

Innerhalb der Grenzen dieses asiatischen Hochlandes, dessen Höhenlage die Positionen von Lassa 3630, Jarkand 1200, Urga 1150, Hami 860 m andeuten mögen, herrscht die Natur der Steppen und Wüsten zwar vor, ist aber nicht auf das von denselben umschlossene Gebiet beschränkt. Sie greift nach Nordwesten weit hinaus und ist auch in Indien vertreten, denn Steppen und Wüste hängen nicht von der Gestalt oder dem Baue der Oberfläche, sondern vom Klima ab. Wir brauchen uns nun von der physikalisch-geographischen Betrachtung nicht zu entfernen, wenn wir die Frage aufwerfen: Wie weit reicht das Steppen- und Wüstengebiet Asiens? Als Antwort bezeichnet man uns Innerasien als kontinentales Gebiet alter abflußloser Wasserbecken „vom Hochlande von Tibet im Süden zum Altai im Norden und von der Wasserscheide am Pamir im Westen zu derjenigen der Riesenströme Chinas und dem Gebirge Chingan im Osten“. Man setzt es als zentrales Gebiet dem peripherischen entgegen und faßt unter dem letztern alles zusammen, was Flüsse nach dem Meere entsendet. Die flachen Becken, in deren Mitte ein Salzsee oder -Sumpf steht, von Sanddünen begrenzt, zerlegen Innerasien in große natürliche Landschaften, deren große Muster die ostturkistanische Wüste, das Becken des Kuku-Nor und die Gobi sind. Dem Mangel der mannigfaltige Erdgestalten erzeugenden Ströme entspricht das Träge der Bodenform. Sanft geneigte Abhänge, flachwellige Ebenen wechseln ab, und selbst in der Art des Wechsels herrscht ermüdende Einförmigkeit. Entsprechend den Formen, ist die stoffliche Beschaffenheit des Bodens dieser Schuttbecken bezeichnet durch eine einförmige Durchsalzung, welche das Ergebnis des Verbleibens der Zersetzungsprodukte und Verdunstungsrückstände in demselben ist. Und diese bedingt dann wieder eine Armut und Einförmigkeit der Vegetation, welche ihrerseits endlich Tier- und Menschenleben in entsprechender Weise beeinflußt. Baumwuchs ist spärlich und, wo die Sträucher zu höhern Gestalten sich erheben, starr und trocken. Was büschelartig, wenn auch höchst selten dichte Wiesen von Gras oder Kräutern bildend, wächst, ist zwar von hoher Wichtigkeit für die Herden der Hirtenvölker, welche hier wohnen, aber es beeinflußt wenig den physikalischen Charakter und den landschaftlichen Eindruck. Ebensowenig wird der geschichtlich bedeutsame Unterschied der Kies- und Sand-, Schutt- und Lößsteppen starke Züge in die müde Physiognomie dieser Landschaft zeichnen, deren hervortretendstes Merkmal eben die Einförmigkeit ist. Siegreich drängt dieses eine alle andern zurück, so daß „trotz der Verschiedenheiten in Meereshöhe und Bodenformen Innerasiens, welche diejenigen Europas weit übersteigen, trotz einer Mannigfaltigkeit des geologischen Baues, welcher alle Grundlagen reichster landschaftlicher Entwickelung besitzt und dem Boden die Elemente größter Fruchtbarkeit ebenso wie diejenigen absoluter Sterilität verleiht, trotz beträchtlichen Wechsels in der Regenverteilung, in den vorherrschenden Windrichtungen und mittlern Jahrestemperaturen und trotz der Erstreckung des Gebietes durch fast 20 Breitengrade doch in Hinsicht auf den physiognomischen Charakter“ (F. v. Richthofen) eine Einförmigkeit uns entgegentritt, welche alle jene Unterschiede in einem Grade ausgleicht, wie dies in peripherischen Gebieten nicht vorkommt.

„Wogenhaft“, wie Pallas die Steppe von Charachoi an der untern Wolga nennt, ist ein großer Teil der Steppe. Man glaubt noch in den erstarrten Formen die Wirkung der Winde beobachten zu können, welche auf diesem Boden einst ihr Spiel trieben und noch heute demselben an vielen Stellen ihren Stempel aufprägen. Mit Flugsand bedeckt

ist das ganze Gebiet zwischen dem Tarym und dem Fuße des Kuenlün, das Adam-Krylgan Chiwas, weithin die Umgebung von Taschkuduk, der größte Teil der Strecke Kisil-Arwat-Bochara-Merw, die Gegend von Kitab. In diesen Gebieten liegen erstarrte Flugsandwellen, die mit Ausnahme einiger hellgrüner Disteln jedes Pflanzenwuchses entbehren. Diese Sandwellen haben ihre bekannte hufeisenförmige Gestalt, die Rundung stets der herrschenden Windrichtung zugekehrt, sanften Anstieg auf der einen, steile Abfälle auf der andern Seite. Um letztere, die man erst sieht, wenn man sie dicht vor sich hat, zu vermeiden, schlängelt sich der Weg in den Einsenkungen hin und überschreitet nur die äußersten niedrigen Enden der Sandhügel. Noch leichter als Sand treibt der Löß und zwar jene bezeichnendsten Steppenbodenarten des Löß, deren feine Zwischenräume mit Salz ausgefüllt sind, und die teils ganz kahl, teils nur mit Tamarisken oder Saxaul (Haloxylon Ammodendron) bewachsen sind. Der Salzgehalt geht glücklicherweise oft nicht in die Tiefe, so daß bei wenigen Metern man bereits süßes Wasser findet. Der Staub dieser Erdart erfüllt dicht die Luft und macht das Atmen fast unmöglich. Er schafft eine der eigentümlichsten Bodengestalten Innerasiens. Die eben genannten Sträucher befestigen mit ihren Wurzeln den lockern Boden, welcher in den Zwischenräumen von den starken Stürmen herausgeblasen wird. Letztere häufen auf den Sträuchern Staub auf und bilden nach und nach über jedem Gebüsche einen Hügel von 1 bis 2 Faden Höhe. Diese Hügel bedecken im Tarymgebiete, Alaschan und Ordos weite Räume in ununterbrochener Folge.

Rings von derartigen Wüsten umgeben liegen kleine Brunnenoasen, von Dünen umzirkelte größere Oasen, wie Merw, Oasengruppen, welche an Flüsse sich reihen, wie den Murghab, Tarym, Bulunggin, und andre endlich, die sich auch am Rande der Gebirge hinziehen. Es gibt Strecken, deren Brunnen nur bittersalziges Wasser führen, also nur in der Not zu benutzen sind. Spärlich sind die zusammenhängenden Oasenländer, wie das Serafschangebiet, Chiwa, die Oxusmündung, gehören aber zu den lieblichsten und fruchtbarsten Strichen Asiens. An den Ufern der Serafschankanäle in Ferghana breiten sich grüne Wiesen, fruchtbare Felder, lachende Gärten aus. Die Gärten bilden die Hauptschönheit des ganzen Landes. Die langen Reihen von Pappeln und Ulmen, die Weinberge, das dunkle Laub der Orangenbäume versetzen in die Ebenen der Lombardei oder des südlichen Frankreich.

Geschichtlich besonders wertvoll sind die Übergangs- und Kontaktgebiete am Rande dieser zentralen Erhebungsmasse, jene Räume, welche, wie vor allen das berühmte Lößgebiet Nordchinas, als frühere Steppe betrachtet werden, die infolge vermehrten Niederschlags in den Bereich des Abflusses nach dem Meere gezogen, deren Boden tief durchfurcht und von seinem Überflusse an Salzen befreit wurde. Die Oberläufe der größten in Zentralasien entspringenden Ströme: Hoangho, Jangtsekiang, Brahmaputra (Tibet), Indus, gehören den Übergangsgebieten an. Ihr Gegensatz zu den tief gelegenen Randlandschaften des Kontinentes ist ebenso groß wie der zu den mächtigen Gebirgen, deren innere Schwelle sie gleichsam darstellen. Shaw hat beim Überschreiten des Bara Lotscha-Passes den Unterschied scharf gezeichnet, indem er hervorhebt, wie man hinter sich die Riesenkette mit ewigem Schnee und Gletschern, mit weißen Gipfeln, die aus einem weiten, dunkeln Waldkleide sich erheben, tiefe Schluchten, reißende Bäche, eine im höchsten Grade alpine Szenerie lasse. Kaum ist man nun über jenen oder irgend einen andern Paß in derselben Kette hinweg, so betritt man ein Land, wo alle Schluchten und Thäler von einem Meere von Kies, das bis zu wenigen hundert Fuß unter den Gipfeln ansteigt, ausgefüllt sind. Der Raum zwischen den Bergen ist nicht mehr durch jene scheinbar unergründlichen Schluchten eingenommen, deren Wände nach unten so eng zusammentreten, daß sie kaum für den Strom Raum lassen, sondern wird von einer breiten Hochebene erfüllt, aus der die Gipfelketten nur noch wie wellige Erhebungen ansteigen. Wir bemerken das Vorwalten der horizontalen Linien nach

den vertikalen, an die der Himalaja uns gewöhnt hat. Zugleich scheint eine tödliche Trockenheit über das Land gekommen zu sein. Da gibt es keine weiten Schneefelder, um die Wasserströme zu speisen, und keine häufigen Regengüsse, um der Landschaft ihre grüne Bekleidung zu erhalten. In richtiger Ahnung der Ursachen der Erscheinung setzt Shaw hinzu: „Es scheint, als hätten wir hier einen rohen Block vor uns, aus dem die Natur die gewöhnlichen Formen der Gebirgslandschaft auszumeißeln im stande sein würde, wenn ein Klimawechsel Schnee, Eis und Wasser ihr zuführte“.

In anderm Sinne Übergangslandschaft sind die einst mit dem Meere in Zusammenhang gestandenen, ja teilweise sogar von demselben bedeckten Tiefländer am Aral- und Kaspisee, die breite steppenhafte Ausläufer nach Europa hereinsenden. Erst in vergleichsweise neuer Zeit sind dieselben von dem Meere getrennt und liegen abflußlos. Auch sie sind indessen noch Steppenland, teilweise sogar ausgesprochene Wüste, deren Wasserarmut mit der der afrikanischen Wüste wetteifert. In dem weiten Raume zwischen Kaspisee, Aralsee und Amu Darja überwiegen Sand- und Steingrund alles andre. Nur Chiwa und das Mündungsgebiet des Oxus sind Oasen von nennenswerter Größe. Aber selbst das Flußbett zwischen Igdy und Sary-Kamysch liegt trocken.

Innerasien hat Ströme und Seen, beide von nicht geringer Größe, aber es wird dadurch kein wasserreiches Land. Die Seen, deren größter, der Kaspisee, der größte Binnensee der Welt, mit 8000 □Meilen an Größe dem Adriatischen und Jonischen Meere gleichsteht, sind großenteils salzig, die Strombetten sind eingeengt, durch Anwehungen hochuferig, ihre Wasserstände höchst veränderlich und in den Flüssen und Bächen bis zum Verschwinden ungleich. Die ganz wasserlosen Gebiete, wie die Karakum zwischen Oxus und Kaspisee, das Salzland von Chorasan, sandige Striche zwischen Jaxartes und Oxus, sind echte Wüsten, die auf Strecken von Hunderten von Kilometern keine oder nur bittersalzige Brunnen haben, daher unbewohnt sind. Eine Strecke von 400 Werst ohne Brunnen, wie sie zwischen Merw und Chiwa liegt, sucht auch in der Sahara ihresgleichen. In wichtigen Teilen seines Laufes, z. B. von Samarkand her, erreichen den Oxus nur Wüstenwege. Die größte Wassermenge kommt von der Schneeschmelze in die Ebenen herab, so daß der Wasserreichtum eines starken Flusses, wie des Serafschan, wenn er erst im Juli sein Maximum erreicht, dem Ackerbaue nicht mehr voll zu gute kommt. Sekundäre Schwellen, wie sie dieser Fluß im Frühlinge (Mai) und Herbste aufweist, kommen zu Hilfe. Häufig bilden Anwehungen natürliche Dämme, welche der künstlichen Bewässerung dienlich sind. Es erzeugen nämlich an den mit Bäumen, Sträuchern und Rohr bewachsenen Ufern des Tarym häufig die starken Frühlingsstürme Haufen von Staub und Sand, so daß die Ufer allmählich emporwachsen über das umliegende Land, dessen Boden durch den ersten Anstoß zu diesem Vorgange selbst, d. h. die Stürme, niedriger gemacht wird, indem dieselben die oberste Schicht des lockern Lehmes herausblasen. Alsdann wird das Niveau des Flusses, der vollständig mit Staub und Sand überschüttet wird, in der That nach und nach erhöht. Unter solchen Umständen braucht man nur das Ufer zu durchstechen, damit sich das Wasser aus dem Flußbette herausstürzt und ein größeres oder kleineres Stück Land überschwemmt.

Gerade diese Dämme bedingen zusammen mit der Erhöhung des Bettes plötzliche Veränderungen der Stromläufe, die nicht selten von nachhaltiger Wirkung sind. Bekannt ist der jetzt außer Zweifel gestellte alte Oxuslauf im Üsboi, den angeblich erst seit 300 Jahren infolge der Wasserentziehung behufs künstlicher Bewässerung der Strom verlassen haben soll. Prschewalskij fand den Hoangho im Ordoslande in einem 50 bis 60 Werst südlichern Bette als dasjenige, welches die Jesuitenkarten ihm anweisen. Entsprechend veränderlich ist der Wasserstand der Seen. Der Lob-Nor ist in einer Breite von 8 bis 10 km von Salzmorästen umgeben, welche die Annäherung unmöglich machen. Binnenschiffahrt in

größerm Maßstabe ist nur auf dem Kaspisee zu finden. Der Hauptwert der fließenden Gewässer Innerasiens liegt darin, daß sie der künstlichen Bewässerung dienstbar gemacht werden, welche gerade aus der in andrer Beziehung bedenklichen Erhöhung des Bettes Nutzen zu gewinnen vermag.

Das Klima Innerasiens ist rauh und gegensatzreich durch die hohe Lage und den kontinentalen Charakter. Zwischen einer kalten Dezembernacht und dem darauf folgenden warmen Mittag können leicht 30° Unterschied liegen. Es kann im Februar frühlingshaft warm sein, doch sah man noch am 2. Mai auf dem Spiegel des Dalai-Nor eine Eisdecke. Im nördlichen Tibet beobachtete Prschewalskij eine Minimaltemperatur von 33,5° und in der Wüste von Hami am Boden eine Wärme von 62,5° bei 35° im Schatten. Die Niederschläge sind sehr spärlich. Schon in Krasnowodsk erlebt man in 6 Monaten nur 5—6 eigentliche Regentage. Am Lob-Nor fällt ein- bis zweimal in vier Wintern Schnee. Charakteristisch sind für das ganze innerasiatische Gebiet die heftigen Stürme, vorwiegend West- und Nordweststürme, welche am häufigsten im Frühlinge und Sommer, im Winter seltener sind und im Herbste fast ganz fehlen. Im April und Mai beobachtet man dieselben oft jeden zweiten oder dritten Tag. Die Gewalt des Windes ist dabei eine sehr große, die Atmosphäre erfüllt sich mit Staub, der die Sonne verdunkelt und alles mit dichten Lagen eines feinpulverigen, salzhaltigen Niederschlages bedeckt.

Die als Weide zu benutzende Steppe entspricht dem, was Vambéry von der Gegend zwischen Samarkand und Karschi sagt: Eine mittelmäßige Wüste, in der es nicht an Brunnen fehlt. Solche Gebiete waren einst die heute dem Ackerbaue gewonnenen Grenzstriche der Mongolei und viele andre Strecken, durch deren Verlust das Nomadentum von vielen Punkten her immer weiter in die wüstenhaften Länder zurückgedrängt worden ist, während an andern, wie in Iran und Kleinasien, es sich auf Kosten des Ackerbaues ausbreitete. Die Steppengräser erreichen teilweise eine beträchtliche Höhe und nehmen an Dichtigkeit des wiesenhaften Wuchses mit der Höhe zu, so daß die Gobi weidereicher ist als die westlichern Gebiete und selbst die hohen Pamirsteppen noch die Herden der Karakirgisen nähren. Von großer Wichtigkeit wird in baumlosen Gegenden, wie am untern Tarym, Schilf als Brenn- und Baumaterial und Viehfutter. Ebenso spärlich wie wichtig sind die Holzgewächse der Steppe, unter denen die Gebüsche der Tamarisken und des Saxaul allen voranstehen. An den Flüssen ziehen sich schmale Pappelhaine lang dahin. Die dickrindigen Stämme dieser Pappeln (Populus diversifolia) sind aber fast immer hohl, 8—10 m hoch und erreichen nicht 1 m Durchmesser. Der Boden ist unter diesen Bäumen vollständig kahl und nur im Herbste mit abgefallenen Blättern bedeckt, welche in der dürren Atmosphäre austrocknen. Daher auch die Baumtrümmer, die Windbrüche, das trockne, unter den Füßen brechende Rohr und der salzige Staub, der den Reisenden überschüttet, so oft ihm ein Zweig in die Quere kommt. Die Pappeln sind derartig mit Salz geschwängert, daß man an den Bruchstellen oft einen dichten, herausgetretenen Anflug von Salz sehen kann. Mitunter trifft man ganze Bestände vertrockneter Pappeln mit abgebrochenen Ästen und abgefallener Rinde. Solche Leichen vermodern hier nicht, sondern zerfallen schichtenweise und vergehen in Staub. In den Grenzgebieten gegen die Waldregion und gegen die Gebirge zu erscheinen lichte Wäldchen von vorherrschenden Birken mit Eschen untermischt. In weiten Gebieten, wie im südlichen Ural und im Obgebiete, wahrscheinlich auch in Persien und Kleinasien, ist einst die Bewaldung viel ausgedehnter gewesen als heute. Große Waldbrände verwüsteten dort 1826, 1847 und 1867 die Wälder, deren Reste nur an geschützten Stellen übriggeblieben sind, wo sie manchmal der Landschaft einen lieblichen Charakter verleihen.

Der Volksglaube, den man bei den Steppenbewohnern vom Jordan bis zum Amur findet, daß einst die heute wüsten Strecken besser bewachsen und sogar teilweise angebaut

gewesen seien, ist kein leerer Wahn. Er hängt mit der eben berührten Frage der Entwaldung zusammen. Dagegen ist es zweifelhaft, ob so weite Gebiete wie Iran, deren Oberfläche heute zu weit mehr als der Hälfte dem nomadischen Hirtenleben tributär ist, früher, wie viele Geschichtschreiber annehmen, ganz dem Ackerbaue gewidmet waren. Mit Sicherheit läßt sich aber behaupten, daß vielfach heute die Steppe dünner bewohnt ist, als Boden und Wasser voraussetzen lassen. Als die Russen nach Merw kamen, fanden sie auf der ganzen 200 km langen Strecke zwischen Gänars und Merw, die der Herirud durchströmt, keine Ansiedelung. Wir werden von der Raubwirtschaft des Nomadentumes zu sprechen haben.

Lang ist die Reihe der wild wachsenden **Pflanzen**, von denen der Mensch der Steppe Nutzen zieht. Mongolen und Tataren kochen oder rösten unter ihre Speisen die Wurzeln von Päonien, Wasserpumpen, Seerosen, von verschiedenen Lilien (Lilium Martagon, pomponium), vom Hundszahne (Erythronium), dem Blutknopfe, der großen Glockenblume, verschiedenen Disteln, der Natterzunge. Die Tataren der Krim würzen ihr Fleisch mit den Beeren desselben Sumach- oder Gerberstrauches, dessen Rinde zum Gerben benutzt wird. Innerasien ist nicht beerenreich; Hagebutten, Vogelkirschen, Johannisbeeren kommen in Betracht. In Notzeiten werden Callawurzeln zum Brotbacken benutzt, und die Jenisseitataren sollen sogar die Rinde der Weißtannen zu Mehl mahlen. Süßholzwurzeln kommen in den Handel. Der vielseitige Nutzen der Linde (Bast, Blätterfutter, Honig, Blütenthee) macht sich allerdings erst an den Nordgrenzen des Steppengebietes geltend. Ob schon vor Pallas' diesbezüglichem Vorschlage die Espensamenwolle, die im Baschkirenural so häufig, versponnen wurde, wissen wir nicht. Seitdem sind Versuche, ebenso wie mit der Samenwolle des Weidenröschens, öfters gemacht worden. Das Gummi der sibirischen Lärche ebenso wie der Lärchenschwamm sind beliebte Arzneimittel. Die Zahl der Arzneipflanzen, von welchen die Steppenvölker Gebrauch machen, ist überhaupt sehr groß. Auch die Rhabarberwurzel ist ihnen lange bekannt. Im persisch-armenischen Gebiete kommt Manna auf Eichen vor. Das Laub des Tamariskenstrauches wird von den Kirgisen als Surrogat des Thees benutzt, ebenso wie die sagaischen Tataren Triebe und Blätter der wilden Rose zum gleichen Zwecke verwenden und eine Saxifraga im Jenisseigebiete ähnliche Verwendung findet. Zahlreich sind die Farbepflanzen, zu denen selbst das Laub der Birken und des gewöhnlichen Schilfes (die aufblühenden Ähren) gehören. Was Innerasien der Menschheit aus dieser Fülle zu allgemeiner Verwertung dargeboten, ist heute schwer zu sagen, denn die Heimat der kosmopolitisch gewordenen Kulturpflanzen zu bestimmen, ist eine der schwierigsten Aufgaben. Viele glauben, daß, ebenso wie in die abendländischen Völkerbewegungen Asien mit seinem Nomadismus eingriff, es in unsre wirtschaftliche Kultur mit seinen Steppengräsern, unsern Getreidearten eingegriffen habe. Man kann zweifelhaft über das Gewicht sein, welches der Beobachtung des Wildwachsens gewisser Getreidepflanzen, die zuerst an Gerste und Roggen Pallas in der Krim machte, die dann in andern Teilen der osteuropäischen und westasiatischen Steppengebiete wiederholt wurde, für den Schluß auf die Urheimat beizulegen sei. Nur beim Buchweizen liegen die Verhältnisse klarer. Sicherlich sind verschiedene körnertragende Buchweizenarten vorhanden, auch in Rußland, so daß schon Pallas die Kultur des Polygonum Convolvulus empfehlen konnte. Derselbe Gewährsmann schildert, wie die Katschinzen die Körner des wild wachsenden Buchweizens sammeln und einen Teil derselben dann gelegentlich auch aussäen, wobei man den Eindruck des deutlich vorliegenden Überganges zum Ackerbaue gewinnt. Hier mag es passend sein, auf den Reichtum der Wälder des Nord-Thianschan an Obstbäumen, besonders Apfel- und Aprikosenbäumen, aufmerksam zu machen. Prschewalskij schreibt: „Wir trafen am Kungus gerade die Zeit der Apfelreife; dicht bedeckten die Früchte die Bäume und lagen in ganzen Haufen auf der Erde umher, und auf der Jagd mußte man zuweilen mehrere hundert Schritt weit auf Äpfeln herumtreten".



Jak. (Nach der Natur.) Vgl. Text, S. 330.

Die Tierwelt Innerasiens ist weder an Arten noch Individuen so reich wie diejenige der afrikanischen Steppen, hat aber eine ganze Reihe von Haustieren geliefert, die zum Teile ihren Weg über die Welt hin gefunden haben. Von Antilopen kommen die Dseren- oder Kropfantilope und die Saiga, von Nagetieren, die durch Überzahl zur Landplage werden, einige Hasen, Ziesel in präriehundähnlichen Kolonien und Hüpfmäuse (Meriones), dann ein Wildschwein, von Einhufern der Kulan, mehr Pferd als Esel, vor. Das wilde Kamel ist auf die Wüste östlich vom Lob-Nor (Kumtag), das Gebiet am untern Tarym und auf den Kurutag beschränkt; es steigt im Sommer bis 3500 m im Gebirge empor. In den Gebirgen kommen einige Antilopen, wilde Schaf- und Ziegenarten (Ovis Polii, Pseudois Nahoor) und der Jak (s. Abbildung, S. 329) vor, der bis in den Pamir und den Altyntag geht, in den Vorbergen der Maralhirsch. Von Raubtieren seien Tiger, Manul, Irbis, Luchs, Wolf, Fuchs, Marder, Otter, die zwei Bären des Thianschan und Himalaja genannt. Reich ist die Vogelfauna, überreich besonders an den Seen, wie Kuku-Nor; in den Steppengebirgen sind einige rebhuhn- und wachtelartige Tiere häufig. Die im Himalaja und Kuenlün häufigen Fasanen senden Ausläufer in den Thianschan. In der Wolgasteppe ist der Immenwolf so häufig, daß er die Bienenzucht stellenweise fast unmöglich macht. Vergessen wir nicht den Fischreichtum, wenigstens der nördlichen Gewässer Innerasiens, die Fülle der Unioniden in den Bächen und die schreckliche Plage der besonders an den Salzseen häufigen Stechmücken.

---

16. Wandervölker Innerasiens. Allgemeines.

Vgl. zu diesem und den folgenden Kapiteln die beigeheftete „Völker- und Kulturkarte von Asien".

„Man kann die Türken und Usbeken mit gutem Rechte eine Scheidung und Trennung vieler Nationen, eine Mutter tapferer Helden, einen Stammbaum großer Monarchen nennen." Engelbert Kämpfer.

Inhalt: Die mongolische Rasse. — Mongolen. — Tibetaner. — Türken. — Isolierte Stämme. — Charaktermerkmale der drei Völkergruppen. — Die Frage der Herkunft. — Ungenügender Stand der einheimischen Geschichtschreibung. — Die heutige geographische Verbreitung. — Türkisches, mongolisches, tibetanisches Gebiet. — Kreuzungspunkte. — Neuere Verschiebungen. — Stammsagen. — Andeutungen über die Urheimat in der Sprache. — Gräber verschollener Völker in Sibirien. — Die Kupferzeit des Irtyschgebietes. — Der tschudische Bergbau.

Die Rasse der Mongoloiden, von deren Merkmalen bei Betrachtung der Polynesier, Malayen, Madagassen, Amerikaner, Hyperboreer im zweiten Bande eingehend gesprochen wurde, herrscht im größten Teile Innerasiens so entschieden bei den Wandervölkern vor, daß man sich, einige Ausnahmen abgerechnet, die Individuen dieser Völker als mehr oder weniger mongolisch geartet vorstellen darf. Doch sind diese Merkmale reiner vertreten im Osten und Norden als im Süden und Südwesten. Es sind, mit andern Worten, von den größern Völkergruppen am mongolischsten die Mongolen, in geringerm Maße sind es die Turkvölker und Tibetaner. Die eigentlichen Mongolen hat man seit Blumenbachs Zeit als die echtesten Typen der mongoloiden Rasse aufgefaßt. Die mittlere Größe der Männer von 1,635 m mit Tendenz zum Überwiegen der kleinern Maße, welche bei den Frauen eine 100—130 mm geringere Größe zur mittlern macht, das lichte Ledergelb der Haut, welches an den unbedeckten Teilen in tiefes Rotbraun übergehen kann, die fast einförmig dunkelbraunen Augen und groben, geraden, pechschwarzen Haare von fast kreisrundem Querschnitte (Pallas sagt, er habe nie andre als schwarze Haare bei den Mongolen gesehen, doch sind sehr vereinzelte Fälle von Blondheit bei Buräten konstatiert worden, und die Haare kalmückischer Kinder wurden öfters braun gefunden), die sehr schwache Behaarung des übrigen Körpers, besonders des

KULTURKARTE von ASIEN.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

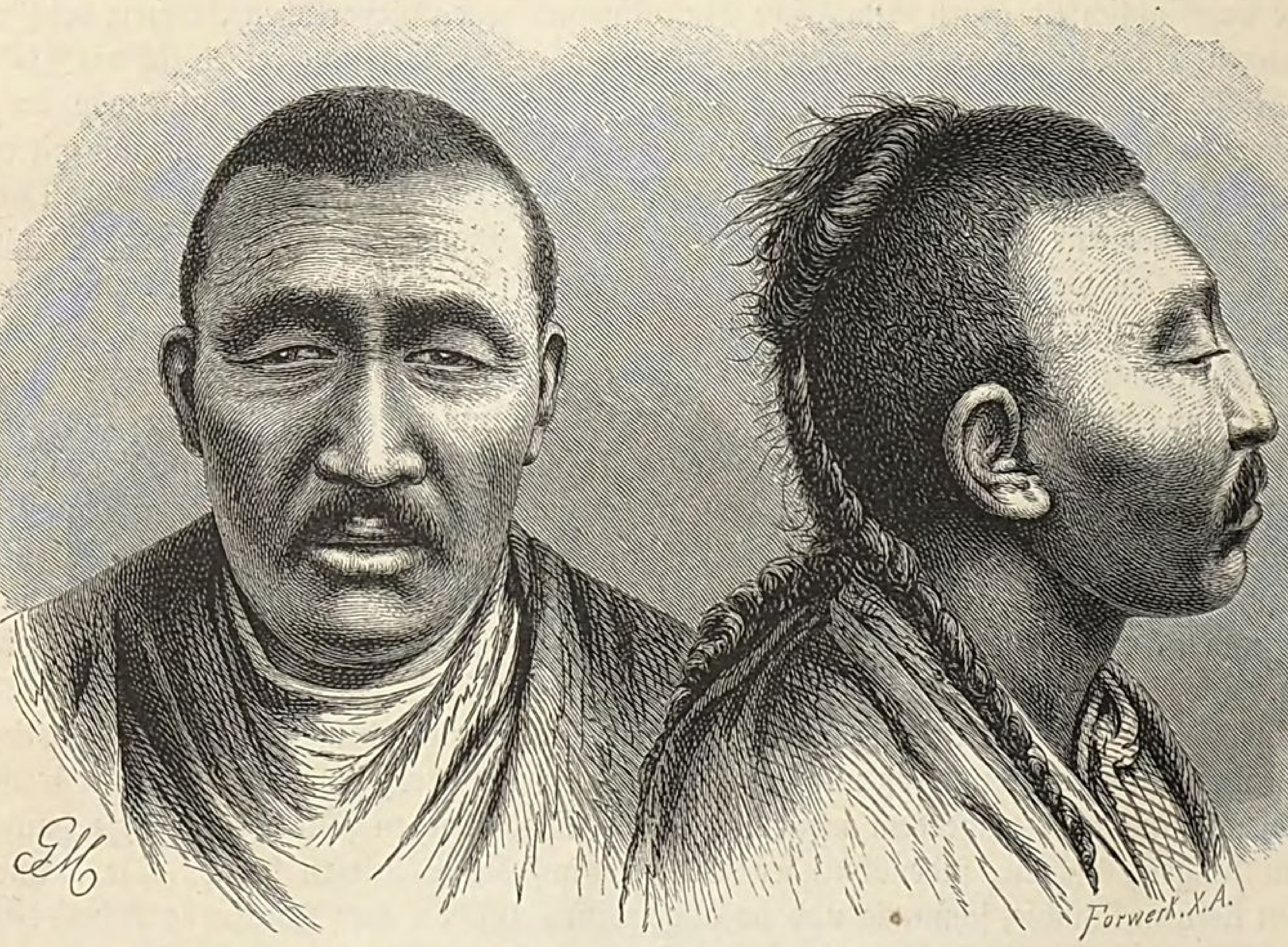
VÖLKERKARTE von ASIEN.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

Gesichtes, in welchem nur der Schnurrbart manchmal nicht ganz schwach vertreten ist, die kurzen Beine, welche in der großen Mehrzahl der Fälle gekrümmt sind, der große Kopf, in dessen Schädelform die Kurzköpfigkeit in zwei Dritteilen aller Fälle vertreten ist, während nur eine verschwindende Zahl die reine Langköpfigkeit repräsentiert, das breite Gesicht mit den flach nach vorn tretenden Backenknochen, dem breiten und eingedrückten Nasenbeine, der wenig gewölbten Stirn, der schräg geschlitzten, schmalen Augenlidspalte, dem etwas vortretenden Oberkiefer, der kräftigen Bezahnung: das sind die Merkmale, welche Blumenbach veranlaßten, gerade den Mongolen zum Typus seiner gelben oder mongolischen Rasse zu erheben. Durch erhebliche Körperkraft, welche derjenigen der Europäer wenig nachsteht, geringe Empfindlichkeit gegen klimatische Einflüsse und gegen körperlichen Schmerz bei Verwundungen, Operationen und dergleichen, durch wohlgeschärfte Sinne reihen sich die Völker dieser Rasse den kräftigsten und leistungsfähigsten an, wie wenigstens einige von ihnen durch ihre Zunahme und die Verbesserung ihrer Lebenslage auch nach der Berührung mit der Kultur bewiesen haben. Mit dieser nähern Bestimmung der mongolischen Rasse, welche kaum als eine zu allgemeine bezeichnet werden dürfte, sind die Mongolen, wo sie ungemischt auftreten, nach allen wesentlichen Merkmalen beschrieben (s. Abbildungen, S. 332 und 333). Die Abweichungen von größerm Belange finden wir aber zunächst im Süden, wo die Tibetaner früher kurzweg den Mongolen angereiht zu werden pflegten. Es scheint, trotzdem man Tibetaner und echte Mongolen in Nordtibet geographisch kaum auseinander halten kann, diese Zugehörigkeit mindestens nicht allgemein zu sein. Prschewalskij schildert die südlich von der Tanlakette nomadisierenden Tibetaner, die für „echter“ als die nördlichern, den Tanguten näherstehenden gelten, folgendermaßen: „Die Männer sind von mittlerm Wuchse, die Konstitution im ganzen nicht stark. Die Hautfarbe ist stets stark gebräunt. Der Schädel ist verlängert und an den Seiten zusammengedrückt, infolgedessen erscheint das Gesicht etwas vortretend. Die Stirn ist flach, die Nasenwurzel zusammengedrückt, die Nase gewöhnlich gerade und fein, die Backenknochen etwas hervortretend. Die Lippen sind bisweilen dick, das Kinn vortretend, die Vorderzähne groß und breit, die Augen sind groß, schwarz. Der Bart sproßt nur schwach und wird außerdem meist noch ausgerissen, dagegen fällt das schwarze Haupthaar in langen, dichten, fadenähnlichen Büscheln auf die Schultern herab. Die Frauen sind von kleinem Wuchse, schmutzig und im allgemeinen unschön, ihre Hautfarbe ist heller als die der Männer.“ Ähnlich schildert er die den Tanguten näherstehenden räuberischen Jograi, welche im nördlichen Tibet die Grenzstriche gegen Sinin zu nicht bloß unsicher machen, sondern lange Zeiträume hindurch geradezu beherrschen, als von Antlitz eckig und unschön; lange, schlichte, schwarze und ungeordnete Haare hängen ihnen bis auf die Schultern herab, nur ein sehr spärlicher Bart sproßt auf den Lippen und Wangen, und die Farbe der Haut ist ein dunkles, schmutziges Braun. Von den Dalden hebt er bezüglich der Physiognomie den aus mongolischen und chinesischen Zügen gemischten Charakter hervor. Die in der Regel minder sorgfältigen Beschreibungen, welche wir in den englischen Werken über die Himalajavölker finden, stimmen dennoch auffallend in ihren Grundzügen mit dieser Schilderung überein. Fast überall wird hier das unschön Eckige des Gesichtes und häufig auch die dunkle Färbung betont, welche mit mongolischen Zügen der Physiognomie Hand in Hand gehen. So bei den auch als rein mongolisch bezeichneten Ladaki und Balti, welch letztere Vigne zwar in manchen Punkten mit den Kaschmirern vergleicht, jedoch nicht in dem der Schönheit: „So gewöhnlich Frauenschönheit in Kaschmir angetroffen wird, ebenso selten ist sie in Balti“. Atkinson legt die Grenze zwischen hinduähnlichen und mongolischen Bewohnern in die Linie, welche Kulu von Lahul und Spiti scheidet: dort Hinduähnlichkeit, hier mongolischer Typus. Die Ghurka sind durch hohen und kräftigen Wuchs und zugleich durch eine gewisse Massigkeit und Roheit in Bildung und Ausdruck des Kopfes

berühmt. Ihre Farbe schwankt zwischen Gelb und Hellbraun. Die angeblich den Tibetanern ähnlichern Limbu oder Ekthumba des südlichen Nepal und Sikkim, welche Dechy samt den Leptscha und Bhutia einfach der mongolischen Rasse zurechnet, zeichnen sich durch dunklere Färbung vor den Nachbarn in der nahen Ebene aus. Von ihren Verwandten, den Leptscha, wird dagegen besonders hervorgehoben, daß sie eine kleine Rasse, kräftig, sehnig seien „und der abstoßenden Formen der Tibeter entbehren“ (Atkinson). Dagegen heißt es bei den Newar: Kleine Rasse, ersichtlich zentralasiatischen Ursprunges. Wo, wie bei den Kaschmirern und wohl auch manchen Balti, indische Beimischung vorausgesetzt wird, er-



Junger Mongole. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 331.

scheint die Physiognomie in der Regel zuerst durch Erhöhung des Nasensattels veredelt, d. h. die Nase erscheint weniger eingedrückt als bei den nördlichern, reinern Zweigen der Rasse. In vereinzelten Fällen ist von Negermerkmalen die Rede gewesen, die z. B. der kleine Stamm der Foto auf der Grenze von Bhutan und Hindostan aufweisen soll.

Nicht bloß sprachlich, sondern auch rassenhaft ähnlich den Tibetanern sind die Bewohner der Hochregionen in Sikkim, Nepal und Bhutan, dann die entsprechend hoch in Thälern bis 3000 m Höhe wohnenden Gebirgler von Lhoba-Daphla, die bereits östlich der großen Religions- und damit Kulturgrenze des 92. Grades östlicher Länge von Greenwich sitzen, die Bewohner der drei kaschmirischen Hochgebirgsprovinzen Leh oder Ladak, Balti und Gilgit und diejenigen von Spiti. Oft ist auch bei den tiefer hinab wohnenden Völkern tibetanische Verwandtschaft, aber deutlich nur in der Sprache, nachzuweisen. Kolonien von Tibetanern sitzen im eigentlichen Kaschmir, die Bevölkerung der gewöhnlich in 1000 oder 2000—3000 m Höhe verlegten Zentralzone von Bhutan, Sikkim und Nepal wird als ein Produkt einer alten tibetanischen Einwanderung mit neuern Mischungselementen bezeichnet, während man Spuren einer vorarischen Bevölkerung tibetanischer Verwandtschaft bis an die Vorberge des Westhimalaja, ja bis zu den Waldgebirgen am Südwestrande Bengalens verfolgt. Indessen gehört hier

manches dem Gebiete des Hypothetischen an, da die Sprache nicht allein über die ethnographische Zugehörigkeit entscheidet. Ebendeswegen legen wir auch kein allzu großes Gewicht den abweichenden Angaben bei, wie wenn z. B. Herr v. Ujfalvy als eins der Ergebnisse seiner mittelasiatischen und himalajischen Völkerforschungen den Nachweis bezeichnet, daß die Balti von Klein-Tibet keine Tibetaner seien, wie man bisher angenommen, sondern gleich ihren Nachbarn, den Darden, wahre Arier. Es würde die Vereinigung aller dieser Völker zu einer tibetanischen Gruppe freilich auf festern Füßen stehen, wenn hinter dem Ausdrucke „tibetanische Rasse", welchen man häufig anwenden hört, ein ganz bestimmter Begriff stünde. Dies ist aber nicht der Fall, sondern man versteht unter diesem höchst unklaren Ausdrucke nur einen Zweig der „großen mongolischen Rasse", dem viele Beobachter nur ganz be-



Alter Mongole. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 331.

schränkte Abweichungen zuerkennen, indem sie nach dem Beispiele eines so guten Kenners wie Abbé Desgodins zwar die „schwarzen, kleinen Augen, die vorspringenden Backenknochen, die platt gedrückte Nase und den großen Mund" wiederfinden, aber in Verbindung mit dem stämmigern und höhern Baue des Gebirgsbewohners. Prschewalskij, der Mongolen und Chinesen gleich gut kennt, dürfen wir wohl glauben, daß die Zugehörigkeit zur mongolischen Rasse auch bei den Tibetanern keine so unbedingte ist, wie sie gewöhnlich hingestellt wird, und es scheint uns sehr wichtig, seinen Schluß zu beherzigen, daß dieselben weder den Mongolen noch den Chinesen gleichen, sondern an die Zigeuner erinnern. Nach seiner Beschreibung bilden ihre Physiognomien ein Gemisch von mongolischen und indischen Zügen. Und wenn man die Beschreibung der in der nordwestlichen Oase Guidui ansässigen Kara-Tanguten liest, welche sich von den Tibetanern durch ein breiteres Gesicht, durch abstehende Ohren und durch schräg liegende Augen, was namentlich bei jugendlichen Individuen auffällt, unterscheiden und überhaupt mehr den Typus der Mongolen tragen, so möchte man glauben, daß im Süden Tibets mehr indische, im Norden mehr mongolische Züge hervorträten. Daß auch im Norden dunkle Hautfarbe vorwaltet, wie es gerade auch von den Tanguten berichtet wird, widerlegt die Meinung von der Abhängigkeit dieser Färbung

von der tropischen Tieflandnatur und zeigt zugleich, daß die Hochlandluft mindestens nicht in kurzer Zeit im stande ist, aufhellend auf die Körperfarbe eines Volkes zu wirken.

Vieles in den körperlichen Eigentümlichkeiten führt sicherlich auch hier auf äußere Umstände zurück. Die Bewohner der trotz ihrer geringen absoluten Bevölkerungszahlen dennoch im Verhältnisse zu den geringfügigen Hilfsmitteln übervölkerten Landschaften Ladak und Baltistan sind eine kleine Rasse, die Ladaki mehr als die Balti, die letztern werden geradezu als schwächlich bezeichnet. Die durchschnittliche Körpergröße der Ladaki beträgt 1,57 m für Männer, 1,45 m für Weiber. Hindert in den Höhen von 4300 m, wo die höchsten Dörfer Ladaks liegen, die Armut der Natur ein kräftiges Aufstreben, so schädigen in den schon von 3000 m abwärts heißen Thälern die Fieberdünste das Wohlbefinden. Selbst in dem vielgerühmten Sikkim ist am Südabhange des Himalaja aus den Thalgründen jeder menschliche Wohnsitz der Miasmen wegen verbannt. Die wenigen Hütten liegen meist an den Berghängen und die letzten bewohnten Orte in einer Höhe von beiläufig 2200 m. Viele Wochen reist man hier, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Nur auf weit schauenden Höhen der Bergkämme haben sich buddhistische Klöster angesiedelt. Déchy kam an einigen derselben vorbei, wie: Rintschinpung, Tassiding, Katsuperri, Dubdi, deren Aussicht auf die Schneeketten er als herrlich bezeichnet, so daß es scheint, als ob auch hier diese Zufluchtsstätten der Weltmüden und Kampfscheuenden nicht ohne Rücksicht auf die Schönheit der Natur ihre Stelle gefunden hätten.

Das körperliche Wesen der Turkvölker ist in den meisten Fällen nicht zu deuten, ohne daß man an Veränderung eines früher reiner vorhandenen Typus durch Beimischung rassenfremder Elemente denkt. Jener reinere Typus aber gehörte offenbar der mongolischen Rasse im engern, d. h. innerasiatischen, Sinne an, während die Beimischungen fast ebenso allgemein auf kaukasische Einflüsse zurückzuführen sind. Die im Norden und Nordwesten, besonders bei den westsibirischen Tataren, den Baschkiren und andern, nicht seltenen finnischen Beimischungen bleiben teilweise innerhalb des Kreises der mongolischen Rassenmerkmale, wirken also nicht in hohem Grade verändernd ein. Wo man nun vom „reinen" türkischen Typus sprechen hört, so wenn z. B. Potanin in der Gegend von Aksu und Kutscha den reinsten türkischen Typus, „reiner als in Kaschgar oder Jarkand", zu finden glaubte, da ist an eine Summe ausgesprochener Merkmale, wie die Mongolen sie in manchen ihrer Abteilungen darbieten, nicht zu denken. Die Kirgisen, welche, was Festhalten an einem bestimmten Wohngebiete und an der altererbten Lebensweise betrifft, wenigstens als die standhaftesten und daher altertümlichsten Türken zu bezeichnen sind, werden als kurz, gedrungen, starkknochig, mit großem Kopfe bei brachykephaler Schädelgestalt, mit kleinen, schräg stehenden Augen, niederer Stirn, platter Nase und spärlichem Bartwuchse beschrieben. Das sind im wesentlichen mongolische Merkmale, wie vielleicht noch besser aus einer lebhaften Schilderung der Süd-Altaier hervorgeht, in welcher das Körperliche folgendermaßen gezeichnet ist: „Mittlere Größe, hager, flaches Gesicht, kleine Stirn, vortretende Backenknochen; Haare und Augenbrauen so schwarz wie Pech und so straff wie eine Pferdemähne; die Augen liegen tief, der Zwischenraum zwischen beiden Augen ist beträchtlich. Den Männern fehlt ein Bart vollständig." Allein diese Eigenschaften stimmen gewiß nicht mit denen überein, welche wir als charakteristisch türkisch anzusehen pflegen, und so kann denn in der That als allgemein zutreffend die vorstehende Schilderung nicht bezeichnet werden, da große Teile der Turkvölker von den Kasaken an west- und nordwärts sich weit von diesem in den Grundzügen mongolischen Typus entfernt halten, von dem Vambéry treffend sagt, daß er dem des Türken gegenüber nur den Urtypus repräsentiere, da alle Merkmale des echten Türken beim Mongolen, aber in erheblich verschärfter Weise, wiederkehren. Die Richtung aber, in der die Turkvölker sich vom Mongolentume entfernen, ist wesentlich bezeichnet durch höhern Wuchs,

längeres Gesicht (die „Pferdegesichter" der chinesischen Annalisten gehören hierher), längern Schädel, stärkern Bart, minder eingdrückete Nase, minder breiten und dicklippigen Mund. So entsteht ein Typus, wie ihn die Usbeken repräsentieren, zu deren Merkmalen das ovale Gesicht, die langen Augen, die dicke Nase, das runde Kinn, der starke Haarwuchs und die helle Hautfarbe gehören. Die Türken des Westens, die Krimtataren und die Tataren von Baku, haben überhaupt nichts von den mongoloiden Merkmalen; sie sprechen türkisch und



Ein türkischer Offizier. (Nach Photographie.)

sind von Rasse eher Arier. Die Osmanli (s. obenstehende Abbildung) sind im besten Falle ein Mischvolk im schärfsten Sinne des Wortes, und wenn Vambéry die Turkmenen für die reinsten Vertreter des türkischen Stammes hält und sie die „Türken par excellence" nennt, so bezieht sich dies auch mehr auf die Sitten als auf das Blut! Bezeichnenderweise zeigt aber niemals die Gesamtheit eines Stammes alle diese Eigenschaften, sondern ein kleinerer oder größerer Bruchteil von Mongolentum bleibt stets übrig. Es zeichnet recht gut diesen Mischzustand, wenn Ujfalvy unter 100 Karakirgisen, die den Mongolen noch ziemlich nahe stehen, 31 mit stärkerm, 54 mit dünnem, 4 mit geringerm, 11 mit gar keinem Bartwuchse zählte oder bei den Baschkiren Schädelindices von 87,4 bis 78,2 maß, welche ihm

Veranlassung gaben, dieses Volk nach der Rassenreinheit in verschiedene Gruppen zu ordnen, oder wenn nach Beobachtungen an Tataren des europäischen Rußland braune Haare häufig, graue und braune Augen so vorwiegend sind, daß bei 30 Tataren von Kasimow kein schwarzes Auge zu beobachten war. Die mongolischen Haarmerkmale ändern sich indessen viel weniger rasch als andre. Die Hautfarbe des Türken kann zwar tief ins Bronzefarbene gehen und dadurch sehr dunkel werden, sie entfernt sich nichtsdestoweniger aber von dem charakteristischen Weizengelb des Mongolen. Die weißen Gesichter der Türkenfrauen sind sprichwörtlich. Heißt doch noch im Magyarischen Weib fehér szemely, d. h. weiße Person. Wenn die Augen aufhören, entschieden schief zu stehen, wie bei den meisten Baschkiren, erscheinen die Pupillen größer, die Augenfarbe geht vom stechenden Schwarz in ein freundlicheres Braun über, die vorher fast fehlenden Augenbrauen stellen sich oft schon buschig ein, und starke, weiße Zähne, die von je dawaren, sind weniger prognath geworden. So entsteht der schöne Türke, wie er nicht nur am Pontus, in Kleinasien und Persien, sondern selbst unter den Tataren von Tomsk erscheint. Das ist der Türke, von dem Heyfelder den Eindruck eines „tapfern Juden" gewann, während von der mehr ins Mongolische schlagenden baschkirischen Abart Ujfalvy die Ähnlichkeit mit Szeklern in Siebenbürgen hervorhebt. Seine weibliche Hälfte macht indessen dieselben Schritte nicht ebenso rasch, denn in ihrem Gesichte tritt noch nach längerer Mischung die Stärke der Backenknochen und in ihrer Gestalt die unzierliche, stämmige Untersetztheit störend hervor. Für sie selbst liegt nun freilich darin kein Mangel, denn wo Turkvölker in so großer Nachbarschaft mit Mongolen wohnen, daß Mischung möglich ist, scheint eine starke Neigung zum Urtypus in der Vorliebe sich zu bekunden, welche jene für Ehen mit Mongolinnen zeigen. So ehelichen die Kasakkirgisen mit Vorliebe Kalmückinnen ihrer Nachbarschaft.

Am weitesten vom Mongolen entfernt steht der Usbeke, der sich nicht nur mit Bildungselementen iranischen Ursprunges gesättigt, sondern auch ein reiches Maß iranischen Blutes in sich aufgenommen hat, so daß ein unbefangener Beobachter wie Stumm ihn im allgemeinen stark an die Tadschik erinnernd fand. Der Karakalpak ist noch höher von Wuchs, starkhaarig, bärtig, offenäugig, was er nicht nur kaukasischer Mischung, sondern gewiß auch der Entwickelung unter günstigen Lebensverhältnissen verdankt. Unter den Jomuten und Tekke-Turkmenen fand Vambéry oft vollständig europäische Gesichter, die nach Süden, d. h. der Grenze Irans zu, häufiger werden, während weiter im Norden die mongolisch-türkischen Züge noch öfters vorwalten. Den an den Tarim vom Lob-Nor Übergesiedelten gesellen sich beständig Flüchtlinge, vielleicht auch Verbannte aus den verschiedenen Gegenden Ostturkistans zu. Daraus entstanden die heutigen Tarimer, welche, unzweifelhaft zum arischen Stamme gehörig, sich durch die äußerste Verschiedenartigkeit ihrer Physiognomien auszeichnen. Man findet unter ihnen die Typen der Sarten, Kirgisen, sogar Tanguten; mitunter zeigt sich ein völlig europäisches Gesicht, während der mongolische Typus selten vorkommt. Prschewalskij fand hier sogar Blonde, welche er dem Aufenthalte altgläubiger Russen zuschreibt.

Als aberrante Formen erscheinen Stämme und Völkchen, welche unter besondern äußern Bedingungen in von Natur so einseitig und arm ausgestatteten Regionen wohnen, wie z. B. die Ufer des Lob-Nor und Tarim es sind. Von dort schildert Prschewalskij die Karakurtschinen als Leute von folgenden Merkmalen: „Mittlerer oder kleiner Wuchs, schwache Konstitution mit eingefallener Brust, verhältnismäßig kleiner Kopf, regelmäßiger, nicht länglicher Schädel, hervorstehende Backenknochen und spitzes Kinn, kleiner Henriquatre und noch spärlicherer Schnauz- und Backenbart wie überhaupt schwacher Haarwuchs im Gesichte, oft dicke wie aufgeworfene Lippen, herrlich weiße Zähne und endlich dunkle, aber kränkliche Hautfarbe". Dies ist ein heruntergekommener und im Aussterben begriffener Stamm. Bei derartigen kleinen, oft von den Nachbarn durch schwer zugängliche Wüsten

getrennten Völkern wird der Rassencharakter leicht in noch eingreifenderer Weise durch die Beimischung fremden Blutes verändert. Denn je geringer die Zahl und die Macht, desto größer der Einfluß der Zugewanderten auch auf die Blutmischung.

Der Charakter der innerasiatischen Hirten ist da, wo er noch möglichst unverfälscht erscheint, durch schwerfällige Redlichkeit, Offenheit, durch rauhe Gutmütigkeit, durch Stolz, aber auch durch Trägheit bei leichter Erregbarkeit und Neigung zur Rachsucht ausgezeichnet. Schon in der Physiognomie liegt ein gutes Teil Offenheit, vielfach gepaart mit anmutender Naivität. Erst der häufige Verkehr mit Chinesen auf der einen, Ariern auf der andern Seite hat Verschmitztheit, Lüge und Eitelkeit erzeugt. Wo der Ackerbau den Nomadismus ersetzte, sind Fleiß und Reinlichkeit gewachsen, während Ehrlichkeit zurückging. Man sieht dies, wenn man nahe verwandte Stämme prüft: Die tomskischen Tataren sind reinlich, auch fleißig; sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht; die kainskischen Tataren dagegen sind unreinlich und faul, nicht gastfrei; sie sind Fischer und Jäger. Der Mut ist mehr aufflammende Kampflust als kalte Kühnheit und hat daher mehr eine asiatische als europäische Färbung. Oft geht er in einem Mangel an Unternehmungsgeist unter, welcher allein von kecken Wagnissen, z. B. dem einst nicht für unehrlich gehaltenen, aber sehr gefährlichen Pferdediebstahl, gänzlich abhält. Der religiöse Fanatismus ist ursprünglich nicht groß. Gastfreundschaft, die bei den unverdorbenen Kirgisen als heilige Sache gilt, wird allgemein geübt. Die ruhige und eher zurückhaltende Art des Verkehres sticht von dem lauten Wesen der arischen Nachbarn, deren Unterhaltung wie Zank klingt, stark ab. Auch die Russen haben im allgemeinen eher ungünstig auf den ursprünglich einfachern, wahrern, wenn auch rohen Charakter der Kirgisen gewirkt, welche z. B. im Orenburger Gebiete heute ihre Lehrmeister durch Aufgewecktheit, Fleiß und selbst äußerlich in der Nettigkeit ihrer Dörfer übertreffen. Die eigentlichen Mongolen werden als sympathischere, einfachere Naturen als die Chinesen von allen denen gelobt, welche mit ihnen in jenen Gegenden in Berührung traten, wo sie nicht durch die chinesische Nachbarschaft korrumpiert sind. Sie haben unter russischer und chinesischer Herrschaft ihr kriegerisches, rohes, räuberisches Wesen in höherm Maße abgelegt als die Türken, welche in einem großen Teile ihres Gebietes keine so starken Nachbarn besaßen. Sind sie auch manchmal noch roh und heftig, so daß v. Richthofen sie bei ihrem eingewurzelten Hasse gegen alles Chinesische noch immer für gefährliche Nachbarn hält, wie ja auch Wenjukow sagt, daß sich dies Volk „aus der frühern Zeit seiner politischen Größe nur das einzige mächtige Gefühl der Verachtung und des Hasses gegen China erhalten habe", so ist es doch Thatsache, daß nicht Mongolen-, sondern Dunganen- und Panthay-Aufstände, d. h. Rebellionen mohammedanischer Unterthanen, das alte Reich im Laufe dieses Jahrhunderts am ernsthaftesten bedroht haben.

Es müssen notwendig auch große Unterschiede unter den Bewohnern Tibets obwalten, Unterschiede, die jedenfalls nicht geringer sein werden als jene, welche den räuberischen und kriegerischen Tuareg der Sahara von dem friedlich thätigen Mauren nordafrikanischer Städte oder auch schon von dem Bürger Kukas oder Kanos trennen. Man sollte daher die Eindrücke nicht so rasch verallgemeinern, wie es bis auf den heutigen Tag immer geschehen ist, wo es sich um die Aufgabe handelte, den Charakter der Tibetaner darzustellen. Prschewalskij lernte nur die wüstenhafte, arme Nordhälfte des Landes kennen, dessen Bevölkerung fast durchaus rein nomadisch ist und teilweise gewohnheitsmäßig von der Ausplünderung der Karawanen lebt. Man wird daher an Nachtigals klassische Schilderung der räuberischen Hungerleider des Tibestigebirges (vgl. S. 165) erinnert, wenn der russische Reisende die Tanguten als Leute finstern und mürrischen Charakters schildert, die er nie lachen oder lächeln sah, deren Kinder sogar nie spielten oder mutwillig sich zeigten, die zwar feig, aber dennoch von allen Nachbarn gefürchtet sind. Gerade darum scheint es uns aber

übertrieben, wenn Prschewalskij an andrer Stelle die Tibetaner im allgemeinen als die schlimmsten Asiaten bezeichnet, die er kennen gelernt habe. „Von Gastfreiheit und Gutherzigkeit, die den Mongolen, welche von den Chinesen und Europäern noch nichts Schlechtes angenommen haben, so eigen sind, findet man bei den Tibetanern keine Spur. Dagegen können sie, was Verschlagenheit, Geldgier, Heuchelei und jede Niederträchtigkeit anbetrifft, mit dem verworfensten Gesindel der europäischen Großstädte wetteifern. Keine Spur von Gewissen findet sich in diesen Nomaden; sie sind die schändlichsten Lügner und Betrüger.“ Anfangs glaubte der Reisende, nur die an der Karawanenstraße lebenden Leute wären so verdorben, allein die Mongolen versicherten, in ganz Tibet seien die Menschen nicht besser. „Ihre Seelen sind schwarz wie der Ruß“, sagten sie. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich, daß die frühern Berichte über die Tibetaner sehr unterschätzend lauteten, so daß sie fast Pallas' Wort rechtfertigten, es lebten die Tibetaner des Glaubens, von einheimischen Affen abzustammen, und sie hätten in der That mit denselben einige Ähnlichkeit aufzuweisen. Wir wollen auf das Urteil der vielfach von den Tanguten bedrohten Mongolen, die selbst nicht überall vorwurfsfrei sind, nicht allzu großes Gewicht legen, sondern an Abbé Désgodins Worte erinnern, der bekennt, vom ersten Eindrucke der Tibetaner, die er in Tatsianlu an der chinesischen Westgrenze, also in einem Gebiete, wo sie ansässig, sah, entzückt gewesen zu sein. „Nicht allein durch ihre imposante Erscheinung, sondern ihre ernste Ruhe, die Einhaltung einer musterhaften Ordnung mitten in dem Schwarme der schreienden und lärmenden chinesischen Stadtbevölkerung wurde der Kontrast zwischen dieser und jenen zur schärfsten Abgrenzung erhoben. Diese robusten Gestalten voller Muskulatur, mit den wettergebräunten, durchfurchten, magern, ernsten Gesichtern, das also waren die ‚Wilden‘, wie sie die Chinesen nennen. Und die schwarzen, tief liegenden Augen, umflattert von einem wirren Walde verwahrloster Haare, wie blitzte da drinnen das unheimliche Feuer eines religiösen Fanatismus.“ Wieder eine andre Seite bieten die ansässigen Stämme im Süden und Südwesten dar. Die Ladaki gelten als friedsame, hart arbeitende Menschen, bei denen Mord, Raub und Gewaltthaten fast unbekannt sind, und von den Balti werden Heiterkeit und Gutartigkeit gerühmt.

Es gibt bei den Nomaden Innerasiens keine Geschichtswerke, welche älter als drei Jahrhunderte sind, und die Nachrichten, welche dieselben bringen, fangen schon kurz hinter der Epoche ihrer Entstehung an, unzuverlässig zu werden. Kein Türkenstamm hat eine Tradition über seine frühere Geschichte, die mit Sicherheit über wenige Jahrhunderte hinaus verfolgt werden könnte. Der hervorragendste Geschichtschreiber dieser Völker, der Mongole Sanang Setschen aus dem Stamme Dschengischans, der im 17. Jahrhundert lebte, läßt, indem er die Eroberung Tanguts durch die Mongolen erzählt, seinen Ahnen Dschengischan, der doch nicht einmal vier Jahrhunderte zurücklag, sich in einen Phönix, den König der Tanguten sich in einen Löwen verwandeln. Was Abel Rémusat von diesem Geschichtschreiber urteilt, daß er ein Zusammensetzer von Legenden und Genealogien sei, dessen Ideen durch indischen Einfluß noch unbestimmter und unklarer geworden seien, gilt von der ganzen Geschichtschreibung der Mongolen, die ja übrigens nicht früher als 20 Jahre nach Dschengischans Tode, also 1247, aus dem Uigurischen die Schrift empfingen, während Tibet die seinige im 7. Jahrhundert aus Indien erhielt. Und lange noch dauerte es, bis der Gebrauch derselben sich einigermaßen ausgebreitet hatte. Nach Tibet war die Schrift wahrscheinlich im Anfange des 7. Jahrhunderts n. Chr. gekommen. Zugleich mit dem Buddhismus habe eine Gesandtschaft jenes Königs Srongdsan Gambo, den man auch als Gründer von Lassa verehrt, sie aus Indien gebracht. So jung ist also der Ursprung der tibetanischen Kultur, der phantasievolle Geschichtsphilosophen ein der Meereshöhe des tibetanischen Hochlandes entsprechendes Alter, das bis zum Turmbaue von Babel hinaufreichen sollte,

zugewiesen haben. Allein mit der Schrift kam zu den Mongolen keineswegs eine höhere Auffassung der Geschichtschreibung. Denn nun gehörte die Zurückführung jeder Regentenreihe auf indischen oder tibetanischen Ursprung zu den Fälschungen der Tradition, welche für notwendig galten. Deshalb sind von da an ihre Geschichtswerke viel anziehender als Sammlungen buddhistischer Legenden denn als Aufzählungen geschichtlicher Thatsachen. Ähnliches gilt von den Turkvölkern, nur daß die Ansprüche des Buddhismus an den Islam übergehen. Was aber die Verdunkelung ihrer ältern Geschichte vollendet, das ist die Thatsache, daß die Völker, mit denen diese Wanderer abwechselnd in Berührung kamen, alle gleich unfähig waren, die geschichtlichen Thatsachen treu und klar aufzuzeichnen. Die chinesischen Chroniken sind unklar oder sogar unzuverlässig in allem, was nicht China selbst betrifft, und nicht besser sind die mohammedanischen, viel zu fragmentarisch aber die bei Byzantinern gelegentlich auftauchenden Angaben.

Sehen wir zunächst von unsichern Quellen ab und beobachten wir, wie die heutigen Verbreitungsverhältnisse der in Rede kommenden Völker sich darstellen. Abgesehen von vielfachem Ineinanderübergreifen der beiden großen Gruppen, welches in der politischen Geschichte der letzten Jahrhunderte teilweise klar erkenntliche Ursachen hat, lassen sich folgende Grundzüge der Verbreitung feststellen. Mongolen und Türken finden in Zentralasien beide ihre nördliche Verbreitungsgrenze ungefähr beim 55. Grade nördlicher Breite. Ihre Masse liegt im Steppengürtel, d. h. zwischen dem 35. und 50. Grade. Im Süden schließen sich die Tibetaner an, welche den Rest des Hochlandes von Innerasien bis zum Himalaja ausfüllen. Im Westen grenzen der Kaspisee und Uralfluß ab, im Osten das chinesische Grenzgebirge und jene interessante geologische Grenze, welche Ackerbau und Hirtenviehzucht in der Gobi scheidet. Die Türken sind mit den Kirgisen am See Tal-Nor, drei bis vier Tagereisen westlich von Kobdo, vertreten. Dieselben gehören zu den Kisejern, einem Kirgisenstamme, welcher vor zwölf Jahren nach dem Ostabhange des Altai hinübergewandert ist und sich im Thale des Kobdo und seiner Zuflüsse ostwärts ausgebreitet hat. Am Südabhange des Altai weiden die Altai-Kalmücken, denen auch die sogenannten Kalmück-Dwojedanzen angehören. Am Nordabhange des Altai sitzen wiederum Turkvölker, die in den zum Tschulym vorgeschobenen Tataren einen der nördlichsten Vorposten des Volkes stellen. Die Sprache dieser Tschulym-Tataren ist ein türkischer Dialekt mit finnischen Beimischungen. Offenbar sind es Tataren, welche stark mit finnischen und samojedischen Elementen versetzt sind; jetzt unterliegen sie allmählich dem russischen Einflusse und werden russifiziert. Im Altai selbst ist es zweifelhaft, ob die an der Bija wohnenden Teleuten oder Kumandinzen dem finnischen oder türkischen Stamme zugehören. Dieselben bauen das Land und mischen sich mit den Russen. Einen andern interessanten Berührungspunkt bildet der Pamir, das Dach der Welt, die große Wasserscheide des westlichen Innerasien. An seinem Nordfuße lebt ein wahres Völkerferment in jenem Karakirgisenstamme der Kiptschaken, dessen Ruf außerordentlicher Tapferkeit durch ganz Mittelasien ging, und welcher in Chokand sich niedergelassen hat, aber auch nach seiner Festsetzung ein kriegerisches Element blieb, das den größten Anteil an allen neuern Revolutionen Mittelasiens gehabt hat. Im Winkel zwischen der Persergrenze, den Chanaten und dem Kaspisee führen die Turkmenen ein beim Mangel des Raubes ärmliches Leben in der von Natur ärmsten Gegend Innerasiens. Große Teile von ihnen sieht man auf persischem Boden ansässig werden, andre aber erhalten sich unabhängig und kommen nun aus Konflikten mit ihren Grenznachbarn nicht heraus. Ihre Geschichte ist selbst für nomadische Schätzung eine ungemein bewegte. Wir nennen die Tekinzen, welche sich in Achal im Anfange des vorigen Jahrhunderts niederließen und von da Züge nach Nordpersien machten. Ein Teil zog wegen Raummangels an den Herri Rud und beunruhigte von da aus Chorasan, wurde zurückgetrieben und zog nach Achal, wo die zu geringe Fläche

neuerdings zur Auswanderung nach Sarachs nötigte. Von hier aus machten sie Züge nach Chiwa, Bochara, Merw und Chorasan, bis Rußland ihnen vor einigen Jahren Zügel anlegte, welche sie nicht so leicht abschütteln werden.

Das sind Kreuzungspunkte der Völkerströmungen, an denen Strudel und Brandungen entstehen, welche die widerwilligsten Elemente zusammenzwingen. Die Sprachmengung gibt das äußere Merkmal der Kreuzungen ab, welche hier stattgefunden haben. Vom Südostwinkel Innerasiens sprechend, stellt Abbé Desgodins mit Recht die Frage, ob dieser Strich und besonders die Gegend um Atenze nicht einige Ähnlichkeit mit der Umgebung des babylonischen Turmes haben dürfte, wenn er in seinem Hause oft gleichzeitig sechs Idiome vernahm, deren Träger alle nicht weit von den Ufern des Lantsang-Kiang beheimatet sind: Chinesen, Tibetaner, Laos, Mosso, Lissu, Minkia, Lama-Yen, zu welchen seit der Zeit der Bürgerkriege in Jünnan auch noch Flüchtlinge aus dieser Provinz, deren Ursprung bis nach Bhamo und Kiangtung reichte, hinzukommen. Nördlich von hier haben eindringende Mongolen im alten Lande der Tanguten diese einstigen Besitzer des Landes teilweise aufgerieben, teilweise zersprengt. Ohne die Würde, welche dem Tangutischen die Abfassung buddhistischer Grundschriften in seinen Lauten bei den Innerasiaten erteilt, würden diese einst mächtigen Nordtibetaner fast verschollen sein. Erst der Dunganenaufstand hat sie, aber auch nur in Gestalt gefürchteter Räuber, wieder auf den Plan geführt. Mit den Dunganen zusammen bilden sie die Hefe in dem Völkergemische dieser Region. Jene sind die gefährlichsten Widersacher, mit denen die Chinesen trotz aller Diplomatenkünste nie fertig werden, ein mohammedanisches, in Sprache, Tracht und vielen Gebräuchen, nicht aber im Charakter chinesisiertes Volk, welches von den einen als ursprünglich türkisch, von andern als echt chinesisch und nur durch den Mohammedanismus in seinen Ansichten und Tendenzen verändert betrachtet wird. Die erstere Ansicht scheint die richtigere zu sein. Die Dunganen waren einst ein kräftiges und energisches Volk, haben als solches sich bereits oft, so 1784, gegen die Chinesen erhoben, die sie endlich zum Rückzuge aus dem Ililande zwangen. Sie selbst sind aber dann von Jakub Beg, dem Herrscher Kaschgars, unterworfen und so stark dezimiert worden, daß Wenjukow ihre Zahl, wie es aber scheint, bloß im Ililande, wo sie sich um die Stadt Urumtschi neu angesiedelt haben, auf nur 5000 schätzte. Außer ihnen sind in dem Oasenstriche noch Mongolen und Tibetaner in erheblicher Zahl vorhanden, welche zum Teile von Zwangsansiedelungen stammen, die die chinesischen Kaiser hier behufs der Grenzhut anlegten (die sogenannten Dalden gehören hierher); ferner gegen den Kuku-Nor zu Tanguten, jenes tibetanische Volk, welches nach Prschewalskij an Heruntergekommenheit mit dem Abschaume der Chinesen wetteifert und einen zigeunerhaften Eindruck macht.

Unter den nach der europäischen Grenze zu und über dieselbe Vorgeschobenen wohnen die Baschkiren, bis circa 20 km südlich von Werchne Uralsk, und zwar ist von den drei alten Stämmen des Volkes, dem tangaurischen, karagaï-kiptschakischen und bursianischen, der erstgenannte am weitesten nach Süden vorgeschoben. Die Baschkiren gehören zu den am frühsten ins Licht der Geschichte hervortretenden Turkvölkern, da sie schon 925 im Berichte des bekannten Glaubensboten Ibn Foslan erscheinen, welcher östlich von der Wolga die von ihnen bewohnte Steppe durchzog. Man hat diesem Berichte darum eine besondere Wichtigkeit beigelegt, weil die Baschkiren immer in einen besonders nahen räumlichen und genetischen Zusammenhang mit den Magyaren gebracht und deshalb auch mit ihnen verwechselt worden sind. Sie sind jedoch ursprünglich ein Turkvolk, das allerdings Einflüsse seitens der ugrisch-finnischen Nachbarn erfahren hat, die ihm einen gewissen Mischcharakter aufgeprägt haben. Tatarisiert, dem Islam gewonnen, unter dem Schutze von Rußland, dann im Kampfe mit demselben, als kosakenartiges Baschkirenheer ein Bestandteil

der russischen Armee, neuerdings ein Bestandteil der russischen Bauernschaft, hat sich der kleine, heute circa 755,000 Köpfe zählende Stamm seit einem Jahrtausend auf demselben Boden, am Ostabhange und in den Thälern des südlichen Urals, zäh erhalten und ist erst jetzt im Übergange vom Nomadentume zur Ansässigkeit in den Assimilierungsprozeß mit der russischen Nation eingetreten. Die Überführung in geordnete Wohn- und Staatsverhältnisse ist nicht immer so leicht vor sich gegangen. Die noch weit über die Baschkiren hinaus wie ein Keil am Nordrande des Schwarzen Meeres vorgeschobenen Nogaier sind nicht sobald zur Ruhe gekommen, und es läßt sich solches selbst von den noch weiter in Europa vorgedrungenen und seit langem ansässigen Osmanen behaupten. Noch in den letzten Jahrzehnten verließen Nogaier, die sich im Krimkriege den Truppen der Aliierten allzu freundlich erwiesen hatten, die Krim und siedelten in die Dobrudscha über; Tscherkessen zogen nach Bulgarien, Türken Bulgariens und Rumeliens nach Kleinasien, Bulgaren endlich nahmen die Sitze der Nogaier in der Krim ein.

Blicken wir zu den Mongolen hinüber, dem östlichen Bruderstamme, so will es scheinen, als hätten diese ihre heutigen Sitze nicht immer innegehabt. Ihr Name scheint erst mit dem 13. Jahrhundert aufzutreten. Daß die am Baikalsee wohnenden Bida, welche früher vorkommen, ihre Vorfahren seien, ist Mutmaßung. In den chinesischen Chroniken treten uns Völker entgegen mit roten Haaren, grünen Augen, weißem Gesichte. Von einigen werden sie für türkische, von andern für indogermanische Völker gehalten. Wenigstens scheint klar zu sein, daß ein Stamm von ihnen, der Naka und Kiangkuen genannt wird, ursprünglich an den Ufern des Jenissei, später am Baikal wohnte, daß ein andrer, der den Namen Hiungnu trägt, im Ordoslande sich heimisch gemacht hatte, und daß der Handel der Chinesen nach den Ländern westlich der Wüste durch sie vielfach beunruhigt wurde, bis eine Kette von Militärkolonien bis zum Pamir, dem großen Wendepunkte des alten chinesischen Westhandels, angelegt war. Ein Fürst des Turkstammes Schato war unter den Tang Grenzwächter mit seinem Volke im Norden von Schensi und Schansi. Der Tangkaiser Hitsong rief ihn zu Hilfe, als eine Empörung seiner Unterthanen eintrat, und sein Sohn ward der Gründer einer kurzlebigen Dynastie. Daß sie weiter südwärts gerückt sind, scheint die Zertrümmerung des Tanguten-Reiches im 9. Jahrhundert zu lehren, über dessen Trümmer sie nach Tibet südwärts bis zu unbekannter Entfernung eingebrochen sind. Die Khampa, welche den Bezirk Gargethol in Schankor bewohnen, stammen aus der Gegend des Kuku-Nor, von wo sie ungefähr um 1830 auszogen, um ihren Weg über Lassa und den Manasarowar-See in die heutigen Sitze zu machen. Nach den Mitteilungen des Punditen Nain Sing könnte man an mongolischen oder selbst an kirgisischen Ursprung denken.

Die Mongolen wohnen heute im allgemeinen östlich von den Turkvölkern und zwar in folgenden drei großen Gruppen: 1) Mongol oder Ostmongolen, welche die eigentliche Mongolei bewohnen; 2) Buräten in Transbaikalien und im südlichen Teile des Bezirkes Irkutsk; 3) Kalmücken (Kalmyk, anscheinend ein Wort türkischen Ursprunges) oder Westmongolen. Öfters genannte Untergruppen der letztern sind die Wolga-Mongolen oder Kalmücken im engern Sinne, die ihnen nahe verwandten Dsungaren in Ostturkistan und Kuldscha, endlich die Mongolen von Tsaidam und Alaschan. Ähnlich lassen sich als größere, selbständiger und unvermischter erhaltene Gruppen der Ostmongolen die Nordmongolen oder Chalchas, die vom Altai bis zum Amur wohnen und südlich von den Skumid in der Wüste Gobi begrenzt werden, dann die am Südrande der Gobi wohnenden Zachar-Mongolen unterscheiden, in deren Gebiete man im südlichen Teile schon eine ziemlich dichte, ackerbautreibende Chinesenbevölkerung findet. Jenseit der Zacharen wohnen die Uroten, deren Gebiet vom Ostabhange des Jumachaba-Gebirges an beginnt. Sie haben den mongolischen Charakter mit am reinsten bewahrt, während die bei Kukuchoto wohnenden Tumyten sogar

schon in Dörfern mit Chinesen zusammenleben. In alter Zeit lag die politische Grenze Chinas gegen die Mongolen am diesseitigen, d. h. an dem östlichen und südlichen, Grenzgebirge. Dann schoben erobernde Kaiser dieselbe plötzlich weit über das Gebirge hinaus, und heute zieht sie so ziemlich die nördliche und westliche Naturgrenze der Mongolei entlang. Die Kulturgrenze, die uns hier beschäftigt, hat weder so große Schwankungen noch auch natürlicherweise ein so plötzliches Anschwellen erfahren. Sie ist langsam vorgeschritten, aber auch nie zurückgegangen und steht heute an den meisten Punkten schon nahe an den Schranken, welche Boden und Klima ihr ziehen. v. Richthofen, der Ende der sechziger Jahre diese Teile der Mongolei bereiste und zuerst geologisch untersuchte, machte darauf aufmerksam, wie die Grenze der chinesischen Kultur überall mit der Wasserscheide und der geologischen Formationsgrenze zusammenfalle. Das Gebirge, welches China von der Mongolei trennt, ist nämlich aus Gneis aufgebaut, während die Hochebene der Mongolei unter einer fast ununterbrochenen Decke vulkanischer Gesteine liegt. Überall, wo der Gneis beginnt, laufen die Bäche den Flüssen Chinas zu, während die Gewässer der Hochebene sich in den Einsenkungen der vulkanischen Decke zu abflußlosen Tümpeln, Salzseen oder Sümpfen sammeln. Dies letztere Gebiet, das dem Graswuchse ebenso günstig wie dem Ackerbaue ungünstig, ist ebenso natürlich das Land der Mongolen, wie das andre das Land der Ackerbauer, der Chinesen, ist. Weit jenseit der Großen Mauer, welche vor 2000 Jahren die Völkergrenze bildete, liegt diese Kulturgrenze, und es ist dem entsprechend dies berühmte Bauwerk heutzutage nicht bloß praktisch unnütz, sondern überhaupt bedeutungslos geworden. Mehrere Millionen Chinesen wohnen bereits vor den Thoren der Mauer, und v. Richthofen schätzt das Land, das sie außerhalb dieser vermeintlichen Schutzwehr kultivieren, auf über 6000 Quadratmeilen. Die chinesische Politik hat aber allerdings noch andre Mittel gefunden, um die Mongolen, einst Chinas schrecklichste Feinde, unschädlich zu machen (vgl. oben S. 55).

Die Verbreitungsverhältnisse tibetanischer Völker sind an der Grenze gegen Inder und Turkvölker folgende: Die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Balti bevölkern die südlichen Seitenthäler des Indus, das untere Suru-Thal, dann das Indus-Hauptthal selbst an der Mündung des Suru und von oberhalb Kartakscho bis Tulu und im Norden die untern Thäler des Schayok und des Schigar bis herab zu 1800 m. Sie wohnen mitten unter arischen Darden mit Ladaki zusammen am Indus von Sandschak bis Marol und greifen auch in das Gebiet jener Ladaki ein, welche weiter östlich ihre Sitze haben. Außer dem Industhale von Maya bis Dargu und dem Thale des mittlern Schayok ist von diesen ganz Tsanskhar bevölkert. Spiti gilt als ein Gebiet rein tibetanischer Bevölkerung. Südlich davon beherbergt dagegen Lahol ein Volk, das als indisch-tibetanische Mischung aufgefaßt wird, die Kanet, die auch in Kischtwar zerstreuter vorkommen. In Ruptschu wohnen Tschampa, welche wiederum zu den Tibetanern zu rechnen sind. Zahlreiche Kolonien dieser Völker sind weit über die ursprünglichern Gebiete hinausgegangen, und wenn auch im Anfange zwischen Altansässigen und Neueingewanderten strenge Sonderung stattfindet, wie zwischen Balti und Darden in Bondu, Dras und andern Orten, so entstehen doch zuletzt Mischrassen, deren Betrachtung die Verhältnisse in dem mehr hinduisierten Gebiete der Himalajavorberge und Kaschmirs leichter verstehen lassen. Der westliche Himalaja ist im allgemeinen dichter bevölkert als der östliche, die Einwanderer gingen leichter in den Ansässigen auf. Weiter östlich liegt unter einer neuern und neuesten tibetanischen Einwanderung, welche in die öden Hochregionen von Bhutan, Sikkim, Nipal sich ergoß und von Viehzucht und ärmlichem Trägerdienste lebt, in den Zentralregionen (3000—1200 m) das Produkt einer offenbar viel ältern tibetanischen Einwanderung in Gestalt der Leptscha und Limbu, kleiner, kräftiger Rassen, wenig mit Indiern gemischt, in verschiedenen Thälern zahlreiche verschiedene Idiome sprechend, die großenteils tibetanischer

Wurzel entsprossen sind. Was von tibetanischen Anklängen in den Bergvölkern, der sogenannten Urbevölkerung Indiens, berichtet wird, gehört einstweilen noch dem Gebiete des Hypothetischen an. Wohl aber sind Tibetanerverwandte noch über den Osthimalaja hinaus nachzuweisen. Der Mischung der Völker entspricht die Mannigfaltigkeit der Sprachen. Im Pandschab wird die Tochtersprache des Sanskrit, das Urdu, gesprochen. Schon in Kulu, dem südlichsten der drei Bergthäler, bemerkt man einen an ältere Sanskritformen anklingenden Dialekt. In Lahol gibt es nicht weniger als vier verschiedene Sprachen nebeneinander: Tibetanisch, Bunang, d. h. Halbtibetanisch, aber mit eigner Grammatik, Manchat, aus Tibetanisch, Hindostanisch und einem Lokaldialekte gemischt, und endlich Sinane, in dem tibetanische, Manchat, Bunang und selbst einige hindostanische und persische Wörter vorkommen. In Spiti wird nur rein tibetanisch geredet; in Ladak und Tsanskhar wird das Ladaki, in Balti das Balti, die arischen Sprachen werden in Astor (nebst Gilgit) und einigen Teilen von Balti (das Dardi), in Padar und Kischtwar (das Pahari) und in Kaschmir (das Kaschmiri und Tschibali) gesprochen. Die tibetanische Schrift stammt aus indischer Quelle und hat die Schreibung von links nach rechts, die das Hindustani aufgegeben hat, aus dem Sanskrit herübergenommen. Eine eigne Mischgattung ist die Schrift von Lahol und Kulu. Das Arabische ist bis nach Kaschmir üblich geworden.

Es ist begreiflich, daß es über das gegenseitige Verhältnis dieser drei Völker nur unbestimmte Sagen gibt. Von ihnen weist die türkische Stammsage Noah acht Söhne zu, denen die Stammväter der Türken, Chinesen, Russen, Khasaren unter dem Namen Türk, Tschin, Rus, Khasar zugehören. Türk hatte vier Söhne, von denen der erste, Tütek, ein Zwillingspaar, Tatar und Mogul, zeugt, denen die Tataren und Mongolen entspringen. Seltsamerweise werden aber, entgegen aller Erwartung, die Tataren auf Mogul und die Mongolen auf Tatar zurückgeführt, und auch später werden die beiden Gruppen nicht genealogisch auseinander gehalten, sondern im Gegenteile in der buntesten Weise vereinigt und gekreuzt. Es würde jedoch ein starker Fehlschluß sein, aus diesen Andeutungen einen entsprechend klaren genetischen Zusammenhang zwischen Turkvölkern und Mongolen ableiten zu wollen. Vielmehr werden wir mit Vambéry dieselben auf jene politischen und sozialen Beziehungen zurückzuführen suchen, in welchen Türken und Mongolen zur Zeit der Dschengisiden standen, als diese Überlieferungen zum erstenmal durch Niederschrift in feste Form gebracht wurden. Die Mongolen hatten große Horden der Türken mit sich gerissen, welche auch später unter ihrer Herrschaft blieben, aber die Natur der Wohnsitze und das Wesen der geschichtlichen Einflüsse hielten immerdar die großen Massen der Völker Mittelasiens auch mitten in der engsten politischen Vereinigung auseinander, und diese Sonderung hat bis auf unsre Tage sich darin geltend gemacht, daß die Türken der russischen wie die Mongolen der chinesischen Herrschaft verfallen sind. So hat schon früher der Buddhismus diese, der Islam jene gewonnen, so daß nun die Religionsgrenze größtenteils mit der Völkergrenze zusammenfällt. In das Grenzgebiet fällt nicht zufällig der Ort des Entscheidungskampfes über die Herrschaft des Buddhismus und Islam in Asien, der bei Jangihissar stattfand. Außerdem verknüpften die Mongolen von Anfang an ihr Geschick eng mit demjenigen Tibets, so daß dort die Völkergrenze nur mit der größten Schwierigkeit auch nur andeutungsweise zu ziehen ist, seitdem sie von dem nördlichsten Punkte, dem Holang Shan (westlich von Ninghia), zurückgewichen ist, bis zu welchem die Macht der Tibetaner oder Tangut zur Zeit ihrer Blüte im 8. und 9. Jahrhundert n. Chr. sich erstreckte. Bei den Türken haben übrigens frühere Berührungen ohne Zweifel auch ihre Spuren gelassen. Man wird zunächst an Persien denken; so meint von gewissen türkischen Sitten, welche z. B. verbieten, ins Feuer zu spucken, Feuer mit Wasser zu löschen, dem Herde

den Rücken zu kehren, heiße Speisen zu blasen, Unreines durch Feuer zu reinigen, Vambéry, „ihre Quelle könne doch nur parsischer Kultureinfluß sein“. Man wird nachzuweisen haben, daß derartiges bei Mongolen sich nicht findet, da der Verdacht besteht, daß die Religionsideen der Türken und Mongolen aus derselben Quelle Beeinflussung erfahren haben.

Die der vorerwähnten Stammessage ähnliche der Tibetaner kennt merkwürdigerweise die Türken gar nicht. Ihr Sinn ist folgender: Im Anfange lebte nur ein Mann mit seinen drei Söhnen auf dem Hochplateau. Sie bewohnten weder Häuser noch Zelte, sondern zogen ruhelos umher. Aber das Land war damals nicht wüst, nicht arm und nicht kalt. Es wuchsen Bäume, welche die herrlichsten Früchte lieferten, der Reis gedieh, ohne daß dem Boden das Korn erst abgerungen werden mußte, und die Theepflanze wucherte auf jenen Gefilden, die Buddha späterhin in steinige Flächen verwandelte. Tibet war damals ein glückliches, reiches Land, um so mehr, als die vier Menschen als die einzigen lebenden Geschöpfe der Welt noch nichts von Streit, Krieg und andern Zerwürfnissen wußten, sondern in Eintracht und Zufriedenheit lebten. Da wurde plötzlich der Vater krank und starb. Jeder seiner Söhne wollte den Leichnam für sich haben, um ihn nach seiner Weise zu bestatten: der erste Streit. Der Leichnam blieb einige Tage auf einem Felsen liegen, bis sie sich einigten, denselben zu verteilen. Da bekam der Älteste das Haupt, zog nach Osten und wurde der Urvater der Chinesen, die sich durch Verschlagenheit und ein großes Verständnis für den Handel hervorthun. Der zweite Sohn war mit den Gliedmaßen des verstorbenen Vaters zufrieden; auch er verließ seine Heimat und ließ sich dort nieder, wo die ungeheuern Flächen der großen Wüste Gobi seinen Nachkommen, den Mongolen, Gelegenheit genug bieten für die Bewegung; ihre Charaktereigenschaft aber ist die Feigheit. Der jüngste Sohn erhielt die Brust und den Magen. Er blieb in Tibet, und von ihm stammt das tibetanische Volk ab, das sich im gewöhnlichen Verkehre durch Gutmütigkeit, Offenheit und herzliches Fühlen, im Kampfe aber durch Mut und Tapferkeit auszeichnet. Diese Sage, welche Desgodins mitteilt, ist vielleicht schon ein nachbuddhistisches Produkt.

Nach der Methode, welche für die arischen Völker wertvolle Ergebnisse zeitigte, hat Vambéry in einer eignen gelehrten Untersuchung aus den Turksprachen die Zeugnisse herausgehoben, welche für die Erkenntnis eines frühern Kulturzustandes zu verwerten sind. Die große Stabilität dieser Sprachen erleichtert eine solche Arbeit ebensowohl wie ihr agglutinativer Charakter. Wenn er uns nachweist, daß das türkische Wort für Winter von Schneegestöber abgeleitet ist, daß Kälte und Wind der gleichen Stammsilbe entsprungen sind und ursprüngliche Wörter für Schneeschuhe und Elentier vorhanden sind, so können wir die Urheimat der Turkvölker mit ihm nicht weiter südwärts als in die Nachbarschaft der Quellgebiete der Angara und des Jenissei, des Irtysch und Ob verlegen. Für Meer und Strom gibt es kein türkisches Wort. Fleisch war damals, nach dem Zeugnisse der Sprache, die Hauptnahrung, Hirse das Hauptgetreide. Reis und Sorghum werden durch Lehnwörter ausgedrückt. Wahrscheinlich ist die Bearbeitung der Metalle den alten Türken nicht vertraut gewesen, und es liegt die Ansicht nahe, daß sie von derselben durch jene finnisch-ugrischen Altaier erst Kunde gewonnen haben, auf welche die zahlreichen sogenannten tschudischen Bergwerke (s. unten) am obern Irtysch, am Ischim, Tobol, an der Bjala zurückgeführt werden. Indessen sind Blei und Bronze mongolische Lehnwörter.

Der Grundstamm der Turkvölker steht, wo wir ihn zuerst erblicken, zwischen finnisch-ugrischen Stämmen im Norden und persischem Einflusse im Süden. Es ist auffallend, wie die Spuren chinesischen Verkehres, der einmal bestanden haben muß, und buddhistischer Einwirkung, die einmal sich geltend gemacht haben muß, verwischt sind. Es ist wahrscheinlich, daß manche Kunstfertigkeit und vor allen die Metallbearbeitung von finnisch-ugrischen Völkern der Altairegion gelehrt ward, und daß der im 1. Jahrtausend n. Chr. von Perm

aus den Irtysch hinauf in die Steppe gehende Verkehr ugrische Kulturelemente brachte, während persische Einflüsse bis hinauf zu den Namen für Gott (persisch izdan, magyarisch isten), Heiliger, Geist, Zauber sich wirksam zeigen, allerdings aber auch teilweise wieder aufgewogen werden durch die Einwirkung, welche die Turkvölker auf die Perser, wie wiederum die Sprache bezeugt, z. B. in Viehzucht, Kriegs- und Ritterwesen, ausgeübt haben. Es ist auch hervorzuheben, daß beide nicht erst in die Zeit der bekannten persisch-türkischen Berührungen friedlichen und kriegerischen Charakters der nachmosleminischen Periode fallen. Persische Spuren in der Sprache der früher abgetrennten Magyaren sind hierfür ein ebenso deutlicher Beweis wie vereinzelte türkische Wörter im Altiranischen. Den Byzantinern traten die Türken genau so entgegen, wie wir heute die Kirgisen oder Turkmenen kennen: ein kriegerisches Nomaden- und Reitervolk, in Geschlechter und Stämme geteilt, abgehärtet und einfach lebend. Fügt man die Zeugnisse aus dem heutigen Leben und geschichtlichen Wirken der Turkvölker hinzu, so sieht man vor sich ein seinem innersten Wesen nach durch und durch nomadisches Volk, dessen überwiegende Mehrzahl seit undenklichen Zeiten auf den weiten mit Gras und Schilf bedeckten Niederungen Asiens vom Altai bis zur Wolga mit seinen Pferde-, Schaf- und Kamelherden umherirrte, nur von Milch, Fleisch und Fett der Tiere sich nährte und nur mit den Häuten der Tiere sich kleidete. Dieses ruhelose Volk wurde von seiner Wanderlust hauptsächlich südwärts getrieben, wo es in beständigen Stößen besonders gegen die Iranier den Steppengürtel zu durchbrechen suchte, und die Frage ist berechtigt, ob es nicht jener Zweig des ural-altaischen Stammes sei, der zuerst mächtig durch diese Anstöße auf die Völkerbewegungen bis tief nach Europa hinein gewirkt habe. Ähnlich denken wir uns die Mongolen im Nordosten des gleichen Striches, auch sie nach Süden drängend, früher viel inniger als später mit den westlicher gezogenen Stämmen der Turkvölker verbunden, entweder mit ihnen gemeinsam aus den vorhin erwähnten oder ebenso nördlich, aber weiter östlich gelegenen Ursitzen vordringend und erst nach langer Gemeinschaft sich teilend.

Zwei Thatsachen treten uns in den sibirischen Steppen entgegen, welche Beiträge zur Charakterisierung der Völker liefern, die hier einst saßen: die **Begräbnisweise** und die **Metallarbeiten**, die man in den sogenannten tschudischen Gräbern findet. Schon **Pallas** fiel die Ähnlichkeit der Steingräber am Jenissei mit den Heidenbetten, d. h. Dolmen, Deutschlands auf. Es sind Dolmen und Steinkreise. Am Irtysch findet man dagegen nur Steinhaufen. In beiden sind Gegenstände aus Gold und Kupfer in großer Menge gefunden worden. Speereisen, Pfeilspitzen, Dolche, Äxte, Messer, Hausgeräte verschiedener Art bestehen aus Kupfer. Ihre Masse ist ebenso wie diejenige des Goldschmuckes, besonders am Irtysch, gewaltig. Auch am Jenissei kommen Waffen und Geräte aus Kupfer vor, welche denjenigen vom Irtysch sehr ähnlich sind. Aber ihnen ist durchaus ein kunstvollerer Charakter eigen, während jene schon **Pallas** mit Recht „bäuerisch“ nannte. Auch die Waffen sind am Irtysch in der Regel gröber gearbeitet. Der Schluß ist gestattet, daß höherer Stand der Industrie größere Bevölkerung, bessere Organisation, kräftigeres Vordrängen bedeute. Also auch demzufolge größere Wahrscheinlichkeit des westlichern Ursprunges der aktivern Nomadenstämme. Übrigens liegt auch eine Hauptwurzel ihrer Industrie mehr gegen Westen: der tschudische Bergbau, auf welchen **Pallas** zuerst aufmerksam gemacht hat, d. h. der Bergbau unbekannter Völker im und am Altaigebirge. Derselbe deutet auf eine primitive, aber ausgedehnte und rege Bergarbeit. „Wenig Erzstellen werden heutzutage entdeckt, wo nicht auch Spuren dieser alten Arbeit sollten zu finden sein.“ (**Pallas**.) Daß der ungemein große Reichtum der sogenannten tschudischen Gräber am Irtysch mit diesem Bergbaue in Beziehung gesetzt werden kann, ist wahrscheinlich. Das Gold und Kupfer, welches dort so reichlich gefunden wird, konnte am leichtesten hier gewonnen werden. Aber die Bearbeiter der tschudischen Bergwerke entbehrten harter Werkzeuge. Das Eisen

war ihnen unbekannt. Ihre Keilhauen bestanden aus Kupfer, ihre Fäustel aus länglichen, runden, sehr harten Steinen, in welche eine Rinne eingeschliffen war, in die wohl ein Lederriemen paßte, der den Stein am Holzgriffe festhielt. Man hat das Skelet eines Bergarbeiters gefunden, neben dem ein Ledersack voll des goldhaltigen Ockers lag, der hauptsächlich das Ziel der Arbeiten dieser Leute bildete. In das harte Gestein konnten sie nicht eindringen, im lockern aber haben sie Schächte von 5 und 6 Lachter abgeteuft.

In den Kurganen des südwestlichen Sibirien hat man keine Steinsetzung, wohl aber einen Schutz der Leichen durch roh bearbeitete oder unbearbeitete Birkenstämme, die an den Seiten und oben gelegt waren. Die Skelete sind mit dem Haupte nach Osten gerichtet. Ihre Grabmitgaben sind unveränderlich Teile des Opfertieres, des Schafes, und zwar bei Erwachsenen das Schwanzstück, bei Kindern ein Schulterblatt. Diese Mitgaben liegen am Kopfe, auf der Brust, auf der rechten oder linken Seite des Leichnames. Waffen und Schmuck, die man gelegentlich findet, sind von ärmlichem Charakter, die Waffen aus Knochen oder Eisen, die Schmucksachen aus Knochen, geschliffenem Quarze, Glasfluß (in Eichthals und Meyniers Berichten Silicate fondu) oder Kupfer bestehend. Selten sind Reste thönerner Gefäße. Einmal wurde ein Topf aus Birkenholz gefunden. Reste von Geweben kommen vor. Das Kupfer findet sich geschmolzen. Bronze fehlt durchaus. Die Hügel selbst sind klein, kreisrund, haben auf 6—10 m Durchmesser in der Regel nur $^1/_2$—1 m Höhe und sind ganz aus Erde aufgeworfen. Man hat aber einige im Gouvernement Jenisseisk zwischen Atschinsk und Minusinsk gefunden, welche von Steinfiguren (Babas) überragt waren, deren Art, das Gewand zu knöpfen, kirgisisch zu sein schien. Schon Pallas hat die Verbreitung der Steinbilder von mongolischem Gesichtsschnitte, die ein Töpfchen mit beiden Händen vor dem Bauche halten, vom Dnjepr und Donetz bis zum Kuban und Terek verfolgt; dieselben sind selten im Wolgagebiete, werden häufiger am Irtysch und treten sehr zahlreich wieder am Jenissei auf. Sie sind alt, denn schon Ammianus hat sie am Ufer des Pontus gekannt. Wo sie häufiger werden, sind Gräber ohne Steinbilder selten. Bei Smeinogorsk hat man einen achteckigen Tumulus mit Pferdeleiche neben einem rechteckigen mit der Leiche eines Menschen, beide von einem Steinkreise umgeben, gefunden. Die Schädel in den Kurganen tragen (nach Eichthal) in der Regel eher turktatarischen als mongolischen Charakter. Auch die Untersuchung einer Anzahl von Skeleten, die in einem Kurgan bei Barnaul gefunden wurden, ergibt besonders im Schädel einen abgeschwächten Mongolencharakter, wie er etwa bei Turko-Tataren der Gegenwart erscheint.

17. Mongolen und Turkvölker.

„Völker von größter geographischer Verbreitung, deren unbändige Wanderlust und kriegerischer Sinn in der Geschichte Asiens und Europas die bedeutendsten Änderungen hervorgerufen und im Völkerrahmen der Alten Welt so manches interessante ethnologische Rätsel geschaffen haben.“ Vambéry.

Inhalt: Tracht, Schmuck und Waffen. — Viehzucht. — Ackerbau. — Bewässerung. — Jagd. — Fischfang. — Nahrung. — Zelt, Haus und Stadt. — Gewerbe. Handel. — Handelsmittelpunkte und Handelsstraßen. — Die Stellung des Weibes. — Verlobung und Heirat. — Der Kalym. — Polygamie. — Polyandrie. — Cölibat. — Kindererziehung. — Besitzverteilung. — Grundbesitz der Stämme. — Das Geschlecht und der Stamm. — Die Horde. — Abhängigkeitsverhältnisse. — Verwirrung der Geschlechter- und Stammesnamen. — Das Fürstentum. — Verschiedene Grade von Loyalität. — Abhängige Mongolen. — Chinesische Politik in der Mongolei, persische im Turkgebiete.

Die Kleidungsstücke des Mongolen und Türken sind ursprünglich wohl fast nur der Herde, der Quelle seines Besitzes und seiner Freuden, entnommen worden; doch hat der Handel immer mehr gewebte Stoffe herbeigebracht, die eigne Industrie lernte dieselben nachahmen, und die chinesische Mode von der einen, die persische von der andern Seite haben mächtig verändernd gewirkt. Nur bei so konservativen Stämmen wie den Kasak-Kirgisen wird die glänzende Haut eines Füllens, an welcher der Schweif gelassen ist, als Oberrock nicht selten noch getragen, und fast ebenso einfach ist der Talar aus Filztuch, den bei den Tsaidam-Mongolen Männer und Weiber auf dem bloßen Leibe, nur im Winter durch ein Fell ergänzt, tragen; lederne Hosen sind hier allgemein, während sie bei den Turkmenen schon selten geworden sind. An sich selbst zeigte ursprünglich die Tracht der Nomaden insofern wenig Abstufungen, als reich und arm das gleiche Gewand aus gleichem Stoffe trugen. Die gleiche Kleidung eines ganzen Stammes, wie der Kara-Kirgisen, gehört zu den Merkmalen einer gewissen Geschlossenheit und hilft nach außen imponieren. Der stärkere Charakter des Steppensohnes liebt rauhere und kräftigere Hüllen, als der verweichlichte Sarte oder Tadschik sie trägt. So ähnlich der Usbeke in manchen Beziehungen seinem arischen Nachbar geworden, so hält er doch an festern, härtern Stoffen fest, hat sich aber vielfach zu grellen Farben verführen lassen, wo der Kara-Kalpak sich in uniformes, bei dem ganzen Stamme nicht variierendes Braun hüllt. So hält sich der Pferdenomade, der einen großen Teil seines Lebens zu Pferde zubringt, auch immer an straffere Kleider, die beim Ansässigen sehr bald, begünstigt noch von der mohammedanischen Sitte, zum Bauschigen und Fliegenden neigen.

Die hervortretenden Elemente der Tracht der Hirtenvölker sind der durch ganz Zentralasien verbreitete Chalat und die hohe, kegelförmige Schafpelzmütze. Der Chalat ist ein Kaftan, ein schlafrockartiges Gewand, das für den Sommer aus Leinwand, für den Winter aus Pelz, wattiertem Stoffe oder Filz hergestellt wird; die Winterchalats der Reichen sind gewöhnlich von weißem Filze und mit kostbarem Pelzwerke gefüttert und verbrämt. Auch die Frauen tragen, wenn sie aus dem Hause gehen, einen Chalat, der aber nicht, wie der der Männer, gegürtet wird, und mit dessen Zipfel jene dort, wo keine Schleier getragen werden, zugleich ihr Gesicht verhüllen. Zeichen der Trauer ist es, wenn die Innenseite dieses Gewandes auswärts getragen wird. Die eigentümliche Sitte vieler indischer und hinterindischer Völker, den rechten Arm und die rechte Brust unbedeckt zu lassen, wird von Tibetanern, Tanguten und Tsaidam-Mongolen trotz des rauhen Klimas ihrer Wohnsitze nachgeahmt. Sie beruht wahrscheinlich auf dem Wunsche, auch in dieser Äußerlichkeit Buddha zu gleichen, der gewöhnlich mit nackter rechter Schulter dargestellt wird. Arme tragen statt des Chalat, den sie samt dem Turban, wo dieser üblich, den Wohlhabendern überlassen, im

Winter einen Ärmelpelz auf bloßem Leibe und im Sommer eine weite Jacke, welche an das Überhemd der Chinesen erinnert, zumal überall dort, wohin der Handel der Chinesen gedrungen ist, ihre blauen Baumwollgewebe den allgemein verbreiteten Kleidungsstoff bilden. Dem Chalat ist der Tschapan der Turkmenen ähnlich, der meist aus dünn gestreiften Stoffen Chiwas und Bocharas angefertigt ist. Im Kriege wird er nur bis zum Knie, im Winter zwei- und dreimal übereinander getragen, und so finden wir ihn bis zum Baschkiren verbreitet. Langes Hemd und Beinkleider, die womöglich in die hohen Stiefel gesteckt werden, gehören bei beiden Geschlechtern zum vollkommenen Anzuge, der indessen in der warmen Jahreszeit eine starke Reduktion erfährt, so daß man dann die Frauen einfach in langen Hemden und barfuß gehen sieht. Eigentümlich ist ein Tschegedek genanntes Weibergewand der Südaltaier, welches im Sommer statt eines Hemdes, im Winter aber über dem Pelze getragen wird. Es ist meist aus blaufarbigem Stoffe gemacht und hat in seinem Schnitte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Fracke. Außer den Ärmeln, die nur zum Staate da sind, werden darunter zwei Öffnungen angebracht, um die Arme durchzustecken. Das Gewand ist ringsum mit rotem Bande besetzt und wird am Halse durch zwei rote Glasknöpfe zusammengehalten. Altaisch sind auch lederne Regenmäntel. Filzstrümpfe gehören zur Winterkleidung, und über sie werden Lappen um die Unterschenkel gewunden. Filzhüte, meist randlos, werden an Stelle der wegen ihrer Größe auch als Kopfkissen zu benutzenden Lammfellmütze im Sommer getragen. Bei halb oder ganz ansässigen Stämmen, wie die Krim sie beherbergt, ist die Tracht der Männer bald der der Kleinrussen, bald der der Tscherkessen nachgebildet. Nur die hohe, oben mit Baumwolle ausgestopfte Mütze unterscheidet sie dann. Die Weiber tragen über dem vorn offenen, bis auf die Knöchel reichenden Hemde die weiten Beinkleider, den vorn offenen langen Rock und eine türkische kurzärmelige Jacke. Ein Gürtel mit schwerem Buckelschlosse vervollständigt die Tracht, welche im ganzen ähnlich weithin in Kleinasien und Syrien beim türkischen Volke gefunden wird. Als Stoff für die Oberkleider wird gern der heimische gestreifte Seidenstoff gewählt, und schwere golddurchwirkte Stoffe sind besonders beliebt. Die mohammedanischen Völker Zentralasiens tragen ihre Obergewänder von rechts nach links, die buddhistischen dagegen von links nach rechts geknöpft.



Baschkirenschmuck. (Nach Ujfalvy.)

Die Haartrachten sind da, wo die Männer sich den ganzen Kopf rasieren, wie es vor allem bei den Mohammedanern Sitte, bei denen lange Haare ein Zeichen religiöser Laxheit sind, ebenso einfach, wie sie bei den Weibern schmuckvoll oder wenigstens kompliziert sind. Die grüne Kopfbinde des Emir und den weißen Turban des Hadschi bekommt man allerdings auch bei Nomaden, besonders in Kleinasien und den Ländern am Nordrande



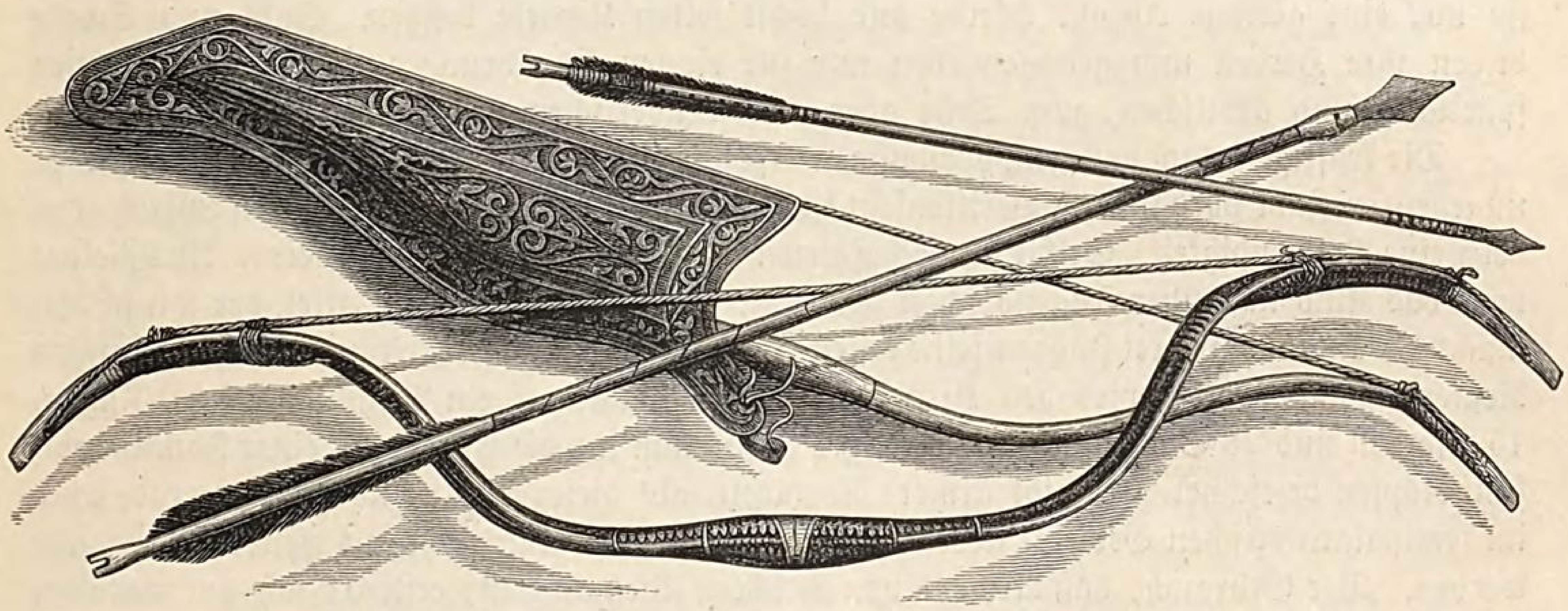
Ein Tatar mit Trommel. (Nach Photographie.)

des Schwarzen Meeres, zu Gesichte. In der Haartracht liegt oft das einzige Unterscheidende, was die Weiber im Winterkleide neben den Männern noch erkennen läßt. So kann man auch bei manchen Stämmen die Frau an ihren zwei Zöpfen vom Mädchen unterscheiden, das nur einen trägt. Die Weiber ansässiger Tataren prangen gern in einer Last zahlreicher in den Nacken hängender Zöpfe, und da das Brautkaufgeld häufig zu Schmuck verwandt wird, ist überhaupt das Weib mehr geschmückt als das Mädchen. Auf Haarschmuck sind vor allem die Kirgisinnen stolz, bei denen die Zöpfe mit Perlen, mit Muscheln, mit kupfernen Knöpfen verziert werden. Die Enden der Zöpfe müssen über den Gürtel herabhängen, daher werden, um die Natur zu unterstützen, Pferdehaare 2c. angebunden

und schließlich Schlüssel darangehängt. Alles zusammengenommen, gewährt der Kopfschmuck einen sonderbaren Anblick; bei der geringsten Bewegung entsteht Geräusch und Lärm. Auch Ohrgehänge werden getragen, welche bei reichen Turkmeninnen größer als Armspangen sind. Mongolen schmücken sich mit ihren silbernen Theetassen, welche sie auf der Brust tragen, und silberne Gefäße, welche Amulette enthalten, werden von Männern und Frauen auf der Brust getragen. Zum Haarschmucke gehören rote Samtkäppchen, die mit glitzerndem Metalle oder Perlen besetzt sind und durch höcker- und flügelartige Auswüchse phantastische Formen annehmen, bei Turkmeninnen auch silberne Kämme mit roten Achatknöpfen. Auch arme Frauen besitzen ihren Kopfschmuck und oft noch dazu einen mit Perlen oder Messingknöpfen verzierten Brustlatz. Eine besonders beliebte Verzierung sind Münzen aller Art, die auch von den Männern in langen Ketten unter dem Chalat getragen und von den Ärmern vielfach durch aufgenähte Messingknöpfe ersetzt werden. Bei den primitiven Steppenstämmen trägt die Frau den Ehrenhut, eine zuckerhutförmige, perlenbesetzte Kopfbedeckung, die bei den Turkmeninnen als Brautschmuck sich erhalten hat, bei den Usbekinnen aber schon verschwunden ist. Ungemein reich sind oft die Brautanzüge, zu denen gold- und silberdurchwirkte Seidenstoffe der kostbarsten Art verwandt werden. Schminke, mit Vorliebe weiße, die kunstreich aus Blei gebrannt wird, Henna, mit der die Nägel der Hände und Füße gefärbt werden, Galläpfelschminke für die Augenbrauen und dergleichen haben aus den Harems der Reichen ihren Weg zu den Nogaierinnen gefunden. Die Verschleierung des Gesichtes ist auch bei den Mohammedanerinnen keineswegs allgemein. In Turkistan werden grobe Roßhaarschleier getragen, die bei den Frauen der nördlichen Türken einfach der Zipfel des Obergewandes ersetzt. Eigentümlich ist die Sitte der Mongolen, neugebornen Kindern zum Schutze gegen Unheil die Nasenscheidewand und die Ohrläppchen zu durchstechen. Von einigen Dorfschaften der Bergtataren der Krim wird berichtet, daß sie ihren Kindern die Schädel von beiden Seiten her zusammendrücken, wodurch ihre Gesichter unmäßig verlängert, ihre Köpfe erhöht und ihre Nasen vergrößert werden, so daß nach Pallas' Ausdruck „die mäßigsten den Abbildungen der Satyrn ähnlich sind".

Der Nomade prägt wichtige Seiten seines Daseins in der Thatsache aus, daß er ein bewaffneter Reiter ist. So wandert er, so führt er Krieg, so macht er seine Raubzüge. So wie sein Pferd, liebt er seine Waffen als einen Teil von ihm selbst. Waffen werden als Erb- und Beutestücke hochgehalten und machen einen wichtigen Teil der sonst nicht beträchtlichen fahrenden Habe des Nomaden aus. In der Beute von Gök-Tepe waren alte Waffen zahlreich vertreten: Hellebarden, Spieße, halbmondsförmige Schwerter, persische Eisenhelme und Rüstungen, alte Arkebusen, daneben allerdings auch Kanonen persischen Gusses und neueste Magazingewehre. In praktischer Bewährung ist bis auf unsre Zeit der Bogen echteste Nomadenwaffe. Der Partherpfeil ebenso wie die baschkirischen Bogenträger in der Leipziger Völkerschlacht gehören unserm Gebiete an. Seit etwa 30 Jahren weicht selbst bei ferner wohnenden Stämmen, wie den Kara-Kirgisen, allmählich der Bogen den unglaublich schlechten Luntengewehren, die sich hier im Modelle, das Europa im 15. und 16. Jahrhundert gebraucht, erhalten haben. Der Wert des Bogens lag aber stets in der tückischen Lautlosigkeit seines Geschosses, welche ihn zur besten Jagdwaffe stempelte. Ihr zuliebe haben die Nomaden, auch als sie Gewehre besaßen, den Bogen noch beibehalten. Die russische Regierung beförderte wenigstens bei den Baschkiren diese Vorliebe, da sie die Bogenträger weniger als die mit Feuergewehr Bewaffneten fürchtete. Noch um 1770 hören wir von einem Verbote der Flinten bei den Baschkiren von Japaraul. Das Bogentragen war übrigens wohl niemals ganz allgemein, und die Lanze kann als eine kaum viel weniger bezeichnende Nomadenwaffe gelten. Firdusi kennt Kasaken, die als ein lanzentragendes Räubervolk dargestellt werden. „Pikenträger" sind in Nordtibet

zu finden. An Übung im Lanzenkampfe läßt man es nicht fehlen. Die Turkmenen veranstalten festliche Zweikämpfe, die unsern mittelalterlichen Turnieren ähnlich sind; dabei rennen die Gegner zu Pferde mit stumpfen Lanzen gegeneinander und legen, um stichfest zu sein, mehrere Anzüge übereinander und dazu noch Panzerhemden an. Die Ulanen und Kosaken sind ein in die Kriegführung der Gegenwart hereinragender Rest dieser echten Steppenwaffe. Eiserne Streitäxte in Beil- und Pickelform, zu Schlag und Wurf bestimmt, werden im südöstlichen Rußland häufig in der Erde des Bodens gefunden, der zahllose Anstürme der Tataren sah. Neben dem Bogen erscheint als Fernwaffe die Schleuder, welche mit Vorliebe von den Jograi Nordtibets benutzt wird. Die Flinte der Mongolen und Tibetaner ist eine aus zweiter, nämlich chinesischer, Hand diesen Völkern zugekommene Waffe. Das Feuer wird durch Lunte, seltener Steine, direkt ans Pulver gebracht, und eng zusammengehörend mit dem Gewehr ist eine Gabel zum Auflegen, die häufig aus dem Gabelgehörn einer Antilope gefertigt ist.



Pfeile und Bogen (von Kalmücken?) (Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

Indem die Viehzucht zum Wandern treibt, hat sie für die im Nomadismus seit Jahrhunderten groß Gewordenen einen Reiz gewonnen, dessen jede andre Wirtschaftsweise für sie entbehrt, und dem am wenigsten der Ackerbau gleichzukommen vermag. Dies gilt nicht bloß von jenen kriegerischen Wanderern, die auf den ackerbauenden Nachbar wie auf einen Sklaven herabschauen. Auch mitten im friedlichsten Dasein steht der Ackerbau hinter der Viehzucht der Steppe weit zurück. Die russischen Ansiedler in Transbaikalien sind Viehzüchter gleich ihren burätischen Nachbarn geworden, auch wo die Natur des Bodens, auf dem sie sitzen, den Ackerbau gestatten würde, und gleich jenen lieben sie zu wandern.

In andrer Richtung begünstigt die Viehzucht die Unruhe in diesen Völkern, indem sie nämlich den Viehdiebstahl befördert, der eine der häufigsten Ursachen der Stammesfehden ist, bei denen das Wort „kleine Ursachen, große Wirkungen“ in der Regel sehr wohl angewendet sein würde.

Der Hauptgegenstand aller Mühen und Sorgen des Nomaden ist das Vieh, von dem seine Existenz, sein Wohlstand abhängig ist. Deshalb auch wird bei jeder Zusammenkunft zunächst nach der Gesundheit des Viehes und dann erst nach dem Befinden des Eigentümers und seiner Familie gefragt; in kirgisischer Form: „Wie befindet sich Vieh und Leben?“ Ein großer Teil des hohen Wertes, der den Haustieren beigelegt wird, ruht darin, daß sie das flüssige Kapital darstellen. Der rinderreiche Kirgise des obern Irtysch verleiht seine Tiere zu 100 Prozent, d. h. der Arme, der das geliehene Stück Vieh nach dem ersten Jahre nicht

zurückerstatten kann, schuldet im nächsten Jahre das Doppelte, im darauf folgenden das Vierfache des Entnommenen. Bei den wechselvollen Geschicken der Nomadenvölker sind herrenlose und selbst verwilderte Herden die natürliche Folge und Kehrseite der Sorge, welche auf die Vermehrung der Herden verwendet wird. Als Prschewalskij Anfang der siebziger Jahre südlich vom Gelben Flusse weilte, gab es dort bereits zahlreiche Herden verwilderter Kamele, Rinder und selbst Schafe, deren Herren zwei Jahre früher im Dunganenaufstande gefallen waren.

Die Gebirge Innerasiens sind bevorzugte Weidegebiete, die selbst von Ackerbauern in der dürren Zeit mit ihren Herden aufgesucht werden. Die Reisbauer von Masenderan ziehen im Sommer an den Fuß des Demawend, die Ackerbauer von Laar auf die Hochfläche von Udschan. Die verhältnismäßige Schneearmut der mittelasiatischen Gebirge gestattet dem Hirten, hoch hinaufzugehen, und die Tiere finden selbst auf dem Pamir im Winter noch Nahrung. Wo aber der Rückweg in die wärmern Tiefregionen durch die Wohnsitze andrer Stämme abgeschnitten ist, da herrscht unter den Kirgisen des Pamir bittere Armut, indem sie nur eine geringe Anzahl Pferde und höchst selten Kamele besitzen. Jaks und Schafe bilden ihre Herden und genügen eben nur zur eignen Ernährung und Bekleidung dieser spärlichen und ärmlichen, zum Teile aber auch räuberischen Kirgisenbevölkerung.

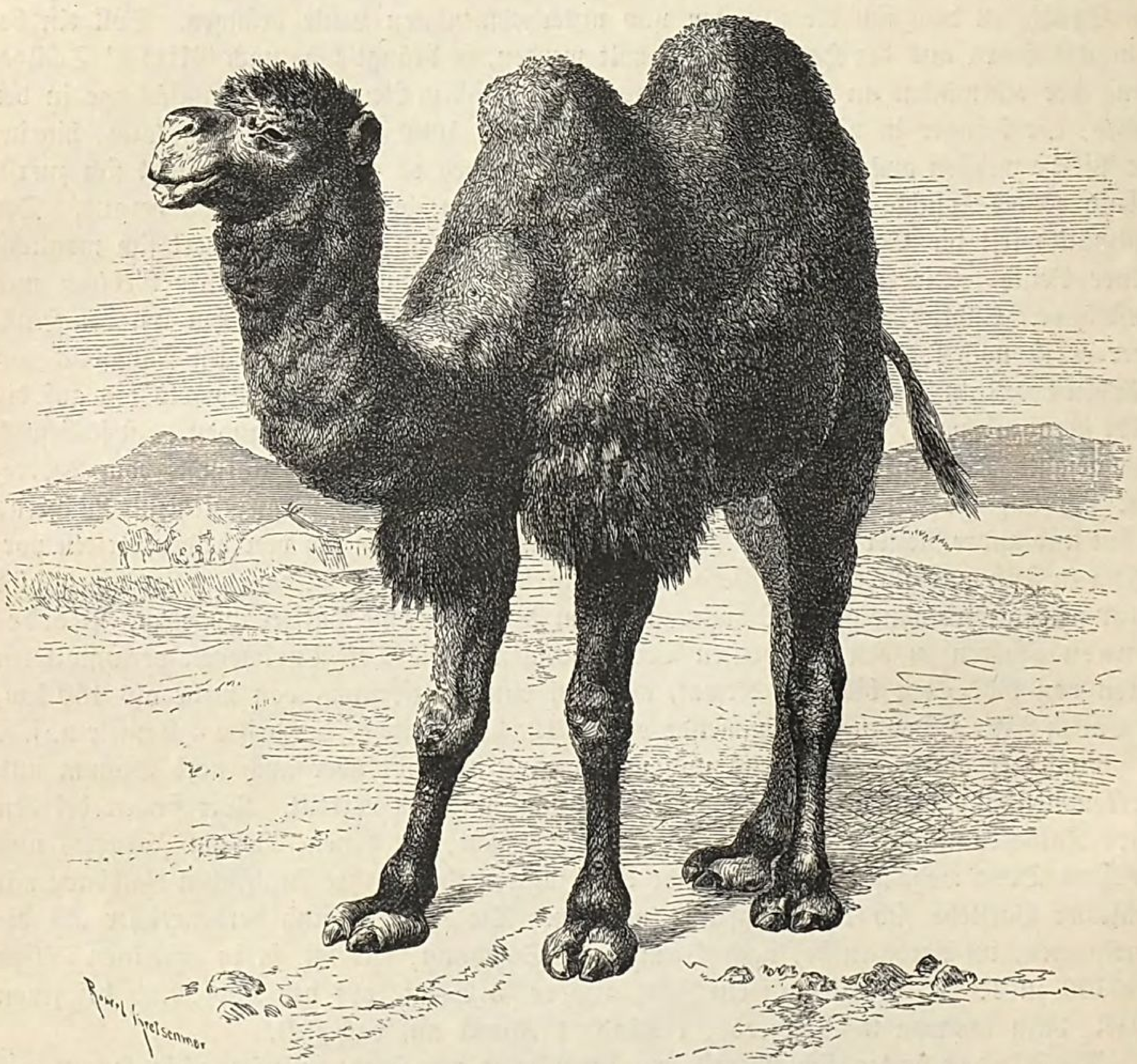
Die kräftigen, langhalsigen, hochhufigen Pferde sind in den Steppengebieten in geradezu ungeheurer Zahl vorhanden. Berittensein ist für Mongolen und Turkmenen kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. Selbst die Schafhirten der Mongolen hüten zu Pferde. Ans Reiten wird das Kind in früher Jugend schon gewöhnt, auf besonderm Kindersattel, der ihn schützt, macht der Knabe mit drei Jahren seine ersten, rasch fortschreitenden Reitstudien. In russischen Regierungsnachrichten wird den Kirgisen von Semipalatinsk ein Viehstand von 3 Kühen, 15 Pferden und 28 Schafen als notwendiges Minimum für die Erhaltung einer Familie von fünf Köpfen bezeichnet. Es gibt ärmere Nomaden, als dieser Status normiert, gerade auch im semipalatinskischen Gebiete, aber die Zahl der Pferde kann nicht gut weiter herabgesetzt werden. Der Gebrauch, daß Ärmere von Reichern Vieh mieten, erstreckt sich am weitesten und häufigsten auf Pferde. Viel eher vermindert sich eine andre Tiergattung, wie z. B. in Ostturkistan das Kamel mehr in den Hintergrund tritt, während das Pferd nur im Tarymgebiete ganz fehlt. Große Pferdeherden gehören zur Staffage der Weideländer. Finsch zählte in einem Dorfe bei Tomsk 500 Seelen und 1500 Pferde. Die Kalmücken des südlichen Wolgagebietes ziehen im Frühlinge mit Herden von 1000 Pferden zu Markte. Herden von Stuten mit ihren Füllen sind wegen der Kumysbereitung jeder Kirgisenfamilie so notwendig wie dem Mongolen sein Reitpferd, und er zögert daher auch nicht, die mit dem Verschwinden der winterlichen Schneedecke zuerst ans Licht kommenden Weiden und so auch später immer die besten den Pferden zu reservieren. Die Gräser und Kräuter, welche den Pferden anstehen, nehmen in den langen Aufzählungen der von den Nomaden für besonders wertvoll erachteten Wiesenpflanzen nur einen kleinen Raum ein, umschließen aber die gewähltesten. Manches Viehsterben hat seinen ersten Grund darin, daß man durch die Hufe der Pferde die besten Weiden auftreten ließ, deren Pflanzen dann den Schafen und Rindern nicht mehr genießbar waren, wodurch diese bei eintretendem Spätschnee oder Dürre ihrer nötigen Nahrung beraubt wurden. Diese Vorliebe hat ihre tiefern Gründe. Zur Überwindung weiter Wüstenstrecken ohne Wasser ist das schnelle und ausdauernde Pferd geschickter als das schwerfälligere, öfter der Ruhe bedürftige Kamel; das Leben in der Steppe ohne Pferd wäre unmöglich. Ein andrer Vorzug des Pferdes in der Steppe ist seine leichte Gewöhnung an bittersalziges Wasser, das es oft selbst mit Vorliebe trinkt. Die an Persien grenzenden Turkmenen züchten Rassepferde, deren arabisches Blut sich stark geltend macht, die aber, gleich den englischen Rennpferden, durch fortdauernde

Zucht und Trainierung hoch, schmal, langbeinig, kleinköpfig, ungemein ausdauernd und schnell geworden sind. Bei den Teke sind weite wollene Schabracken mit besonderer Kopfbedeckung aus Wolle oder Seide üblich. In der Sage lebt Dschengischans Pferd, das so rasch war, daß der Held in 24 Stunden auf demselben von Ordos bis zum Kuku-Nor ritt. Gering ist die Zahl der Pferde bei den tibetanischen Hirten, wo auch Kamel und Rind gegen Jak und Schaf zurücktreten. Das Pferd gewährt dem Nomaden einige seiner geschätztesten, ja leidenschaftlichst geübten Vergnügungen. Schon der Fang mit dem Lasso ist ein Sport, zu dem sich die jüngsten und unternehmendsten Leute drängen. Soll ein bestimmtes Pferd aus der Herde herausgeholt werden, so drängt sich, nach Glitsch' Schilderung der Kalmücken an der untern Wolga, auf frischem Renner, die Fangschlinge in der Hand, der Fänger in die Herde, die 200—500, ja 1000 Stück enthalten kann, hinein; die Pferde weichen aus, nur dasjenige Tier, auf welches es abgesehen ist, sucht sich zuerst, sobald es die Absicht merkt, in der Herde zu verbergen, bricht aber endlich heraus. Der Kalmück wirft die Schlinge nicht aus weiter Entfernung, sondern nähert sich möglichst seiner Beute. Die Jagd geht querfeldein, über Hügel und Fläche, durch Gebüsch und Gestrüppe. Endlich wird der Flüchtling eingeholt, die Schlinge fliegt ihm um den Hals, aber er ist noch fern davon, sich gefangen zu geben. Oft entreißt er den Fangstrick den Händen des Kalmücken, und dieser ist genötigt, im vollen Jagen sich seitwärts bis auf die Erde herabzubeugen, um das auf derselben schleifende Seil wieder zu fangen. Ist schließlich das gejagte Tier so ermattet, daß es stehen bleibt, so springt der Kalmück vom Pferde, setzt sich auf die Erde und sucht nun das sich sträubende Tier heranzuziehen. Während dessen sind andre Reiter zu seiner Hilfe herangekommen, nähern sich von beiden Seiten vorsichtig zu Fuß und suchen das Pferd gleichzeitig bei den Ohren zu fassen. Ist ihnen dies gelungen, so wird ohne große Schwierigkeit dem Wildlinge eine Halfter umgelegt. Pferderennen gehören zu den beliebtesten Vergnügungen. Die Teke-Turkmenen veranstalteten deren von Gök-Tepe bis Kisil-Arwat, also auf einer Entfernung von mehr als 150 km, in Einem Ritte. Der zuerst Kommende erhielt 12, der zweite 8, der dritte 4 Kamele u. s. f.

Nach der Natur des Bodens und nach dem Klima, oft aber auch nach Stamm und Herkommen sind die übrigen Zweige der Viehzucht ungleich verteilt. Wir finden bei den Kara-Kalpaken nördlich vom Kungrat die Pferdezucht, bei denen, die am Jaxartes und im Amu-Delta wohnen, die Rinderzucht bevorzugt, während ihre kirgisischen Nachbarn mit ähnlicher Vorliebe sich der Schafzucht widmen. Die Kirgisen sind herdenreicher als die Turkmenen, im Verhältnisse, nach Vambérys Schätzung, wie 50, ja in einzelnen Fällen wie 100 zu 1. 25 Schafe auf ein Zelt, also ca. 5 Schafe auf den Kopf, sind bei jenen Regel, dazu kommen 2—3 Pferde, 1 Rind, 1 Kamel auf das Zelt.

Die Rinder halten sich überall, wo der Winter mit Härte auftritt, nicht so gut wie die andern Weidetiere der Steppe, weil sie es am schwersten finden, ihre Nahrung aus dem Schnee herauszuscharren. Auch stehen sie in der Fähigkeit, Wasser zu entbehren, hinter Kamel, Pferd und Schaf zurück. Ihre Zahl ist in der Regel noch geringer als die der Kamele, und ihr Hauptnutzen besteht außer dem Fleische darin, daß sie gleich den Kamelen Lasten tragen. Ochsenkarawanen sind ein Beförderungsmittel, das in den Wolgasteppen selbst neben dem Dampfrosse sich erhalten hat. Kuhmilch wird keineswegs der Stuten- oder Kamelmilch vorgezogen, zumal der echte Kumys nicht aus ihr bereitet werden kann. Besserm Stande der Rindviehzucht begegnet man in jenen Strichen, wo die Herden im Sommer ins Gebirge getrieben werden können, wie in Kohistan, im Altai, im baschkirischen Ural, wogegen in Tibet der Jak das Rind verdrängt. Die Bereitung der Butter ist bekannt, findet aber in einer Weise statt, welche das Produkt für Europäer ungenießbar macht. Mongolen und Tibetaner hegen hierin die gleiche Anschauung. Die Butter vieler

Tage wird mit allen Verunreinigungen angesammelt und zusammengeballt, so daß sie den Grad von Ranzigkeit erhält, welcher unentbehrlich scheint. Daß sie Handelsartikel, bei den Tibetanern ähnlich wie der Ziegelthee, sogar Tauschmittel ist, kommt ihr kaum zu gute, denn sie ist oft schon durch manche Hand gegangen, ehe sie genossen wird. Die Art ihres Genusses entspricht diesen Gebräuchen. „Die Tibetaner“, schreibt Kreitner, „schneiden die Butter mit dem Zeigefinger und verschlingen mit gierigem Vergnügen alle nebensächlichen



Baktrisches Kamel (Camelus bactrianus). (Nach der Natur.) Vgl. Text, S. 355.

Teile der ranzigen Hauptsache. Unsre tibetanischen Maultiertreiber trugen nicht selten ihren Butterproviant in den haarigen Taschen der Reisepelze mit sich. Wurde bei einem Wirtshause Halt gemacht, dann griffen sie einfach in die Tasche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee.“ Käse, in Kugeln getrocknet aufbewahrt, ist besonders bei den Turkvölkern beliebt.

Das Schaf liefert die wichtigsten Kleidungsstücke des Nomaden und einen guten Teil seiner Nahrung und übertrifft an Kopfzahl alle andern Haustiere dieser Völker. Auf 100 Schafe kommt oft erst ein Rind. Herden von 2000 Stück im Besitze eines Einzelnen sind z. B. in der südlichen Turkmenensteppe keine Seltenheit. In Tibet und der Mongolei weiden in manchen Gegenden überhaupt nur Schafherden, und eine Herde von Schlachtschafen gehört zum Notwendigsten einer Kirgisengemeinde. Auf üppigen Weiden entwickelt das Schaf

seinen starken Fettschwanz, die Delikatesse jedes kirgisischen Mahles; in magern Gegenden, wie am Tarym, wird dieser wie das ganze Tier klein, während das Vlies eher besser wird. Das tibetanische Schaf ist groß, gehörnt und grobwollig. Als Lasttier legt es, mit 12 kg beladen, weite Wege zurück. Der Pundit Nain Sing erzählt, daß er auf seiner Reise von Ladak nach Lassa 1873 sein sämtliches Gepäck auf 25 Schafen transportierte, von denen 4 den ganzen 2130 km langen Weg machten.

Aber das eigentliche Lasttier der asiatischen Steppen ist das zweihöckerige oder baktrische Kamel (s. Abbildung, S. 354), das wertvollste Tier des echten Nomaden, dessen häufigeres Vorkommen immer ein Zeichen von Wohlstand ist. Im Osten, besonders in Daurien, ist das Kamel kleiner als im Westen, wohl infolge der längern Winter und der durchschnittlich schlechtern Weide. Man findet es nicht in Tibet und seltener in der Ost- als in der Westmongolei. Auch in Ostturkistan ist es schwach vertreten. Es trägt nicht bloß Lasten, sondern zieht auch Wagen. Kamelwagen befördern die Reisenden zwischen Kalgan-Urga und Urga-Uliassutai. Sehr wertvoll ist das Kamelhaar in der Verwendung zu Stricken, mit welchen die Zelte umwunden und die Traglasten befestigt werden. In das Winterhaar der Kamele, einen ungemein zarten natürlichen Filz, wickeln die Kirgisinnen ihre kleinen Kinder. Zu den Nachbarvölkern hat sich das zweihöckerige Kamel wenig verbreitet. Auch selbst in Nordchina bedienen sich innerhalb der Großen Mauer nur die Mongolen des Kameles als Last- oder Reittier.

Der Esel ist als Lasttier, sehr wenig als Reittier durch die Steppe verbreitet, erscheint aber nirgends häufig. Maultiere werden aus Persien nach Turkistan eingeführt.

Bienenzucht ist ein Haupterwerb der nomadischen Baschkiren im südlichen Uralgebiete, der Kalmücken an der untern Wolga und andrer. Castrén hat sogar den Namen Baschkiren darauf zurückgeführt.

Keineswegs ist der Ackerbau überall ganz aus der Reihe der Thätigkeiten der Nomaden ausgeschlossen. Es soll nach einer Angabe des Punditen Nain Sing in Tibet sogar die Höhengrenze von 4560 m vom Gerstenbaue erreicht werden, wiewohl wenigstens Nordtibet im ganzen ein dem Ackerbaue sehr wenig entgegenkommendes Land ist. Bedingen auch Ackerbau und Viehzucht in der Steppe eine ganz verschiedene Art und Weise zu leben, so hat doch selbst bei den Turkmenen vielfach schon allein die Notwendigkeit, außer andern Lebensbedürfnissen auch Brot zu haben, zu einer Arbeitsteilung unter den Gliedern einer und derselben Familie geführt, so daß die Sonderung in Tschomru (Ansässige) und Tschorwa (Wanderer) mitten durch dieselben führt. Andre Motive kommen noch dazu. Infolge der Verluste der Viehherden werden Turkmenen zu Ackerbauern, und umgekehrt macht der Erwerb reicher Vieh- und Kamelherden die Ackerbauer zu Viehzüchtern. Dabei gehören oft die Glieder eines Geschlechtes, ja sogar leibliche Brüder zu verschiedenen Lebensberufen. Die Viehzucht, auch wo sie überwiegt, steht in ärmern Bezirken auf allzu unsicherm Grunde und zwingt selbst dem Nomaden noch die andre Stütze, den Ackerbau, in die Hand. Die tiefe Verachtung des Ackerbaues und überhaupt der Ansässigkeit, wie sie der Kirgise empfindet, kennt der Turkmene längst nicht mehr. Ihm ist im eignen Volke die Scheidung in Viehzüchter und Ackerbauer ganz geläufig, wobei allerdings in der Regel der Arme Ackerbau, der Reiche Viehzucht treibt. Daß darum die Turkmenen den Ackerbau selbständig erfunden haben sollen, wie Vambéry glaubt, der seinen Spuren im Urtürkentume schon begegnet, scheint zu weit gegangen. Wo, wie am Tarym, das Vieh nur Schilfrohr und Dornsträucher findet, stellt sich allerdings von selbst der Ackerbau ein, dessen Keime indessen vorhanden sein müssen, und überwindet selbst erschwerende Verhältnisse. Es bauen die Lob-Norer ihr bißchen Weizen bei Tscharchalyk, also mehr als eine Tagereise von ihren Wohnstätten entfernt, an, weil am Lob-Nor selbst der Boden ungeeignet ist

und sie doch nicht bloß von ihren kleinen Schafen leben können, deren Fettschwanz mäßig ist. Wir wissen nicht, ob sie den Pflug gebrauchen, der bei den Turkmenen fehlt und nur von Rußland und China aus sich in größerm Maße verbreitet zu haben scheint. Die übrigen Ackergeräte sind sehr einfach (s. Abbildung, S. 384) und bestehen oft nur aus Holz. Eine einzige kleine Pflugschar aus Eisen fand Heyfelder in den Trümmern von Dingil-Tepe. Bei den längs der persischen Grenze wohnenden Turkmenen ist Ackerbau, wenn auch fast ganz in den Händen iranischer Sklaven ruhend, allgemein, und die Umgebungen von Gök-Tepe setzten die Russen in Erstaunen durch ihre sorgfältige Terrassierung und ihre Bewässerungsanlagen. Weit und breit war das Land um die Turkmenen-Niederlassungen besäet, und gut gehaltene Wein- und Obstgärten und Maulbeerpflanzungen umgaben dieselben. Der Usbeke geht mit demselben Ernste, mit dem er seine Herrschaft in Chiwa begründete, und trotz der Menge der persischen Sklaven, über die er verfügt, hinter dem Pfluge her und hat Getreide im Überflusse, das er über die Grenze verkauft. Die Kirgisen von Kuldscha sind in der Schule der Chinesen tüchtige Baumwollbauer geworden. In Ostturkistan gilt die Landbevölkerung, die vorwiegend türkischen Stammes ist, doch für sehr geübt und geschickt im Ackerbaue, und dies wird besonders von den östlich von Aksu wohnenden Kutschanern berichtet. Auch die Dschatak-Kirgisen haben mit dem Ackerbaue sich befreundet und sind selbst ganz folgsame Tagelöhner der russischen Bauern geworden. Auch in der Mongolei ist die Natur des Landes dem Ackerbaue im ganzen wohl ungünstig, aber er ist doch nicht erst seit dem Eindringen der jede wirtschaftliche Möglichkeit mit bekannter Sorgfalt und Sparsamkeit ausnutzenden Chinesen in den ihn begünstigenden Grenzstrichen und den Oasen aufgeblüht. Stets fand er im Osten und Süden des weiten Landes passende Stellen, während der Norden und Westen, mit Ausnahme weniger kleiner Oasen, dem Nomadismus wohl schon früh nicht minder entschieden verfallen waren als heute. Die chinesischen Annalen, den Mongolen stets so ungünstig gesinnt als möglich, sprechen doch schon früh von gesitteten oder zahmen Mongolen, welche Hirse bauen. Die altübliche Dsambabereitung (s. S. 360) setzt Getreide voraus, welches von Sklaven oder Verarmten gerade zu diesem Zwecke auch heute noch auf dem Boden mongolischer Fürsten gebaut wird und sogar unter Anwendung von künstlicher Bewässerung. Wäre nicht die Schwierigkeit, die Früchte mühsamer Arbeit vor den Räubern zu schützen, die auch die kunstvollst verdeckten Erdgruben zu finden wissen, so würde dieser kleine Ackerbau wohl noch häufiger sein. Doch ist er in manchen Jahren ertragreich genug, um sogar von seinem Überschusse in den Handel bringen zu können. Der Dunganenaufstand, indem er die Getreidezufuhr längere Zeit abschnitt, hat viele Tsaidam-Mongolen zum Ackerbaue gezwungen.

Einen mächtigen und dauerhaften Aufschwung gab aber allerdings erst die chinesische Einwanderung, die Prschewalskij selbst noch am Dalai-Nor traf, dieser Thätigkeit. Diese nahm allmählich den Mongolen den größten Teil jener Ländereien weg, welche überhaupt für Ackerbau benutzbar sind. Seit etwa 30 Jahren ist die Ausfuhr der Ackerbauerzeugnisse aus den östlichen Grenzbezirken nach der innern Mongolei und nach Schansi nicht unbeträchtlich und bildet einen erheblichen Teil des Handels, welcher in den zahlreichen kleinen und großen Handelsniederlassungen betrieben wird. Es werden hauptsächlich Weizen, Hafer und Hirse gebaut. In großer Ausdehnung wird auch Mohn gebaut, und viele Chinesen sind offenbar hauptsächlich nach der Mongolei deshalb eingewandert, weil sie fern von den Verboten der chinesischen Beamten sich der Mohnkultur und Opiumbereitung zu widmen wünschten. Der Missionar Williamson gibt den Preis eines Hektars Ackerland in der Gegend von Kuantschungtsze zu 120 Mark an, ein Beweis, daß der Ackerbau hier in Blüte steht. Wiewohl derselbe in der Nordmongolei schon schwer wird, da wegen der späten Frühlingsfröste die Aussaat erst Ende Mai oder selbst Anfang

Juni beginnen kann und die Ernte nicht selten durch Herbstfröste geschädigt wird, hat er sich doch bereits westwärts von der bekannten Straße Kiachta-Kalgan ausgebreitet und die Hirten nach Norden zurückgedrängt. Bei kümmerlicher Bewässerung, welche viele Meilen zur Trockenheit verdammt, sind hier Brunnen, welche einst die Mongolen für ihre Herden gebaut hatten, in die Benutzung der Ackerbauer übergegangen.

Die fruchtbaren Bezirke sind außerhalb der Gebirge in ganz Zentralasien nur immer da gelegen, wo die Möglichkeit künstlicher Bewässerung geboten ist. Durch sie haben menschlicher Fleiß und Erfindungskraft ganze Länder, wie die Ebenen des mittlern Serafschan, in einen blühenden Garten verwandelt. Zwischen Pendschkend und dem See Karakul zählt man 85 Hauptkanäle von mehr als 2500 km Gesamtlänge, ungerechnet die zahlreichen kleinen Seitenarme und Gräben. Wohin die befruchtende Feuchtigkeit in Gräben und Kanälen geleitet ist, da erweist der Boden sich als höchst ergiebig. Und doch sind diese fruchtbaren Bezirke nur sehr beschränkt im Verhältnisse zu der Ausdehnung des gesamten Serafschan-Distriktes und zu der Zahl seiner Bewohner. Im ganzen Turkmenengebiete gibt es Ackerbau nur, soweit die Feuchtigkeit des Atrek und Gurgeni reicht. Es findet auch Ackerbau außerhalb dieser begünstigten Striche statt, aber mit außerordentlich schwankenden Ernten. Mit ängstlicher Spannung wird die Tiefe der Schneefälle im Winter und die Ergiebigkeit der Frühjahrsregen im „Regenlande" verfolgt. Von ihnen hängt es ab, ob Überfluß herrschen oder eine Hungersnot eintreten wird. Wie wechselnd derErnteertrag ist, mag man daraus ersehen, daß ein Bezirk des Regenlandes, Tschul genannt, im Jahre 1862 über eine Million Scheffel Korn ergab, 1868 ungefähr 155,000, 1871 etwa 12,500 und 1870 nicht mehr als 486 Scheffel! So ziemlich in jedem Menschenalter, in dem genannten Bezirke 1770, 1811, 1835, 1870, treten Hungersnöte der verheerendsten Art auf, welche Tausende wegraffen. Ausgiebig bewässert sind nur die Gebirgsländer, und so ist z. B. am obern Serafschan das Thal von Waschan mit Äckern und Wiesen reich kultiviert. Einzelne Teile des Altai sind ebenfalls gut angebaut. Gegenden von so geringer Bewässerung, daß die Nomaden auf einige wenige Oasen mit gegrabenen Brunnen angewiesen sind, um welche oft unabsehbare Herden sich drängen, sind schon im Innern des Ordoslandes, dann zwischen hier und dem Dalai-Nor zu finden. Die Nomaden besuchen dieselben zu bestimmten Zeiten auf ihren Zügen zwischen den Winterquartieren und den Sommerweideplätzen und benutzen sie in geregelter Folge. Manche Einrichtungen dieser Art, welche aus besserer Zeit, in der turkmenischen aus derjenigen des Höhepunktes der bucharischen Herrschaft im 16. Jahrhundert, stammen, zeigen sorgfältige Anlage und Erhaltung. Wir nennen die weithin in jenen Gegenden bekannte Zisterne Sardoba Tschil-gumbez auf dem Wege von Karschi und Burdalyk, der weiterhin nach Merw führt, ein kuppelartiger Bau, in dem Schneewasser während des Sommers erhalten wird. Die Zisterne ist in einer kleinen Vertiefung angelegt und fest aus gebrannten Ziegeln erbaut. Der Zugang zur Sardoba ist mit einer Lehmwand umgeben, damit nicht Tiere in dieselbe hineinfallen. Jeden Winter füllen die in der Steppe nomadisierenden Illibai-Turkmenen die Sardoba bis obenhin mit Schnee, und das Schneewasser erhält sich den ganzen Sommer und Herbst über frisch. Oberst Majew fand Ende August die Sardoba noch ziemlich gefüllt und das Wasser ohne jeden Anflug von Verdorbenheit.

Waldverwüstung ist eine notwendige Folge des Steppenlebens. Das Klima, die Sorglosigkeit in der Verwertung der Naturschätze, die natürliche Armut des Baumwuchses: alles das wirkt zusammen, um die Nomaden als ein höchst wirksames Werkzeug in der Entwaldung der Steppe erscheinen zu lassen, die wohl nicht immer diese völlig ungebrochenen Wiesenflächen bot wie heute. Nun ist auf weite Strecken hin der Argal, der Mist der Kamele und besonders des Hornviehes, das einzige Brennmaterial, und wenn

vielleicht der primitive Mongole, der nichts andres kennt, an diesem festhält, so wütet der halbzivilisierte Nomade um so unbarmherziger in den Waldungen. Eine vor längern Jahren entworfene russische Generalstabskarte, die Ujfalvy in Troizk erhalten hatte, zeigte in dem Orenburger Gouvernement meilenweite Waldflächen, die jetzt fast nur noch Steppe waren. Der Nomade ist nicht der ärgste Waldverwüster, da er dem Haine oder Gebüsche, wo er gerastet, wenigstens Ruhe zum Nachwuchse läßt. Der Ackerbauer leistet bei ständiger Anwesenheit in dieser Beziehung noch erheblich mehr, und vielleicht ist der Chinese, der mit der Asche düngt, mit dem Holze baut und heizt und dies alles mit rücksichtslosem, rührigem Eifer betreibt, der denkbar größte Feind des Steppenwaldes. Die ackerbauenden Immigranten aus Schensi und Schansi haben der Mongolei unendlich geschadet, indem sie ganze Striche, wie z. B. den ganzen Bergrand am linken Ufer des Hoangho auf dem Wege von Kalgan nach dem Inschan, vollständig entwaldeten. Sogar die einst schön bestandenen Jagdgründe in der Nachbarschaft von Jehol sind von ihnen trotz aller Verbote verwüstet worden.

Der Jagd liegt man auch da, wo die Vorschriften des Islam über Schlachtung der Tiere streng befolgt werden und daher die Jagdbeute nicht zur Nahrung dient, mit Eifer ob. Sie wird als aufregendes Vergnügen besonders im Norden der zentralasiatischen Chanate betrieben, in mannigfaltigster Weise, die wohl vielfach auf alten persischen Einfluß zurückzuführen ist, aber in der Hand des kräftigern Türken den Charakter der stählenden Vorübung für den Krieg angenommen hat. Bei den Turkmenen ist die Jagd sowohl mit dem Falken als mit dem Windhunde allgemein. Sie halten eine Menge langhaariger Windspiele von grauer und gelber Farbe, und vor vielen Häusern sitzt der Falke auf der Stange. Daß sie in Dingil-Tepe Eulen bei ihren Wohnstätten am Stricke hielten, hängt wohl auch mit der Jagd zusammen. Doch brauchen sie auch Eulen zur Ausübung verschiedener abergläubischer Gebräuche. Die schwierige Abrichtung der Jagdvögel, von denen ein gut geschulter Adler oder Falke bei den Turkmenen oft zwei Pferde oder sechs Kamele erzielt, ist eine gewinnbringende Beschäftigung der Ärmern. Weit berühmt ist die Geschicklichkeit der Baschkiren im Abrichten von Jagdfalken, Sperbern, ja sogar Königsadlern, die sie teils selbst zur Jagd verwenden, teils den Kirgisen zu hohen Preisen verkaufen. Daß gerade auch bei den Baschkiren diese Kunst so stark im Schwange ist, läßt erkennen, daß dieselbe von altem Herkommen, daß sie von den weit auseinander gegangenen Stämmen der Türken vielleicht schon zu einer Zeit geübt ward, wo sie noch in engerm Verkehre miteinander ihre Gebräuche austauschten. Die besonders bei den Turkmenen übliche Jagd mit Windhunden ist sicherlich persischen Ursprunges, und noch heute kommen die dazu nötigen Windhunde aus Persien. Die Mongolen sind nicht in der Masse so leidenschaftliche Jäger wie die Türken, doch ist die Jagd das Lieblingsvergnügen ihrer Fürsten, die daher oft so weitgreifende Jagdverbote erlassen, wie Prschewalskij im Alaschangebirge eins entgegentrat, in welchem der mongolische Amban jede Hirschjagd in dem weiten Gebiete untersagte. Die Jagd gehört zu den Nahrungsquellen der ärmern Mongolen, welche in der Verwertung ihrer Beute nicht durch religiöse Verbote, wie ihre mohammedanischen Nachbarn, gehemmt sind. Sie liefert auch einige Handelsartikel von Belang, so Moschus und junge Hirschgeweihe, welche im chinesischen Arzneischatze eine große Rolle spielen. Letztere kommen sowohl aus der nördlichen als der westlichen Mongolei in Menge nach Kalgan. Als Prschewalskij, der die eingebornen Jäger den Maralhirschen „vom Juldus bis zum Japanischen Meere“ folgen läßt, im Muni-Ulagebirge jagte, gelang es ihm nicht, einen einzigen Hirsch zu erlegen, weil die Mongolen der Gegend die Hirschjagd wegen dieser jungen Geweihe ohne jede Schonung betrieben hatten. Arme graben Rhabarber, Süßholz, welches selbst in der sandigen, salzigen Wüste Kusuptschi nicht fehlt, und andre Wurzeln, die im geräumigen Arzneischatze ihrer Zauberärzte und der Chinesen unterkommen.

Der Fischfang wird bei den ständig an Seen oder dauernden Gewässern Ansässigen eine Nahrungsquelle von großer Wichtigkeit, besonders auch, weil die Fische durch Trocknen haltbar gemacht und für den Winter aufbewahrt werden. Die Anwohner des Lob-Nor sind in so hohem Grade vom Fischfange abhängig wie manche hyperboreïsche Fischervölker. Alles steht gut, wenn der Fischfang im Sommer reichlich ausfiel und ein genügender Wintervorrat aufgesammelt werden konnte; in manchen Jahren aber ist dies nicht der Fall, und dann sterben die Leute im nächsten Winter Hungers. Dabei sind ihre Vorrichtungen für den Erwerb dieser so notwendigen Nahrung äußerst einfach und jedenfalls nicht zureichend. Die Fische werden von ihnen mit kleinen, runden Netzen gefangen, welche in schmalen Wasserläufen oder künstlichen Kanälen aufgestellt und täglich zweimal, morgens und abends, von den Frauen ausgeleert werden. Seltener legt man Netze von einigen Faden Länge in den Seen aus und jagt die Fische hinein, indem man mit den Rudern auf das Wasser schlägt. Ergiebiger ist der Fischfang am Saissansee, wo ihm die Kirgisen, von den Russen angeleitet, mit erheblichem Erfolge obliegen. Die Kara-Kalpaken am untern Oxus und Aral nähren sich hauptsächlich vom Fischfange in ihren großen, bis 200 Zentner tragenden Booten. In größerm Stile wird der Fischfang von einzelnen Turkmenenstämmen der kaspischen Küsten betrieben. Am Kinderlinbusen und an der Alexanderbai bildet er die Haupterwerbsquelle. Hier wird mit Angeln und Harpunen gearbeitet, und ein fleißiger Fischer fängt oft in 24 Stunden 2000 Rotfische, die er für Geld oder Mehl im Fort Alexandrowsk absetzt. Auch Kaviar wird hier bereitet, ist aber wegen geringer Güte nicht exportfähig. Endlich verstehen diese Küstenturkmenen sich ihren Winterbedarf zu decken, indem sie Fische einsalzen, trocknen und in Fischthran kochen. Sodann werden dieselben für den Winter aufbewahrt, indem man sie mit Fischblasen umgibt und in die Erde vergräbt. Eigentümlich und für den ephemeren Charakter der Steppengewässer bezeichnend ist die Wechselwirtschaft der Tarym-Anwohner, welche ihre Tümpel ausfischen, dann ablassen oder austrocknen lassen, um in das rasch aufschießende Schilffeld die Schafherde zu treiben. Hier sprechen wir von halbansässigen Völkern. Reine Nomaden haben sich so entschieden auf das Weideland beschränkt, daß sie z. B. im Ural- und Embagebiete die fischreichen Flüsse kaum benutzten, so daß die Kosaken friedlich sich dieser und ihrer Umgebungen, in der Regel so weit, wie man den Fluß noch sehen konnte, zu bemächtigen im stande waren.

Schiffen begegnet man natürlich nur in ganz beschränkten Gebieten, und dieselben verharren am Lob-Nor und Tarym in der ganz primitiven Form der Einbäume, die hier aus Pappelstämmen in 4—5 m Länge und oft nicht 1/2 m Breite ausgehöhlt werden. Die doppelt so großen, durch Bretter erhöhten „Lodkas" der Kirgisen des Saissansees dürften russischer Anregung zu danken sein, während nach persischen Mustern die Fahrzeuge der Fischerturkmenen am Kaspisee gebaut sind.

In der Nahrung spielt das Fleisch bei weitem nicht die Rolle, die man bei dem vielfach übermäßigen Herdenbesitze erwarten sollte. Der kirgisische Sokum oder Sugum, eine im Spätjahre beim Viehschlachten für den Wintervorrat gefeierte Schmauserei, bei welcher, ähnlich wie bei unsern Metzelsuppen, große Mengen Fleisch genossen werden, kann nicht den Maßstab für das Alltagsleben der Nomaden abgeben, die am liebsten sich mit gefallenem — und geraubtem Viehe begnügen, um die Herde nicht zu verringern. Bei den Turkmenen wird meist nur an Feiertagen Fleisch gegessen. In großem Maße fleischessend sind nur die Kasak-Kirgisen, welche dabei aber auch auf die Schonung ihrer Herden sehr wohl bedacht sind. Nach Vambérys Schätzung verdient der Araber mehr den Namen eines Fleischessers als der Türke, wiewohl der letztere den Ruf der Unmäßigkeit im Essen, den er bei all seinen Nachbarn besitzt, nicht unverdient erlangt hat. Es beruht derselbe zum Teile in dem Mangel so konzentrierter Nahrungsmittel, wie der Araber eins

in der Dattel besitzt. Dieser hat das Land der Turkvölker nichts an die Seite zu stellen. Außerdem ist das Steppenklima an sich hungererzeugend, wie europäische Reisende oft erfahren haben. Mehr als das Fleisch werden Erzeugnisse der Milchwirtschaft, doch weniger die Milch selbst als Schotten, Käse und, besonders bei Mongolen und Tibetanern, Butter, gegessen. Jogurt und Airan oder Agiran, verschiedene Arten stark gesäuerter Milch und Buttermilch samt den Fettbestandteilen, dieselbe eingetrocknet als Kurut in Form kleiner Kügelchen, die oft das einzige Mittel sind, um bittersalziges Wasser schmackhaft zu machen, und, mit Fleischstücken gemischt, das bis zu den Wolga-Tataren hin noch übliche Bulamik liefern, gehen vom Himalaja bis nach Kleinasien. Bei den Mongolen und Turkvölkern kommt dazu der allerdings in der Regel nur bei Pferdenomaden, welche, wie die Kalmücken und Kirgisen, große Stutereien haben, beliebte, auch in Tibet zu findende, von den Turkmenen und Kara-Kalpaken aber verschmähte Kumys, der Tschigan der Mongolen. Dieses zuletzt im Zustande alkoholischer Gärung berauschende Getränk scheint nur bei jenen Stämmen, welche von den Einflüssen der Nachbarkulturen unberührter geblieben sind, sich behauptet zu haben, also besonders bei allen Kirgisen, während andre, den Kultureinflüssen unterworfene, wie die Baschkiren, ihre engere Verwandtschaft mit jenen darin bezeugen, daß sie diesem nationalen Getränke noch immer anhängen. Einige halten mit Unrecht den Kumys für so charakteristisch türkisch, daß ihnen seine Erwähnung bei den Hunnen allein genügt hat, den türkischen Ursprung dieses Volkes über allen Zweifel zu erheben. Fleisch wird in gekochtem und gedünstetem, selten in gebratenem Zustande gegessen. Auch das Räuchern des Fleisches ist bekannt. Aus dem Pflanzenreiche wird am meisten Hirse, die auch mit armem Boden vorlieb nimmt, genossen; dazu kommt im Süden Reis, im Norden Weizen, beide durch den Handel herbeigebracht. Besonders die in der Nähe Persiens wohnenden Turkmenen haben sich längst an Mehl gewöhnt und backen matzenartige, ungesäuerte Brote sowie harte, zur Aufbewahrung bestimmte Schmalzkuchen Die nationale Dsamba der Mongolen ist ein steifer Teig aus geröstetem und grob zermahlenem Getreide. Im chinesischen Kulturgebiete, also besonders bei Mongolen und Tibetanern, ist der Thee eine Notwendigkeit geworden. Er erscheint hier in der bekannten Form des sogar als Geldsurrogat zirkulierenden Ziegelthees, dessen Preis indessen, solange er aus China bis Balti und Ladak ging, vielen nicht erschwinglich war. Mit Butter und Salz versetzt, ist seine Abkochung oft der Suppe näher als dem Getränke. Indien macht erfolgreiche Versuche, seinen Thee in der gleichen Gestalt auf den zentralasiatischen Markt zu bringen.

Vielen Speisen werden wild wachsende Früchte und Wurzeln beigemengt, deren eine Menge von Weibern und Kindern eingesammelt wird. Die Beeren des Kharmik (*Nitraria Schoberi*) gehören fast zur täglichen Nahrung der Tsaidam-Mongolen. Über wilde Nährpflanzen der Steppe s. oben, S. 328.

Das Opiumrauchen hat sich in der Mongolei um so weiter verbreitet, als viele chinesische Ansiedler hierher auswanderten, um dem innerhalb der Reichsgrenzen herrschenden Verbote des Mohnbaues und der Opiumbereitung sich zu entziehen. Selbst im Ordoslande bauen sie Mohn zur Opiumbereitung und haben in der hiesigen, sonst so kräftigen mongolischen Bevölkerung das verderbliche Opiumrauchen allgemein verbreitet. In der innern Mongolei ist, wie andre chinesische Sitten und Unsitten, auch diese noch nicht so weit verbreitet, findet sich aber in hoher Blüte in den Mittelpunkten der entferntesten dieser Besitzungen Ostturkistans. Den Tabak rauchen die Mongolen aus kleinen chinesischen Pfeifen, ihre Brüder aber an der Wolga, die Wolga-Kalmücken, aus einer Pfeife mehr europäischer Form, die sie sinnreich mit einem Deckel versehen haben, der das Feuer auch im heftigsten Steppensturme erhält.

Das Zelt ist das Haus des Nomaden. So drückt es auch die Sprache aus. In den Turkdialekten ist das Wort für Zelt identisch mit dem für Haus. Ist der Ort wechselnd,

über den dies wandernde Haus sich erhebt, so ist dafür dieses selbst um so beständiger in Gestalt, Stoff, Einrichtung. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man zu den disziplinierenden Kräften im Leben des Nomaden die seit Urzeiten gleiche Zeltordnung rechnet. Jeder und alles hat hier seine feste, altbestimmte Stelle, daher die Raschheit und Ordnung in Auf- und Abbruch, Neu-Aufstellung und Einrichtung. Daher auch die auffallende Geräumigkeit, die besonders an den sehr sinnreichen, großen Turkzelten die Europäer so oft erstaunt hat. In einem mäßigen Kirgisenzelte haben bei Tage 40 und nachts 20 Menschen Platz, wobei sämtliches Gerät und Waffen und noch manche Vorräte rings an den Wänden und Stangen hängen und liegen. Unter der Zeltöffnung, wo Herd, Vorräte und Waffen zu schirmen sind, lagern die Männer, links vom Eingange die Weiber und Kinder, diesen gegenüber die männlichen Diener. Unerhört, daß jemand seinen Platz verändert, ohne Befehl oder dringendsten Grund zu haben. Nur dieser festen Ordnung ist es zu verdanken, daß das Zelt mit seinem ganzen Inhalte in Zeit von einer Stunde verpackt und verladen werden kann.

Den festen Körper des Zeltes bildet, wo Holz zu haben und demgemäß ein Zelt zu finden ist, welches als Winterjurte sogar der Holzhütte nahe genug kommt, ein Holzgerüst, das in mehrere, 4—6, Teile auseinander genommen werden kann. Die Eingebornen verstehen dieses Geländer kunstgerecht zusammenzufügen und umgeben es mit einem gewebten, oft schön gezeichneten, breiten Bande, welches die Teile fest zusammenhält. Die einzelnen Stäbe, aus welchen es sich zusammensetzt, stehen kreuzweise und stecken mit ihren untern Enden in der Erde. Auf dem offenen Geländerringe steht eine Anzahl Stangen, welche in einem Rade konvergieren und so die Strebepfeiler bilden, auf welchen das Dach ruht. Diese Dachsparren sind beim Mongolenzelte gerade, beim kirgisischen parabolisch, und jenes gilt ebendeshalb für windfester als dieses. Das ganze Gerüst wird dann mit einem Mantel von Filzen bedeckt, der, in mehrere Stücke zerfallend, an seinen Enden übereinander gezogen und mit Seilen aus Kamelshaaren zusammengebunden ist. Diesen Mantel muß bei Armen eine Decke aus gekochter Birkenrinde ersetzen, und dazu kommt noch eine äußere Hülle von Schilfmatten, welche wieder mit einem gewebten Bande umschlungen und befestigt ist. Als Thür dient ein hölzerner Rahmen, in dem hölzerne Thürflügel aufgehängt sind, jedoch ohne eiserne Angeln oder Schlösser. Häufig vertritt ein Teppich die Thür oder bildet einen zweiten Verschluß. Durch Verschiebung der Zeltdecke schafft man Luft und Licht und gewährt zugleich dem Rauche Abzug. Die Zeltdecke ist bei den Turkmenen mit Vorliebe rot, bei den Tibetanern schwarz gefärbt, und von roter Farbe sind bei jenen auch die Stäbe des Zeltgerüstes. Die häufig vorkommenden Völkernamen, die mit Kara (schwarz) zusammengesetzt sind: Kara-Tanguten, Kara-Kirgisen ꝛc., sind teilweise auf die Farbe der Zeltdecken bezogen worden. Bei den echten Nomaden gibt es wenig Abstufungen dieses Zelttypus, denn der größere Wohlstand zeigt sich bei ihnen nicht in der bessern Ausstattung, sondern in der größern Zahl der Zelte. Nur bei den viehармen Tataren des obern Jiusgebietes nähert sich das Zelt der Rindenjurte nordasiatischer Völker und im Winter der Erdhütte derselben. Bei sehr armen Völkern, wie den Kalmücken des Altai, fällt das untere Gerüst des Zeltes ganz weg, die Bewohner leben gewissermaßen nur noch unter dem Dache, das sie notdürftig schützt. Es mag dies gleichsam den Keim des großen Zeltes versinnlichen. Bei den armen Anwohnern des Tarym behält die Schilfhütte doch insofern etwas Zeltartiges, als die Schilfausfüllung der vier Eckpfosten locker wie eine Zeltdecke und von Mauerwerk oder dichterm Schlusse an der ganzen Hütte keine Rede ist. So stehen auch die Winterjurten der Kisil-Tataren am obern Tschulym, die im Sommer nomadisieren.

Die Wohnung der nomadisierenden Tibetaner ist die viereckige schwarze Filzjurte aus den Haaren des Jak, welche im Süden von beträchtlicher Größe ist. In derselben wird außer

dem einfachen Hausgeräte, das meist aus Schalen, Kochtöpfen und dergleichen besteht, auch noch der trockne Argal, d. h. der getrocknete Mist der Haustiere, der als einziges Brennmaterial dient, aufbewahrt. Als Schlafstellen dienen Felle. Je unsicherer die Existenz, desto elender und ärmer sind diese Wohnstätten, die bei jenen Tanguten, von welchen Prschewalskij erzählt, daß sie ihre Habseligkeiten und Vorräte alle unter der Erde an nur ihnen bekannten Stellen verwahren, fast nur noch Felle und Mist enthalten.

Im Wechsel der Zeltbekleidung spiegeln sich die Unterschiede der Jahreszeiten. Die Freude des Frühlinges wird vielleicht nur von den Menschen unter dem Polarkreise in ähnlichem Maße empfunden wie von den Steppenbewohnern. Bei einer Temperatur, die monatelang unter Null verharrt, sind Jurten mit ihrer Filzbekleidung doch sehr luftige Wohnungen, und selbst beim lodernden Feuer, in den Pelz gehüllt, wird man kaum warm. Die Teke-Turkmenen haben daher neben den Zelten Erdhöhlen, die im Winter durch Auskleidung mit Filz und Teppichen und kleine Feuer warm gehalten werden und im Sommer kühl sind. Bei den Winterstürmen muß das Feuer auf dem Herde inmitten des Zeltes gelöscht werden, und dann schützen oft Sturmpflöcke und doppelte Umwindung mit Kamelseilen das Zelt kaum vor dem Aufgelüftetwerden. In der Zeit von Mitte März bis Mitte April, welche vom Lammen der Schafe und Fohlen der Stuten ihren Namen hat, wird allmählich die äußere Zeltdecke abgenommen und werden die Sturmpflöcke gelockert. Es folgt bald darauf das Abbrechen und Aufladen des Zeltes, wesentlich eine Arbeit der Weiber, welche nun in kurzen Zwischenräumen sich wiederholt. Beim Herannahen des Winters, meist gegen Ende des Oktobers, wird das Winterzelt durch Verdoppelung der Filzdecken bei Reichen, durch Überzug mit Schilfrohr bei den Ärmern, durch Umwindung mit starken Kamelseilen, die an Sturmpflöcken befestigt sind, hergestellt.

Die Mongolenjurten stehen häufig vereinzelt oder in zerstreuten Gruppen, während die Kirgisen sich nicht niederlassen, ohne ihren Aul zu gründen, ähnlich wie selbst die dünn gesäeten Nordtibetaner jeweils in kleinen Horden von etwa zehn Zelten beisammenwohnen und miteinander wandern.

So groß die Ordnung in den Jurten, so gering die Sauberkeit. Nomaden sind in der Regel nicht reinlich, vorzüglich nicht in den kalten und wasserarmen Gegenden, wo man in allem Ernste als Sprichwort sagt, daß Gott dem Menschen, der kein Ungeziefer habe, ungnädig sei. Selbst die äußerlich oft ganz netten Astrachan-Kalmückinnen wechseln nicht eher das Hemd, als bis es vollständig zu Lumpen geworden.

Der Übergang vom Zelte zum Hause vollzieht sich durch das Mittelglied der ärmlichen Erdhütte, welche der Mongole, der zum Hirten zu arm ist, sich in der Nähe seiner ärmlichen Ackerfelder erbaut, und früher noch durch die feste Vorrats- und Winterhütte des Halbnomaden. Denn daß reiche Mongolen- oder Kirgisenfürsten sich ein Haus nach russischem oder chinesischem Vorbilde neben ihre Zelte bauen lassen, ist zunächst etwas ganz Unorganisches, Äußerliches. In der Mongolei und in Tibet bauen die dauernd ansässigen Stämme schon viereckige Häuser mit kleinen, höhlenartigen Wohnräumen in oft mehreren sich abstufenden Stockwerken aus getrockneten Lehmziegeln, wobei die Dächer flach gehalten werden. Das ist die herrschende Form bis in die bewaldete Region des südlichen Ladak und Baltistan, wo man dann Holzhäusern mit schrägen Dächern begegnet. Sehr merkwürdig ist aber die Festhaltung der Rotunde des Zeltes im hexagonalen Hüttenbaue des ansässig gewordenen altaischen Kalmücken. Die flachen tibetanischen Häuser mit ihren unregelmäßig über die Wände hin verteilten Fensteröffnungen, einförmig grau, in den ackerbauenden Teilen auf allen Seiten von Düngerwällen umgeben, passen in die kahle Landschaft sich trefflich ein, und ein Dorf ist oft schwer von einem Haufen zerklüfteter Felsen zu unterscheiden. Ortschaften sind übrigens seltener als vereinzelte Gehöfte, wie

sich in diesem dünn bevölkerten Lande von selbst versteht. Schon in Sikkim sind, lange ehe man den letzten Wohnplatz Yokung in ca. 2200 m erreicht, nur Weiler von 3 bis 4 Hütten zu sehen. Der Wärme halber drängen so viele wie möglich sich in einem Hause zusammen, und die Menschen wohnen, wie in manchen Gegenden Deutschlands, mit Vorliebe über dem Viehstalle. Von Wichtigkeit ist das flache Dach. Auf ihm, der mit flachen Steinen gepflasterten Plattform, mit welcher der Bau abschließt, breiten die Tibetaner ihre Ernte zum Trocknen aus und erflehen bei einer kleinen Buddhastatue Segen und Gedeihen für ihre Familie und ihre Habe, und in der Winterzeit ist die Plattform ein gesuchter Platz, um sich in den Sonnenstrahlen zu erwärmen.

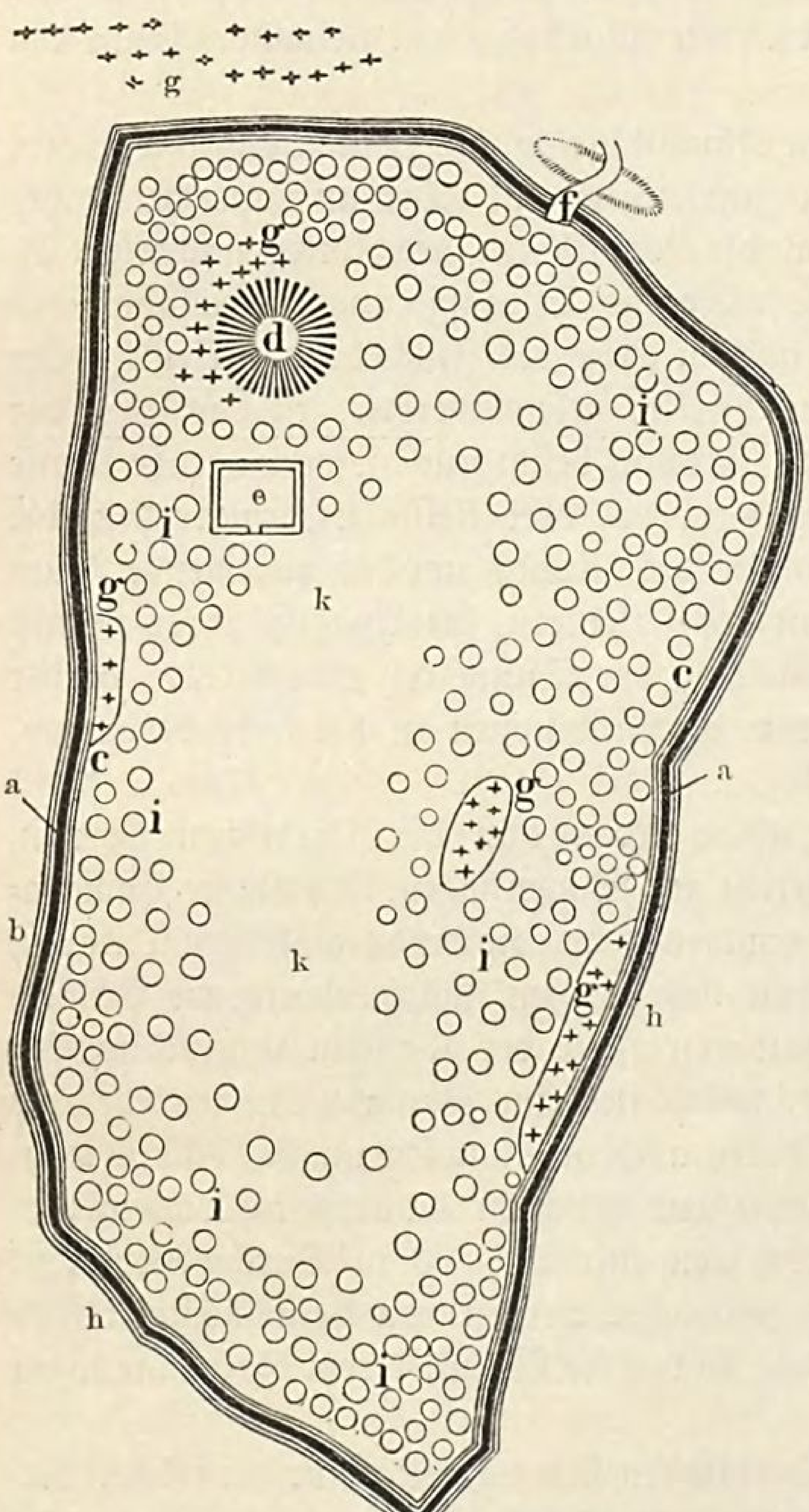
Die Wohnräume selbst sind trübe, lichtscheue Räumlichkeiten mit spaltenreichen Mauern, durch deren Ritzen die frische Luft ungehindert Zutritt gewinnt. Der im Laufe der Jahre schichtenweise angesetzte Schmutz ersetzt manchmal die Wohlthaten des Kalkes und Mörtels. In der rußigen Zimmerdecke befindet sich eine viereckige Öffnung zum Durchlassen des Rauches. Die Feuerstelle ist in die Mitte der nackten Erde des Fußbodens versenkt. Ein gebrechliches Holzgestell, worauf einige unebene Bretter gelegt werden, ist das Bett der reichern Leute, die Armen schlafen auf der Erde. Ebenso besitzt nur die vermögende Klasse niedere Tischchen und in der Nähe des Herdes zwei bis drei kleine Ledermatratzen, die Lieblingssitze der Frauenwelt, wenn sich die Familie des Abends um das qualmende Feuer gruppiert. Stühle und Schemel sind unbekannt. Bei kleinern, die Angriffe ihrer Feinde fürchtenden Nomadenstämmen, wie denen Tsaidams, der Dsungarei, Nordtibets, ist der bessere Teil der Habe nebst einem eisernen Bestande an Provisionen in der Erde verborgen, weshalb jene noch ärmer scheinen, als sie sind.

Die Alten wußten von wagenbewohnenden Nomaden der skythischen Ebenen, Agathyrsen und Sauromaten zu sagen, die in Zelten auf Wagen zogen, und die sie Hamaxabioten nannten. Ein solcher Stamm von Wagennomaden waren die kundurofskischen Tataren, ein östlicher Zweig der Nogaier, noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wo Pallas sie eben im Begriffe fand, die auseinandernehmbaren Zelte der Kirgisen und Kalmücken gegen ihre korbähnlichen Filzzelte einzutauschen, welche sie beim Wandern auf zweiräderige Karren (Araba) luden. Solche Völker ließen die Alten auch in Sümpfen um die Mäotis wohnen, wo noch später die echten Nogaier, ähnlich wie jene östlichern Tataren, in Wagenzelten ihre Wanderungen machten. Ihre kleinen Zelte von nur $2^1/_2 - 3$ m Durchmesser trifft man stellenweise bis heute. Die zweiräderigen Zeltwagen werden von kleinwüchsigen Rindern gezogen, welche indessen leicht und rasch sind, so daß sie sich mit ihrem Gespanne sogar in Trab setzen.

Städte und überhaupt größere ständige Ortschaften sind natürlich nur bei solchen Nomaden zu finden, von denen Teile ganz oder halb zur Ansässigkeit übergegangen sind. So besitzen die Kara-Kalpaken den Ort Tschimbai im Oxusdelta, wo sie freilich nur zeitweilig wohnen, während die ständige Bevölkerung desselben vorwiegend aus Kaufleuten, Priestern und Handwerkern besteht. Die altberühmten Städtenamen des Oxusgebietes sind iranisch, aber es gibt auch alte türkische Namen für kleinere Orte dieser Region, und diese deuten an, daß früher schon Türken mitten in der iranischen Bevölkerung sich angesiedelt hatten. Allmählich sich vermehrend, versetzten sie zu Timurs Zeit dem iranischen Elemente den Todesstoß, konnten ihm aber seine Überlegenheit und besonders auch seine Neigung, in Städten zu wohnen, nicht rauben. Derartige Benennungen führen indessen möglicherweise zum Teile auf alte Residenzen von Stammeshäuptern zurück, wie wir solchen auch bei den Mongolen bis heute begegnen. Plätze wie Urga oder auch kleinere, wie die Residenz eines Mongolenfürsten am Kurlyk-Nor, von welcher Prschewalskij spricht, sind wenigstens für längere Zeit stabil. Sie sind allerdings nicht Städte in unserm Sinne, sondern, wie Regel von Schicho im Ili-Gebiete sagt,

eine Ansammlung von Ansiedelungen, Niederlagen, Bazaren, Forts 2c. Öfters befinden sich in unmittelbarer Nähe derartiger Plätze kleine Festungen, die in Kriegszeiten und bei drohenden Raubzügen als Zufluchtsstätten dienen, einfache Umschließungen mit Wall und Graben.

Zu den Merkmalen der Steppe gehören die zahllosen Städteruinen von zum Teile bedeutender Ausdehnung. In der Mitte der sandigen Kusuptschi, gegen 30 Werst vom Gelben Flusse, fand Prschewalskij die Ruinen einer Stadt in einem Mauernquadrate von 8 Werst Seitenlänge und 10 m Höhe. Wo heute ein paar Hundert Menschen am Lob-Nor elend ihr Dasein fristen, erhob sich die im 14. Jahrhundert zerstörte Stadt Lob, welche am Dschachanssai-Darja, etwa 50 km südlich vom Lob-Nor, lag. Bei der Oase von Tschertschen liegen gleich zwei große Städteruinen, und die Einwohner versichern, daß man am ganzen mittlern Laufe des Tschertschen-Darja in einer Entfernung von 5 bis 15 Werst westlich von seinem jetzigen Bette Spuren alter Städte und Ansiedelungen finde. Prschewalskij hörte in Tschertschen und früher am Lob-Nor, wie auch in der Oase Keria wiederholt von der Tradition, daß auf dem Flächenraume zwischen Chotan, Aksu und dem Lob-Nor einst 23 blühende Städte existiert hätten, die jetzt von dem Sande der Wüste bedeckt seien. Es kam noch in unsrer Zeit vor, daß die in Städten Ansässigen, nachdem sie den immer weiter vordrängenden Nomaden Äcker, Weiden, Holzschläge überlassen hatten, endlich selbst ihre Städte räumten. So die Karakaliner den Turkmenen von Achalteke, welche natürlich keinen Gebrauch von der verlassenen Stadt zu machen wußten. Heyfelder besuchte unmittelbar nach dem Falle von Achalteke Karakali und beschreibt dasselbe als ein modernes Pompeji. „Festung, Wälle, Mauern, Türme, Kanäle, Brücken, Wohnungen (aus Lehmwänden), Villen mit Gärten, Scheunen, Höfe, Stallungen, Brunnen, Kirchen, Keller, Krippen, Futtertröge, ausgedehnte Wasserleitungen und Berieselungen sind wohl erhalten, aber absolut menschenleer. Kein Wächter, kein Haustier, nur eine Schar Spatzen bewohnt die verlassene Stadt.“ Auswanderung der Tataren und der Juden ließ in der Krim nach der russischen Besitzergreifung ganze Städte leer, wie z. B. das keineswegs alte Mankup, welches Pallas noch 1800 entvölkert fand.



Plan von Dingil-Tepe. (Nach Heyfelder.)
a Umfassungsmauer — b äußerer Graben — c innerer Graben — d Observationshügel — e kleine Festung — f Ausgangsthor — g Gräber — h Vorderfronte — i Zelte — k freier Platz.

Die beiden einzigen beträchtlichern Städte in der nordwestlichen Mongolei, Kobdo und Uliassutai, geben sehr interessante Belege für die Lebensbedingungen und Lebensfähigkeit der Städte in diesen Regionen. Beide liegen, wenn auch in Oasen, doch in unwirtlichen Gegenden, in Höhen von ca. 1700 m, in Umgebungen, die weder an Holz

noch Gras die nötigen Hilfsmittel bieten. Sie sind daher, wie alle mongolischen Städte, kurzlebig, und schon hatte man begonnen, als Ney Elias Anfang der siebziger Jahre sie besuchte, Kobdo, d. h. die Handelsniederlassung, nach einer bessern Lage, fünf Tagereisen südwärts an der Urumtsi-Straße, zu verlegen, wo ein Lamakloster und ein wohlbewässerter und bevölkerter Distrikt besseres Gedeihen zu versprechen scheinen. Sie wurde verlassen, weil die Holzvorräte der Wälder im Umkreise etwa einer Tagereise erschöpft waren, und die Wälder sind hier natürlich dünn gesäet. Es sind dünne, verkrüppelte Föhrenbestände, welche sich merkwürdigerweise nur an der Nordseite der Anhöhen befinden. Die Geringfügigkeit dieser so leicht zu erschöpfenden Hilfsquellen erklärt, zusammen mit der bewegten Geschichte, die große Zahl der Städteruinen in der Mongolei.

Wo Städte fehlen, sind Reste von Befestigungen Zeugen des stürmisch bewegten geschichtlichen Lebens dieser Gebiete. Mauern und Wälle schlossen einst wichtige Durchgänge und Übergänge ab, wie bei Perekop. Kleine Forts aus Faschinen und Erdwall liegen in der Nähe jedes Mongolenlagers in Tsaidam, um bei den Einfällen der Kara-Tanguten die Herden aufzunehmen. Verlassene Befestigungen dieser Art erinnern an unsre Ringwälle. So schildert Schangin eine Festung der Bergkalmücken auf einem einzeln stehenden Hügel an der Tschela-Mündung, wo die auf drei Seiten um den Gipfel ziehende Schiefermauer mit Schießscharten und Gucklöchern durchbrochen ist. Langgestreckte Wälle, welche wichtigere Zugänge oder Abschnitte zu verteidigen bestimmt sind, erzählen in allen Steppengebieten von den Kämpfen der Nomaden unter sich und mit den Ansässigen. Eine der nördlichsten Linien ist von Simbirsk über Sursk nach Atemar geführt und steht mit einer zweiten, von Pensa nach Tambow fortgesetzten zusammen; beide waren zum Schutze Moskaus gegen die Tatareneinfälle bestimmt. Die berühmteste Anlage dieser Art ist die Chinesische Mauer, welche vom obern Hoangho bis zum Meere das alte China schützend umfaßte; heute ist an ihre Stelle ein Gürtel Ackerbau treibender Emigranten aus China getreten, der die chinesischen Nordprovinzen viel wirksamer schützt, hauptsächlich weil er die Mongolen aus den fruchtbarsten Wohnsitzen verdrängt, ihre Zahl vermindert, ihre Organisation geschwächt hat.

Den heutigen Bewohnern liegen so mühselige Steinbauten fern. Der in den Fels gehauene Steinweg, welcher in das Thal von Waschansai hinaufführt, gehört energischern, vergangenen Geschlechtern an. Bezeichnenderweise heißt ein Ort Taschkuprink am Serafschan Steinbrücke, wo man heute nur eine Brücke von Holz passiert. In der Regel sind die aus alter Zeit stammenden Steinbrücken besser erhalten als die modernen Holzbrücken. Die Iskander- (Alexander-) Sagen, welche so manchem Werke des Altertumes beigelegt werden, das über Leistung und Absicht der heutigen Menschen hinausgeht, knüpfen auch an Reste von steinernen Brücken an, welche man bei heute unbedeutenden Orten, z. B. bei Termez am Amu, findet.

Neben der Viehzucht ist der Handel der wichtigste Zweig wirtschaftlicher Thätigkeit in der Steppe. Ihn nähren außer den Erzeugnissen der Viehzucht diejenigen der Jagd, der Stein- und Wurzelsucher, und auch die schwache Industrie z. B. der teppichwebenden Weiber der Turkmenen liefert Erzeugnisse zum Absatze. Das Altertum kannte den Pelzhandel der Skythen als einen seit undenklicher Zeit betriebenen. Der Nomade hat dafür seinerseits Bedürfnisse, welche er in dem so einseitig ausgestatteten Lande nicht zu befriedigen vermag. Dahin gehört in erster Linie der Ziegelthee, dann vielfach schon Tabak und Opium, Getreide oder Mehl, Kleidungsstoffe, Waffen und Munition. Daher bilden die vorgeschobenste Bevölkerung überall die Handelsleute, zunächst Chinesen, die teils hausierend, teils von festen Niederlassungen (den Sloboden der Russen) aus bis hinüber nach Turkistan, wo die Inder und Araber ihnen die Hand reichen, das Land durchziehen. Einzelne Stämme stehen in Handelsbeziehungen zu bestimmten Plätzen, woraus mit der Zeit engere

Verbindungen entstanden sind. So versorgen die Tataren von Schugnan die Kara-Kirgisen des Pamir zur Weidezeit, und diese erscheinen dann im Herbste in Schugnan, um Salz gegen Getreide auszutauschen. Zu einer Zeit, wo die Nomaden noch bedürfnisloser lebten als heute, notierte Pallas folgende Waren, welche die Leute von der Großen Horde der Kirgis-Kasaken zu Troizk kauften und verkauften: Sie brachten Rinder, Pferde, Schafe, Ziegen, Felle von Wölfen, Rotfüchsen, Steppenfüchsen, Korsaks und ihren Haustieren, Filz, Zeug und Wettermäntel aus Kamelhaar, Stricke aus demselben Stoffe, Pelze aus Füllenfell. Dafür kauften sie unter anderm: Webstoffe aus Wolle, Leinen, Seide und Baumwolle, darunter Samt, Scharlachtuch, chinesisches Baumwollenzeug (Kitaika), feine Pelze zu Mützen, Juchten, Saffian, Schmucksachen, Schminke, Korallen, Zöpfe, Spiegel, Rasiermesser, Nadeln, Kämme, Eisen, Zinn und Kupfer in Stangen, eiserne Küchengeräte, Pferdegeschirr, Messer, Beile, Backschalen, Tabakspfeifen und -Dosen, Koffer, Wagen, Farben, Schwefel, Wachs, Siegellack, Harz, Mehl, Grieß, Thee &c.

Immerhin wahrt aber auch der Handel noch der ganzen Region den Koloniencharakter, indem trotz der großen Anzahl chinesisch-mongolischer Städte doch die großen, echt chinesischen Emporien, welche auch immer zugleich bedeutende Festungen sind, sich hart an der Grenze halten, wo sie ebensosehr dem Schutze des Hinterlandes wie dessen Verkehre dienen. Die andern erscheinen mehr als vorgeschobene Posten, die unter Umständen, wie die erstaunliche Zahl von Ruinenstädten in der Mongolei bezeugt, leicht aufgegeben werden, um an günstigern Stellen ebenso leicht wieder aufzuschießen. Fünf solche Grenzemporien bilden eine Art von Festungsgürtel um die Nord- und Westgrenze Chinas und können als die Operationsbasis betrachtet werden, von welcher aus der Handel in die Steppe und über dieselbe hinaus geleitet wird. Von ihnen ist Kalgan rein chinesisch, Khukhukoto aber hat einen stark ausgesprochenen mittelasiatischen Typus in Bauweise und Bevölkerung. Schehol ist, schon durch den häufigen Aufenthalt des chinesischen Hofes in seinen Mauern, wieder mehr chinesisch, wiewohl es die östlichste dieser drei Vorstädte Chinas ist. Allein es liegt an der großen Straße, welche von Peking durch die Große Mauer nach Tsitsikar in der nördlichen Mandschurei führt, während von Kalgan der Verkehr nach Urga in der Nord- und von Khukhukoto nach Kobdo in der Nordwestmongolei führt. Kleinere Städte von oft schon beträchtlicher lokaler Bedeutung haben sich zwischen diesen Hauptorten in bedeutender Anzahl entwickelt. Nennenswert sind vor andern Karakhoto und Dola-Nor oder Lama-Mian. An der alten Westgrenze des Reiches nach Süden treffen wir in Ninghia, am obern Hoangho, in geschützter Lage auf den Ausgangspunkt einer lebhaften Kolonisation, die das „Land der Eingänge", jenen merkwürdigen Oasenstreifen, der zwischen Himalaja und Altai der natürlichste Weg quer durch Asien ist und daher seit den ältesten Zeiten gewissermaßen das Bett von wichtigen Völkerwanderungs- und Verkehrsströmen bildet, schon 200 Jahre vor Christi Geburt mit Militärkolonien besetzt, aus welchen zu Marco Polos Zeit chinesische Handelsstädte im großen Stile hervorgegangen waren, welche chinesische Kultur bis an den Altai und den Pamir ausbreiteten. Wie Ninghia gegen Westen, ist Siningfu gegen Süden Durchgangs- und Ausfallthor. Es vermittelt den Verkehr mit Tibet und teilweise auch mit Indien, und sein Handel war einst sogar größer als der von Ninghia. Im vorigen Jahrhundert fanden die Jesuiten katholische Armenier hier, und Shaw hörte in dem unsrigen den Ruhm dieser Stadt in den Bazaren Ostturkistans verkünden. Was über diese Grenzplätze hinausliegt, das ist schon mehr bloß Handelsniederlassung. Diese Hauptstädte der Grenze sind die Ausgangspunkte des Handels; ihnen gegenüber liegen an den Enden der von hier ausgehenden Wege die Zielpunkte des Handels gleichfalls an Grenzlinien (sibirischen, turkistanischen, tibetanischen), und zwischen die beiden schiebt sich eine mittlere Reihe von Städten, welche als Rast- und Zwischenhandelsorte zu bezeichnen sind. Nach dieser dreifachen Funktion bestimmt sich ihre Bedeutung.

Natürlich sind mit den Wegen auch die an ihnen liegenden Orte den oft unberechenbaren Schwankungen des Handels ausgesetzt. Der für die friedlichen Berührungen der Mongolen mit Europäern und für den chinesisch-europäischen Verkehr wichtigste und bis in die Mitte dieses Jahrhunderts außerordentlich belebte Karawanenweg von Kalgan nach Kiachta durch die Wüste Gobi hat an Verkehr verloren, seitdem die Russen vielen Thee zu Schiff von Hankhau nach Tientsin und von da dann zu Lande nach Irkutsk bringen, wohin seit 1862 das Zollhaus von Kiachta verlegt worden ist. Beide Plätze, das chinesische Maimatschin und das russische Kiachta, werden jedoch als Durchgangspunkte eines beträchtlichen Verkehres immer von einiger Wichtigkeit bleiben, bis die neue kürzere Karawanenstraße durch die Mongolei, welche von Tschindant in Transbaikalien direkt nach Dola-Nor führen soll, in Aufnahme gekommen sein wird. Übrigens hatte der Gobiweg auch oft von Mißständen zu leiden, die in der hohen Lage und dem rauhen Klima dieses Teiles von Innerasien ihren Grund haben. So war im Jahre 1875 die Reise durch die Wüste Gobi dadurch sehr erschwert, daß auf einer Strecke von 350 km die eine Postverbindung unterhaltenden Mongolen infolge Futtermangels weit vom gewöhnlichen Wege seitab gezogen waren.

Die Gegenstände des Gebrauches, welche ihre Vollendung durch die Kunst und den Fleiß der menschlichen Hände erhalten müssen, stellte in frühern Zeiten der Nomade fast ausnahmslos selbst her. Heute hat der Handel ihm schon manche von den gewerblichen Arbeiten abgenommen, denen er sich zu diesem Zwecke einst unterzogen; doch findet man bei den in abgelegenen, vom Handel wenig aufgesuchten Gegenden wohnenden Stämmen noch immer eine kräftige, vielseitige Hausindustrie vor. Selbst die armen, zurückgebliebenen Anwohner des Tarym spinnen und weben Schafwolle und erzeugen sich sogar eine eigne Webfaser aus den Stengeln der Kondyrpflanze. Im Herbste und Winter sammelt man die trocknen Stengel derselben, zerklopft sie und brüht die Fasern in Wasser; dann reinigt man sie, brüht sie nochmals und kratzt sie. Die Weiber spinnen auf einem eigentümlichen Rocken und weben aus dem Garne mit Hilfe eines sehr einfachen Webstuhles eine feste Leinwand. So einfach Spindel und Webstuhl (jene ein Stäbchen mit daran befestigtem Steinchen, dieser ein auf der Erde ausgebreitetes Gestell, durch Pflöcke befestigt oder mit Steinen beschwert), so mannigfaltig sind bei fortgeschrittenern Stämmen, die in Berührung mit industriellen, ansässigen Völkern gestanden haben, die Erzeugnisse. Leinwand, die etwas locker gewebt, aber schön gebleicht ist, Handtücher mit rot verzierten Enden, Wollenstoffe und schöne seidengestickte Festkleider geben uns eine hohe Meinung vom Fleiße und der Geschicklichkeit der Teke-Weiber, deren bunte Teppiche und Kameltaschen, in denen nur Blau und Violett immer fehlen, sogar einen beträchtlichen Handelsartikel bilden. Die Turkmeninnen weben auch den seidenartigen Agaristoff aus den äußerst weichen Haaren der Kamelfüllen, der in Persien mit Gold aufgewogen wird, und gröbere, lodenartige Regenstoffe. Das Stricken von Handschuhen ist ihnen ebensogut bekannt wie die Verfertigung von Steppdecken. Die Mongolinnen stehen hierin weit hinter ihren westlichen Stammverwandten zurück. Sie scheinen ursprünglich das Weben nicht gekannt zu haben, denn die Art, wie sie ohne Schiffchen bunte Bänder aus Seidenfäden herstellen, verdient mehr Flecht- als Webarbeit genannt zu werden. Dem Nomaden eigentümlich ist die ausgedehnte Verwendung des Filzes und die darauf begründete Filzindustrie, welche ihren Rohstoff der Kamel- und Schafwolle entnimmt, die nach Schichtung und Befeuchtung erst mit den Händen gerollt, dann mit den Füßen gewalkt wird. Man stellt weißen, naturfarbigen und geblümten Filz her, der in Masse zur Zeltbedeckung, zu Mützen, Strümpfen und bei den Ärmern zu Kleidungsstücken Verwendung findet. Leder wird natürlich in großer Menge erzeugt und bildet bei den herdenreichen Kirgisenstämmen einen Gegenstand starker Ausfuhr nach Rußland und

den Chanaten, wo die weitere feinere Verarbeitung stattfindet. Indessen ist die Zubereitung mangels kräftiger Lohe unvollkommen. Die Erweichung der Häute geschieht in einer mit getrocknetem Käse versetzten Flüssigkeit, der Mehl und Salz zugemischt werden, durch Schaben, Reiben mit den Händen oder, wenn es sich um größere Häute handelt, auf einer Maschine, die unserm Hanfbrecher ähnelt. Jede Art Fell und Haut hat bestimmte Verwendungen. Wasserschläuche sind aus Ziegen-, Kumysschläuche aus Pferdeleder; Jargak (glattes Schafleder) dient Kleidungszwecken, mehr noch, wenn sie erlangt werden können, die Häute von Pferde- oder Kamelfüllen mit ihrer weichen Behaarung. Zu ihren großen Kumysgärbottichen benutzen die Kirgisen je vier Pferdehäute, die in vorhin angegebener Weise gegerbt, längere Zeit gereinigt, endlich mit Fett gedichtet werden. Wo Holz in hinreichender Menge und Güte sich findet, werden zahlreiche Gegenstände des Gebrauches aus demselben geschnitten. Am liebsten wird dasjenige des Elaeagnus, des sogenannten wilden Ölbaumes, verwendet. Notwendig braucht der Nomade zwei Dinge aus Holz: Zeltstäbe und Sattelgestelle. Diese bilden zusammen mit größern hölzernen Schüsseln und Truhen Gegenstände des Handels, während die altgewohnten Löffel, Kumysbecher und selbst Schaumlöffel, die bei den Kirgisen vor 100 Jahren noch vorwiegend aus Holz bestanden, heute fast überall aus Eisen bestehen, in dessen Einfuhr nach den Turkländern und der Mongolei Russen und Chinesen wetteifern. Angesichts älterer Verbote chinesischer Regenten, die Mongolen mit Eisen zu versehen, ist die Frage anzuregen, ob nicht überhaupt der Ursprung der Eisenverarbeitung der Mongolen im Osten zu suchen sei? Besonders gesucht sind große gußeiserne Töpfe, in denen über dem Dreifuße die Nahrung einer Zeltgemeinschaft bereitet wird; mit ihrer Herstellung fand Prschewalskij eine große chinesische Gießerei in Bautu (Ostmongolei) beschäftigt. Die Zahl der Schmiede ist gering, und



Ein kirgisischer Musikant. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 369.



TÜRKISCHE UND MONGOLISCHE GEWEBE UND SCHMUCKE.

ein starker Aberglaube umgibt ihr Thun, wie sie denn vor andern zur Hilfsleistung bei Schamanen in schweren Fällen berufen sind. Der Schmied nimmt zusammen mit dem Musiker (s. Abbildung, S. 368) die tiefste Stellung unter den Ständen der Ladaki ein. Bei den Kirgisen ist er dagegen der Gehilfe des Bakschi. Zogrjaschski schildert die Kirgisen, welche um einen mit Bleierz und Kohlen gefüllten Tiegel herumsitzen, betend, daß das Metall erscheinen möge. Die Esse ein mit einer Lehmlage bedecktes Brett, der Amboß oft nur ein Stein, Hämmer und Zangen entsprechend einfach: das sind die Hilfsmittel des kirgisischen und mongolischen Schmiedes, und mit diesen sind natürlich nur sehr einfache Werke zu schaffen. Auch hierin ist der Westen viel weiter. Bei den Turkmenen wurden ziemlich feine Schmucksachen persischer Arbeit nachgeahmt, Luntenflinten gefertigt, und sie sollen sogar die scharf geschnittenen Stempel, mit denen sie ihr Silbergeld herstellten, selbst gefertigt haben. So sind auch die kaspischen Turkmenen in Hantierungen geschickt, zu denen ihre litoralen Wohnsitze sie anleiten, die sie aber sicherlich von den persischen und armenischen Nachbarn gelernt haben. Bei Krasnowodsk gewinnen sie Salz, auf der Insel Tscheleken, die 200 Naphthaquellen besitzt, Naphtha, von jenem in Summa jährlich 200,000, von dieser 100,000 Pud. Sie, die zugleich die dem Handel am meisten zugeneigten von allen Türken sind, verflößen diese Produkte nach Amur Ade oder bringen sie auf die Reede von Asterabad. So weckt die Berührung mit der Kultur schlummernde Kräfte, welche das Nomadenleben nicht zu nutzen verstand. Man kann hier auch an den tschudischen Bergbau erinnern, von welchem oben, S. 346, gesprochen wurde. Eine merkwürdige Erfindung der Baschkiren scheint auch eine Mühle zu sein, von der Pallas, der sie im südlichen Ural sah, Kunde gab. Kleine Bäche werden durch einen Faschinenbau gestellt und über ihnen ein Hüttchen errichtet, in dessen Mitte auf einer tischähnlichen Vorrichtung zwei Holzscheiben, die untere unbeweglich, ruhen, deren einander zugekehrte Flächen mit eisernen Nägeln beschlagen sind. Die obere Scheibe kann auf der untern durch eine Kurbel bewegt werden, die aus einem Baume so geschnitten ist, daß die Wurzeln die Befestigung der Flügel unterstützen, auf welche fallend das Wasser den einfachsten Mühlenmechanismus, den man erdenken kann, in Bewegung setzt. Nicht unbedeutend, wenn auch durch die Umstände einseitig ausgebildet, ist die Kunstübung der Nomaden. Während den buddhistischen Mongolen alle Götterbilder und künstlerisch gestalteten Kultusgegenstände aus Tibet zukommen, verbietet der Islam den mohammedanischen Turkvölkern die Herstellung derartiger Dinge. Einiger Geschmack zeigt sich in der Ausschmückung der Kleider mit farbigen Fäden, Tressen und Perlen bei den Weibern, in derjenigen der Waffen bei den Männern. In der letztern, dann in der Buntweberei sind die westlichen Innerasiaten weit den östlichen überlegen, offenbar durch die persische und indische Schule. Die nomadisierenden Türken Persiens liefern z. B. eine ganz beträchtliche Masse der in den Handel kommenden einfachern Teppiche. Vgl. die beigeheftete Tafel „Türkische und mongolische Gewebe und Waffen“.

Die Stellung der Frau ist eine sehr abhängige. Manche Schilderer haben dieselbe mit derjenigen einer Sklavin verglichen. Eine Art von Sklaverei liegt allerdings in der Form der Eheschließung, und die Arbeit des Hauses oder Zeltes lastet auf der Mehrzahl der Mongolinnen und Kirgisinnen so drückend wie Sklavenarbeit. Man kann bei der großen Trägheit der Männer selbst bei den Turkmenen nicht von einer gerechten Teilung der Arbeit sprechen. Alle Arbeiten innerhalb des Zeltes sind dem Weibe aufgebürdet, aber meist hat es auch selbst beim Aufschlagen des Zeltes den größern Teil der Arbeit, wenn nicht die ganze, zu thun, Filz und Stricke für die Zelte herzustellen, Kleider zu weben und zu nähen, für Heizmaterial zu sorgen. Wo Ackerbau betrieben wird, ackert, säet und mäht die Frau, ja sie hat nicht selten selbst die Pferde zu satteln und zu zäumen, auf Sattel und Waffen ein aufmerksames Auge zu halten. Bei den Kirgisen von Semipalatinsk

bereitet sie sogar den Branntwein, in welchem ihr Herr und Gebieter sich berauscht. Die Jagd, das Lieblingsvergnügen der Männer aller Turkstämme, ist dem Manne vorbehalten. Ganz entschiedene Mannesarbeit ist nur das Hüten der Herden, der Krieg und der Raub. Kirgisische Mädchen hüten zwar die Schafherde des Nachts, wo es für leicht gilt, aber nicht am Tage; zur Strafe schickt der Kirgise wohl auch seine Frau oder Töchter über tags zu den Herden. Wenn eine Frau über ihren Mann klagt, so sagt sie: „Er hält mich schlecht; er läßt mich des Tags die Schafe hüten". Den Weibern liegt aber wieder die Sorge für kranke Tiere, besonders Kälber, ob. Zu dieser materiellen Belastung kommt die moralische Tieferstellung. „Der Rat eines Weibes paßt wieder nur für ein Weib", sagt ein kirgisisches Sprichwort. Der neugeborne Knabe wird mit Stolz und Freude begrüßt, die Ankunft eines Mädchens wird als Last, wenn nicht als Unglück empfunden. Die uigurischen Verse:

> Besser, wenn eine Tochter nicht geboren oder nicht am Leben bleibt,
> Wird sie geboren, so ist es besser, wenn unter der Erde,
> Wenn das Totenmahl mit der Geburt vereint. —

sind von harter, aber in der Auffassung dieser Völker, wie der meisten Asiaten, tiefberechtigter Wahrheit. Wenige Stämme der Nomaden sind aber so konsequente Bekenner des Islam, daß sie die mohammedanische Absonderung der Weiber von der Gesellschaft der Männer durchführen. Unverhüllte Gesichter sind die Regel, Schleier die Ausnahme. Unter der Decke gewisser Formen und Förmlichkeiten bewegen sich die unverheirateten Weiber sogar häufig mit einer Freiheit, die weit gehen kann, solange keine Folgen des Verkehres mit den jungen Männern des Stammes sichtbar werden oder, was für viel schlimmer gilt, dieser Verkehr nicht über die Grenzen des Stammes, des Auls, hinausgeht. Für den erstern Fall sind fruchttötende Tränklein weit verbreitet, deren Gebrauch nicht nur geduldet, sondern allgemein anerkannt in jenen Fällen ist, wo der Bräutigam seine Braut vor der Zeit des öffentlichen und definitiven Beisammenlebens besucht. Diese Unsitte hat ohne Zweifel ihren Teil an der geringen Vermehrung so manchen mittelasiatischen Volkes.

Die Exogamie wird von den Kirgisen streng festgehalten. Dieselben lassen zwischen den Genossen eines und desselben Stammes (Auls) keine Heirat zu, sie holen sich die Braut aus einer andern Gemeinde, oft 700 Werst und weiter entfernt.

Zwei Gebräuche drücken der Heirat bei den Nomaden den Stempel einer Unbilligkeit gegenüber dem schwächern Teile auf, welchen aller Zeremonienschwall nicht verwischt. Die Verlobung findet lange vor dem Alter der Mannbarkeit statt, und der Kalym, das Brautgeschenk, wird zwar häufig bloß als ein Geschenk behandelt, ist aber in Wirklichkeit der Kaufpreis der Braut, was am klarsten daraus erhellt, daß bei den Mongolen Arme, welche ihn nicht erschwingen können, sich in Jakobs Weise die Braut zu erarbeiten haben. Verlobungen, bei denen Bräutigam und Braut in der Wiege liegen, kommen noch heute bei den Kirgisen vor, und die Förmlichkeiten, mit welchen der Vater des Bräutigams bei dem der Braut anhält, sind ganz ähnlich denjenigen, welche bei der Werbung für und um Erwachsene üblich sind. Auch hier begibt sich der Vater des Bräutigams mit seinen nächsten Verwandten in den Uluß der Braut und spricht mit deren Vater Gleichgültiges, bis er endlich mit einer Schale Branntwein und einer zum Anzünden bereiten Pfeife Tabak an diesen herantritt und seine Werbung vorbringt. Bei dem Stamme Kisil der Kirgisen von Tomsk, der mit hervorragender Zähigkeit an alten Sitten hängt, sprach dabei der Vater des Bräutigams noch vor einigen Jahren folgende Worte: „Wenn das Wasser deine Wohnung überflutet, so werde ich ein fester Damm sein; wenn der Wind in deine Wohnung bläst, so werde ich eine schützende Wand sein; wenn du mich rufst, werde ich herzulaufen wie ein Hund; wenn du mich auf den Kopf schlägst, so werde ich in dein Haus treten und dein Verwandter werden". Annahme und Genuß des Branntweines und der Pfeife bedeuten,

daß der Vater der Braut auf das feierliche Anerbieten des Werbenden eingeht. Die ganze Gesellschaft verhandelt nun über den Kalym und, wie minderjährig auch das eben zusammengeschweißte Paar Menschenkinder sein möge, sogar mit Eifer schon über die Zeit der Verehelichung. Die Werbung endet damit, daß der Vater des Bräutigams dem Vater und den Verwandten der Braut einige baumwollene Tücher schenkt. Der hier festgesetzte Kaufpreis wird ganz natürlich in Stücken Vieh normiert und zwar vorwiegend in Pferden, wobei ein Kamel fünf Stuten, ein bis drei Kamele einen Renner ꝛc. aufwiegen und Panzerhemden, Flinten, Jagdadler dazugegeben werden. 100 Stuten sind ein beträchtlicher Kalym, weniger als 27 pflegt keiner zu betragen. Zu ihm kommen aber noch zahlreiche Geschenke, mit welchen strenger Sitte gemäß der jugendliche Bräutigam seine Braut bei jedem Besuche zu bedenken hat, und vielfach sind auch diese Besuche geregelt, so daß sie z. B. dreimal im Jahre in Begleitung der nächsten Verwandten stattfinden. Diese Geschenke, die aber allerdings nur da in Betracht kommen, wo es Sitte ist, daß die Brautleute vor der wirklichen Verehelichung sich sehen, erinnern daran, daß die Braut nicht aus dem Hause gegeben wird, ehe der volle Preis bezahlt ist, und sie hören denn auch nur mit der endgültigen Verehelichung auf. Hatte nun auch, dem langsamen, unmerklichen Drängen der Vernunft und Billigkeit folgend, die Sitte der frühen Verlobungen vielfach sich gelockert, so blieb doch der Kalym als Bürgschaft und bindende Kette bestehen, bis die russische Regierung 1868 den kirgisischen Bräuten das Recht gab, sich der ehelichen Verbindung mit dem ihnen in frühster Jugend verlobten Bräutigam zu entziehen. Die Eltern müssen dann den Kalym dem Bräutigam zurückzahlen und außerdem noch neun Stück Vieh als Strafe erlegen für das nicht gehaltene Wort. Die Kirgisen verheimlichten dieses Gesetz lange Zeit vor den Frauen; als es endlich publiziert wurde, so erschienen allein bei der ersten Zusammenkunft des Wolostgerichtes im Kreise Kloster Kamenogorsk (Semipalatinsk) elf Jungfrauen vor dem Richter mit der Anzeige, daß sie mit dem in ihrer Kindheit ihnen Verlobten keine Ehe einzugehen wünschten. Wollte früher eine Frau von ihrem Manne loskommen, so mußte sie ihm dreimal entlaufen. Wenn dann durch eine Untersuchung festgestellt war, daß der Mann die Frau schlecht behandelte, so wurde die Ehe getrennt. Am lockersten sind die Ehen der in entwürdigendem Elende lebenden Tarymer.

Wo die Mittel dazu vorhanden, dehnen bei der Werbung um erwachsene Bräute die Festlichkeiten sich noch erheblich weiter aus. Den werbenden Verwandten des Bräutigams geht dann oft ein besonderer Bote voraus, der die Geneigtheit des Brautvaters sondiert, jene aber werden feierlich empfangen, Tage hindurch bewirtet und erhalten am letzten Tage den „Tustjuk“, welcher aus dem in kleine Stücke geschnittenen Bruststücke eines Hammels besteht und aus einer besondern Schale zum Zeichen der Unverletzbarkeit des geschlossenen Vertrages genossen wird. Bei den oft sich wiederholenden und lange währenden Schmausereien wird zwischen beiden Parteien alle Art Schabernack verübt, dessen Ziel hauptsächlich die Werbenden sind, denen selbst noch die Abreise erschwert wird, indem die Frauen des Auls ihnen das Pferdegeschirr in Unordnung bringen und ihnen Knochen unter die Sättel stecken oder an Mähnen und Schweif der Pferde binden. Es klingt hier manches an den Brautraub an, vielleicht selbst der Gebrauch, daß der jüngste der Werber eine Tasse stehlen und mit nach Hause bringen muß. Dieselben Schmausereien mit ähnlichen Spielen und Scherzen wiederholen sich bei einem Gegenbesuche der Verwandten der Braut im Dorfe des Bräutigams. Und ebenso wie dort die Braut, bleibt hier der Bräutigam unsichtbar. Diese Besuche wiederholen sich unter allmählicher Abzahlung des Kalym, bis endlich die Verehelichung möglich geworden, d. h. erkauft ist. Es erfolgt der letzte Zug der Werbenden nach dem Aul der Braut, wobei der Bräutigam sie zwar begleitet, jedoch in einiger Entfernung im Freien, oft unter eigens mitgebrachtem Zelte bleibt, bis die Braut versteckt ist.

Nun folgen Wechselgesänge der männlichen und weiblichen Jugend des Auls, welche die ganze Nacht währen, und bei welchen die erstere außerhalb der Jurte des Brautvaters, die andre innerhalb derselben weilt. Erst nachdem zwei Parteien sich gebildet, von welchen eine die Braut aus ihrem Verstecke zu befreien, die andre sie zurückzuhalten sucht, jene aber im Scheinkampfe gesiegt und die Braut auf einem Teppiche in die Jurte ihres Vaters zurückgebracht hat, laden einige Frauen den Bräutigam ein, seine Braut zu besuchen. Unter Entrichtung eines reichlichen Tributes von Geschenken an die Frauen des Auls tritt der Bräutigam in die Jurte der Braut und bleibt nun mit ihr, die er bei dieser Gelegenheit vielleicht zum erstenmal sieht, einige Tage allein. Heimlich zu den Seinen zurückgekehrt, findet er Geschenke des Brautvaters, die er an die Werber verteilen muß, und er wiederholt vielleicht seine Brautfahrt mehrere Male, bis er in feierlichem Zuge, Vieh vor sich hertreibend, kommt, um endlich die Braut in seinen Heimatsaul abzuholen. Beim Mahle, zu welchem das von ihm gespendete Vieh geschlachtet wird, erscheinen Frauen in den Prachtgewändern der Braut, unter denen die mit Steinen, Perlen und Münzen geschmückte hohe Pelzmütze, „Saukele", oft einen Wert von 4—5000 Mark erreicht. Den Zug der Braut zur Jurte des Bräutigams umgeben wieder Förmlichkeiten mancher Art, unter denen durch Sinnigkeit der Gebrauch der Tataren von Tomsk hervorragt, zwischen zwei jungen Birken einen Vorhang vorzutragen, welcher die Jurte des Bräutigams den Blicken der Braut bis zu dem Augenblicke verbirgt, wo der Zug vor derselben angekommen.

Die Witwe wird sehr oft von einem Bruder ihres Gatten geheiratet, was als eine günstige Lösung der Schwierigkeiten erscheint, von denen ihre Stellung umgeben ist. Als Mädchen einen hohen Kalym gebracht zu haben, gereicht nicht immer der Witwe zum Vorteil. Die verheirateten Mitglieder einer großen Familiengemeinschaft leben nämlich jeder für sich in seiner eignen Jurte, jeder bestellt seinen Acker zu eigner Nahrung; alle andern Einkünfte müssen dem Familienoberhaupte abgeliefert werden. Eine Witwe hat nur den Acker und wird dadurch zur ewigen Sklavin ihres Schwiegervaters, welcher sie gekauft hat, und der dem etwaigen neuen Käufer nicht eine Kopeke abläßt. Aber wegen des hohen Kalym kommt niemand, sich um die Witwe zu bewerben. Wie wenig der Kalym nur Geschenk ist, wie sehr er die Frau bindet, geht am besten aus dem Schicksale der Witwe hervor, welche die Familie des Mannes früher unter keiner Bedingung fortließ; sie erbte nichts, aber ging selbst als Erbteil auf den nächstältesten Verwandten des Verstorbenen über, einerlei ob er jung oder alt. Ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes mußte die Witwe zum „Nachfolger", welcher kirgisisch „Amenger" genannt wird. War der Amenger noch ein Kind, so mußte die Witwe die Volljährigkeit abwarten. Die russischen Gesetze haben dieser Art von Sklaverei offiziell ein Ende gemacht, aber die Sitte hält im Wesen an der gebundenen Stellung des gekauften Weibes fest.

Polygamie ist den Mongolen als Buddhisten selten, kommt indessen bei den Leuten höhern Ranges auch in ihrer Mitte vor. Sie ist aber auch bei den Turkvölkern selten. Die Zahl der Weiber ist bei den dünn gesäeten, in vielen Fällen an Volkszahl eher abnehmenden Wanderstämmen nicht übermäßig groß. Die allgemeine Regel, daß bei Völkern, die an Zahl zurückgehen, die weibliche Hälfte rascher als die männliche hinschmilzt, bewährt sich auch hier. Das System des Kalym schreckt von der Heirat ab, und man liebt offenbar keine sehr große Kinderzahl. Der Mord weiblicher Kinder ist selbst bei den russischen Kalmücken zu vermuten, deren Gesamtzahl von 1862 bis 1869 von 119,866 auf 119,536 gesunken ist, während die Zahl der weiblichen Individuen von 53,080 auf 51,267 zurückging!

Die vielbesprochene Polyandrie herrscht in Tibet in großer Ausdehnung zunächst in der Form, daß, wenn der älteste Sohn eines Hauses sich eine Frau genommen hat, diese auch gewöhnlich die Ehegattin seiner übrigen Brüder ist. Auch zwei, drei, bisweilen

vier blutsverwandte Männer besitzen gemeinschaftlich eine Frau, mit welcher sie ohne jegliche Eifersucht und Zank leben. Abbé Desgodins bestätigt, daß diese Ehen gar nicht so unglücklich ausfallen, wie man annehmen möchte, im Gegenteile entstehen Streitigkeiten nur höchst selten und zwar hauptsächlich wegen der Angehörigkeit der Kinder. In solchen Fällen entscheidet meistens die Gesichtsähnlichkeit mit dem respektiven Vater oder das Machtwort der Großmutter. Die Sitte findet sich im Norden bis zu den Tanguten und greift nach Kleintibet hinüber, wo es gleichfalls nicht selten vorkommt, daß vier Brüder mit einer einzigen Frau leben, wobei aber, und dies hilft die Sitte eher verstehen, die jüngern in untergeordneter Stelle bleiben. Dem ältesten Bruder fällt dabei die Sorge für die Kinder zu. Diese sprechen von dem „ältern" und dem „jüngern" Vater. In der That sind hier schon früh ökonomische Ursachen, nämlich die Armut des Landes an fruchtbarem Boden, verantwortlich gemacht worden, und die Polyandrie wäre daher auf die gleiche Ursache zurückzuführen wie das so weit verbreitete Cölibat. Es scheint damit übereinzustimmen, wenn bei den Chara-Tanguten die Nomaden monogam, die Ansässigen polyandrisch sind. Möglich, daß die Sitte auch vom Staate gefördert wird, der im nahen China die Gefahren der Übervölkerung deutlich erblickt. Als Prschewalskij nach dem Grunde dieser Einrichtung fragte, erhielt er zur Antwort, die Ursache sei eine rein ökonomische, da für jede Frau eine Steuer gezahlt werden müsse. Einen andern politischen Grund führt uns Cooper an, dem der Bischof Chauveau in Tatsianlu versicherte, daß auch bei den Tibetanern die starke Zunahme des Cölibates auf politische Maßregeln der chinesischen Regierung zurückzuführen sei. Vor der chinesischen Eroberung hätten die Tibetaner geheiratet, aber jetzt lebe mindestens ein Drittel der männlichen Bevölkerung im Cölibate. So jung ist indessen die Sitte nicht, welche schon Cäsar bei den alten Britanniern und die ersten Spanier, welche nach den Kanarischen Inseln kamen, bei den Guanchen fanden; sie ist auch schon in der chinesischen Geographie des Weitsang erwähnt, wo es heißt: In Tibet sind die Weiber stärker als die Männer, welche von schwacher Konstitution sind, daher nehmen oft drei oder vier Brüder derselben Familie eine einzige Frau. Der Buddhismus, der das Cölibat begünstigt, fördert damit, wenn auch stillschweigend, die Polyandrie, welche diesen Völkern wie ein Übergang von jenem zur Monogamie erscheinen mag. Die Balti, welche mit der Aufnahme des Mohammedanismus die Polyandrie abgelegt haben, scheinen einen Beleg für die wirtschaftlichen Absichten und Folgen dieses Systemes zu geben, indem sie bei stärkerer Vermehrung zur beständigen Auswanderung gezwungen sind, welche Balti-Ansiedelungen bis nach Jarkand, Kaschmir, Dschemu ausbreitete und viele Balti sogar veranlaßte, in die indischen Vorberge auf britisches Territorium hinabzusteigen. Der Maharadscha von Dschemu war so im stande, ein eignes Baltiregiment zu formieren. Auffallend ist auch die mehrfach zu findende Angabe, daß die Balti eine schwächlichere Rasse seien als die nahe verwandten Ladaki, welche fortfahren, der Polyandrie anzuhängen. Jedenfalls kann die tibetanische Politik der Abschließung, welche das Eindringen der Fremden ebenso verpönt wie das Verlassen des eignen Landes seitens der Tibetaner, in der Polyandrie wie im Cölibate starke Bundesgenossen erblicken. Eine Minderzahl von Weibern ist jedenfalls hier nicht der Grund dieser Sitte. Es wurde sogar gesagt, daß es mehr Weiber als Männer in Lhassa gebe. Auch sind an der Grenze genug Tibetanerinnen bereit, sich mit Chinesen zu verbinden, während das Umgekehrte selten vorzukommen scheint. Daß die Tötung neugeborner Mädchen mit dazu beitragen mag, den Boden für diese Sitte vorzubereiten, ist mehr als möglich. Vielleicht ist Prschewalskij weniger schwarzsehend als in andern Fällen, wenn er sagt, die tibetanischen Weiber seien von höchst leichtfertiger Aufführung, und es sei selbstverständlich, wenn unter solchen Umständen von keinen Tugenden im Familienleben der Tibetaner die Rede sein könne. Dazu komme noch, daß die im Cölibate lebenden Lamas eine noch größere Sittenverderbnis in das Volk trügen.

Die Geburt findet unter Zusammenlauf der ältern Frauen des Stammes oder Auls statt, welche sich hauptsächlich mit der Anwendung von Zaubermitteln befassen, mit denen sie feindlichen Mächten entgegentreten. Doch fehlt es bei ihnen nicht an einem gewissen Maße von Können in geburtshilflichen Dingen, was aber nicht hindert, daß das Weib auch selbst in dieser extremen Lage oft in einer heroischen Weise behandelt wird, welche der Zartheit seiner Konstitution ebensowenig Rechnung trägt wie jener Gebrauch, dem es sich selbst willig fügt, in der Hausarbeit bis zum Eintritte der Wehen zu verharren. Von den Kirgisen von Semipalatinsk wird erzählt, daß sie im äußersten Falle zu dem heroischen Mittel greifen, die Wöchnerin zu einem Reiter aufs Pferd zu setzen, um in einem wilden Ritte sie in jene Bewegung zu bringen, welche die Natur verweigert. „Mitunter hilft es, mitunter stirbt die Frau", antwortet der Berichterstatter dem Europäer, welcher sich über das Gewagte dieser Methode wundert. Ein frisch geschlachtetes Lamm oder Schaf spielt bei den Kirgisen in der ganzen Zeit der Geburt die größte Rolle. Ein Teil seines Fleisches wird zur Besänftigung böser Geister in das Feuer geworfen und verbrannt, aus einem andern wird eine Brühe gekocht, welche das einzige Nahrungsmittel der Wöchnerin bildet, und in deren Schaume das Neugeborne gebadet wird. In das noch warme Fell des eben geschlachteten Tieres wird dasselbe gewickelt, um als Knabe am obern, als Mädchen am untern Teile des Zeltes niedergelegt zu werden. Die Halswirbel aber des Tieres werden über dem Kinde aufgehängt, damit sein Hals stark werde. Einige bevorzugte Stücke des gekochten Fleisches werden an die Weiber verteilt, welche bei der Niederkunft assistiert haben. Drei Tage bleibt das Kind in der Nähe seiner Mutter, nachdem es in einem Wasser gewaschen worden, in das man gern glückverheißende Gold- oder Silbermünzen legt. Aber die Mutter darf es in dieser Frist nicht stillen. Nach diesen drei Tagen findet die Einlagerung in die Wiege statt, welche entweder ein auf vier Pfählen ruhendes Tuch ist, in welchem das Kind auf einer Unterlage von Wolle der Frühlingsschur oder vom dichten, filzartigen Winterhaare der Kamele (Dschabaga der Kirgisen) ruht, oder ein aus Weidenruten geflochtenes, einem Bettchen ähnliches Gestell, welches an einem Stocke wie ein Korb am Henkel getragen und auf dem Pferde vor die Reiterin gestellt wird. Diese Vorrichtung ist so handlich, daß nur selten die Kinder auf dem Arme getragen werden. Bei den Mongolen wird möglichst bald nach den ersten drei Tagen die „Taufe" des Neugebornen vollzogen, welches unter Gebeten dreimal in ein Becken voll Salzwasser getaucht wird. Darauf findet die Namengebung statt. In den Kirgisenauls wird die angesehenste Frau gewählt, um das Kind in die Wiege zu legen, der angesehenste Mann, um ihm einen Namen zu geben, und bei reichen Leuten erscheint heute wohl auch schon der Mollah, um ein Gebet zu sprechen. In den folgenden Monaten wird das kleine Geschöpf häufig gebadet, womöglich in Salzwasser, und dazwischen mit Fett eingerieben, das seinen Gelenken Geschmeidigkeit geben soll. Und vielfach wird es nach jedem Bade wieder in dasselbe seit der Geburt ihm angehörende Tuch gewickelt, welches zuletzt, mit Fett durchtränkt, entweder den Hunden vorgeworfen wird, die mit ihm alle Krankheitskeime, auch künftige, verzehren sollen, oder als Heilmittel dient, das Leidende am Körper tragen.

Namen werden oft einfach von den lebenden Dingen genommen, die dem Namengebenden zuerst in die Augen fielen. Man findet daher Namen wie Hengst, junger Hund und dergleichen. Wo indessen bei Mongolen ein nicht zu unwissender buddhistischer Priester zugezogen werden kann, findet die Namengebung mit Hilfe der Sterndeutung statt, wobei der Name mit Rücksicht auf die Konstellationen und auf die Namen des Jahres, des Monates und Tages gewählt wird. Nicht selten sind daher Namen wie Dorbjé, Macht, Otchir, ein Gerät, welches bei der buddhistischen Messe gebraucht wird. Im Alter von 3—4 Jahren empfängt das Mongolenkind die Seidenschnur mit dem ledernen Amulettäschchen, welches

geschriebene Gebetsformeln verbirgt. Es wird nun Zeit seines Lebens dies Anhängsel tragen und, wenn möglich, durch Ankauf weiterer Amulette vermehren. Nachdem bei den Mohammedanern der Knabe in seinem siebenten Jahre beschnitten worden, beginnt seine Schulung zum Manne, in welcher die Gewöhnung ans Pferd eine große Stelle einnimmt. Gewöhnlich wird früh schon dem Knaben ein Hengst geschenkt, welcher von der Lieblingsstute in demselben Jahre wie das Kind geboren ist; beide werden gemeinschaftlich auferzogen, so daß, wenn der Knabe zur bestimmten Frist aufs Pferd gesetzt wird, das Pferd eingeritten und „so zahm wie ein Stubenhund" ist.

Grundbesitz im detaillierten und scharf begrenzten Sinne der Ansässigen kennen natürlich nur solche Stämme, welche, wie die Karakalpaken, den Ackerbau in solcher Ausdehnung betreiben, daß von einer nomadischen Lebensweise fast nicht mehr die Rede sein kann. Bei diesem Volke, das seine Heimat nur immer dem Zwange folgend gewechselt hat, ist denn der urbare Boden unter die Geschlechter verteilt, so daß Neuankommende sich anzukaufen haben. Die Weideländer sind Gemeinbesitz des Auls oder bei den Mongolen des Khoton. Der friedlich Zuwandernde kann nur in Abhängigkeit von den im Besitze des Bodens Befindlichen Fuß fassen. Die Tepteren des Baschkirengebietes sind kein ursprünglich gesondertes Volk, sondern eine niedere Schicht Eingedrungener, ein Gemisch von Tataren und Baschkiren, das sich in der Folge fest angesiedelt hat. Das Wort „Tepterja" bedeutet eigentlich der Zuletztgekommene, der Neueingewanderte rc., und die nomadisierenden Baschkiren behandeln sie verächtlich. Eine ähnliche besondere Gruppe der Tataren bilden jene Stämme, welche durch langdauernde Unterordnung unter mongolische Nachbarn zu mongolischen Anklängen in Tracht und Sprache gekommen sind. Dahin gehören die Katschinzen des westlichen Jenissei-Ufers. Sieht man von den Herden ab, so ist auch die fahrende Habe der Nomaden, welche in einfachen Verhältnissen leben, wie z. B. der südöstlichen und nördlichsten Mongolen, so gleich verteilt, daß die sozialen Auswüchse ungleicher Besitzverteilung wegfallen und der Ausruf Prschewalskijs: „Sie entbehren dreier Attribute der modernen Zivilisation, des Proletariats, der Bettler, der Prostitution", kaum allzu optimistisch klingt. Es gibt dort, wo Krieg geführt und Beute gemacht wird, größere Unterschiede, die dann besonders im Besitze von Sklaven, Weibern (nur die Hohen, d. h. Reichen, besitzen bei den Mongolen das Recht mehrerer Frauen), Waffen, edlern Reittieren, dessen die Bessergestellten sich erfreuen, zum Ausdrucke gelangt. Aber je friedlicher, ursprünglicher, echter der Nomade seine Lebensweise erhalten hat, um so weniger gibt es fühlbaren Unterschied des Besitzes. Die Freude ist rührend, mit der ein alter Fürst der Tsaidam-Mongolen aus Prschewalskijs Hand sein Tributgeschenk, bestehend aus — einer Handvoll Tabak, einem Stücke Zucker und 25 Kopeken, empfängt!

Der Adel ist ursprünglich bei den Mongolen wie Turkvölkern wohl von größerer Bedeutung gewesen. Eigentümlichkeiten in ihren gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen deuten darauf, allein seine Rolle ist bei vielen, so besonders bei den Turkmenen und Karakalpaken, eine geringe geworden, während ihm bei den Kirgisenstämmen eine hervorragende Stellung gewahrt blieb. Als die Wolgakalmücken an Rußland kamen, stand die Sonderung in die herrschende Klasse der „Weißbeine" und die Unterthanen oder „Schwarzbeine" noch fest aufrecht. Jene hatten in ihrer Mitte den Taitschi, welcher dem türkischen Chan entspricht und die Unterabteilungen der Ulu durch seine Freunde und Verwandten regieren ließ. Die „weißbeinigen" Kasak-Kirgisen halten sich noch immer für weit über ihren „schwarzbeinigen" Volksgenossen stehend, weil sie der unmittelbaren Abstammung von der Familie irgend eines Sultans oder Beis oder auch eines berühmten Helden sich rühmen dürfen. Hinter ihrem Ansehen tritt selbst die Hochachtung, die dem Chodscha, d. h. dem von dem Propheten seinen Stamm ableitenden Schriftkundigen, gezollt wird, zurück. Diese

Chodschas sind zu häufig von Abenteurern, die weiter nichts als einen grünen Turban aufzuweisen hatten, nachgeahmt worden, als daß sie in den Augen des mit Familienstolz reichgesegneten Türken, der, auch wenn nichtadlig, mindestens sieben Ahnen zählt (Ahn heißt bei den Kasak-Kirgisen wörtlich „sieben Väter"), mit jenen sollten verglichen werden können.

Das Nomadentum Zentralasiens hat eine und dieselbe politische Gliederung, deren Wurzeln tief in die patriarchalischen Einrichtungen des Hirtenlebens hinabreichen. Die Familien oder Clans (Uruk), deren genealogischen Zusammenhang auch gemeine Leute immer auf eine längere Reihe von Generationen hin zurückzuverfolgen im stande sind, vereinigen sich zu Geschlechtern, Tire bei den Türken, Aimak bei den Mongolen, welche die festen Kerne aller politischen Gebilde höhern Grades darstellen, denn sie erwachsen aus der Zeltgemeinschaft der fünf- oder sechsköpfigen Familie, die ihrerseits unter dem Großvater oder sonst Ältesten sich zum Khoton oder Aul vereinigt. Mehrere Khotons, die nahe bei einander weiden, bilden dann den Clan. Auch sie hält ursprünglich Blutsverwandtschaft zusammen, aber wenn sie bis zu 18 Familien umfassen, ist von einem Erinnern des genealogischen Zusammenhanges kaum mehr die Rede. Solche größere Komplexe tragen bei den Mongolen den besondern Namen Anghi, den die Russen mit Rotte übersetzen; die eigentliche Bedeutung ist Stamm. Wohl aber zeigt die Verpflichtung desjenigen Teiles eines Geschlechtes, der z. B. im Kriege oder bei Seuchen übrigbleibt, für die Hinterlassenen und die Herden der Dahingegangenen Sorge zu tragen, daß ein engerer Zusammenhang, als bloß politische Rücksichten ihn zu schaffen vermöchten, noch vorhanden ist. Und daß ein Ursprung aus gleichem Samen angenommen wird, beweist die mehrfach vorkommende Vermeidung der Wahl des Weibes im Rahmen des Geschlechtes, ja die Verabscheuung solcher Ehen als blutschänderischer. Vor allem verwerfen die am meisten altertümlichen Karakirgisen die Wahl der Gattin im gleichen Geschlechte als Blutschande und haben solche Ehe nur ausnahmsweise ihren Fürsten gestattet. Von dem Alter der Geschlechter zeugt auch die Thatsache, daß ihre Namen von so häufiger Wiederkehr sind. Man trifft sie völlig gleich bei Kirgisen, Turkmenen, Usbeken. Aber sie erreichen ein so hohes Alter nur, wo sie mitten in dem ganzen Komplexe alter Sitten und Gebräuche sich erhalten durften. Sobald der Nomadismus aufgegeben wird, ist auch das Geschlechtersystem nicht mehr von der Reinheit und Innigkeit wie früher. Vambéry sagt von den Ersari-Turkmenen: „Als Halbnomaden legen sie kein so großes Gewicht auf das Clansystem wie ihre ganz nomadischen Brüder auf der Steppe". So haben die Krimtataren, die Aserbeidschaner und Osmanen ihre Geschlechtsnamen entweder ganz vergessen, oder sie haben aufgehört, denselben irgend ein Gewicht beizulegen. Daß dabei die ohnehin schon schwierige Auseinanderhaltung der Familien und Geschlechter oft unmöglich wird und große Differenzen in den Angaben über die Zahl der Geschlechter möglich sind, so daß z. B. Vambéry von 32 Usbekengeschlechtern spricht, während Charoschchin deren 92 kennt, ist leicht einzusehen. Aus den Geschlechtern und Stämmen erwächst das Volk, Ulus der Mongolen, Uruk der Türken. Eigentümliche Unterthänigkeitsverhältnisse ordnen Stämme einander unter, die vielleicht früher einen einzigen ausmachten, um später sich zu trennen. So bilden die Jegrai und Golyk Nordtibets eine einzige Unterabteilung der Tanguten, leben aber in getrennten Gebieten, und die erstern erkennen keinen Herrn aus eignem Blute, wohl aber das Haupt der Gomyk an, dem sie einen Tribut entrichten. Die Dschatak-Kirgisen werden von ihren noch in der Steppe wohnenden Volksgenossen wie Leibeigne behandelt und lassen sich dies, wie wenn es auf ewigen Gesetzen beruhte, gefallen. Der Raub von Dschatakmädchen seitens der Steppenkirgisen war früher eine ganz gewöhnliche Sache.

An der Spitze des Stammes steht in Kriegszeiten ein Führer (Serdar, Beg), dessen Aufgabe die eines fast unbeschränkten Fürsten, unter Umständen aber auch viel kleiner sein kann. Turkmenen und Kasaken geben im Frieden wenig auf die Autorität dieser Fürsten,

die sie immer nur in Zeiten der Gefahr anrufen, oft auch nur für diese Zeiten gewählt haben; die Kirgisen dagegen treiben die Unterthänigkeit so weit, daß sie sich die Sklaven ihres Manap nennen, demselben ihr Hab und Gut anheimgeben, ihn zum unumschränkten Richter machen. Freilich verlangen sie dafür auch ihrerseits von ihm, wo es not thut, einen hohen Grad von Aufopferung. Die Graubärte des Geschlechtes, welche er in wichtigen Angelegenheiten konsultiert, mindern nicht den durchaus patriarchalischen Charakter seiner ganzen Stellung, welche in jeder Beziehung am richtigsten als die eines Familienhauptes bezeichnet wird. Aus der Zahl der letztern werden, wo es nötig, Aufseher der Bewässerung, der Benutzung des Bodens und überhaupt Vertreter der Interessen der Allgemeinheit im Sinne des Hergebrachten, der Sitte: Adat, gewählt. Inwieweit der patriarchalische Charakter sich mit der Wahl des Fürsten verträgt, welche uns in einigen Nachrichten entgegentritt, ist schwer ersichtlich.

So wichtig die Geschlechtsgliederung für den gesellschaftlichen Zusammenhang, so gering ist ihre Bedeutung, verglichen mit dem Stamme, in politischer Beziehung. Bei aller patriarchalischen Gesinnung sind Abfälle vom Stammesfürsten und Aufnahme Fremder in diese hohe Stelle nicht selten, während der Herr des Geschlechtes unerschütterlich fest steht. Die Geschlechterfürsten dienten wohl einst dem Stammesfürsten als gleichsam dem Ersten unter ihnen. Die Karakirgisen, das patriarchalischste und ebendarum, wenn man will, monarchischste aller Turkvölker, kennen einen Aga-Manap, d. h. Oberfürsten, der über die Geschlechterfürsten oder Manap gesetzt ist, die er in Fragen des Gesamtvolkes zur Beratung versammelt. Ihm ähnlich ist der Sultan der Kasaken, nur minder einflußreich, weniger allgemein anerkannt. Eine Thatsache aus der Geschichte der westlichen Kalmücken lehrt die Bedeutung kennen, welche bei diesen das angestammte Fürstentum besaß. Von dem kalmückischen Stamme der Wolgasteppe zweigte sich am Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Hauptlinie ihrer Erbfürsten erloschen war, das Volk der Derbeten mit 4900 Kibitken ab und zog zwischen Don und Jeï, wo es sich den Donischen Kosaken anschloß. Dies war die zweite kleinere Abspleißung nach der großen Flucht. Unter fremder Herrschaft ist natürlich die Macht der Stammesfürsten zu gunsten der Geschlechter wieder geschwächt worden, und besonders die Chinesen verstanden es, indem sie der letztern sich bedienten, die Mongolen immer weiter zu zerspalten, so daß sie in Zaidam, wo sie nach einigen 1000, nach andern 2000 Jurten zählen, unter nicht weniger als 5 Fürsten (Choschun) stehen. Jakub Beg wurde von seinen Unterthanen Badualet genannt, was einige als Glückskind, andre als der Glücklichste übersetzten oder deuteten. Sein Ende hat beide Auslegungen als ungültig erkennen lassen, indem es vielmehr in ihm einen neuen Vertreter der in der mittelasiatischen Geschichte so übermäßig häufigen Klasse von einflußreichen Herrschern großen, weithin gefürchteten Namens erkennen ließ, deren Erfolg keineswegs tief gründet. Prschewalskij fand nicht „eine höhere Art von Mensch“ in ihm, wie er erwartet hatte, sondern einen politischen Abenteurer, der sich durch Entschlossenheit aufschwang und durch Furcht eine kleine Reihe von Jahren auf der Höhe zu erhalten vermochte. Seine Regierungsgrundsätze zeichnete dieser Beobachter 1876 mit den Worten: „Von Gerechtigkeit findet sich keine Spur in Jakubs Regierung, das Spionenwesen ist sehr ausgebildet, und seine Günstlinge, die sogenannten Andidschani, eine Handvoll Abenteurer der schlechtesten Sorte, saugen das Land aus und erlauben sich ungestraft alle möglichen Erpressungen. Nehmen sie doch den Eingebornen selbst Frauen und Töchter fort. Köpfungen sind häufig, namentlich unter den Kalmücken, und niemand ist seines Lebens auch nur für den nächsten Tag sicher.“ Im Mißtrauen gegen Fremde gab er den von ihm gestürzten chinesischen Machthabern gar nichts nach.

Die Ausdrücke Horde, Flügel, Haufe, sprachlich oft mit den Worten für Hundert, Zehntausend &c. zusammenfallend, sind jedem geläufig, der mit der Geschichte der Mongolen

oder Türken sich bekannt gemacht hat. Sie dürften Reste der großen militärischen Organisationen sein, welche einst diese Völker in kompakten Massen gegen die großen Mächte ihrer Zeit führten. Es sind größere Abteilungen der Stämme, welche 2, 3, 4 Geschlechter zusammenfassen. So zerfallen die Kasak-Kirgisen in eine Kleine, Mittlere und Große Horde, von denen die erste 3, die zweite 4, die letzte 2 Geschlechter in sich faßt. Zu gemeinsamem Kriegszuge verbinden sich natürlich auch Stämme, die einander ferner stehen, und deren Allianzen ebenso veränderlich wie sie selbst beweglich sind. Die südlich vom Amu wohnenden Ersari-Turkmenen, welche nominell zu Bochara gehören, machten früher gemeinsam mit den Tekke-Turkmenen von Merw Streifzüge in das persische Gebiet, konnten aber nichtsdestoweniger 1879 von dem bocharischen Beg von Tschardschui veranlaßt werden, einen Zug gegen ihre alten Bundesgenossen zu unternehmen, der diesen großen Schaden zufügte.

Die Menge der Völkernamen ist eine Last für den Ethnographen, der sich mit der Geschichte zentralasiatischer Nomaden beschäftigt. Dieselben führen bei den kleinern Abteilungen eines Stammes und oft dem Stamme selbst nur auf die Namen solcher Häuptlinge zurück, die eine Spur im Leben der Gemeinschaft hinterlassen haben, welche sie um sich zu versammeln und festzuhalten vermochten. Weltbekannte Namen, wie Osmanen, Seldschukken, Tschagataier, sind dieses Ursprunges. Demgemäß wechseln sie mit dem Verschwinden und Neuauftreten hervorragender Führer. Namen größerer Gruppen, wie der Kirgisen, Kasaken und andrer, sind dauerhafter in demselben Maße, wie sie weiter verbreitet sind. Dafür ist in der Regel ihre Bedeutung eine so allgemeine und verschwommene, daß eine bestimmte geschichtliche Beziehung mit derselben nicht zu verbinden ist. Kirgis bedeutet Feldwanderer, Kasak Landstreicher, Usbeg echter Fürst. Endlich hat die innere Übereinstimmung großer Teile diese Nomadenstämme dazu geführt, daß ihre Nachbarn Völkern verschiedensten Ursprunges denselben Namen beilegten, wie denn Kirgis im Munde der Russen ein Sammelname geworden ist, der viel mehr umschließt, als er eigentlich sollte, und Tatar sogar Mongolen und Türken unterschiedslos in sich faßte. Bezeichnend ist dabei die Verschiedenheit des Ursprunges dieser Namen. Rein türkischen Ursprunges sind die Geschlechternamen, während die Benennungen der Stämme und noch größerer Abteilungen das Gepräge der geschichtlichen Ereignisse an sich tragen. Aus der Zeit des mongolischen Einflusses im 13. Jahrhundert haben bei Kirgisen, Karakalpaken, Karakirgisen und Usbeken sich mongolische Stammesnamen erhalten. Auch persische und mongolische Namen sind bei ihnen zu finden. Die verschiedensten Deutungen findet das häufig dem Namen eines Volkes vorgesetzte Kara, Schwarz. Die schwarzen Tataren des Altai sollen ihren Namen erhalten haben von der mit dichtem Walde bedeckten Gegend, welche sie innehaben, die schwarzen Tanguten von der Farbe ihrer Zelte und dergleichen. Die Teilung, oder sagen wir Zersplitterung, in die Horden, welche heute bestehen, ist oft ziemlich neuen Datums, und man findet eingehende Überlieferungen über frühere Zusammenhänge in Stämmen, die heute in scharf auseinander sich haltende Horden zerfallen sind. Die Kasak-Kirgisen besitzen eine derartige Überlieferung, welche dahin gedeutet worden ist, daß sie erst seit etwa 1700 in die heute bestehenden drei Horden auseinander gegangen seien. Bei ihnen wie bei andern Stämmen bezeugt über allen Zweifel die Einheit der Sprache, Sitte und Überlieferung, daß kürzlich noch ein engeres Beisammenwohnen stattfand. Historische Geschicke hoben wohl eine kleine Abteilung aus der Masse heraus und legten ihr einen höhern Rang bei, als im Ganzen des Volkes ihr zukam. Die Kiptschaken sind nur ein einzelnes Geschlecht der Karakirgisen, dem wegen der eigentümlichen und hervortretenden Rolle, welche es in der neuern Geschichte Chokands gespielt hat, die Ehre zu teil ward, als eignes Volk angesehen zu werden.

Zum Schlusse einige Worte über die politische Verfassung der abhängigen Nomadenstämme, über die aus verschiedenen Gesichtspunkten oben (S. 54 f.) gesprochen wurde.

Politisch zerfällt die Mongolei für die chinesischen Regierungsmänner unter der jetzt herrschenden Dynastie in zwei sehr ungleiche Hälften. Die eine umfaßt die sogenannten „innern Mongolen", welche wieder in 49 Banner geteilt werden. Diese bewohnen die Grenzstriche längs der Mandschurei und China bis gegen Tibet. Die Ordosmongolen gehören zu ihnen. Dagegen werden zu der folgenden Abteilung „wandernde Hirten" gerechnet, die im Gebiete der „innern Mongolen" nomadisieren, weil ihnen der Übergang zum Ackerbaue durch ihre chinesischen Oberherren verboten ist. Die andre Abteilung, welche als die der „äußern Mongolen" bezeichnet wird, umfaßt die Chalkasmongolen und die Westmongolen oder Kalmücken. Die Chalkas zerfallen in 4 Abteilungen mit zusammen 83 Bannern. Die Hauptstadt der östlichen Chalkas ist Urga, die der westlichen Uliassutai, wo die chinesischen Statthalter residieren, unter welchen die 4 Chans der Chalkas ihre Stämme regieren. Jeder Chan hat jährlich 8 weiße Pferde und 1 weißes Kamel dem Kaiser als Tribut zu verehren. Die Kalmücken oder Ölöt wohnen südlich und westlich von den Chalkas bis in die Iligegend und zum Kuku-Nor. Zu ihnen gehören die von Sining aus regierten Mongolen des Tangutengebietes und die von Alaschan. Nicht weniger als 29 Choschunate, von 2 Wan verwaltet, stehen unter dem Amban von Sining. Die gesamte mongolische Bevölkerung wird ferner in Gruppen von 10 Familien geteilt, welche unter Dekurionen stehen, und diese bilden ihrerseits wieder Glieder einer militärischen Hierarchie. Die Spitzen dieser letztern hat man in den 3 militärischen Generalstatthaltern zu sehen, welche in Zivilsachen den Generalgouverneuren von Tschili, beziehentlich Kansu unterstellt sind. Sie residieren in Jehol, Kalgan und Urumtsi. Außerdem residieren höhere Militärs, die über einheimische Regenten gesetzt sind, mit Titeln wie Militärgouverneur, Kaiserlicher Agent und dergleichen in Urga, Uliassutai, Tarbagatai, Turfan, Kuldscha, Jarkand. Einzelne Spuren der in die Zeiten der Unabhängigkeit zurückreichenden Stammesverbindungen findet man da und dort. So wird das Ordosland von den Chinesen in die drei Fürstentümer Tung Kung, Tschung Kung und Si Kung (Ost-, Mittel- und Westreich) geteilt, und jedes dieser Ländchen wird unter chinesischer Oberherrschaft von eingebornen Fürsten regiert. Diese vereinigen sich jährlich mit den ähnlich abhängigen Fürsten der Grenzländer von Mao Min Ngan und Targam Pei Li zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten. Auch haben sie sich alle drei Jahre nach Peking zu begeben, um dem Kaiser zu huldigen.

Bis heute haben die Chinesen in allen von ihnen beherrschten Teilen der Mongolei die einheimischen Fürsten ruhig fortregieren lassen, wo immer dieselben sich ihrem Einflusse fügen wollten. Und dieses letztere machten sie den Söhnen der Steppe leicht, indem sie ihnen Apanagen aussetzten, welche diesen Kleinfürsten zum erstenmal erlaubten, überhaupt eine Fürstenrolle zu spielen. An der obersten Spitze steht ein chinesischer Beamter, die tiefern Stufen der Hierarchie besetzen die angestammten Mongolenfürsten in chinesischem Solde. So werden die Aimaks von Tuschetu- und Zezen-Chan von zwei Ambans regiert, die in Urga wohnen; der eine davon muß ein geborner Mongole (aber chinesisiert), der andre ein Mandschu sein. Sie vermitteln aber nur die Abhängigkeit der Mongolen und ihren Gehorsam, während deren innere Verwaltung ganz unter den Chanen und dem Kommandeur der „Fahnen" steht. In Alaschan regiert der Mongolenfürst allein, ebenso der mit einer Chinesin aus kaiserlichem Blute verheiratete im Ordoslande. Schon Kanghi hatte über diese Fürsten ein eignes mongolisches Tribunal in Peking gesetzt, welches denselben das Recht über Leben und Tod nahm. Außerdem ist in der Hauptstadt ein eignes Reichsamt der mongolischen Angelegenheiten errichtet, das bezeichnenderweise auch Kolonialamt genannt wird, und welches mit allen Dingen sich zu befassen hat, welche in Bezug auf den enormen chinesischen Besitz zwischen Rußland und Indien an die zentrale Stelle gelangen. Außerdem ziehen die Chinesen die Fürsten der Nomaden noch in der Weise in

ihr Interesse, daß sie bei ihren Ansiedelungen nach derselben Methode, welche ihnen in der Mandschurei so gute Früchte getragen hat, den mongolischen Großen das Land abpachten und ihnen dann ihrerseits Kapital- oder Warendarlehen machen, mit deren Hilfe sie bald faktische Eigentümer des Landes werden, das sie einnehmen. Die Erwägung, daß die rührigere chinesische Bevölkerung ihnen reichlichere Steuern zahlt als ihre spärlichen und trägen mongolischen Unterthanen, macht sie jener noch mehr geneigt.

Wo die Chinesen als friedliche Ansiedler nicht vertreten sind, wie in der Steppe südlich von Alaschan, im Tangutenlande und andern, ist auch ihre politische Geltung eine geringe. Die Tanguten werden von den Chinesen geradezu gefürchtet. In der Nordmongolei haben einige Fürsten es verstanden, ihrer Ausbreitung durch das Verbot der Familiengründung einen Damm zu setzen, der nicht ganz dadurch durchbrochen werden konnte, daß die schlauen Chinesen sich mit Mongolinnen regellos verbanden. Selbst in Urga, wo sie politisch so entschieden dominieren, sind doch die Kaufleute in eine besondere Chinesenstadt zusammengedrängt. Wenn man 210,000 Mongolen in Chalka in 43 Fahnen annimmt, so wird es kaum mehr als 2—3000 Chinesen in den beiden östlichen Chanaten von Chalka geben. Ähnlich waren die Verhältnisse der Turkmenen zu Persien und den zentralasiatischen Chanaten, solange politische Kraft in den letztern war. Es war gelungen, einen großen Teil der Wanderer ansässig und damit friedlich zu machen. Von den 15,000 Kibitken der Karatschuk-Jomuten leben nur 1000 Kibitken beständig in Auls nördlich vom Atrek; 9000 Kibitken bringen nur den Sommer (acht Monate) nördlich vom Atrek zu und leben im Winter auf persischem Gebiete; die übrigen 5000 Kibitken sind auf persischem Territorium fest angesiedelt. Östlich von diesen sitzen die Goklan-Turkmenen, gegen 4000 Kibitken, welche die persische Regierung anerkennen und nach Burdschnurd einen Tribut von 6000 Toman entrichten.

---

18. Tibetaner[1] und verwandte Stämme des Himalaja.

„Das Land Buddhas. Das Reich des Schnees."
Einheimische Bezeichnungen Tibets.

Inhalt: Tracht. — Schmuckreichtum. — Waffen. — Nahrung. — Viehzucht. — Ackerbau. — Tibets Kulturfähigkeit. — Verkehrsstraße. — Verschiedene Stämme: Tanguten (Golyk, Jograi), Dalden. — Regierung, die chinesische Oberaufsicht in Tibet.

Die Tracht der Tibetaner wird für beide Geschlechter hauptsächlich durch einen langen, kaftanartigen Ärmelrock gekennzeichnet, welcher um die Lenden gegürtet wird. Derselbe ist im Sommer in den tiefern Landschaften aus Wolle, im Winter aus Schafpelz, der mit einem farbigen Zeuge überzogen ist. Der Gürtel wird so über den Pelz angelegt, daß letzterer über demselben wie ein Sack herabhängt. Den rechten Ärmel lassen die Männer häufig herabfallen, so daß der Arm und ein Teil der Brust selbst bei strengem Froste nicht selten unbedeckt bleiben. Hemden und Hosen trägt man nicht, statt der letztern werden die Schenkelstücke von Schaffellen getragen. Bei den Tanguten kommen auch Beinkleider vor. Die Fußbekleidung, das weitest verbreitete Stück der tibetanischen Tracht, dessen Schutz gegen Kälte gerühmt wird, sind hohe, aus groben Wollengeweben verfertigte Stiefel, von denen nur die Sohlen aus Leder gemacht sind. Beide Geschlechter tragen Mützen aus

---

[1] Den Namen Tibet für das Land zwischen Himalaja, Kuenlün und Kuku-Nor gebrauchen wir seit Marco Polo. Die Einwohner nennen es Bodjul, die Chinesen, welche es zu ihrem eignen Reiche rechnen, Tsang oder Sitsang.

Schaf- oder Fuchsfell, bisweilen aber auch eine Kopfbinde aus rotem wollenen Tuche, oft bleibt der Kopf indes trotz der Kälte unbedeckt. Am Gürtel hängen verschiedene kleine Gerätschaften und bei den Männern außerdem noch der Säbel. Ein mit Korallen oder Türkisen geschmückter Lappen auf der rechten Schulter ist ein Amulett, das die Tibetaner sich bei ihren Lama kaufen. Bei den südlichern Völkern wird das Leibgewand Wolle, die von Männern, Weibern und Kindern gesponnen wird, während der Pelz nur noch als Umschlag hervortritt. So tragen die Männer der Ladaki ein langes, vorn weit übereinander geschlagenes Wolltuch mit Gürtel, die Weiber ein ähnliches von lichterer blauer oder roter Farbe, dazu wollene Beinkleider und die tibetanischen Woll- oder Filzstiefel, welche beiden Geschlechtern zukommen. Ähnlich ist das in Spiti bei beiden Geschlechtern übliche Kleid, für welches jedoch immer dunkle Farben vorgezogen werden. Die Balti tragen sich ebenso, doch sind ihre Wollröcke kürzer. Die gleiche Kleidung, durchaus lichtgrau, tragen die teilweise stark indisch angewehten Pahari, d. h. Bergler von Lahol, welche der Mischrasse der Kanet angehören, und der gekürzte tibetanische Wollrock kommt auch den Mon von Tawan zu. Aber in Bhutan und Nepal findet man denselben nur bei den Nomaden des Hochgebirges, während im Mittelgebirge die Wämser und Hosen aus Baumwolle und bei den Leptscha selbst aus Seide, welche die Weiber aus dem Gespinste des Rizinus-Seidenwurmes gewinnen, verfertigt sind. Hier findet sich dann schon der komische Gegensatz von Hindu, welche die Jacke rechts, und Mohammedanern, welche sie links knöpfen. Dagegen ist als eine Art von Verwilderung der tibetanischen Tracht die Wolldecke zu betrachten, mit welcher sich der Mann der kraftvollen, aber wilden Lhoba-Daphla gürtet, indem der Gürtel ihm zugleich als Pfeilköcher dient. Das Tragen der Wollkleider geht übrigens weit über die Grenze der tibetanischen Stämme hinaus, nur gelten sie überall, wohin indischer Einfluß reicht, als die Tracht der Masse, während die Reichern sich durch Gewänder aus Baumwolle auszuzeichnen streben, welche nur zu hohem Preise, z. B. bis Dardistan, wo man diesen sozialen Unterschied der Tracht scharf ausgesprochen findet, aus dem Tieflande zu erlangen sind. Die Tracht der Daldenweiber: kurzer Ärmelrock, darüber ein zweiter, ärmelloser Rock, das Ganze durch den Gürtel festgehalten, ist, wie ihr Kopfputz, eher tibetanisch als chinesisch. Chinesischer Sitte folgend, kleiden die hohen Würdenträger in Tibet sich in reiche Zobelpelze. Bei den nördlichen Tanguten und Dalden folgt auch das gewöhnliche Volk dem chinesischen Beispiele, indem es die weiten blauen Beinkleider und die aufgebogenen Schuhe trägt.

Die Haartrachten und Kopfbedeckungen sind höchst mannigfaltig. Bei den Männern dominiert der chinesische Zopf in Ein- oder Mehrzahl bis nach Indien hinein. Mehrere Zöpfe am Hinterkopfe in einen gebunden tragen viele nordtibetanische Stämme. Da die Mohammedaner in der Regel ihr Haar sehr kurz halten und das Haupt mit dem Turban bedecken, erlangt der Zopf die Bedeutung eines Merkmales, das die Bekenner des Buddhismus auszeichnet. Wir finden ihn so bei vorn kurz geschnittenem Haare als Haarbeutel bei den Ladaki, während die zum Islam übergegangenen Balti, von Westen her beeinflußt, bereits den Kopf bis auf zwei lange Seitenlocken kahl scheren. Ähnlich tragen die mit Muselmanen zusammenwohnenden Kanet von Lahol ihr Haar, doch lassen sie auch eine Stirnlocke unter dem kleinen Turban hervorlugen. Die Ghorka scheren ihr Haar im Nacken kurz und rasieren vorn eine Platte. Auch die Weiber der Tibetaner tragen ihr Haar sehr verschieden. Bald ist es nur in zwei Zöpfe geflochten, bald in unzählige kleine, die sich nach rückwärts in einen einzigen vereinigen und, durch Bänder verbreitert, wie ein kleiner Mantel über den Rücken hängen oder einen ganzen Juwelierladen von aneinander gereihten und mit den merkwürdigsten Edelsteinen geschmückten Ringen tragen. Dann sieht man wieder Frauen, die ein kolossales Geflecht von Jakhaaren auf den Kopf setzen,

um ihren Haarreichtum zu vermehren, und wieder andre, die als Kopfschmuck kleine Schalen aus getriebenem Silber, in der Sonne glitzernd, als wären es ein paar Riesenaugen, im Haare befestigt haben. Selten fehlen im Haare oder auf der Brust Ketten aus Silbermünzen, meist Rupien, die bei der großen Zahl der nicht leichten Stücke eine Last darstellen. Die Überladung des Kopfes mit Schmuck findet sich auch in Lahol, Kulu, Spiti. In Lahol erscheint er in der Form eines edelsteinbesetzten silbernen Näpfchens am Scheitel. In Kulu wickeln die Mädchen den langen Zopf um ein auf dem Scheitel sitzendes Käppchen. Die Weiber der Ladaki sind einfacher, sie tragen Seitenzöpfe, aber den Haarschmuck vertritt hier ein breites, von der Stirn nach dem Hinterkopfe gelegtes Band, welches mit Muscheln, rohen Türkisen oder Perlen besetzt ist. Dagegen nimmt die Haarpflege bei den Spiti-Frauen sehr viel Zeit in Anspruch; so wie bei uns zum Thee oder zur Taufe, laden sich die Damen in Spiti gegenseitig zur Toilette ein, wobei eine der andern das Haar ordnet. Dieses wird in eine Unzahl Strähnen zerlegt und nach rückwärts zusammengebunden. Über jedem Ohre hängt ein Tuchlappen mit farbiger Wolle, die an den Haarflechten befestigt wird. Bei den Weibern der Dalden ist aus diesen Lappen ein ganzes Tuch geworden, welches, an einem hörnerartigen Kopfputze aufgespannt, breit bis tief über den Rücken herabhängt und die ganze Gestalt wie mit einer schweren Kopflast gedrückt erscheinen läßt. Häufig findet man das runde Scheitelkäppchen, das als Kopfbedeckung der Chinesen und Mongolen sich von selbst in Tibet verbreiten mußte. Es wird gegen die Kälte mit Ohrklappen versehen, die im Sommer aufrecht gestellt werden. Man findet es auch noch bei den Balti, wo aber die Dorfältesten schon Turbane darüber tragen. Cylinderförmige, randlose Strohmützen, wie bei den Lhoba-Daphla, weisen nach Birma und den Schan hinüber. Nicht ganz vereinzelt, wie es scheinen möchte, ist die in den breiten Wollkappen der Ladaki sich schon ankündigende eigentümliche, breitkrempige Kappe der Darden, welche hergestellt wird, indem man ein Stück Tuch von etwa $1/2$ Elle so aufrollt, daß in der Mitte eine Vertiefung und rings ein breiter Rand entsteht. Wo immer Darden leben, tragen sie, wenn sie nicht Buddhisten sind, diese ganz charakteristische Kopfbedeckung. In Spiti herrscht eine sackartige Mütze vor.

Die Tibetaner sind in beiden Geschlechtern schmuckliebend. Auf der Brust trägt zunächst jeder Tibetaner eine Kapsel aus Gold, Silber oder Kupfer, als Amulett gegen die bösen Dämonen, mit verschiedenen Beschwörungsformeln im Innern. Solche Kapseln aus Gold sind, besonders wenn sie reich mit Türkisen, dem fast gewöhnlichen Schmucksteine, besetzt sind, von hohem Werte. In Atenze, Batang und andern Orten der tibetanischen Ostgrenze schlagen die Tibetanerinnen mit ihren aus Gold, Silber, Korallen und Türkisen zusammengefügten Ohr-, Hals- und Armringen das schwächere chinesische Geschlecht sofort aus dem Felde. So wie in andern Gebieten des Kunstgewerbes, begegneten auch auf dem der Herstellung von Schmucksachen sich in Tibet indischer und chinesischer Geschmack, und wenn der letztere in neuerer Zeit immer mehr herrschend zu werden scheint, so war dies in frühern Jahrhunderten anders, wo offenbar auch ein viel gediegenerer Reichtum hier vorhanden war. Ujfalvy hat speziell aus Kleintibet Schmucksachen mitgebracht, welche zeigen, daß einst sogar nach arabischen Mustern oder, wie dieser Forscher meint, von arabischen Künstlern hier am Orte selbst an den Höfen der Großen Schmuck gearbeitet wurde. Kleintibet scheint einst kaum viel weniger als das vielgerühmte Kaschmir in künstlichen Metallarbeiten geglänzt zu haben. Heute ist mit dem Wohlstande der größte Teil dieser Künste verloren, und was dem Besucher in Ladak und Baltistan auffällt, sind meist nur noch die rohen Türkise, welche in bedeutender Menge und Größe im Schmucke erscheinen. Nach Baltistan hat übrigens indische Prachtliebe herübergegriffen, und Werke indischer und persischer Gold- und Silberschmiedekunst sind hier häufiger.

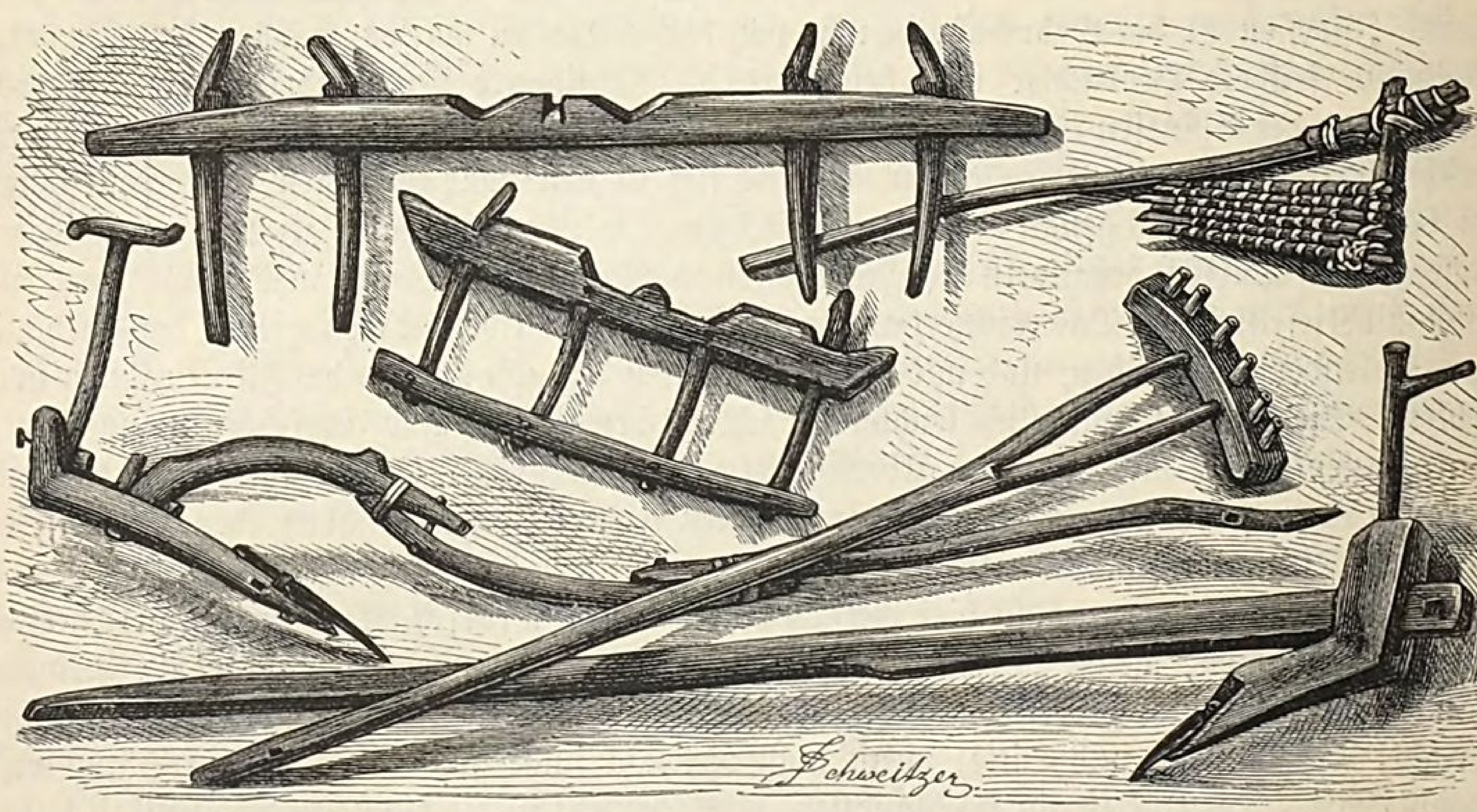
Merkwürdig ist das Brandmal, welches die meisten Balti in der Größe eines Fünfzigpfennigstückes auf dem Scheitel tragen; nach ihrer Angabe wird ihnen dasselbe in ihrer Jugend beigebracht, um sie von Kopfkrankheiten zu heilen. Bemalung des Gesichtes ist bei den Ladaki-Weibern üblich, wobei sie wohl indischem Vorgange folgen.

Die Männer der nomadisierenden Stämme sind stets bewaffnet. Jeder trägt mindestens ein Schwert in seinem Gürtel, womöglich aber auch ein Gewehr, und zwar sind die chinesischen Luntenflinten bis an die indische Grenze hin verbreitet. So beschreibt Prschewalskij die Bewaffnung der nordtibetanischen Jograi als in einem Säbel, der am Gürtel hing, ferner in einer über den Rücken getragenen Luntenflinte und in einer Lanze bestehend. Nach chinesischem Muster trägt die Flinte als Pfropfen eine Gabel, die beim Schießen als Stütze dient. Die Schwerter, von chinesischem Typus, sind oft von schöner Arbeit, der Griff in einer roten Koralle oder einem Türkise auslaufend, die Scheide eingelegt oder ziseliert. Indessen ist der Gebrauch, den sie von diesen Waffen machen, nicht immer der beste. Während frühere Beobachter und besonders die Missionare den Eindruck der Tibetaner neben dem der Chinesen als den der überlegenen Stärke, Abhärtung und Kriegsgewöhnung beschrieben, fand dieser Kriegsmann, daß sie sich in den paar Gefechten, die er mit ihnen zu bestehen hatte, als genau ebenso große Feiglinge wie andre Asiaten zeigten. Im Gegensatze zu den Türken behandeln sie ihre Waffen nachlässig und schießen in Ermangelung von Blei mit Kieselsteinen! Das erinnert an die Gewohnheit der tibetanischen Hirten, das Vieh mit der Schleuder anzutreiben, und mit derselben greifen sie auch an, wo die Flinten ihnen noch fehlen. Sie schrecken natürlich leichter die schlecht bewaffneten und demütigen mongolischen Karawanenführer, die, bei jedem Überschreiten der tibetanischen Grenze von Tanguten ausgeraubt oder doch ausgepreßt, wohl am meisten dazu beigetragen haben, den kriegerischen Ruf der Tibetaner zu verbreiten.

Mit der Völkergrenze fällt hier vielfach eine Grenze wirtschaftlicher Eigentümlichkeiten zusammen, welche durch den Naturcharakter des Wohngebietes bedingt ist. Soweit nämlich der Jak als Herden- und Lasttier reicht, so weit gehen auch Völker tibetanischer Tracht, Arbeitsweise und Sitte, wenn auch vielleicht nicht immer der engsten Stammverwandtschaft. Der Jak ist ein Hochlandtier, sein Element ist die dünne und klare Luft hoher Thäler, seine Nahrung wächst auf den kurzrasigen Steppen, den Almen des Himalaja und Kuenlün, mit ihm sind die Hirtenvölker der Tafelländer im Norden des Gebirges tief im Gebirge südwärts gewandert und haben den Kamm überstiegen, welchen die von Süden kommenden, an subtropische Wärme gewöhnten Inder nicht von fern erreichen. Gewöhnlich sind die Besitzer der Jakherden Hirten, aber dieses Tier eignet sich ebensogut zum Pflügen, das es sogar in Gemeinschaft mit Kühen besorgt, wie man öfters in Ladak sieht, wo die teilweise vom Fuhrwesen lebenden Ladaki es auch vor ihre Lastwagen spannen. Jak- und Schaffleisch bilden die Hauptnahrung, beide werden häufig roh verzehrt. Nach dem Fleische folgt der Thee, welchem man stets Milch und Butter zusetzt. Ein Lieblingsessen ist der Taryk, das ist gekochte Milch, die gesäuert worden ist. Der Pundit Nain Sing sah in Khorsan (bei 4400 m) große Steinschüsseln, in denen die Champa eine Mehlsuppe bereiten, die mit Milch, Käse und Butter die Hauptnahrung darstellt. Die Tibetaner bereiten geistige Getränke aus gegorner Milch und aus Gerstensaft. Ein Pundit erzählte von Weidegründen nicht fern von Lhassa, wo 300 Zuchtstuten gehalten werden, aus deren Milch ein zum Gebrauche des Dalai Lama bestimmter Branntwein bereitet wird. Als starke Trinker gelten die Ladaki, bei welchen ein Gesetz gegen Branntweingenuß notwendig ward. Tschang heißt ihr säuerliches, hopfenloses Bier.

Von Tibets Kulturfähigkeit schrieb schon im vorigen Jahrhundert Turner: „Tibet erscheint als einer der wenigst begünstigten Erdstriche, und man hat den Eindruck, daß es

in weiter Ausdehnung dem Ackerbaue nicht zugänglich sei. Man pflegt in der That zu sagen, der Tibetaner nähre sich bloß von Fleisch, Milch und Butter. Im südlichen Tibet gibt es indessen trotz der hohen Lage noch Ackerbau, und Lhassa liegt in diesem Gebiete. Sobald man aber die Hochfläche des Tschangtang (wörtlich nördliche Fläche) überschreitet, ist man von Nomaden umgeben. Weiter nördlich ist dann ein großer Teil des Landes gänzlich unbewohnt." Ein Pundit, der von Lhassa nach der Tanlakette reiste, also in nordnordöstlicher Richtung, schreibt: „Während der ersten 180 Meilen war man an etwa 7000 Zelten vorübergekommen, während der übrigen 240 Meilen aber, die man auf dem Tschangtang machte, fand man die Gegend ganz unbewohnt; fünf Reiter, die man für Räuber hielt, und die Mitglieder einer einzigen Karawane, welche aus der Mongolei nach Lhassa zog, waren die einzigen lebenden Wesen, die man antraf". Auch Prschewalskij betont die vollkommene Menschenleere eines



Tibetanische Ackergeräte. (Aus der Schlagintweitschen Sammlung im Ethnographischen Museum zu München.) Vgl. Text, S. 356.

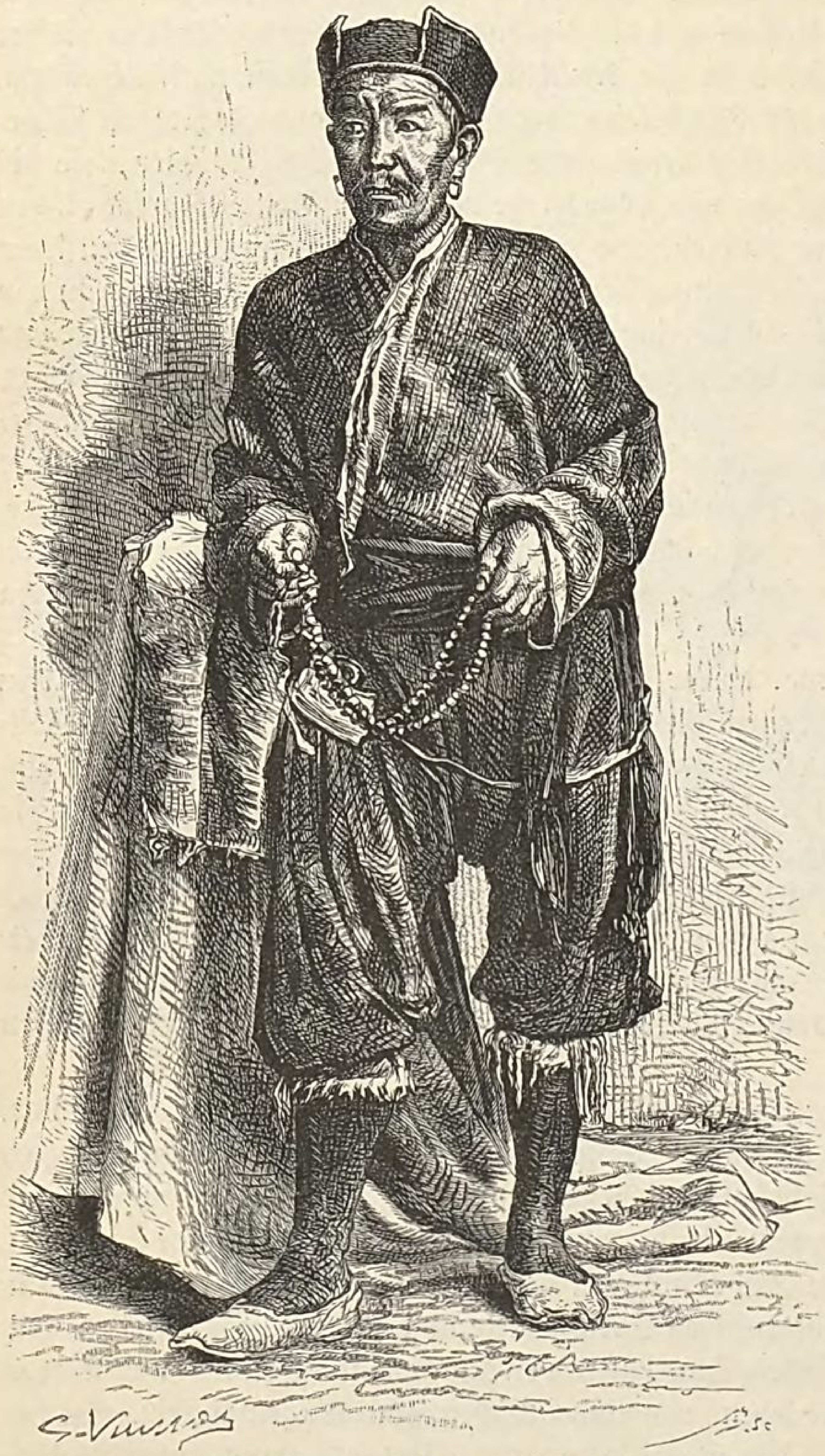
Striches von 800 km Breite auf der von ihm 1872 berührten Strecke der tibetanischen Nordgrenze, welche auf einer Hochfläche von zwischen 4200 und nahezu 5000 m liegt. Die Gesamtbevölkerung des Landes ist jedenfalls sehr dünn. Über ihre Zahl ist man ganz im unklaren.

Man kann kaum von einer eigentümlich tibetanischen Industrie sprechen. In der Kunst herrschen chinesische und indische Muster allgemein. Die Edelsteinlager, welche man nebst den Herden als den Reichtum Tibets zu bezeichnen pflegt, werden selbst im äußersten Südwesten an den ostturkistanischen Grenzen von Chinesen ausgebeutet. So, wie Shaw uns meldet, die im Karakaschthale gelegenen Jadeïtwerke. Bei der Abgeschlossenheit des Landes ist der Handel fast ganz in den Händen Fremder, hauptsächlich der Chinesen, deren wichtigste Aufgabe ist, den sehr bedeutenden Theebedarf zu befriedigen. Turner gibt an, daß allein zu seiner Zeit, also am Ende vorigen Jahrhunderts, in Teschu Lamas Gebiet für 60—70,000 Pfund Sterling jährlich Thee konsumiert wurde. Auch neuere Beobachter heben einstimmig hervor, daß der feste Halt der Chinesen in Tibet wesentlich durch das Verlangen der Tibetaner nach Thee mit bewirkt werde. Außerdem sind sie als Bankiers und Wucherer unentbehrlich. Gill nennt die Chinesen gar die „einzigen im Lande, welche Geld haben". Durch Tibet führen sie ihren Handel bis nach Nepal. Die Ausfuhren Tibets (Gold und Edelsteine in geringerer Menge, Wolle, Hirschhorn, Moschus, Rhabarber) gehen in neuester

Zeit teilweise durch die westliche Mongolei nach Russisch-Turkistan, und man will bereits den Handel an der chinesisch-tibetanischen Grenze in Abnahme sehen. Wenig ist trotz der Bemühungen der Engländer der indisch-tibetanische Handel vorgeschritten, und selbst der indische Thee geht nur in verschwindenden Mengen nach Tibet. Nepalesische Kaufleute treiben dagegen Handel mit Tuch und Metallwaren nach Lhassa, von wo sie früher Ziegelthee bis nach Kaschmir mit zurücknahmen. Außer durch die Abschließung des Landes wird die Entwickelung des Handels durch die Unsicherheit des Reisens in einem großen Teile von Tibet gehemmt. Die Karawanen ziehen selbst in der Nachbarschaft von Lhassa mit Bedeckung, und an der Nordgrenze hemmten die Räubereien der Tanguten und Jograi oft jahrelang jeden lebhaftern Verkehr. Tibet hat keine eigne Münze, es führt Rupien, die bis Batang gefunden werden, aus Nepal ein und schmelzt sie mit einem Drittel Kupfer zu den sogenannten tibetanischen Saissisilber-Rupien, und seit Ende der siebziger Jahre kursieren Rubel im Lande. Eine alte Ladakisilbermünze, den Dschad oder Dschao, findet man in den Bazaren von Ladak und Baltistan neben den immer mehr überhandnehmenden Rupien und dem chinesischen, viereckig durchbohrten Kupfergelde. Silberbarren und Dollars oder Pesos, welche Privatstempel tragen, sind hier dagegen schon seltener als in Tibet. Nach den Berichten des Punditen Nain Singh, welcher 1873/74 von Leh nach Lhassa reiste, führen von Tibets Hauptstadt nur zwei gebräuchliche Wege nach Peking, wovon der leichtere, welcher zu allen (?) Jahreszeiten offen sein soll, der über Tsiambo und Batang nach Setschuan ist, während ein andrer, welcher im Sommer vorgezogen wird, über Nektschu Kha nach Tsaidam und dem Kuku-Nor und von da über Sining führt. Der letztere ist bei seiner hohen Lage und der Öde der Gebirge, die er durchzieht, sehr gefährlich, und nicht selten gehen ganze Karawanen auf demselben zu Grunde. Man reist mit Jaks, welche als Reittiere 30 km im Tage, beladen nur die Hälfte zurücklegen. Der Weg ist also ein sehr langer. Von Donkyr nach Lhassa braucht man zwei Monate! Er ist übrigens lange Zeit, so von 1860 bis 1871 infolge der Dunganenaufstände in Kansu, Schensi u. s. f., gar nicht benutzbar gewesen. Verhältnismäßig viel lebhafter ist der Verkehr zwischen China und Tibet über des erstern Reiches Westgrenze, beziehungsweise durch die chinesische Provinz Setschuan. Nach Nepal führen Straßen mit Brücken, deren Mittelpunkt der Bazarplatz Schigatze bei Teschilumbo. Den Sangpo überschreitet eine Straße auf einer in eisernen Ketten hängenden schmalen Brücke.

Die nomadisierenden Tibetaner zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen. Eine große nördliche Gruppe heißt im Lande „Sokpa" und zählt zu den Tanguten. Ihr gehören die durch Prschewalskij bekannten Bewohner der Tanlakette, die Jograi und Golyk, an, welche, halb unabhängig von Lhassa, eine einzige große Räuberbande darstellen, deren Zweck die Brandschatzung der den Tanlapaß übersteigenden Pilger- und Handelskarawanen ist. Die bereits dem tibetanischen Grenzgebiete angehörenden Tanguten vom Kuku-Nor sind nominell dem chinesischen Statthalter von Kansu untergeordnet und werden gleich den Mongolen, unter denen sie leben, von einheimischen Häuptlingen regiert. Es hat keine praktische Bedeutung, wenn sie den Dalai Lama von Tibet als ihren angestammten Herrscher bezeichnen. Das Gebiet ist in eine größere Anzahl von Choschunaten geteilt, die ihrerseits wieder von zwei dem Statthalter von Kansu direkt untergeordneten Wans regiert werden. Fünf Choschunate bilden die Provinz Tsaidam, welche ohne eignen Herrscher von Siningfu aus unmittelbar regiert wird. Da dieses Land unwirtlich ist, wird es anders als zu Handelszwecken oder auf Pilgerreisen nach Lhassa von Chinesen nicht besucht. Nur in der Nähe der Lamaserie von Scheibsen treiben Chinesen mit Tanguten vermischt Ackerbau. Aber westlich von hier fand Prschewalskij auf seiner letzten Reise, wie man einer kurzen Notiz entnimmt, „rein chinesische Dörfer am Südrande der Wüste Gobi". Dem Vordringen

desselben Reisenden stellten sich aber 1880 die Tanguten in den Umgebungen des obern Hoangho feindlich entgegen, worin vielleicht die Hand der Chinesen von Sining zu erkennen. In der Provinz Kansu finden wir die ähnlich wie die Dunganen chinesisierte Völkerschaft der Dalden, welche jedoch nicht nur zum größten Teile chinesische Tracht und chinesische Sprache angenommen hat, sondern auch gleich den Chinesen gänzlich vom Ackerbaue lebt. Diese Bevölkerung beteiligte sich lebhaft am Dunganenaufstande der sechziger Jahre und wurde damals schrecklich dezimiert. Als Soßnowski 1876 durch Kansu kam, fand er allenthalben am Wege Zerstörung und Verödung. Fast nur die Militärposten, welche zugleich Ackerbau trieben, brachten etwas Leben in dieses graue Bild. Die Dalden dürften verwandt sein den in dieser Provinz am stärksten vertretenen Tanguten (chinesisch Sifan), diesem Nomadenvolke tibetanischen Stammes, dessen Erwerb die Viehzucht ist. Keins von den in enger Berührung mit Chinesen oder unter ihrer Herrschaft lebenden Völkern hat sich so wenig von den chinesischen Gebräuchen angeeignet wie dieses. Einige wenige haben sich mit den Chinesen gemischt und sind sedentär und Ackerbauer geworden, aber dies ist eine Ausnahme. Sie regieren sich durch eigne Beamte, welche jedoch dem Statthalter von Kansu, der in Sining seinen Sitz hat, untergeben sind. Wirtschaftlich sind sie freilich ganz von den Chinesen abhängig, welche nicht nur die Steinkohlen und Salzseen ihres Landes ausbeuten, sondern auch die von den Tanguten gesponnene Jakwolle zu dem Tuche verweben, aus dem sie alle ihre Kleider fertigen, und die den gewinnreichen Handel mit Rhabarber, dem Haupterzeugnisse des Landes, betreiben.


Ein Lama aus Lhassa. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 387.

Die Regierung Tibets ruht formell in den Händen der zwei obersten Lamas, des Dalai Lama und des Panschen Lama, denen vier Minister (auf dritter tibetanischer Rangstufe) zur Seite stehen. Die Oberleitung aber liegt bei den zwei chinesischen Residenten, welche aus den höchsten Offizieren der Mandschubanner gewählt zu werden pflegen, und die im Range gleichstehen dem General-Statthalter der benachbarten Grenzprovinz Setschuan.

Dieselben stehen unter dem Reichsamte der mongolischen Angelegenheiten, doch ist die Verwaltung Tibets eng mit derjenigen von Setschuan verbunden, welche Provinz Soldaten und Geld für die chinesische Herrschaft in Tibet liefert. Die chinesische Garnison zählt 1500 Mann. Welche kleinere Halbsouveränitäten das weite Land noch umschließen mag, ist uns unklar, und wir wissen nicht, welches Gewicht Notizen beizulegen ist wie: „Das Kloster von Tawan (in Monhuil) ist unabhängig von Lhassa, und seine 600 Lamas sind mit Flinten und Bogen wohl bewaffnet" (s. Abbildung, S. 386), und ähnlichen, denen man in den Aufzeichnungen der Punditen begegnet. Man wird nicht fehlgehen, wenn man einen sehr lockern Zusammenhang der kleinern politischen Existenzen in dem weiten Lande annimmt, den übrigens schon die Ausdehnung, die dünne Bevölkerung und hauptsächlich die politische Konstitution dieses buddhistischen Kirchenstaates des äußersten Osten wahrscheinlich macht.

Tibet wird also politisch als ein Teil des chinesischen Reiches betrachtet. Chinesische Beamten und Generale residieren in Lhassa, und einige chinesische Truppen sind durch das Land zerstreut. Der Dalai Lama kann nur unter Zustimmung des chinesischen Kaisers eingesetzt werden, und zweijährlich gehen Huldigungsgeschenke, eine mildere Form des Tributes, von Lhassa nach Peking. Noch im vorigen Jahrhundert machte China Kriegszüge, um Tibet an sich zu fesseln, und es standen chinesische Soldaten in Khatmandu (Nepal) bis nahe an die Grenzen der bengalischen Besitzungen der Ostindischen Kompanie, wohin sie vorgedrungen waren, um Tibet gegen die Invasion der Nepalesen zu schützen. Neben der politischen Herrschaft geht das wirtschaftliche Übergewicht. China hat es verstanden, trotz des schwierigen Verkehres, der drei Monate von Sining bis Lhassa in Anspruch nimmt, alle andern Mächte vom tibetanischen Markte auszuschließen, während seine Kaufleute das ganze Land durchziehen. Chinesisches Geld geht bis nach Kleintibet hinein. Hauptgegenstände des chinesischen Handels mit Tibet sind für die Einfuhr: Ziegelthee, Tabak und Seidentücher, für die Ausfuhr: Moschus, Hirschhorn, verschiedene Droguen, Pelze und Gold. Die erste Stelle nimmt aber unter ihnen der Ziegelthee ein, der eine weit über den gewöhnlichen Handelsgewinn hinausreichende Wichtigkeit zu besitzen scheint. „Thee ist ihr Allernotwendigstes, und dem starken Bedürfnisse nach demselben mag man den endgültigen Erfolg der chinesischen Eroberung von Osttibet zuschreiben. Ihre Lebensaufgabe scheint darin zu bestehen, sich möglichst viel von demselben zu verschaffen." Es ist nicht möglich, die Menge des in Tibet konsumierten Thees zu berechnen, doch nahm vor etwa 15 Jahren Cooper die Menge desjenigen, der über die Grenzstadt Batang seinen Weg nimmt, zu 3—4 Millionen kg im Jahre an. In dem Striche jenseit der Grenze von Setschuan finden sich zahlreiche chinesisch-tibetanische Mischlinge, welche sich hoch über den reinen Tibetanern stehend erachten. Dies würde für ein moralisches Gewicht der chinesischen Kultur sprechen, welches allerdings der Vorläufer eines materiellen Übergewichtes zu sein pflegt. Auch berichtet Cooper, daß tibetanische Frauen sich gern mit den chinesischen Handelsleuten und Soldaten vermählen, welche hierher kommen. Die tibetanischen Mandarinen in Batang fand er chinesisch gekleidet, und sie sprachen flüssig chinesisch, wie denn die chinesische Sprache als Kultur- und Handelssprache im ganzen Grenzgebiete trotz des numerischen Übergewichtes der Tibetaner in größern Grenzstädten, wie z. B. Tatsianlu, dominiert. Dagegen hat die eigentliche Einwanderung von chinesischer Seite bisher in Tibet nicht ebenso freies Spiel gehabt wie in der Mongolei, und es scheinen die chinesischen Behörden dem Übertritte größerer Massen auf tibetanisches Gebiet Schwierigkeiten zu bereiten. Den Tibetanern selbst fehlt es offenbar nicht an Selbstgefühl, zu dessen Nährung der Besitz der heiligen Stadt des Buddhismus beiträgt. Daher sind sie, wiewohl gegenüber China sich mehr wie Unterthanen als wie Alliierte gebärdend, doch eifersüchtig auf den Einfluß dieser Macht und sehen selbst auf die Chinesen wie auf Unreine und Barbaren herab, mehr natürlich noch auf die Abendländer, die eben jetzt

im Begriffe sind, die Wege nach Tibet ihrem Handel und damit ihrer Forschung zu öffnen, und denen eine reiche Ernte neuer geographischer und ethnographischer Thatsachen vorausgesagt werden kann. Das Verständnis der Ethnographie der innerasiatischen Gebiete kann ebenso wie dasjenige der indischen Völkerverhältnisse nicht als abgeschlossen gelten, solange dieses weite Gebiet der merkwürdigsten und vielfältigsten Völkerberührungen und -Vermischungen noch so sehr im Dunkel der Unerforschtheit ruht. Wie viele Fäden asiatischen Völkerursprunges, wie viele Wege asiatischer Völkerzüge hier sich kreuzen mögen, wird in den folgenden Abschnitten bei mehreren Gelegenheiten noch anzudeuten sein.

Indischer Völkerkreis.

19. Südasien.

„Vorderindien ist das südliche und mittlere Blatt in der Lotosblume der Erde, das mit seiner Wurzelseite am schneereichen Meru haftet, der es mit Strömen befruchtet." Indische Erdansicht nach Carl Ritter.

Die zwei Halbinseln Vorder- und Hinterindien strecken sich vom Südrande Asiens in gleicher nordsüdlicher Richtung in den Indischen Ozean hinaus. Beide sind dem Rumpfe Asiens ungefähr am Wendekreise angesetzt, und beide überragen mit ihren zugespitzten Enden wenig den 10.° nördlicher Breite. An ihren Wurzeln vereinigt sie das große, sumpfige Deltaland des Ganges und Brahmaputra, im übrigen trennt sie der Bengalische Meerbusen, der an der weitesten Stelle sich zwischen ihre ihm zugewandten Ufer ungefähr 300 geogr. Meilen drängt. Die größte Verschiedenheit in der äußern Gestalt wird dadurch bedingt, daß an den Südwestrand Hinterindiens eine lange, beutelförmige Halbinsel, Malakka, angesetzt ist, welche indessen nach Lage, Form, Bodengestalt und Bevölkerung mehr ein Glied des an sie durch die vielfach ähnliche Insel Sumatra sich anreihenden großen Archipels der Sunda-Inseln als ein Teil von Hinterindien ist. Auch ihre Geschichte hat einen insularen Charakter, sie ist fast immer getrennt gewesen von derjenigen Hinterindiens, dessen Staaten nur zeitweilig und in beschränktem Maße herrschend hier herübergriffen, und selbständig hat sie nicht auf diese zurückgewirkt. Das wenige Bedeutende, was ihre malayische Bevölkerung in der Geschichte Asiens vollbrachte, liegt auch nach der malayischen Seite dieses Erdteiles, nach der der Sunda-Inseln, hin, und ebenso beruht die wirtschaftliche Wichtigkeit, die einige von ihren Küstenplätzen, vor allen Malakka und Singapur, in verschiedenen Perioden erlangt haben, auf der Rolle, die sie als Mittelpunkte des Handels zwischen Europa und der südostasiatischen Inselwelt und als Sammelpunkte des Verkehres zwischen Europa und Westasien auf der einen und Südost- und Ostasien auf der andern Seite zu spielen vermögen. Das eigentliche Hinterindien bleibt dabei ganz außer Betracht, es ist für den europäischen Handel, man kann sagen, um volle 300 Jahre später entdeckt worden als Malakka. Hier pflanzte Albuquerque 1511 die portugiesische Fahne auf, während die Engländer sich den Zugang nach Birma erst 1826 nach einem blutigen Kriege erzwangen und die ersten Häfen in Tongking sogar erst vor drei Jahren den Franzosen als den ersten Europäern, die sich dort hineindrängten, geöffnet worden sind. Ein „nichtoffizieller" Handelsverkehr hat allerdings wenigstens mit den westlichen Staaten Hinterindiens auch in frühern Jahrhunderten stattgefunden, aber mit großen Unterbrechungen, und die Europäer vermochten hier niemals entfernt den festen Fuß zu fassen wie auf der fast insularen Halbinsel Malakka. Man wird sich also wohl das Recht zusprechen dürfen, die beiden Halbinseln

miteinander in Parallele zu stellen, ohne dieses lockere Anhängsel bei jedem vergleichenden Blicke mit im Auge haben zu müssen. Man hat dann äußerlich ziemlich ähnliche Gebilde vor sich, die auch in ihrem Klima, ihrer Pflanzen- und Tierwelt im großen und ganzen übereinstimmen.

Durch das höchste Gebirge der Erde vom Kerne Asiens geschieden, ragt Indien am Südrande des Kontinentes in durchaus tropischer und subtropischer Lage in den nach ihm genannten Teil des Weltmeeres hinaus. Indien bildet ein Dreieck, dessen breiteste Seite und Basis der Himalaja bildet. Die alte Insel Ceylon mit einer teilweise eigenartigen Lebewelt ist der Südostseite vorgelagert. Lange muß es her sein, daß die von Manar hinüberlaufenden Klippenreihen die Festlandbrücke darstellten, welche der Mythus den Rama seinem Heere bauen läßt. Zwischen Indus und Brahmaputra finden wir das Gebirge in einer Länge von 320 Meilen hingelagert in einem Bogen, der nach Norden zu geöffnet ist, und dessen östliches Ende 10° südlicher liegt als das westliche. Die Breite, welche von Westen nach Osten zunimmt, beträgt im Durchschnitte 50 Meilen. Als Randgebirge fällt es nach binnen zu, nach der Kontinentalseite, also nach Norden, sanft ab, während sein Abfall nach der Halbinsel, der ozeanischen Seite, also nach Süden, steil ist. Unvermittelt steigen hier am Südabhange die Vorberge von 1000 bis 1500 m aus dem Tieflande an, welches vom Ganges durchströmt wird. Hinter ihnen erheben sich in den mehrfach hintereinander folgenden Hauptketten Gipfel bis zu 8840 m (Gaurisankar), die auch im westlichen und östlichen Himalaja noch 7808 m (Nandadevi) und 7300 m (Tschamaleri) erreichen. Der Himalaja ist arm an gangbaren Pässen, was zum Teile aus seinem ganzen Aufbaue sich erklärt. Der starke Fall nach der Südseite hin gräbt so tiefe Thäler in den Gebirgsabhang, daß schon der Anstieg sehr schwer ist. Auf meilenweite Strecken ist von Thalsohle keine Spur in diesen Thälern, die Gebirgswasser brausen zwischen Felswänden von 1000 und mehr Metern Höhe und lassen keinen Raum zwischen sich und den steil ansteigenden Thalwänden. Seen kommen unter diesen Verhältnissen wenig zur Entwickelung, große Thalweiten sind selten, Kaschmir und Kulu sind isolierte Erscheinungen. Dazu sind aber die Himalajapässe durchaus sehr hoch. Unsre höchsten Alpenpässe erreichen keinen von denselben. Keiner geht unter 3000, einige erreichen 5000 m. Unter solchen Verhältnissen kann man wohl sagen, daß Indien in seinem Himalaja eine ausgezeichnete Naturgrenze gegen Norden hin besitzt, in welcher ein Durchbruch wie der des Khaiberpasses, in welchem der Kabulfluß zum Indus strömt, den er mit fast ebenbürtiger Wassermasse bei Atok erreicht, eine einzeln stehende Erscheinung ist. Man kann den Hindukusch eine nördliche Vormauer Indiens nennen, aber dessen Pässe, über welche Alexander, Timur und Dschengis-Chan nach dem indischen Vorlande herabstiegen, erreichen nicht die Höhe der Himalajapässe. Alexander der Große dürfte den Hindukusch in wenig über 4000 m Meereshöhe überschritten haben. Geschlossener als der Westen ist der Osten. Von der Grenze Manipurs bis zum Passe über den Ostgrat des Patkoigebirges liegt zwei Breitengrade weit überhaupt kein Übergang.

Wenn Indien in manchem Sinne eine in sich abgeschlossene Welt bildet, obwohl es auf der Karte nur als ein Anhängsel des großen innerasiatischen Gebirgssystemes erscheint, so ist das eben in den unabänderlich gegebenen Verhältnissen der Nordgrenze zu suchen. Unter solchen Umständen leben Völker ohne Berührung, fast ohne jeden Austausch ihres Kulturbesitzes Jahrtausende nebeneinander, wiewohl sie nur wenige Meilen trennen. Nur Ideen von großer Propagationsfähigkeit, also in erster Linie religiöse Ideen, finden einmal ihren Weg über die 5000 m hohen Pässe und bleiben dabei lebensfähig. „Die Tibetaner, den Indiern so nahe, aber durch den Himalaja getrennt, über den nur beschwerliche Pässe den Verkehr zwischen beiden Völkern möglich machen, haben auf Indien keinen Einfluß geübt; denn die tibetanischen Stämme, welche sich auf dem Südabfalle des Himalaja in den

höchsten Thälern angesiedelt haben, sind ein kaum bemerkbares Element indischer Bevölkerung und ergeben sich dem Andrange indischer Bildung. Wegen der Beschwerlichkeit der Wege konnten kriegerische Berührungen nie wichtig werden, es mußte der Verkehr der friedliche des Handels sein. Noch leichter als die Karawane zog der Missionar über das Gebirge, und Tibet hat von Indien seine Religion und den größten Teil seiner Geistesbildung erhalten.“ (Lassen.) Die natürliche Abgrenzung verschärfte eine engherzige Politik, welche den Verkehr zwischen Inner- und Südasien auf wenige und minder vorteilhafte Wege einschränkte. Nach langer Mühe erreichten die Engländer, daß sie Kaschgar besuchen durften, während Tibet noch immer ihnen verschlossen bleibt. Dort haben sie aber Pässe von mehr als 5000, hier nur solche von 4000 m zu übersteigen. Der Weg durch Jünnan über Bhamo ist ein schlechter Ersatz für den direkten, aber verschlossenen Weg Assam-Batang.

Die eigentliche Halbinsel, welche von den Indiern zusammenfassend Dekhan, Südland, genannt wird, besteht vorwiegend aus Hochebene und mittlern Gebirgen, jene im Mittel 600—700 m hoch, diese zwar paßarm, aber nicht von erheblicher Gipfelhöhe, welche in den Nilgiri, dem höchsten und südlichsten Teile der Westghats, doch nur wenig über 2500 m hinausgeht. Über diese Höhe ragen nicht beträchtlich die Gipfel der Berge von Travankor und jene der Insel Ceylon, deren gebirgiges Mittelland mit fruchtbaren, wohlbewässerten Tieflandrändern eine der ergiebigsten Landschaften von Indien schafft. In der Mitte der Halbinsel liegt nun wie ein massigerer Kern das Tafelland von Dekhan, in manchen Beziehungen an Iran erinnernd. Eine leichte Neigung nach Osten läßt seine Flüsse nach Osten abfließen. Hügelreihen durchziehen es in allen Richtungen, und bei der Nähe des Meeres auf beiden Seiten fehlt ihm wenigstens in den randlichen Lagen nicht die Bewässerung, so daß es in großen Teilen seiner Erstreckung die Fruchtbarkeit des Tieflandes mit dem gesunden und angenehmen Klima des Hochlandes verbindet. Es wird dadurch zu einer der ausgezeichnetsten, günstigst begabten Tropenregionen, die wir kennen. Das Windhyagebirge, dem die fruchtbare Höhenstufe von Malwa vorgelagert ist, ist an seinem Nordrande aufgerichtet, eine trotz geringer Höhe in der Geschichte Indiens an Wichtigkeit nur dem Himalaja nachstehende Schranke, und die klimatisch einflußreichen Ghats bilden seine Ränder.

In einem Lande wie Indien, das so vorwiegend Gebirgs- und Hochland ist, gewinnt die Meeresküste eine besondere Bedeutung, da sie als ein von Natur vorwiegend flacher Landstreifen sich meistens scharf von dem viel höhern Binnenlande absetzt. Sie ist in ihren klimatischen Zuständen scharf geschieden von dem Binnenlande; große Hitze und stellenweise große Massen der Niederschläge charakterisieren sie, und auch die Kulturbedeutung, die wenigstens die Westküste durch ihre zahlreichen Häfen gewinnt, ist nicht gering anzuschlagen. Dem entsprechend gehören gerade die indischen Küsten seit langem zu dem wichtigsten und öftest genannten Teile Asiens. Es waltet indessen zwischen der West- und Ostküste der Unterschied, daß diese sandig, von Brandung umtost, hafenarm, jene von Kalikut an (wo sie zuerst den Namen Malabar, dann Konkan führt) bis zum Busen von Cambay eine hafenreiche Steilküste ist. Der innere Teil des Busens von Cambay ist in fortschreitender Verschüttung begriffen. Die im Altertume berühmten Plätze Surate und Barigaza an der Narbadamündung haben aufgehört, brauchbare Häfen zu sein. Das Indusdelta ist nicht wie das Gangesdelta (Kalkutta) dem großen Wasserverkehre zugänglich.

Im Rahmen dieser geographischen Grundzüge trägt Indien alle Gegensätze und Abstufungen der Bodenbeschaffenheit und Fruchtbarkeit vereinigt. Die Wüste im Nordwesten ist eins der kleinsten, aber ausgesprochensten Durstgebiete der Erde. Schon in der Gegend um Atok erinnern die versengte Farbe der Felder, einige Mimosengruppen und selbst die Form einiger Häuser durchaus an Ägypten. Die Wüste Thar, „ein Land des Durchzuges, nicht des Verweilens“, grenzt so hart an wie die Libysche Wüste an die Oase des

Nilthales. Jenseit der Wüste nimmt im Gangesthale, dessen Wasserscheide zum Satledsch hinüber unter 300 m liegt, die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit rasch zu. Im obern Gangesthale liegt seit Jahrhunderten der Machtmittelpunkt Indiens, oberhalb des Hauptknies des Flusses, wo sich auch eine verhältnismäßig größere Zahl von Großstädten, wie Patna, Benares, Allahabad, Lakhnau, Dehli, voll herrlicher Denkmäler erhebt. Die fruchtbarsten Teile Indiens sind ein Geschenk des Ganges und seiner Nebenflüsse. Fruchtbarer Boden, Wärme und Wasser schaffen hier eine der dichtesten Bevölkerungen der Erde.

Die Schlammmassen der Flüsse befruchten das Tiefland in einem großartigen Maße. Die Deltabildung und die Aufwerfung von Küstenstreifen gehen in einem Maßstabe vor sich, welche den dem Himalaja entströmenden Wassermassen und der Höhe des Gebirges entsprechen, welches dieselben entsendet. Die Häfen bis Bombay herab sind durch den Schlamm des Indus in geschichtlicher Zeit verbaut worden. Im Gangesdelta sind die Sunderbands eine der kräftigst fortschreitenden Landbildungen, die aber leider noch nicht nutzbar gemacht werden konnten. Die exorbitante Feuchtigkeit dieses von undurchdringlichem Urwalde bedeckten Gebietes setzt jedem Versuche, durch Waldbrände den Boden urbar zu machen, Widerstand entgegen. Der Grund ist nichts als ein Sumpf, schwammartig voll brackigen Wassers, dem die tropische Hitze die schädlichsten Miasmen entlockt, und welcher somit bis jetzt noch eine unerreichbare Zufluchtsstätte wilder Raubtiere und der indischen Tierkolosse ist und lange bleiben wird. Die Koromandelküste südlich von Madras liegt im Regenschatten der Westghats. Aber der Kaweri, welcher seine Quellen auf den Bergen des entgegengesetzten Ufers hat, empfängt dort oben so reichliche Speisung während der Regenzeit, daß er („der tamulische Nil", Graul) mächtig anschwellend und weite Überschwemmungen hervorrufend in seiner östlichen Tiefebene anlangt. Die größten Flüsse Indiens entspringen im Himalaja oder hinter dem Himalaja auf dem Hochlande Innerasiens, wo ihre äußersten Quellen in geringer Entfernung voneinander gelegen sind. Mit großen Wassermassen — den Indus fand Schlagintweit schon bei Ladak in 3100 m Meereshöhe im Frühlinge 22 m breit — treten diese Flüsse in das Tiefland ein, zwischen welchem und dem steilen Ansteigen des Gebirges der Gegensatz ein so großer, daß die Gewässer, welche mit sehr starkem Falle aus dem Gebirge herabkommen, sich am Fuße desselben entweder, wie im Indusgebiete, in tiefe Kanäle mit Dammrändern (Duab) eingraben, die zu hoch und zu steil, um bewässert werden zu können, oder sofort gestaut und zu einem so langsamen Fließen sich gezwungen sehen, daß sie einen von 6 bis 7 Meilen breiten Streifen von Sumpfland längs des Gebirges bilden, der, mit der üppigsten indischen Vegetation bedeckt, dasselbe an vielen Punkten unnahbar macht. Dieser merkwürdige Sumpflandstreifen wird Tarai genannt und gehört zu den charakteristischsten Zügen im Bilde dieses merkwürdigen Halbinsellandes.

An Fruchtbarkeit und Ungesundheit und an Fähigkeit, wilde Tiere zu hegen, vergleichen sich diesen die Deltaländer des Indus, die 28 Meilen lang sich wenig nördlich vom Wendekreise erstrecken, und diejenigen des Ganges, welche großenteils bis auf den heutigen Tag unbewohnt bleiben. Der Ganges ist der große Sammelkanal der Gewässer, welche vom Südabhange des Himalaja kommen. Indus und Brahmaputra bringen die des Nordabhanges zum Tieflande. Die eigentliche Halbinsel sendet nach Westen nur die Narbada, nach Osten Godaweri und Kistna. Wasserreichtum und rasches Gefälle ist ihnen allen eigen: den südlichen wegen der Hochlandnatur, dem Ganges, Indus und Brahmaputra, weil das Tiefland, das sie durchfließen, so nahe beim Hochlande liegt. Wenig entwickelt ist infolgedessen die Schiffahrt auf den indischen Flüssen, die auf dem Indus bis Multan, auf dem Ganges bis über Allahabad hinaus, auf dem Brahmaputra bis Sudia reicht. Leider ist der Indus von der See her nicht zugänglich. Die wirtschaftliche Bedeutung indischer Stromsysteme liegt mehr nach der künstlichen Bewässerung hin.

Hinterindien ist in seiner Bodengestalt insofern Indien ähnlich, als im Norden Gebirge, im Süden Tiefland liegen; aber schon der Lauf der Flüsse lehrt, daß ganz andre Gebirgsverhältnisse vorhanden sind. Nicht in westöstlicher, wie Indus und Ganges, sondern in südlicher Richtung fließen sie ab, und zwischen ihnen ziehen in derselben Richtung fünf Bergzüge, welche als Ausläufer des Himalajasystemes zu betrachten sind. Diese Gebirge erheben sich nicht zu bedeutenden Höhen; Schneeberge gibt es im ganzen Gebiete nicht, und man kann sagen, daß vielzerteiltes Hochebenen-, Hügel- und Tiefland die Oberflächen und Gestaltung von Hinterindien bestimmen.

Der Brahmaputra scheidet den Himalaja vom hinterindischen Gebirgssysteme. Ein Kranz von Bergen umsäumt hufeisenförmig sein Thal, verbindet den Himalaja mit den Gebirgen Hinterindiens und bildet die Wasserscheide gegen das Flußgebiet des Irawadi. Die Barailkette, welche die höchsten Gipfel dieses Systemes bis 3700 m emporsendet, bildet seit langem die Grenze zwischen Indien und Birma. Der gangbarste der Pässe, der in Manipur das Bindeglied zu der im Nordgebirge Hinterindiens auftretenden Patkoikette ist, ist nur 660 m hoch. Einzelne Kämme trennen die Wohnsitze der Völker, die in den mehr als 1000 QMeilen bedeckenden Südausläufern der nach ihnen benannten Garo-, Khassia- und Nagaberge sitzen. Den größern mittlern Teil Hinterindiens nehmen, indem die im Norden schmälern und steilern Höhenzüge sich ausbreiten, Hügel- und Plateauländer ein. Die letztern sind ausgedehnte, mit hohen Gräsern bewachsene Ebenen, auf denen ärmliche Dörfer zerstreut liegen, deren Bewohner Trockenreis und Obst kultivieren. Sie bedecken einen großen Teil besonders des Innern von Anam und des laotischen Teiles von Siam. Sie sind häufig waldarm, während die Höhenzüge der sogenannten Elefantenkette Siams, welche Ausläufer nach Kotschinchina sendet, und der 1000 m hohen Kette, welche die Becken des Mekhong und des Dong-Nai scheidet, in der Regel gut bewaldet sind. Nach Süden zu ist dieser mittlern Zone überall ein mittelhohes, von den Überschwemmungen noch erreichtes Terrain vorgelagert, welches das fruchtbarste und stärkst bewohnte Gebiet im Lande repräsentiert. Von ihm steigt man endlich in das Sumpfland der Alluvionen herab, das ganz flach und von vielen trägen Wasserläufen durchschnitten ist, hinter deren dicht bewachsenen Ufern sich endlose Flächen ausdehnen. In diesem Teile unterscheidet man Reisfelder, Wälder mit schwachem Baumwuchse und endlose, mit langem Grase und Rohr bewachsene Steppen. Das Alluvium ist sehr fruchtbar und für den Reisbau geeignet, der auch die Hauptkultur des tiefern Landes, die Hauptnahrung des Volkes und den Hauptgegenstand der Ausfuhr bildet. Dies sind die ungesunden Striche, in denen, gleichwie in Bengalen, Cholera und Malaria nicht aussterben, und in der vor allem Europäer sich nicht akklimatisieren. In der europäischen Bevölkerung von Kotschinchina zählte man 1881: 2 Prozent, in der eingebornen 1,3 Prozent Todesfälle.

Hinterindien wird von seinen Flüssen strahlenförmig in vorwiegend südlicher Richtung durchflossen, mit der einzigen Ausnahme des schon halb chinesischen Songka, der von Westen her in den Meerbusen von Tongking geht. Aber diese Richtung der Flüsse deutet einen tiefer gehenden Unterschied an, der für die Geschichte dieser beiden Halbinseln von den wichtigsten Folgen gewesen ist. Ganges und Indus fließen in Vorderindien deshalb westlich und östlich ab, weil hinter ihnen der hohe, schneegekrönte Wall des Himalaja sich erhebt, der Vorderindien vom innern Asien abschließt; es gibt keinen leichten Weg von Norden her nach Vorderindien, aber diese großen Stromthäler bilden eine Straße, die, am Südrande des Scheidegebirges hinziehend, nach Westen und Osten zu geöffnet ist. Im Gegensatze hierzu sind die Thäler der aus dem Innern herausfließenden Ströme Hinterindiens ebenso viele Straßen, die von Norden nach Süden herabführen und dadurch Hinterindien in offene Verbindung setzen mit dem Reste des asiatischen Kontinentes. Es ist gewiß zu

einem großen Teile diesem Gegensatze in der Abgrenzung vom Norden zuzuschreiben, wenn Hinterindien in seiner ganzen Ausdehnung von der mongolischen Rasse in Besitz genommen wurde, die auch das Innere und den Osten Asiens besitzt, während nach Vorderindien von Westen her Völker kaukasischer Rasse einwanderten und die Mongolen hier über einige Gebirgslandschaften des östlichen Himalaja und zeitweilige Beherrschung Nord- und Mittelindiens nicht hinauskamen. Es entspricht ferner diesem Gegensatze, wenn auch späterhin Hinterindien immer in hohem Grade abhängig war von der großen ost- und innerasiatischen Hauptmacht China, während Vorderindien niemals in die Machtsphäre derselben getreten ist. Ein kurzer Feldzug, den die Chinesen 1792 nach Nepal unternahmen, war das Äußerste, was sie in dieser Richtung jemals versucht haben; im übrigen sind ihre indischen Beziehungen vorwiegend nur lockere Handelsbeziehungen gewesen. Den Buddhismus empfingen sie aus zweiter und dritter Hand teils aus Ceylon, teils aus Mittelasien in einer vom indischen Ursprunge weit entfernten Gestalt.


Reis (Oryza sativa). Vgl. Text, S. 397.

Von den hinterindischen Strömen ist in größerm Maße schiffbar der Irawadi bis Bhamo nahe der chinesischen Grenze. Die Schiffbarkeit des Mekhong ist im Unterlaufe ganz unbedeutend, dieselbe beginnt wegen der Stromschnellen eigentlich erst in Lombok. Mit dem Mekhong steht der See von Tale Sap in Verbindung, welcher in der trocknen Jahreszeit vom Oktober bis zum Mai eine schwache Wasserader südlich zum Mekhong sendet, während in der Regenzeit große Wassermassen aus dem letztern nördlich zum See strömen und sodann eine ungewöhnlich große Ausdehnung desselben verursachen. Er kann für die Binnenschiffahrt in höherm Grade nutzbar gemacht werden. Die Schiffbarkeit des Menam hört bald hinter Bangkok auf, die des Salwen ist unbeträchtlich.

Das Klima Indiens ist wesentlich bedingt durch die Monsune. Die Luftverdünnung über der inner- und ostasiatischen Landmasse erzeugt im Sommer den Südwestmonsun, die Verdichtung derselben im Winter den Nordostmonsun. Jener weht vom Mai bis September, dieser vom Oktober bis April. Diese Monsune bedingen den raschen und auffallenden Wechsel der Regen- und damit der Jahreszeiten an der Ost- und Westküste. Beim Wehen des Südwestmonsunes haben Malabar und Bengalen Regenzeit, während Dekhan und Koromandel trocken sind; umgekehrt haben, wenn der Nordostmonsun weht, Bengalen, Malabar und die Westghats trockne Zeit. Ganz Indien erwartet zu einer oder der andern Zeit die Ankunft der Monsunregen, welche schon die Alten als „Heil und Freude spendende Arznei“ begrüßten, und an deren Zentimeterhöhe die Neuen mit großer Sicherheit den Ausfall der Ernten bemessen. In den sechs Jahreszeiten der Tamulen: Pflugzeit, Kühle, Vortau, Tau, Junghitze, Althitze, spiegelt sich die Beziehung des ganzen Jahreslebens zum Taue des Himmels. Die Westghats zwingen durch ihre bedeutende Erhebung den Südwestmonsun zu außerordentlich reichen Niederschlägen. Malabar und Bengalen haben also Regenzeit im Sommer, Dekhan und Koromandel im Winter. Da aber die Ostghats hinter der Küste

Koromandel von nicht bedeutender Höhe sind, ist im allgemeinen die Ostküste trockner als die Westküste. Immer sind die bedeutendsten Niederschläge mit dem Südwestmonsune, als dem wasserreichsten, verknüpft. Mit ihm fällt auch im südlichen Hinterindien die nasse Jahreszeit zusammen. Sie erreichen an den Khassiabergen am Südrande von Assam 14,000 mm im Jahre, in einigen Orten an den Westghats gegen 6000 mm und sind mit 1500—2000 in den Tiefländern Bengalens, Assams und Hinterindiens noch ziemlich beträchtlich. Eine Region von wüstenhafter Dürre liegt südlich vom Indusgebiete im Nordwesten Indiens, wo der Südwestmonsun nicht mehr hindringt und die wasserverdichtende Gebirgskette zu weit nach Norden zurückgewichen ist. Nur das Pandschab, der nördliche Teil der Indusebene, ist noch hinreichend befeuchtet. Die Januartemperaturen von 8° in Lahor und 19,5° in Madras, die Jahrestemperaturen von 26° in Kalkutta, 21,5° in Bombay, 22° in Madras, die Maxima und Minima in Bangkok von 35 und 12°, die Jahrestemperatur in Saigon von 27° zeigen den vorwiegend sehr warmen, nach Westen und Nordwesten sich abstufenden Charakter des Klimas dieser Halbinseln.



Zuckerrohr (Saccharum officinarum).

Indiens Ruhm bilden von alters her die kostbaren Erzeugnisse seiner Pflanzenwelt (s. nebenstehende Abbildung und die auf S. 396 und 398), auf welche ein Fünftel der Kulturgewächse der Alten Welt zurückgeführt wird. Reis, Baumwolle, welche man sowohl in Indien als in Hinterindien für einheimisch erklärt, Zucker, Opium, Jute, Kaffee, Thee, dessen Heimat in Assam gesucht wird, Gewürze stehen bis heute in vorderster Linie, wobei die erst seit einigen Jahrzehnten, aber aufs glücklichste akklimatisierte Chinarinde nicht vergessen sein soll. Die Mannigfaltigkeit seines Bodenbaues verleiht Indien eine Pflanzenwelt von seltenem Reichtume. Im Himalaja von Sikkim behält die Vegetation bis zu 2700 m den tropischen Charakter und ist vorwiegend Urwaldvegetation. Erst von hier an beginnen lichte Wälder aus Eichen, Birken, Föhren und andern europäischen Bäumen, gemischt mit baumartigen Rhododendren. Auch ähnliche Kräuter wie bei uns bedecken hier den Boden. Die Laubbäume werfen im Winter ihre Blätter ab, und Hooker beobachtete dort den Anbruch des Frühlings unter Erscheinungen, die ihn vollkommen an Mitteleuropa erinnerten. Wir sehen die Birkenhaine am obern Sind, deren Weiß man dort, wie in den Alpen, vom untern Gletscherrande blinken sieht. Jenseit dieser Wälder, die allmählich in reine Nadelholz- und Birkenbestände übergehen, breitet sich ganz wie bei uns zwischen Wald- und Firngrenze die Region der alpinen Matten aus, ein Land der Hirten, wo wiederum eine große Anzahl von unsern Alpenpflanzen und in besonders reicher Vertretung die Rhododendren sich finden. Aber der Himalaja ist der Entwickelung dieser Region bei weitem nicht so günstig wie die Alpen, und der Hauptgrund

dafür liegt in dem sehr regelmäßigen Baue desselben, der einen sehr gleichmäßigen Abfall bedingt. Dieselbe Ursache liegt auch dem Mangel an lieblichen Unterbrechungen der steilern Gebirgslandschaft zu Grunde, den man gleichfalls am Himalaja im Vergleiche zu den Alpen beobachtet. Eine zweite Region bilden die Tiefländer von Bengalen samt Assam, die man als Region der Dschungelwälder bezeichnet. Dichte Wälder sind aus immergrünen Bäumen, Baumlianen, Sträuchern, haushohen Bambus zusammengeflochten. Ähnliche Dschungelwälder finden sich über Indien, Hinterindien und den Indischen Archipel verbreitet, gehen aber nirgends so weit nach Norden wie hier. Die Lebensbedingung, die ein Band von Gemeinsamkeit um sie schlingt, ist die kaum unterbrochene atmosphärische Feuchtigkeit. Ihre



1. Jute (Corchorus olitorius). — 2. Baumwolle (Gossypium arboreum). Vgl. Text, S. 397.

Üppigkeit ist nur möglich in den Regionen, wo im allgemeinen reiche Niederschläge und zu keiner Zeit des Jahres absolute Trockenheit herrscht. Sie sind daher am Fuße des Himalaja besonders ausgezeichnet entwickelt.

Indem man sich im Tieflande Hindostans vom Ganges bis zum Indus bewegt, durchschreitet man Gebiete mit immer kürzerer Regenperiode, die am Ende, am untern Indus, ganz aufhört. Man hat hier wenige Savannen, vorwiegend ist das Land mit Gebüschen bewachsen, die aus Akazien von geringer Höhe bestehen. Hier wie im trocknen Südostindien pflanzten schon längst vergangene Geschlechter die meilenlangen Schattenreihen der Tulpenbäume und die aus Einem Kerne erwachsenden Haine der Banianen. In fast nächtlichem Schatten wandert der brahmanische Wallfahrer seinem Tempel zu. Das Klima ist günstig genug, um die Kultur mit künstlicher Bewässerung zu erlauben, nicht aber, um eine üppige Vegetation zu nähren. Am untern Indus fällt die eigentliche Regenzeit aus, und es entsteht die echte oasenarme Wüste Thar. Die Westküste ist unter dem Einflusse des Südwestmonsunes ähnlich dicht bewachsen wie die Region der Dschungelwälder. Gegen Süden zu wächst die Dauer der Regenzeit mit der Zunahme der Polhöhe, während an der Ostküste umgekehrt gegen Süden zu trocknere Gegenden liegen. — In Hinterindien sind Flora- und Faunacharakter im allgemeinen ähnlich dem indischen. Derselbe ist hier weniger

mannigfaltig, entschiedener tropisch, der Elefant noch mehr Haustier, der Reis in noch höherm Maße Hauptfrucht. Man vermutet die Heimat des Zuckerrohres im südlichen Hinterindien.

Indien ist das Land großer Säugetiere und reichen Tierlebens, das Nutzen und Schaden in reichem Maße gewährt. In keinem Lande wird so vielen Menschen durch schädliche Tiere der Tod gebracht. Es wurden im Jahre 1880 in Indien an Menschen getötet durch Elefanten 46, durch Tiger 872, durch Leoparden 261, durch Bären 108, durch Wölfe 347, durch Hyänen 11, durch andre wilde Tiere 1195, durch Schlangen 19,150, also im ganzen 21,990. Die indische Regierung zahlte an Prämien für 14,886 getötete Raubtiere und 212,776 getötete Schlangen in demselben Jahre 204,279 Mark. Daneben aber führen Spuren unsers Rindes und Schweines auf indischen Ursprung, und der Elefant ist hier gezähmt worden.

---

20. Allgemeines über indische Völker.

„Die Ethnographie der Indier kann zunächst nur in den allgemeinsten Zügen gezeichnet werden. Wer in die Einzelheiten sie verfolgen wollte, würde Gefahr laufen, seine Aufstellungen sehr bald hinfällig werden zu sehen“

Mantegazza.

Inhalt: Es gibt keine indische Rasse. — Innere Verschiedenheiten. — Vordrawidische Elemente. — Drawidier. — Mongolen. — Hindu. — Mischlinge. — Ethnographische und religiöse Bedeutung der Rassenunterschiede. — Die alten Südasiaten. — Vorgeschichtliche Denkmäler. — Beziehungen zu Innerasien und zum Malayischen Archipel. — Der indische Volkscharakter. — Weichheit und Härte. — Die Sanskrit-Litteratur. — Bildnerei. Architektur. Malerei. Kleinkunst.

Die Ergebnisse der 1871er Volkszählung Indiens haben auch zu einem Versuche geführt, die Rassen der Halbinsel nach ihrem Zahlengewichte zu gruppieren. Es ist in der Weise geschehen, daß man annahm, es gebe 110 Millionen Mischlinge verschiedener Rassen, 41 Millionen Mohammedaner, 18 Millionen Urstämme und nichtarische Völker und 16 Millionen reine Arier, in Summa 185 Millionen. Diese merkwürdige, bunte Klassifikation zeigt, wie schwer es ist, die Rassen in einem Lande auseinander zu halten, wo seit Jahrtausenden die Völker von den verschiedensten Seiten zusammengeflossen sind, sich gemischt und unter neuen Natureinflüssen verändert haben. Indem man die Mohammedaner als große Völkergruppe mit Rassen zusammenstellt, ordnet man sich der Unmöglichkeit unter, sie nach ihren Rassenelementen zu trennen. Das Gleiche beweist das starke Übergewicht der Mischlinge. Und unter den übrigen sind manche Kategorien nicht auf anthropologische, sondern auf ethnographische, religiöse, wirtschaftliche, politische Momente hin gesondert. Die einfache Hypothese eines von dunkeln Stämmen negroiden Charakters ursprünglich bewohnten Indien, in welche erst eine arische und dann eine zum Teile mongolische, mohammedanische Invasion einbrach, welche beide die Urbewohner teils nach Süden und Westen vor sich her schoben, teils Mischrassen zum Ursprunge verhalfen, läßt allerdings keine solchen Schwierigkeiten voraussehen. Aber jeder Versuch, über dieses Schema hinauszugehen, führt auf die Aufgabe, die Unterschiede sorgfältiger auseinander zu halten. Mantegazza hat Hindu mit arischem (kaukasischem), malayischem und semitischem Typus, Mongolen, Juden, Parsen,

Muselmanen, unter denen Turanier sich verbergen, und endlich Urstämme unterschieden und hat damit teilweise einen richtigern Weg beschritten, der auch dem Ethnographen besser erscheinen muß als jene andern.

Der Typus der sogenannten Urstämme, Bergstämme oder kurzweg Wilden, den man, um ihm einen Namen zu geben, vordrawidisch nennt, hat negroide Elemente (vgl. Bd. II, S. 223) in der platten Nase, dem wulstigen Munde, dem prognathen Oberkiefer, dem dünnen, nur am Kinne etwas reichlichern Barte, während eine Mulatteneigenschaft in dem abstehenden, halbseidigen, welligen, starken Haarwuchse liegt. Der Wuchs ist in der Regel niedriger als bei andern Indiern, und die fälschlich sogenannten Zwerge Indiens gehören hierher. Einen Mann, der hierzu gerechnet wird, beschrieb Blond aus den Westghats als dunkelbraun mit wolligem, rauhem Haare, von 4 Fuß 6 Zoll Größe, niederer, leicht zurückfallender Stirn, rundem Kopfe und starker Prognathie. Das Weib desselben hatte straffe Haare und gelbliche Hautfarbe, war ebenso groß wie der Mann. Beide gehören einem aus wenigen Familien bestehenden Stamme an, der hochgradig nomadisch ist und nur gelegentlich Honig, Wachs und Sandelholz nach den Ansiedelungen bringt. Niemand wird aus dieser und ähnlichen Beschreibungen einen so niedern Grad von Menschentum erschließen, wie man ihn angenommen hat, indem man diese nicht gerade riesenhaften, dunkeln Waldnomaden zu den niedrigsten Gliedern der heutigen Menschheit stellte. Hört man abschreckende Schilderungen der Gond und Verwandten, so muß man fragen, ob nicht die elende Lebensweise mit daran schuld sei, wenn der Wuchs etwas kleiner, der Gesichtsausdruck geistloser oder wilder ist, die Neigungen gemeiner sind? Beachtenswert ist in dieser Richtung der alttamulische Begriff Kuraver, der alle Gebirgler umfaßt und denselben folgende Beschäftigungen zuweist: Honigsammeln, Hirsehüten, Wurzelgraben, Bereitung berauschender Getränke, Verkauf der Hennapflanze. In den Mahar des nördlichen Konkan sieht man „den untersten Typus der menschlichen Rasse an der Westküste Indiens“, aber dieses Volk ist eine Gesellschaft Ausgestoßener, denen die Arbeiten der Abdecker und Kotwegschaffer überlassen werden, die allen andern unrein dünken. Mit am tiefsten sollen ferner die Khund stehen, die westlich von Gondwana wohnen und angeblich den Negern am nächsten kommen, weil sie „schwärzer und kleiner“ sind! Es ist bezeichnend, daß alle diese Stämme auch immer wegen ihrer schrecklichen Magerkeit beklagt werden. Aber es gehören



Ein maledivisches Weib. (Nach Photographie.)

auch sedentäre kräftigere Stämme hierher, wie die Bhil Zentralindiens, die Pulaya von Travankor, die Mhair der Arawaliberge, die Koluschen im Narbadathale und im südlichen Berar, die Dhang der nördlichen Westghats, die Kur, die unter den Gond auf den Hochebenen des mittlern Narbadagebietes sitzen. Damit ist die Liste noch nicht geschlossen.

Nach der gewöhnlichen Annahme ist die Zahl der Aboriginerstämme Indiens eine ungewöhnlich große. Anthropologen behaupten, daß sich Stellung der Augenlider, Form der Nase, Gestalt der Lippen, selbst Unterschiede in der verhältnismäßigen Länge der Arme und Füße und in der Haarbildung mit den Formen des Schädels und des Gesichtsprofiles vereinigen, um die einzelnen Gruppen zu charakterisieren. Und die philologischen Forschungen zeigen ebenfalls viel des Vereinzelten und liefern doch wieder reichliche Beweise des Zusammenhanges! Was hier Urbildung, was Umbildung, wer möchte es entscheiden? Doch scheint es geraten, nicht allzuviel dem Rassenunterschiede, sondern auch einiges der Wirkung sozialer und religiöser Gliederungen zuzuschreiben, die ja gerade in Indien tiefer einschneiden als in irgend einem andern Lande gleicher Größe. Vor allem sind bunte Mischung und verschiedengradige Verkommenheit mit schuld an der angestaunten Mannigfaltigkeit der Urrassen.


Ein tamulischer Kuli. (Nach Photographie.)

Von den Drawida, mit denen man früher diese Völker kurzweg alle zusammenwarf, müssen dieselben getrennt gehalten werden. In der Regel wird drawidisch alles genannt, was nicht arisch und nicht semitisch ist und agglutinierende Sprachen (tamulische oder drawidische) spricht. Und als Rasse definiert man wohl auch den Drawidier: dunkelfarbig, mongolische Züge, glattes Haar. Daß es für einen Kenner dieser Völker, wie Graul, feststand, es sei der Kern des alten Tamulenvolkes „dem Nomadenleben, der Grundrichtung turanischen Wesens, ergeben“, ist in dieser Beziehung mindestens beachtenswert. Der Name „drawidische Völker“ paßt aber nur für den Tamil sprechenden Bewohner des südlichen Indien, dem arische Ansiedler den Brahmaglauben und eine höhere bürgerliche Ordnung brachten, nicht ohne selbstverständlich zugleich Anlaß zu ausgedehnter Vermischung zu geben. Die Wahl dieses Wortes schließt sich

an das Vorkommen desselben in den heiligen Schriften der alten Indier an, wo es für ein Volk an der Küste im Osten des Dekhan, für zu Sudra herabgesunkene Kshatrija, gebraucht wird. Die Hypothese des engen Zusammenhanges mit der tibetanischen Bevölkerung ist ebenfalls nicht zum Range einer wissenschaftlichen Wahrheit emporgestiegen. Nur gewisse Himalajastämme, die auch geographisch den weiten Wohngebieten der immerhin wesentlich mongolischen Völker Tibets genähert sind, dürften entschieden der mongolischen Rasse zugezählt werden, von welcher sie sich aber in Sprache und Sitten weit entfernen.

Ein mongolisches Element kann zwar auch im übrigen Indien, das öfters in geschichtlicher Zeit von Mongolenhorden überschwemmt ward, vorausgesehen werden, allein es ist verbreiteter, als diese Einflüsse rechtfertigen, und so müssen wir es auf die Turanier der indischen Prähistorie zurückführen. In den Marathen z. B. tritt uns ein zweifellos stark mongoloides Volk in Herrscherstellung entgegen. Der Marathe ist von mittlerm, eher kleinem als großem Wuchse. Sein Gesicht ist im allgemeinen platt, die Backenknochen mäßig hervorragend, die Augen klein, dunkel; die Nase ist kurz, oft aufgeworfen, mit breit geöffneten Näsenlöchern. Der Bart ist lang, aber wenig dicht, die Haut ist bronzefarben mit sehr abwechselnden Tinten. Nicht am wenigsten mongoloid ist die Eigenschaft der Marathenweiber, sehr klein und zart und ungleich viel heller als ihre Männer zu sein. Nicht alle Völker, die an die Marathen angeschlossen werden, sind von gleichem Typus. Die ihnen sprachlich nahestehenden Dhang, welche das nach ihnen das Dhang benannte Gebiet der nördlichen Westghats ausschließlich bewohnen, stehen körperlich den Bhil näher, bei denen freilich, wenn man sie auch vordrawidisch nennt, in Erwägung ihrer Geschichte turanische Einflüsse kaum minder nahegelegt sind als bei den verwandten Mhair und Mina. Letztere sind schon stark mongoloid. Andre, die ihnen ferner stehen, wie die Ramusi, zeigen sehr ähnliche Gestalten und Physiognomien. Eine starke mongolische Zumischung wird auch der historisch so sehr aktiv auftretenden Gruppe der Dschat nicht abzustreiten sein, deren Einflüsse man dann wiederum in den Mhair vermuten möchte. Die Sontal scheinen gleichfalls Spuren dieser Mischung aufzuweisen, werden aber von andern als Rest der von einer vorarischen Einwanderung gegen das Windhyagebirge gedrängten drawidischen Urbevölkerung Niederbengalens angesehen. Gorka und Sikh liefern die indischen Elitetruppen. Seitdem man erkannte, daß sie in der Armee bessere Dienste leisten als die Sprossen der höhern Kasten, ist ihnen zuliebe das Militärmaß von 1,625—1,725 m auf 1,525—1,625 m herabgesetzt worden.

Der Hindu von arischem Typus ist dunkel- bis kaffeebraun, in der Regel dunkler in den untern als den obern Kasten, von mittlerer Größe, glattem, schwarzem Haare, hübschem Oval des Gesichtes, schmaler, oft leicht gebogener Nase, Bart und Haar minder dicht als durchschnittlich beim Europäer. Die Augen sind groß, mandelförmig, der Mund groß, starklippig, das Kinn schwach. Die Körperformen sind, besonders bei den Weibern, oft sehr schön, aber durch Mangel an Bewegung und das mit Vorliebe kauernde Sitzen sind die Beine in der Regel schwach. Die Schädelform ist mesokephal bis dolichokephal, hübsch oval, die Schädelgröße gering oder mittel, die Stirn wenig ausgeprägt. Hindu höherer Kasten erinnern unter den Europäern am ehesten an Griechen und Italiener. Schwer ist es, diesen Typus scharf auszusondern, denn unmerklich schwankt er, durch unbekannte Mischung bestimmt, endlich nach der semitischen und nach der malayisch-mongoloiden Seite. Die Darden, welche kurz als das Volk des obersten Indusgebietes bezeichnet werden können, in welchem sie bis zur Oxuswasserscheide und darüber hinaus am Gilgitflusse wohnen, zeigen vielleicht eine der reinsten Ausprägungen der Stämme, die herabwandernd den Hindu Ursprung gaben. Sie sind eine stämmige, wohlproportionierte Rasse, gute Berggänger, starke Lastträger, freiheitsliebend, offenherzig, rotwangig, braunäugig, schwarz- oder braunhaarig.

Am eigentümlichsten berührt bei ihnen das Übergreifen des Kastenwesens aus Indien, das ihre soziale Gliederung weit entfernt von derjenigen ihrer Nachbarn im Gebirge. Vier Kasten sind unter den Darden so streng gesondert, daß Zwischenheiraten nicht vorkommen. Die niedrigste Kaste ist die der Dum, welche die Musikanten und Tänzer liefern, dann folgen die Kremin oder Handwerker, dann die Jaschkun, welche meist Ackerbauer sind, und endlich die Schin, welche die höchsten Berufe umfassen und angeblich reinster Abstammung sind. Diese beiden bilden die große Mehrheit der Bevölkerung, und zwar sind die Jaschkun am zahlreichsten in Astor und Gilgit, die Schin im Industhale. Beide zusammen dürften das eigentliche Volk der Darden darstellen, welches von außen hereinkam und eine frühere Bevölkerung unterwarf, deren Reste nun teilweise in den beiden andern Kasten erhalten sind. Eigentümliche Gebräuche, die man bei den Schin findet, wie der Abscheu vor der Kuh und in einigen Orten Dardistans auch vor dem Huhne, scheinen die Abstammung von Gliedern einer höhern Kaste zu bezeugen. Die dardische Sprache steht am nächsten dem im Südhimalaja zwischen Rawi und Dschinab gesprochenen Dogri und ist gleich diesem neuindisch.

Die gemischten Indier, welche die Masse der Bevölkerung bilden, sind ein eindrucksvoller Menschenschlag; ihre schönen und feinen Gesichtszüge, ihre Adlernase, ihre langen, lockigen Haare verleihen ihnen eine auffallende Ähnlichkeit mit den Zigeunern, die ja bekanntlich sprachlich mit ihnen übereinstimmen. Für Europäer bleibt in der That der Zigeuner, wenn er nicht allzusehr gemischt ist, der beste Repräsentant des durchschnittlichen Indiers. Es gibt hellere Elemente in der indischen Bevölkerung (auch wenn wir von den in Indien nicht seltenen Albinos absehen, die von den Hindu mit Abscheu betrachtet und deren Leichname wie die von Personen, welche an Hautkrankheiten leiden, auf einen Düngerhaufen geworfen oder wilden Tieren zur Beute gelassen werden), aber nichts, was an die europäischen „xanthochroen" Völker anklingt. Man hat, durch die indogermanische Sprachverwandtschaft verleitet, sich die alten Arier, die ins Tiefland des Indus und Ganges herabstiegen, viel zu germanisch vorgestellt. Sie selbst betonten ja ohne Zweifel den Gegensatz, in dem sie zu den dunklern Eingebornen sich stehen sahen, aber wir werden sie uns darum nicht als Blondlockige und Rotwangige zu denken haben. Wer aus dem Indusbecken ins Dekhan oder nach Bengalen kommt, der nimmt ein Wachsen dunklerer Schattierungen wahr. Die hellsten und stolzesten Indier wohnen im Nordwesten. Dort sind die Kinder und Weiber der Radschputen, welche gegen die Einwirkung der Sonne sich einigermaßen zu schützen vermögen, von sehr heller Haut, die diejenige mancher Süditaliener beschämen könnte; man trifft bei diesen imponierenden adlernasigen Gestalten hellbraune und graue Augen, starken, seidenweichen Bart und kastanienbraune Haare. Viele unter ihnen weichen nach einer Seite ab, welche vielleicht am besten verdeutlicht wird durch die bei den Sikh vorwiegende Physiognomie mit dickerer Nase, kleinern Augen und etwas mehr vorstehenden Backenknochen. So ausgesprochen ist diese Bildung, daß man sie als „dschatische Rasse" festzuhalten suchte. Die großen, gut gebauten Dschat entfernen sich oft durch eine an der Wurzel breit gedrückte Nase und olivenbraune Hautfarbe noch weiter von der hellern Rasse. Ihre Frauen sind durch die Stattlichkeit ihrer Gestalt berühmt. Daß mongoloides oder, wie sich die Indologen auszudrücken pflegen, turanisches Blut in ihren Adern fließt, scheint unzweifelhaft und erstaunt bei ihnen, welche über einen so großen Teil von Nordwestindien, vom Indus bis zum Ganges, sich ausbreiten, am wenigsten. Aber es ist kaum zulässig, dieses Element ihrer Mischung in den Vordergrund zu stellen, da es im Körperbaue doch nur neben andern zur Geltung kommt. Viel näher liegt es, zu glauben, daß in den hervorragenden Charaktereigenschaften des Nordwestindiers, welche besonders dem Volke der Sikh eine so große Bedeutung in der Geschichte Indiens verliehen haben und ihm vielleicht eine Rolle in der Zukunft aufbewahern, seine Tapferkeit und Redlichkeit vor

allem, an die edlern Zweige des Turkstammes erinnern. Die Stellung, welche der Sikh gegenüber dem Bengalesen einnimmt, erinnert einigermaßen an die Höhe, von der der Turkmene auf den Tadschik und Perser herabschaut. Neuerdings ist die Meinung vertreten worden, es seien die Dschat vorarische Bewohner des Landes westlich vom Indus, die erst durch die arische Einwanderung den Anstoß erhalten hätten, über Scindia, Pandschab und die Radschputana sich auszubreiten und endlich sogar bis Benares sich vorzuschieben.

Inmitten der zahlreichen Mischungen kann man mit dem größten Rechte nur Eine Linie ziehen. Es ist die, welche die in sich sehr verschiedenen Völker von den kräftiger durcheinander gerüttelten, inniger zusammengemengten oder schon seit länger zusammengeflossenen scheidet. Bei den Khol findet man den Typus des Radschputen neben dem des Bhil und alle Abstufungen zwischen den beiden, doch mit dem Unterschiede, daß sie sich im Westen ihres Wohngebietes überall mehr den Radschputen nähern als im Osten. In Gudscharat, Kutsch, Kathiawar kommt es vor, daß sie für entartete Radschputen gehalten werden. Sie geben sich übrigens selbst für Radschputen aus, welche nur infolge von Verbindungen mit Frauen eingeborner Rassen ihre Kaste verloren hätten. Leider geben ihre Überlieferungen nicht genau an, ob diese Verbindungen mit Bhil, Dher oder ähnlichen Stämmen stattgefunden haben. Auch die Khand sind als eine Mischung dieser beiden Elemente, vielleicht eine frühere, zu betrachten, und die Radsch-Gund sprechen schon in ihrem Namen aus, daß man sie für das Produkt einer Mischung von Radschputen und Gund hält. Im äußersten Norden hebt schon J. B. Fraser von den Nepalesen hervor, daß auch sie kein einheitlicher Stamm, sondern durch große Verschiedenheit der Physiognomie und des Charakters ausgezeichnet seien. Der zurückgedrängte Hirtenstamm der Toda umschließt hellere Gestalten, als man in der Regel unter den Hindu findet, mit dichtem Barte, mächtigem Haarwuchse des unbedeckten Kopfes. Im allgemeinen walten die geschlossenen Typen mehr im Indus- und Gangesgebiete und im Osten, die weiter auseinander gehenden im Himalaja, in den Gebirgen des Westens und im Süden vor. Größerer Verkehr — beschleunigte Verschmelzung.

In verschiedenen Richtungen stehen, wie schon angedeutet, die soziale Gliederung und die Rassenbildung in Beziehung. Daß in der heute gültigen Kastensonderung der Indier ethnographische Elemente mitwirkend thätig waren, dafür liefert die Geschichte manche Belege. Als die Radschputen im 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. die angeblich turanischen Dschat, die zwischen Indus und Sumbul in der heutigen Radschputana wohnten, unterwarfen, fanden sie, trotzdem ihre Zahl gering war, von seiten der Ackerbau treibenden Bevölkerungen nur einen schwachen Widerstand. Sie überließen ihnen den freien Besitz des Bodens und ließen ihre Oberherrschaft von dem Sena oder dem versammelten Rate der Dschat bestätigen. Noch heutzutage werden die radschputischen Herrscher von Jndpur und Bikanir durch eine Wahl ihres Volkes, die allerdings nur Schein ist, auf den Thron gerufen. Und die Kasten der Kschatriya und Vaicia sowie die Kaste der gemischten Bevölkerung, Varan Sankar, öffneten sich den Unterworfenen. Keineswegs aber fanden die letztern den Weg in die Brahmanenkaste. Die ältern arischen Einfälle dürften ähnlich sich vollzogen haben. Immer sahen sich die Arier gezwungen, durch ihre Energie und höhere Intelligenz ihre relative Schwäche zu ergänzen. Da sie die mächtigen Völkerschaften nicht auszurotten vermochten, verschmolzen sie sich mit ihnen, indem sie deren Krieger in ihre zweite Kaste und den Rest des Volkes in die nächstniedern Kasten aufnahmen. Wir halten es aber für nicht wahrscheinlich, daß sie eigens zwei neue Kasten gebildet hätten, die der Vaicia und die der Sudra, „für die Turanier und für die Drawidier". Als Beispiel ähnlicher Entwickelung auf engem Raume ist anthropologisch und ethnographisch gleich merkwürdig die Rasse, das Volk oder endlich gar nur der Stand der Banjari. Der Name Banjari oder Lombadi wird in ganz Zentralindien auf einen zahlreichen Volksstamm angewendet,

der sich selbst „Gohur“ nennt, und dessen einzige Beschäftigung darin besteht, von einem Punkte zum andern mittels Ochsen Getreidevorräte zu bringen, sei es auf eigne Rechnung oder auf Rechnung der Regierungen oder Privater. Diese Banjari ernähren so alle Provinzen Zentralindiens und sind wegen des hohen Nutzens, den ihre Thätigkeit besonders in Hungers- und Kriegszeiten gewährt, seit langem neutralisiert, gegen jeden Angriff und jede Behinderung ihrer Thätigkeit durch die Teilnahme geschützt, die das öffentliche Interesse ihnen gewährt. Ihrer Arbeit entsprechend sind sie die reinen Nomaden und schlagen niemals ihren Wohnsitz in den Städten auf; im Sommer lagern sie im Freien, im Winter in Hütten aus Astwerk. Gleichwohl betrachten sie Radschestan, besonders das östliche Mewar, als ihr Vaterland und besitzen dort einige Dörfer, wohin sich ihre Greise und ihre Invaliden zurückziehen. Nach ihren Überlieferungen wären sie durch den Einfall der Radschputen gegen das 6. Jahrhundert aus diesem Lande verjagt worden. Körperlich gleichen die Banjari den Zigeunern, als deren Urstamm man sie auch angesehen hat. Nur die mehr rotbraune Hautfarbe soll sie unterscheiden. In ihrem Charakter scheint jedoch wenig Zigeunerähnliches zu liegen, denn sie sind tapfer, stolz, in ihren Handelsgeschäften von berühmter Redlichkeit; aber englische Ethnographen haben als übereinstimmende Eigenschaften beider die musikalische Anlage, den Kinderraub, die einfache Form der Eheschließung, den Mädchenmord, die Wahrsagekunst der Weiber betont, jedenfalls aber doch nur, weil die Banjari ihre Heimat in Radschestan suchen und auch die Zigeuner Andeutungen innigerer Beziehung zu den Industhalbewohnern aufweisen.

Es ist üblich, die Bevölkerung Indiens aus Zentralasien herzuleiten, wobei aber in der Regel angenommen wird, daß die Zeit der ersten Einwanderung ganz andre klimatische Verhältnisse gesehen habe. Selbst ein Kenner wie Sir Walter Elliot läßt diese Reminiszenz an die biblische Urheimat nicht fallen. Wir wissen damit nichts anzufangen. Wir haben geschichtliche Belege für das Eindringen hellfarbiger Menschen von Nordwesten her in das Innere der vorderindischen Halbinsel. Wir würden auch ohne diese bei der Lage, welche Vorderindien zum innerasiatischen Steppengürtel einnimmt, eine häufigere Überflutung wenigstens des nordwestlichen Indien seitens türkischer oder mongolischer Hirtenvölker voraussetzen. Die Geschichte lehrt uns eine ganze Reihe von Einbrüchen innerasiatischer Nomaden in Indien und Persien kennen. Von dem Vergleiche Arrians zwischen den alten Indiern und den skythischen Wagennomaden, der gewagt sein mag, aber zu denken gibt, können wir absehen. Die Arier kamen, wie Andeutungen in ihrer Sprache lehren, aus einem Klima, wo nicht nach Regenzeiten, sondern nach Wintern gerechnet wurde, und das Wort haimantik (Winterfrucht), mit welchem in Bengalen heute der Novemberreis bezeichnet wird, ist von derselben Wurzel wie hiems abgeleitet. Diese Völker waren Fleisch- und Milchesser, sie hatten große Herden, welche sie auf weiten Grasebenen weiden ließen. Sie scheinen durch Afghanistan den Weg an den Indus gefunden und langsam am Fuße des Gebirges hin bis zum obern Ganges sich ausgebreitet zu haben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Einwanderung nicht eine einmalige Thatsache war, sondern sich wiederholte. Es liegen ferner Andeutungen vor, daß, vielleicht nach längerer Pause, im 7. Jahrhundert v. Chr. ein Einbruch von Nomaden in Indien stattfand, welchen man in Ermangelung genauerer Nachrichten als skythisch bezeichnet. Es ist möglich, daß diese Indoskythen, denselben Weg verfolgend wie einst die arischen Einwanderer, bis ins Gangesgebiet hinüber gelangten, und man hat die Meinung ausgesprochen, daß die Dynastie Buddhas in Kapilavastu ein skythischer Sproß gewesen sei. Es ist bekannt, daß die griechisch-baktrischen Niederlassungen im 2. Jahrhundert v. Chr. mit skythischen Invasionen zu kämpfen hatten, und diese letztern gelangten dazu, eine Niederlassung im Pandschab zu gründen. Ein steigender Einfluß des skythischen Elementes in Indien geht parallel mit dem Fortschreiten des Buddhismus und

macht es erklärlich, wenn jenseit der indischen Grenzen Buddha als Skythe erscheint, wie denn vom Beginne etwa unsrer Zeitrechnung an die von Innerasien wieder herabsteigende nordische Form des Buddhismus mit der ursprünglichern indischen in Indien selbst um den Einfluß kämpft. Die skythischen Einwanderungen scheinen sich immer wiederholt und bis nach Zentralindien ihre reichegründende Wirksamkeit ausgedehnt zu haben. In den ersten sechs Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung sah man im nördlichen Indien skythische und indische Mächte sich erheben und fallen. Die Saken, Hunnen, Gupta treten staatengründend hervor. In einigen Fällen sind kleinere Gruppen dieser Eindringlinge auf beschränktem Boden, auf dem sie sich zäh behaupteten, viele Jahrhunderte zu verfolgen, so die Takka, später Ghakkar, welche schon zur Zeit des ersten Griechenzuges den Bezirk von Rawalpindi innegehabt zu haben scheinen und noch 1857 als der unbeugsamste Teil der alten Sikhmacht gegen England in Waffen standen. Sie wurden 1881 als ein Völkchen von 26,000 Köpfen gezählt. Nach den ersten arabischen Landungs- und Einbruchsversuchen an der Küste von Bombay und der Grenze von Sind, welche im Beginne des 8. Jahrhunderts zu einer Niederlassung in Sind führten, finden wir am Ende des 10. Jahrhunderts die türkischen Herrscher Afghanistans, die Ghasnawiden, im Pandschab, nach welchem Mahmud der Ghasnawide angeblich 17 Expeditionen führte. Die „Sklavendynastie“, welche im 13. Jahrhundert in Dehli herrschte, war türkischen Ursprunges. Sie hatte von den ersten Mongoleneinfällen zu leiden, welche angeblich mit einem Einbruche dieser Nomaden von Tibet aus im nordöstlichen Bengalen (1245) anhuben. Auf der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts zählt man die mongolischen Invasionen nach Dutzenden, und die mohammedanischen



Hindu-Kaufleute. (Nach Photographie.)

Könige von Dehli hatten Brigaden mongolischer Söldner in ihren Diensten. Die Tughlakdynastie, welche 1398 unter der Hand Timurs oder Tamerlans zerbrach, war wiederum von einem Türken gegründet, der einst Sklave gewesen war. Timur war aus Afghanistan gekommen und nach einem Zuge, der Haufen von Leichen und verwüstete Städte hinterließ, nach Innerasien auf demselben Wege zurückgekehrt. Erst 1526 kam es durch Baber endgültig zur Aufrichtung einer mongolischen Dynastie in Indien, dazwischen hatten die Reste des Reiches von Dehli unter afghanischer Herrschaft gestanden. Baber war von kleinen Anfängen als Herrscher von Ferghana Gründer eines Reiches geworden, das vom Amu bis Bengalen reichte. Dieses Reich befestigte Akbar, der 1556 zur Regierung kam, indem er die zahlreichen Souveränitäten vernichtete, welche besonders auf dem Boden der Invasionen sich erhoben hatten. Dadurch wandelte er Indien bis zum Windhyagebirge in einen einzigen Staatsorganismus mit Unterabteilung in unselbständige Provinzen und Bezirke um. Akbars Reich maß 375 Wegstunden zwischen Norden und Süden, 500 zwischen Osten und Westen. Bezeichnend ist, daß Türken als Freunde und Gegner dabei eine große Rolle spielten, und daß der zäheste Widerstand dort seinen Sitz hatte, wo die aus Innerasien eingewanderten Scharen sich am dichtesten festgesetzt hatten. Als Dschat und Radschputen, zwei Gruppen, die heute als Völker, ja als Rassen Nordindiens angesprochen werden (s. S. 408), in Wirklichkeit aber eher auf sozialer als auf ethnisch verschiedener Grundlage ruhen, sind dieselben bis auf den heutigen Tag die stärksten Träger des Islam, der kriegerischen und staatenbildenden Fähigkeiten. Die zwei einzigen großen Militärmächte, mit denen England es in Indien zu thun gehabt, die Marathen in Zentralindien und die Sikh im Pandschab, sind beide diesem fremden, aber auch im neuen Boden seine Kraft lange bewahrenden Stamme entsprossen.

Die Rückwirkung der Natur des Landes auf die Geschichte seiner Völker ist in Indien besonders in dem Gegensatze zwischen Norden und Süden und Westen und Osten sehr klar ausgesprochen. Die starken Gegensätze der Bodengestalt und des Klimas schimmern überall durch. Sagen der Radschputen und Bhil zeigen uns die letztern im Besitze der Radschputana, von Tapti bis Bunas und vom Ran von Katsch bis Malwa, wo sie Städte und Festungen, von Erdwällen umgeben, besaßen. Sie teilten ihr Land mit den nomadisierenden Dschat, indem sie diesen letztern die großen Ebenen des Nordens überließen, die schönen Thäler von Chumbal und Bunas. Von den Radschputen angegriffen, verteidigten sie hartnäckig ihren Boden, und besiegt zogen sie sich, alle Angebote des Siegers verschmähend, in die Gebirge zurück, von wo aus sie jahrhundertelang ihre unversöhnlichen Feinde beständig herauszufordern nicht aufhörten. Sie haben sich bis auf unsre Tage in ihrer Zurückgezogenheit eine vollständige Unabhängigkeit zu erhalten gewußt. Der Prozeß hat, beständig sich wiederholend, zahlreichen sogenannten Bergstämmen Ursprung gegeben.

Die klimatischen Unterschiede schärfen diese Gegensätze der Lage. Als die von Westen und aus höher gelegenen Gegenden in das östliche indische Tiefland einwandernden Arier unter dem Einflusse des erschlaffenden Tropen- und Tieflandklimas bald aufhörten, die „Würdigen“ oder „Beherrschenden“ zu sein, als welche ihr Name sie kennzeichnete, war dies sicherlich zum Teile die Wirkung klimatischer Einflüsse, welche nach einigen Generationen auch im körperlichen Wesen dieser Völker sich kennzeichnete. Das Tieflandklima beförderte sicherlich starke Vermischung der Vaicia oder eingewanderten Stammesgenossen mit den ansässigen Sudra, welcher in dem weiten Gangestieflande kein Hemmnis in Gestalt natürlicher Grenzen entgegenstand, und welche darum durch keine noch so strenge Auseinanderhaltung der Kasten oder „Farben“ zu hindern war, während in den Gebirgsthälern, wo die Vorberge des völkertrennenden Himalaja natürliche kleine Völkergebiete absondern, das arische Blut und ebenso in einigen Gebirgslandschaften der Halbinsel das dunkle Blut der Eingebornen sich

reiner erhielt als ringsumher. Man wird als gute Beispiele der erstern die Khascha und Dasu des Himalaja, als ebensolche der andern Thatsache die Paharia des Radschmahalzuges nennen dürfen. Endlich beobachten wir aber auch eine tiefgreifende Umänderung der Sitten und Anschauungen dieses Volkes, welche mit dem Tausche seiner hoch gelegenen, kühlern, ärmer von der Natur ausgestatteten Sitze im nordwestlichen Hochlande gegen die tiefen, heißen, von der Natur reich, vielleicht zu reich ausgestatteten Thallandschaften der großen indischen Flüsse zusammenhängt und offenbar darin hauptsächlich begründet ist, daß dort die Natur ihm kargere Mittel zur Erhaltung und zum Genusse des Lebens bot als hier. Aus dem Hirten wird ein Ackerbauer, aus den gleichmäßig bedürfnislosen, fast armen Stämmen ein Volk von einigen in Reichtum schwelgenden Herrschern mit zahllosen armen Unterthanen, aus an Zahl geringem ein übermäßig rasch wachsendes Volk, das eine gesellschaftliche Gliederung entwickelt, wie es sie unter jenen andern Verhältnissen nicht geahnt hatte. Daß die großen religiösen, sozialen, politischen, endlich selbst ethnischen Unterschiede der indischen Bevölkerung, welche besonders den Nordwesten, den Nordosten und den Süden einander entgegensetzen, entstanden, ist großenteils den Zuwanderungen von außen zu danken; daß sie sich erhielten, daran hat die Natur des Landes ihren großen Anteil. Wie lange die Verschiebungen dauerten, ist nicht abzusehen, denn sie vollziehen sich in kleinen Bewegungen, von welchen die Geschichte wenig Kunde gibt. Einzelne Fälle müssen die Bedeutung des Ganzen ahnen lassen. Die Wanderung der Dschat im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Multan nach dem nördlichen Hindostan und ihre Bildung neuer Ansiedelungen an der Dschumna und im Duab am Ganges ist ein Zeichen, daß die Verschiebungen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten teilweise neu sind. Das sogenannte nomadische Ackerbausystem, welches die Briten in Bengalen neben dem sedentären in Betrieb fanden, gibt einen weitern Hinweis. Die Thâni Rayat, die angesiedelten Bauern, geben eine geringere Pacht von derselben Bodenfläche, als die Paikhâst Rayat oder wandernden Bauern es thaten.

So ist das nördliche Indien das Indien der von Nordwesten kommenden Einwanderungen und der arischen und mongolischen Zumischungen. So klar liegt die natürliche Begrenzung dieses Indien vor uns, daß schon das Gesetzbuch des Manu sie deutlichst zu bezeichnen vermochte: „Arjâvarta“, heißt es dort, „ist das Land im Süden des Himalaja, im Norden des Windhya, von dem Meere im Osten bis zu dem im Westen“. Es entsteht aber die Frage, wie sich die große nördliche Grenzschranke des Himalaja zu den Völkern verhalten habe, welche sie durch ihre mächtigen Schneekämme auseinander hält, in ihren Thälern aber auch wieder zusammenführt. Es ist eine tibetanische Invasion, so wie wir afghanische, türkische, mongolische kennen, in der indischen Geschichte nicht bekannt; die Verbreitung der tibetanischen Sprachverwandtschaft zeigt indessen, daß weit in die Vorberge hinaus Völker von Norden her sich ausgebreitet haben. (Vgl. oben, S. 342.) Die dadurch geschaffene Invasion wirkte mittelbar auf die indische Bevölkerung, sie wirkte aber nichtsdestoweniger kräftig, und es ist verfehlt, zu sagen, Tibet und Indien seien niemals in ethnographische Wechselbeziehungen getreten. Die große Naturschranke verzögerte den Austausch, verhinderte denselben jedoch nicht. In den Vorbergen von Nepal finden wir unter den zahlreichen zersplitterten Stämmen bald Tibetisch als vorherrschende Sprache, bald in Mischung mit andern Idiomen. Die Rasse ist entschieden mongoloid bei den klein gewachsenen Newar und den größern Gorkha Nepals. Der indische Einfluß ist indessen bei den letztern schon stärker fühlbar als bei den erstern. Er überwiegt in den höhern Kasten von Kaschmir, deren Grundlage indessen Reste der einst auch hier stärker vertretenen Völker tibetanischen Stammes in den hörigen und verachteten Schichten und Kasten der Batal, Dum, Bem und andrer bilden. Möglich ist es, daß mit diesen auch manche der kastenlosen Völker des innern Indien zusammenhängen. Mischlinge der beiden Schichten will man in den

Kremin Kaschmirs sehen, welche meist Handwerke betreiben. Sie sollen den eine entsprechende Stufe im Pandschab einnehmenden Dschiwar ähnlich sein. Man erinnert sich bei diesen Anklängen an die ethnographische Besonderheit Kaschmirs und an die Rolle, welche diesem Lande in der Entwickelung des indischen Geistes zugefallen ist. Zunächst in der Kunst. Kaschmir ist ein Trümmerfeld großartiger griechisch-baktrischer und mongolischer Bauten, wo sich in der Verarbeitung der Metalle persisch-arabische, indische und chinesische Kunst die Hand gereicht haben, um eine eigentümliche nationale Kunstrichtung zu schaffen, die mit entlehnten Formen neue Meisterwerke schuf. Kaschmir ist aber auch der Ausgangspunkt der Umgestaltung des Buddhismus in ein theologisch-philosophisches System; hier standen die Universitäten von Takschacila und Nalanda, an denen diese Reform gelehrt ward. Über Kaschmir wanderte der Buddhismus, als er in Indien heimatlos geworden, nach Tibet aus, wo er neue Ausstrahlungspunkte gewann. Im Gegensatze dazu ist Assam seiner geographischen Lage nach nur von Bengalen aus zugänglich, indem es, rings von Gebirgen und Sümpfen umschlossen, gewissermaßen eine Sackgasse bildet, eine ungemein geschützte und in sich reiche Landschaft. Es hat weder an der Geschichtsbewegung Indiens noch Hinterindiens teilgenommen, wenn auch einzelne Eroberer aus diesem, zuletzt die Ahom, und Händler aus jenem eingedrungen sind.

Die Wellen der von Westen hereinbrechenden Bewegungen schlugen sehr oft nach Osten hinüber und verliefen erst im Gangestieflande; sie erreichten aber nie den Süden in voller Kraft und erschütterten selbst das Dekhan nicht so, wie sie Bengalen öfters aufgewühlt hatten. Südindien ist lange eine Welt für sich gewesen. Die sich zukeilende Form erschwerte das Vordringen im Binnenlande. Die Züge der Arier haben wohl Zentralindiens Bevölkerungen tief beeinflußt, aber so wie sie machten auch diejenigen ihrer Nachfolger in den Bergen der Windhyakette Halt. Im Westen finden wir hier die Ebenen von einer Minderheit von Hindu und Radschputen und den turanischen Dschat besetzt, die ihnen vorangegangen sind, und die Berge von den Bhil und andern Völkern des nämlichen Stammes, wahrscheinlich alten Bewohnern der Ebene und Mischlingsprodukten der Turanier mit einer primitiven Rasse, deren reinster Typus uns in den Varali des Konkan entgegentritt. Im mittlern Zentralindien und im Osten finden wir eine Bevölkerung, in welcher das arische Element nur eine unbedeutende Minderheit bildet, während das gelbe sowohl im Norden als gegen Süden hin vorherrscht; auf den Höhen finden wir die Gund, die Khond, die Sontal, die Male und andre, welche aus der Mischung des gelben Menschen mit dunklern, früher hier ansässigen Bewohnern hervorgegangen sein dürften. Südlich von dieser großen zentralindischen Völkerschranke dominieren die oben besprochenen Drawidavölker, welche vor der arischen Invasion Reiche gegründet und allem Anscheine nach eine Kultur von beträchtlicher Entwickelung gepflegt hatten. Von einem weitverbreiteten Rückgange der Kultur zunächst im südlichen Indien sprechen nicht nur die Ausdrücke, welche in der tamilischen Sprache für alle Metalle außer Blei, Zinn, Zink, für größere Seeschiffe, Ackerbau, Spinnen, Weben, für die Planeten außer Neptun, Saturn, Merkur (nach Bischof Caldwell) und vieles andre gefunden werden; dieselbe wird sogar belegt durch die Vergleichung der Gräberfunde, besonders der zahlreichen Thongefäße, welche man in Steinsetzungen Südindiens findet. In den Bezirken von Koimbatur und Kurg in der Präsidentschaft Madras sind Thongefäße gefunden, welche sowohl in Feinheit des Stoffes als der Verzierung ausgezeichnet sind. Ihr Material besteht aus fein geschlämmtem roten Thone, welchem durch Reibung ein oft hoher Grad von Politur, die an Glasur erinnert, beigebracht worden war. Die Verzierungen bestehen aus geraden oder wellenförmigen Strichen von verschiedener Farbe oder aus halbrunden, breitern Streifen in konzentrischen Bogen. Besonders bezeichnend für die Steinhügel ist das häufige Vorkommen großer, bis zu 1 m hoher,

enger Urnen, welche auf drei oder vier Füßen ruhen und meistens Fragmente verbrannter Menschenknochen enthalten. Nichts dergleichen ist gegenwärtig bei dem Volke im Gebrauche. Selbst der einfache Kunstgriff, die Gefäße mit Füßen zu versehen, ist, gleich andern Erfindungen, verloren. Die meist in vorgeschrittenen Stadien des Zerfalles befindlichen Eisenteile dieser Gräber zeigen wenigstens von den heute dort üblichen Formen weit abweichende Gestaltungen.

Steindenkmäler, welche nicht bloß in einer Hinsicht den megalithischen Resten prähistorischer Völker Europas gleichen, sind in verschiedenen Teilen Indiens nachgewiesen. Ihre Zeitbestimmung ist unmöglich, denn sie entbehren jeglicher Inschrift, jedes deutbaren Bildes und symbolischen Zeichens. Kein Schluß ist daraus zu ziehen, daß die einen in der Verwitterung stark vorgeschritten sind, während andre so neu aussehen, als ob sie erst vor einigen Jahren errichtet worden seien. Keine bestimmte Überlieferung knüpft sich an sie. Den Bewohnern von Gebieten, die heute von derartigen Denkmälern wimmeln, so den Garro, Taintia, Naga, ist das Errichten solcher Säulen und Opfertische ganz unbekannt. Auch kommen bei denselben Tempel oder irgend andre Konstruktionen zur Vertretung derselben nicht vor. Nur eine unbestimmte Scheu hält von ihrer Zerstörung zurück, und sie erklärt auch die große Zahl der Reste. Nie dürfen solche Steine zu einem neuern Monumente oder gar zu Bauzwecken verwendet werden. Es hat sich der Glaube an ihren fatalistischen Einfluß auf das Fortbestehen auch der an ihre Existenz gebundenen Verträge weltlicher und dämonischer Art unerschüttert erhalten. Aber die bestimmter motivierte Ehrfurcht, welche einst von der Entwürdigung dieser Denkmäler zurückhielt, hat sich in dem nebelhaften Glauben an Geister verflüchtigt, denen ihre Errichtung zu danken, oder welche in ihrer Nähe hausen. Was man nach keltischen Benennungen, die in der Bretagne üblich, bei uns als Menhir, Cromlech und Dolmen bezeichnet, kommt alles auch in den Khassiabergen und in einem großen Teile des Gebietes der Präsidentschaft Madras vor. Am häufigsten ist die Verbindung von Dolmen und Steinkreisen, wobei aber in jenen oder in der Nähe derselben nichts vorkommt, was erwarten ließe, daß sie je, wie bei uns, als Begräbnisplätze gedient hatten. Auch das Verbrennen der Leichen wird, jetzt wenigstens, stets fern von solchen Stellen vorgenommen. Man hat dagegen in jener üblichen Verbindung wohl nicht unzutreffend eine Andeutung erkannt, daß die Dolmen als Opfertische gedient hätten. Die zahlreichen einzeln stehenden Steinpfeiler lassen aber auch an Steinkultus denken, und mehr noch thun dies Vorkommen, wie Schlagintweit eins aus dem Granitgebiete der Khassiaberge beschreibt, wo an der mittlern der Säulen eine quadratische Platte angebracht war. Diese Platte hatte nahezu 1 m Seite, war in der Mitte durchlöchert und so auf die höchste der Steinsäulen aufgelegt, die nach abwärts etwas an Dicke zunahm, daß die Platte 3 m über dem Boden sich befand und die Säule noch 1 m über die obere Fläche der Platte heraufragte. Säulen von 4 m Höhe sind nicht selten. Daß diese Werke, ähnlich wie die Steinkreise und -Säulen afrikanischer Wüstenstämme, einst eine Bedeutung im Stammesleben besaßen, scheint aus verschiedenen Mitteilungen hervorzugehen, denen zufolge bei den Khassia Verträge durch die Errichtung solcher Denksäulen gleichsam besiegelt werden. Angeblich soll noch 1873 einem englischen Beamten zu Ehren oder zur Erinnerung an seine Anwesenheit ein Steinpfeiler errichtet worden sein. Es ist sicher, daß sie im Khassiagebirge als charakteristische Teile der Landschaft um so mehr hervortreten, als für ihre Aufstellung mit Vorliebe freie, hohe Punkte und womöglich Scheidewege gewählt sind. Die Mehrzahl der südindischen Steindenkmäler trägt im Gegensatze zu denjenigen der Khassiaberge und der Nilgiri den Charakter von Grabstätten. Man besitzt eingehende Berichte über diejenigen des Bezirkes von Koimbatur in der Provinz Madras, wo man sie zu Tausenden vereinzelt oder in Gruppen von zweien, dreien, aber auch zu Hunderten antrifft

Auch hier sind Steinkreise und Steinpfeiler fast überall mit den Gräbern vergesellschaftet. Die dolmenartigen Steinsetzungen zeigten sich in einigen Fällen, ohne jede Spur von Verletzung, leer; in den meisten aber enthielten sie jene Thongefäße von feinerer Arbeit und die vorhin erwähnten Eisenreste, die, soweit sie noch zu erkennen waren, gleichfalls einen fremdartigen Eindruck machten.

Die überlegene Industrie, welche aus jenen Arbeiten spricht, macht es nicht wahrscheinlich, daß wir hier Reste vor uns haben von einer in Überlieferungen, die W. Elliot eingehend zusammenstellt, noch lebenden, einst zahlreichen Hirtenbevölkerung fremder Rasse, die über Zentral- und Südindien sich ausbreitete und eine andre wilde Rasse, die früher dort die Wälder gelichtet und sich niedergelassen hatte, vertrieben haben soll. Wo in der heutigen Bevölkerung sich Reste dieser Südindier erhalten haben, sagt uns niemand. Ohne Zweifel war Verkehr mit den außerindischen Ländern zur See möglich. Das sollte aber noch nicht zu leicht angestellten Versuchen führen, z. B. die kastenlosen Südindier mit den Australiern oder, weniger bestimmt, Australoiden zusammenzubringen, so wie andre die Drawida aus Tibetanern, die von Nordosten, und aus Turaniern, die von Nordwesten kamen, gleichsam zusammenfließen lassen. Wir verzeichnen diese Meinungen, welche als Anregungen von Wert sein können, aber alle den Fehler haben, in heutigen Völkern Ursprünge zu suchen, welche in Wirklichkeit tiefer als die Gegenwart liegen müssen. Leider sind die Angaben dieser Völker über ihren eignen Ursprung in der Regel zu phantastisch, um im geringsten unser Urteil leiten zu können. Gibt man auch unter den Traditionen indischer Völker, welche Bezug auf ihre eigne Geschichte haben, jenen Angaben eine größere Bedeutung, welche Anknüpfungen mit den Nachbarländern Asiens darbieten, z. B. der Überlieferung der Jadeja, welche auf Herkunft aus Arabien und Niederlassung im Industhale im 12. Jahrhundert deutet, wo sie sich mit den Dschat vermischten, so ist doch von solchen Nachrichten gerade in Südindien nichts vorhanden. Es ist verhängnisvoll, daß überhaupt, wo Überlieferungen ins Spiel kommen, ein Nutzen nur in der Verwertung für die Aufhellung der Geschichte der letzten Jahrhunderte möglich erscheint, während der innere Wert derselben in dem Maße abnimmt, als wir uns der der Aufhellung bedürftigsten frühern Vergangenheit zuwenden.

Von der Hypothese der malayischen Abstammung südindischer Völker ist heute nur zu sagen, daß sie nicht gar zu gewagt erscheint. Da malayische und indische Wohn-, Herrsch- und Verkehrsgebiete sich so eng berühren, kann bei ihnen von einer scharfen Sonderung nicht die Rede sein. Aber wir sehen doch zunächst nur Spuren indischer Rückwirkung auf Malayen (vgl. Bd. II, S. 373), finden aber umgekehrt nicht Anlaß, von malayischen Wirkungen in Indien zu sprechen. Aber so einfach stellt allerdings das Problem sich nicht. Was wir heute Malayen und heute Indier nennen, das sind Entwickelungen, auch in körperlicher Beziehung, der jüngern Jahrhunderte und Jahrtausende. Daß aber, so gut historisch nachweisbar Indier nachchristlicher Jahrhunderte nach Sumatra, Java, Bali rc. einwanderten, auch ältere Bevölkerungen des großen Archipels sich westwärts nach Indien gewendet haben konnten, ist um so weniger unwahrscheinlich, als neuere Malayen Indien berühren mußten, um ihr großes, wichtiges Kolonial-Eiland Madagaskar zu erreichen, wo sie übrigens wiederum von Indiern in ihrer erobernden und wirtschaftlichen Thätigkeit Unterstützung erhielten. Die Bevölkerung der Inseln im Bengalischen Meerbusen zeigt übrigens auch noch andre Wege an. Das europäische Element ist in Indien immer schwach vertreten gewesen, seine Zahl stand außer allem Verhältnisse zu seinen Kulturwirkungen. Die griechisch-baktrischen Einflüsse und die der Javana waren noch lange wirksam, als von ihren einstigen Trägern jede Spur verloren gegangen war. Auch heute ist die europäisch-indische Bevölkerung unbegreiflich klein. Die Volkszählung von 1881 ergibt für Britisch-Indien eine Bevölkerung europäischer Herkunft von gegen 84,000 Köpfen. Dies ist eine im Vergleiche zu dem Einflusse, den diese

Bevölkerung übt, verschwindende Zahl. Dieselbe erscheint um so geringer, wenn man sich erinnert, daß die Zahl der Europäermischlinge klein ist, und daß der Einfluß derselben nichts zu dem der Europäer beiträgt. Man hält sie systematisch im Hintergrunde. Anfang der achtziger Jahre verwandten sich die Eurasier um Vertretung in der Kommission, welche zur Ausarbeitung eines neuen Unterrichtsgesetzes niedergesetzt ward, wurden aber abschlägig beschieden.

Die geschichtlichen Schicksale Indiens weisen im Charakter seiner Völker der Trägheit, die sich beugt und fügt und alle Energie auslöscht, eine hervorragende Rolle zu. Welcher Gegensatz gerade hierin zu den Chinesen, die den Vorzug höherer Bildung mit den Indiern teilen! Ungemein bezeichnend urteilte Crawfurd, als er nach Singapur kam: „Es war ein angenehmes und ergötzliches Schauspiel für uns, die wir in Indien so sehr an das Gegenteil uns hatten gewöhnen müssen, eine zahlreiche, sehr muskulöse und offenbar abgehärtete Menschenart zu sehen, die mit einem Grade von Kraft und Scharfsinn arbeitete, der ihrem physischen Charakter noch ein ganz eigentümliches Gepräge hinzufügte und sie unter einem höchst günstigen Gesichtspunkte darstellte, wenn man sie mit dem Zustande der benachbarten Nationen verglich. Die Art, wie sie ihre Werkzeuge brauchen, weit entfernt von den kindischen Gewohnheiten der indischen Handwerker, hat schon mehr von europäischer Geschicklichkeit an sich." Der Charakterzug der Trägheit, Lässigkeit steigert sich bis zur Apathie und greift tief in alle Verhältnisse ein. Der Indier hat mehr negative als positive Tugenden. Seine Vorzüge liegen zumeist auf der Seite des Ertragen- und Entbehrenkönnens, der Weichheit, die freilich Ausbrüche von Grausamkeit nicht ausschließt, wie denn die raffinierte Grausamkeit und despotische Härte, welche den Menschen gegenüber bethätigt wird, sich in scharfen Gegensatz zu der von der Religion gebotenen Barmherzigkeit gegenüber den Tieren stellt. Sehr ähnlich ist der nördliche Bruder, doch härter und kriegerischer geartet. Es gibt kriegerisch gesinnte Völker allenthalben im nördlichen Indien, weniger im Osten als im Westen, und Südindien beweist durch die Ausdauer, mit der es die von Norden her kommenden Invasionen zurückschlug, daß es kriegstüchtige Elemente umschließt. Die Kaller des Karnatik vererbten die Eigenschaften kühner Räuber und Krieger, und ein Teil von ihnen zeichnete sich als „Burgwächter" durch Treue ganz besonders aus. Sie sind es, die das Eheversprechen über das Schwert hin geben. Auch die sogenannten Urstämme sind nicht alle auf der untersten Stufe der Entäußerung des Selbstgefühles und der Widerstandskraft angelangt. So zeigten sich die Bhil von einer wahrhaft unbändigen Kriegslust beseelt. Im allgemeinen kann die größte Kriegstüchtigkeit, der waffen- und kampffreudigste Charakter bei den Gebirgsvölkern im Norden und den turanisch gemischten im Nordwesten und in der Mitte der Halbinsel gesucht werden. Radschputen, Sikh, Marathen, Ghorka sind wechselnd die gefährlichsten Feinde und wertvollsten Soldaten der Briten in Indien gewesen. Das Übergewicht der Muselmanen in der britisch-indischen Armee, welches 1857 so gefährlich sich erwies, hatte also auch seinen triftigen Grund. Man sagt: „Wenn dir ein Mohammedaner begegnet, schaut er nach deinen Waffen, begegnet dir ein Hindu, so fragt er nach den Preisen der Lebensmittel". Noch schärfer scheiden sich in Persien und Afghanistan die Türken (Kisilbaschen, Usbeken, Turkmenen und andre) von den Persern; jene sind die gebornen Soldaten, diese gelten für feig in solchem Maße, daß fast alle Soldaten der persischen Armee reine oder gemischte Türken sind. Bezeichnenderweise ist von den unabhängigen Staaten Nepal mit seiner halbtibetanischen Bevölkerung derjenige, welcher den Briten durch seine Heeresmacht am meisten Achtung abzwingt.

Wir kennen keine vorarische indische Litteratur. Die ältesten Gesänge der Weda sind auch die ältesten Litteraturzeugnisse arischer Völker und Indiens. Doppelt bezeichnend ist es, daß sie erst auf der Grenze Indiens im Nordwesten stehen, von wo das Vorrücken nach Südosten langsam sich bewegt. Noch sind in ihnen erst Spuren das Kastenwesens, des

Dogmas, des Rituales zu erkennen; alle Dinge und Gedanken sind noch jung, nichts hat sich in feste Schalen gehüllt. Als mit der Ausbreitung in die sonnigen, fruchtbaren Tiefländer Indiens der Priesterstand sich immer mehr absonderte, immer stolzer und mächtiger wurde, geschah dies nicht, ohne daß ein beträchtliches Maß geistiger Arbeit geleistet wurde. Es entstand eine reiche Litteratur, von der leider die außerindische Welt damals nichts wußte, als sie ihr nützen konnte. Erst als sie schon tot war, hat man sie entdeckt. Max Müller schätzt die Zahl der besondern Sanskritwerke, von welchen Handschriften noch vorhanden sind, auf etwa 10,000. „Was würden Platon und Aristoteles gesagt haben, wenn man ihnen mitgeteilt hätte, daß es zu ihrer Zeit in Indien eine alte Litteratur, reicher denn irgend etwas, das sie damals in Griechenland besaßen, gebe?" Die alten Litteraturüberreste, die Sagen, die religiösen und bürgerlichen Satzungen und nicht am wenigsten auch seine merkwürdig reiche Sprache lassen uns dies Volk in der ältern Zeit als ein reichbegabtes erscheinen. Es ist eine Begabung, welche schöne Anlagen des Geistes und des Charakters zeigt, und von dem, was wir heute orientalisch nennen, sind noch wenig Spuren vorhanden. In den Wedas, jener Sammlung von Gebeten, Liedern und religiösen Satzungen aus alter Zeit, zeigt es sich als ein Volk von reiner Sitte und kräftigem Geiste. Es ist auch dasselbe noch in manchen Abschnitten der zwei großen epischen Gedichte, die indessen Einflüsse des alt- und echt indischen Geistes in überquellender Phantastik aufweisen, die Ebenmaß und Einfachheit ersticken. Auch die poetische Litteratur Indiens ist reich und tief, und auch sie hat fast nur für Indien geblüht. Vielleicht hat sie jedoch im Aufwachsen Nahrung aus der Fremde gezogen, die z. B. dem Drama zu gute kommen konnte. Man hat viel von dem Einflusse der überwältigenden Natur Indiens auf die Dichtungen dortiger Völker gesprochen. Im zweiten Bande des „Kosmos" lesen wir: „Die überreiche dichterische Litteratur der Indier lehrt, daß zwischen den Wendekreisen und denselben nahe, südlich von der Himalajakette, immer grüne und immer blütenreiche Wälder die Einbildungskraft der ostarischen Völker von jeher lebhaft anregten, daß diese Völker sich zur naturbeschreibenden Poesie mehr noch hingeneigt fühlten als die im unwirtlichen Norden bis Island verbreiteten, echt germanischen Stämme".

Nun ist in der That ein tiefes Naturgefühl den großen Dichtungen der Indier nicht abzusprechen, und es treibt geradezu herrliche Blüten in Kalidasas Dramen und Gedichten. Aber keineswegs ist der Bilderreichtum ein so viel größerer als in den Werken nordischer Dichter. Man darf im Gegenteile behaupten, daß manche unsrer neuern deutschen, englischen oder skandinavischen Dichter eine viel größere Mannigfaltigkeit der Bilder aus unsrer so viel ärmern nordischen Natur gewonnen haben, als die Indier jemals der ihren zu entlehnen vermochten. Wir würden viel eher geneigt sein, mit Lassen anzunehmen, daß die kontemplative Richtung des indischen Geistes, die schon in den ältesten Poesien sich ausprägt, in der beständigen Anschauung dieser „neuen, wundervoll reichen" Natur wurzele, von welcher die in das indische Tiefland herabsteigenden Arier sich umgeben sahen, wenn nicht die von ihm selbst an derselben Stelle hervorgehobene sorgenlose Leichtigkeit des Daseins wohl eine viel mächtigere Anregung zu brütender Betrachtung zu bieten schiene als der Anblick einer reichen Natur, die doch wohl nur dadurch, daß sie verwirrt und damit abstumpft, in dieser Richtung zu wirken vermag. Mit dem Zurücktreten des Sanskrits in die Reihe der toten Sprachen ist natürlich auch die alte gute Litteratur immer mehr dem Volke entrückt und zur Domäne der „klassisch" gebildeten kleinen Minderheit geworden. Eine Anzahl von Tochtersprachen des alten Indischen, in Bengalen das Bengali, weiter westlich das Urija, im Osten Assamesisch, in den Nordwestprovinzen Hindi und das mit persischen und arabischen Elementen versetzte Urdu oder Hindustani, weiterhin Pandschabi, Sindhi, Gudscharati, Marathi, haben sich abgezweigt und sind eigne Schriftsprachen geworden, ohne aber in der Litteratur irgend etwas zu entwickeln, was den in Sanskrit verfaßten Werken an Wert ähnlich

wäre. Auch die Drawidasprachen, wie das Kanaresische, Tamil, Telugu, Malayalam, Toda, Gonda, nehmen an dieser Art von Litteratur teil. Alle diese Sprachen haben in der Schrift Entlehnungen vom Sanskrit bewerkstelligt.

Bei so gewaltigem Reichtume der Gestalten und der Erfindung, so viel Geschmack und Geschicklichkeit fehlt der indischen Skulptur in allen ihren Abzweigungen zur Vollendung das Eine, was die ägyptische groß und die griechische noch größer gemacht hat: das eindringende, fast möchte man sagen wissenschaftliche Studium des menschlichen Körpers. Es ist in diesen Gestalten etwas Schematisches, was den Fortschritt frühzeitig ermüden läßt, ohne eine gewisse allgemeine Vervollkommnung auszuschließen. In den Gesichtern begnügt man sich damit, die Wirkung des Gesamtausdruckes hervorzubringen, ohne nach dem Spiele der Muskeln zu fragen, das demselben zu Grunde liegt. In den Gliedmaßen gibt man die Hauptmuskelpartien wohl an, aber es fehlt auch hier die Durchbildung. Eine bestimmte schematische Weichheit und Fülle entspricht bis zu einem gewissen Grade dem indischen Typus, aber sie führt, immer wiederholt, zu flachen, inhaltlosen Formen. Viel sorgfältiger ist der Schmuck des Körpers als dieser selbst nachgebildet. Diese Art der Skulptur fand ihre höchste Aufgabe in der Bildung bunt gruppierter Massen und phantastischer Ungeheuer, welche ihr denn auch vortrefflich gelang, wenn vor allem auch die Stellungen der Menschen unnatürlich erscheinen. Man muß aber bedenken, daß diese Völker von einer wunderbaren Gelenkigkeit sind, und daß vor allem die Darstellungen der dortigen Schauspieler, die übrigens heute dieselben Trachten tragen, wie sie uns auf diesen Bildwerken entgegentreten, das Erstaunlichste in Verrenkungen leisten. Der 5 m lange, aus einem einzigen schwarzen Granitblocke gearbeitete Stier Siwas in der Pagode zu Tanjore steht den ägyptischen Bildnereien viel näher als alle Menschenbilder indischer Tempel. In der Darstellung so unplastischer Gedanken wie der Vielarmigkeit Ramayanas oder des Blitze verschießenden dritten Auges Siwas erkennt man wohl ein Streben der Zurückdrängung des Phantastischen durch dekorative Behandlung des Gehäuften, Unnatürlichen, aber ein Durchringen zur reinen Menschengestalt gelang am Ende nicht.

In dem wuchernden Reichtume der bildnerischen Ausschmückung liegt Stärke und Schwäche der südasiatischen Architektur. Die Fülle der Bilder, der Motive, der Ideen, die Unermüdlichkeit in ihrer Ausarbeitung setzen uns in Erstaunen, während gleichzeitig die Wahrnehmung nicht zurückzudrängen ist, daß in all diesem Reichtume das höchste Ziel aller Bildnerei, die Darstellung der schönen Menschengestalt, wie in tropischem Schlingwerke vergraben und erstickt wird. Aber es hatte der reiche Skulpturenschmuck der südasiatischen Bauten jedenfalls einen starken Grund auch in dem Mangel großer, freier Perspektiven in der Gesamtanlage der Bauten, in denen Reihen von kleinen Höfen, Galerien, Treppen, Türmen und Erkern sich drängen. Die eingeengten Perspektiven sind mit Recht als ein Charakteristikum dieser Bauweise bezeichnet worden. Von Anbeginn an symbolisch, hat der Skulpturenschmuck vorzüglich am Äußern der Bauwerke bald eine vorwiegend die künstlerische Wirkung im Auge haltende Entwickelung erfahren. Der viergesichtige Kopf Brahmas mit den weit geöffneten Augen oder das cylindrische Symbol Siwas blieben im Allerheiligsten, wo noch heute die indischen wie hinterindischen Epigonen der großen Künstler vergangener Jahrhunderte sie in derselben Form, mit demselben Ausdrucke verehren. Ganz anders wurde aber der äußere Schmuck der Bauten umgestaltet. Welches sonst auch die Bedeutung des Elefanten sein mochte, hier erschien er, aus der Basis der massigen Bauten halb heraustretend, als Stütze der Mauern. Das stärkste Tier hatte die schwerste Aufgabe. Mehr symbolisch war der Gebrauch, auch andre mächtige Geschöpfe, wie Adler, Löwen, Riesenschlangen, ihnen zuzugesellen. Die Schlange Ananta, die Endlose, lieferte ein prächtiges Motiv für die Rampen entsprechend endloser Balustraden und für Bogeneinfassungen.

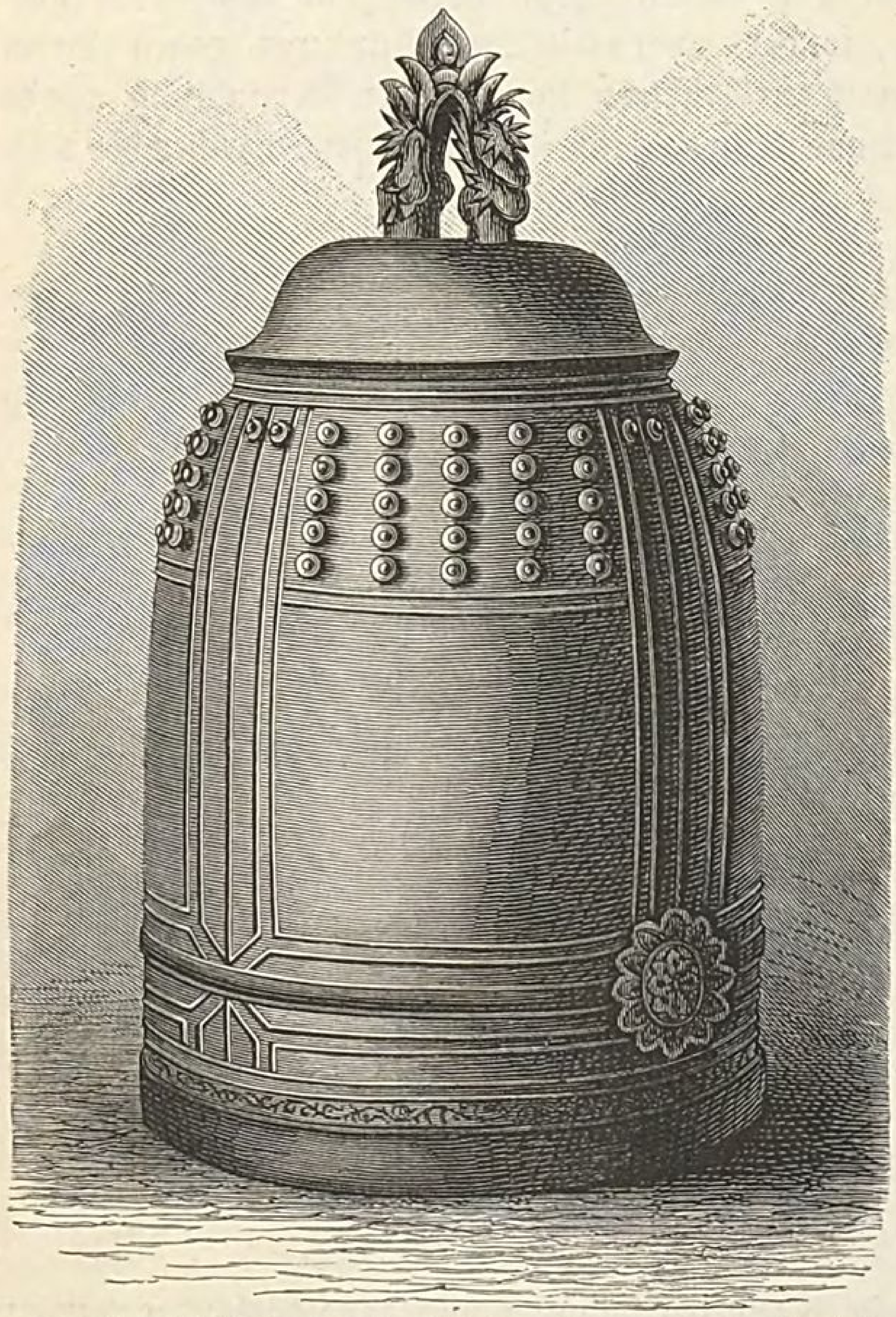
Greife mit ausgebreiteten Flügeln erscheinen als Karyatiden, die leichtere Friese oder Kolonnaden tragen. Löwen und keulenbewaffnete Riesen standen Wache an den Thoreingängen, auf Pyramiden- und Treppenstufen. An den Hauptthoren gesellte sich zu ihnen wohl auch bogenbewaffnet das Heldenpaar Rama und Lakschmana oder Wischnu, den Degen schwingend, oder endlich andre Götter oder Heroen mit Speeren und Dreizacken. An den Pfeilern der Klostergewölbe ließ man die Steinbilder der betenden Heiligen lehnen, während man die Mauern der Tempel und Schlösser mit Kampfszenen oder den Bildwerken heiliger Frauen schmückte. Die Frage der Bemalung der Bildnereien scheint vorwiegend bejahend beantwortet zu sein, denn nicht nur alle Holz-, sondern auch viele Steinskulpturen tragen Farbe. Der Übergang von der strengern Symbolik zur leichtern künstlerischen Behandlung wurde wohl durch das Eindringen des Buddhismus hauptsächlich hervorgerufen, welcher die Aufmerksamkeit der frommen Beter auf die Eine Menschengestalt mit Einem Antlitze statt auf die vielartigen und vielköpfigen Götter richtete. Von den vier Thoren des Preasat wurden nun drei geschlossen, während nur in das östliche die Sonnenstrahlen und die Menschen eingehen durften, um das glänzende Antlitz Buddhas zu schauen (s. nebenstehende Abbildung).



Ein bronzenes Buddhabild. (Ethnographisches Museum, München.)

Die **Ausdehnung der indisch-hinterindischen Ruinenstätten** ist die erste Thatsache, welche sich aufdrängt. Zu den Verehrungsstätten kamen immer Priesterwohnungen, Schulen, Pilgerherbergen. Der Tempel von Angkor-Vaht bedeckt für sich allein ein größeres Areal als der von Karnak; der noch nicht zu den größten zählende von Madura bedeckt nahezu $^1/_{10}$ qkm. Große Ansammlungen von Ruinen hat man bis heute mehr als fünfzig, isolierte Bau- und Bildwerke allein in Kambodscha zu Hunderten gefunden. Die zahlreichen Baureste des alten Tsianpa und der Laosländer harren erst noch der Aufdeckung. Wenn man alle diese Bau- und Bildwerke des engern Kulturkreises der Khmer mappiert haben wird, werden Quadratmeilen mit den Ruinen bedeckt erscheinen. Bei solcher Massenhaftigkeit ist die Kunst und die Kunstfertigkeit, von der sie Zeugnis geben, eine um so bemerkenswertere. Das Material ist trotz der ungenügenden mechanischen Hilfsmittel mit erstaunlicher Kraft behandelt. Delaporte hat in der Pyramide von Ka-Keo Blöcke von 4 m Länge bei $1^1/_2$ m Höhe und 1 m Breite gefunden. Noch größere Blöcke sind in den Bauwerken von Angkor in beträchtlicher Höhe zur Verwendung gekommen. Große Ziegel von reinem Thone und wundervoller Festigkeit kamen ebenfalls zur Verwendung. Dieselben wurden später kleiner und gröber. Die Feinheit und Sorgfalt der Bearbeitung vergleichen Kenner nur mit der in den ägyptischen Resten zu findenden. Von Metallen wurde in großer Ausdehnung Blei zur Dachdeckung verwendet; Gerhard v. Wüsthof sah 1641 in Niederlaos einen Glockentempel der mit ganz vergoldeten Bleiplatten gedeckt war. Eisen kommt in Gestalt von Klammern und Bolzen vor, und letztere wurden in Blei eingesetzt. Kupfer verwandte man in großer Menge, und es soll

Pagoden gegeben haben, die ganz aus Kupfer bestanden, d. h. wahrscheinlich mit Kupfer verkleidet waren. Bauhölzer, an denen bekanntlich Indien und Hinterindien, die Länder des Teakholzes, einst ungleich viel reicher waren, fanden gleichfalls ausgedehnte Verwendung. Die kirchliche und weltliche Baukunst waren gleich hoch entwickelt. Aber es ist schwer, die eine streng von der andern gesondert zu halten, denn in manche Palastanlagen sind Tempel mit eingefügt, und anderseits dominiert oft ein Tempel eine große Zentralanlage, in welcher Paläste und andre bürgerliche Gebäude an vorbestimmten Punkten ihre Stelle finden.



Eine buddhistische Glocke. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

Es gibt selbst Tempel, welche als Festungen dienten. Beide Arten von Anlagen sind mit Wällen oder Mauern umgeben, deren Kämme kreneliert, in Form von Lanzenspitzen und dergleichen ausgeschnitten sind, oder welche von Türmchen flankiert werden. An ihrer Innenseite führen oft gedeckte Gänge zur Sicherung der Verteidiger, während außen breite Gräben zur Verstärkung angebracht sind. Brücken führten über diese hinweg nach den Thoren, welche zu den mit dem reichsten ornamentalen Schmucke versehenen Teilen der Städteanlagen gehören. Auf den Brückenpfeilern wurden Bildwerke aller Art aufgestellt, und über manche von ihnen schritt man wie über Triumphalwege dem Thore zu. Die letztern legte man mit Vorliebe dreifach an, in der Art, daß der mittlere Eingang der eigentliche war, während die zu beiden Seiten nur einen ornamentalen Charakter hatten. Die aus schmalen Wölbungen aneinander gereihten Brücken wurden so fest konstruiert, daß sie sich bis heute gegen die Einwirkungen der Hochwasser gehalten haben. Die größte von ihnen ist die Brücke von Spean Teuk, welche 145 m lang und 34 m breit ist. Die zu den Festungen führenden Brücken haben oft mehr als 40 m Breite. In dem reichen Skulpturenschmucke der Brücken sind hauptsächlich die vielköpfigen Schlangen des Mythus vertreten, die in endlosen Verschlingungen die Geländer bilden. Man hat aber auch Brücken, die von Reihen runder Säulen begleitet werden, während von andern Treppen zum Wasserspiegel hinabführen. Zu den reichst ausgeschmückten Werken der indischen und hinterindischen Architektur gehörten die Terrassen, auf welchen Tempel und Paläste sich erhoben. Mit Vorliebe wurden sie ans Wasser vorgeschoben. Ja, es gab völlig im Wasser stehende Bauten, die an die noch heute in Hinterindien in großer Ausdehnung geübte Sitte des Pfahlbauwohnens erinnern. Die Wasserfronten der Terrassen gewähren mit ihren Säulenreihen, ihren Löwenwächtern 2c. noch heute einen großartigen und oft schönen Anblick. Entsprechend waren die Treppen, welche zu den Terrassen hinaufführten. Der reichliche Gebrauch, welchen die Erbauer indischer Paläste vom Wasser machten, das sie in breiten Seen um die

Stufen plätschern ließen und in Springbrunnen und Kaskaden in kühlende Bewegung setzten, duldete gar keine starren Formen. Wo Säulenhallen wie im Palaste von Schalimar bei Gupikar fast unmittelbar aus Seen aufsteigen, sind die lebendigsten Streber und Träger am Platze. Auch Gärten sind mit Vorliebe terrassenartig angelegt worden. „Hängende Gärten" aus der Zeit der Mongolenkaiser gehören mit ihren nun mehrhundertjährigen Platanen zu den anziehendsten Resten Mittelindiens. Gedeckte Säulengänge, oft dreischiffig und mit gewölbter Überdachung angelegt, erscheinen unter den Lieblingsmotiven der indischen Architekten. In ihnen bewegen sich die heiligen Umgänge, die an den Knotenpunkten die ihrer Verehrung harrenden Götterbilder und Kapellen finden. Mit Vorliebe läßt man solche Gänge sich schneiden und über dem Schneidepunkte einen Tempelbau sich erheben. In diesem Falle sind sie streng nach den Himmelsgegenden orientiert. Oder man führt sie gleich einer Umwallung um den Tempelfrieden, verdoppelt, verdreifacht sie und fügt noch die sich kreuzenden Galerien hinzu. Wasserbecken (heilige Teiche) zu beiden Seiten des Haupteinganges geben neuen Anlaß, um die zwischen beiden durchführende Zugangsgalerie oder -Straße in Brückenform anzulegen oder in Terrassen zu dem heiligen Wasser hinabsteigen zu lassen. Türme erheben sich an den Ecken der Galerien. Der zentrale Tempel, die drei ihn umfassenden Galerien und die Türme und Türmchen über den letztern sind Grundzüge jedes größern kambodschanischen Tempelbaues aus der Zeit der Khmer. Ebenso regelmäßig gehört dazu der umgebende Park, in dessen Alleen die Hauptzugänge der Tempelanlage sich verlängern, und durch welchen Klöster und prächtige Wohnungen der Fürsten zerstreut waren. Ihn umgab dann ferner oft noch eine Mauer mit Graben, und dies Ganze war dann der Kern einer Stadt. In den Ecken dieser Mauer erhoben sich nicht selten weitere Tempel. Außerhalb der Mauer drängten sich die aus Holz flüchtig aufgebauten Hütten des Volkes, die Kaufhäuser und dergleichen zusammen. Eine besondere Gruppe von Bauten bilden die Stufenpyramiden, welche vom einfachen Hügel bis zum mächtigen Bauwerke sich erheben. Ihren Urtypus dürfen wir wohl in den künstlichen Hügeln sehen, welche noch heute bei religiösen Festen aufgeworfen werden. Auf ihrer Spitze pflanzt man Fahnen auf und brennt man Feuer ab. Die Plattform, welche wohl immer zum Piedestal einer Statue oder sonst zu religiösen Zwecken diente, unterscheidet diese Pyramiden stärker als ihr stets stufenweiser Aufbau von denjenigen Ägyptens. Daher führen auch auf den vier Seiten Treppen zur Plattform, und diese Treppen springen öfters in der Weise vor, daß der Grundriß der Pyramide nahezu ein achtstrahliger Stern wird. An diese Pyramiden schließen sich öfters Tempel an, dieselben stehen auch gleich den Tempeln in der Mitte großer, umwallter Anlagen und haben in der Regel eine erkennbare Hauptfronte, welche dem Osten zugekehrt ist. Rechnet man hinzu, daß den Treppen Terrassen vorgelegt sind, welche einen ähnlich reichen Skulpturenschmuck von Löwenwächtern &c. wie die eigentlichen Tempelterrassen aufweisen, so erkennt man, daß man hier nur eine andre Tempelanlage, nicht aber ein volles Äquivalent der großartig einfachen ägyptischen Pyramiden vor sich hat. Zwar sind auch diese Pyramidentempel von großartigen Dimensionen; Delaporte maß die Seite einer quadratischen Anlage dieser Art in Kambodscha zu 130 m. Aus der Kombination der in der Fläche angelegten Tempel mit diesen Stufenpyramiden entstehen die erstaunlichsten Werke der indischen Tempelbaukunst, nämlich die aus stufenweise übereinander emporsteigenden Stockwerken sich aufbauenden Tempelanlagen, bei welchen Türme die Ecken und Treppen flankieren und das Prachtgebäude des Allerheiligsten die Spitze der architektonischen Pyramide krönt. Man kann auch die Türme, welche die indischen Baumeister in so großer Zahl erbauten, häufig als langsam ansteigende Pyramiden bezeichnen. Eigentliche Kuppeltürme kommen nicht vor, wie denn die Wölbung, wiewohl in den Grundzügen gekannt, in all diesen Bauten wenig zur Anwendung kommt.

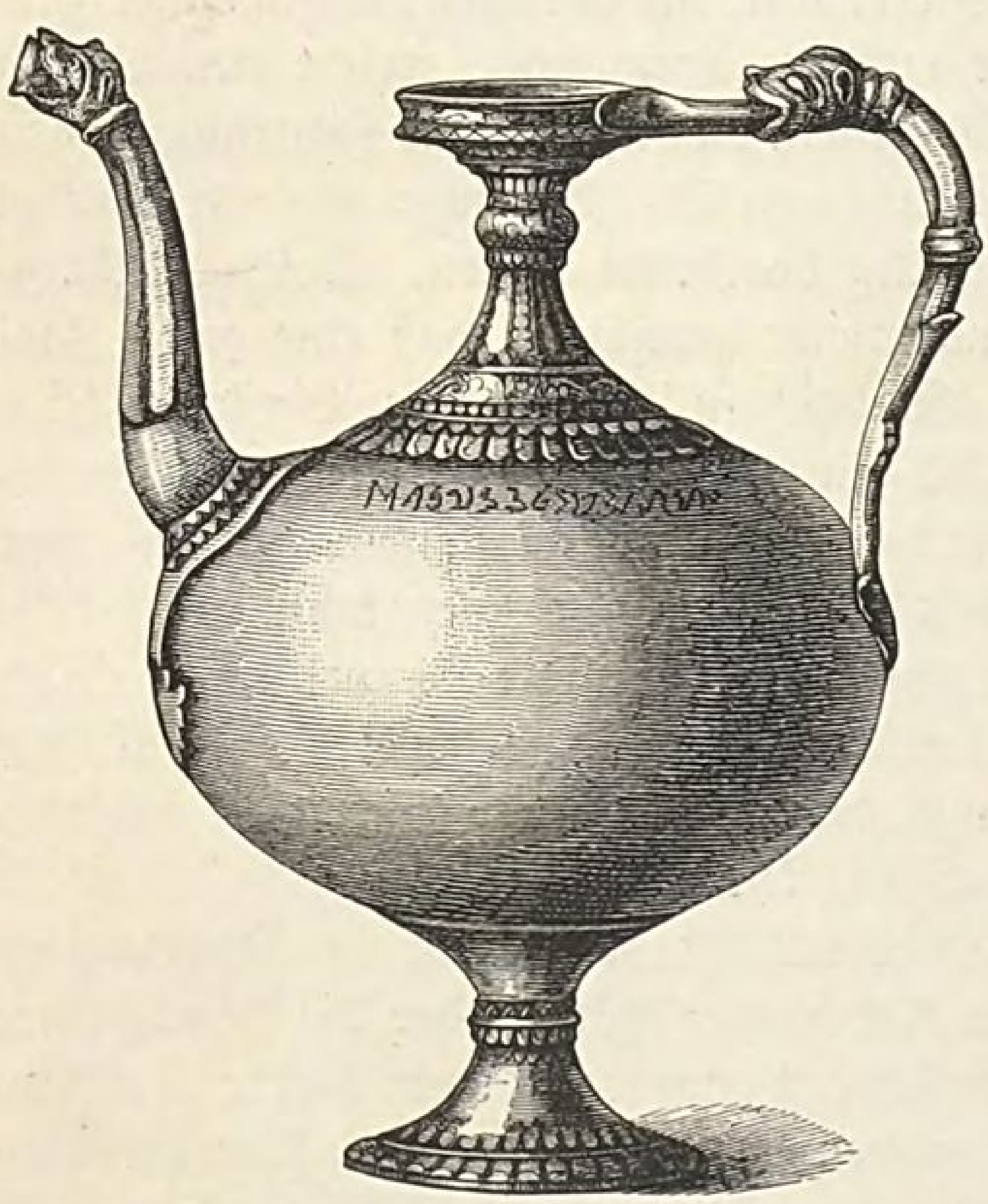
Wir sprachen von der eingeengten und durch Überladung jeder Art unruhig, unklar gemachten Perspektive der indischen Architektur. Läßt man diese Eigenschaften gelten, dann kann man zugeben, daß gewisse Feinheiten der Perspektive auch diesen Künstlern nicht versagt waren. So ließen sie die großen Aufgänge ihrer Pyramiden sich nach oben zu verschmälern und verkleinerten die Löwenwächter auf deren Stufen in aufsteigender Linie. Die Mannigfaltigkeit der Durchblicke ist oft wunderbar. Feiner Geschmack zeigt sich in der Anlage der Ornamentierungen, welche nach Lage und Beleuchtung der betreffenden Stelle sich richten. Auch in den gewaltigsten Anlagen, deren Gesamtbild man nur aus gewissen Standpunkten gewinnen kann, tritt ein Blick für die Gesamtwirkung und ein feiner und korrekter Geschmack in der Ausführung hervor. Aber merkwürdigerweise widerstrebt in der Tiefe ihres Wesens die indische Architektur der klaren, regelmäßigen Anlage. Wie um zu beweisen, daß nichts Vollkommenes aus menschlicher Hand hervorgehen könne, verlegen sie die Achsen ihrer Bauwerke aus der Mittellinie des Grundplanes. Einige Architekten thaten dies in so maßvoller Weise, daß erst genaue Messungen diese Unregelmäßigkeit nachweisen, so jene, welche die in so vielen Beziehungen bewundernswerten kambodschanischen Bauten ausführten; aber man ist sicher, keine absolute Symmetrie zu finden, die eben einfach mit den zu Gebote stehenden Meßinstrumenten nicht zu gewinnen war. Sind doch auch die herrlichen indisch-maurischen Bauten ohne Plan und Meßinstrumente ausgeführt, und berühmte indische Baumeister bauen noch heute so (Hübner). Gemeinsam ist allen indischen Tempelbauten das den Kern der kirchlichen Bauten bildende Allerheiligste, hier Preasat genannt: eine kubische Cella mit vier Eingängen und einem einfachen oder stufenförmig aufgebauten Dache von gebogenem Umrisse. Dieses dunkle Innerste zusammen mit der Dunkelheit und Enge der Gänge, die es umgeben, erinnert an die Grottentempel Indiens. Aber an diese klingen auch ganze Anlagen an. Banona, Baion, die Thore von Angkor-Tom, fragt Delaporte, sind sie nicht großartige, dichte Massenbauten, wo alle Teile zusammendrängen, als wollten sie sich verschmelzen, und deren Oberfläche abgeglichen, überarbeitet und umgebildet ist wie die der Tempel von Kailaça und Siwa? Und doch entwickelt sich aus dieser Verworrenheit eine vielfach andre Anlage.

Mit dem Vordringen des Buddhismus in Indien ist das Kräftigerwerden fremder Einflüsse, besonders turanischer und griechisch-baktrischer, und der Rückgang einheimischer Mächte in so deutlicher Weise verbunden, daß die Anstöße, welche unter anderm auch die indische Kunst zur gleichen Zeit empfing, nicht ausschließlich nur auf den Buddhismus zurückzuführen sind. Fergusson ist der Ansicht, daß der Gebrauch von Stein im Reiche von Asoka, dem buddhistischen Constantin (Max Müller), angefangen habe. Die Gründe hierfür sind, daß einesteils keine Spuren von Steingebäuden in Indien gefunden sind, welche einer frühern Periode als die seinigen angehören, dann aber, daß die ersten Ruinen, welche nachweislich seiner Regierungszeit entstammen, Nachahmungen schon bestehender Holzbauten sind. Diese Thatsache macht es auch unwahrscheinlich, daß die Javana-Griechen aus Baktrien dazu beigetragen haben sollten, die Indier mit dem neuen Baumateriale bekannt zu machen. Eher wären persische und assyrische Einflüsse nachzuweisen. Wie wir aus den Reisen Fah-Hians wissen, fiel es im 5. und 6. Jahrhundert, als der Buddhismus in Indien sich seinem Verfalle zuneigte, den Brahmanen auf, daß der Besitz von in Felsen gehauenen Tempeln großen Einfluß auf die Menge hatte und Gläubige erweckte, weshalb sie dieselben nachahmten und zwar im Anfange sklavisch. Die ersten Höhlentempel der Brahmanen waren treue Nachbildungen der buddhistischen „Viharas" und beim ersten Anblicke kaum von ihnen zu unterscheiden; später wurden die Zellen der Mönche durch Nischen ersetzt, deren jede ein Bild des Gottes oder die Reliefvorstellungen einer der vielen brahmanischen Mythen enthielt. Ganz selbständig steht endlich der Höhlentempel von Ellora

da, der gleichzeitig den Höhepunkt brahmanischer Baukunst in Indien bildet. Aus den Einsiedeleien sind die großartigen Höhlentempel Indiens hervorgegangen. Nach Fergussons Bericht gibt es in Indien gegen 1000 Höhlen, welche eine größere oder geringere architektonische Bedeutung haben. Hiervon befinden sich etwa 900 in der Präsidentschaft Bombay, und etwa 100 sind längs der Bai von Bengalen, in der Präsidentschaft Madras und Orissa und im Norden in Behar gefunden worden. Hiervon kommen etwa 75 Prozent auf die Brahmanen, 20 Prozent auf die Buddhisten und 5 Prozent auf die Jains. Die der Buddhisten sind die ältesten und interessantesten. Alle sind wirkliche Höhlen, im rechten Winkel auf die Vorderfronte des Gebirges ausgehöhlt, und ihre Formen schmiegen sich den Konturen des Felsens an, während die der Brahmanen meist einen mehr selbständigen Charakter tragen. Wie es scheint, waren die ältesten buddhistischen Grotten einfache in den Felsen eingehauene Zellen, welche, mit wenig Schmuck verziert, nur einem einzelnen Einsiedler zum Aufenthaltsorte dienten; später reihte man ihrer mehrere aneinander, welche eine Vihara oder Kloster bildeten, zusammengesetzt aus 18—20 Zellen, die sich um eine Zentralhalle von 20 m im Quadrat reihten. Das Dach der Halle wurde von 12—26 und noch mehr Säulen getragen, welche in den meisten Fällen sehr sorgfältig bearbeitet waren. Solcher Viharagrotten findet man bis zu fünfzig oder sechzig aneinander gereiht, so daß eine große Zahl Mönche in einer solchen Einrichtung leben konnte. Wahrscheinlich hatte jeder Einsiedler seine eigne Zelle, da in manchen der ältern Viharas sich ein steinernes Lager in den Zellen befindet, nur für eine Person berechnet. Mit jeder solcher Gruppe verbanden sich eine oder mehrere Chaityas, die man auch als Krypten, Kirchengrotten bezeichnen kann. Auf diese breit hingelagerten Bauten findet natürlich die sonst wohlberechtigte Bemerkung, daß die mit dem Sanktuarium gekrönte Pyramide der Annäherung an eine höhere, einheitlichere Gottesidee im Buddhismus entspreche, ebenso wie der brahmanische Typus in endlosen Galerien mit Statuen in jeder Kreuzung gegeben sei, keine Anwendung.

Die Malerei hat in Indien niemals die Höhe erreicht, welche ihr in Ägypten und Ostasien sowohl der Farbensinn als die Treue der Naturnachahmung oder die Feinheit der Ausführung zuweisen. Sie ist auch in architektonischer Verwendung weit hinter der Bildhauerei zurückgeblieben. Eigentümlich, aber vollkommen erwiesen ist es, daß Figuren- und Bildhauerarbeit eher zur Verzierung der Tempel gebraucht wurden als Malerei; der älteste festliche Höhlentempel, die Vihara in Bahaga, ist ganz mit Reliefarbeit erfüllt und trägt am meisten den Stempel der Nachahmung des Fremden. Dagegen sind alle Grotten von Ajanta, welche dem 6. und 7. Jahrhundert angehören, mit Malereien bedeckt, die ein gewisses historisches Interesse gewähren. Die religiöse Malerei hat in Indien unter dem Buddhismus ebenso gelitten, wie Baukunst und Bildnerei durch denselben gefördert worden sind. Die zahlreichen Bilder buddhistischer Heiligen, welche in Tempeln hängen, um zur Erbauung, unter Umständen auch als Vergegenwärtigung übersinnlicher Mächte, z. B. bei Eidesleistungen, zu dienen, sind alle nach ganz fest stehenden Schemas gefertigt. Die Zeichnungen werden unter Hersagung von heiligen Formeln mit chinesischer Tusche in Kontur ausgeführt und dann einfach die Zwischenräume flach mit Farbe ausgefüllt. Bestimmte Gesetze gelten für die Bildung der dargestellten Wesen wie für ihre Gruppierung zu einer Komposition, die Körperproportionen, Farbe von Körper und Kleidern sind vorgeschrieben, und es darf nicht davon abgewichen werden. Unter demselben Banne der Formeln liegt auch die Industrie der Gebetsfahnen und ähnlicher gemalter Kultuswerkzeuge des Buddhismus. Die echt orientalische Kunst, Buchstaben und ganze Sprüche in ornamentalem Sinne zu verwenden, hat in Indien besonders durch den Islam Eingang gefunden. Es sind hauptsächlich arabische und persische Sentenzen, die zum Schmucke von Gebäuden, Waffen, Gefäßen sinnvoll verschlungen auftreten.

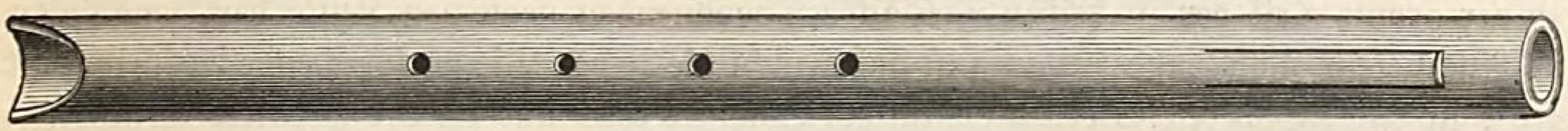
Die Motive der indischen **Kleinkunst** sind mit Vorliebe dem Pflanzenreiche entnommen, streng stilisiert und in Größe womöglich so weit reduziert, daß der Eindruck des einzelnen hinter dem der bunten Zusammenfassung sich verschlingender und verästelnder Linien zurücktritt. Charakteristisch indisch sind ganze Sträucher, in geometrischer Regelmäßigkeit Blätter und Blumen tragend. In der Symmetrie, welche immer doch aus der Fülle hervortritt, liegt überhaupt ein Unterscheidungsmerkmal der indischen Ornamentik. Die persisch-arabischen Schriftornamente, mit Pflanzenranken reich durchschlungen, charakterisieren nordindische Sachen. Das chinesische Drachenmotiv hat sich in den Werken der Kaschmirer entfaltet. Tibetanischen Charakter tragen figurale Motive buddhistischen Ursprunges. Und oft begegnet man sogar einem Anklange an jene Mischung feiner persischer Ornamentformen mit mongolischer Steifheit, welche besonders für Ostturkistan bezeichnend ist und nach **Ujfalvy** ihre schönsten Erzeugnisse in Chodshent zu Markte bringt. Kupfergefäße, besonders Kaffee- und Theekannen, getrieben, nielliert, verzinnt, durchbrochen, gehen von Khotan, Kaschgar und Jarkand bis ins nordwestliche Indien. Anderseits greifen aus Kaschmir indische Einflüsse bis nach Kaschgar und Jarkand hinüber, wie man am besten an den ostturkistanischen Kupfergefäßen wahrnimmt. Die indisch-persische Kunst erträgt aber ebensowenig wie die Kunstindustrie desselben Gebietes einen Vergleich mit dem, was Ostasien leistet. Ein Gang durch ein großes Museum, welches, wie etwa das von Kensington, die schönsten Erzeugnisse der Kunstwerkstätten Indiens und Persiens vereinigt, läßt nicht das Gefühl der Befriedigung gewinnen, viel Eigenartiges und zugleich höchst Vollendetes gesehen zu haben, wie die japanischen und chinesischen Säle es in uns hervorrufen. Dort fehlt von vornherein ganz das Porzellan. Wir sehen das persische durchbrochene, blau glasierte Steingut, das oft in der Form nicht schön, doch in den Ornamenten fast immer reizend ist; daneben stehen eigentümliche Thonwaren, unglasiert, mit blauen Punkten. Teppiche mit kleinsten bunten Mustern, die vorwaltend in Streifen angeordnet sind, zeugen von Sinn für Farben und geometrische Ornamente. Ähnlich die indischen Metallwaren, die mehr in der Feinheit der gravierten und eingelegten Muster als in vollendeter Naturnachahmung oder in der höchsten Vollendung der Ausführung ihren Ruhm suchen. Elfenbein und andre feine Mosaik, sogenannte Schirazarbeit, durchbrochene Holzschnitzerei, Lackwaren gehen auf dasselbe Ziel: alles klein und fein. In dieser Miniaturausführung liegt denn der Hauptreiz dieser Kleinkunst. Im ganzen ist übrigens besonders neben der Vollendung der chinesischen und japanischen Sachen ein Zug von Barbarei in den indischen und persischen Kunstgegenständen oft nicht zu leugnen. Nur ein Teil ist auf den die Naturnachahmung hemmenden Einfluß des Islam, ein andrer aber auf die minder geübten Hände und das geringere Maß schöpferischen Geistes und Schönheitsgefühles zu schieben.



Eine **Bronzevase aus Kaschmir**. (Nach **Ujfalvy**.)

Unter den Schmucksachen wesentlich indischen Charakters sind die von Kleintibet hervorzuheben, die offenbar von arabischer Arbeit sind. Die Fürsten dieses Landes hielten früher an ihren Höfen arabische Künstler. Gegenwärtig arbeiten die Bewohner dieser Gegenden

keinen Schmuck mehr, weil sie zu arm sind und überdies auch nicht mehr das Verfahren von ehedem kennen. Eigentümlicher sind die zahllosen Arbeiten in Kupfer, welche dieses Gebiet und mehr noch Kaschmir liefert. Alle möglichen Formen und Ornamente kommen bei denselben zur Anwendung, ohne daß die Motive sich jemals wiederholten. Bei dem erfinderischen Volke des Thales von Kaschmir hat sich der Nachahmungstrieb auf die überraschendste Weise ausgebildet und namentlich auf dem künstlerischen Gebiete. Im Grenzgebiete indischer, persischer und chinesischer Kunst gelegen, hat Kaschmir ganz bedeutende Produkte geliefert, die, ohne der Originalität zu entbehren, sich durch die Geschicklichkeit in der Ausführung und die den technischen Einzelheiten gewidmete Sorgfalt auszeichnen. Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir, liefert alte Kupfer- und Bronzesachen aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert, welche von großem Geschmacke zeugen. „Ein Volk, das in Geschirren kocht, die mit einer seltenen Verschwendung der verschiedensten Muster verziert und mit den schönsten persischen Inschriften versehen sind, dessen Thee- und Kaffeekannen mit prachtvollen Ziselierungen bedeckt, mit Sorgfalt eingelegt und von gefälliger Form



Eine Flöte der Kha in Hinterindien. (Nach Harmand.)

sind, das sich emaillierter und gravierter Pfeile, Schüsseln, Teller, Tassen, Löffel und selbst Spucknäpfe bedient, hat, wenn irgend eins, wohl das Recht, sich ein künstlerisch beanlagtes Volk zu nennen.“ (Ujfalvy.) Die Kupfersachen von Kleintibet sind schwerer als die von Kaschmir, was nicht ausschließt, daß man auch dort dem Auge wohlgefällige Formen und solche von nicht gewöhnlichem Stile findet. Dasselbe gilt auch von den Ausgußgefäßen von Jarkand und Turkistan; wenn auch schlanker als die von Tibet, können sie sich nicht mit denen von Kaschmir messen. Die Henkel der in Kaschmir verfertigten Geschirre stellen den chinesischen Salamander in einer Anzahl von Variationen dar, sind aber in der Form stets von seltener Eleganz.

Während die Musikinstrumente der einfachen Völker Indiens und Hinterindiens, gleich so vielen Zügen ihres Lebens, an malayische erinnern und aus Innerasien sackpfeifenartige Instrumente und Trommeln in das Himalajagebiet herüberreichen, ist die indische Musik eine ungemein reiche an Klanginstrumenten jeder Art, aber nichtsdestoweniger orientalisch unmelodisch. Die Musik der Birmanen und Siamesen ist indischen Ursprunges. Manche Instrumente, die mit dem Buddhadienste gekommen sind, erinnern durchaus an ceylonische. Das chinesische Gong wird in Birma massenhaft nachgeahmt. Indem aus der Musik der Eingebornen eine Art Bambuspansflöte von riesigen Dimensionen und andres dergleichen hinzukommt, gewinnt ein indisches oder hinterindisches Orchester mit seinen vielartigen Pauken, Trommeln, Gongs, Oboen, Harmoniken mit Klangbrettchen aus trocknem Holze, Flöten, Guitarren sehr mannigfaltige Ausdrucksmittel, die indessen immer wieder nur zum Ausdrucke desselben schrillen Wirrwarrs von Tönen benutzt werden. Die Zigeuner sind ebenso auffallend musikalisch begabt, wie die Indier mongolischen Ursprunges gleich ihren ostasiatischen Stammesgenossen dieser Gabe entbehren. Missionar Jäschke hat anziehende Schilderungen seiner vergeblichen Bemühungen entworfen, den Kindern von Ladak und Tschenab die einfachsten Kirchenmelodien beizubringen.

21. Indier.

„Kein Volk übertrifft dies an geduldiger Ruhe und sanfter Folgsamkeit der Seele. Daß der Indier trotzdem in Lehren und Gebräuchen nicht jedem Fremden folget, kommt offenbar daher, daß die Einrichtung der Brahmanen so ganz schon seine Seele, so ganz sein Leben eingenommen hat, um keiner andern mehr Platz zu geben.“ Herder.

Inhalt: Tracht. — Schmuck. — Waffen. — Haus und Dorf. — Städte und Verkehr. — Ackerbau und Viehzucht. — Gewerbe. — Indische Kleinkunst und ihre Motive. — Kunstblüte in Indien und Persien. — Stellung der Frau. — Familie. — Polygamie und Polyandrie. — Die Kasten. — Ursprung und Bedeutung. — Kastenlose und Parias. — Staatenbildung und politische Zersplitterung. — Staat und Gesetze. — Despotismus. — Indische Gesetze. — Schutzstaaten.

Das einfachste Kleid ist die Lendenbinde aus einem schmalen Streifen Zeug, also nichts als die notdürftige Schambedeckung. Sie allein ohne jede andre Hülle außer einer schmalen Kopfbinde oder sogar nur einer Schnur, die den letzten Rest des Turbans darstellt, tragen tiefstehende Stämme, wie die Gond, Mahar, Khund, auch die Bhil und andre und der größte Teil der in heißen Tiefländern wohnenden gemeinen Leute der Bengalesen und Assamesen. Von Fußbekleidung ist dabei nicht die Rede. Die entsprechende Frauentracht besteht in einer Schürze, welche sich um die Schenkel rollt und an der Schulter zusammengelegt wird, indem sie die eine Brust bloß läßt. Sie tragen außerdem an den Armen und Beinen eine solche Anzahl von ehernen Ringen, daß sie vom Handgelenke bis zum Ellbogen und vom Knöchel bis zum Knie reichen. Diese schwere Belastung der Gliedmaßen, welche afrikanisch anmutet, ist bei sonst weitgehender, ja anstößiger Nacktheit fast mehr Tracht als Schmuck. Noch einfacher und roher ist die Tracht der Ostpulaya, die ihre Blöße mit Laub, und der Thunda-Pulaya, deren Frauen dieselbe mit einem Geflechte von langem Grase verhüllen. Einfach noch, wiewohl schon viel höher stehend, ist auch die Tracht der Toda, bei den Männern ein togaartiger Mantel aus ungebleichter Baumwolle, bei den Weibern ein langes Hemd aus gleichem Stoffe, über welches gewöhnlich derselbe Mantel geschlagen wird. Die Männer tragen silberne Knöchelringe, die Weiber silberne oder kupferne Armringe. So hüllen sich die Singhalesinnen in ein baumwollenes Tuch, das einfarbig weiß, braun oder karmin ist, und selten sind Füße oder Arme ohne Ring. Geht man im heißen Tieflande Bengalens ostwärts, so stößt man in den mittlern Gangesländern, im Mittelpunkte des Brahmanentumes, auf einen kräftigern und wohlhabendern Menschenschlag, der sich besser kleidet, schon weil er sich wärmer kleiden muß. Hier wie überall, wo überhaupt Kleiderstoffe gebraucht werden, herrscht Baumwolle über alle andern vor, und nur in Assam und Birma ist auch Seide in größerer Ausdehnung im Gebrauche; der Turban bedeckt den Kopf, die anschließende Jacke den Oberkörper, ein weites, künstlich geschlungenes Tuch den obern Teil der Beine.

Die Tracht der mehr zivilisierten Indier ist von hier an wesentlich verschieden zwischen Westen und Osten. Dort, wo Mohammedaner vorwalten, tragen beide Geschlechter weite Hosen, im Osten und Süden wiegt bei den Frauen der weite Unterrock mit Falten vor, der bis unter das Knie geht; der zierliche Sarri, welcher die Schultern und den Kopf bedecken soll und die Gestalt reizend umrahmt, ist durch ganz Indien verbreitet. Die indischen Frauen sind Künstlerinnen in der malerischen Drapierung mit demselben. In Zentralindien, besonders in der Gegend von Dehli und selbstverständlich gegen Kaschmir zu, sieht man die bekannten Shawls auch bei Frauen der mittlern Stände. Die Hindufrauen lieben wie die Parsinnen, im Gegensatze zu den Mohammedanerinnen, farbige Gewänder: rot, gelb, lila, violett und grün. Mohammedanische Männer tragen ihre Jacke links, Hindu rechts geknöpft. Männer tragen sich mit Vorliebe weiß, besonders im Nordwesten, am ausgesprochensten

die Brahmanen, welche man außerdem an der von der linken Schulter über die Brust laufenden baumwollenen Schnur erkennt. Auf der Reise hüllen sie sich in der Morgen- und Abendkühle in graue Decken. Weiß tragen sich auch die Seiedani, Bettelnonnen des mohammedanischen Indien, welche sich für Nachkommen des Propheten ausgeben. Die Tracht der Radschputen, welche zugleich diejenige der Kol, der Banjari und vieler andrer ist, ist weiß mit bunter Schärpe, welche zugleich die Waffe hält. Die Hindu und Parsen tragen einen weißbaumwollenen Überrock und ein Bein- und Lendentuch gleicher Farbe. Der Schnitt bleibt immer derselbe, der Stoff kann sich zum feinsten golddurchwirkten Musselin erheben. Der Leibgürtel aus farbigem Stoffe ist meist recht grell und oft mit Quasten und Zotteln bunt behangen. Seide wird am meisten im Nordwesten getragen, wo besonders in Multan altberühmte farbige und golddurchwirkte Gewebe erzeugt werden, die indessen immer nur zu Turbanen und Oberkleidern verwandt werden. Die einfachen blauen Gewänder machen die Sikh kenntlich, deren Stifter diese Farbe des Gewandes vorschrieb, um seine Anhänger auszuzeichnen. Aber die Prinzen des Hofes von Lahor tragen über ihren Panzerhemden mit Vorliebe gelb- und blauseidene Wämser, und ihre Truppen waren in der letzten Zeit des selbständigen Sikhstaates rot und blau uniformiert.



Tarya Topan, ein reicher Kaufmann aus Hindostan, in Sansibar lebend. (Nach Stanley.)

Auch die Kopfbedeckung unterscheidet Stämme und sogar Bekenntnisse. Der hohe Turban gehört wesentlich den Mohammedanern und Parsen. Er erfährt seine monumental zu nennende Entwickelung als mächtige Krönung des Hauptes bei den reichen Parsi-Kaufleuten Bombays und den stolzen Fürsten afghanischen und türkischen Blutes im Nordwesten. Einige Geschäftszweige tragen in Form und Farbe ihrer Tracht gleichsam das Aushängeschild, so die Getreidehändler von Bombay im roten Turban. Die cylindrische, randlose, oben sich ausbiegende Kopfbedeckung aus Baumwolle oder Seide der Belutschen hat sich in Sind auch bei Bauern verbreitet. Rosenrote und himmelblaue Turbane mit Diamantagraffen und Federbüschen zieren die Häupter der Fürsten. Ohne Kopfbedeckung pflegen merkwürdigerweise nur die Schuster zu arbeiten. Zu den indischen Besonderheiten gehört das spitz über dem Kopfe zulaufende, von den Schultern breit abfallende Regendach aus Palmblättern, unter dem man die Bauern im Nordwesten ins Feld gehen sieht. Wo Schuhe getragen werden, herrscht das vom Schnabelschuhe genommene chinesische Muster vor. Hindu und Parsen tragen in der Regel nur den Schnurrbart, Mohammedaner lassen sich auch

den Kinnbart wachsen, den sie gern von der Mitte nach außen kämmen. Haar und Bart wachsen zu lassen, gebot Nanik, der Stifter der Sikh, seinen Anhängern, da er unter Muselmanen auftrat, die sich das Haupt schoren. Die Singhalesen machen mit kunstvoll aufgestecktem und durch einen Kamm zusammengehaltenem Haare einen durchaus weibischen Eindruck.

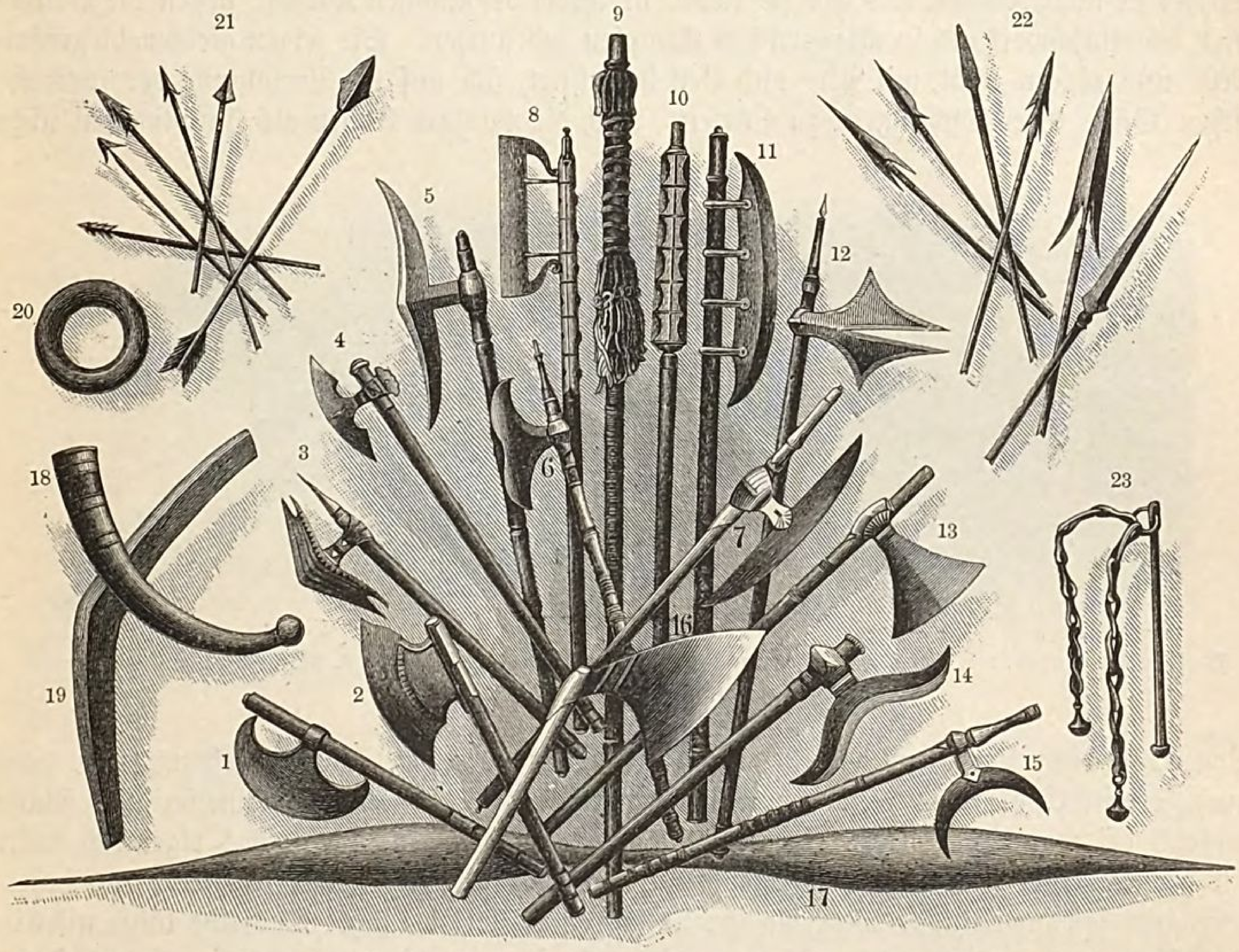
Beide Geschlechter tragen Ringe in den Ohren, die Weiber regelmäßig, die Männer häufig, um Wohlhabenheit zu zeigen. Während ein kleiner Ring das Ohrläppchen durchbohrt, wird ein großer, den jener trägt, über das obere Ohr gelegt. Brillanthalsbänder mit ungewöhnlich großen Diamanten anzulegen, verachteten auch kriegerische Fürsten nicht, und für seltene Edelsteine zahlten indische Große riesenhafte Summen. Nirgends auf der Erde findet man reicher ausgestattete Vorräte edler Steine als bei den Juwelieren der indischen Großstädte. Nasenringe, Korallenstücke in einem Nasenflügel, auch Ringe in der Oberlippe sind in Fülle bei Mädchen und Frauen, besonders bei Bajaderen, zu finden. Dem Indier aller Klassen ist eine große Putzliebe eigen, was die britische Regierung sogar bei den Auszeichnungen, welche sie an ihre Truppen verteilt, berücksichtigt. Goldene Halsketten werden an eingeborne Offiziere gegeben, welche dieselben so selten wie möglich ablegen, während die Denkmünzen auf der Brust vom Träger unzertrennlich werden. In den Tempeln schmücken nach dem Tode ihrer Träger Schmuckringe und -Ketten die Reliquienschreine.

Tättowierung der Brust und Gliedmaßen kommt bei Todafrauen vor. Hindu tättowieren sich nicht. Um so bunter ist die Bemalung beim weiblichen Geschlechte zum Schmucke, beim männlichen alter Sitte folgend, die durch die rot angestrichenen Gesichter der Brahmanen und die in vielerlei Farben gräßlich leuchtenden der Fakir Gefühle der Andacht und Ehrfurcht erwecken will. Bemalen der Lippen, Schwärzen der Augenbrauen und Augenlider mit Antimon, Glänzendmachen der Augen durch Einträufelung von Belladonna sind alte Künste. In Südindien unterscheiden sich Wischnuiten und Siwiten durch senkrechte oder wagerechte Streifen auf der Stirn.

Bei den einfachen Völkern Indiens begegnen wir auch einfachen Waffenformen, vor allen einem Bogen von afrikanischem Typus, d. h. ohne mediane Einbiegung oder Verstärkung. Egerton nennt diesen den altindischen und gibt an, der zusammengesetzte Bogen sei aus Persien oder der Tatarei eingeführt worden. So scheint in älterer Zeit auch die Hauptwaffe der indischen Infanterie ein Bogen in Form eines geraden Bambusstabes gewesen zu sein. Es erinnert das an die Zeit, aus welcher im Mahabharata dargestellt ist, wie Helden um Königstöchter mit unglaublich starken Bogen um die Wette schießen. Das erste Auftreten der Indier im Kriege mit Europäern zeigt uns in Baumwolle gekleidete Bogenschützen mit eisenbewehrten Bambuspfeilen in den Armeen des Xerxes, und die altindische Infanterie scheint wesentlich aus Bogenschützen bestanden zu haben. Die Bhil sieht man kaum jemals ohne einen Bogen ausgehen, der sehr sinnreich aus zwei biegsamen Bambusstücken gefertigt ist, wovon das dünnste die Stelle der Schnur vertritt; die Pfeile haben eine Länge von $^2/_3$ bis $^3/_4$ m und sind aus einem sehr leichten Rohre gemacht, das befiedert und mit einer schmiedeeisernen Spitze von 5 bis 6 cm versehen ist. Sie senden ihre Geschosse auf 60 m; ja, sie bedienen sich derselben sogar zur Verfolgung des Tigers, wohl aber nur nach Vergiftung der Spitze, welche man bei den verschiedensten indischen Völkern, auch bei den Naga, in Übung findet.

Es ist auffallend, daß in spätern Darstellungen Indra, der Gott der Kschatriya, auf einem Elefanten reitend mit Streitaxt, Schwert, Donnerkeil und Wurfscheibe (Tschakra), aber ohne Bogen und Pfeil dargestellt wird. Da die vornehmsten Waffen einer altindischen Armee, so wie sie bei Porus uns entgegentritt, Streitwagen und Elefanten waren, mag der Bogen mit der Zeit der Masse des Fußvolkes anheimgefallen sein. Vielleicht trug hierzu

auch die Thatsache bei, daß bei den immer häufiger werdenden Einfällen der Nomaden des Nordwestens die Bogenschützen auf der Seite der Feinde in überwältigenden Zahlen erschienen. Neben Truppen mit Luntenflinten findet man aber in den Eingebornenarmeen Indiens auch heute noch Bogenschützen, und noch immer gehört die Überreichung von Bogen, Pfeil und Schwert zu den Zeichen unterthäniger Begrüßung seitens indischer Fürsten. Über das Pfeilschießen der Naga macht H. v. Schlagintweit einige interessante Bemerkungen. Er sagt unter anderm: „Die Bogen werden so gespannt, daß der Pfeil gegen das untere und innere Ende der rechten Achselgrube gezogen wird, nicht wie bei modernem Bogenschießen



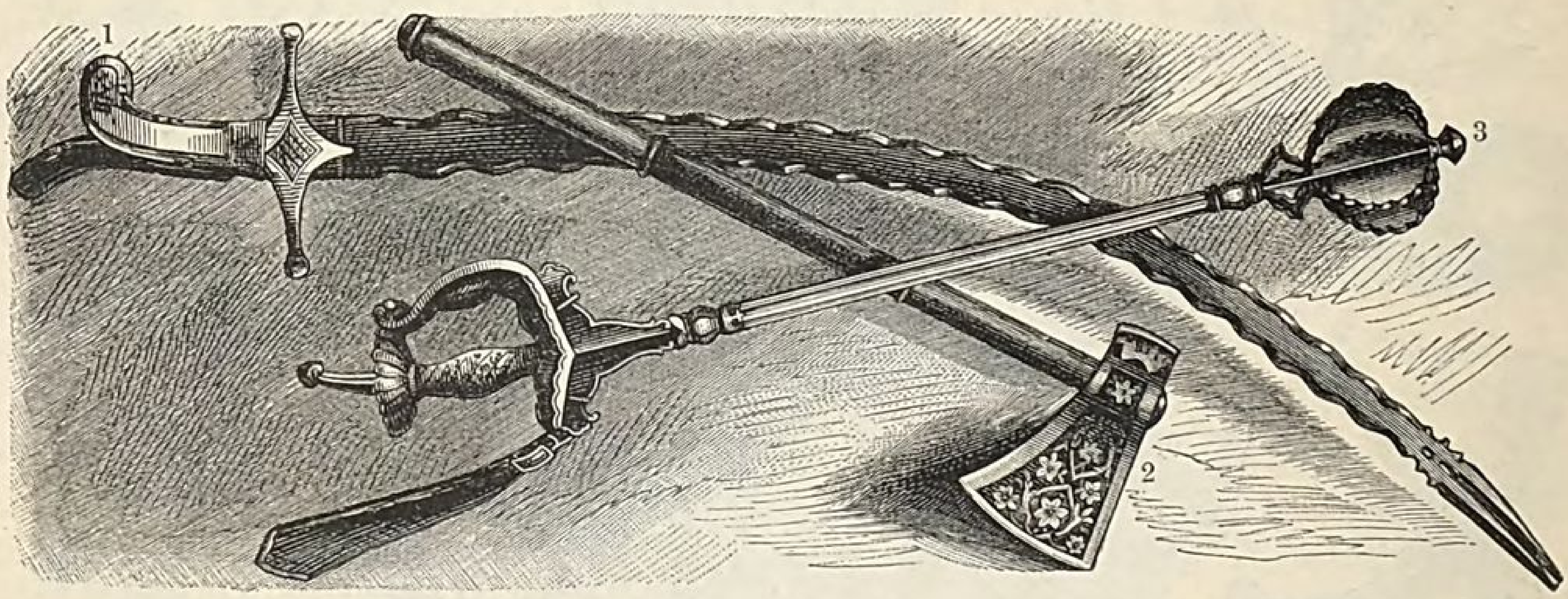
Indische Waffen: 1, 2, 4—8, 11—13, 15. Schlachtbeile von Chota Nagpur; — 3. von Kattak. — 9. Morgenstern von Indor. — 10. Schlagstock von Tinnevelli. — 14. Schlachtbeil von Vizianagram. — 16. Schlachtbeil von Ganjam. — 17. Bogen von den Andamanen. — 18, 19. Bumerangs von Gutscharat. — 20. Wurfwaffe aus Stahl („Quoit"). — 21. Pfeile von Bergstämmen; — 22. aus Kandesch. — 23. Schlagketten von Vizianagram. (Nach Egerton.)

in England gegen das Auge. Zielen, wurde mir erklärt, geschieht eben wie beim Werfen mit dem Steine. Wenn auch die Definition etwas vag ist, so zeigt sie doch deutlich genug, daß hier ein durch Übung erreichtes Muskelgefühl mit dem Auge zusammenwirkt, nicht aber eine durch unmittelbares Visieren erreichte Koinzidenz des Gegenstandes und der Pfeilspitze. Auch die Stellung des Bogens in der Antike entspricht jener bei den asiatischen Bogenschützen." Feuerpfeile waren in ältester Zeit bekannt, auch solche größern Formates, welche von festen Gestellen abgeschleudert wurden. Die oft besprochene Frage, ob die alten Indier das Pulver in seiner Verwendung für Feuerwaffen gekannt haben, ist durch den Hinweis auf diese Feuergeschosse verneinend beantwortet worden.

Wurfspeere scheinen vielfach die Stelle der Pfeile eingenommen zu haben. Speerformen, die an afrikanische erinnern, besaßen des Porus Truppen. Sie zeichnen sich durch seitliche Widerhaken oder Spitzen aus, welche rund zurückgebogen sind, und deren Zahl bei

den Naga den Rang des Trägers anzeigen soll (s. Abbildung, S. 425). Unterscheidende Merkmale sind rote, bürstenartige Haarbüschel unter der Speerklinge, rote Bemalung des Schaftes, Rasseln unter der Klinge. Stählerne Speerklingen bis zu $^2/_3$ m Länge, die mit Silber und Gold eingelegt sind, sitzen auf 4 m hohen Bambusschäften. Die oft zahlreiche Reiterei der Eingebornenfürsten war zur Zeit der englischen Eroberungen im vorigen Jahrhundert hauptsächlich mit diesen langen Speeren bewaffnet.

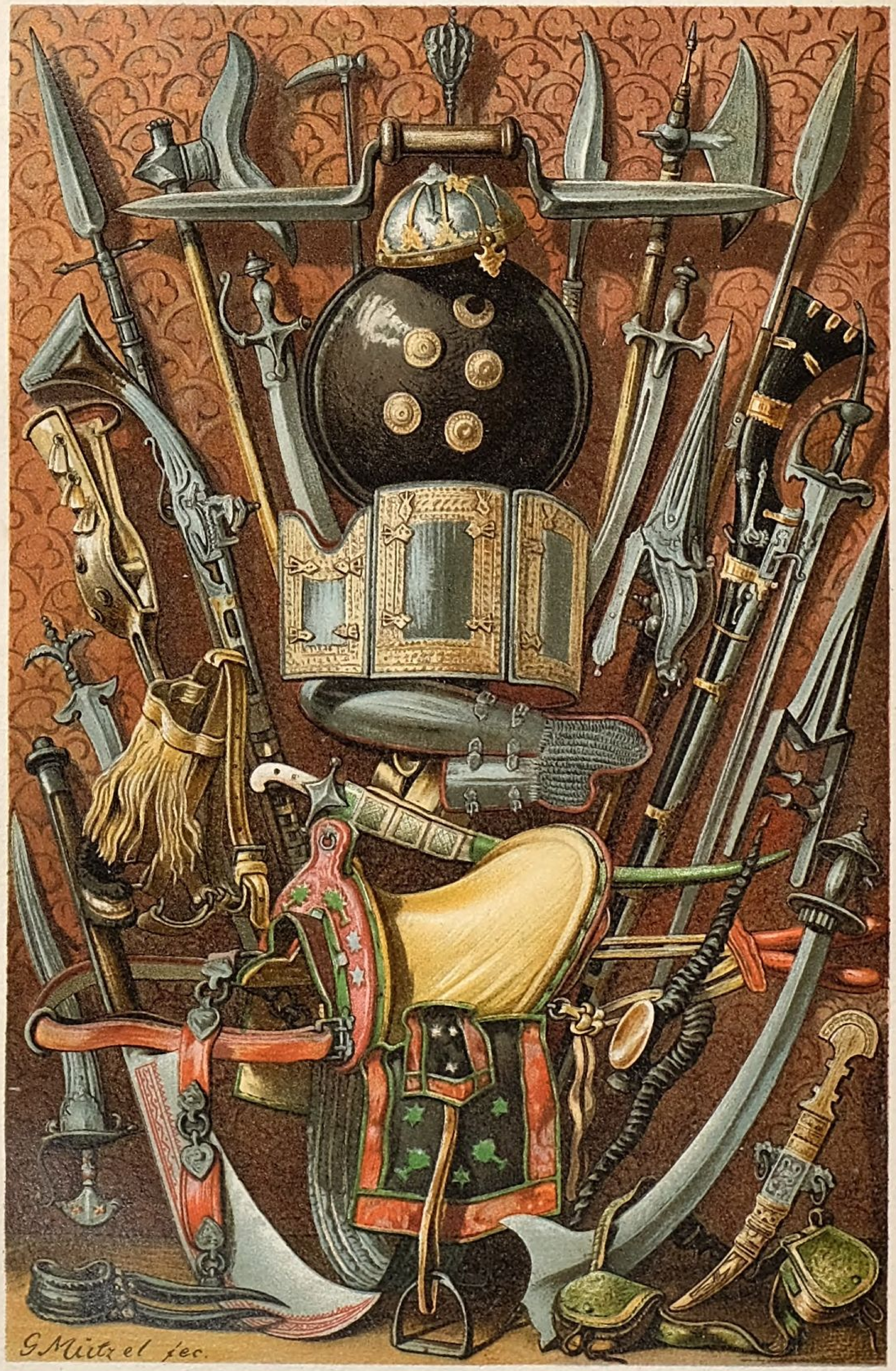
Die Streitaxt erscheint unter den ältesten Waffen der Indier. Die Gond kennen sonderbarerweise nicht den Gebrauch des Bogens. Ihre Lieblingswaffe ist das kurze Beil, welches sie nicht verläßt, und das sie lieber in ihrem beständigen Kampfe gegen die Bäume und das Buschwerk als in mörderischen Kämpfen gebrauchen. Sie zeigen gleichwohl großen Mut und zögern nicht, mit Pike und Beil bewaffnet, sich auf die Verfolgung der fürchterlichen Gäste ihrer Dschungeln zu stürzen. Auch die Banjari tragen als Hauptwaffen nicht



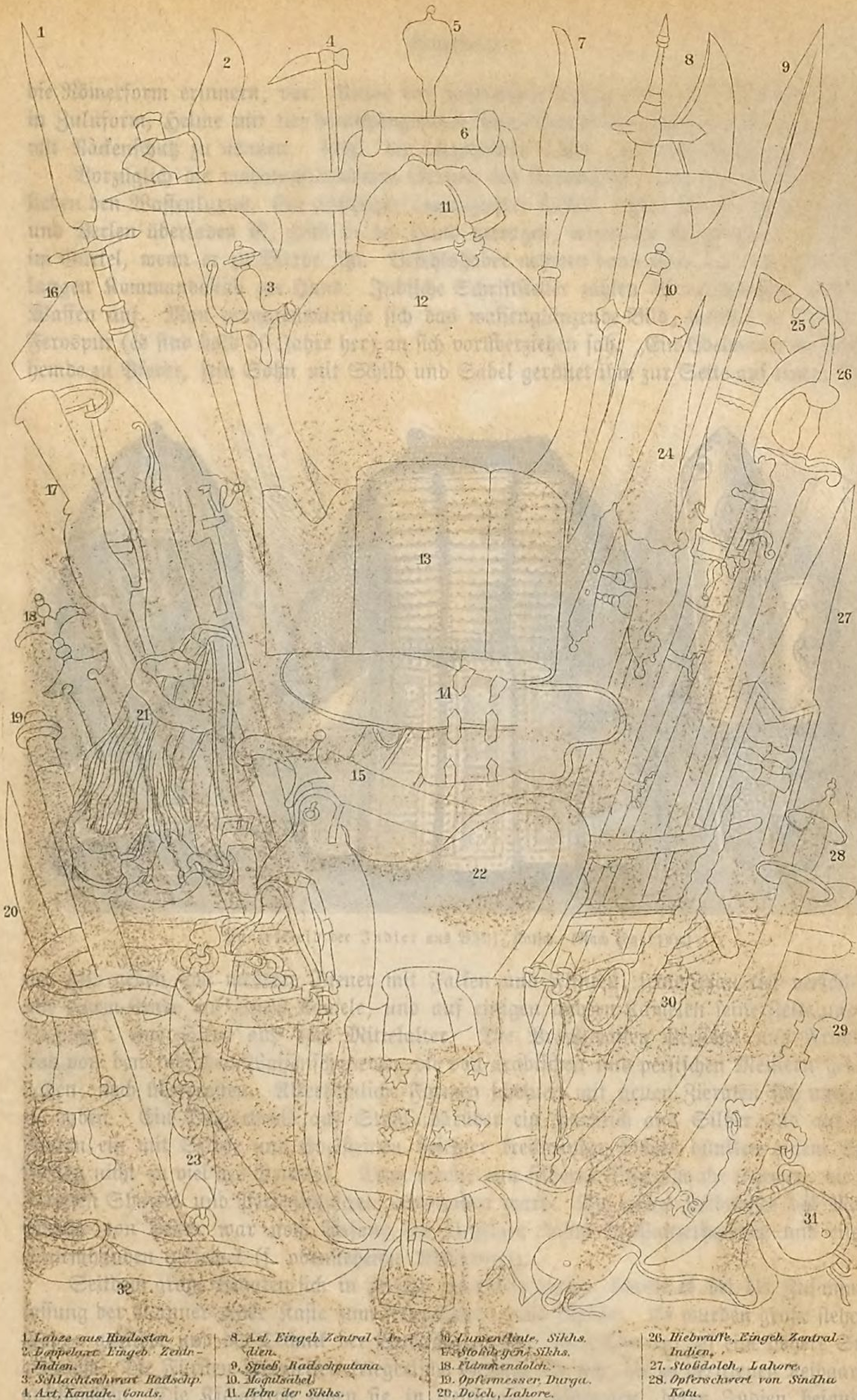
Waffen der Indier: 1. Säbel aus Peschawar. — 2. Schlachtbeil aus Kolapur. — 3. Morgenstern aus Haidarabad. (Nach Egerton.) Vgl. Text, S 426 und 427.

Bogen, sondern Lanze mit Schild, langes Schwert über die Schulter gehängt und wohl auch Streitkolben. Das Beil der Gond vertritt als Wald- und Waidmesser und Waffe zugleich bei manchen Völkern ein kurzes Schwert, so bei den Naga, das eigentlich mehr ein großes, einer Haue ähnliches Messer zu nennen und das zugleich im Felde und Hausgebrauche fast ihr einziges Werkzeug ist; sie führen es stets bei sich. Dasselbe läuft nicht in eine Spitze zu, sondern wird nach vorn etwas breiter und endet geradlinig abgeschnitten. Die charakteristische Bewaffnung der Belutschen mit Flinte, kreisrundem Lederschilde, Säbel und Dolch ist im Nordwesten Indiens weit verbreitet.

Eine ganze Reihe seltsamer Waffen kleinern Formates hat Indien, das ebenso grausame wie phantastische, geboren. Den Bumerang gebrauchen einige Bergstämme, und er wurde in Gudscharat noch vor nicht langer Zeit bei der Vogeljagd gebraucht (s. Abbildung, S. 425). Holzkeulen erscheinen mit morgensternartig gestellten Eisenstücken bewehrt. Jene cynische Fakirgarde der Akali, der potenzierten Sikh, trägt flache Wurfringe von $^1/_4$ bis $^1/_3$ m Durchmesser, welche am Außenrande so scharf geschliffen sind, daß sie, vom Finger oder einem Stabe wirbelnd entsandt, im sausenden Fluge dem Gegner, den sie treffen, tiefe Wunden schlagen. Derartige Scheiben werden auch paarweise durch Ketten verbunden und geschleudert. Ein halbes Dutzend solcher Waffen sitzt auf dem spitz gewickelten Turbane, daneben hängen Tigerklauen, d. h. scharfe, gebogene Messer, die eingeschlagen in der Hand geführt werden, wo sie beim Öffnen wie ebenso viele Klauen zum Schlage bereit klaffen. Neben der echt indischen Dolchform, der geraden, rasch zulaufenden Klinge mit doppeltem Griffe und Querbügel, kommen geschweifte Messer jeder Art und kurze Schwerter, die an



INDISCHES KUNSTGEWERBE.



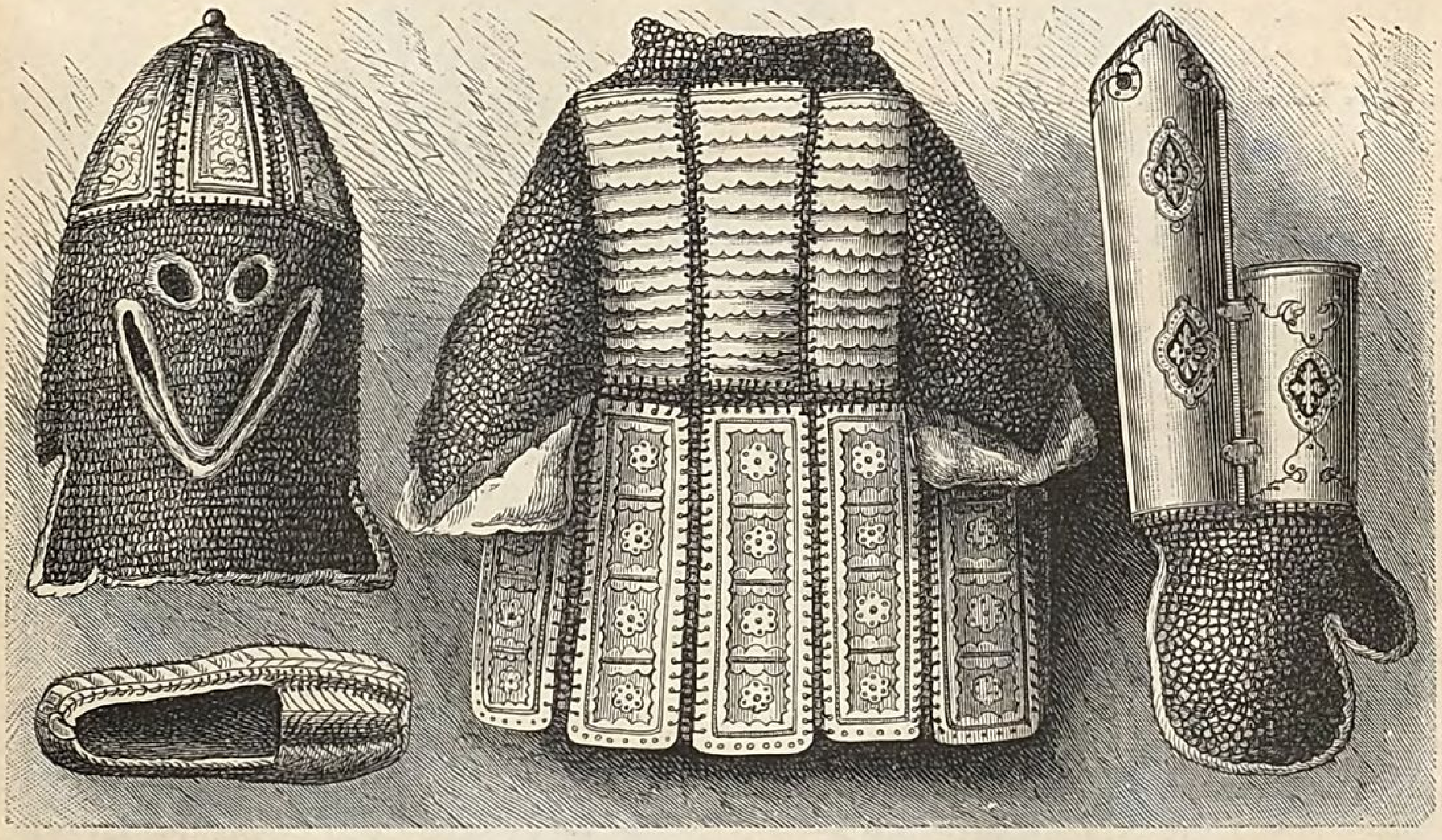
1. Lanze aus Hindostan.
2. Doppelaxt. Eingeb. Zentr.-Indien.
3. Schlachtschwert. Radschp.
4. Axt, Kantak. Gonds.
5. Schmuckknopf eines Elefantenstachels.
6. Alter Doppeldolch.
7. Schwert, Eingeb. Zentral-Indien.
8. Axt. Eingeb. Zentral-Indien.
9. Spieß, Radschputana.
10. Mogulsäbel.
11. Helm der Sikhs.
12. Rhinozerosschild, Sikhs.
13. Schiene, Sikhs.
14. Handschuh, Sikhs, linke Hand.
15. Säbel, Peschawar.
16. Luntenflinte, Sikhs.
17. Stoßdegen, Sikhs.
18. Flammendolch.
19. Opfermesser, Durga.
20. Dolch, Lahore.
21. Kopfgeschirr.
22. Sattel.
23. Pferdebrustzier, Lahore.
24. Stoßdolch, Lahore.
25. Feuersteinflinte, Hindost.
26. Hiebwaffe, Eingeb. Zentral-Indien.
27. Stoßdolch, Lahore.
28. Opferschwert von Sindhu Kotu.
29. Dolch, Lahore.
30. Doppelstoßdolch, Sikhs.
31. Patronentaschen.
32. Doppelflammendolch, Hindostan.

1/10 der wirklichen Größe.

Sämtliche Gegenstände aus dem ethnographischen Museum zu München.

die Römerform erinnern, vor. Unter den zahlreichen Schutzwaffen sind Schilde aus Haut in Zuluform, Helme mit tief herabhängendem Panzerschutze und wattierte Panzer der Sikh mit Nackenschutz zu nennen. (Vgl. die beigeheftete Tafel „Indisches Kunstgewerbe“.)

Vorzüglich die mohammedanischen Großen des Nordwestens und des Marathenlandes lieben den Waffenluxus. Ein prächtiger damaszierter Säbel, dessen Scheide mit Edelsteinen und Perlen überladen ist, wird in der Hand getragen, wenn der Kriegsmann zu Fuß ist, im Gürtel, wenn er zu Pferde sitzt. Befehlshaber nehmen dann ihren herrlich geschmückten langen Kommandostab zur Hand. Indische Schriftsteller zählen 32 verschiedene wichtigere Waffen auf. Man vergegenwärtige sich das waffenglänzende Bild, welches v. Orlich bei Ferospur (es sind bald 50 Jahre her) an sich vorüberziehen sah: „Ein Edelmann im Panzerhemde zu Pferde, sein Sohn mit Schild und Säbel gerüstet ihm zur Seite auf einem Pony,

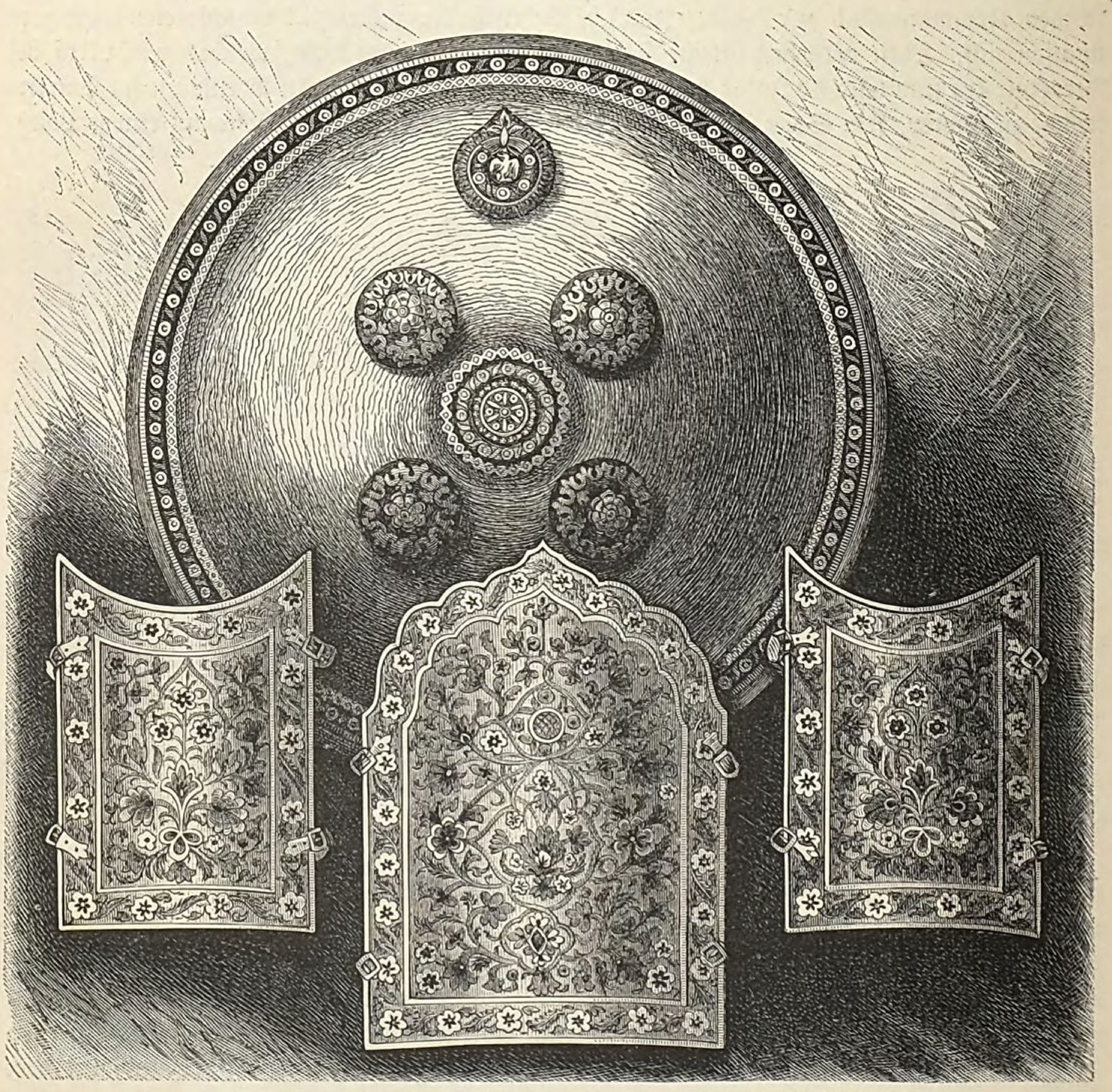


Panzerkleid der Indier aus Bhuj, Katsch. (Nach Egerton.)

vor und neben ihm mehrere Diener mit Falken und Flinten, seine Frau tief verschleiert mit einem Kinde auf einem Kamele, und auf einigen andern Kamelen seine Zelte und die Bagage“: eine Szene aus dem Mittelalter. Die Prachtwaffen Persiens und Arabiens sind von den indischen Waffenschmieden, die von arabischen und persischen Meistern gelernt haben, noch übertroffen. Altertümliche Formen scheinen mit neuen Zieraten sich umgeben zu haben. Ein Panzerhemd aus Stahl, darüber ein Harnisch aus Silber und auf dem Rücken ein mit Silber und Edelsteinen besetzter kreisrunder Schild dünkten einem Sikhfürsten nicht zu viel des Prunkes. Dazu mochte eine silberne Sturmhaube kommen, die mit seidenen Shawls und Perlenschnüren umwunden ward. Die ganze Leibwache des Maharadscha von Lahor war noch Anfang der fünfziger Jahre in Panzerhemden und eiserne Sturmhauben gekleidet (s. obenstehende Abbildung).

Seitdem große Staaten sich in Indien entwickelt hatten, konnte es bei der Zusammenfassung der Männer einer Kaste zum Kriegsheere nicht bleiben. Es wurden große stehende Heere gebildet und die Technik der Bewaffnung und Kriegführung auf eine höhere Stufe gebracht. Die Fürsten sammelten kriegerische Gefolge um sich, die zu berittenen Leibgarden anschwollen. Die Kschatriya zogen sie in Festungen zusammen, deren Indien besonders

im Norden so viele und große zählte wie kein andres Land ähnlicher Größe. Bauten, wie Akbar sie in Atok, Agra, Allahabad errichtete, sind wahrhaft großartig. Indisch-großstaatlichen Ursprunges ist jedenfalls die Verwendung des Elefanten als Kriegsmittel. Die Perser hatten den Elefanten als Kriegstier den Indiern entlehnt, er war zu den Seleukiden und Puniern gekommen, überall ein überschätztes, ein echt orientalisch massiges, aber unberechenbares Bollwerk. In den Kämpfen mit der zahlreichen Reiterei der Araber und



Schild mit Panzerplatten aus Bhuj, Katsch. Persische Arbeit. (Nach Egerton.)

Mongolen stellte sich indessen der geringe Erfolg der Elefantentaktik heraus, und es folgte nun die Zeit der Kamel- und Pferdekavallerie, wobei wieder auf die Scheu erregende Gestalt der erstern wesentlich mitgerechnet wurde.

Das wichtigste Nahrungsmittel der Indier ist der Reis, welcher indessen nicht in solchem Maße wie etwa in Hinterindien oder Ostasien die vegetabilische Hälfte der Mahlzeiten monopolisiert. Die reisessende Bevölkerung wird auf 67 Millionen geschätzt. Es gibt Viehzüchter, wie die büffelreichen Toda, deren Nahrung — flüssige und geronnene Milch, wildwachsende Früchte, etwas Mehl, alle drei oder vier Tage Salz — an die eigentlichen

Hirtenvölker erinnert, und es gibt Bewohner armer Gegenden, welche eine besondere Kunst besitzen, Rinden mit dem Mehle ihres Brotes zu mischen. Reisnahrung herrscht vor in Assam, Bengalen, Britisch-Birma; doch wenn man von Bengalen ostwärts geht, kommt man in den Zentralstaaten bereits auf Völker, welche von Hirse, ungesäuertem Weizenbrote in Fladenform, Schipato genannt, und Gemüse leben. Natürlich beeinflussen die höchst launenhaften Speisegesetze die Wahl und Zusammenstellung der täglichen Nahrung sehr bedeutend. Man ißt Eier, aber nicht die Hühner, welche dieselben gelegt haben. Lagern indische Truppen, so zieht der Hindu einen Kreis um sein Feuer und läutet mit einem Glöckchen, um jede Annäherung der Unreinen zu verhüten. Weit verbreitet ist das Betelkauen. Bei den Khassia findet es in eigentümlicher Weise statt, indem diese nämlich den Betel erst einer fauligen Gärung unterwerfen, der demselben einen so ausgesprochenen Geschmack verleiht, daß selbst leidenschaftliche Betelkauer ihn zu stark finden.

Der Ackerbau ist in einer Ausdehnung, welche mit europäischem Maßstabe gar nicht zu messen ist, Grundlage des wirtschaftlichen und sozialen Lebens der Indier. Britisch-Indien zählte 1881 etwa 81 Millionen erwachsene Männer. Von diesen waren nicht weniger als 58 Millionen mit dem Ackerbaue und der Viehzucht beschäftigt. Neben diesen 72 Prozent der Ackerbautreibenden finden sich nur 9 Millionen oder 13 Prozent als der Hausindustrie und dem Handwerke angehörig, während sich diese Zahlen z. B. für England so gestalten, daß sich dort nur 20 Prozent der erwachsenen Männer dem Ackerbaue, dagegen 50 Prozent der Industrie widmen, wozu noch die in letzterer beschäftigten 1 Million Frauen kommen. Hinzuzufügen ist, daß hinter dem Ackerbaue auch die Viehzucht weit zurücktritt. Bei solchem Übergewichte des Ackerbaues ist es begreiflich, daß der Ragat oder Landmann das ausschlaggebende Element des sozialen Aufbaues und die Grundsteuer die wichtigste Einnahme des Staates ist. Indien ist im weitesten Sinne ein Bauernland und hört auch heute bei zunehmender Industrie und raschem Anwachsen einer landlosen Tagelöhner- und Bettlerbevölkerung (1881: $7^1/_4$ Millionen) nicht auf, hauptsächlich ein Land kleiner Landleute und ihrer Dependenten zu sein. Unablässige Arbeit mit dem Pfluge, der so leicht, daß der indische Bauer ihn auf der Schulter nach dem Acker trägt, und der, gleich dem ostasiatischen (s. unter Abbildung S. 10), nur leichte Furchen zieht, dafür aber bei häufigerer Anwendung den Boden einfach pulverisiert; Düngung, welche besonders den wertvollern Saaten zugeführt wird; Bewässerung in großartigem Maßstabe; endlich ein durch die Erfahrung empfohlener Fruchtwechsel: dies sind die Mittel, durch welche die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens und eine in manchen Gegenden fast übermäßige Niederschlagsmenge zur Erzeugung gewaltiger Massen von Nahrungsmitteln und vegetabilischen Handelsprodukten veranlaßt werden. Sie finden nicht überall eine gleich energische und ausgedehnte Anwendung, aber die Mehrzahl der indischen Bauern betreibt eine den Verhältnissen des Bodens, des Klimas und ihrer eignen wirtschaftlichen Lage angemessene Kultur, welche allerdings als Ergebnis der Erfahrung zahlreicher Generationen mit der kurzsichtigen Schwerfälligkeit des reinen Empirismus behaftet ist. Die Bedeutung der künstlichen Bewässerung prägt sich in der Klassifikation der Feldfrüchte in trockne und nasse aus. Von Nepal, wo schon J. B. Fraser den ungemein ausgedehnten terrassenartigen Anbau der Bergabhänge im Gebiete von Jytok hervorhebt, bis zu den südlichsten Hügelstämmen wird künstliche Bewässerung und zwar in noch immer rasch steigendem Maße geübt. Die Kanäle von Sind, die tiefen Brunnen im Pandschab und Dekhan, die Teiche im Karnatik, die allverbreiteten Bewässerungsterrassen endlich, in deren Herstellung die verachteten Hügelstämme nicht die wenigst geschickten und tüchtigen, sind uralte Einrichtungen. Die Neuzeit hat sie alle verbessert und erweitert, und zwar hat besonders die auch für Europa folgenreich gewordene Ausdehnung des Weizenbaues darauf hingewiesen.

Indien und Reis sind von alter Zeit her eng verbundene Begriffe, und unser Name für diese Frucht stammt aus Indien. Aber nur in von Natur feuchten oder sehr wohlbewässerbaren Strichen gedeiht er leicht. Zunächst in Unterbengalen ist er Hauptquelle der Nahrung von Millionen Indiern. Ja, so kolossal ist der Ertrag, daß nicht nur die 40 Millionen Bewohner dieses Gebietes damit versorgt werden können, sondern jährlich noch beträchtliche Mengen zur Ausfuhr, besonders nach China, gelangen. Solche Quantitäten kann auch der ergiebigste Boden nicht in einer Ernte gewähren. Und in der That sehen wir, daß hier wie im Lande der Mitte dem Boden stets zwei Ernten abgewonnen werden. Beide Ernten sind in der Regel nach Zeit und Ort in der Weise verschieden, daß eine während der Frühlingsregen auf verhältnismäßig höherm Lande, die andre im Sommer auf tief liegendem Boden ausgesäet wird. Jene wird dann im Spätsommer, diese im Winter um die Jahreswende geerntet. Selbstverständlich geben beide Reisernten verschiedene Abarten. Nach Örtlichkeiten und Ursprung unterscheidet man überhaupt zahlreiche Varietäten dieser Frucht, im Bezirke Rangpur allein 295. Künstliche Bewässerung kommt keiner Frucht in ähnlicher Ausdehnung zu gute wie dem Reise. Vor allem im Gangesgebiete sind seit alten Zeiten die kostbarsten und ausgedehntesten Irrigationssysteme angelegt worden, welche die Winterernten ermöglichen. Im Juni pflegen die Regengüsse zu kommen, durch welche der Boden erweicht und vielfach überschwemmt wird. Die Ernte, im Frühjahre vorbereitet, folgt alsdann im September und Oktober oder je nach den Distrikten im November und Dezember. Alsbald wird von neuem gesäet, und man erntet zum zweitenmal im April und Mai. Groß ist der Reisbau noch in Assam, Britisch-Birma, den Zentralprovinzen, Maissur, Madras. Er erscheint unter den Früchten des nomadischen Ackerbaues der Bergvölker, welche ihn auf bewässerten Terrassen oder in regenreichen Strichen einfach auf Lichtungen bauen. Weizen ist das zweite Getreide Indiens. Derselbe wird hauptsächlich im Pandschab, den Nordwest- und Zentralprovinzen, Berar und Westbengalen erzeugt. Man rechnet, daß in Indien ebensoviel Boden wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Weizen bepflanzt sei, und daß der Weizenboden Großbritanniens nur die Hälfte desjenigen des Pandschab sei. Der Weizenbau ist in Zunahme begriffen und trägt einen wachsenden Anteil des indischen Ausfuhrhandels. Im mittlern Hindostan sind es schon meist solidere Brotstoffe, Weizen, auch Gerste und Mais, welche die Nahrung des Volkes bilden, das sich im allgemeinen weit über den Bengali erhaben dünkt. Aber nimmt man Indien als ein Ganzes, so steht Hirse als Volksnahrungsmittel neben dem Reise. In den drei Gattungen Sorghum, Eleusine, Pennisetum wird Hirse von Madras im Süden bis zur Radschputana im Norden gebaut und nahm z. B. mehr als 80 Prozent des für Getreidebau benutzten Bodens 1878 in Berar, Bombay und Maissur ein. Gerste ist in den Himalajathälern verbreitet, wo auch Kartoffeln immer weiter um sich greifen. Mannigfaltig sind die Arten der Hülsenfrüchte, der Ölsamen, unter denen Sesam und Ricinus hervorragen, und der Gemüse. Indien war einst das Land des Zuckers, und noch immer wird Zucker aus Zuckerrohr und Dattelsaft in größern Mengen erzeugt, wenn auch diese Industrie eher zurückgegangen, als fortgeschritten ist. Zu den altberühmten, im Handel eine Rolle spielenden Erzeugnissen des indischen Ackerbaues gehören auch die Gewürze, unter denen der schwarze Pfeffer auf die Malabarküste von Kanara bis Travankor beschränkt ist, wo zugleich mit ihm das Kardamom erzeugt wird. Der Betelpfeffer, welcher sehr viel Sorgfalt fordert, wird von einer besondern Kaste in vielen Bezirken gebaut, die Betelnuß gedeiht hauptsächlich im Gangesdelta, im Konkan von Bombay und in den südindischen Hochländern. Aber weit über alle die gerühmten „Gewürze Indiens“ erhebt sich heute an wirtschaftlicher Bedeutung für das Land und an tiefgreifender Wirkung auf Nachbarvölker das Opium, die wertvollste Ausfuhr Indiens und eine der fruchtbarsten Einnahmequellen der britisch-

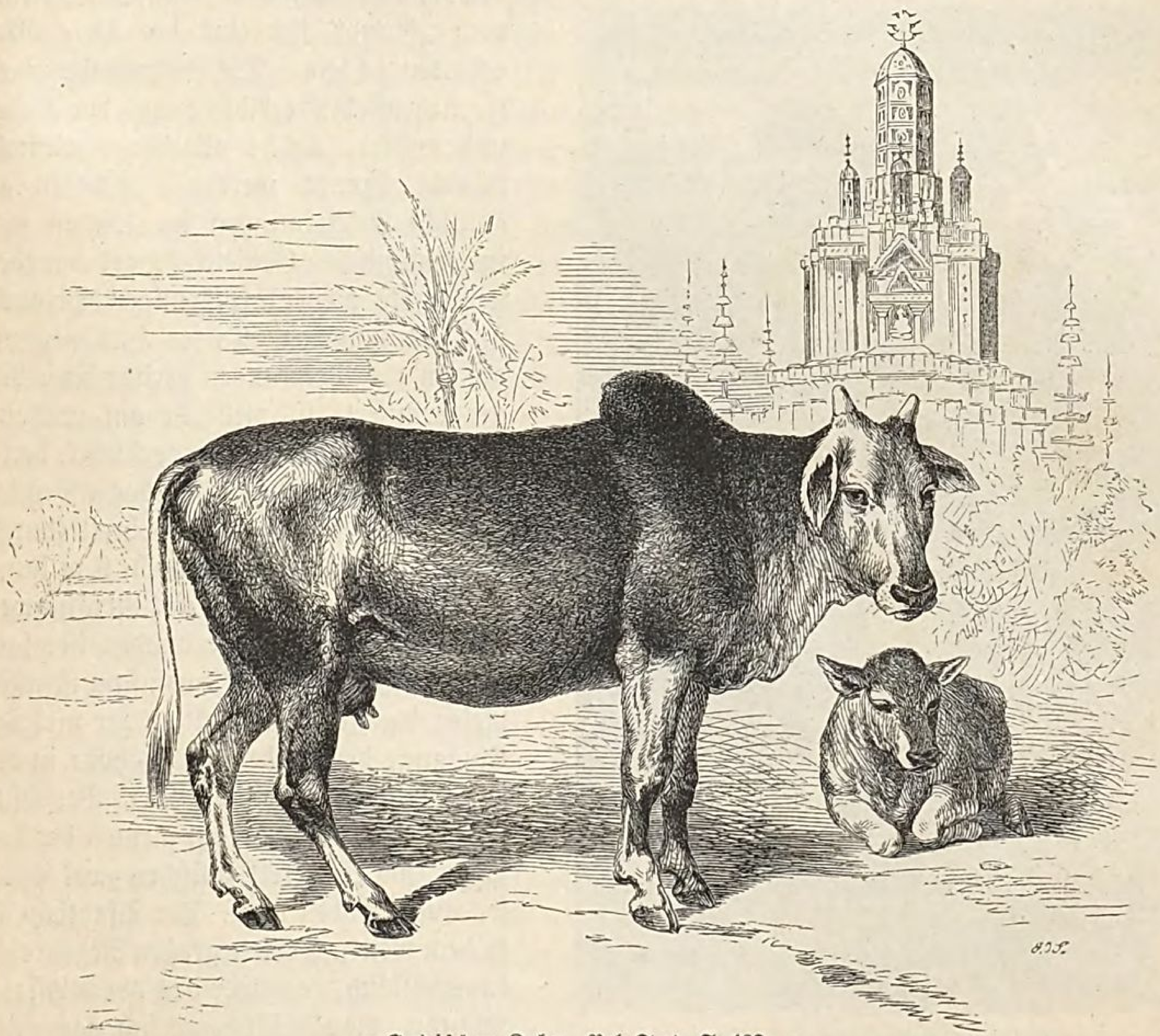


Die wichtigsten Fruchtbäume auf Ceylon: Pisang, Kokospalme und Papaya.

indischen Regierung, welche den Opiumbau nur in Bengalen und auf dem Tafellande von Malwa (Gebiete von Holkar, Sindia und andre) im großen gestattet und außerdem in wenigen Gegenden der Radschputana, des Pandschab und der Zentralprovinzen geduldet hat. Mittelpunkte für die Herstellung des Opiums sind Patna und Ghazipur. 1882/83 führte Indien für 230 Millionen Mark Opium aus, von welchen die Regierung einen Gewinn von 145 Millionen zog. Auch Baumwolle und Indigo gehören zu den von alters her berühmten und angestaunten Erzeugnissen Indiens. Jene wurde allerdings bis zur Baumwollenkrisis der ersten sechziger Jahre vorwiegend im Lande selbst verwendet, aber von 1860 bis 1866 hob sich der Wert der jährlichen Baumwollausfuhr von 60 auf 740 Millionen Mark. Die indischen Baumwollenländer sind die Ebenen von Gudscharat und Kathiawar, von denen die historischen Namen Surate und Dholera stammen, die Dekhan-Hochländer, die tief eingeschnittenen Thäler der Zentralprovinzen und Berars. In Nord- und Ostbengalen ist die früher ausschließlich nur im Lande verbrauchte Jute zu großer Bedeutung gelangt. Indigo besaß einst eine besondere Wichtigkeit in den Augen der Europäer, weil er die einzige von den indischen Kulturpflanzen war, welche in großem Maße von europäischen Pflanzern angebaut ward. Sein Anbau ist indessen zurückgegangen und zwar besonders in Bengalen, wo einst der Hauptsitz war. An seine Stelle ist der Thee getreten, dessen Pflanze in Assam und im Bezirke von Katschar wildwachsend gefunden ist. In diesen Gebieten und in manchen andern Teilen des südlichen Himalaja-Abhanges sind seit Anfang der fünfziger Jahre zahlreiche Theegärten gegründet worden, welche sich heute schon bis in die Nilgiri und bis ins Pandschab verbreiten und Indien innerhalb 40 Jahren zum zweiten Theelande der Welt gemacht haben. Auf der Malabarküste ist durch die Araber, welche immer einen lebhaften Handel hierher trieben, seit langem der Kaffeebaum einheimisch gemacht worden. Tabak wird in weiter Verbreitung gebaut, die Ernte findet aber mehr Beifall im Lande selbst als in Europa. Die Cinchona-Arten, welche Chinarinden liefern, sind an den Abhängen der Nilgiriberge aus Samen, der 1860 aus Peru gebracht wurde, in Regierungspflanzungen gezogen und in verschiedenen hoch gelegenen Teilen von Indien so vollständig akklimatisiert worden, daß Indien wahrscheinlich in einer kleinen Reihe von Jahren seine Stelle neben den wichtigsten Erzeugungsländern der wertvollen Fieberrinde einnehmen wird.

Die Viehzucht ist in Indien im allgemeinen nicht bedeutend, und die mit dem starken Wachstume der Bevölkerung fortschreitende Ausbreitung des Ackerbaues beschränkt, da an Futterbau kaum gedacht wird, die Weideflächen immer mehr. Die Rinder, deren Zahl ca. 25 Millionen beträgt, sind großenteils in schlechter Verfassung. Einige Rassen sind ausgezeichnet, wie jene von Maissur, welche Haider Ali zu militärischen Zwecken herangezogen haben soll, die Trabochsen der Zentralprovinzen, welche die Reisewagen ziehen, die Rasse der schweren Rinder von Gudscharat mit spitzen Köpfen, die an Antilopen erinnern: alle gehören ursprünglich der Zeburasse an (s. Abbildung, S. 433). Vorwiegend mit Rinderzucht beschäftigt sind nur wenige Völker. Zu ihnen gehören die Dschat, denen ihre Nachbarn sogar die Einführung des Rindes zuschreiben, das sie aus ihrer turanischen Heimat gebracht hätten. Vor ihnen sollte in Indien nur der Büffel gezüchtet worden sein. Welche Rasse die alten Indier brachten, als sie Indus- und Gangesland besetzten, weiß niemand zu sagen. Nur wissen wir, daß sie herdenliebend waren. In den Wedas werden die Götter beständig um Schutz, Mehrung und Segnung der Herden angefleht. Indra hieß der Stier, die Wolken Kühe, Aurora ward mit einer roten Kuh verglichen. Sie zeichneten ihre Rinder durch Einschnitte in den Ohren, und es scheint das Zeichen 卐, im Sanskrit svastika genannt, diesem Zwecke mit entsprungen zu sein. In den Deltaländern und sonstigen tiefen, feuchten Gegenden, wo die Rinder am wenigsten gedeihen, treten an ihre Stelle die Büffel, deren

Zahl auf etwa 5 Millionen zu schätzen ist. In Britisch-Birma sind die Büffel fast ebenso zahlreich wie die Rinder, und die Toda der Nilgiri beschäftigen sich vorwiegend mit der Zucht einer eigentümlichen Büffelrasse, deren Milch ihre tägliche Nahrung bildet. Die Pferde sind nur im Nordwesten von Indien ziemlich zahlreich, weite Gebiete, wie Bengalen und Madras, haben ursprünglich gar keine Pferdezucht. Vorzügliche Pferde werden aus Afghanistan eingeführt. Die Zahl der Esel, von denen eine kleine Rasse arabischen Blutes mit Vorliebe gezüchtet wird, ist größer als die der Pferde. Kamele sind nur im Steppengebiete des Nordwestens zahlreich. Die paar Tausend Elefanten verteilen sich hauptsächlich auf



Indischer Zebu. Vgl. Text, S. 432.

Bengalen und Britisch-Birma, ihr Fang und ihre Zähmung ist Staatsmonopol, und es werden gegenwärtig 300—500 im Jahre gefangen. Die Regierung benutzt sie als Transporttiere, als welche sie je fünfmal soviel Arbeit leisten wie die im Nordwesten in großer Zahl vorhandenen Kamele, und die einheimischen Großen zur Erhöhung ihrer Repräsentation. Ziegen und Schafe übertreffen an Zahl an manchen Stellen die Rinder, so an der Südostküste, gehören aber keinen guten Rassen an. Große Schweine von abstoßendem Äußern sind in geringer Zahl weit verbreitet, werden aber nur von den niedrigsten Kastenlosen gegessen. Der Indier behandelt die Tiere mit Liebe, und nie wird man sehen, daß eins mißhandelt wird, infolgedessen denn auch die Tiere viel sanfter sind als bei uns in Europa. Ochsen bemalt und vergoldet man die Hörner, Elefanten die Stoßzähne und den Kopf. Zahlreiche Hunde vegetieren im Schatten dieser Vorliebe und dieser Sanftmut. Doch

ziehen die indischen Großen auch treffliche Jagdhunde, und die ochsentreibenden Banjari betreiben einen gewinnreichen Handel mit langhaarigen Jagdwindhunden. Ansammlung zahlreicher Tiere gehört zum Stolze indischer Herrscher. Es wird erzählt, daß Akbar 5—6000 Elefanten, 12,000 Pferde, 1000 Kamele und 1000 Jagdleoparden hinterlassen habe, und die Griechen schrieben dem Könige Magadhas 9000 Elefanten zu. Porus trat indessen Alexander nur mit 85 dieser Kolosse entgegen.

Bei indischen Völkern kommt jede Wohnweise vor. Jegliche Hüttenform, der wir in andern Teilen der Erde begegnen, scheint hier ihr Beispiel zu finden. Selbst die Höhlenbewohnung scheint in dem Sanskritnamen „Gund" für eins der Bergvölker erhalten zu sein. Die Baumwohnungen (s. nebenstehende Abbildung) der Kader und andrer, welche allerdings niemals ständig benutzt werden, erinnern an ähnliche Erscheinungen im Sudan und im malayischen Gebiete. Hart daneben stehen die bienenkorbförmigen Strauch- und Strohhütten. Dieser Hüttentypus, der an die Wohnungen afrikanischer Neger erinnert, ist vielleicht am vollkommensten bei den Toda ausgebildet, deren im Umrisse nahezu spitzbogenförmige Hütten indessen länger als breit (durchschnittlich 3 m breit und hoch, 9 m lang) und aus Bambus, der mit Rotangzweigen und mit Stroh verbunden ist, sauber hergestellt sind. Gemeinsam ist allen diesen kegelförmigen Hütten der niedrige Eingang, der halbe Manneshöhe in der Regel kaum erreicht. Der Verschluß nähert sich der Thür am meisten bei den Toda, wo ein Brett zwischen zwei Pfählen aufgeschoben wird. Der Pfahlbau ist in dem weiten Gebiete großen Regenreichtumes üblich, das über das obere Assam, Bhutan, die Khassiaberge sich nach Hinterindien ausdehnt, wo dann diese Bauweise in vielen Teilen alle andern überwiegt. Die Häuser in diesem Gebiete sind meist ähnlich denjenigen der Khassia, nämlich Holzgebäude, teils mit Bretterwänden, teils mit Wänden aus Rohrgeflechten. Es ist hier also wesentlich der Schutz gegen Feuchtigkeit, den der Pfahlbau zu gewinnen sucht. Während man in Bengalen ein einfaches Hausgerüst mit Mattenwänden ausfüllt, baut man in den trocknern zentralen und nordwestlichen Provinzen mit ungebrannten Erdziegeln und deckt mit gebrannten Ziegeln. In Palästen wendet man auch für die Mauern Backsteine an, deren Festigkeit die persische Volkssage auf einen Zusatz von Gazellenmilch zurückführt. Auf den Reliefs erkennen wir das alte zentralindische und wohl auch südindische Wohnhaus als einen Bau aus Einem Stockwerke, das gewöhnlich etwa 2 m über der Erde liegt, und über welches sich die Säulen erheben, die das weit vorspringende Dach trugen, dessen Giebel in Form einer Flamme sich zuspitzte oder zickzackförmig ausgeschnitten



Südindische Baumwohnung. (Nach Jagor.)

war. Die Zwischenräume dieser Säulen waren mit aufgehängten Matten oder mit geschnitzten Holzwänden ausgefüllt, und in den letztern waren Gitterfenster angebracht. Der Wohnraum zerfiel in mehrere in ähnlicher Weise voneinander getrennte Zimmer, deren rückwärtige von den Frauen bewohnt waren. Das Material dieser Bauten bestand aus Holz. Es ist sicher, daß auch größere Bauwerke aus Holz aufgeführt worden sind. Der Holzreichtum der nördlichern Teile des Landes legte es zu nahe, und wir haben auch merkwürdige Beispiele dafür, wiewohl in sehr geringer Zahl, daß die Kunst der Holzschnitzerei diejenige der Steinbearbeitung überlebt hat. Bastian gibt in „Die Völker Asiens" die Beschreibung eines mit reichskulptierten, rot bemalten Holzplatten getäfelten und mit Holzbildern ausgestatteten Tempels zu Buribun oder Majang-Bobo, welche deutlich erkennen läßt, wie hoch der Stand auch dieser Kunst einst gewesen sein muß. In Erdbebengegenden, wie um Peschawar, wird nur in Fachwerk aus Holz und Lehmziegeln gebaut. In andern Städten findet man Häuser aus allen Arten Steinen, auch aus hartem Marmor, gebaut. Im ganzen sind aber auch Steinbauten nicht dauerhaft errichtet, so daß selbst uralte Städte, wie Benares, nur wenige alte Quartiere umschließen. Mehrstöckige Häuser lassen die obern Stockwerke über die untern vortreten, so daß in einer gedrängten Stadt wie Benares tiefer Schatten in den durchaus engen Gassen herrscht. Kleine Brücken verbinden oft die einander nahegerückten obern Stockwerke zweier Fronten. Häuser stoßen aneinander oder sind durch hohe Mauern miteinander verbunden, und diese wie die Häuserwände sind grell getüncht und in Hindustädten mit mythologischen Szenen, Blumen, Arabesken bemalt. An Westasien erinnern die reichgeschnitzten oder gemeißelten Fensterblendungen. Stützenlose Schirmdächer über den Fenstern zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen sind charakteristisch indisch. In solchen Straßen ist ein Gedränge und Lärm, welche nur in südchinesischen Städten ihresgleichen finden.

Je nach der Beschäftigung und wohl auch der politischen Lage ändert sich die Gruppierung und Lage der Hütten und Häuser. Die Bergvölker bewohnen kleine Weiler, die auf Bergspitzen oder in Falten des Bodens geschützt oder verborgen liegen. Um die Todahütten zieht sich eine Steinmauer, hinter welcher selbst die Firste der Hütten verschwinden, und im Raume von etwa 30 m im Geviert, welche sie umschließt, stehen außer der Wohnhütte zwei kleinere Hütten, eine für den Varshali oder Familienpriester und eine für Büffelkälber bestimmt, und ein runder Zaun nimmt nachts die Büffelherde auf. In indischen Städten sind die Häuser mit Vorliebe dicht zusammengedrängt, da ursprünglich alle Städte umwallt und befestigt waren. Gleichzeitig sind sie mit Vorliebe auf Bergen oder an Berghängen angelegt.

Die Verdichtung der Bevölkerung, welche wir bei uns im Gefolge der Industrie vorzüglich sich vollziehen sehen, findet in Indien nicht zunächst im Wachstume der Städte ihren Ausdruck. Bei uns entspricht dichter Bevölkerung die bedeutende Zahl großer Städte, welche in England von 24 Millionen Einwohnern jetzt 13 Millionen oder 54 Prozent in den Städten mit mehr als 5000 Einwohnern sich aufhalten läßt. Fällt dies Verhältnis in den Industriestaaten des Kontinents auch allmählich auf 25 Prozent herab, so wird die Angabe, daß im mittlern Hindostan nur 7, in Niederbengalen nur $5^1/_2$ Prozent jener städtischen Bevölkerung angehören, doch immer auffallend erscheinen. Noch mehr tritt das eigentliche großstädtische Element in Indien zurück. Die 44 Städte mit mehr als 50,000 Einwohnern haben dort nicht mehr als $5^2/_3$ Millionen Einwohner, repräsentieren also nur 3 oder gar $2^1/_3$ Prozent der Bevölkerung, je nachdem wir die Tributärstaaten mitrechnen oder nicht. Schon dreifach höher ist die betreffende Zahl für Norddeutschland (9 Prozent), steigt in Belgien und Frankreich auf 11, in Sachsen auf 13 Prozent, und in England umfassen die 44 Großstädte zusammen $9^1/_4$ Millionen Einwohner oder 40 Prozent der Gesamtbevölkerung. Indien liefert also das Beispiel eines bei sehr dichter Bevökerung städtearmen Landes.

Seine Bevölkerung aber wohnt dicht, indem die Dörfer ungemein nahe beisammenliegen und die Dorfgemarkungen zu einer Kleinheit zusammenschrumpfen, welche der Bevölkerung nicht mehr erlaubt, von denselben ihr Leben zu fristen. Große Veränderlichkeit der Bevölkerungsanhäufung entspricht dem Charakter altindischer Kultur. Der erste mongolische Sultan Indiens, Baber, sagt in seiner Lebensbeschreibung: „In Indien erfolgt die Anhäufung oder Zerstreuung einer großen Bevölkerung, die völlige Zerstörung von Dörfern und selbst Städten fast augenblicklich. Binnen 24 oder 36 Stunden sind große, seit langen Jahren bewohnte Städte, wenn irgend ein plötzlicher Alarm die Einwohner zur Flucht veranlaßt



Auslegeboot von Ceylon. (Nach Photographie.)

hat, so vollständig ausgeleert und verlassen, daß man kaum noch eine Spur von der Gegenwart menschlicher Wesen entdeckt. Wenn umgekehrt eine Bevölkerung sich eine Stelle zur Niederlassung auswählt, so strömt alsbald von allen Seiten eine Masse Volkes herzu, da man keiner Wasserläufe und Deiche benötigt, weil die Ernten auch ohne Bewässerung gedeihen, und da Hindostan eine unendliche Bevölkerung besitzt.“ Man sagt, daß Dschaipur, jene unter den rein hinduischen Städten vielleicht entwickeltste, an die Stelle des wenige Meilen davon liegenden, verlassenen Ambra nur darum getreten sei, weil Maharadscha Dschai Sing sich der alten Überlieferung erinnert habe, der zufolge kein Fürst seines Geschlechtes länger als sechs Jahrhunderte in derselben Stadt leben dürfe.

In der innern Einrichtung der Hütten einfacherer Völker ist jeder Gegenstand auf die einfachsten Mittel zum Zwecke reduziert. In den Todahütten ist das Lager bloß eine Erhöhung in der Lehmbedeckung des Bodens, mit Matte oder Fell bedeckt, während den Mörser zum Zerstampfen des Kornes, welches durch einen mit Rotang im Wandgeflechte befestigten

Stößel geschieht, ein rundes Loch im Boden darstellt, dessen Auskleidung durch den Gebrauch dicht und steinhart geworden.

Die einheimische Schiffahrt ist auf den Flüssen Indiens in den voreuropäischen Zeit nicht sehr beträchtlich gewesen. Von den Flüssen kommen auch heute nur Ganges, Indus, Irawadi und Brahmaputra in größerm Maße für den Verkehr in Betracht. Godaweri und Narbada sind durch sehr schwierige Stromschnellen unterbrochen. Die größern Frachtboote auf Indus, Ganges, Narbada erinnern durch plumpe Gestalt und auffallend hohes Hinterteil an die chinesischen Dschonken. Die Seeschiffahrt fand in einem Lande, das in so hohem Maße sich selbst genügte und von allen Völkern der Alten Welt aufgesucht wurde, wenig Anregung. Eine bemerkenswerte Ausdehnung hat schon früh an der Küste von Malabar wie der von Koromandel die durch die Küstenlagunen begünstigte Anlage von Kanälen gefunden, welche mit der Küste lange Strecken parallel laufen. Der Fischfang, mit allen denkbaren Mitteln, auch Harpunenpfeilen, betrieben, ist besonders bedeutend im Nordwesten, wo die Miani des Sind, eine den Dschat nahestehende Klasse, oft ihr ganzes Leben in Booten auf Flüssen oder Seen verbringen. Unvollkommen an der Sonne getrocknete und gesalzene Fische bilden einen Handelsartikel. Nationalspeisen, wie der Ngapi Britisch-Birmas, werden aus Fischen bereitet. In den letzten Jahren wurde bereits über Verteurung der Fische infolge der vollkommen voraussichtslosen Ausbeutung geklagt.

Indien kennt als Land großer Fürsten und großer Tiere die aufregendsten Jagden. Vor der Zeit dichterer Bevölkerung war es auch, wie wir gesehen haben, tierreich genug, um eigne Jägervölker zu nähren. Die vervollkommten Jagdmethoden mit Falken, Jagdleoparden, gezähmten Elefanten sind hier heimisch, zum Teile wohl hier entstanden. Die größern Jagdtiere sind besonders in der europäischen Zeit stark zurückgegangen. Der Elefant ist auf der Halbinsel fast ausgerottet; die Gebiete, wo er noch in größerer Zahl vorkommt, liegen im Nordosten, in Assam und Britisch-Birma. Der Fang der wilden Elefanten, welcher jährlich 300—500 Stück ergibt, ist Regierungsmonopol. Die Ausfuhr von rohem Elfenbeine und Rhinozeroshorne, einst bedeutend, hat nahezu aufgehört.

Die Lage fast aller alten Hauptstädte Indiens zeigt, wie geringen Wert ihre Gründer dem Verkehre beilegten, vor allem dem Verkehre zur See. Im Verhältnisse dazu stehen die Zahl und die Beschaffenheit der Verkehrswege. Jene war sehr gering, diese meist abschreckend, ehe Indien seit 1843 sein Eisenbahnnetz erhielt. Im 16. Jahrhundert begann der afghanische Eroberer Schir Schah die große Heerstraße von Kalkutta bis in den Winkel der Nordwestprovinzen, welche die Ostindische Kompanie unter Lord Bentinck vollenden ließ. Eingeborne Herrscher haben auch sonst Straßen gebaut, sie ließen sie aber wieder verfallen, wie dies der Radscha von Kaschmir that, wenn sie fürchteten, daß zu viel Fremde zu ihnen ins Land kommen möchten. Ein Eisenbahn- und Straßennetz, wie kein andres asiatisches Land von gleicher Größe es aufzuweisen hat, überzieht Indien. Die Verkehrsmittel sind zugleich mit den Verkehrswegen umgewandelt worden. Lastwagen ersetzen vielfach den Packochsen der ältern Zeit und Postwagen den fast nackten, mit Schweiß und Staub bedeckten Läufer. Verdrängt können aber wohl die dem Klima angepaßten Mittel des Verkehres nicht so leicht werden. Im Nordwesten wird man stets die mit Matten bedeckten schweren Ochsenwagen sehen, deren Räder an einer Stange laufen, welche außen an der Achse und an dem Wagen selbst befestigt ist. Stets werden unbegreifliche Mengen von Kamelen den Staub auf den trocknen Straßen des Pandschab aufwirbeln. Die Pferdewagen mit hohem Schutzgestelle, das mit bunten Decken malerisch verhängt ist, und mit einer am Sattel des den Kutscher tragenden einzigen Pferdes befestigten Gabeldeichsel werden nach wie vor von den ausdauernden, seidenmähnigen Afghanenpferden gezogen werden, die alljährlich in Herden auf die Märkte von Attok, Peschawar und Rawalpindi getrieben werden.

Indien besitzt vorzüglich geschulte Kaufleute. Die Parsen, die Banyanen sind weithin berühmt, und die Bewohner der Malabarküste lassen sich ihnen anreihen. Zahllose Karawanseraien und Bazare sind die großen Brennpunkte und Schulen des ursprünglichen Verkehrslebens der Indier. Jene sind nicht selten von monumentalem Charakter, in diesen pulsiert ein Leben, das den Eindruck von Fülle und Mannigfaltigkeit hinterläßt. Hören wir die Beschreibung eines Karawanenhofes in Lahor: „Über dem Eingangsthore erhebt sich ein Pavillon, dessen fein aus Holz gearbeitete Fenster mit verschiedenen Malereien geschmückt sind. Den weiten, viereckigen Hof umgeben Bogengänge und Thüren, welche in Gemächer führen, die in buntem Durcheinander von Reisenden, Pferden, Eseln und Maultieren bewohnt werden. In der Mitte befindet sich ein Brunnen, und ringsherum liegen zahlreiche schöne Kamele und Pferde von der hoch gewachsenen Rasse des Nordwestens." (Bérard.) In den Bazaren, d. h. Kaufmannsstraßen, wo rechts und links nicht endende Reihen von Läden, oft nach Einem Muster gebaut und nur durch Scheidewände geschieden, sich hinziehen, niedere Häuser mit flachen Dächern, auf welche nicht selten ein Stockwerk gesetzt ist, findet der Indier alles, was er braucht, von den einfachen Lebensmitteln bis zur kostbaren Zierwaffe. Einzelne Bazare konzentrieren den Handel im Umkreise von vielen Meilen. So tragen nach Rawalpindi die Kamelkarawanen Stoffe und Metallarbeiten aus Kaschmir, Lederwaren aus Peschawar, Früchte von Kabul, zwiebackartiges Reisebrot aus Attok.

Die indische Industrie ist unzweifelhaft, ähnlich wie ihre persischen und arabischen Schwestern, seit dem Aufhören der Blüte einheimischer Mächte in Rückgang geraten. Die im Wesen ihr ganz fremde Großindustrie schafft etwas Neues, das wertvoller Eigenschaften enträt, bietet daher keinen Ersatz für das Verfallende. Hinduhandwerker arbeiten bis heute mit sehr einfachen Werkzeugen und mit teilweise andern Vorrichtungen als ihre abendländischen Genossen. Der in so weiten Gebieten unbekannte Prozeß des Gerbens ist ihnen vertraut; doch formen sie aus der zu bearbeitenden Haut einen Sack, in den sie die zerschrotene Rinde des Babulbaumes einfüllen, worauf sie Wasser durchsickern lassen, bis der Prozeß beendet ist. Der Schreiner arbeitet mit rechtwinkelig gebogener Hacke statt Hobel, mit Hammer, Bohrer, Säge und Messer. Der Schmied hat einen kleinen Amboß vor sich am Boden stehen, an dem kauernd er mit schwerfälligem Fächer sein Feuer in Glut setzt und mit kurzstieligem Hammer und grober Zange das vorwiegend von außen eingeführte Eisen bearbeitet. Alle Gewerbe werden in Hockstellung betrieben. Der Weber, der Schmied, der Töpfer, der Ölmüller gehören zu den Handwerkern, die in einem indischen Dorfe nicht fehlen dürfen. Die kastenartige Sonderung, in welcher ein Handwerk von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt, erleichtert die Übertragung der Kenntnisse und Fertigkeiten. Die ersten Europäer, welche nach Indien kamen, waren daher erstaunt über die vorzüglichen Leistungen der Indier, vor allem in Web- und Metallarbeiten. Die Indier übten diese Arbeiten als alte Künste, denen Europa damals nichts zu vergleichen hatte. Baumwollweberei ist im Mahabharata schon wohlbekannt. Das griechische Wort Sindon für Baumwollenzeug entspricht dem lateinischen Sericum für Seidenstoff, und ebenso erinnert Kaliko an Kalikut. Beim Beginne des direkten indisch-europäischen Handels im 16. Jahrhundert blühten große Orte und Bezirke in und um Surate, Kalikat, Masulipatam, Hugli hauptsächlich durch Weberei. Trotz aller fiskalischen Erschwerungen und der industriellen Fortschritte in den Maschinenländern ist die Handweberei in allen Teilen Indiens noch weit verbreitet, findet aber bei zunehmender Überschwemmung des Landes mit Manchesterlappen die Wettbewerbung immer schwieriger, wiewohl die größere Dauerhaftigkeit ihrer Erzeugnisse anerkannt ist. Die kostbaren Stoffe, die früher gewebt wurden, wie die Dacca-Musseline, zu deren Herstellung die feinen Hände der Hindu 126 Werkzeuge in Bewegung setzten, sind so sehr außer Gebrauch gekommen, daß

die Tausende von Webern, die diese Industrie einst ernährte, nun zum Ackerbaue übergehen. Die Seidenweberei ist mehr eine Stadtindustrie. Assam und Bengalen erzeugen Seide von verschiedenen Würmern, dazu wird viel Rohseide aus China eingeführt. Das Tragen von seidenen oder halbseidenen Stoffen gehört zu den ersten Zeichen des Wohlstandes. Auch Luxuswaren, wie Samt, Brokat, Goldstoff, die feinen Shawls aus dem Haare der Kaschmirziege, werden seit langem in großer Vollkommenheit in Indien hergestellt, und es bleibt nur zu wünschen, daß alle diese originalen und schönen Industrien sich gegen die rohe Übermacht der Maschinen möchten behaupten können.

Die wichtigsten Metalle scheinen in Indien von der Zeit an bekannt zu sein, in welche für uns die historische Dämmerung fällt. Ihre Verwendung zu Geräten und Waffen ist mindestens ebenso ausgedehnt wie bei irgend einem andern außereuropäischen Volke, aber nirgends, auch in keinem Lande Europas, ist die Zahl der täglich gebrauchten Metallgefäße eine so große. „Wenn man bedenkt", sagt Ujfalvy, „daß alle Hausutensilien in Hochasien, Persien und Indien und die unendlich zahlreichen Götterbilder in diesem letztern Lande aus getriebenem oder gegossenem Metalle verfertigt werden, so wird man sich eine annähernde Idee von der Wichtigkeit und der Verbreitung dieser Industrie in allen diesen Ländern bilden können." Was zunächst Eisen betrifft, so hat jedes nicht ganz elende Dorf seinen Schmied, der in erster Linie Pflugscharen und Hacken zu erzeugen und auszubessern hat. Aber in den größern Städten und wohl mehr noch in jenen Städten, die einst groß waren und prächtige Höfe und Heere umschlossen, gibt es Schmiede, die Großes in kunstreicher Eisen- und Stahlarbeit leisten. Stahl zu Waffen verstehen selbst abgelegene Völker darzustellen. Magneteisenstein und Sand liefern mit Holzkohle eine der besten Stahlsorten. H. v. Schlagintweit meint, es möge viel dazu beitragen, daß sie sehr sorgfältig im Erkaltenlassen verfahren, und daß sie überdies als beste Sorte jene Masse speziell unterscheiden, die aus dem Innern eines größern Stückes herausgelöst ist, ja selbst solche Kerne zum zweitenmal zusammenschmelzen, um aus der bereits einmal gesichteten Masse eine Substanz womöglich von noch größerer Vollkommenheit zu erhalten. Er hat dabei so einfache Völker wie die Khassia und ihre Nachbarn im Auge, von deren Eisen er ganz besonders seltene Elastizität und treffliche Härte rühmt. Schwerter aus gewässertem Stahl, mit kunstvollen Inschriften oder Reliefbildwerken, Panzerhemden, Waffen aller Art werden noch immer vortrefflich gearbeitet.

Über kunstgewerbliche Arbeiten haben wir oben (S. 420) gesprochen und auf den engen Zusammenhang derselben mit persisch-arabischen hingewiesen. Charakteristisch persisch-indisch sind nun auch die geschickt und reich angewandte Gold- und Silbereinlage und die Besetzung mit Edelsteinen. Die damaszierten Klingen, in denen einst Ispahan den größten Ruf besaß, werden nicht mehr in der alten Güte verfertigt. In sehr großer Ausdehnung wird Kupfer, besonders zu Gefäßen des täglichen Gebrauches, in den mohammedanischen Gebieten verarbeitet. In Kaschmir ist wie in Persien der Erzarbeiter und Kupferschmied ebenso notwendig wie der Eisenschmied. Im letztern Lande ist ein sprichwörtlicher Ausdruck für die Folgen schmarotzender Ausbeutung: zwei Familien und ein kupferner Kessel. Die kugelförmige Cota, ein Ausgußgefäß für zeremonielle Waschungen, ist allverbreitet und wurde vor anderthalbtausend Jahren genau so gefertigt wie heute. Hauptort für diese Industrie ist im nördlichen Indien Benares, im Süden Madura und Tandschur. Auch Ahmedabad und Puna erzeugen manches Hübsche. Die Verarbeitung importierten Kupfers hat in Bombay eine große einheimische Industrie geschaffen. Getriebene und ziselierte Arbeiten werden neben den einfachern noch immer in großer Zahl gefertigt, denn Kunst und Gewerbe sind in Indien niemals so weit auseinander gegangen wie im Abendlande. Von den Kupfersachen Kaschmirs sagt Ujfalvy: „Wasserkannen, Becken, Thee- und Kaffeekannen, Schüsseln, Kochkessel, Becher, Schalen,

Samowars, Pfeifen, Löffel, Leuchter, ja bis zu den Spucknäpfen alles sind Meisterwerke in Form und Technik. Das rote, gehämmerte Kupfer wird getrieben und hierauf an der Oberfläche ziseliert; die Vertiefungen, welche der Meißel und der Hammer des Kupferschmiedes hervorgebracht haben, werden mit schwarzem Schmelze ausgefüllt und der Gegenstand hierauf mit einer silberartigen feinen Zinnkruste bedeckt. Die schwarzen, ziselierten Stellen verleihen den Ornamenten ein gewisses Relief." Die Hindu Indiens gebrauchen gewöhnlich keine Kupfergefäße, sondern benutzen gelbe Legierungen, deren Verzierungen getrieben und ziseliert sind. In Grabstichelornamenten feinen, gedrängten Charakters auf Messing, Kupfer und anderm erreicht die indische Industrie vielleicht nicht ganz die persische, aber es ist diese Schmuckweise eine der verbreitetsten, welche auch auf einfachen, billigen Gegenständen zur Verwendung kommt. Eine besondere Art tauschierter Arbeiten, die früher besonders in Persien in hoher Vollendung hergestellt wurden, werden noch heute in Bidar und Purniah in Indien gefertigt, freilich nicht mehr so tadellos wie in frühern bessern Zeiten. Zu diesem Zwecke bereiten die Silberschmiede ein besonderes Metall, aus Kupfer, Blei und Zinn bestehend, welches sie durch eine Mischung von Ammoniaksalz, Salpeter und gewöhnlichem Salze und blauem Vitriol an der Oberfläche dunkelschwarz färben, nachdem sie früher silberne und goldene Fädchen und Plättchen, die Zeichnung darstellend, eingelegt haben. In Dschaipur fertigt man Zellenschmelzarbeiten, die in ganz Indien sich eines hohen Rufes erfreuen. Indien, Persien und die Grenzländer übertreffen vielleicht China und Japan in der Mannigfaltigkeit der Legierungen. Jedes größere Gebiet, wie Kaschmir, Tibet, Kleintibet, Ostturkistan, besitzt seine eigne Metallindustrie, die ihre Eigentümlichkeiten nicht nur durch die verschiedenen charakteristischen Formen der Gegenstände, sondern auch durch die Legierung des verwendeten Metalles dokumentiert. Die Grundlage ist in der Regel Kupfer, dem Gold, Silber, Eisen, Stahl, Zinn, Blei, Quecksilber, Antimon, Zink zugesetzt, außerdem noch nach verschiedenen Methoden mechanisch eingefügt werden. Das messingähnliche Metall, welches die Kupferschmiede Turkistans verarbeiten, entfernt sich weit von bei uns üblichem Messinge durch Beimischung von Zinn und Blei, welche es weniger dehnbar und schwerer machen.

Hinter Eisen und Kupfer bleiben Gold und Silber in den nördlichern Gebieten weit zurück. Gold- und Silberindustrie sind weder im armen Turkistan noch im isolierten Kaschgarien und in seinem Nachbarlande Tibet zur Geltung gekommen und treten erst von Kaschmir an mehr in den Vordergrund. Goldwäscherei ist in Indien stets betrieben worden, einst wohl mit besserm Erfolge als heute, wo sie eins der elendesten Geschäfte ist. Silber, das als Währungs- und Schmuckmetall in der ganzen geschichtlichen Zeit Indiens eine so große Rolle spielt, ist in Indien selbst nie gefunden worden.

Die Stellung der Frau ist im heutigen Indien dieselbe wie überall im Oriente, aber Ansätze zur Besserung sind kräftiger vorhanden; heute ist sie vielleicht noch am besten im Nordwesten, wo die Radschputen für die Frauen jene Achtung hegen, welche alle ritterlichen Rassen charakterisiert. Ihre Gedichte sind voll romantischer Abenteuer, welche unternommen wurden, irgend eine gefangene Schönheit zu befreien oder die Ehre einer Dame zu rächen. Eigentümlich, daß auch bei den alten Ariern eine bessere Stellung des Weibes hier geographisch lokalisiert war, wo die Einflüsse der Mischung mit den sinnlichern dunkeln Rassen und des heißern Klimas sich noch nicht zur Geltung gebracht hatten. Das Weib wurde bei den Ariern als Helferin und Gefährtin des Mannes, die Ehe als heilig gepriesen, es nahm an seinen Rechten in den religiösen Gebräuchen teil. Frauen sind unter den Dichterinnen der schönsten Hymnen der Weda. Der Satz der Weda, auf welche später die Witwenverbrennung zurückgeführt wurde, hatte ursprünglich einen andern Sinn: „Du Weib, erhebe dich in die Welt des Lebens. Komme zu uns. Du hast als Weib deines Gatten deine Pflicht gethan." Noch lange ging durch die Poesie eine Erinnerung an diese

höhere Stellung, welche ihren Ausdruck in der freien Wahl des Gatten findet, die allerdings selbst von Dichtern nur Fürstenkindern eingeräumt wird. In den Gesetzen Manus wird die freie Wahl gestattet, wenn der Vater drei Jahre über die Mannbarkeit hingehen ließ, ohne seine Tochter zu verheiraten. In einzelnen Fällen macht Einfluß hochgestellter Frauen auch später noch an den Höfen indischer Fürsten in gutem Sinne sich geltend. Wir erinnern an des Mongolenkaisers Jehanijer Gattin Merjehan, die angeblich ein Findelkind war, dessen Schönheit, Klugheit und Tugendhaftigkeit später den Kaiser und seine Räte beherrschten. Im Rechte der Brahmanen wurde dem Weibe eine theoretisch nicht ungünstige Stellung zuerkannt. Die Gesetzbücher nennen sie die Erquickung in der Wüste des Lebens und fordern Männer, Gatten, Brüder auf, sie zu ehren, damit sie selbst glücklich seien, denn die Götter freuen sich, wo man die Weiber ehrt.

Die Eheschließung zeigt viele Abstufungen. Die Ehe der Bhil, welche ohnehin keine Kaste anerkennen und sich von Stamm zu Stamm verheiraten, ist eine der primitivsten. An einem bestimmten Tage wählen alle jungen Leute, welche das notwendige Alter erreicht haben, unter den jungen heiratsfähigen Töchtern, und ein jeder zieht sich mit dem Gegenstande seiner Wahl in den Wald zurück, aus dem er gesetzlich verheiratet einige Tage nachher wieder zurückkehrt. Diese einfache Art der Ehelichung und eine andre durch Raub oder Eroberung des Weibes, auch gegen dessen Willen, gesteht auch das brahmanische Gesetz den Männern der Kriegerkaste zu. In andrer Richtung steht fern von indischer Norm, welche des Oheims Tochter als die wünschenswerteste Gattin erscheinen läßt, die Ehe der Khassia, welche den Mann in die Familie des Weibes eintreten läßt und die Kinder nur der Mutter zuweist. Der normalen Familiengründung setzen sich bei den Hindu die Standesvorurteile entgegen, welche für ein Mädchen von bestimmter Klasse große Mitgift und einen Hochzeitspomp verlangen, dem das Vermögen der Eltern sehr oft nicht gewachsen ist. Der dadurch hervorgerufene Konflikt ist um so schärfer, als das religiöse Gesetz den Hindu gebietet, für die Verheiratung ihrer Töchter Sorge zu tragen, so daß bei der tamulischen Kaufmannskaste der Vanicher der Vater sich nicht scheut, ins Haus des gewünschten Bräutigams zu gehen und seine Tochter anzubieten. Die Nichtverehelichung mannbarer Töchter gilt, schon wegen der Gefahr sittenlosen Wandels, für etwas zu Vermeidendes. Doch wird letztere durch die Hindusitte der Kinderehe, welche das angetraute Mädchen oft Witwe werden läßt, noch ehe sie ihren Gatten gesehen, eher noch verstärkt. Ehe aber die Tochter unter ihrem Stande heiratet und dadurch der Familie Schande bringt oder gar unverheiratet bleibt, zieht der Vater es vor, das Kind gleich bei der Geburt zu vernichten und so die drohende spätere Schande abzuwenden. Und so sind denn thatsächlich jene unvernünftigen Satzungen, welche dem einfachen natürlichen Gange der Dinge Schranken ziehen und gezwungene Wege weisen wollen, eine Hauptursache der in furchtbarem Maße verbreiteten Ermordung weiblicher Kinder. Besonders bei den Kschatria ist dies Verbrechen ungemein häufig. Wird ein Bewohner von Kathiawar gefragt, welches das Ergebnis der Niederkunft seiner Frau gewesen, so antwortet er kühl: „Es ist nichts gewesen“, wenn ein Mädchen geboren ward. Daß das Gesetz die Tötung der Kinder verbietet, vermindert nicht die Macht des grausamen Herkommens und um so weniger, da das letztere eine leichte Art der Sühnung erzeugt hat, die man für abschließend hält. Diese besteht darin, daß am 13. Tage der Dorf- oder Familienpriester, nachdem der Boden des Zimmers, in welchem das Kind getötet und oft auch begraben ist, mit Kuhmist überzogen worden, in diesem Zimmer die ihm von der Familie gegebenen Nahrungsmittel kocht und verzehrt, wodurch er die Sünde auf sich nimmt und die Familie so reinigt. Der hohe Brautpreis hat bei den Gond die Folge gehabt, daß die jungen Leute sich Bräute aus den Nachbarstämmen nahmen, und es wird darauf der auch hier starke Mädchenmord zurückgeführt. Aber im ganzen ist der Wert der Töchter durch

denselben eher gestiegen, so daß sie bei einigen Stämmen, wie den Bodo und Dhimal, gerade wegen des hohen Preises, den sie bringen, gepflegt und geschätzt werden. Geht doch die Auffassung des Weibes als Wertgegenstand bei den südindischen Kuraver in die Ehe über, so daß der Gatte die Gattin dem Gläubiger verpfänden kann. Die Verfeinerung, aber auch die physische Degradation der Hindurasse ist wohl nicht mit Unrecht auch den Ehebeschränkungen zugeschrieben worden, welche die Brautwahl auf einen Bruchteil einer Kaste einengen, ebenso wie man in exogamischen Vorschriften, welchen die Radschputen nachleben, eine Förderung ihrer ausgezeichneten Körpereigenschaften erblickt.

Die Polygamie hat nicht bloß unter den Mohammedanern Indiens eine weite Verbreitung gefunden. Sie nahm, Hand in Hand gehend mit der allgemeinen Üppigkeit des Lebens, schon bei den Großen der ältern Zeit große Dimensionen an. Auch wo Polygamie nicht gestattet war, hat doch die Haremswirtschaft zum Verfalle indischer Reiche das Ihre beigetragen. Gerade die kriegerischsten Völker trieben die Polygamie am weitesten. Den waffenstolzen Maravern des Tamulenlandes dienten die Kinder ihrer Kebsweiber als Gefolge. Es klingt fast unglaublich, wenn wir vernehmen, daß selbst die kriegerischen Fürsten der Sikh auf einem Wagen in den Krieg zogen, dessen Veranda für 20 Bajaderen Raum hatte, die den Fürsten auf der Fahrt erheitern mußten. In Kaschmir hält man die Frauen im Lande zurück. Ihre Ausfuhr und die der Pferde werden von den Zollämtern von Kohala und andrer Orte ängstlich überwacht. Seltenheit der Polygamie und des Ehebruches, strenge Bestrafung des letztern lassen bei vielen Bergstämmen einen höhern Stand des Familienlebens erkennen, den auch die Feste zur Geburt eines Kindes bezeugen. Daß die Stellung der Frau nicht ebendarum eine hohe, erhellt besonders aus den Schilderungen, die wir vom Leben der kriegerischen Siahposch erhalten. Nur in wenigen Fällen hemmen Kastensonderungen die freie Wahl der Gatten, so bei den Darden, wo zwar ein Schin (s. S. 403) eine Frau aus der Yaschkunkaste, nicht aber ein Yaschkun eine Frau aus der Schinkaste nehmen kann. (Leitner.) Bei demselben Volke ist von Tibet her die Polyandrie eingedrungen. Trotz des vorherrschenden Islam gehen hier die Frauen unverschleiert, bewegen sich frei und unbefangen. Bei den Wakhanern liegt alle Feldarbeit den Männern ob. An die Stelle des Weiberkaufes, der verhüllt auch bei Afghanen und Pathan erscheint, finden wir die Ausstattung der Tochter durch den Vater bei den Schirani. Auch die Polyandrie, die nicht bloß auf dem tibetanischen Grenzgebiete vorkommt, wirkte natürlich durch die Verminderung des Bedarfes an weiblichen Wesen begünstigend auf den Kindesmord ein. Wie Bischof Hebert aus Ceylon berichtete, war nach der Zählung von 1821 in einem Distrikte die Zahl des weiblichen Geschlechtes sogar bis auf die Hälfte des männlichen herabgedrückt. Fast nur die Distrikte mit mohammedanischen Bewohnern wiesen Gleichzahl der beiden Geschlechter auf. Die Polyandrie ist nicht nur bei „wilden" Bergstämmen zu finden. Sie kommt in milder Form, die Hunter als „permissive polyandry" bezeichnet, sogar bei den Dschat vor, an dieselbe erinnern sogar gewisse Hindugesetze, welche den Ehebruch mit des Gatten Bruder leichter beurteilen, endlich selbst die starke Betonung der Leviratsehe. Polyandrie dürfte, wenigstens in vielen Fällen, rein wirtschaftliche Motive haben. Es ist auffallend, daß in Südindien sie zwar bei den Parias häufig, nicht aber bei tiefstehenden Stämmen, wie Pulaya, gefunden wird.

Wenn das Leben der Völker Indiens nicht ohne Betrachtung der Religionen, welche sie bekennen, und der sozialen Organisation, welche sie umschlingt, ja oftmals fesselt, verstanden werden kann, so ist in der letztern die Kaste sicherlich die mächtigste Kraft und das unerschütterlichste Gesetz. Ob sie einen ethnischen Ursprung habe, der in dem Gegensatze der „zweimal gebornen" arischen Einwanderer, die später in die drei Kasten der Priester, Krieger und Landbauer zerfielen, zu den Unterworfenen, den „einmal gebornen"

nichtarischen Sudra sich ausspricht, oder ob Elemente älterer sozialer Organisationen in sie eingegangen sind, oder ob endlich wirtschaftliche Zwecke, welche heute zweifellos einen großen Anteil an ihrer Aufrechthaltung haben, auch bei ihrer Entstehung oder Fortbildung wirksam gewesen sind: wir haben eine Einrichtung vor uns, die, so wie sie alle Lebensverhältnisse bestimmt, auch von allen Phasen bestimmt wird, durch welche das Leben der indischen Völker gegangen, und die so in die Geschichte Indiens innig verflochten ist. Trotz der dogmatischen Formulierung in Manus Gesetzen, welche sagen, der oberste Herr habe dem Sudra nur die Pflicht des Dienstes gegenüber den drei höhern Kasten zugewiesen, ist auch in der Gegenwart ihre Entwickelung nicht abgeschlossen, und man würde ihr Wesen nicht verstehen, wenn man nicht daran dächte, daß Kaste ein Begriff, der, in das indische Leben hineingeworfen, die mannigfaltigsten Umbildungen und Ausbildungen erfahren hat. Die vier oft genannten Kasten der Priester (Brahmanen), Krieger (Kschatria), Landbauer (Waisya) und Ausgeschlossenen (Sudra) bedeuten für sich heute praktisch sehr wenig, wenn man sieht, wie durch ihre Mischung, dann durch die geographische Lage ihres Stammgebietes, endlich durch die Beschäftigungen und Berufe Abwandlungen entstanden sind, welche es bedingen, daß die Brahmanen allein, von denen man am ehesten glauben möchte, daß sie eine feste ethnische Einheit bildeten, in mehrere hundert Unterkasten zerfallen, welche sich nicht ehelich verbinden können, von denen eine nicht im stande ist, der andern Speise zu reichen, welche diese ohne Gefahr für ihr Seelenheil genießen kann, u. s. f. Welcher Weg von den brahmanischen Punditen Bihars in ihren fleckenlosen Gewändern und den stolzen Priestern von Benares bis zu den kartoffelbauenden Brahmanen von Orissa, halbnackten Bauern, die niemand ihrer Kaste würdigen würde, wenn nicht das schmutzige Stückchen Brahmanenfaden um den Hals sie kennzeichnen würde! Man sieht Brahmanen, die als Lastträger, Schäfer, Fischer, Töpfer ihren Lebensunterhalt gewinnen, neben solchen, denen für sich und ihre Familie der Tod jeder Handarbeit vorzuziehen wäre, und die auch lieber sterben, als von einem Menschen tieferer Kaste bereitete Nahrung nehmen würden. Der allen Menschen gemeinsame Trieb zu Äußerlichkeiten bewirkt, daß, wo man, wie im Tamulenlande, weit zurückgekommen ist von der Annahme der „atmosphärischen Verunreinigung", die Scheu vor dem Zusammenessen und Zusammentrinken am längsten bestehen bleibt. Hunter erzählt, er habe 1864 in einem Gefängnisse einen Brahmanen beim Versuche, sich tot zu hungern, lieber Peitschenstrafe über sich ergehen lassen sehen, ehe er die Nahrung annahm, welche ein Brahmane bereitet hatte, dessen Geburtsort ihm bezüglich seines Grades von Heiligkeit Zweifel einflößte. In den Gefängnissen Unterbengalens wählt man verurteilte Brahmanen aus Bihar oder den Nordwestprovinzen mit Vorliebe zur Bereitung der Nahrung für ihre Mitgefangenen, da sie im stande sind, den Kastenansprüchen so ziemlich aller gefangenen Brahmanen zu genügen. Sind es auch gewöhnlich der größern geographischen Abteilungen der Brahmanen nur zehn, fünf nördlich und fünf südlich der Windhyakette, so geht doch die landschaftliche Sonderung noch viel weiter, und unter den 469 Klassen, in welche die erste der nördlichen Abteilungen der Brahmanenkaste, die Saraswata des Pandschab, zerfällt, sind viele landschaftlich begrenzt. Sherring hat in seinem gelehrten Werke über Stämme und Kasten der Hindu 1886 Brahmanenklassen unterschieden. In den niedrigern Kasten ist der Zerfall kaum geringer. Die Kschatria zersplittern heute allein in 590 Abteilungen. Zu diesem Auseinandergehen haben Vermischungen viel beigetragen. Das Hindugesetz, welches Heirat zwischen Angehörigen derselben Verwandtschaftsgruppe und zwischen Angehörigen verschiedener Kasten verbietet, ist nicht immer so streng befolgt worden. Die ältern Brahmanen zeigen, daß Ehen von Männern höherer Kaste mit Weibern aus irgend einer niedern als erlaubt galten, und daß die Nachkommenschaft solcher Verbindungen eine ganz andre Stellung einnahm als die Kinder aus unerlaubter

Vermischung. Nach den verschiedenen Graden von Blutmischung gliederten sich Unterkasten und Familienstämme ab. Doch scheint es auch vorgekommen zu sein, daß aus politischen Gründen ganze Völker nichtarischen Stammes in eine der höhern Kasten aufgenommen wurden, und so begreift man, daß trotz der scheinbar hohen Schranken des Kastensystemes die Mischrassen heute auch in Indien dominieren. Die Kaste übt immerhin als streng geschlossene Gesellschaft einen Zwang auf ihre Mitglieder, wie ein geschriebenes Gesetz nicht vermöchte, und wie er überhaupt nur in seltenen Vereinigungen zu finden sein wird. In den letzten Jahren kamen Ausstoßungen und Wiederaufnahmen vor, welche die Tyrannei der Kasten auch gegen ihre Angehörigen in helles Licht setzten. Bei Wiederaufnahme in die Kaste wird der Büßende bis ans Knie in die Erde gegraben, das Haar wird ihm rasiert, Gebete und Beschwörungsformeln über ihn gesprochen. Dann muß er zur Reinigung eine Mischung der fünf heiligen Substanzen: ausgelassene Butter, geronnene Milch, Honig, zwei Arten von Kuhmist schlucken, endlich je nach seinem Vermögen Buße zahlen.

Ein wirtschaftlicher Charakter mit dem Zwecke der Erzielung einer für die Ewigkeit bestimmten Arbeitsteilung ist durch die Tendenz, jede Beschäftigung kastenhaft abzuschließen, den Kasten besonders in ihren feinern Sonderungen aufgeprägt. Derselbe erscheint klar vor allem auf ihren untersten Stufen. Am häufigsten sind diesen unreine, entehrende Arbeiten zugewiesen, und ganze Völker seufzen unter der Last solcher Funktionen, zu deren Erfüllung sie von ihren sich für besser haltenden Nachbarn gezwungen werden. So wohnen die Mahar des nördlichen Konkan in niedrigen Reisighütten nahe bei den Dörfern der Hindu und werden von den Dorfbewohnern, die jedes andre Gewerbe ihnen untersagen, für die als unrein gehaltenen Arbeiten, wie die Wegnahme von Aas und Kehricht, gebraucht. Jedoch dürfen sich einige auch mit dem Ausziehen der Akazienwurzeln beschäftigen. Die wirtschaftliche Erwägung ist anderseits allein im stande, Vorurteile, wenn nicht wegzuräumen, so doch zu umgehen, die jeder andern Rücksicht trotzen. In Travankor gelten die Pulaya als unterste Menschenklasse und werden dennoch fast ausschließlich dazu verwendet, das Land zu bearbeiten und dessen Erzeugnisse zu ernten. So gehen sonderbar genug die menschlichen Nahrungsmittel und Opfergaben für die Tempel durch die Hände solcher, deren bloße Nähe schon als entweihend angesehen wird. In viel größerm Maße haben in der Vergangenheit die wirtschaftlichen Bedürfnisse kastenbildend und kastenumbildend gewirkt. Die Waisya des alten Kastensystemes umfaßten die Landbauer und damit in der ackerbauenden Gemeinschaft das Gros des Volkes, wie der Name Visas ausspricht. Aber im Fortgange der Kultur stiegen Waisya teils zu den höhern Kasten auf, teils gingen sie zu leichtern und gewinnbringenden Beschäftigungen über. Heute sind die Waisya die Kaufleute und Bankiers Indiens. „Hell von Farbe, mit feinen Zügen, scharfem Blicke und intelligentem Ausdrucke des Gesichtes, von höflichem Betragen" schildert sie der gründliche Kenner und Schilderer der Hindukasten, Rev. Sherring, der vergeblich in den Waisya, die er kannte, eine Erinnerung an die pflügenden, säenden, erntenden Vorfahren suchte. Hat dieses Aufsteigen in der Kaste wesentlich im Laufe langer Zeit sich vollzogen, so fehlt es auch nicht an Fällen bewußten Anstrebens höherer Stellung, wie die Geschichte der Goldschmiede von Madras lehrt, welche sich als die wahren Lehrer des Glaubens standhaft der Oberherrschaft der Brahmanen widersetzten und aus eigner Macht den Brahmanenfaden anlegten. Der Streit führte zum Auseinandergehen der Kaste in Madras in die „Rechte" und „Linke Hand", je nach der Anerkennung oder Verwerfung dieses Anspruches. Ähnlich suchten sich in Bengalen die Datta, ein Teil der Schreiberkaste, zunächst hinter die Brahmanen einzuschieben, in Dacca erhob sich der Stand der „Ölpresser" unter Beibehaltung des Namens zur Stufe der Wechsler und Kaufleute. Ähnliche Fälle, welche beweisen, daß die indische Gesellschaft in sich selbst nicht so fest gegliedert ist, wie die Starrheit ihrer äußern Schale vermuten läßt,

wären noch manche anzuführen. Denn überall, wo die Begriffe Kaste und Zunft ineinander flossen, ist wirtschaftlichen Einflüssen der Weg zu umgestaltender Wirksamkeit geöffnet, wenn auch wieder ein bindendes Element in der Erblichkeit des Berufes, der gemeinsamen Sicherung gegen Not und Unfälle, der Aufstellung von Ordnungen für die Heranbildung des Nachwuchses, der Belohnung durch Aufsteigen, der Strafe durch Ausstoßung gelegen ist. Die Ähnlichkeit einer solchen Zunftkaste mit einem modern europäischen Gewerkvereine wird durch Versuche zur Organisation von Lohnfestsetzungen und von Ausständen durch Unterstützung aus gemeinsamer Kaste erhöht. Daß diese Einrichtungen die Zunft auch über die Kaste zu erheben vermögen, ist einleuchtend. Niemand sagt, wo in den tamulischen Erbgruppen der Töpfer, Weber, der am Tempelbaue teilnehmenden „Fünfgewerke", welche teilweise sogar der heiligen Schnur würdig erachtet werden, die Grenzen der Zunft und Kaste beginnen und aufhören. In Surate bilden die verwandten Gewerbe Zünfte mit Rat, Obmann und Kasse, welche unbedenklich über Rassen- und Kastenunterschiede weggehen. In den Dorfgemeinschaften nimmt zwar die höhere Kaste theoretisch die höhere Stellung ein, aber praktisch kommt es vor, daß die Würde des Dorfhauptes bei einem Manne so niederer Kaste ist, daß er im Rate der Ältesten nicht unter Einem Dache mit denen sitzen kann, die ihm untergeben sind.

In keinem Lande der Welt ist die Tiefstellung der unteren Schichten der Gesellschaft so raffiniert durchgeführt, mit so grausamem Scharfsinne gegliedert und konsequent durchgebildet worden wie in Indien. Für die Zeit, vor welcher die Aufhebung der Sklaverei auch in entlegenern Gebieten, wie Travankor, durchgesetzt war, kann ohne Redeblume der Satz angewendet werden, daß sie nicht als Menschen, sondern als Tiere behandelt wurden. Über die Lage der Pulaya von Travankor sagte ein Bericht im Jahre 1850: ‚Die Lage der unglücklichen Wesen ist äußerst bedauernswert; ihre Berührung und sogar ihre Nähe wird als unrein und entweihend angesehen. Dabei stehen sie mit Leib und Leben zur Verfügung ihres Herrn, der sie wie Vieh kaufte und bezahlte, sie züchtigen, verstümmeln und selbst töten darf. Wenn diese Grausamkeiten auch nicht gerade durch das Gesetz gebilligt werden, so fehlt doch jedes Mittel zur Verbesserung ihrer Lage. Die Bezahlung ihrer Arbeit ist dabei so gering, daß sie kaum zur notdürftigsten Ernährung genügt. Die Kinder der Sklaven bleiben meist im Besitze des Eigentümers der Mutter." Als 1854 und 1858 die rechtliche Stellung dieser Verachteten durch Gesetze gebessert werden sollte, welche die Sklaverei aufhoben und den untersten Klassen die Rechtshilfe erleichterten, zeigte sich die Macht des Kastensystemes größer als der Einfluß der Regierung. Unglaubliche Vorschriften fuhren fort, mit eiserner Folgerichtigkeit angewandt zu werden. In manchen Gegenden dürfen die Pulaya noch heute nicht die öffentlichen Wege benutzen, in andern werden sie bei Annäherung eines Mannes einer höhern Kaste von denselben heruntergetrieben und müssen sich im Dickichte verbergen, so daß es für sie schwierig ist, von einem Orte zum andern zu wandern. Sind sie bei Arbeiten auf oder neben den Wegen angestellt, so müssen sie daselbst gewisse Zeichen anbringen, um die andern Kasten vor ihrer Gegenwart zu warnen, und auf deren Zuruf sich zurückziehen, um jene vorbeizulassen. Näher als 20 m dürfen sie einem Angehörigen einer höhern Kaste nicht kommen. Der Besuch der Märkte ist ihnen verboten, ihre Hütten dürfen sie nicht nahe an öffentlichen Straßen bauen. Sie dürfen von ihren Wohnstätten nur als von „Düngerhaufen" reden. Wollen sie in einem Geschäfte etwas kaufen, so legen sie das Geld in einiger Entfernung davon hin, rufen laut, was sie wünschen, und müssen sich nun zurückziehen, wenn der Verkäufer das Geld holt und die Ware hinlegt. Auch die Missionsthätigkeit hat nicht vermocht, eine genügend weite Bresche in diese Satzungen zu legen, ihre hervorragendste Wirkung besteht vielleicht in dem allerdings nicht zu verachtenden Nachweise, daß durch sorgfältige Schulung aus diesen in Schmutz und Unwissenheit verkommenen

Menschen so tüchtige Leute heranzubilden sind, wie nur irgend eine Kaste Indiens sie liefern mag. Es war viel, daß die Regierung von Travankor 1875 sie nicht bloß wegen ihrer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit beloben, sondern die Treue und Ehrlichkeit, die sie oft bewiesen hatten, andern zur Nacheiferung empfehlen durfte. Doch hatte diese Anerkennung sich durch manche schwere Prüfung durchzuringen. Es sind Fälle von christlichen Pulayasklaven bekannt, die zu Tode gepeitscht, andre von christlichen Schulen, die niedergebrannt wurden. Zu den grausamsten Konsequenzen dieser Zusammendrängung der für minder berechtigt gehaltenen Glieder eines Volkes gehört die Zumischung aller aus guten Gründen Ausgestoßenen zum sozialen Bodensatze, welcher so sich bildet. In Südindien kennt man nicht die Diebeskasten; die Verbrecher vergesellschaften sich dort mit den Kastenlosen. Im Norden dagegen stellen jene oft vollkommene Organisationen dar, deren die britische Verwaltung sich bedienen konnte, um die öffentliche Sicherheit zu heben, indem sie die bekannten Häupter einer Diebes- und Verbrecherkaste verantwortlich machte für alles, was an Eigentums- und andern Verbrechen in dem betreffenden Gebiete vorkam. Noch vor einigen Jahren wurde aus Kulu oder Sultanpur berichtet, daß die britische Verwaltung der dortigen Diebeskaste einen englischen Beamten zum Oberhaupte gegeben habe.

Groß ist die Reihe indischer Völker, denen der Ethnograph mit dem Gefühle des Zweifels gegenübertritt, ob er Rassen oder Klassen in ihnen vor sich habe. Beide Begriffe vermischen sich schon in den einfachern Beschreibungen, wie wir z. B. in Painters Arbeit über die Pulaya von Travankor lesen, daß die „Rasse" der Pulaya als die unterste „Klasse" in Travankor gelte, und wenn wir den Unterschied zwischen ihnen und den gewöhnlichen Parias in folgenden Merkmalen ausgesprochen finden: Die Parias essen Aas, tragen den Kudumi, sprechen eine vom Malayalam verschiedene Sprache und sind Nachkommen von Brahmanen, welche von ihren Feinden zum Fleischessen verführt und deshalb ausgestoßen wurden. Die Pulaya dagegen verzehren selten oder niemals Aas, tragen nicht den Kudumi, sprechen Malayalam und haben die Überlieferung, daß sie von Sklaven stammen. Angesichts der Thatsache, daß diese beiden Menschengruppen sich offenbar in ihrer Lebenslage so sehr gleichen, daß eine ziemlich gleich große Entfernung sie von den höhern Rassen trennt, muß man sich wundern, daß unter den Motiven ihrer Sonderstellung neben den Hypothesen der drawidischen, der turanischen, der negroiden Abstammung nicht auch diejenige der Absonderung durch gesellschaftliche Schranken als „soziale Rasse" genannt wird. Die amtliche Sprache, Statistik u. s. f. in Britisch-Indien rechnet den Bergstämmen, Aboriginern, Waldbewohnern &c. jeden Stamm zu, bei welchem keine Verschmelzung mit der höhern arischen Rasse nachzuweisen ist, wie sie ihren Stempel den Bewohnern der Ebenen aufdrückte. So wäre das ein anthropologischer Begriff. Allein wenn ein Bergstamm sein Jägerleben, seinen halbnomadischen, von Neuland zu Neuland wandernden Ackerbau, die Unstetigkeit seiner Existenz aufgibt, wird er den Hindu zugezählt. Missionare, tüchtige Beamte haben so die Zahl der Angehörigen der Bergstämme, welche noch vor 20 Jahren zwischen 10 und 9 Millionen schwankte, beständig reduziert. So wäre es denn ein sozialer oder Kulturbegriff. Endlich kann man ihm aber auch eine gewisse natürliche, geographische Begründung nicht absprechen, denn diese Bergvölker führen nicht umsonst ihren Namen; bevölkern dieselben doch alle Berg- und Hügellandschaften Indiens von der Gegend von Dehli bis zur Godaweri und der Südspitze. Es kommt nicht selten vor, daß ein Teil eines Stammes in die Knechtschaft der höhern Klassen oder Kasten umwohnender Völker geriet, während ein andrer sich frei erhielt, indem er sich in die Berge zurückzog. Die Varali gehören der nämlichen Gruppe an wie die Mahar und unterscheiden sich von ihnen nur durch einen etwas minder herabgewürdigten gesellschaftlichen Zustand. Statt die Sklaverei anzunehmen, haben sie es vorgezogen, beständig in den Bergen umherzuschweifen, wohin früher

die Hindu des Konkan in regelrechten Jagdzügen sich begaben, um Menschenfängerei zu treiben. Es gibt mehrere Gruppen der Pulaya, und besonders lassen sich als zwei Hauptabteilungen die Ost- und West-Pulaya unterscheiden, welche sich merkwürdigerweise selbst so streng auseinander halten, daß sie selbst nicht miteinander essen. Die erstern sind Sklaven ihrer Nachbarn, die letztern sind verhältnismäßig frei. Nach alten Überlieferungen waren beide Sklaven der feindlichen Parteien, der des Suyodhanah und der Söhne des Pandu, in dem großen Kriege des Mahabharata, und die Niederlage des erstern erklärt die Unterdrückung der mit ihm verbündeten Ost-Pulaya. Verschieden hoch halten sich auch die Stämme der Toda, an deren Spitze der das Plateau bewohnende Hirtenstamm steht, während vier andre, niedriger gehaltene die Abhänge bewohnen. Jener betrachtet sich angeblich als Urbewohner der Nilgiri, als Herr alles Bodens und läßt von den ackerbauenden Badage sich ein Sechstel der Ernte reichen. In den Namen der indischen Völker liegen Andeutungen ihrer wechselseitigen Stellung. Bhil oder Nichada bedeutet verbannt, geächtet. Eigentümlich ist die Stellung der Bhil gegenüber den Radschputen. Ein altgeschichtlicher Einfluß hat hier den Kastengeist zu beugen vermocht. Denn wenngleich außer der Kaste, werden sie von den Radschputen nicht als unrein betrachtet, und bei der Krönung der radschputischen Könige war es ein Bhil, welcher dem Herrscher die Embleme seiner neuen Würde übergab.

In der Kastenlosigkeit mancher indischer Völker sehen wir nichts Ursprüngliches, sondern einen Rückschlag der übertriebenen Sonderungen, mit denen besonders die arischen Herren des Landes sich brüsteten, und in einigen Fällen den Ausdruck der Unmöglichkeit, bei geringerer Zahl und allgemein niedriger Lebensstellung eine Sonderung durchzuführen. Es ist natürlich, daß ein Volk keine Kastensonderung kennt, welches selbst in seiner ganzen Ausdehnung in eine einzige Kaste verwiesen ist, wie so viele Paria-Völker Indiens. Auffallender ist es, daß große Völker, wie die Gond, Bhil, Mhair Zentralindiens, ebenfalls kastenlos sind. Es sind das alles Völker von einer demokratischen Organisation, welche in zahlreiche Stämme unter selbstgewählten Anführern zerfallen oder von einem gewählten Rate regiert werden, und in den meisten Fällen sind es wohl Völker, die als Krieger eingewandert sind und es vermieden haben, sich mit den Völkern, die sie sich unterwarfen, zu einer sozialen Organisation zu vereinigen, welche von selbst zu kastenartigen Einrichtungen hätte führen müssen.

Viel von diesen Übelständen liegt in der Übervölkerung, die in weiten Gebieten Indiens thatsächlich in großem Maße besteht. In den Teilen Hindostans, welche 90 Prozent ihres Bodens in Ackerland ausgelegt sehen, muß bei einem Mißwachse die Hungersnot über die in weiten Gebieten zum vierfachen Betrage der mittlern Dichtigkeit Deutschlands wohnende Bevölkerung hereinbrechen. Bevölkerungsabnahmen, wie der Staat Maissur sie erfuhr, welcher im Jahre 1881: 17 Prozent weniger als 1872 zählte, sprechen die beredteste Sprache für die Verwüstungen, welche die Trocken- und Hungerjahre 1876—79 in der Bevölkerung Indiens anrichteten, der sie 5 Millionen durch Übermaß der Todesfälle und 2 Millionen durch Rückgang der Geburtsziffer entzogen. Unbedeutend nur hat die Auswanderung beigetragen, die Elend schaffende Zusammendrängung der Indier zu mindern. Auch wenn die Auswanderung aus Indien durch die Not erhöht wurde, wanderten von Kalkutta nach den britischen Kolonien im Jahre 1872: 17,171 und 1873: 24,569 aus, wovon über die Hälfte nach Demerara und Mauritius ging. Über die letztere Zahl hat sich die Auswanderung zur See seit langem nicht gehoben. Die Theedistrikte von Assam, Katschar und Silet zogen in der gleichen Zeit 55,811 Auswanderer an. Mit Staatshilfe wanderten ferner einige Tausend aus Bengalen nach Britisch-Birma aus. Aus der Präsidentschaft Madras wanderten 99,282 nach Ceylon, wo ihre Arbeit auf den Kaffeeplantagen sehr gesucht ist. Über die jedenfalls sehr beträchtliche Rückwanderung liegen keine Zahlen vor. Zahlreiche Klagen über

Kulimißhandlung scheinen damals hemmend eingewirkt zu haben. Man vernahm, das Auspeitschen der Indier werde in den Straits Settlements als ganz natürlich betrachtet, und der Kuli erfahre dort die Behandlung eines Sklaven. Indische Blätter machten darauf aufmerksam, und auch im englischen Parlamente wurde die Sache diskutiert. Die in Indien selbst verfügbaren Räume werden zusehends kleiner. Selbst Strecken in jenen Tarais des Sumpfgürtels am Südrande des Himalaja, die bisher nur als Brutstätten von Fiebern und Tigern galten, sind seit kurzem entwässert und besiedelt worden; sie sollen 90 Prozent fruchtbaren Boden besitzen.

Die Entstehung der indischen Kasteneinteilung reicht in der Geschichte der Völker, die Indien bewohnen, weit zurück. Sie ist nicht ein Ausfluß dieser bestimmten Kulturform und nicht eine ohne alle Vorgänger aus der Geschichte der arischen Einwanderungen in Indien hervorgewachsene Entwickelung, denn der Gedanke, der ihr zu Grunde liegt, die menschliche Gesellschaft in Priester, Krieger, Arbeiter und Unfreie zu teilen, ist kein indischer, sondern gehört der Menschheit an. Wenn Indologen fanden, es mache das Kastenwesen den Eindruck, als ob es in einem schon hinreichend konsolidierten Staate zur Befestigung der priesterlichen Autorität gegenüber der herrschenden Kriegskaste ins Werk gesetzt sei, und daß es keineswegs mit den Urzuständen viehzüchtender Dorfgemeinden, wie man sie für die Zeit vor der Einwanderung der Hindu im Gangeslande annimmt, im Einklange stehe, so ist die ethnographisch massenhaft beglaubigte Thatsache übersehen, daß diese Einteilung bei Völkern auf niedrigerer Kulturstufe nicht fehlt. Man braucht nur an die polynesische Gesellschaft mit ihrer streng durchgeführten Schichtung zu erinnern. So werden denn auch bereits im zehnten Buche des Rigweda die Kasten deutlich genannt und ihre Entstehung aus Mund, Armen, Schenkeln und Füßen der Gottheit gelehrt. Allerdings wird das Lied, in welchem die Kasten genannt und abgeleitet werden, für verhältnismäßig jung gehalten, allein im ganzen Weda erscheint doch bereits die Trennung der Priester und Krieger (mit den Fürsten) von dem eigentlichen Volke. Wenn, wie es feststeht, die herabsteigenden Arier nicht auf eine staatlose, verworrene Masse von kleinen Einzelstämmen, sondern auf organisierte Staaten und Gesellschaften stießen, so läßt das hohe Alter der Kasten nicht schließen, daß selbst in der Urzeit des indischen und iranischen Volkes bereits staatliche Zustände existierten, welche eine die Grenzen nomadischer Roheit überschreitende Gliederung der Stände begründeten, sondern daß diese Völker bei denen, welche sie sich unterwarfen, ähnliche Einrichtungen vorfanden und um so rascher auf dieselben eingingen, als jederzeit das Verhältnis von Siegern und Besiegten der energischen Hervorkehrung gesellschaftlicher Unterschiede entgegenkam. Mit Unrecht hält man das Volk der ältesten Zeit, welche den Liedern der Weda die Entstehung gab, für zu energisch und urwüchsig, um sich in die Schranken eines Kastensystemes einschließen zu lassen. Der turkmenische Hirte Mittelasiens verbindet noch am heutigen Tage mit der Vorstellung des Ackerbauers diejenige einer niedrigern Lebensstellung: sich selbst mag er nur als Krieger, wenn nicht als Priester klassifizieren. Es ist sehr bezeichnend, daß die als so mächtige Eroberer und Staatengründer in Indien aufgetretenen Radschputen, deren erstes Erscheinen als pferdeverehrende Lanzenträger unter Heerkönigen skythisch anmutet, sich mit dem Namen Kschatria brüsten, welcher der Kriegerkaste einst gehörte, und bis auf den heutigen Tag mehr als irgend ein Stand in Indien den Charakter des trotzigen Kriegeradels sich bewahrt haben. Als Kschatria verfolgen sie ihre Abstammung sogar bis auf Rama und behaupten, die ersten Arier zu repräsentieren, welche das Land Merw verließen, um Hindostan an sich zu reißen. Wenn nun auch dieser Anspruch nicht als gerechtfertigt gelten kann, sondern vielmehr nachgewiesen ist, daß die Radschputen, weit entfernt, an der arischen Invasion, welche im 19. oder 20. Jahrhundert vor der gegenwärtigen Zeitrechnung stattgefunden, teilgenommen zu haben,

den Indus erst im 4. oder 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung überschritten, so kann er doch zeigen, wie leicht ein Volk von Eroberern sich inmitten der Besiegten eine besondere, endlich auch übertriebene Bedeutung beilegt. Haben doch selbst die Europäer erst nach vielen Proben und Prüfungen die Klippe umschifft, selbst zu einer Kaste zu werden und die Unterworfenen dem entsprechend auszubeuten. Auch die europäischen Indigopflanzer, welche bis zur Mitte dieses Jahrhunderts eine mächtige Kaste besonders in Bengalen bildeten, verstanden es, durch Vorschüsse, deren Rückzahlung sie fast unmöglich machten, den einheimischen Bauer in eine leibeigne Stellung zu zwingen, aus welcher eine ganze Folge von Verordnungen ihn wieder befreien mußte.

Die Gesetze der Indier sind zwar nicht, wie man wohl zu sagen pflegt, brahmanischen Ursprunges, sie enthalten viel zu viel der Menschheit im ganzen angehörende Vorstellungen und Satzungen, ja diese sind ihr wesentlicher Kern; wohl aber haben sie ihre Feststellung durch priesterliche Autorität und im Geiste des Brahmaglaubens gefunden. Dies gibt ihnen einen äußerlich stark hervortretenden theologisch-theokratischen Charakter, welchen kein andrer Einfluß zu beseitigen vermochte, der seitdem auf sie wirkte. Sowenig selbst der Buddhismus, der die Kasten aufhob, im stande gewesen ist, das schließliche Wiederaufleben derselben unmöglich zu machen, sowenig hat er die Rechtssatzungen wesentlich ändern können, welche im brahmanischen Gewande überliefert worden. Und ebenso, wie man schon darum der Kasteneinrichtung eine viel längere Dauer, eine viel frühere Entstehung zuerkennen muß, als man ihr bei der gewöhnlichen Voraussetzung zu geben pflegt, daß sie eine erst von den übermächtig gewordenen Brahmanenfamilien dem Volke aufgedrungene Einrichtung sei, so ist das Widerstandskräftige in den Gesetzen Indiens nicht das von den Priestern in dieselben Hineingebrachte, sondern der Besitz der Menschheit, welchen sie umschließen. Es gilt das selbst von Bestimmungen und Herkommen, die wie grobe Mißbräuche der Hierarchie erscheinen. Graul erzählt von einem Asyle für Diebe und Ehebrecherinnen der Brahmanen in Malabar im Kunitscheritempel Vellappa-nadu südöstlich von Kalikat, wo keine Macht sie antasten darf, es sei denn, sie verließen den Platz. Er fügt hinzu, man zähle dieses freilich unter die 64 Anatscharams oder Mißbräuche, welche dort von den Brahmanen eingeführt waren; aber die gleiche Einrichtung kehrt nicht nur in Indien an vielen Orten wieder, sondern es ist der Tempelfriede ein Besitz der Menschheit, sein Asylrecht eine der notwendigen Linderungen der Grausamkeit teils rechtloser, teils im Rechte grausamer Zeiten. Im Jagdrechte der Indier verbergen sich alte Anschauungen, so wenn das Dorfoberhaupt bei den Male Bengalens die Hälfte des erlegten Wildes beansprucht, oder wenn bei demselben die Tötung einer Katze mit der Gabe von Salz an ein Kind des Dorfes gesühnt werden muß, dem die Katze zugehörte. Auch bei den Veddah Ceylons finden wir Jagdgebiete der Dörfer streng gegeneinander abgegrenzt, und wer ein Tier auf fremdem Boden erlegt, schuldet dem Oberhaupte des betreffenden Dorfes ein Hinterviertel. Diese Herkommen nehmen einen andern Charakter an, wenn die Fürsten sich ihrer zur Erhöhung ihrer Pracht bedienen, wie es überall in Persien und Indien geschieht, wo das absolut ausschließende Recht derselben auf den Boden, den sie beherrschen, in dem Vorrechte der Jagd sich prahlerisch ausspr.cht. Falken, Reiher, Windhunde, Jagdleoparden gehören zum fürstlichen Pompe wie goldene Throne, Fächer und Schirme.

Wir verweilen nicht, indem wir die politischen Entwickelungen, welche auf indischem Boden zu finden sind, betrachten, bei den staatlosen Zuständen der Bergstämme und andrer zersplitterter Gesellschaften. Es paßt auf die meisten derselben die Schilderung ähnlicher Gebilde, an welchen die malayische Welt reich ist, wobei nicht die Stammesfehden, die Blutrache und selbst die häßlichsten Äußerlichkeiten derselben fehlen. Um sich den Namen und die von Stamm zu Stamm verschiedene Tättowierung des Mannes zu erringen, muß

z. B. ein Naga Kopf, Hände oder Füße eines Menschen vorzeigen können. S. E. Peal erzählt, daß er in dem „Morrang“, wo diese Trophäen aufbewahrt werden, nicht weniger als ca. 350 Schädel gesehen habe, einige an Schnüren aufgehangen, andre in den Winkel auf Haufen geworfen. Der Zerfall großer Völker in zahlreiche kleine Stämme, welche ebenso viele besondere Staatswesen darstellen, ist eine weitverbreitete Erscheinung, der jedoch nicht ein einzelner Ursprung zuzuerkennen ist. Wir finden im westlichen Zentralindien die Varali, die frei lebenden Stammesgenossen der Mahare, in eine unendliche Anzahl kleiner Stämme geteilt, von denen jeder seinen Namen hat. Das hohe Alter dieser Namen, zusammen mit der anscheinend damit unvereinbaren Thatsache, daß heute ganze wohl bestimmbare Stämme nur von einigen Familien vorgestellt werden, hat glauben lassen, daß die Mahare und die Varali in früherer Zeit ein zahlreiches und mächtiges Volk gebildet haben, ja daß man vielleicht in ihnen die Negerrasse zu sehen habe, die durch die Berührung mit den Einwanderern zurückgedrängt und verändert wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir hier Familienstämme oder Clans vor uns haben. So wurden die Gond, Bhil, Mhair und vor allem auch die Dschat in Familienstämme geteilt, an deren Spitze im Kriege ein Anführer steht; im Frieden aber wird jeder Stamm von einem Rate regiert, welcher aus den Familienhäuptern zusammengesetzt ist. Bei den Gond ist dieser gleichwohl die meiste Zeit den Befehlen eines Oberhauptes, Barons oder Thakur, von radschputischer Abstammung unterworfen. Jedenfalls liegt nichts Rassenhaftes in dieser Gliederung, denn es war auch immer der ganze Gebirgsdistrikt von Nepal in kleine Staaten geteilt, die von erblichen Anführern unter verschiedenen Titeln regiert wurden. Zur Zeit des Gorkhakrieges gab es nicht weniger als 12 größere und 18 kleinere Gorkhastaaten, von denen einige nicht einmal einen nominellen Herrscher hatten. Der erste eindringende Erforscher Nepals, Fraser, konnte daher in dem Zustande Nepals eine Erinnerung an die Verhältnisse der schottischen Hochlande auf dem Höhepunkte des Feudalsystemes finden. Mehr noch boten zu seiner Zeit eine solche die 19 Radschputenstaaten, welche das mehr nur dem Reiche der geographischen Begriffe angehörende Radschistan zusammensetzten. Denn jeder stellte in der Gesamtheit seiner Besitzenden und Herrschenden einen Clan, eine Familie dar, in welcher der Fürst nur der Erste unter seinesgleichen ist. Und doch liegt ein tieferer Unterschied dessen, was bei uns Adel heißt, und diesen Thakurs oder Nabobs, auch wenn man bis auf den Anfang des europäischen Lehnswesens zurückgeht, darin, daß hier alles sich auf die Blutsverwandtschaft bezieht, was bei uns an den Boden gebunden erscheint. Besitz, Dorf, Stadt, Staat, Grenzen sind beweglich, sie wandern mit dem Clan, der nicht vom Boden, den er besitzt und beherrscht, den Namen empfängt, sondern ihn demselben verleiht. Auch außerhalb Radschistans erfreuen sich die Adligen oft eines großen Maßes von Unabhängigkeit, so daß z. B. selbst in Haidarabad, nachdem der Nizam die Alleinherrschaft sich angeeignet hatte, die Umara oder Nabobs eigne Truppen unabhängig von der Armee des Nizam hielten. Auch die Großmoguls begnügten sich, daß von jedem Clan des Grundadels ein Glied an ihrem Hofe residiere, welches für die Treue seiner Verwandten bürge. Den in neuerer Zeit immer höher gesteigerten Anforderungen an die Verwaltung indischer Staaten sind seltener noch als die großen Fürsten diese kleinern nachgekommen, aus deren Reihen nur selten tüchtige Diwans, erste Minister, hervorgegangen sind.

Mächtige Großstaaten sind im dicht bevölkerten Indien in der Regel durch Invasionen fremder herrschfähiger Rassen gebildet worden. Wir haben davon früher gesprochen (s. S. 404 f.). In ihnen treibt dann, wenn der Geist kriegerischer Einfachheit erloschen, der orientalische Despotismus phantastische Blüten. Das indische Volk will durch Prachtentfaltung geblendet sein, und selbst die Engländer müssen sich mit einem ihrem Wesen nicht entsprechenden Luxus umgeben. Die indischen Fürsten stützen sich auf glänzende Armeen,

die freilich selten den kleinen Scharen der Europäer nachhaltigen Widerstand leisteten. Eine pflichtmäßige Fürsorge des Regenten für das Wohl des Staates, wie China und Japan sie in vielen Fällen erkennen lassen, ist in den indischen Großstaaten immer selten gewesen. Die Radschas und Maharadschas sehen einen großen Teil ihrer Pflichten erfüllt, wenn sie wöchentlich einige Stunden unbeweglich auf einer Terrasse sitzend sich von der Unterthanenschaft bewundern lassen. Übermäßig zahlreich waren noch in der Zeit der britischen Oberherrschaft die Fälle, in denen eingeborne Herrscher zu besserer Verwaltung ihrer Staaten durch europäische Residenten angehalten werden mußten. 1831 wurde Maissur geradezu seinem Herrscher genommen, um erst 1882 seinem Nachkommen wieder zurückerstattet zu werden. Der indische Verwaltungsapparat ist auch nie so gründlich durchgebildet worden wie in Ostasien durch das System der Prüfungen und der aufsteigenden Rangordnung der Beamten. Die Pflege des Wohlstandes des Volkes wurde nicht als Aufgabe des Staates betrachtet. Darum erfüllte auch kein indischer Staat dauernd seine Grenzen und griff planmäßig kolonisierend über dieselben hinaus, wie China es that.

Mitten unter den sklavenhaften Unterthanen der Despoten grünt die Freiheit im Kreise von Gemeinschaften, die wie ein Staat im Staate sich konstituiert haben. Die Afghanen, welche in den Gebirgen sich frei erhalten, beraten ihre staatlichen Angelegenheiten auf „Things", wo jeder Ältere sprechen mag. Bei jenen ochsentreibenden Banjari Zentralindiens, deren eigentümliche Stellung wir oben gekennzeichnet haben, bildet jeder Zug oder jede Karawane einen Stamm, Tandah, geleitet von einem Anführer oder Naik, welcher frei von den Männern gewählt wird. Die Macht des Naik ist unumschränkt, aber Eine Stimme seiner Unterthanen kann sie ihm nehmen. Die Gesetze und die ganze gesellschaftliche Einrichtung der Banjari atmen dieselbe patriarchalische Einfachheit. Ein gewähltes Gericht urteilt über die Vergehen von gemeinschaftlichem Interesse und entscheidet über die Austreibung des Strafbaren. Die Ochsen gehören der Gemeinde, und der Gewinn einer jeden Unternehmung wird regelmäßig unter diese geteilt.

Gegenwärtig gibt es in Indien nur noch einige im vollen Sinne unabhängige Staaten. Sikkim, Nepal und Bhutan, die diesen Namen verdienen, liegen schon im Gebiete tibetanischer Völker. Was die Engländer Eingebornenstaaten (Native States) nennen, sind Staaten und Stätchen, 300 an der Zahl, deren Gesamtbevölkerung mit 50 Millionen immerhin noch einen starken Bruchteil der Gesamtbevölkerung Indiens darstellt. Die verschiedenen Arten und Grade der Beziehungen zwischen diesen Staaten und England lassen indessen sehr rasch erkennen, daß es sich hier um keine bedrohliche Erscheinung handelt. Ob sie Schutzstaaten sind, welche weder Tribut zahlen, noch britische Garnisonen haben, ob sie als Tributärstaaten für das Versprechen des Schutzes gegen fremde Angriffe Tribut geben, oder ob sie endlich als Alliierte ein bestimmtes Kontingent britischer Truppen zu beherbergen und zu erhalten haben, sie sind alle abhängig. Sie haben alle das Recht der Selbstverteidigung aufgegeben, sie verzichten auf selbständige diplomatische Vertretung; wenn sie eigne Truppen halten, ist deren Zahl beschränkt, und dieselben dürfen nur im innern Dienste Verwendung finden. Die Fürsten dieser Staaten sind dem Tadel der fremden Oberherren und eventuellen schärfern Maßregeln ausgesetzt, im Falle sie Grund zur Unzufriedenheit geben sollten, und sie haben sich von Zeit zu Zeit bei den Durbars des Vizekönigs gleichsam als Vasallen einzufinden.

---

22. Iranier und verwandte Völkerschaften.

„Der konstante Durchgang der atmosphärischen Elemente, der Produkte, der Waren, der Kriegszüge und Horden der Völker stempelt das Land und das Volk mit einem eigentümlichen Charakter." Carl Ritter.

Inhalt: Die altarische Bevölkerung Irans. — Alter des turanischen (türkischen) Elementes in Iran. — Die Tadschik, ein Mischvolk. — Die Bevölkerung Afghanistans. — Die Galtschen. — Die Bevölkerung Ostturkistans. — Rassen- und Charaktermerkmale des Persers. — Persien und der Islam. — Tracht, Bewaffnung, Wohnstätten der Perser und andrer iranischer Stämme. — Ackerbau und Nomadismus. — Bewässerung. — Viehzucht. — Persische Industrien. — Politische Verhältnisse. — Stämme des Solimangebirges und des Hindukusch. — Wakhaner. — Kafir. — Tarimbewohner.

In dem großen Steppengürtel, der vom Nordwestufer Afrikas bis zum Nordostrande Asiens, vom Atlantischen bis zum Pazifischen Meere sich erstreckt, wohnen zahlreiche ansässige Völker als Ackerbauer, Gewerb- und Handeltreibende. Dieselben sind ethnographisch oder geschichtlich von den Nomaden geschieden, deren politischer Herrschaft sie in den meisten Fällen unterworfen sind, oder von denen doch ihre politische Geschichte tief beeinflußt wurde. Aber auch da, wo eine ursprüngliche Stammesgemeinschaft besteht, ist doch eine Tendenz zur Herausbildung besonderer Völker rein auf dem Grunde des Unterschiedes des wirtschaftlichen Lebens zu bemerken. Die maurischen und südarabischen Städtebevölkerungen, die Ackerbauer in den Oasen der Mongolei geben zahlreiche Belege hierfür. Aber am schärfsten sondert dies Auseinandergehen des Berufes und der materiellen Lebensgrundlage die Völker des iranischen Gebietes, in welchem die als Eroberer eingedrungenen Herrscher vorwiegend Nomaden türkischen Stammes, die unterworfenen Ackerbauer, Handel- und Gewerbtreibenden ebenso vorwiegend Abkömmlinge der alten Perser und Meder sind. Gewöhnlich nimmt man an, daß die ganze persische Bevölkerung in alter Zeit ackerbauend war, und daß erst die turanischen Einbrüche den Nomadismus ins Land gebracht hätten. Dem gegenüber stehen die Naturverhältnisse des Landes, welche die Viehzucht im nomadischen Stile gebieterisch in sehr weiten Strecken heischen. Entwaldung und sorglose Behandlung des Landes mögen viel gethan haben, um die Fruchtbarkeit des Landes zu vermindern; doch können sie nie die Macht besessen haben, Persien aus dem Passatgürtel herauszuheben, dem es infolge von Gesetzen angehört, die sich nicht in ein paar Jahrtausenden ändern. Historische Zeugnisse weisen die alten Meder den turanischen Nomadenstämmen zu. Iranische Stämme waren lange vor dem Beginne unsrer Zeitrechnung in Turkistan ansässig, wo Ackerbau ohne nomadische Viehzucht zu dieser Zeit nicht mehr denkbar war. Das Kudatku-Bilik, die älteste einheimische Urkunde zur türkischen Geschichte, spricht bereits von Tadschik und Sarten als selbständigen Nationen. Vambéry meint, es seien wohl damals schon tiefe Spuren des Türkischen der Sprache der Tadschik eingeprägt und die Sarten am mittlern Jaxartes vielleicht sprachlich schon damals türkisiert gewesen.

Wie haben wir uns den arisch-iranischen Urstamm Vorderasiens nach seinen körperlichen Merkmalen vorzustellen? Wir haben den einen großen Ast, den indischen, kennen gelernt; aus der Betrachtung des iranischen muß sich ergeben, welche Züge beiden gemein sind. Ganz ähnlich diesem Typus ist der des verhältnismäßig reinen Iraniers, wie er unter den Parsen Indiens, den Gebern von Jezd und Kirman und unter den Bewohnern von Schiraz, dann unter den Luren und Legs zu finden ist. Ausdrücklich hebt Polak die Verschiedenheit auch in der Körperfarbe von den hellern Armeniern und Juden hervor. Man kann also schließen, daß der urarische Stamm kein vollkommen heller gewesen. Die Beimischung blonder und brauner, helläugiger Individuen ist bei den Tadschik Turkistans, aber auch

bei den Usbeken von Ferghana stärker als bei den iranischen Pamirstämmen. Aber nirgends sehen wir die Spur eines blonden Volkes. Die Farbe der Haut hat besonders auch wegen des geringen Inkarnates etwas an dünnen Milchkaffee Erinnerndes, das reichliche Haar, der starke Bart sind dunkelbraun. Reine iranische Perser sind indessen wohl noch seltener als reine arische Indier. Ihre historischen Geschicke haben sie mit mancherlei Völkern bunt



Ein vornehmer Perser. (Nach Photographie)

zusammengewürfelt. Ujfalvy hat die Tadschik einen Mestizenstamm genannt, was in der That zutrifft, denn alles in ihrer Lage und ihrem Leben begünstigt die Vermischung. Sie sind exogam und polygam, und ihre Mischungselemente kommen aus den Stämmen der Kirgisen und Usbeken, mit welchen sie in Beziehungen stehen, welche aus politischen und sozialen Gründen vielfach die Mischung begünstigen. Wo sie in der geschütztesten Lage wohnen, in Badachschan, dem gebirgigen obern Kunduzgebiete am Nordabhange des Hindukusch, hat die Nachbarschaft des Pamirgebirges Einfälle türkischer Horden so häufig sein

lassen, daß die persisch redende Mehrheit der auf 100—150,000 Köpfe zu beziffernden Bevölkerung dieses Ländchens lange Zeit unter usbekischer Herrschaft stand und mit Turkmenenblut gemischt ward. Ist die türkische Mischung vorwaltend, so schließt sie doch manche andre nicht aus. Im heutigen Persien sind neben dem, was mit irgend einem Grade von Berechtigung Abkömmling der Meder und Perser genannt wird, zu finden: Türken, Kurden, Araber, Armenier, Kaukasier, Chaldäer (Nestorianer), Juden, Zigeuner, Afghanen, Belutschen, Hindu; es kamen als Kriegsgefangene hinzu Mongolen, als Sklaven, Abessinier und Neger als Deserteure Russen und Polen. Von Mischlingen sind als besonders häufig die mit türkischem, kaukasischem und armenischem Blute nachzuweisen.



Nasr Eddin, Schah von Persien (aus türkischem Blute). Nach Photographie.

In Afghanistan tritt die iranisch-turanische Mischung klar genug hervor. Die ältere Schicht persischer Bevölkerung in Afghanistan sind die Tadschik, ca. $^1/_2$ Million, fleißige Ackerbauer, Handwerker und Händler. Zum Heere des Emirs stellen sie eine ziemlich große Zahl, gelten jedoch als ein der Erhebung unfähiger und etwas gedrückter Stamm. Von den Afghanen durch die Sprache getrennt, sind sie im Glaubensbekenntnisse diesen gleich. Über ihnen breiten sich die an Zahl drei- bis viermal stärkern Afghanen aus, welche Puschtu reden, und deren körperliche Erscheinung stark an Zumischung türkischen Blutes erinnert. Sie sind der großen Mehrzahl nach Sunniten. In der turanischen Schicht sind zunächst die Kisilbaschen zu nennen, angeblich Abkömmlinge der soldatischen Ansiedler, welche Nadir Schah zurückließ, nachdem er eingedrungen war. Es sind Leute von gemischt persischer und türkischer Abkunft, an Zahl etwa 150,000, aber durch ihren Mut, ihren Wohlstand und ihren Unternehmungsgeist von größerer Bedeutung als mancher andre Stamm. Sie sprechen

modernes Persisch, während die Tadschik einen altertümlichen Dialekt reden. Aber da sie Schiiten sind, wähnen sie sich durch eine tiefe Kluft von den Sunniten getrennt. Im Geschützwesen und in der Reiterei, desgleichen in der Staatsverwaltung und als Kaufleute nehmen sie eine bedeutende Stellung ein. Auch im englischen Heeresdienste in Indien finden sich bei der Reiterei und im Kundschafterwesen viele Kisilbaschen. Ferner gehören zu ihr die im afghanischen Turkistan ähnlich hervortretenden Usbeken, türkische Herren der Tadschik, ihrerseits im Zaume gehalten durch afghanische Truppenabteilungen. Endlich sind noch die gleichfalls dem Türkenstamme angehörigen Hasara zu nennen, ein reines Hirtenvolk, arm, schlecht bewaffnet. Sie sollen mit Dschengis-Chan ins Land gekommen sein. Den herrschenden Stämmen gegenüber haben sie sich in halber Unabhängigkeit erhalten, was beweist, daß die Verachtung, welche jene den Hasara entgegenbringen, nicht so ganz gegründet ist. Teils durch verschiedenen Grad der Mischung, teils durch verschiedene Anlage und Naturumgebung mögen Gruppen von abweichenden Merkmalen entstanden sein. Galtschen[1] und Tadschik sind so als Zweige des gleichen iranischen Volkes aufzufassen, die unter dem Einflusse verschiedener Schicksale sich in verschiedenen Richtungen entwickeln mußten. Die Galtschen unterscheiden sich als Bergvölker, welche, vor jeglicher Berührung mit fremden Elementen gesichert, den ursprünglichen Charakter rein und unverfälscht bewahrt haben, von den Tadschik, den autochthonen Iraniern der ebenen Landstriche, deren Blut nicht unvermischt blieb, und deren Charakter unter dem Drucke einer Jahrhunderte dauernden Knechtschaft degenerierte. Die Galtschen sind die kräftigern, mutigern, ehrlichern, die Tadschik die schwächern, feinern, verschlagenern von beiden; jene sind Viehzüchter, diese Ackerbauer und fast mehr noch Gewerb- und Handeltreibende; jene sind endlich gering an Zahl (ihre sechs Gruppen in Kohistan werden auf 36—38,000 geschätzt), diese zählen nach Millionen. Auf der Seite der Galtschen stehen die Kafir oder Siahposch, die Darden, welchen ihr eingehendster Schilderer das seltene Lob zollt, daß Völker wie sie, ohne Schmeichelei und Furcht auf der einen und impertinente Selbstüberschätzung auf der andern Seite, im Oriente selten anzutreffen seien, und mit denen Shaw sprachlich die Völkchen von Tschitral, Kunar, vielleicht auch die Siahposch in so engen Zusammenhang bringt, daß er meint, sie müßten noch nebeneinander gewohnt haben, als die übrigen Teile des iranischen und arischen Stammes bereits ihre Wanderungen angetreten hatten. Ethnographisch sind die Völker und Völkchen von Wakhan und Badachschan der gleichen Gruppe zuzuzählen, und eine entferntere Ähnlichkeit verbindet mit ihnen die Bewohner des Solimangebirges. Reste der altiranischen Völker, welche zur Zeit Alexanders des Großen noch Transoxanien, Ferghana und die Westabhänge des Bolor innehatten, sind die Galtschen von Kohistan, Darwas, Roschan, Wakhan, Badachschan, Schignan. Es sind das immer hellfarbige Völker von ziemlich starkem, wenn nicht sogar übermäßigem Haar- und Bartwuchse. Die vorwaltend schwarze Haarfarbe wandelt nicht selten in Braun und Rot ab. Ujfalvy hebt dies besonders von dem Galtschenstamme der Fanen vom Fan Daria hervor. Es kommen braune, graue und blaue Augen vor. Gerade liegende Augen, gebogene, schmale Nase, schmale Lippen, kleine Zähne, ovales Gesicht, doch nicht selten mit vorspringenden Backenknochen, kleine, anliegende Ohren, starke Glieder und hoher Wuchs unterscheiden die reinern Stämme dieser Völker leicht von ihrer mongoloiden Umgebung. Ausgenommen sind nur jene obern Gebirgsthäler des Oxusgebietes, wo der Kretinismus massenhaft in die Erscheinung tritt. Kleinere Gruppen der Galtschen erinnern an europäische Bergbewohner. Auch ihr freier, edlerer Charakter entfernt sie von den ringsum wohnenden Asiaten und nicht bloß von jenen mongolischer Mischung. Ihr einfaches Leben prägt ihnen den Stempel der Einfachheit auf. Muschketow traf am Fuße

[1] Galtscha ist ein von den benachbarten Turkstämmen beigelegter Name.

des Seraffchan-Gletschers Galtschen ohne Spur von Ackerbau, in Häusern aus mörtellosen Steinmauern wohnend, als einziges Haustier den Ischak, einen nur halb gezähmten Esel, benutzend. Gastfreundschaft, patriarchalischer Charakter des Familien- und Gemeindelebens, Vorwiegen monogamischer Ehen erinnern hier an die wedischen Ahnen der Indier.

Daß die heute wohl kaum eine Million betragende Gesamtbevölkerung Ostturkistans einst von arischem Stamme gewesen sei, haben zwar Klaproth und Ritter angenommen; es ist aber nicht mit Sicherheit darüber zu urteilen, da andre Dokumente als höchstens halb verlässige chinesische Chronisten und die kaum zu enträtselnde Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung nicht vorhanden sind. Die Gräberfunde von Tschertschen und andern Oasenplätzen Ostturkistans lassen nur ersehen, daß hier einst ein wohlhabendes, goldreiches Volk gewohnt hat, das der Sitte huldigte, Goldplatten auf die Augen seiner Toten zu legen. Schon früh, angeblich im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt, wurde das Land von Mongolen überschwemmt, bald darauf begannen die Chinesen hier zu kolonisieren, brachten auch Dunganen mit, während von Westturkistan her die Kokans oder Andschani einwanderten. Auch Hindu, Kaschmirer und Badachschaner sind der städtischen Bevölkerung beigemischt. In der Bevölkerung wüteten öfters Kriege, die ganze Oasengruppen entvölkerten, worauf freiwillige oder gezwungene Kolonisation neue Elemente brachte, deren Mischung in ihrem Endergebnisse vielleicht Shaw am besten veranschaulicht, indem er von den Bewohnern Jarkands sagt: „Sie sind weder reine Tataren wie die Kirgisen, noch arianisierte Tataren wie manche Usbeken, sondern vielmehr tatarisierte Arier". Selbst die Gebirgsbewohner blieben von dieser Durcheinanderwürfelung nicht verschont. Den letzten Rest der transpamirischen Arier, einen Stamm von 1000—1500 Individuen, hat der Atalik-Ghazi verpflanzt, da sie ihm beständige Unruhen verursachten, und an ihre Stelle sind Chinesen getreten. Ähnlich sind die Tarantschen von Westen näher nach der chinesischen Grenze verpflanzt worden, weil sie Aufstände gegen ihre chinesischen Eroberer erregten. Der Rückgang der chinesischen Herrschaft begünstigte sogleich das türkische Element. Jakub Beg war selber ein Khokander und füllte alle wichtigen Posten mit seinen Landsleuten, die aber in der Sprache und in jeder Beziehung vielfach schon so ähnlich den Eingebornen von Jarkand und Kaschgar sind, daß sie kaum als Fremde angesehen werden. Alle sind Turkstämme mit arischer Mischung und umgekehrt. In den abgelegenern Steppengebieten, wie z. B. Lob-Nor, herrscht nach Prschewalskijs Beobachtungen mehr eine türkisch-mongolische Mischung. Araber und Afghanen sind endlich nicht zu vergessen. Im Lande selbst unterscheidet man heute zwei Hauptstämme: die Matschin, welche ursprünglich einen großen Teil des Landes bewohnt haben sollen, nun aber vorwiegend im Südosten südlich von der Linie Tschertschen-Khotan sitzen, und die Ardbül, welche im Norden und zwar hauptsächlich nördlich der Linie Aksu-Kaschgar wohnen. Östlich von Aksu läßt die Tradition Afghanen sitzen. Prschewalskij hebt an den Ardbül einen semitischen, an den Matschin einen mongolischen Zug hervor, und auch Forsyth meint an den Aksu-Leuten den tatarischen Typus am reinsten erkannt zu haben. Sie gelten in der That mit denen von Artusch für die reinsten Nachkommen der alten uigurischen Eroberer. Das chinesische Element hat natürlich am kräftigsten in den Städten Jarkand, Kaschgar und Khotan durchgeschlagen, wo chinesische Beamte, Kaufleute und Soldaten nie ganz verschwanden. Es ist klar, daß man nicht im strengen Sinne von Autochthonen in diesem Gebiete rasch wechselnder Macht und Bevölkerungsverhältnisse sprechen kann. Es ist mehr als optimistisch, wenn Ujfalvy von den Galtschen Kohistans sagt: „Diese Bewohner kann man als Autochthonen betrachten, da sie hier seit unvordenklichen Zeiten angesiedelt sind". Gehören auch gerade die Galtschen sicherlich zu den reinern Nachkommen der alten Ostiranier, so ist es doch wahrscheinlich, daß sie ursprünglich in den ebenern Landesteilen wohnten, sich aber vor Arabern

und Turkvölkern ins Gebirge zogen, wo sie, abgeschlossen, ihren ursprünglichen Charakter besser bewahrten als die Tadschik der Ebene. Ob aber diese Gebirge, wo sie heute sitzen, vor ihnen unbewohnt waren, kann niemand entscheiden.

Den Perser läßt Feinheit, aber auch Schlauheit des Auftretens unter vielen herauserkennen. So wie man dem jungen Hindu moderner Schule nachsagt, er zeige große Anlagen zum „swell“ infolge fast weibischer Eitelkeit und Gefallsucht, so zeichnet sich in dem mohammedanischen Völkergemische zu Mekka, Dschiddah ꝛc. der Perser durch Feinheit und Geschmack der Tracht, selbst des Schuhwerkes, und überhaupt sein wohlgepflegtes Äußere vor seinen Glaubensgenossen aus. Der Charakter, welchen er selbst als „Fuzul“ bezeichnet, ist kaum irgendwo so weit verbreitet: ein fein auftretender, durchtriebener, gewinnsüchtiger, nach oben kriechender, nach unten gebieterisch auftretender, in persischer Weise oberflächlich gebildeter, nach einem Ausdrucke Moriers ebensogut zum Minister wie zum Stallknechte passender Mensch, der ebenso leicht eine Lüge durch einen Eid beteuert, wie er, ertappt, die Lüge zugesteht, indem er ausruft: „Ich aß Kot!“ Derartige Leute sind besonders in Ispahan häufig. Sie repräsentieren nicht den Kern der Nation, aber es ist bezeichnend, daß für die abstrakten Moralideen Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre, Gewissen die persische Sprache keine Worte hat. Dasselbe gilt übrigens von den indischen Vulgäridiomen. Doch ist nicht oft die Lüge so offen zugegeben wie in Persien, wo ein vielcitierter Vers des Sadi sagt: „Lüge zu gutem Zwecke ist besser als Wahrheit, die Hader erregt“. Man lobt anderseits die Kunst des Persers, den Ausdruck seiner Leidenschaft zu beherrschen, seine Resignation im Unglücke, sein angebornes Nil admirari, seine Mäßigkeit im Essen und Trinken, seine Neigung, andre zu bewirten, seine Unfähigkeit, einem Bittsteller die Verheißung der Erfüllung seiner Wünsche abzuschlagen. Viel gepriesen wird die persische Höflichkeit, in der jedoch viel Lüge ist, so wenn der Perser sich verpflichtet glaubt, alles, auch das Größte und Kostbarste, was einem Fremden gefällt, diesem anzubieten. Diese sprichwörtliche Höflichkeit der Perser ist auch auf die Belutschen übergegangen, von denen Floyer folgende Begrüßungsszene erzählt: „Ein bewaffneter Belutsche, der mit Kameltreibern zusammentraf, küßte diesen die Hände, welche ihrerseits in gemessener Weise die seinigen zweimal küßten. Dann begann die Begrüßung, welche gewöhnlich vier bis fünf Minuten in Anspruch nimmt, da es für unhöflich gilt oder als ein Beweis, daß man eine höhere Würde für sich beansprucht, wenn man weniger Fragen nach dem Wohlbefinden des andern thut als dieser nach dem des erstern. Beide Teile fragen nach dem ersten ‚Salam‘ fast gleichzeitig: ‚Bist Du munter?‘, — ‚Geht es Dir gut?‘; ‚Ist alles in Ordnung?‘, — ‚Ist Dein Haus (d. h. die Frauen) wohl?‘ Dabei reichen sie sich die Hände, und jeder küßt des andern Handgelenk dreimal und fährt dann fort: ‚Durch Gottes Güte befindet sich alles wohl‘ ꝛc. Jeder fragt dann den andern nach Neuigkeiten, worauf jeder sich verlegen weigert, solche mitzuteilen; dann wird von neuem gefragt, und beide beteuern feierlichst, daß nur das Wohlbefinden des andern für ihn von irgend welchem Interesse sei.“ Niedrigerstehende machen vor Höhern eine Bewegung mit der Hand vom Kniee zum Knöchel, welche Unterwürfigkeit anzeigen soll. Die Titelsucht ist in Persien außerordentlich verbreitet. Mindestens Mirza (Schriftkundiger) wird dem Namen vorgesetzt, wenn nicht Chan oder Beg angehängt wird. Außer den Mekkawallfahrern, den Hadschi, gibt es auch andre Wallfahrer, welche stolz die Namen Kerbelai, Meschhedi und dergleichen tragen.

Das Persische ist amtliche Sprache im Reiche des Maharadscha von Kaschmir und Dschemu, das Hindostani im Pandschab wird in persischer Schrift und mit Zumischung zahlreicher persischer Worte geschrieben, es dient in großer Ausdehnung dem Handelsverkehre von Afghanistan bis Ostturkistan und an der indischen Westküste. Wenn auch zurückgedrängt, spielen die Perser noch immer eine Rolle auf den Märkten des innern und südlichen Rußland.

Durch ihre geographische Lage sind die Perser ein wichtiger Faktor in der Verbreitung des Islam geworden, der zwischen dem oströmischen und dem iranischen Reiche sich aufzuringen hatte. Das letztere fiel zuerst und bot den Fanatikern Arabiens die Mittel einer reichen Kultur und große Machtmittel für die weitere Propagation des Glaubens, für welchen sie kämpften. Dies waren indessen nicht die ersten Berührungen der beiden Völker gewesen. Die Araber griffen, wie aus einer großen Naturfestung ausfallend, die Nachbarmächte immer wieder an, während diese selten, weder die Nachfolger Alexanders noch diejenigen der Römer, über die Grenzbezirke hinauskamen. Mekka war längst dem persischen Handel bekannt gewesen, und Perser scheinen in nicht geringer Zahl in Arabien gelebt zu haben. Perser spielten eine Rolle in der Armee, die Mohammed zum Siege führte. In der entscheidenden Verteidigung Medinas gegen Angriffe der Mekkaner wandte sich Mohammed an einen Perser, der ihm angab, wie man in seiner Heimat belagerte Städte verteidige. Politische Gebilde, welche räumlich und kulturlich zwischen Persien und Arabien aufgewachsen waren, wie z. B. das kleine Reich Hira, stellten aus arabischen, aramäischen, nabatäischen Elementen eine Völkerverbindung her, in deren Bahn erst persischer Einfluß in Arabien und seit dem Islam umgekehrt arabische Herrschaft in Persien sich zur Geltung gebracht hatte. Die heutige Stellung der Perser im islamitischen Kreise haben wir früher zu charakterisieren gesucht.

Das Kleid ist bei den Gebirgsstämmen wollen und in der Farbe dunkel. Die Siahposch tragen diesen Namen wegen der düstern Farbe ihrer Gewänder. Braune Wollenröcke, ebensolche Hosen, hohe Strümpfe aus Filz oder Tuch mit schweren Ledersohlen, baumwollener Turban in Weiß oder Blau sind die Elemente der Männer= wie der Weibertracht. Die Weiber tragen lange Flechten. Schmuck ist selten, und außer dem Turban sind alle Stücke der Tracht in der Regel Erzeugnis der Hausindustrie. Soweit von dieser Tracht diejenige der heutigen Perser sich entfernt, so scheint doch manches an die ursprünglichern Züge der Gebirgstracht zu erinnern. Der Perser hält durch seine hohe Pelzmütze den Kopf warm, während er Brust und Füße der Kälte aussetzt. Man erklärt die Pelzmütze, die nur bei Kurden, Afghanen, Belutschen den Turban noch nicht verdrängt hat, für eine kadscharische, also türkische Erbschaft; aber sie mag den im Hirtenstande und in kühlen Höhen lebenden Vorfahren der Iranier von je eigen gewesen sein. Von den größern persischen Stämmen kleidet sich heute am einfachsten der Belutsche, dessen schmucklose Tracht, aus Hüftentuch, Grassandalen und Käppchen bestehend, so ärmlich ist, daß der bekannte Waffenreichtum: Schild, Schwert, Flinte, Messer, Kugeltasche u. s. f., den Körper mehr bedeckt als jene Hüllen. In voller Ausrüstung sind aber die Gewänder des Belutschen vier an der Zahl: feste baumwollene Hosen, die von unterhalb des Kniees fest anliegen und von seinem ältesten Weibe hübsch rot gestickt sind; darüber ein langes baumwollenes Hemd, gleichfalls am Halse, auf der Brust und unten an den Ärmeln gestickt; ein großer Turban und ein dicker wollener Plaid vervollständigen seine Ausrüstung, zu welcher noch Flinte, Schwert, Schild, Pistole und Sandalen kommen. Seine Satteltaschen enthalten noch eine zweite Kleidung. Die Elemente der Tracht des Persers sind reicher bemessen: das bis zum Nabel reichende, seitlich geknöpfte Hemd, deren der mittlere Mann zwei besitzt, das Wams, meist aus Baumwollenzeug bestehend, die weiten türkischen Beinkleider, der kaftanartige Rock aus Seide oder Baumwolle, welcher um die Hüften gegürtet wird, sind notwendig; dazu kommt ein kurzer, oft reich mit Pelz verbrämter Mantel bei kühlem Wetter und ein langes, bis zu den Fersen reichendes, die Arme ganz verbergendes Gewand bei Aufwartungen und feierlichen Gelegenheiten jeder Art. An den Füßen werden kurze, nur bis zu den Knöcheln reichende Socken und weit ausgeschnittene Pantoffeln oder Schuhe getragen, die jederzeit leicht abgestreift werden können. Der Perser liebt den Kleiderluxus, spricht gern von Kleidern und opfert große Summen für dieselben.

Die Wohnstätten sind im Gebirge aus Bruchsteinen, Lehm, im höhern Gebirge teilweise nur aus Holz gebaut. In der Lage ist auf Geschütztheit gegen Wind und gegen Angriff Bedacht genommen. Größere Siedelungen sind mit Türmen und Mauern umgeben. Eigentümliche Anlagen herrschen im hohen Gebirge vor, so in Wakhan. Betritt man hier ein Haus, so gelangt man zuerst in den Stall, worin in der Regel einige Pferde oder Kühe stehen; durch einen schmalen, langen Gang erreicht man die Wohnstube, ein kleines und schmutziges Gemach. In der Mitte steht ein Herdofen aus ungebranntem Lehme, darüber befindet sich ein Loch zum Abziehen des Rauches. Das Dach ist kuppelförmig und wird getragen von Holzpfeilern, die rund um den Herd stehen. Nach allen Seiten öffnen sich Gemächer für die Familienglieder. In Persien baut man großenteils mit lufttrocknen Ziegeln, die in trocknen Strichen, wenn aus gutem Lehme mit Fleiß geformt, sich lange dauerhaft erweisen, dagegen aber raschem Verfalle unterliegen, wenn sie aus Erde oder Straßenkot geformt werden, wie es leider nur zu oft geschieht. Man baut vielfach mit den Ziegeln alter Bauwerke, z. B. in Teheran mit denjenigen von Ray. Da man zu oft baut, und da niemand das von andern Angefangene fortsetzt, baut man zu flüchtig. Häuser und Dörfer werden aufgegeben aus Laune, um übler Vorbedeutungen willen, nach Todesfällen. Polak ritt 1857 durch die Trümmer eines Palastes bei Abbas Abad, den erst der 1848 verschiedene Mehmed Schah begonnen, sein Nachfolger nicht vollendet hatte.

Die Herrschaft der Nomaden hat ihre Spuren selbst dem Bauernleben Persiens und der ihm eignen Form von Ansässigkeit aufgedrückt. Die Bauern verlassen oft ihre Dörfer, um mit ihren geringen Habseligkeiten irgend einen neuen Boden aufzusuchen, wo der Grundeigentümer, der öfter türkischer als persischer Abstammung zu sein pflegt, ihnen einen geringern Steuersatz verheißt. Es gehört zu den häufig zu hörenden Klagen der persischen Grundbesitzer, daß ein Nachbar ihnen ein Dorf abspenstig gemacht habe. Da die Zahl der Ackerbauer keine sehr große, ist der dadurch erlittene Verlust nicht selten unersetzlich. Eigentümlich ist die Methode einer derartigen Dorfgründung, wie Floyer sie aus Kirwan berichtet. Dort baut ein reicher Mann ein „Rabat“, d. h. eine große, ummauerte Einfriedigung mit sehr einfachen Wohnstätten und zwei großen Thoren. Ist der Bau fertig, so setzt er eine Familie hinein, ohne ihr jedoch Steuern abzuverlangen. Andre Familien folgen nach, und wenn das Dorf wächst, ernennt der Eigentümer einen „Katchuda“ oder Vorsteher und beginnt allmählich mit der Besteuerung. Ist er vernünftig oder, was wichtiger, wird er genau über die Hilfsmittel seines Dorfes unterrichtet, so geht er sachte vor; wo dies nicht der Fall ist, wird ein ganz ähnlicher Bau ein paar Meilen entfernt von einem andern Besitzer errichtet, der dabei auf den geringen Grad von Seßhaftigkeit zählen kann, welcher der persischen Bevölkerung eigen ist. — Daß seine Urahnen ein Kulturvolk waren, bezeugt der Perser vielleicht am allermeisten durch die Festigkeit, mit der er beim Anbaue des Bodens, dieser Grundlage aller Kultur, inmitten unsäglicher Stürme, Verheerungen, Entmutigungen verharrte. Persien ist reich an kulturfähigem Boden, der aber seine Fruchtbarkeit erst zu erkennen gibt, wenn Feuchtigkeit ihn aufschließt, die in weitaus den meisten Ackerbaugebieten des Landes durch künstliche Bewässerung gewonnen und verteilt werden muß. Fern von den Feuchtigkeit bringenden Gebirgen wird fast alles Ackerland künstlich bewässert, zu welchem Zwecke an allen Flüssen Dämme angebracht sind, die den Fluß in Arme teilen, welche durch unendlich viele Kanäle auf die Felder auslaufen. Diese Oasen sind scharf begrenzt: soweit das Wasser reicht, ist Leben, wo es aufhört — Wüste. Der Boden ist in so hohem Grade kulturfähig, daß selbst Salzboden bei anhaltender Bewässerung vorzügliches Ackerland gibt. Die Schwäche der Bevölkerung ist, zusammen mit der Apathie der Regierung gegenüber jeder Verbesserung des Loses und der Arbeit des Landbauers, Ursache der schwachen Kulturentwickelung des Landes. Quellen aufzusuchen, Brunnen

auszugraben, Leitungen anzulegen ist die Arbeit eines eignen Gewerbes, der Mukanni, deren Werk eins der bestbezahlten, zumal die Gefahr des Verschüttetwerdens bei Schachttiefen bis zu 60 m und unzulänglichen Auskleidungen keine geringe. Unterirdische Wasserleitungen werden in großer Ausdehnung angelegt, und früher wurden dieselben in der Regel ausgemauert. Man hat ganze Flußsysteme umgebaut, z. B. in Kurdistan einen der obern Quellflüsse des Euphrat in den obersten Quellfluß des Tigris geleitet. Man berechnet die Menge des Wassers nach seiner Kraft, einen Mühlstein zu drehen, und sagt: eine Quelle von zwei, drei u. s. f. Mühlsteinen. Früher wurden uralte Rechtsbestimmungen über Verwendung des geleiteten Wassers fast heilig gehalten, jetzt kommt es vor, daß Gewaltthätige, die auf ihre Macht trotzen, einem ganzen Dorfe das Wasser abgraben, welchem nun nichts übrigbleibt, als sich eine neue Ansiedelungs- und Wasserstelle zu suchen. Mächtige Städte, wie das angeblich einst 500,000 Einwohner zählende Rages, liegen heute nach Zerstörung ihrer Kanäle so wasserarm, daß kaum ein paar ärmliche Kleinbauern ihre Felder mit dem Reste des einstigen Überflusses zu bewässern im stande sind. Ispahan verdankte die Blüte seiner Umgebung den Wasserbauten am Zajende, mit dem Rückgange der Stadt sind auch die Bewässerungsanlagen in bedrohlichen Verfall geraten. Die Dämme zur Stauung des Schneewassers, die einst in der Umgegend von Persepolis Fruchtbarkeit weckten, sind zerfallen, und das Land ist mit Öde und Dürre geschlagen. Erst nach der Bewässerung kann gepflügt werden, wenn man nicht vorzieht, den unvollkommenen, räderlosen Pflug, der eigentlich nur ein Balken, in dessen hinterm Ende eine Pflugschar eingesetzt ist, durch die Arbeit der Hacke zu ersetzen. Denn auch der Pflug vermag nichts weiter, als die Erde aufzukratzen. In seltsamem Gegensatze steht die Nichtverwendung von Dünger in weitaus dem größten Teile Persiens zu seiner kunstvollen Bereitung nach alten Rezepten aus Abfällen aller Art in Ispahan und andern Orten, wo auch hohe Türme zur Aufhäufung des Taubenmistes sich finden. Das Dreschen geschieht vermittelst eines schlittenartigen Instrumentes mit eisenbesetzten Kufen. Hauptbrotfrucht ist Weizen, Reis ist die Grundlage der Ernährung der Wohlhabendern, Hirse und Linsen der Ärmern, Gerste dient als Pferdefutter. Am ausgedehntesten wird neben dem Getreidebaue die Kultur des Weines und der Melone betrieben. Der Alpenviehwirtschaft in den höhern Teilen des Gebirges schließt sich in den tiefer gelegenen wärmern Geländen ein Terrassenackerbau an, der in Kafiristan sich bis zur Seidenzucht erhebt. Künstliche Bewässerung und Düngung fehlen nicht. In Wakhan, das im ganzen eine über die Ackerbauzone hinausragende Höhenlage besitzt, reifen noch in 2700 m Höhe Melonen und Aprikosen. Hauptfrüchte sind in den Höhen allenthalben Gerste, Weizen, Erbsen und Bohnen. Sehr kostbar ist natürlich Bauholz, das im Hindukusch von der weißen Pappel genommen wird. Die Beleuchtung der Hütten geschieht mit Spänen. Handel mit Holzkohlen nährt einige Gruppen der Afridi und Momand im Solimangebirge. Sicherlich war früher der Waldreichtum größer als heute.

Die Viehzucht ist natürlich der wichtigste Zweig der Wirtschaft aller Nomaden und außerdem teilweise der Bergvölker. Das Schaf, fast das einzige Schlachtvieh des Persers neben den Hühnern, wiegt weitaus vor, ihm reiht sich als unentbehrliches Lasttier das zweibuckelige oder sogenannte baktrische Kamel an. Im Viehbesitze der Nomaden bilden Pferde einen minder starken Anteil, reicher sind sie an Eseln und Mauleseln. Die Perser sind schon im Altertume als Pferdezüchter berühmt, Schwert und Pferd gelten für die Attribute des freien Mannes, doch sind die arabische und die turkmenische Rasse heute weit geschätzter als die unansehnlichere persische. Die Gebirgsvölker ziehen viele Pferde. Badachschans Reichtum bilden ausdauernde Pferde und Schafe. Auch von den Darden wird eine große Pferdezucht getrieben, und die Bewohner von Astor sind sozusagen alle beritten. Auffallend ist daneben der völlige Mangel der Pferde bei den Dschilasis, von denen Drew,

wohl übertrieben, behauptet, Gebrauch und Nützlichkeit dieses Tieres seien ihnen überhaupt nicht bekannt. Auch in Wakhan sind die unscheinbaren Pferde der Hauptreichtum, daneben Kühe und Schafe. Weiter im Süden dominieren neben den Schafen die Büffel, welche von Stämmen des Solimangebirges, wie den Schirwari, mit einer Art von Verehrung behandelt werden. Das büffelreichste Gebiet ist das heiße und ungesunde Masenderan. Rinder gedeihen im allgemeinen wenig bei dem kurzen, harten, salzreichen Futter, das ihnen in den meisten Teilen Persiens allein zur Verfügung ist.

Die Hauptnahrung des im allgemeinen genügsamen Persers ist Tschillau, ein gesottener, wenig fetter Reis; der Pillau folgt zunächst, er ist fett und nähert sich durch verschiedene Zusätze mehr dem Pudding. Der berühmte afghanische Pillau besteht aus einem ganzen mit der Haut gebratenen Lamme, das mit einem Reisberge bedeckt wird. Eine dick eingekochte Reissuppe mit Gemüse- oder Fruchtzusatz bildet als „Asch" die dritte Nationalspeise. Nur die arbeitende Klasse genießt viel Brot. Gerstenbrot ist das Sinnbild des genügsamen Derwischlebens. Aus grobem Mehle (trotzdem es Wassermühlen gibt, wird kein feines Mehl erzeugt) wird gegorner oder ungegorner Teig bereitet und das Brot in Fladenform bei öfterm Umwenden auf einer heißen Platte oder in der Asche gebacken oder an einen heißen Thoncylinder geklebt. Diese Art der Brotbereitung findet sich auch in Badachschan.

Als Getränk ist Eiswasser vor allen andern beliebt; indem es mit Fruchtsäften und Essenzen gemischt wird, entstehen die mannigfaltigsten Scherbette. Bekanntlich ließen sich die persischen Könige im Altertume das Wasser gewisser Flüsse, besonders des Zab, zum Trunke nachführen. Die Abstammung der herrschenden Klasse in Persien von den Nomaden macht die Vorliebe für Butter- und Sauermilch erklärlich. Die Rolle des Weines im Leben persischer Männer kennt man aus Hafis. Weingelage mit Musik, Tänzerinnen und Würfeln werden bis zur sinnlosen Betrunkenheit fortgesetzt. Dem Tabaksgenusse, und zwar mit Vorliebe durch das Nargileh, wird in einer Ausdehnung gefrönt, die selbst im Oriente beispiellos sein dürfte. In Ostturkistan begegnen sich der auch in Persien zu findende Genuß des Bang oder Tschers, des narkotischen Genußmittels aus Hanfextrakt, das man mit Tabak mischt oder raucht oder in Zuckergebäck ißt, mit dem des Opiums, das die Chinesen eingeführt haben, das aber längst auch in Persien genossen wird. Die meisten Derwische in Persien sind Tschersraucher. Beiden ist in den Städten eine viel zu große Zahl elender Spelunken gewidmet. Bis an den Fuß des Pamir reicht von Osten auch die Sitte des Theegenusses, während der Kaffee am diesseitigen Rande Halt macht.

Persien ist ungemein reich an Kupfer- und Eisenerzen, allein der Betrieb der Minen läßt so viel zu wünschen übrig, daß eine starke Einfuhr von Metallen stattfindet. Masenderan und Chorasan erzeugen ein wenig Eisen, letztere Provinz einen kleinen Teil der großen Menge Kupfers, welche Persien verbraucht. Ein erheblicher Teil der Bevölkerung von Badachschan ist mit Bergbau auf Silber, mit Gewinnung von Türkisen in den berühmten Minen des obersten Koktschathales und mit der Verarbeitung des gleichfalls im Lande gewonnenen Eisens beschäftigt. Goldbergbau findet in Ostturkistan statt, wo die reichen Goldfunde in alten Gräbern ein höheres Alter dieser Industrie bezeugen.

Über die persische Industrie, welche eng mit der indischen und arabischen verknüpft ist, haben wir, wie auch über den Handel, auf S. 438 f. gesprochen. Hier mögen nur einige Thatsachen von besonderer Bedeutung nachgetragen sein. Ohne Zweifel ist die persische Industrie seit Chardin und Kämpfer zurückgegangen. Die Gründe sind die gleichen wie in Indien. Eine noch viel weiter gehende Bodenständigkeit, welche man im Lande selbst unzutreffend öfters aus der Beschaffenheit des Wassers ableitet, trägt ihren Teil der Schuld, denn fast mit jeder Stadt, welche die Kriege zerstörten, verfiel eine Industrie. Die Industrie der Baumwolle hat ihren Sitz in einigen Plätzen der Umgegend von Schiraz, der

Wollshawls in Kirman und Meschhed, der Teppiche in der Provinz Farahan, des Filzes in Jezd, des Kamelhaartuches in Ispahan, der Seidenstoffe in Kaschan, Jezd, Tebriz, Ispahan und Meschhed, der Lederwaren in Hamadan, der Kupfergeräte in Sendschan und Kaschan, der Stahlklingen in Meschhed und Schiraz. Ganze Kategorien von Arbeitern kommen aus eng begrenzten Distrikten, so die Maurer, welche bei all ihrer Arbeit nie aufhören zu singen, aus der Stadt Kaschan. Porzellan wird wenig und gering erzeugt, chinesisches dafür in Menge eingeführt, die Glasfabrikation soll erst vor 250 Jahren sich eingebürgert haben. Einen erheblichen Teil nehmen an der Erzeugung von Teppichen und Filzen die Nomaden. Handwebstühle waren früher in jedem Hause zu finden, und das Spinnen mit der Spindel war die Arbeit fast jeden Weibes. Noch heute schafft die Hausindustrie alles, was an Kleidung und Einrichtung des Hauses notwendig ist.

Im persischen Handel waren früher indische Kaufleute in größerer Zahl thätig als gegenwärtig. Der Kaufmannsstand ist einer der angesehensten und besitzt, allerdings zum Teile durch die Rücksicht auf den Kredit veranlaßt, die gesündesten Grundsätze im Lande. Der persische Kaufmann ist durchschnittlich mäßig und einfach, auch wenn er reich; er hält pünktlich Wort. Man findet persische Kaufleute von China bis Ägypten, von Nowgorod bis Colombo. Im Lande ist Tebriz für den türkischen und europäischen, Meschhed für den afghanischen und turkistanischen Handel Hauptplatz. Persiens geringen Seehandel besorgen arabische Barken.

Das patriarchalische System zeigt sich auch in der politischen Gliederung wirksam. Nachbarstämme besitzen Traditionen gemeinsamen Ursprunges und irgend eines Streites, der sie auseinander getrieben. Es trennten sich z. B. von den übrigen Schirani die am Ostfuße des Takht-i-Soliman sitzenden Ustarani aus Anhänglichkeit an einen Molla oder Geistlichen, der sich durch eine Heirat die Feindschaft andrer Geschlechter zugezogen hatte. Auf diese Überlieferungen führt die höhere Stellung eines Stammes unter den Nachbarstämmen zurück, wie denn auch das Ansehen des Stammesältesten (Nika oder Großvater) nicht bloß auf dem höhern Alter, sondern auch darauf fußt, daß er der Familienälteste einer derjenigen Familien ist, die als Begründer des Stammes gelten. In vielen Fällen mögen diese Überlieferungen reine Phantasien sein, so wenn die Afridi von einem Stammvater Chalid sich herleiten, welcher der Sohn eines Juden, Namens Walid, war, zum Islam übertrat, in Afghanistan sich niederließ, und dessen Sohn Afrid in die heutigen Stammessitze einwanderte. Auch andre Afghanenstämme behaupten jüdischen Ursprung, der trotz der jüdischen Anklänge in den Physiognomien vor der Kritik nicht standhält. In Afghanistan ist es auch starken Herrschern immer nur zeitweilig gelungen, die zahlreichen Stämme zu vereinigen. Ähnlich wie Indien ist dieses Gebirgsland in großem Maße der Zielpunkt von aus allen Richtungen zusammenstrebenden Invasionen und Einwanderungen gewesen, die großen Stammesgliederungen aber, welche durch diese aufeinander folgenden Ströme entstanden, fanden hier eine Verteilung von Berg und Thal vor, welche ihre Existenz besonders begünstigte. Jeder Neuankommende fand ursprünglich einen Streifen Land, in den er sich einpaßte, und welcher die Möglichkeit einer Art von nationaler Unabhängigkeit trotz neuer Einwanderer und neuer Ansprüche bot. Aber im Verlaufe der Zeit griff bis zu einem gewissen Grade die gewöhnliche Verschmelzung längs der Ränder der Provinzen Platz, welche von benachbarten Stämmen eingenommen waren, so daß, unabhängig von großen Stammesgliederungen, wir provinzielle Vereinigungen von gemischtem Charakter gerade die bestgelegenen und fruchtbarsten Teile des afghanischen Landes einnehmen sehen. Der topographische Grundzug der scharf ausgesprochenen Felskämme, welche höchst vorzügliche Verteidigungslinien abgeben können und welche weite bebaubare Flächen einschließen, die nur durch die natürlichen Wasserabflüsse (Tangis) zugänglich sind, trägt sehr viel bei zu der Gliederung des Volkes in provinzielle Massen, deren Elemente aus zwei oder drei Nachbarstämmen gezogen sind, die

ihre Hauptquartiere in den Naturfestungen der benachbarten Berge haben, welche aber durch das gemeinsame Interesse an der Kultur dieses selben Stückes Land vereinigt werden. So bestehen die Logari, die Bewohner des Logarthales, aus Ghilzai und Tadschik, jene puschtu, diese persisch redend, und ebenso wohnen im Lughmanthale zusammen unter dem gemeinsamen Namen Lughmani Ghilzai, Tadschik und Hindu, vereinigt durch die gemeinsamen Interessen am Ackerbaue und durch die gleichen Stammeskämpfe. Entstehen Streitigkeiten, so sind sie viel häufiger zwischen den Bewohnern benachbarter Thäler, wie den Logari, Wardaki oder Kabeli, als denen eines und desselben Thales, wiewohl z. B. der Ghilzaikrieger wahrscheinlich den Tadschik nicht minder geringschätzt als dieser den Hasara Schiah, den Sklaven von allen. Es ist gerade diese provinzielle Zusammenfügung des Volkes, welches die Stärke wie die Schwäche der afghanischen Gesamtregierung ausmacht. Die englische Regierung ist von guten Kennern des Landes unter ihren Offizieren und Beamten eindringlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß es nicht die durch ihre Wohnsitze und daran haftenden Interessen auseinander gerissenen Stammesglieder der Ghilzai, Durani und andrer, sondern diese territorialen Vereinigungen sind, auf welche eine Regierung in Afghanistan sich stützen muß. Freilich herrscht in ihnen selbst wieder eine fast schrankenlose Unabhängigkeit der Freien voneinander, welche den Charakter des Bergvolkes vollendet. Auf die politischen Verhältnisse in diesen Gebieten und auf die politische Verfassung der einzelnen Völker wirft die Stellung, welche die letztern an den geschichtlich bedeutsamen Übergangspunkten der wichtigern Gebirgspässe einnehmen, ein interessantes Licht. Die Afridi an Afghanistans Südostgrenze, deren Gebiet unsre Karten fälschlich als afghanisch bezeichnen, haben seit undenklichen Zeiten sich das Passagerecht über den Chaiber- und Kuhatpaß gewahrt und schwere Abgaben denen auferlegt, welche diese Pässe benutzten. Wer sich aber weigerte, dieselben zu zahlen, der wurde angegriffen, ausgeraubt oder niedergemacht. Niemals die Abhängigkeit von Afghanistan anerkennend, welche andre ihnen zuschrieben, ein wildes, gesetzloses Volk, dem einseitige Beurteiler sogar Moral und jegliche Regierungsform absprachen, sind die Afridi als Hüter und Wärter jenes wichtigsten Induspasses von den Machthabern Indiens anerkannt und bis in die letzte Zeit sogar von den Briten subventioniert worden. Die wichtige Gebirgsstraße Peschawar-Kuhat wurde von den Afridi nicht bloß überwacht, sondern auch längere Zeit in gutem Zustande unterhalten, aber die weit auseinander gehenden Bestrebungen und Gesinnungen der acht Familienstämme, die wieder in Unterstämme und Geschlechter zerfallen, gewöhnlich mit dem arabischen Worte für Geschlecht, „Chel", bezeichnet, ließen diesen für das Volk selbst gedeihlichen Zustand nicht andauern. Stamm kämpft gegen Stamm, jede Familie hat ihre Blutfehde. Außerdem ist das Räuberleben bei einzelnen von ihnen so eingewurzelt, daß aus dem großen und berüchtigten Stamme der Zaka-Chel, die unmittelbar am Chaiberpasse ihre Sitze haben, die britische Regierung nie einen Mann in ihre Eingebornenregimenter aufnimmt, welche sonst mit Vorliebe aus den Afridi sich rekrutieren. Man beziffert die Zahl der waffenfähigen Männer dieses Volkes auf nahezu 25,000. An kriegerischem Sinne ihnen ähnlich sind die im Norden an sie grenzenden, gleichfalls unabhängigen Momand, ihre Nachbarn im Westen sind die nach Afghanistan ziehenden Schirwari, im Süden folgen die gleichfalls unabhängigen Orakzai und dann die friedlichen Bangasch, welche den Engländern Gehorsam leisten. Gleichfalls den Engländern unterworfen sind die im Osten von den Afridi wohnenden Chattak und Chalil. Sind auch die Wohnsitze dieser Stämme im allgemeinen festzustellen, so gilt doch nicht dasselbe von ihren Grenzen. Besonders ihre Weidegebiete durchkreuzen sich vielfach, um so mehr, als einige Stämme im Winter von schneebedeckten Höhen in wärmere Thäler herabsteigen. So bauen die Aka-Chel im Winter das Land im Süden des Thales von Peschawar und weiden im Sommer in den westlichen Ketten von Tirah und Maidan.

Die patriarchalische Regierung der Galtschen und Siahposch, welche überhaupt keine Herrscher, sondern nur Dorfhäupter kennen, schlägt dort in Despotismus um, wo, wie in Tschitral und Badachschan, die Anlehnung an eine orientalische Monarchie möglich ist und vielleicht gar die Türken als herrschender Stamm erscheinen, wie in Badachschan, wo erst 1850 der Usbekenfürst abgesetzt wurde. Die Herrscher dieser Kleinstaaten machten sich lange ihren Unterthanen wie ihren Nachbarn durch die Sklavenjagd gefürchtet. Noch kürzlich hat man die Zahl der jährlich aus Tschitral nach Badachschan gehenden Sklaven auf 500 geschätzt, und kaum eine Familie soll intakt geblieben sein. Übrigens sind auch die demokratischen Siahposch und der Dardenstamm der Tschilasi, welcher die Reihe der westlich von der Gebirgsmasse von Nangan Prabat wohnenden unabhängigen Bergvölker eröffnet, rücksichtslose Sklavenjäger, als welche die letztern jahrhundertelang das Thal Astor gewissermaßen beherrschten. Wo Einzelherrscher walten, teilen die Naturgrenzen kleinere Tributärstaaten ab, wie Jassin und Mastudsch, die dem schon an sich wenig bedeutenden Staate Tschitral unterstehen. Mastudsch ist nur der obere Teil des Thalgeländes, in dessen untern Regionen Tschitral gelegen ist. Das größere Badachschan ist wieder ein Tributärstaat von Afghanistan, und mit ihm ist trotz der hohen Hindukuschpässe, die zu überschreiten sind, Tschitral durch Handel verbunden, der mit dem Verkehre mehrmals auch Abhängigkeit gebracht hat. Wakhan gehört seinerseits zu Badachschan.

Wir schließen hier einige Worte über Völker an, welche auf der Grenze zwischen Iraniern und Indiern wohnen, sprachlich teilweise den letztern sich näher anschließen, aber räumlich und ethnographisch den Gebirgsstämmen der erstern am verwandtesten sich erweisen. Die südlichern Gebirgsstämme, welche schon länger einem großen Staatsganzen angegliedert sind, leben und wohnen nicht üppiger als ihre nordiranischen Genossen, wie reichen Raub auch ihre Einfälle in das Indusland ergeben mögen. Die ungenähten Fellkleider, die groben Büffelsandalen der Männer, die sackartigen Wollengewänder der Frauen, das niedere Haus aus Bruchsteinen, welches in der Regel auf drei Seiten in den Berg eingeschnitten ist, und an dem nur das angelehnte Thürbrett aus Holz besteht, wetteifern im Solimangebirge mit der Einfachheit der Anwohner des Hindukusch. Gleich ist der durch die ganze Gebirgsregion verbreitete weiße Turban. Eine Mauer mit Türmchen, welche die Dörfer umfriedigt, erinnert an die nie endenden Stammesfehden. Zu den die Grundlage des Haustierstandes bildenden Schafen kommen hier Büffel und Kamele; Büffel werden in der Regel nicht geschlachtet, nur kranke oder verwundete Tiere liefern Fleisch zur Nahrung. Große Kamelherden findet man besonders bei den an begangenen Pässen wohnenden Stämmen, z. B. den Afridi des Chaiber, welche sich durch dieselben mit am Verkehre beteiligen. Die Wakhaner sind Bewohner eines so hoch gelegenen Landes, daß die Zahl der Ansässigen unter ihnen nur auf wenige Tausend zu beziffern ist. Die meisten nomadisieren auf den Höhen, in welche der höchstgelegene Ort, der bei 3347 m gelegene Weiler Sarhad, schon hineinragt; Kirgisen, die früher bis hierher ihre Weidezüge ausdehnten, bleiben, seitdem die Wakhaner in Gemeinschaft mit den Alaikirgisen, Schigni und Kundschut ihnen feindlich entgegentraten, jenseit der Grenze. Zahlreiche Wohnplätze in den Thälern beherbergen nur im Winter Menschen, während der Sommer die Bewohner und ihre Herden auf die Höhen lockt. Die Sprache zeigt nach Shaw Ähnlichkeit mit der dardischen und hat besonders viele archaische Formen. Wahrscheinlich ist der Flecken Kilapandscha, in welchem der Fürst von Wakhan residiert, der größte ständig bewohnte Ort des Landes. Seine Größe (150 Einwohner) gibt einen Maßstab für die Verhältnisse des Landes überhaupt. Bei einer so kleinen ständigen Bevölkerung ist die Frage der Rasse kaum zu beantworten. Trotter spricht von Judenphysiognomien und griechischen Nasen in Einem Atem.

Trotz seiner Kleinheit wird Wakhan, auf der Oxus-Indus-Wasserscheide liegend, als Grenzgebiet türkischer und arischer Staatenbildungen immer ein hohes Interesse beanspruchen. Im Winkel zwischen Indien und Afghanistan wohnen am Südabhange des Hindukusch die Kafir oder Siahposch[1], ein Volk mittelgroßer, wohlgebildeter Menschen, hellfarbig, braunhaarig und braunäugig, weder mit Afghanen noch mit Kaschmirern zu vergleichen. Ihre neuindische Sprache wehrt dem Aberglauben, der sie für den Rest eines griechischen Heeres aus Alexanders Zeit hält. Sie sind vielmehr, gedrängt vielleicht durch süd- und ostwärts sich schiebende islamitische Völker, erst im 8. oder 9. Jahrhundert nach Christi Geburt in ihre jetzigen Sitze eingerückt. Daß sie sich in denselben bis heute unabhängig erhalten haben, beweist vor allem, daß ihre Tapferkeit kein leeres Gerücht, und ist doppelt hoch anzuschlagen, wenn man sich erinnert, daß sie keinen erblichen Herrscher oder Führer kennen. Der Tapferste, Wohlhabendste und Gastfreundlichste ist Führer. Menschenleben sind ihnen von geringem Werte. Blutrache zu vollziehen, ist ein Hauptanliegen ihrer Männer, und eine Stange mit plumper Menschenfigur verzeichnet in Löchern mit eingesteckten Pflöcken die Zahl der getöteten Männer. Die Sklavenjagd und der aus ihr sich ergebende Krieg sind eine weitere Beschäftigung dieser Gebirgler. Die Kleidung aus Ziegenfellen, wollenen Hosen und Strümpfen mit angenähten Ledersohlen entspricht dem rauhen Gebirgsklima. Auffallend ist Potagos' Angabe, daß sie nicht kauernd, sondern auf Stühlen an Tischen sitzend ihre Speisen zu sich nehmen.

Mit am tiefsten von allen Steppenbewohnern Innerasiens stehen die Anwohner des Tarim und Lob-Nor, von welchen Prschewalskij vorzügliche Schilderungen entworfen hat. Beide sprechen einen persischen Dialekt, der dem von Khotan nahesteht, und den Prschewalskijs Dolmetsch, ein Tarantsche aus Kuldscha, unschwer verstand. Wie alle Sarten und Genossen, sprechen sie sehr rasch. Wenn sich ein paar Tarimer unterhalten, kann man fast glauben, daß sie sich zanken. Von ihrer auf zahlreichen Mischungen beruhenden Entstehung wurde oben gesprochen (s. S. 43, 337). Wenn am Tarim arische und am Lob-Nor mongolische Züge vorwiegen, so ist das bei dieser bunten Mischung nicht erstaunlich. Gemeinsam ist indessen beiden eine durch das Leben in sumpfigen Umgebungen und zugigen Schilfhütten und durch die schlechte Ernährung nur zu leicht zu erklärende Verkommenheit der äußern Erscheinung, die, abgesehen vom unvermeidlichen Schmutze, sich besonders auch in blasser Farbe und eingesunkener Brust kennzeichnet. Prschewalskij erinnert sich sogar an die Darwinschen Beschreibungen von Feuerländern, indem er von den Weibern der Lob-Norer spricht: „In ihrem Äußern sind die Weiber sehr wenig anziehend, namentlich die häßlichen Alten. Eine solche, die ich mitten im Lob-Nor zu sehen bekam, mager, runzelig, ganz in Lumpen gehüllt, mit zerzausten Haaren, bebend vor Kälte und Nässe, war ein klägliches Bild menschlicher Existenz." Und mit Recht, denn die Lebensweise dieser Sumpfnomaden, wie man die Lob-Nor- und Tarim-Anwohner wohl nennen kann, ist eine nur um wenige Grade höhere, sicherere als diejenige der Feuerländer. „Wenn man", schreibt Prschewalskij, „auf dem schmalen, gewundenen und von hohem Rohre eingefaßten Tarim hinabfährt, sieht man plötzlich am Ufer drei, vier Boote und dahinter einen kleinen freien Platz, auf welchem sich ein paar quadratische Hütten aus Schilfrohr zusammendrängen. Das ist ein Dorf. Sobald die Einwohner einen unbekannten Mann erblicken, verstecken sie sich und lugen verstohlen durch die Schilfwände ihrer Hütten; sobald sie aber die Ruderer aus ihrem Stamme erkennen, kommen sie an das Ufer und helfen das Boot festbinden. Man steigt

[1] Kafiristan wird das von diesem Volke bewohnte Gebiet von den mohammedanischen Nachbarn genannt, weil die Bewohner keiner der Glaubenslehren anhängen, welche in der Umgebung herrschen. Siahposch bezieht sich auf dunkles Gewand.

ans Land und sieht sich um: überall Sumpf, Rohr und weiter nichts, nirgends ein trockner Fleck. Unmittelbar neben den Wohnstätten jagt man wilde Enten und Gänse auf, und in einem dieser Dörfer wühlte, fast zwischen den Hütten selbst, ein altes Wildschwein im Sumpfe."

Die Wohnungen sind quadratische Hütten aus Rohr, dem einzigen Materiale für alle dortigen Bauten; selbst die Pfosten an den Ecken und in der Mitte der Wände bestehen aus Rohrbündeln. Ebenso ist es auf die Erde gestreut und dient als eine immerhin dürftige Bedeckung des Sumpfbodens. Man findet oft noch Mitte März unter dieser Rohrdecke Wintereis. Das Dach ist natürlich auch mit Rohr gedeckt, aber so schlecht, daß es nicht einmal vor der Sonne, geschweige denn vor Ungewitter schützt, und in gleicher Verfassung befinden sich die Wände. Bei Sturmwetter bläst der Wind ebenso leicht hindurch wie durch das gewachsene Röhricht, und bei 20° Kälte ist eine solche Wohnung kaum besser als ein Lager unter freiem Himmel. Ebensowenig aber schützt sie im Sommer vor der Sonnenglut, den Staubwirbeln und Myriaden von Stechfliegen. Mitten in solcher Hütte befindet sich eine kleine Vertiefung, die als Feuerstelle dient; als Brennmaterial braucht man wiederum Rohr. Man verzehrt im Frühjahre die jungen Sprosse der Pflanze und sammelt im Herbste ihre Rispen, um davon Lagerstätten zu machen, und endlich kochen manche schon zivilisiertere Lob-Norer aus den Rispen im Sommer eine dunkle, zähe Masse von süßem Geschmacke, die sie statt des Zuckers brauchen.

Die Nahrung der Leute besteht hauptsächlich aus Fischen, welche vom Vorfrühlinge bis Spätherbste mit Netzen in künstlichen Tümpeln gefangen werden, die man langsam eintrocknen läßt. Frische Fische kochen sie in Wasser und trinken dann die Brühe statt Thee. Statt der Fische ißt man auch im Frühjahre Enten, die man in Zwirnschlingen fängt. Brot wird nicht gegessen; bekommen sie einmal Mehl aus Tschar chalyk, so lassen sie es am Feuer ein wenig rösten und verzehren es so.

Die Kleidung aus Kendyrgewebe, der Faser einer massenhaft in diesen Sümpfen wachsenden Asklepiadee, besteht bei den Karakurtschinen aus Armjacke und Hosen, dazu im Winter eine Schaffell-, im Sommer eine Filzmütze. Als Fußbekleidung trägt man nur im Winter elende Schuhe aus ungegerbten Fellen. Für die Winterszeit füttert man sich den Sommerkittel wärmehalber mit Entenfellen, die mit Salz gar gemacht sind. Flaum und Federn derselben dienen nebst den Schilfrispen zum Lager; doch gilt das schon als Komfort. Denn viele legen sich unmittelbar auf das Rohr am Fußboden zum Schlafen nieder; derselbe zerlumpte Kittel, welcher den Lob-Norer bei Tage schmückt, deckt ihn auch nachts. Geräte und Waffen dieser armen Menschen sind entsprechend einfach. Sie leben zwar in der Eisenzeit, allein ihre in Tscharchalyk aus Eisen gefertigten Beile sind insofern den Beilen der Steinzeit sehr nahe, als die Beilklingen kein Loch für den Stiel haben, sondern nur an einer Kante seitwärts umgebogen und so an dem Stiele befestigt sind. Prschewalskij gibt folgendes Inventar einer Lob-Norer Familie, in deren Hütte er 24 Stunden das Ende eines Sturmes abwartete: zwei Boote und einige kleine Netze vor dem Hause, drinnen eine aus Korla bezogene gußeiserne Schüssel, ein Beil, zwei hölzerne Schalen, eine ebensolche Schüssel, eine Kelle und ein Eimer, aus Togrukholz verfertigt; Messer und Rasiermesser im Besitze des Hausherrn; einige Nähnadeln, ein Webstuhl und eine Spindel, die der Hausfrau gehörten; die Kleider, welche jedes Familienmitglied auf dem Leibe trug; zwei Stücke Kendyrzeug, einige Bündel getrocknete Fische: „Das war alles!"

23. Hinterindier.

„Nenne man diese Völker Hinterindier, Indochinesen oder Malayochinesen, in jeder Benennung spricht sich der Mangel an Eigenartigkeit aus, der das Land der Mischungen und nicht zum Ziele kommenden Verdrängungen neben China und Indien in tiefen Schatten tauchte.“

Inhalt: Geschichte. — Der Begriff Indochina. — Indische Einflüsse im Westen, chinesische im Osten der Halbinsel. — Die Staatenbildungen. — Malayische und chinesische Zuwanderung. — Die Ruinenstätten. — Geschichtliche Bedeutung der alten khmerischen Kultur. — Rasse und Charakter der Hinterindier. — Überlegene Stellung der Chinesen. — Chinesische Sprache. — Indische Kunsteinflüsse. — Tracht und Schmuck. — Bewaffnung. — Städte. — Ihre Vergänglichkeit. — Ackerbau. — Viehzucht. — Der Elefant. — Gewerbe. — Die chinesischen Monopole. — Einfluß Chinas in Handel und Industrie. — Die hinterindische Kleinkunst. — Handel. — Schiffahrt. — Die Gesellschaft. — Stellung der Frau. — Chinesische Anklänge. — Volksvermehrung. — Sklaverei. — Verwaltung nach chinesischem und indischem Typus. — Pracht hinterindischer Höfe. — Unfestigkeit der Staatengebilde und Unbestimmtheit der Grenzen. — Politisches Schicksal der sogenannten Wilden.

In den geschichtlichen Betrachtungen erscheint Hinterindien gewöhnlich als halb unter chinesischem, halb unter indischem Einflusse stehend, und der Name Indochina ist mit besonderer Berücksichtigung dieser Annahme geschaffen. Der Ethnograph muß derselben widersprechen. Man kann die Halbinsel nicht so einfach halbieren, denn der indische und der chinesische Einfluß auf Hinterindien haben sich zeitlich abgelöst, der letztere hat zwar auch früh angesetzt, hat aber immer fortgearbeitet und sich besonders durch wirtschaftliche Thätigkeit eine Wirkung verschafft, welche nicht an den Grenzen Anams Halt gemacht, sondern zunächst Kambodscha und Siam, aber auch große Stücke von Birma umfaßt hat, während die indischen Verbindungen immer lockerer und lebensärmer wurden. In andrer Beziehung hat Hinterindien mehr Ähnlichkeit mit Indien und zwar in dem ungemein veränderlichen Charakter seiner Geschichte, in welcher die Invasionen fremder Völker mit innern Kämpfen sich unaufhörlich ablösen. Leider liegen die Quellen für den tiefern Einblick in den Verlauf dieser Geschichte fast ganz nur in den Berichten Fremder, weshalb vieles nur geahnt werden kann. Es ist besonders die Frage des Ursprunges der verschiedenen Elemente hinterindischer Völker und ihrer ältern Kulturen infolgedessen noch schwieriger als in China oder Japan zu beantworten.

Das Allgemeinste, was wir wissen, ist kurz ausgesprochen folgendes: Frühen, vor den Beginn unsrer Zeitrechnung fallenden indischen Versuchen der Niederlassung, Eroberung, Kolonisation in Hinterindien, die im Westen und Süden, wo zahlreiche Ortsnamen von ihnen Kunde geben (Manipur, Ajuthia, Vaiçali kehren unter andern auf beiden Seiten des Bengalischen Meerbusens wieder), von mächtigem, aber vergänglichem Erfolge gekrönt waren, folgte eine Zeit des überwiegenden chinesischen Einflusses, der langsam im Osten nach Süden rückte, Tongking ganz, Anam zu einem guten Teile chinesisierte und den chinesischen Kultureinflüssen das Übergewicht in Kambodscha, Siam und im nördlichen Birma verschaffte. Durchkreuzten sich auch die Wirkungen der einzelnen Kulturmomente in ungleichem Maße, so bleibt doch als äußerliches Merkmal der geschichtlichen Doppelstellung die Thatsache charakteristisch, daß Tongking und Anam die chinesische, Birma und Siam eine Schrift indischen Ursprunges samt der Palisprache benutzen. Aber die chinesische Sprache ist auch in Siam nicht wenig verbreitet. Aus den chinesischen Aufzeichnungen geht hervor, daß China auch als Staat machtvoll schon in hinterindische Verhältnisse eingriff, als erst mit der Übertragung der heiligen Schriften des Buddha in Pali aus Ceylon durch den singhalesischen König Mahanama (5. Jahrhundert nach Christo) und die Einwanderung zahlreicher Buddhisten,

welche blutigen Verfolgungen durch Brahmanen zu entgehen suchten, die vorgeschichtliche Dämmerung über der Westhälfte der Halbinsel sich zu lichten begann, in welcher die um etwa 200 vor Christo anzusetzende Begründung indischer Kolonien und die Einführung des Vasudeva- und Krischnadienstes in Pegu, Birma, Arakan einen keineswegs sehr deutlich erkennbaren Punkt bilden. Tongking und Anam hatten lange vor dieser Zeit Teile des chinesischen Reiches gebildet. Als Begründer dieser Oberherrschaft wird in den chinesischen Annalen der Kaiser Schihoangti genannt, welcher im 3. Jahrhundert vor Christo die Osthälfte Hinterindiens eroberte und 214 vor Christi Geburt eine Kolonie von 500,000 Seelen nach Tongking und Kotschinchina sandte. Beide Länder warfen aber das chinesische Joch mehrmals wieder ab und wurden endlich in einer Art von Halbsouveränität anerkannt, welche indessen bis in die jüngste Zeit einer wenig verhüllten Abhängigkeit sehr ähnlich sah und als solche lebhaft gestärkt wurde durch zeitweilig sich wiederholende starke Auswanderungen besonders aus dem südlichen China.

Das südliche **Kotschinchina** war einst ein Teil von **Kambodscha**, das seinerseits nach dem Falle der Khmerdynastie, welche die herrlichen Werke von Angkor Vaht geschaffen hatte, eine schwankende Existenz zwischen den Mächten des Ostens und Westens führte. Zweifelhaft ist es, ob in den nomadisierenden Khmerom ein depossedierter Rest der einst mächtigen Khmer zu erkennen ist. Der Kaiser von Anam wies einer großen Zahl von Chinesen, die sich zu ihm vor 200 Jahren bei der Eroberung Chinas durch die Mandschu geflüchtet, Land, das ihm selber nicht gehörte, im Süden seines Reiches an. So ist Kotschinchina entstanden, und so sind andre Niederlassungen in den Küstenstrichen und auf Inseln entstanden und haben sich immer vermehrt und blühten in einer Weise auf, daß man sagen konnte: das gesamte wirtschaftliche Leben des östlichen Hinterindien ward in seinen wichtigsten Teilen repräsentiert durch die Thätigkeit der Chinesen, die in einer breiten Grenzzone gar nicht zu trennen ist von derjenigen der Eingebornen. Jeder Aufstand, jedes Mißjahr warf Tausende von Chinesen über die Grenze in das dünner bevölkerte Land, das eine Grenzprovinz wie Kuangsi an Fruchtbarkeit so weit übertrifft. Sehr bezeichnend erzählt **Dupuis**, daß in der reichsten Gegend Tongkings, am Flusse Thai-Binh, zahlreiche Chinesen wohnen, deren Handel seitens der von 1866 bis 1873 dort stationierten chinesischen Truppen eine gewisse Begünstigung fand. Dieselben wurden aus Kuangsi und Kuangtung von den tongkingesischen Mandarinen dorthin gerufen, um die aus Kuangsi eingedrungenen chinesischen Rebellen zu bekämpfen. Es ist ebensowohl bekannt, daß während des Panthay-Aufstandes in Jünnan chinesische Generale über tongkingesische Beamte verfügten, als seien sie chinesische. Von andrer und doch in den Wirkungen manchmal nicht unähnlicher Art ist die Herrschaft, welche oft Jahre hindurch chinesische Seeräuber über anamitische Küstenstriche ausübten. Wie verwickelt diese Verhältnisse liegen, mag ein einziges Beispiel lehren: Als 1774 drei Brüder, ein General, ein Priester und ein Kaufmann, sich Anams bemächtigt hatten, geriet ihr leicht gewonnenes Reich in Streit mit den Tongkingesen und dadurch, da diese an China tributpflichtig waren, mit China. Die Chinesen, die zu Hilfe kamen, fanden ein verwüstetes Land, in dem sie fast alle umkamen; sie sollen 50,000 Mann verloren haben. Longniang, der Usurpator des nördlichen Kotschinchina, nahm nun auch Tongking in Besitz und leistete China den Eid und Tribut, ging aber nicht persönlich nach Peking, sondern sandte einen seiner Offiziere, der sich für den König ausgab und nach der Rückkehr, damit nichts entdeckt würde, samt allen Begleitern getötet wurde. Der Nachfolger Gialong (1796—1820), bekannt durch seine franzosenfreundliche Politik, gab sich selbst für einen Nachkommen der Mingdynastie aus.

Laos, ein Reich des Innern, am großen Strome Hinterindiens bis Luang Praban hinaufreichend, vorwiegend von Völkern des Thaistammes, d. h. Siamesen, bewohnt, scheint

politisch ein Vorgänger Siams gewesen zu sein. Es wurde von Tongking, Siam und Birma zerteilt.

Siam liegt der chinesischen Machtsphäre zu fern, um so entschieden und dauernd in politische Abhängigkeit geraten zu sein. Überblickt man indessen die Geschichte dieses Reiches, die, nach einer Bemerkung Bowrings, sich aus „Mißverständnissen, Kämpfen, Siegen und Niederlagen" zusammensetzt, so zweifelt man, ob in dieser größern Selbständigkeit ein Vorteil zu erkennen sei. Anam hat kaum so rasche Wechselfälle erlebt wie Siam, das erst mit der Gründung der Hauptstadt Ajuthia in das geschichtliche Licht tritt. Diese geschah 1350 nach Christo. Schon 1385 wird die Hauptstadt von Kambodscha, 1430 wird Chiengmai, 1532 ganz Kambodscha erobert. 1543 wüten Kriege mit Pegu und Birma, und 1547 finden wir Ajuthia in großer Blüte. 1555 aber fällt der König von Kambodscha in Siam ein, ebenso 1557 und 1559, und im 17. Jahrhundert erhebt sich das birmanische Reich und vernichtet 1766 Siam, das im Anfange des 18. Jahrhunderts zur höchsten Blüte gelangt war, wobei Ajuthia eingenommen und zerstört wird. Den hiesigen Hof hatte 1690 Kämpfer den prächtigsten, ebenso wie das Reich Siam die mächtigste der schwarzen Nationen in ganz Asien genannt. Der König, welcher die Birmanen zurücktrieb und Bangkok gründete, wurde 1782 erschlagen, und sein erster Minister gründete die heute regierende Dynastie. Die chinesischen Annalen verzeichnen eine Art von Tributärstellung Siams gegenüber China schon im 4. und 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, während die mythische Geschichte Siams ihren uralten Helden Phraruang sich die Tochter des Kaisers von China zum Weibe nehmen und den chinesischen Dschonkenverkehr mit Siam eröffnen läßt. Das siamesische Staatssiegel zeigt auch chinesische Buchstaben. Jedenfalls empfingen schon die Mongolenkaiser der Yuendynastie Tribute. Dieselben wurden fast regelmäßig jährlich in Form von Geschenken gegeben und erwidert. Später gingen die siamesischen Gesandten nur alle drei Jahre. Daß dieser Tribut mit zur Verbreitung chinesischer Sitten in Siam beitrug, lehrt die Thatsache, daß der König von Siam sich von seinem Schutzherrn in Peking neben Kupfer, Ginseng und langhaarigen Ochsen auch zeremonienkundige Eunuchen ausbat. Aber chinesische Gesandte kommen nie nach Siam. Der König von Siam nennt den Kaiser von China seinen ältern Bruder. Als weiteres Zeichen einer allerdings nur leise angedeuteten Abhängigkeit nimmt derselbe von China den Staatskalender entgegen, ohne indessen in seinem Lande danach rechnen zu lassen. Siam ist der einzige Staat Hinterindiens, welcher sich bis heute von abendländischen Mächten unabhängig erhalten hat. Eine Reihe Verbesserungen im europäischen Sinne sind in den letzten Jahren eingeführt worden, im ganzen ist dabei indessen weder die Macht des Landes gewachsen, noch die Lage des Volkes dadurch besser geworden.

Birma berührt sich mit China, wenn auch die Schanstaaten einen breiten Gürtel weder nach der einen noch der andern Seite hin vollständig abhängiger politischer Gebilde dazwischenschieben. Es hat also direktere politische Beziehungen zu China als Siam, wogegen seine Handelsverbindungen mit China schwächer entwickelt sind. Eben diese Zwischenlagerung kleiner Stämme ist offenbar eine der Hauptursachen, daß die chinesisch-birmanischen Beziehungen seit alter Zeit immer durch eine gewisse Reizbarkeit und Schärfe ausgezeichnet gewesen sind. Schon vor dem Beginne der birmanischen sogenannten Prome-Ära, welche 79 nach Christo beginnt, sollen die Chinesen einen Einfall in Birma gemacht haben. Unter Phyugodi, 161—241 nach Christo, wurde eine große chinesische Invasionsarmee zurückgeschlagen. Die chinesische Grenze wurde jedoch langsam im Schangebiete vorgeschoben, und Momien z. B. eroberten die Mongolen der Yuendynastie für China. Zu verschiedenen Malen war China dagegen eng mit Birma verbunden, und so drang eine chinesisch-birmanische Armee im 13. Jahrhundert bis nach Pegu vor. Der letzte chinesisch-birmanische Konflikt scheint 1762 durch einen unglücklichen Feldzug der Chinesen beendigt

worden zu sein. Die Chinesen marschierten auf die birmanische Hauptstadt, wurden aber geschlagen, und kein einziger von 50,000 soll zurückgekehrt sein. Zu dieser Zeit hatten die chinesischen Kaufleute einen festen Markt bei Ava und scheinen sich bei den Herrschern Birmas durch ihr Kapital und ihre Geschicklichkeit beliebt gemacht zu haben. Nach allen Zeugnissen haben sie wenigstens in den letzten hundert Jahren in Birma sich einer bessern Behandlung zu erfreuen gehabt als alle andern Fremden und besonders als die Europäer, gegen deren erste Versuche, in Birma Fuß zu fassen, sie nicht ohne Glück beim birmanischen Hofe zu wirken verstanden.

Für die frühere Geschichte Hinterindiens ist man auf anthropologische und archäologische Quellen verwiesen. Zunächst kann heute wohl das Vorhandensein negroider Völker in Hinterindien in geschlossenen Gruppen verneint werden. Von jenen Spuren auf der Halbinsel Malakka und den Andamanen abgesehen, welche wir früher erwähnten, könnte höchstens die Rede sein von einzelnen zerstreuten Individuen, die indessen keine Bedeutung für die früher öfters gestellte Frage haben können, ob Hinterindiens Urbevölkerung negroid gewesen sei. Dagegen waren offenbar die Malayen in Hinterindien nicht immer auf die Halbinsel Malakka beschränkt. Vor der Zeit einer beträchtlichen Einwanderung mohammedanischer Sumatraner in Kambodscha im 13. Jahrhundert dürften größere Teile dieser Völkergruppe sich in Hinterindien ansässig gemacht haben. Daß sie sich nicht mit den Khmer, wohl aber mit den Cham mischten, scheint die letztern als ihre nähern Verwandten zu charakterisieren. Die Cham oder Tsiam sind wenigstens jetzt der Mehrzahl nach Mohammedaner. Wenn der Schluß richtig, daß das alte Champa oder Tsiampa ein Küstenreich war, das von Donnaï bis Tongking sich ausdehnte, dann würde die Erinnerung an ähnliche malayische Küstenreiche im Archipel und auf Malakka naheliegen. Man behauptet Ähnlichkeiten mit Battak, Dajak und echten Malayen, aber auch mit Drawidavölkern bei den Bewohner Tsiampas verfolgen zu können. Doch hat ein so unbefangener Beobachter wie Crawfurd selbst in den Birmanen starke Anklänge an Javanen finden wollen. Geschichtlich nachzuweisen ist bis in die neueste Zeit die massenhafte Zumischung chinesischer Elemente im ganzen östlichen und nördlichen Hinterindien. Spricht doch Colquhoun von der Bevölkerung von Tongking überhaupt nur als von einer chinesischen, was unter allen Umständen weit übertrieben ist, sind doch die Küstenstrecken und Inseln bis zum kambodschanischen Vorgebirge von Chinesen besetzt, und wird die Bevölkerung Siams als zu einem Sechstel aus Chinesen bestehend angenommen. Auch wenn man dahingestellt läßt, daß die chinesischen Mischungen, wie von Formosa berichtet wird, gleich den jüdischen das Eigentümliche haben, daß das chinesische Blut immer durchschlägt und nicht leicht abgeschwächt wird, bedeutet dies immer einen mächtigen Einfluß auf die Rasse. Als thätiger, von den Lasten des Staates freier, wohlhabender und oft auch zivilisierter werden die Chinesen von den einheimischen Frauen vorgezogen, und deren Sprößlinge, die den gemeinsamen Namen Minhuong tragen, schließen den Chinesen in Thätigkeit und Einfluß sich nahe an.

Die Wahrscheinlichkeit, daß die kräftigern Nordvölker auch früher schon südwärts drängten, wird sehr groß, wenn man sieht, wie die vorderindische Halbinsel das gleiche Geschick hatte, und wie selbst nach China wieder und wieder von Norden und Westen her Nomaden einbrachen. Die zahlreichen Angehörigen der tibetanischen Sprachfamilie dürften auf diese Art nach Hinterindien gekommen sein. Vielleicht kann man auch in dem hohen Throne der Könige Kambodschas und Siams eine mongolische Erbschaft erkennen, denn die indischen Radschas pflegen auf niedrigen Estraden oder Teppichen zu sitzen. Es ist fast gewiß, daß noch im 9. Jahrhundert nicht nur im heutigen Siam, sondern auch in Birma-Pegu die Chava, wahrscheinlich eigentliche Malayen, saßen; Siamesen und Birmanen trieben sie, von Norden kommend, ans Meer und auf die Inseln, aber als Mohammedaner kamen

später Teile von ihnen zurück. Ebenso wurden die Khmer durch Siamesen bedrängt. In Kambodscha und Kotschinchina herrschten die Cham, welchen erst durch die Khmer, dann durch die Anamiten ein ähnliches Schicksal bereitet wurde. Auch sie dürften den Malayen nahegestanden haben.

Die Geringfügigkeit historischer Elemente im Leben und in der Tradition der sogenannten Wilden Hinterindiens verbietet der Spekulation, weit hinter die Zeit zurückzugehen, in welcher an der Hand Indiens und Chinas Hinterindien in das Licht der Geschichte tritt. Die Khmer Kambodschas und die Cham, die das von Marco Polo oft genannte Reich Tsiampa im heutigen südöstlichen Anam gründeten, waren keine Autochthonen. Jene dürften Hindu, diese Malayen gewesen sein. Was begründet aber die Annahme, daß jene andern Völker, deren Tradition das Autochthonentum nicht so ausdrücklich zurückweist, die Urvölker dieses Landes seien? Ihre ethnographischen Merkmale deuten malayischen Einfluß, vielleicht malayischen Ursprung an. Das Fischervolk der Naga am Tale Sap, dem Buddha sein Evangelium mit so mächtigem Erfolge gepredigt hat, gehörte hierzu, rechtfertigt aber in nichts Mouras Annahme, daß es die „ersten Einwohner" umschlossen habe. Auch in der Thatsache, daß die Chreai Kambodschas in ihren Doppelhäuptlingen, welche Könige des Feuers und des Wassers genannt wurden, früher die Huldigung der Könige Kambodschas empfingen, liegt höchstens ein Beweis frühern Angesessenseins jenes Volkes auf hinterindischem Boden. Wenn auch negroide Zumischungen im Innern, wie z. B. Quatrefages annimmt, vorkommen, so sind doch viele der „Wilden" heller als ihre heutigen Beherrscher.

Hinterindiens Ruinenstätten werden uns niemals in eine so ferne Vergangenheit blicken lassen wie diejenigen Ägyptens oder Babyloniens, aber sie können unsre Kenntnis mindestens etwas hinter die Epoche weniger Jahrhunderte zurückführen, welche hier historische Zeit bedeutet. Wir haben zunächst die dolmenartigen Steinbauten, welche Harmand im Lande der Kha entdeckt hat: Steinplatten ungefähr von der Form eines Rechteckes, 1—2 m lang, an deren kurzer Seite ein oder zwei Ecksteine von 1 bis 1½ m Höhe stehen. Dieselben entsprechen keiner heute dort üblichen Form des Grabdenkmales. Reste von Städten am Oberlaufe der Flüsse des nördlichen Anam und Laos beweisen, daß hier, wo jetzt die ärmlichen kleinen Stämme der Moï und Genossen hausen, ein oder mehrere Staaten existierten, welche in der Zivilisation vorgeschritten waren und einen sehr entwickelten Kunstgeschmack, besonders in Architektur und Bildhauerei, besaßen. Ob die Moï Nachkommen der Erbauer dieser verfallenen Städte sind, ist eine offene Frage. Auch die Gegend von Bassak hat ihre Ruinen. Die Trümmer von Ajuthia gehören dagegen schon der historischen Zeit an. Folgendes dürfte der Gang der Entwickelung sein, welchen die khmerische Architektur, die einzige in Hinterindien, deren Geschichte aus ihren Trümmern zu entziffern versucht ist, genommen. Der Tempel, der bezeichnenderweise in den ersten Anfängen Gotteshaus und Festung zugleich gewesen, entwickelte sich mit der Zeit mehr und mehr in ornamentaler Richtung, verlor dabei fortschreitend von seinem Festungscharakter, um endlich in der Epoche der höchsten Entwickelung in ein großes, dekoratives Ganze auszulaufen. Die zuerst massigen Formen wurden immer schlanker, die Stufentürme mit ihren ausgeschnittenen Krönungen und den Lotosblumen, welche sie überragen, immer leichter und reicher. Die Zahl der Fenster und Thüren, der Schmuck der letztern, die Ausdehnung der Säulengänge nahmen zu. Kurz, man beobachtet eine Entwickelung vom Einfachern und Schwerern zum Reichern und Leichtern. Derselbe Weg wird gemacht, der vom dorischen zum korinthischen oder vom Renaissance- zum Barockstile führt. Man erkennt ihn auch in der Weiterbildung der Pyramiden, die, wie wir gesehen haben, aus einfachen, stufenförmigen Übereinandertürmungen zu immer reicher skulpierten Bauwerken, zuletzt zu hügelförmigen Ansammlungen der ganzen üppig entfalteten Schmuckmotive der khmerischen Kunst geworden

waren. Ebene und pyramidale Bauwerke scheinen sich unabhängig voneinander entwickelt zu haben, aber in ähnlichen Richtungen, um dann, in den letzten großen Erzeugnissen khmerischer Kunst, wie z. B. in den Tempeln von Angkor Vaht, zusammenfließend, das Großartigste zu erzeugen, was diese Kunstblüte hervorgebracht. Vielleicht ging eine Änderung des Materiales Hand in Hand mit dieser Entwickelung der Motive: die Backsteinbauten, deren Zementverkleidung die Motive der khmerischen Skulptur ins Barocke übertreibt, dürften zu den jüngsten Erzeugnissen kambodschanischer Kunst gehören.

Unerklärt ist bis heute das gleichzeitige Vorkommen buddhistischer und brahmanischer Symbole. Während das Innere der Tempel Buddhabilder umschließt, findet man auf den dieselben verkleidenden Basreliefs brahmanische Gedanken versinnlicht. Am Haupteingange des Tempels von Angkor Vaht findet man auf dem Deckbalken der innern Thür Wischnu auf einer Schlange ruhend, seine Beine von einem Weibe getragen, über ihm in dreiblätterigem Lotos, einem Hauptmotiv der Architektur der Khmer, einen andern Gott. In tausend Ornamenten kehrt derselbe Gott wieder, am häufigsten auf den Garuda, in Gesellschaft des auf dem Stiere reitenden Siwa. Tritt man aber nun in das Innere des Tempels, welche Menge von Buddhastatuen, in deren Ausführung eine vollendete Kunst sich bezeugt, ein großes Abbild seines Fußes, eine Art Grab, in welchem Buddha ausgestreckt ist, im Begriffe, ins Nirwana überzugehen! Aber am seltsamsten mutet ein Bildwerk an, das Buddhas Geburt zeigt; indem er aus dem Busen seiner Mutter hervorsteigt, empfängt ihn ein knieender viergesichtiger Brahma. Dies ist wie ein Symbol des Mischglaubens.

Die Thatsache allein, daß diese Bauwerke so leicht vergänglich waren, um trotz ihrer Größe und Pracht fast vergessen werden zu können, wirft ein scharfes Licht auf das Schwankende des Kulturbodens, dem sie entsprossen. Je größer diese Prachtentfaltung, desto näherliegend der Vergleich mit der großen, herrlichen Blüte, welche, dem Wasser entsteigend, so viel Wachstumskraft in ihrem Erblühen verbraucht, daß mit ihrem Welken auch der Lebensprozeß abgeschlossen und die Möglichkeit des Weiterkeimens abgeschnitten ist.

Aus welcher Zeit stammen die Bauten? Diese Frage wird, einstweilen wenigstens, schwerlich mit Bestimmtheit beantwortet werden können. Eine solche Menge großer, mit Skulpturen bedeckter Monumente, die überdies noch so verschiedener Art, sind höchst wahrscheinlich das Ergebnis einer sehr langen Zeit. Es ist im allgemeinen anzunehmen, daß die Zeit ihrer Entstehung sich von dem Anfange unsrer Zeitrechnung bis in das 15. und 16. Jahrhundert erstreckt, und daß speziell die schönsten Werke zwischen dem 8. und 13. bis 14. Jahrhundert entstanden sind. Dies stimmt mit dem, was chinesische Zeugnisse uns von der geschichtlichen Entwickelung des südlichen Hinterindien berichten, in welcher diese merkwürdige Kunstentfaltung nur eine Episode ist. Dieselben sagen, daß zu Anfang des 7. Jahrhunderts und selbst seit der Mitte des 6. das Land groß und mächtig geworden war. Die Hauptstadt, heißt es in denselben, zählte 20,000 Häuser, im ganzen Königreiche gab es 30 Städte mit mehreren tausend Häusern. Der Fürst gürtete um die Lenden einen bis auf die Kniee herabfallenden Gürtel, er trug eine mit Perlen besetzte Tiara auf dem Kopfe und goldene Gehänge in den Ohren.... Vor den Thüren seiner Residenz standen tausend in Harnische gekleidete und mit Lanzen bewaffnete Krieger Wache. ... Die Einwohner trugen ihre Haare in Knoten geschlungen und hatten ebenfalls goldene Ohrgehänge; ihre Häuser glichen denen von Siam. Auf einem nächst der Hauptstadt gelegenen Berge war ein Tempel, der immer von 5000 Mann bewacht wurde. Im Osten von der Stadt war ein andrer ebenfalls von 1000 Soldaten bewachter Tempel.

Die Hilfe, welche die ethnographisch-geschichtlichen Studien von der Betrachtung der zahlreichen kambodschanischen Reliefs zu erwarten haben, ist nach den Erfahrungen, die man in dieser Beziehung in Ägypten gemacht hat, nicht zu überschätzen, wiewohl eine

gewisse Sorgfalt der Ausprägung der verschiedenen Rassentypen zugewandt ward. Man bemerkt neben dem wilden Eingebornen die Anamiten und Laosvölker, indische Brahmanen, einen dem jüdischen ähnlichen Typus, eine untersetzte und kräftige mongolische Rasse, einen Kriegertypus, „dem nichts als eine etwas stärkere Oberlippe fehlt, um demjenigen römischer Krieger zu gleichen" (Delaporte), endlich einen edlen, feinen, durch Sanftheit des Ausdruckes ausgezeichneten und oft selbst dem klassischen sich nähernden Typus, in welchem vielleicht derjenige des alten Kambodschaners zu erkennen ist.

Wenn bei der Bevölkerung Hinterindiens auch die mongoloiden Rassenmerkmale mit Schädelindexen von 82 bei Stieng, 83,2 bei Anamiten, 83,6 bei Birmanen, 83,7 bei Kambodschanern und einer wenig über 1,6 m sich erhebenden Körpergröße der Männer vorwiegen, so kann doch im ganzen eine Abschwächung derselben behauptet werden, welche nach Süden und Westen hin sogar in auffallendem Maße sich geltend macht. Sehr nahe stehen natürlich die Tongkingesen ihren chinesischen Nachbarn, unter denen sie durch vierschrötige Gestalt, kleinen Wuchs, olivenbraune Gesichtsfarbe am meisten an die Punti der Nachbarprovinz Kuangtung erinnern. Doch wird schon bei ihnen die Nase als weniger platt und werden die Backenknochen als weniger vorspringend beschrieben. In den Anamiten treten schon stärkere Abweichungen, Andeutungen fremder Zumischung, hervor — der Merkwürdigkeit wegen sei erwähnt, daß sie in Kotschinchina den Namen Giaotschi führen, angeblich weil ihre große Zehe stärker entwickelt und weiter von den übrigen Zehen getrennt ist als bei allen Nachbarvölkern —, und in der Bevölkerung von Nieder-Kotschinchina wollen Grammont und andre schon ein Gemisch chinesischer, malayischer und kambodschanischer Elemente sehen, wobei sie das kambodschanische auf Hindu-Ursprung zurückführen, welchen übrigens auch die Pali-Elemente in der kambodschanischen Sprache anzeigen. Indische Gesichtszüge, an die niedern Hindukasten erinnernd, sollen unter den Khmer Kambodschas häufig sein, und Garnier begegnete erstaunt arabischen Zügen bei den Kuy des Laoslandes. Die Siamesen werden als ungeschlacht und untersetzt im Vergleiche zu ihren östlichen Nachbarn, teils auch malayenähnlicher, die Laos und Schan als chinesenähnlicher und gleichzeitig kleiner von Wuchs beschrieben als die Birmanen, bei welchen kräftigere Gestalten und sowohl schärfere als edlere Linien am meisten an die indischen Bergstämme des Nordostens erinnern.


Ein siamesischer Edelmann. (Nach Photographie.)

Besondere Beobachtung hat die Hautfarbe der Hinterindier gefunden, weil ihr dunklerer Ton nicht im Einklange mit den vorwiegend mongoloiden Gesichtszügen und Schädelformen steht. Man hört wohl sagen, dieselbe werde nach Süden zu immer dunkler, doch entspricht dies nicht ganz der Wirklichkeit. Allerdings gehören die Khmer, welche in alten chinesischen Berichten als die „schwarzen Einwohner" Kambodschas erscheinen, die Phuong und Stieng und die vermutlich malayischen Cham zu den dunkelsten. Die Anamiten sind indessen heller als die Siamesen und die Laos, während die Hoï wieder heller als ihre anamitischen Nachbarn zu sein scheinen. Am hellsten sollen die Rodeh Kambodschas sein, welche

deswegen und um ihrer Körperkraft willen besonders als Sklaven gesucht sind. Allgemein werden die in Hinterindien angesiedelten Chinesen als sehr hell geschildert. Die Farbe alter glänzender Bronze, welche Moura als die der hellsten Kambodschaner angibt, deren dunkelste er aber daneben „die Neger von Hinterindien" nennt, bezeichnet wohl den mittlern Ton, um den die Hautfarbe vieler Hinterindier schwankt. Daß manche von den „wilden" Stämmen heller sind als die Siamesen, Anamiten und Genossen, deutet jedenfalls darauf hin, daß nicht eine einfache Schichtung älterer dunklerer und neuerer hellerer Elemente zu erkennen ist. Wir besitzen eine einheimische Klassifikation nach der Hautfarbe, welche aus Kambodscha stammt. In derselben sind am dunkelsten die Khmer, dann folgen die Wilden des Ostens, die Malayen und Cham und endlich die Siamesen. Im allgemeinen haben wir dunklere Färbungen im Süden, hellere im Norden. Die Frage ist gestattet, ob hier nicht fremde Einflüsse in Rechnung zu ziehen seien, von denen die Geschichte nichts berichtet. Zahlreich sind die nachweisbaren Vermischungen, unter denen besonders die der hinterindischen Weiber mit Chinesen einen erklecklichen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen. Eine kleine Zahl von dunkeln Nachkommen von Portugiesen soll es in Kambodscha geben. Solange Hinterindien noch in seiner kriegerischen Periode stand, brachte das Kriegssklaventum eine Masse fremder Elemente ins Land. Yule fand in den fünfziger Jahren die Bevölkerung von Ava und Amarapura zu einem großen Teile aus kriegsgefangenen Sklaven gebildet, die von den Kassai, den Katschar und aus Assam stammten. 1767 wurden angeblich 25,000 kriegsgefangene Chinesen nach Ava gebracht, deren Verheiratung mit birmanischen Weibern dann möglichst befördert wurde.

Was man wilde Hinterindier nennt, sind schwache, in kleinern Gruppen zerstreut lebende Völker, welche von den Laos und Siamesen nach Westen, den Anamiten nach Osten und Süden, den Kambodschanern nach Südwesten in waldige Gebirgs- und Hochlandregionen zurückgedrängt wurden. Ihre Rassenmerkmale lassen sie der Mehrzahl nach in die große Gemeinschaft der Mongoloiden einreihen, in welcher sie von den hinterindischen Nachbarn sich durch dunklere Haut und rauhere Züge, vielleicht auch längere Schädel unterscheiden, also durch Eigenschaften, welche wohl ganz auf die Kulturverhältnisse, unter denen diese Menschen leben, zurückführen. Für Stieng, Laos und andre ist kaukasische Ähnlichkeit in Anspruch genommen, aber nicht hinreichend begründet worden. Eine ausgedehnte Mischung mit den Herren des Landes, wie sie bei Völkern von so niedriger Stellung nie fehlen wird, erschwert die Feststellung eines reinen Typus. Harmand fand bei denselben die Neigung weit verbreitet, sich der nächsthöhern Klasse und Rasse zuzuzählen: „Sobald die Kha oder Penong glauben, daß sie andre über ihren wahren Ursprung täuschen können, verleugnen sie denselben vollständig, und da drei Vierteile der Laos mit wildem Blute gemischt sind, so ist die Unterscheidung sehr schwer. Namentlich am linken Ufer des Mekhong behaupten Laos vom reinsten Blute, daß man einen Kha nur an seinem weit durchbohrten Ohre von einem Laos unterscheiden könne." Dieser selbe Reisende wendet sich energisch gegen die Übertreibungen, welchen manche Beurteiler hinterindischer „Wilden" sich bezüglich der Körpermerkmale derselben hingegeben haben. Er findet sie keineswegs durchaus dunkler, sondern schildert die Bolowen des Mekhong als nicht bloß heller, sondern auch höher gewachsen und sogar im ganzen körperlich und geistig besser angelegt. Die Bani im alten Tsiampa werden als weiß (!) von Haut beschrieben.

Charakter, geistige und moralische Anlage und Ausbildung lassen drei verschiedene Ausprägungen erkennen, welche wohl ebensosehr von Rassenunterschieden wie von der Verschiedenheit des Kulturstandes bedingt sind. Wenige verfälschte Naturkinder, wie sie in den gebirgigen Teilen von Tongking bis Birma als Moï, Stieng, Schan wohnen, werden als gerecht, arbeitsam, freiheitsliebend geschildert. Ehebruch und Diebstahl werden bei ihnen

strenger geahndet. Man wird keine Idealmenschen in ihnen finden, aber ihr sittlicher Abstand von der Tieflandbevölkerung und den Städtebewohnern ist jedenfalls sehr beträchtlich. Gautier, der vier Monate bei den Moï verlebte, zeichnet ihn in den Worten: „Während in der Kolonie, man mag sagen, was man will, nur ein allerdings in Stämme gegliederter Haufe Ausgestoßener, weggelaufener Sklaven und dergleichen sich findet, trifft man in den Wäldern eine ruhige, mutige, anständige und fleißige Bevölkerung". Tongkingesen, Anamiten, Siamesen, Birmanen sind im Vergleiche zu diesen einfachen Menschen zersetzt und angefressen, ohne daß die Kultur sich in ihnen auch von der guten Seite ihrer Einflüsse zeigte wie bei den Chinesen. Im Äußern dieser Völker tritt eine größere Abhängigkeit und Unterwürfigkeit hervor, an welche Chinesen, Malayen und jene Stämme des Innern sich häufig so wenig gewöhnen, daß Kenner sie schon daran zu unterscheiden im stande sind. Trotzdem stehen sie an eigentlicher Feinheit des Benehmens, die Würde voraussetzt, hinter den Chinesen zurück, erreichen sie jedoch mindestens in Verschlagenheit. Den Birmanen, welche, hoch und nieder, leidenschaftliche Freunde des Schauspieles sind, sagt man nach, daß sie auch im Leben Komödie spielen, und daß es ihnen schwer falle, ernste Dinge ernst zu nehmen, leicht aber, in allen die Unwahrheit zu sagen. „In Birma", sagt Archibald Forbes, „wird jede Thätigkeit, vom Regieren bis zum Kohlbaue, in einer gewissen nebenläufigen, zufälligen, spielenden Weise betrieben und mit einer Lässigkeit, als ob ‚tempus inexorabile' eine nicht existierende Einbildung sei.... Der Handel scheint von denen, die ihn betreiben, als ein gelegentlicher Scherz betrachtet zu werden."—„Leicht kommen, leicht gehen", lautet ein beliebtes und ebendarum bezeichnendes Sprichwort der Birmanen. Nicht sehr weit hiervon abweichend werden die Siamesen geschildert als ein mildes, nicht übermäßig prinzipienstrenges, neugieriges, schwatzhaftes Volk, das zum Fremdenverkehre ganz gut disponiert ist und ebendeshalb mit am frühsten dem Verkehre mit den Europäern sich erschloß. Durch die Mischung dieser Leichtlebigkeit mit chinesischem Verstande und Ernste sind die Tongkingesen vielleicht das beste von diesen hinterindischen Völkern geworden. Dupuis, der sie aufs genaueste kannte, nennt sie das angenehmste Volk des Ostens und entwirft folgende Schilderung von ihrem Charakter: „Die Bewohner von Tongking haben einen weit entwickeltern Sinn für das Geschäft als die Kotschinchinesen, sind auch thätiger und handeln mit allem. Sie lieben den Geldgewinn, sind aber ebenso eifrig dabei, ihn durchzubringen, wie ihn zu erwerben, und an den nächsten Tag zu denken, ist nicht ihre Sache. Der Tongkingese ist verschwenderisch, ist ein großes, sorgloses Kind und ein Freund von Lustbarkeiten und Festen; für prunkhafte Zeremonien und Leichenbegängnisse ist ihm keine Summe zu hoch. Sonst ist sein Charakter dem des Chinesen ähnlich, welcher freilich mehr an die Zukunft denkt und seinen Verdienst nicht so unsinnig von sich wirft. Die Tongkingesen lieben es, bei ihren Freunden zu speisen, und gewöhnlich verhandeln sie bei Tafel ihre Angelegenheiten. Von Natur sind sie heiter, wunderbar beweglich und ungewöhnlich gewandt, dabei offenherziger als die Anamiten." Wenn über diese letztern besonders die französischen Urteile minder günstig lauten, so ist daran zu erinnern, daß die Beamten, welche sich als so geschickte, weil rücksichtslose Diplomaten gezeigt haben, dieses Urteil mit beeinflussen. Von dem Charakter der Anamiten entwirft Gaultier de Claubry folgende Schilderung, die sich auf pädagogische Erfahrungen stützt: „Sie teilen mit den Chinesen große, aber allzu passive Gelehrigkeit, mehr Geduld als Geschmack am Lernen, ein ungewöhnliches Gedächtnis, welches ohne Hilfe der Intelligenz und der Urteilskraft sich hauptsächlich auf die Schriftzeichen richtet. Beiden fehlt der wissenschaftliche Sinn, die Kritik, aber die Anamiten eignen sich ihn durch Erziehung an; die Chinesen finden sich in rein praktischen Fragen rascher zurecht, sehen aber nicht höher darüber hinaus, sie bleiben Geschäftsleute, während die Anamiten darüber hinausgehen können." Dem Geiste der Kambodschaner schreibt derselbe Beobachter Schwerfälligkeit, aber Ehrlichkeit zu. Oft ist das Wort

wiederholt worden, die Anamiten seien die Franzosen des Ostens. Crawfurd, der es nicht citiert, sagt doch auch Ähnliches von ihnen, indem er sie die lustigsten unter allen Orientalen nennt und außerdem hinzufügt: „Der Übergang von Freude zu Betrübnis und zu den übrigen widrigen und unangenehmen Gemütsbewegungen scheint bei ihnen ganz gewöhnlich zu sein. Dieser Übergang ist ebenso plötzlich wie unerklärbar, und einem Fremden muß ihr Betragen in dieser Rücksicht ganz unvernünftig und im höchsten Grade unbeständig erscheinen." Und Barrow kontrastiert das anamitische und das chinesische Wesen, indem er sagt: „Die Anamiten sind wie die Franzosen immer lustig und geschwätzig, während die Chinesen immer würdevoll auftreten und sich wenigstens den Anschein geben, zu denken. Vielleicht sind die Siamesen die weichst geartete dieser Nationen." „Sanft, schüchtern, unüberlegt, leichtherzig, frohsinnig, dem Streite abgeneigt", nannte die letztern schon Pallegoix. Man rühmt ihre Mildthätigkeit, ihre strengere Auffassung der Religiosität und tadelt ihre Unterwürfigkeit und allzu große Bereitwilligkeit, den fremden, besonders chinesischen, Einflüssen nachzugeben.

Die Überlegenheit der Chinesen über alle Hinterindier ist ein Gegenstand häufig wiederkehrender Betrachtungen bei Beurteilern jeder Nation und jeden Standpunktes. Ein gerade hier nur anstreifender, aber tief in ostasiatisches Wesen im allgemeinen sich versenkender Beobachter wie Bowring fand zwar den malayischen Grundzug bei den Siamesen wesentlich verfeinert; allein ihr Firnis täuschte ihn nicht über den Mangel jener höhern Vollendung des äußern Menschen und seines Gebarens, wie er in China erreicht wird. Es liegt das nicht bloß in dem Reichtume und der kaufmännischen Thätigkeit, welche den Chinesen bis nach Birma eine auch politisch einflußreiche Stellung gewährte, so daß die ersten europäischen Gesandtschaften, welche den Hof von Amarapura besuchten, in Gegenwart chinesischer Kaufleute empfangen wurden, welche offenbar die Berater des Herrschers oder seiner Minister in handelspolitischen Angelegenheiten waren; die Überlegenheit der chinesischen Kultur macht sich vielmehr darin geltend. Alle diese Länder sind ärmer als China und blicken zu diesem als dem Geld, Macht, Wissen und Können vorzugsweise besitzenden auf. Ihre Regierung ist drückender und willkürlicher, die öffentliche Sicherheit geringer, das Nationalgefühl schwächer. Es ist sehr bezeichnend, daß zu den auszeichnenden Merkmalen des Tongkingesen auch die Vorliebe für alte europäische Uniformen gehört, von welcher der an seine altererbte, praktische Tracht gewöhnte Chinese gar nichts wissen will. Der Unterschied geht bis ins Kleine. Wir nennen den Chinesen schmutzig, aber wir hören Harmand sagen: „In Sachen der Reinlichkeit steht der Anamit von allen Völkern fast zu unterst und unterscheidet sich darin wesentlich von seinem chinesischen Nachbar". Aus China stammt endlich vor allem das, was im östlichen und südlichen Hinterindien Wissenschaft genannt wird. Noch in Anam setzt sich der ganze Bücherschatz eines Gelehrten aus ein paar Schriften des Konfucius und einigen gleichfalls chinesischen Werken über Medizin, Astrologie und dergleichen zusammen. Die siamesische Belletristik hat verschiedene Übersetzungen aus dem Chinesischen aufgenommen und zeigt auch in ihrem Stile von dorther gekommene Einflüsse; der „Sakok" oder „Samkok" („Krieg der drei Reiche") ist sogar mehrfach ins Siamesische übertragen. Die chinesische Sprache nimmt in Hinterindien die Stelle einer Kultursprache ein. Sie wird weithin verstanden, wenn nicht gesprochen, so doch durch die Bedeutung der Hieroglyphen geschrieben. Die Anamiten verstehen Chinesisch viel leichter als Moï. Gautier behauptet sogar, ein Anamit könne nie Moï sprechen. Mit großer Mühe verdrängen die Franzosen allmählich mit unsern einfachen Buchstaben, welche durch einige Accente bereichert wurden, die 90,000 chinesischen Schriftzeichen aus den Schulen Nieder-Kotschinchinas. Während das Anamitische die Masse schwer erlernbarer Accente mit dem Chinesischen teilt, wird die khmerische Sprache recto tono gesprochen. Hier betreten wir bereits das indische

Litteraturgebiet, denn die Litteratur der Khmer besteht aus philosophischen und religiösen Werken in der Palisprache, welche der Tradition nach aus Indien stammen. Auch Birma, dessen Sprache vielen nichtbirmanischen Völkern des westlichen Hinterindien als Verkehrssprache dient, benutzt indische Schrift, und seine Litteratur nährt sich aus indischen Quellen.

Die hinterindische Kunst war besonders in Architekturwerken einst auf einer ganz andern Höhe. Doch bestimmte diese überall, wo Spuren sich erkennen lassen, der indische Einfluß, dem hier allerdings ungewöhnlich günstige Bedingungen entgegenkamen. Vollkommen gerechtfertigt sieht man heute die Worte, welche Fergusson den damals neuentdeckten Ruinen von Kambodscha widmete: „Seit der Aufdeckung der assyrischen Ruinen ist die Entdeckung der verfallenen Städte Kambodschas die wichtigste Thatsache in der Kunstgeschichte des Orients". Wir haben von diesen Bauwerken früher gesprochen, so daß eine erneute Betrachtung überflüssig ist. (Vgl. S. 414 f.) Auch Birma und Siam weisen großartige Baureste aus alter Zeit auf. Sie haben Anregungen seitens der indischen Kolonie in Kambodscha empfangen, aber es herrscht bei ihnen wenigstens in der Baukunst mehr das Scharfe, Harte, Phantastische und Unwahrscheinliche als das Weiche, Majestätische und Wahre. Eine wilde, ungezähmte Phantasie drängt sich überall vor, wo nicht, was heute in der Mehrzahl der Fälle gilt, die Veräußerlichung die Gedanken ertötet. Crawfurd vergleicht die kirchliche Kunst Siams mit derjenigen der Ceylonesen, indem er sagt: „In der schönen und imposanten Bauart ihrer Dagobas sowie in den unzähligen Buddhabildern von Thon, Stein, Elfenbein, Erz, Holz, Gold und Silber zeigen sich die letztern stets als viel bessere Künstler und Baumeister; der siamesische Tempel mit seinem Reichtume an Tändelei und Flittergold aus einer chinesischen Bude erinnert mit seinen 300 Bildern mehr an Kinderspielzeug als an einen Ort der Andacht, während die Tempel von Kandi durch geschickte Verteilung von Licht und Schatten oder durch die zweckmäßige Aufstellung eines oder meistens einiger gut gearbeiteter Bilder eine zugleich feierliche, majestätische und eindrucksvolle Wirkung hervorbringen". Man findet die spätern indischen Spuren in Siam, wohin beim Sinken der Macht Kambodschas der Schwerpunkt der Kulturentwickelung im südlichen Hinterindien sich verlegt hatte. Die in der Ausführung keineswegs feinen, aber im Gesamteindruck ebenso großartigen wie graziösen Glockenpyramidentürme von Ajuthia, der alten siamesischen Hauptstadt, knüpfen an die spätern Entwickelungen der khmerischen Architektur an. In den krenelierten Türmen von Ajuthia glaubt man geradezu die Motive von Angkor Vaht unverändert wieder auferstehen zu sehen.

Wenn die indische Verwandtschaft der khmerischen Kunst über allem Zweifel feststeht, so ist dagegen ihre Entfaltung in diesen südlichen Bezirken Hinterindiens und nicht minder der Weg dunkel, den sie einschlug, um von Indien hierher zu wandern. Das natürliche Durchgangsland scheint Birma zu sein, aber die ältern birmanischen Bauten in den aufeinander folgenden Hauptstädten Birmas: Ta-Tun (5.—11. Jahrhundert n. Chr.), Altpagan (1. Jahrhundert), Prome (5. Jahrhundert v. Chr.) sind uns noch nicht hinreichend bekannt, um dieser von Westen nach Osten sich ausbreitenden Bewegung Schritt für Schritt folgen zu können. Nur auf kleinere Eigentümlichkeiten, wie z. B. die Vorliebe, mit welcher in Birma der Spitzbogen angewandt wird, und welche von Fergusson als Konsequenz des Backsteinbaues betrachtet wird, ist gelegentlich aufmerksam gemacht worden. Die Hoffnung, in Kambodscha selbst ältere Bauten als khmerische zu finden, ist bis heute kaum für erfüllt zu halten. Was an der khmerischen Kunst originell ist: die großartige Anlage, mit ihrem von Säulen, die den Thürsims tragen, umgebenen Eingangsthore und den pilastergetragenen Giebeln, die Vollendung der Arbeit vor allem in den Skulpturen tritt, unmittelbar, ohne Tasten und Versuch, uns entgegen. Der Kern, das Wesen, der Vorwurf der khmerischen Kunst behält indischen Charakter, die Form aber erfährt Einflüsse, welche umgestaltend wirken.

Ostasiatische Einflüsse haben nicht vermocht, den Farbensinn der Hinterindier mehr zu kultivieren, als wir es in Indien erreicht sehen. Die Birmanen malen zwar Blumen, bleiben aber in dieser Kunst weit hinter ihren chinesischen Mustern zurück. In Siam sind es hauptsächlich Chinesen, welche die buddhistischen Tempel mit den oft sehr lasciven Darstellungen der Strafen und Belohnungen im Jenseits ausmalen.

Die Tracht der Anamiten ist in den bessern Ständen durch eine turbanartige Mütze von schwarzem Krepp bei Männern und weißem bei Frauen und eine lange Tunika mit sehr weiten Ärmeln, die auf der Seite der Brust geknöpft wird, bezeichnet. Dieses Gewand tragen beide Geschlechter, ebenso die gleichen weiten Beinkleider. Zur Staatstracht der Männer gehört noch eine enge Weste mit stehendem Kragen. Stickerei und Goldputz werden meist vermieden. Die vorgeschriebenen Kleider der verschiedenen Mandarinenklassen tragen nach chinesischem Muster symbolische Tierbilder eingestickt, und die Stoffe zu denselben werden aus China eingeführt. Eigentümlich ist die Kopfbedeckung anamitischer höherer Mandarinen, welche aus einer schwarzen, mit vergoldeten Ornamenten versehenen Kappe besteht, welche die in einen Knoten geschlungenen langen Haare bedeckt und hinten an jeder Seite ein schmales, 1/3 m langes und horizontal abstehendes Flügelchen hat; dasselbe ist von Gaze, mit Goldfäden gestickt und ähnelt den leichten Schwingen der Libellen. Die vier niedern Rangklassen tragen ein ähnliches Käppchen ohne Flügel. Um die Taille liegt ein reifenförmiger Gürtel mit mehr oder weniger kostbaren Steinen, und an den Füßen tragen sie chinesische Schuhe mit dicken weißen Sohlen. Vervollständigt wird dies Kostüm durch eine sehr dicke Elfenbeintafel, welche mit geschlossenen Händen vor der Brust gehalten wird, oder eine kleinere Tafel gleicher Art, welche um den Hals gehängt wird und das Abzeichen ihrer Stellung ist. Zu den Zeichen hohen Ranges gehören Begleiter, welche die unentbehrlichen Dinge, wie Pfeife, Betelbüchse, Papier, Schreibzeug und Theeservice, tragen. Ein Militärmandarin läßt sich außerdem seinen Säbel in einer hölzernen, mit Perlmutter eingelegten Scheide vorauftragen. Auf der indischen Seite der Halbinsel findet man bei den Siamesen die weiten Beinkleider der Südindier und Malayen mit Schärpe, zu denen ein um die Brust geschlagenes Tuch (Sari der Hindu) kommt, ebenso die goldgestickten Brokatjacken und kleine helmartige Kappen von schwarzem Samt oder Seide mit vergoldeten Zieraten. Auch die großen Turbane der Schan, aus 15 m langen, wie alle Gewänder dieses Volkes, dunkel indigoblauen Tüchern bestehend, erinnern an Indien. Ein handbreites Stück Baumwollenzeug um die Hüften der Männer, ein kümmerliches Unterröckchen bei den Weibern, an dessen Stelle in harter Arbeit und bei heißem Wetter ein hinten herabhängender Lappen tritt, sind die Kleidung tiefer stehender Stämme, wie der Moï, Kha, Stieng und andrer. Als Schmuck kommen hinzu Halsbänder von Glasperlen und Muscheln, dünne kupferne oder messingene Ringe, nach Negerweise dicht übereinander geschoben an den Vorderarmen, und, das äußerliche Hauptmerkmal der Unterscheidung von den zivilisiertern Stämmen, ein Ohrpflock von Holz oder Metall, den aber freilich auch die tiefer stehenden Laos der östlichsten Gebiete nicht verschmähen. Eine kleine Weste in der Art der malayischen, welche die Weiber der Kha tragen, ist mehr Schmuck als Kleidung. Gold ist bei manchen von diesen Stämmen, wie den Moï, ganz unbekannt und Silber kaum mehr geschätzt als das weitverbreitete, auch zum Schmucke allgemein verwendete Kupfer.

Zum Zopfe haben selbst die Tongkingesen sich nicht bequemt, sondern fassen das frei wachsende Haar am Wirbel in eine Spange zusammen, während die Siamesen es zu einer Krone zusammenscheren und aufsteifen, die den Wirbel bedeckt und bei den Weibern in Flammenform und mit einer Metallnadel getragen wird. Die Anamiten vergrößern, wenn nötig, diesen Schopf durch künstlich hergestellte Wülste, welche man auf den Märkten in Menge feilbieten sieht. Der Bartwuchs ist zwar bei Anamiten im ganzen nicht stärker als bei Siamesen,

aber wenn man über die laotische Grenze nach Anam kommt, begegnet man mit Staunen den kärglichen, aber gepflegten Kinn- und Schnurrbärtchen, die in Siam und Laos fehlen.

Die weitverbreitete, besonders bei den Schan sehr hoch entwickelte Flechtindustrie liefert Stroh- und Basthüte der mannigfaltigsten Formen, welche anstatt der Schirme gegen Sonne und Regen getragen werden. Das häufigst angewandte Material ist den Blättern der Fächerpalme entnommen. Der Hut anamitischer Männer ist kegelförmig und bedeckt wie ein Lichtlöscher den Kopf bis zu den Schultern herab, der der Frauen ist breit und flach und gleicht dem Deckel einer großen, runden Schachtel. Am Rande desselben sind zwei lange, in Quasten endigende Seidenbänder befestigt, welche bis unter die Kniee hinabreichen, und im Boden ein kleiner Spiegel, worin der Stutzer seine schmalen Augen, seine kleine Nase und die vom Betelkauen geschwärzten Zähne bewundern kann. Der Mißbrauch europäischer Uniformen ist im Süden und Westen, nicht aber im Osten durchgedrungen, wie überall, wo die chinesische Kultur sich aufrecht hält. Ein europäisches Hemd über dem seidenen Staatskleide kann man aber im Innern die Laoshäuptlinge tragen sehen.

Der Schmuck ist niemals übermäßig reich. Auch wohlhabende Anamitinnen kennt man oft nur an zwei Bernsteinkugeln, die sie in den Ohren tragen, oder an Ketten von Silber und Bernstein, denen eine heilsame Kraft zugeschrieben wird, weshalb sie angeblich von Männern während der Schwangerschaft ihrer Weiber getragen werden. Mandarinen tragen Ringe, und wo die Luxusgesetze Chinas keine Geltung haben, die den Anamiten aus dem Volke auch das Tragen von Seide verbieten, da stolzieren auch die Töchter der Armen mit großen silbernen Fingerringen, wie wir sie auf den Bildern von Kotschinchinesinnen sehen. Übermäßig lange Nägel, besonders an der linken Hand, sind ein Kennzeichen des Ranges und der Gelehrsamkeit. Die zahllosen kupfernen Knöpfe, mit welchen im nördlichen Laos die Tuniken geknöpft werden, sind auch als Schmuck anzusehen. Die Tättowierung war einst weit verbreitet. Die Anamiten behaupten, sie hätten dieselbe auf Befehl eines Königs vor langer Zeit angewandt, um den Seeungeheuern ähnlich zu werden, denen sie beim Fischfange begegneten, und um diese zu täuschen. Heute ist sie, abgesehen von kleinern Völkern, nur noch bei den Laos sehr verbreitet, wo sie in polynesischer Weise durch verbundene Nadeln bewirkt wird. Früher teilte man wohl die Bewohner des Laoslandes in Tättowierte und Untättowierte und jene erstern in solche mit grüner und solche mit schwarzer Tättowierung. Da die Sitte im Verschwinden, bedeutet diese Klassifikation nicht viel. Bei den Güeo von Nordlaos findet man Leute, deren Körper mit Tättowierung bedeckt ist wie der der Markesaner. Bei den Kayen sind nur die Frauen tättowiert, bei den Tahoy wird nur die Oberlippe mit diesem Schmucke bedacht. Fußverkleinerung kommt schon in Tongking nicht oder nur selten vor. Beschneidung wird selbstverständlich bei Mohammedanern, außerdem aber bei Cham und einigen ihnen benachbarten Stämmen geübt. Zahnfeilung und zwar vermittelst Steinen wird von den Bahnar und andern „wilden Stämmen“ Hinterindiens berichtet.

Die Bewaffnung trägt in den Ostreichen chinesischen Charakter. Sind doch oft genug chinesische Heere hier über die Grenzen gedrungen. Die Anamiten sind chinesisch uniformiert, Luntengewehr und Lanze sind wie in China ihre Hauptwaffen. Bogen und Pfeil sind in Abnahme. Bis vor kurzem begegnete man auch Truppen mit ovalen Lederschilden von zwei Drittel Körperhöhe, die ein Rest alter Kriegführung waren. Unvermeidlich und in Friedenszeiten an Wichtigkeit alle Waffen übertreffend ist das Bambusröhrchen, mit welchem die Soldaten angefeuert und bestraft werden, und das überhaupt in Anam eine so große Rolle spielt, daß es kein lebendes Wesen in Anam gab, dem nicht das Pfeifen des Bambusröhrchens ein vertrauter Ton wäre. Auch hier gibt es ursprünglich, sowenig wie in China, eine geschlossene, bewaffnete Macht.

Die verbreitetste und beliebteste Waffe, die unzertrennliche Begleiterin der Krieger des Kha- und Moïstammes, ist die Armbrust, von welcher in wohlausgestatteten Häusern man eine große für Elefanten und eine kleinere für Hirsche, Rehe und dergleichen findet. Miniatur-Armbrüste dienen als Kinderspielzeug und vielleicht auch den Zauberärzten. Die Pfeile tragen Eisenspitzen, welche manchmal vergiftet sein sollen. Der Köcher ist aus Bambusrohr, und ihn schmücken oft schöne Schnitzereien, welche auch bei den Stieng indischen Charakter tragen. Ein starker Spieß dient bei der Jagd auf große Tiere als letzter Rückhalt. Lanzen mit gekrümmtem Messer als Klinge dienen dem Angriffe. Ein säbelartiges, schwach gebogenes Messer dient ebensowohl im Kampfe wie zum Durchhauen des Gestrüppes; ein kleineres, dolchartiges Messer mit krummem Griffe wird im Gürtel getragen. Die Geschicklichkeit im Schießen mit der Armbrust schildert Harmand bei den Kha als hervorragend. Er sah auf 15—20 Schritt einen Bambuspfeil ohne Eisen ein Brett von 1 cm Dicke durchbohren, doch gelang es ihm nicht, was die Kha in der kürzesten Zeit fertig brachten, eine der Armbrüste zu spannen.

Das Schutzmotiv ist überall in Dorf- und Hausanlage wirksam. Palissaden und Dornzäune mit verrammelten Thoren schließen die Dörfer ein. Bambusstacheln, die im Grase versteckt werden, machen jeden Zugang unsicher und liegen selbst um die Häuser herum zerstreut. Im Mittelpunkte des kleinen, von den Hütten umschlossenen Platzes erhebt sich auf einem abgeschnittenen Baumstamme und drei Pfählen für den zur Nachtzeit Wachehaltenden eine kleine Plattform. Alle diese Vorrichtungen dienen aber nicht zum Schutze gegen wilde Tiere, sondern gegen die Menschen. Pfahlbau ist weit verbreitet. Der Anamit lebt großenteils entweder auf dem Wasser oder auf dem Schlamme. (Morice.) Es kommen dazu die Schutzmittel gegen Geister, welche Seuchen und andres Unheil bringen. Amulette hängen an Bäumen und Stangen, und feine Baumwollfäden, die ums Dach gespannt sind, leiten in kleine Sandhäufchen. Aus Furcht, Übles ins Dorf zu bringen, lehnen die Leute selbst ab, Geschenke anzunehmen.

Eigentliche Dörfer, d. h. Ansammlungen von Häusern und Hütten, deren Zahl keine ganz geringe ist, finden sich nur in den dichter bevölkerten anamitischen, siamesischen und birmanischen Geländen. Die Wohnorte der Wilden verdienen nur Weiler genannt zu werden, höchstens liegen einige derselben nahe genug beisammen, um eine Gruppe zu bilden. Ein elendes, wenn auch verpalissadiertes Kha-Dorf neben einem Laos-Dorfe mit seinen Kokospalmen und Mangobäumen und seiner unvermeidlichen Pagode inmitten einer glatt geschlagenen Tenne macht den Eindruck einer bloßen Zigeuneransiedelung. Die zahllosen Chinesenniederlassungen erkennt man an dem solidern Baue, denn der Chinese zieht auch hier Stein und Mörtel vor. Die Dörfer der Wilden sind sehr einfach und bestehen meist nicht aus vielen Hütten. Nur die Befestigungen geben ihnen einen nicht ganz vergänglichen und nicht allzu lockern Charakter. Der Pfahlbau dominiert in irgend einem Grade alle Hausbauten, und die Moï und Kha wohnen manchmal haushoch auf schwanken Pfählen oder der Krone beraubten Baumstämmen. Ihre Hütten bestehen aus einem lockern Gerüste, das mit Blättern und Rohr verschalt ist. Die Balken sind bei bessern Häusern geschnitzt. Die Wände stehen nicht gerade, sondern sind einwärts geneigt. Von einem kaum geschützten Raume, der Küche, Arbeits- und Schlafraum zugleich darstellen muß, erweitert sich bei Völkern, die in größerer Sicherheit und damit besserm Wohlstande leben, wie z. B. den Kha Duon, die Hausanlage zu einer Art von Familienhütte, welche den Innenraum in zwei vordere Längsgelasse und ein hinteres Quergemach teilt. Im letztern steht ein Altar, es ist das sogenannte Zimmer der Vorfahren; das eine der erstern nimmt die Küche mit je nach der Zahl der Insassen einem oder mehreren Herden ein, das andre ist durch Querscheidewände in so viel Schlafräume geteilt, wie Familien in der Hütte wohnen. Eine ähnliche Einrichtung der Wohnstätten

begegnet man bei den Laos und den Moï, nur daß einmal die Schlafstätten schärfer getrennt sind als das andre Mal. Ein solches Haus ist bei den Moï am Dongnai 30—40 m lang, 15 m breit, und der Fußboden liegt 2—3 m über der Erde. Rings um dasselbe stehen Vorratshütten, oft in größerer Zahl, die noch höher auf Pfählen stehen, und im dichtesten, abgelegensten Walde begegnet man wohl kleinen Hütten dieser Art, welche das Kostbarste des Besitzes einer Familie oder eines Clans bewahren.

Als Städtchen können Ortschaften bezeichnet werden, in denen ein Miung sich erhebt, wie sie im Laoslande die Mittelpunkte der siamesischen Verwaltung bezeichnen. Eine solche Stadt im Dorfe besteht aus einem aus 3 m hohen Brettern gebildeten Palissadenvierecke von etwa 80 m Seitenlänge, in welchem bessere Häuser als die der gewöhnlichen Leute stehen. Sie ruhen auf schönen geschnitzten Balken und haben spitze Dächer, die mit ziegelförmig übereinander liegenden Brettern gedeckt sind. In dieser Anlage offenbart sich eine chinesische Stilrichtung, die auch in der Verzierung der Thore bis Huë und Saigon sich ausspricht. Das Bild der Citadelle von Huë mit 3 km langen Quadratseiten, über deren Zinnen keine Pagode, kein Monument, nur hier und da der First eines grauen Daches, ein grüner Baum hervorragt, ist ganz chinesisch. Auch in Siam ist die chinesische Unterabteilung der Städte nach ihrer Stellung als Provinz- oder Bezirkshauptstädte durchgeführt. Bassak ist z. B. Miung als Provinzialhauptort. Die häufige Verlegung der Hauptstädte, welche Birma im Laufe dieses Jahrhunderts von drei verschiedenen Mittelpunkten aus (Amarapura, Ava und Mandalai) regieren ließ, ist nicht charakteristisch hinterindisch, sondern gehört der Kulturstufe an. (Vgl. oben, S. 436.) China ist auch über diese Stufe weggeschritten, und Städte von der Größe und Dauerhaftigkeit der chinesischen Millionenstädte hat Hinterindien nicht aufzuweisen. Bangkok ist, wiewohl es gewiß nicht 4,100,000 Einwohner zählt, wie Gützlaff vor 50 Jahren annahm, sondern eher 100,000, wie Crawfurd meinte, die größte Stadt Hinterindiens. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Flußstadt. Die größten Handelshäuser und Kaufläden liegen auf Flößen oder stehen auf Pfählen im Menam, der mit seinen Nebenwassern die belebtesten Straßen darstellt. Noch zur Zeit, als Kämpfer sein Tagebuch der siamesischen Reise führte, war Ajuthia die Hauptstadt und Bangkok nur ein kleiner Komplex von Faktoreien und Warenhäusern.

Dem Ackerbaue liegen alle mehr oder weniger zivilisierten Völker Hinterindiens nahezu mit gleichem Eifer ob. Die Anamiten kaufen Reis von den Moï, und den Schan glücken künstliche Bewässerung und Theebau besser als ihren Herren, den Birmanen, so daß jene sogar Thee nach China ausführen. Die Laos haben ihren Wilden, die sie unterworfen haben, die Pflicht auferlegt, für sie den Reis zu bauen. Und jene steigen in der gebotenen Zeit hinab in die Ebene und bewohnen dieselbe, bis diese Pflicht erfüllt ist. Ähnlich benutzen die anamitischen Emigranten im Lande der Moï dieses Volk zum Reisbaue und zur Anlage von Obstpflanzungen auf Neuland, das sie durch diese ihnen fast wie Sklaven unterworfenen „Wilden" erst lichten lassen. Der Reisbau dominiert alle andern Kulturen. Trotzdem gerade in ihm die eingewanderten Chinesen sich weniger bethätigen als auf andern Gebieten des Ackerbaues, ist doch im Osten der chinesische Charakter der Kulturweise unverkennbar. In Kotschinchina sind vier Fünftel des Landes mit Reis bebaut. Von der Ausfuhr von 1868 waren sogar dem Werte nach 74,6 Prozent Reis. Der meiste geht nach China (55,500 Tonnen im angegebenen Jahre), weniger über Singapur nach Europa. Diese Sorte ist bedeutend besser als Siam-Reis. Auch Siam, wo indessen die Kultur eine viel weniger intensive ist (kaum ein Viertel des Landes soll sich in Siam unter Kultur befinden, vom fruchtbaren Menamthale soll nur die Hälfte angebaut sein), führte einst beträchtliche Mengen nach China aus, die allerdings sofort nach der Beendigung der Taipingrevolution, als das alte Reich Frieden gewonnen hatte und seine Lieblingsarbeit, den Ackerbau, wieder in alter Ausdehnung

aufnehmen konnte, geringer wurden. Die Ausfuhr nach Europa wurde dafür gleichzeitig größer, und die vor 20 Jahren auf nur 3½ Millionen Pikul geschätzte Reisernte hat sich stark vermehrt. Man unterscheidet hier Feld= und Gartenreis. Dieser wird umgepflanzt, jener nicht. Die Bodenverhältnisse begünstigen den Reisbau so sehr, daß von andern Getreiden nur in den nördlichen Laosländern der Mais einigermaßen ins Gewicht fällt. Reis ist nicht bloß Hauptausfuhr=, sondern auch Hauptnahrungsmittel, und man hat, wohl nicht mit großem Rechte, die Schlaffheit der Siamesen seinem vorwiegenden Genusse zuschreiben wollen. Auch im tongkingesischen Tieflande werden zwei Reisernten im Jahre gewonnen, doch wirken hier die verheerenden Überschwemmungen des Songka oft verderblich ein, trotz der Deiche von 7—8 m Höhe, durch welche in der Regel Gruppen von Dörfern sich gemeinsam geschützt haben, und auf denen, wie auf Straßen, der Verkehr sich bewegt. Der Ackerbau ist auch in Anam in hoher Blüte. Ein französischer Reisender nennt es „ein sonnenbeschienenes Land voll Reisfelder, Batatenpflanzungen, Maulbeerbäume, Rizinus und Mais, wo überall Menschen graben, hacken, Wasser tragen", und preist den Reichtum an Dörfern, die im Schatten von Areka= und Kokospalmen liegen. Hier bildet auch die ölreiche Bankulnuß (Aleurites triloba) einen Hauptgegenstand des Anbaues. Thee wird im nördlichen Anam und in Tongking gebaut, ergibt aber nirgends ein der chinesischen Pflanze ähnliches Produkt, so daß wohlhabende Leute hier nur importierten Thee trinken. Ebenso ist die tongkingesische Seide weniger geschätzt, daher billiger als die chinesische. Ganz wie in China werden die Dämme der Reisfelder und die Baumwollfelder mit Maulbeeren bepflanzt. Zuckerrohrpflanzungen sind meistenteils in chinesischen Händen. Die Chinesen wandern jährlich in großer Zahl von Amoy ein und pachten sich für geringen Jahreslohn Land. Das Zuckerrohr, welches sie selbst erzeugen, verkaufen sie an die Besitzer von Zuckermühlen. Früher betrieben sie auch diese in großer Zahl, doch konnte ihre primitive Maschinerie mit der europäischen nicht lange konkurrieren. In Siam ist der Anbau des Zuckerrohres noch sehr jung. Wenig über 30 Jahre sind verflossen, seitdem das erste Zuckerrohr in diesem Königreiche angepflanzt wurde; jetzt aber berechnet man die jährliche Ausfuhr des Zuckers auf mehr als 100,000 Zentner. Ebenso wie der des Zuckerrohres ist auch der Pfefferbau in Siam wesentlich in chinesischen Händen. Es gilt das Gleiche von demjenigen der Zimtkassie und des Indigos in Tongking und der Kardamome in Siam. Alle diese Erträgnisse, ebenso wie die kostbaren Hölzer Siams, gingen bis zur Eröffnung Siams für den europäischen Handel nach China. Leider ist durch das Pacht= und Monopolunwesen, welches z. B. in Siam nicht bloß die einzelne Kokospalme, sondern für sich wieder die Zahl der Kokosnüsse, die Menge des Öles, endlich sogar die aus Palmenrippen gefertigten Besen besteuert, der Ackerbau schwer gedrückt. Selbst der Reisbau ging hier zurück. In den letzten Jahren glückte es endlich den Vertretern der europäischen Mächte, des Handels wegen die Anwendung einer bestimmten Regel der Pacht= und Steueransätze, bei den wichtigsten Produkten wenigstens, durchzusetzen.

Einen eignen, wichtigen Zweig der Wirtschaft dieser Völker bedingt ihre Teilnahme an den großartigen Holzschlägen in den Quellgebieten und an den Oberläufen besonders der westlichen Ströme, wie des Salwen und Menam. Teakholz in erster Linie, Eben= und Sandelholz, Agila (Holz von Aguillaria Agallocha) sind Gegenstand dieser Industrie. Bastian erzählt drastisch von den Teakholzschlägern vom Schan= und Laosstamme, selten auch Siamesen und Birmanen, im einsamen Waldgebiete zwischen dem Salwenflusse und Menam, denen die Chinesen Branntwein, Tabak und andre Luxusartikel brachten, um zugleich die Rollen von Croupiers bei ihren nächtlichen Spielgelagen zu spielen, wo sie „das im Kreise befindliche Geld bald in ihre Taschen zusammengescharrt hatten". Die Moï bringen aus ihren Wäldern auf die anamitischen Märkte massive Holzräder für Büffelwagen, Harzfackeln, verschiedene Harze und Gummiharze, hauptsächlich aber Einbäume, welche auf dem

Markte von Bienhoa 180 Piaster lösen. Der Pflug ist fast allgemein bekannt. Die schwerere chinesische Hacke, welche der europäischen ähnlich ist, hat durch die Chinesen Verbreitung im nördlichen Hinterindien gefunden. Das einheimische Werkzeug ist für gründliche Arbeit zu leicht. Die Kha benutzen als Ackerwerkzeug zum Einschlagen von Saatlöchern und zum Aufbrechen und Zerkleinern des Bodens eine Art zugespitzter Keule aus hartem, schwerem Holze, welche sehr geschickt in dem einen aufgespaltenen Ende eines Bambusrohres mit durchgezogenen Querbändern befestigt ist.

Der Büffel muß wohl als das wichtigste Haustier Hinterindiens bezeichnet werden, denn außer dem Werte, den er als Lasttier besitzt, kommt ihm auch die wichtige Funktion zu, als sumpfliebendes Tier die Reisfelder mit seinen Hufen zu bearbeiten. Büffelkarren sieht man im obern Anam, während sonst außer der Kraft des Elefanten die des Menschen zum Transporte von Lasten in Anspruch genommen wird. Zu den charakteristischen Tönen, die das Bild einer oberanamitischen oder laotischen Dorfszene beleben, gehören der Klang der großen hölzernen Glocken, welche die heimkehrenden Büffel und Ochsen um den Hals tragen, und der schrille Schrei der zahmen Elefanten, die in die Schwemme geführt werden und sich an dem hohen Uferabhange hinab in das Wasser gleiten lassen. Nach dem Büffel kommt das indische Buckelrind und eine kleine magere indische Rinderrasse, welche besonders stark in Kambodscha vertreten ist. Die französischen Behörden zählten 1883 in ihrem Nieder-Kotschinchina neben 188,000 Büffeln 50,000 Kühe, Ochsen und Kälber. Eines gewissen Rufes erfreuen sich die kleinen laotischen Pferde als Lastträger und Kletterer. Hinterindien ist das Land der zahmen Elefanten, und zwar verstehen besonders gut die Laos und ihre wilden Nachbarn sich auf die Zähmung der auf der Jagd gefangenen Tiere. Die vollständige Abrichtung erfordert freilich lange Jahre und ist ein ungemein schwieriges Geschäft. Der Besitz zahmer Elefanten gibt aber durch die gewaltige Tragkraft dieses Tieres dem einzelnen einen großen wirtschaftlichen Vorteil, und es ist kein Wunder, daß die anamitischen Könige nicht bloß das Elfenbein der erlegten Tiere, sondern auch den Besitz gezähmter Elefanten monopolisierten. Der sehr ausgedehnte Gebrauch, welchen die Hinterindier vom Elefanten machen, erklärt bis zu einem gewissen Grade die Unvollkommenheit der Verkehrswege in ihren Ländern. Harmand ist nicht so entzückt wie manche andre Reisende von der Klugheit und Gelehrigkeit des Elefanten, aber er sagt doch: „Trotz aller seiner Fehler leistet der Elefant den Laos so große Dienste, daß sie sich ohne ihn kaum zu behelfen wüßten. Um den Weg brauchen sie sich nicht zu bekümmern: im Nu entwurzelt er die hinderlichen Bäume, zerreißt die Schlingpflanzen, durchbricht die Bambusdickichte und nimmt dabei stets Rücksicht auf Breite und Höhe seiner Last. Hat man einen Elefanten, so braucht man weder Wege noch Brücken; dabei versteht er, bergauf und bergab zu klettern an Stellen, wo eine Ziege in Verlegenheit käme."

Die Nahrung der hinterindischen Völker besteht wie die der Ostasiaten großenteils aus Reis, zu dem außer Fischen noch tropische Früchte hinzukommen. Bei größerer Armut und schwächerer Arbeitsleistung ist sie vielfach geringer als in China. Barrow meint, ein Chinese gebe in einer Woche mehr für seine Nahrung aus als ein Siamese in zwei oder drei Monaten. Hoch in Ehren steht, wie in ganz Kotschinchina, so auch in Tongking, der Betel; die Sitte des Betelkauens findet sich, nach Dupuis, auch im südlichen Jünnan, aber wenig im übrigen China. In Tongking würde sich kein Beamter, Notabler oder Bürger auf der Straße sehen lassen, ohne daß ihm ein Diener mit einem zierlichen Behältnisse folgte, welches Betel, Tabak, Arekanuß ꝛc. und bei Gelehrten auch Pinsel und Tinte enthält. Neben diesem Genußmittel hat sich das Opium durch den Einfluß der Chinesen in Tongking und Siam ein großes Gebiet erobert. Der Thee wird in Tongking, Anam und den Schanstaaten gebaut und getrunken und findet aus den letztern seinen Weg bis nach Birma, wo die

bessern Klassen denselben lieben. Crawfurd berichtet, daß auch Blätter einer großblätterigen Thea in Ava wie Salat gegessen wurden. Von geistigen Getränken wird der leichte Reisbranntwein, dann der gegorne Saft des Zuckerrohres und der Ananas genossen.

Die Küstenfischerei ist bis nach Siam hinunter zu einem großen Teile in den Händen von Chinesen, welche in Verbindung damit eine kleine Küstenschiffahrt, unausrottbare Piraterie und an der chinesischen Grenze einen kolossalen Schmuggel betreiben. Die Kücteninseln im Meerbusen von Tongking sind in dieser Weise ausschließlich von Chinesen bewohnt. An der Küste von Kotschinchina und auf den Inseln, welche ihnen entlang liegen, sind die Chinesen häufig als Fischer und Trepangsucher zu finden. Eine Alge, die sie Agar-Agar nennen, wird hier von ihnen gesammelt und nach China gesandt. Auf einigen Inseln haben sie sich in geringer Zahl niedergelassen, an andern landen ihre Dschonken beim Vorbeifahren, um Lebensmittel einzunehmen und irgend einem heiligen Bilde Gebete und Opfer darzubringen. Im Binnenlande sind die Laos geschickte und eifrige Fischer an den Altwassern des Mekhong, und mehr noch sind es die Kambodschaner, die in ihren tief gelegenen, alljährlich überschwemmten und leicht abdämmbaren Ländereien vortreffliche Fischgründe besitzen, und unter deren Ausfuhren gesalzene und dann an der Luft getrocknete Fische eine große Stelle einnehmen. Diese getrockneten Fische, welche die Kambodschaner in großer Menge in dem See Talesap fangen, der in den Mekhong mündet, werden hauptsächlich von Chinesen übernommen und nach Kotschinchina, teils aber auch nach China transportiert. Alljährlich im Spätjahre wandern bis zu 20,000 Menschen aus Kambodscha und Kotschinchina an die Ufer des hoch angeschwollenen Sees und bauen sich zahlreiche Pfahlhütten, von denen aus der Fischfang betrieben wird.

Im Handel mit Hinterindien führt China wichtige Rohstoffe, wie Rohbaumwolle, Salz, Zucker, Metalle, edle Steine, aus und bringt dafür außer Seide und Opium wesentlich die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes, von denen in Birma Kupfer- und Eisenwaren, getrocknete Früchte, Webwaren und zahllose Kleinigkeiten genannt werden, während in Siam sogar chinesische Porzellane in Masse zur Einfuhr gelangen. Dieser Charakter des hinterindischen Handels läßt erkennen, daß die Industrie auf einer hohen Stufe wie in China oder Japan nicht steht. Sie leistet allen Zeugnissen nach am meisten in Tongking und Anam, am wenigsten in Siam. Dort ist die feine Tischlerei und Holzschnitzerei hoch entwickelt, der der Anamite, wie aller Holzarbeit, wenig gewachsen ist; tongkingesische Lackwaren und Perlmutterinkrustationen sind berühmt, wogegen Metallwaren fast durchaus aus China eingeführt werden. Rohmetalle sollen nach alten Gesetzen die Chinesen nicht ausführen. Die Kotschinchinesen verstehen nicht einmal die Stahlbereitung, und nach einer vielleicht nicht allgemein gültigen Bemerkung de Grammonts sollen sie sogar Schloß und Schraube nicht kennen. Porzellan scheint nirgends in Hinterindien fabriziert zu werden und bildet einen wichtigen Teil der chinesischen Einfuhren, selbst über Rangun nach Birma. Die in Hinterindien zahlreich vorkommenden Edelsteine, besonders Rubine, einschließlich des berühmten Jadeïts von Mogung und des Bernsteines von Hukung, werden von Schan und Kakyen gegraben und gesucht, um roh an die Chinesen, welche die Werke gepachtet hatten, zur weitern Verarbeitung abgeführt zu werden. Den Birmanen und Schan führen die Chinesen und Laos eiserne Pflugscharen zu. Aus Laos kommt Antimonmetall, dessen Ausbringung angeblich den Chinesen unbekannt ist. Dagegen lehrten Chinesen den Birmanen den Silberbergbau, und zu Crawfurds Zeit sollen 1000 Chinesen in birmanischen Silberbergwerken gearbeitet haben. Es sind das wohl die Silberbergwerke im Schangebiete, 15 Tagereisen von Bhamo, von welchen auch Yule spricht. Auch die in jüngster Zeit vielbesprochenen tongkingesischen Gold-, Silber- und Eisenbergwerke sind offenbar von Chinesen angelegt. Die Birmanen bezogen von der Koromandelküste und aus China immer einen großen Teil

ihrer Baumwollenstoffe, denn Spinnen und Weben wurde nur in geringem Maße betrieben. Durchaus ist die hinterindische Weberei leichter als die chinesische und versteht z. B. keine so schweren Seidenstoffe darzustellen. In Siam haben die Chinesen ebenfalls das Monopol der Bergwerke. Die Siamesen bringen das Erz zu den Öfen, bei denen 500—600 chinesische Arbeiter beschäftigt sind, verkaufen es unglaublich billig, und das Eisen wird nach Bangkok verschifft. Auch die Zinnbergwerke werden meist von chinesischen Gesellschaften bearbeitet. Besonders in Bangkok sind die besten Künstler und Handwerker Chinesen. Alle Zinngießer, Grobschmiede und Gerber gehören ihnen an. Ihre Manufakturen von Zinngefäßen sind sehr bedeutend. Die Lederfabrikation wird merkwürdigerweise in denselben Läden und von denselben Personen betrieben wie die Zinngießerei. Die Lederbereitung ist hier sehr bedeutend und zwar vorzüglich zur Ausfuhr nach China. Auch Felle werden nach China ausgeführt. Und dies alles geht durch chinesische Hände, so daß schon Crawfurd das Urteil fällt: „Nur ihre religiösen Pflichten erfüllen die Siamesen selbst".

Was Kunst in Siam heißt, lebt von der Nachahmung chinesischer, seltener auch indischer Muster. Ihre meisten Steinbildwerke, selbst riesige Granitstatuen, sind sogar direkt aus China eingeführt. Die Siamesen haben auch, wo sie selbständig auftreten, weniger Geschmack als die Chinesen, und ihre Tempel sind hauptsächlich nur durch die überladen reiche Vergoldung ausgezeichnet. Auch das anamitische und siamesische Theater steht hinter dem chinesischen zurück. Chinesische Theater spielen beständig in Bangkok. Verhältnismäßig selbständiger steht die birmanische Kleinkunst da, welche ihre Ornamentformen ganz vorwiegend nach indischem Muster geometrisch gestaltet. Im Glockengusse übertreffen sie selbst die Indier und leisten sowohl Kolossales als Kunstvolles. In Filigran und bossierten Waren bleiben sie nicht weit hinter den Chinesen zurück. Dagegen verstehen sie Papier weder so gut noch so billig wie diese herzustellen und müssen denselben auch die Schuhmacherei überlassen, da sie sich nur auf Sandalen verstehen. In Lackwaren leisten die Schan mehr als ihre birmanischen Nachbarn. Berühmt sind die nach chinesischer Art lackierten Bambusflechtwaren von Nyungu bei Pagán. Yule begegnete auch chinesischen Glasbläsern in Amarapura. Die Löhne sind vielfach niedriger als in China (in Tongking nach den neuesten Mitteilungen nur 12—16 Pfennig auf dem Lande, 20—24 in der Stadt), aber auch das Leben ist noch billiger. „Man arbeitet für nichts und lebt für noch weniger als nichts." (O'Rafferty.) Nur in Birma sind die Löhne beträchtlich höher als in China.

Die Überlegenheit der Chinesen im Handel zur See ist bei der auffallenden Unfähigkeit der Hinterindier in allem, was Seeschiffahrt heißt, sehr bedeutend. Den Bewohnern von Tongking und Anam war es, gerade wie den Japanern, früher verboten, auf Schiffen außer Landes zu gehen. Deshalb konnte noch Chaigneau die Regel aufstellen: „Nie wanderte ein Kotschinchinese aus". Außerdem fehlte ihnen für größere Unternehmungen zur See das Kapital. Die chinesischen Dschonken besorgten den weitaus größten Teil des Handels der Häfen von Anam und Tongking. In dem zukunftreichsten von diesen Plätzen, dem von Haiphong, liefen seit seiner Erschließung für den europäischen Verkehr (am 15. September 1875) 283 chinesische Dschonken und 56 europäische Schiffe ein, und es wurde der Wert der chinesischen Einfuhren (europäische und heimische Gewebe, Opium, Seide, Porzellan, Thee 2c.) auf die Hälfte des Betrages der Gesamteinfuhr geschätzt. In Kotschinchina und Kambodscha war vor der europäischen Besetzung der Seehandel ganz in chinesischen Händen. Er bestand im Austausche chinesischer Manufakte gegen kotschinchinesische und kambodschanische Rohprodukte. Auch der wichtigste Teil des Außenhandels Siams geschah einst mit China und ward ganz in Schiffen geführt, die von chinesischer Form und von Chinesen geleitet, aber in Siam gebaut waren. Chinesische Häfen, die mit Siam handeln, sind vorzüglich: Kanton, Kiangmui, Amoy und Ningpo. Zu ihnen ist nun natürlich Schanghai

gekommen. Neuerdings haben aber der Dampferverkehr und die durch denselben bewirkten direkten Anknüpfungen der europäischen Kaufleute wesentliche Verschiebungen zu ungunsten der chinesischen Schiffahrt bewirkt, welche ja ursprünglich nur mit den Monsunen und in der schwerfälligsten Form sich bewegte. Noch immer zeigen die Schiffahrtslisten von Bangkok einen Überschuß von ca. 30 Prozent ankommender Schiffe über abgehende, der ausschließlich auf die mit dem Monsune kommenden und nicht mehr zurückkehrenden chinesischen Fahrzeuge entfällt. Jeder Mann an Bord ist Teilhaber an der Fracht, insofern er das Recht hat, eine bestimmte Menge Waren ins Schiff zu bringen, mit denen er Handel treibt, wo immer das Schiff anlegen mag. Dem entsprechend besteht die Bezahlung der Mannschaften vorzüglich im Raume, der ihnen zur Verfügung gestellt wird. Eine Dschonke von 600 Tonnen heischt im ganzen 90 Mann. Man begreift bei dieser Beschaffenheit der chinesisch-siamesischen Schiffahrt die Masse handeltreibender Chinesen, welche das Land überschwemmt haben, aber auch die Unfähigkeit dieses Handels, den gesteigerten Bedürfnissen gerecht zu werden, welche besonders die wachsende, nach Ausfuhr drängende Rohproduktion Siams an Reis und Zucker empfand. Die empfindlichsten Schädigungen hat übrigens die chinesische Reederei in Tongking zu verzeichnen. Bis vor wenigen Jahren waren die Ausfuhren aller tongkingesischen Plätze durch die Chinesen nahezu monopolisiert, und ihre Schiffe waren die alleinigen Küstenfahrer, selbst auf den wichtigsten Strecken. So besorgten z. B. 15 oder 16 chinesische Dschonken den Küstenhandel zwischen Quinhon und Tongking. Ihr Reeder wohnte in Hongkong. Sie fuhren hauptsächlich für Rechnung des Königs und sammelten Tribut in den Provinzen ein. Jede trug 20—25 Mann, welche gut bewaffnet und vom König bezahlt waren. Der Rückgang dieser Schiffahrt, der die Franzosen unter dem Vorwande, die Piraten zu bekämpfen, hart zusetzten, ist natürlich nicht den Tongkinesen, sondern wesentlich europäischen Reedern, besonders auch deutschen, oder Fahrzeugen europäischer Bauart und gemischter europäisch-chinesischer Bemannung zugefallen. Für die Geschichte der süd- und ostasiatischen Beziehungen ist es vielleicht nicht unwichtig, darauf hinzuweisen, daß an diesen Küsten auch die Japaner einst in der Hafenstadt Faifo eine bedeutende Handelskolonie gebildet hatten, von wo sie Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Chinesen verdrängt oder, wie andre berichten, durch ein Edikt ihres Herrschers, welches ihnen verbot, außer Landes zu gehen, zurückgerufen wurden.

Die Schiffahrt der Hinterindier war niemals bedeutend. Auf ihren Flüssen leisten sie Genügendes im Baue sehr langer Einbäume, wozu das beste Holz in ihren Wäldern zur Verfügung steht. Hartholzige Bäume, in erster Linie Teak, gibt es hier mehr als irgendwo auf der Erde, und ausschließlich wird hartes Holz verwandt. Lange, schmale Kähne, an beiden Enden mit meißelförmigem Vorsprunge versehen, sind die sehr weit verbreiteten sogenannten laotischen, welche an malayische Fahrzeuge erinnern. Vorn sitzen die Ruderer, hinten stehen sie aufrecht, und Langkähne dieser Art werden von 15 bis 20 Rudern getrieben. Mit wenig Erfolg hat man in Anam und Siam Schiffbau in großem Stile nach ältern europäischen Mustern getrieben.

Auch der Landhandel ist hauptsächlich Handel mit China und wird fast ganz durch chinesische Vermittelung betrieben. Chinesen sitzen in Masse in den kleinen Binnenplätzen und an der Grenze. Den Landhandel zwischen Birma und China leiten sie von Bhamo am obern Irawadi aus, einer Stadt, die seit einigen Jahren von Dampfern aus Rangun erreicht wird. Hauptgegenstand dieses Handels ist auf birmanischer Seite Baumwolle, die nach Südchina geht. Die Chinesen kaufen alle Baumwolle auf, außer der geringen Menge, welche im Lande verbraucht wird. Früher machten sie den Produzenten Vorschüsse auf die zu erwartende Ernte, aber seit 1854 hatte der König selbst den Baumwollhandel nebst einigen andern Handelszweigen in die Hand genommen, kaufte sie und gab auch Vorschüsse, ganz

wie es die Chinesen zu thun pflegten, deren Beispiel im fiskalischen Interesse genaue Befolgung fand. Sie geht dann in Flachbooten den Irawadi hinauf und wird in Bhamo, dem großen Markte des birmanisch-chinesischen Handels, durch Treten gepreßt und für den Maultiertransport zugerichtet. Auf Flößen und Kähnen wird sie dann auf dem Tapingflusse noch eine Strecke aufwärts befördert, um in Alt-Bhamo auf die Maultiere, Packpferde und Ochsen gepackt zu werden. Von hier werden nach China die Waren durch Karawanen gebracht, welche 50 bis 1000 Mann stark sind. Jeder Mann hat mehrere, einige sogar 15—20 Packtiere, und sie haben große Hunde bei sich, die sie gleichfalls nicht selten in Birma verkaufen. Schon Marco Polo that dieser Hunde Erwähnung, die übertriebenerweise mit Mauleseln verglichen wurden. Sie kommen vom Oktober an, bis im Mai das nasse Wetter den Verkehr unterbricht. Nur mit Pässen von ihren Beamten können sie die Grenze überschreiten. Ihre Hauptstraße ist der neuerdings so vielbesprochene Handelsweg im Irawadithale hinauf bis Bhamo und von hier nach Jungtschang in Jünnan. Aber es gibt noch andre Wege, die gleichfalls nicht wenig begangen sind und von Madé (fünf Tagereisen oberhalb Amarapura) auf einem östlichen Umwege gleichfalls nach Jungtschang führen. Von Mogung, im Lande der Shan und Singpho, gehen gute Wege nach Assam, Jünnan und Bhamo. Der Handel mit China ist fast gleich dem von Bhamo. Weiter liegen einige Grenzhandelsstädte in Nordsiam. Vorzüglich nach Zimme oder Chiengmai kommen jährlich zahlreiche chinesische Händler, im Jahre mehrere Tausende, welche monatelang durchs Gebirge zu reisen haben, um auf Lasttieren ihre Wollenstoffe und Metallwaren, die vorzüglichsten Importartikel auf diesem Wege, auf die Märkte Nordsiams zu bringen. Daneben geben sie sich aber mit jeder Art von Kleinhandel ab und spielen auch als Bergleute in den Silber- und Zinnbergwerken Siams, als Makler und Wucherer, als Spielhöllenbesitzer (s. oben, S. 482) eine Rolle in den siamesischen Provinzialstädten. Am thätigsten sind sie aber in der Hauptstadt selbst, in Bangkok, von wo Bowring über ihren Anteil am Geschäfte schrieb: „Sie haben nicht bloß die besuchtesten und größten Bazare, sondern ihr Handelsgeist läßt sie bis zur geringsten Trödelei herabsteigen. Hunderte ihrer Boote schießen auf dem Flusse hin und her, dringen in jeden Kanal ein, legen an jedem Hause an, bringen alle Arten von Nahrungsmitteln und was der tägliche Bedarf sein mag." Und weiter: „Sie finden alles heraus, was einen Gewinn in ihren Händen lassen könnte, sie sind Meister in der Kunst des Forderns und des Ausbeutens, um nicht zu sagen des Aussaugens". Auch in Kambodscha beherrschen Chinesen durch ihre Verzweigung in allen Dörfern den Handel des ganzen Landes. Sie führen hauptsächlich, aber hier wohl nur zur See, Baumwolle, deren Ernte sie oft im voraus gekauft haben, Reis, Elfenbein, Pfeffer, getrocknete Fische aus und Erzeugnisse des chinesischen Gewerbfleißes ein. In Tongking hatten, solange es unabhängig war, von allen umwohnenden Völkern allein die Chinesen das Recht, Handel zu treiben, und zwar kraft der Vorherrschaftsrechte, welche China stets über Anam ausgeübt hat. Sie nutzten auf Messen und Jahrmärkten, im Bergbaue und in der Industrie dieses Vorrecht aus und halfen daneben dem König sein einträgliches Monopol des Reishandels ausbeuten.

Die Münzen Hinterindiens tragen bis nach Siam einen chinesischen Charakter, den, ebenso wie auf den Gewichten, schon äußerlich die chinesischen Aufschriften kennzeichnen. Ebendeshalb ist die Einfuhr gefälschter Stücke aus China, von denen 1879 in Hongkong allein 420,000 Käsch konfisziert wurden, häufig. Von Tongking und Anam aus haben sich weithin Geldstücke aus Zink verbreitet, deren 60 ein Tien und 10 Tien eine Schnur bilden. 10 Schnüre sind ein Thuc. Eine Schnur im Werte von ca. 80 Pfennig wiegt fast 1 kg, und da man zu einem Thaler, der zwischen 4 und 5 Mark wertet, 3000 solcher Münzen braucht, ist dies schon eine ungefüge Last. Entsprechend diesem Systeme sind die Quan

der Laos 600 Zinkmünzen an einem Strohbande, die 80 Pfennig repräsentieren. Außer diesen gibt es in Anam noch Sapeken von Kupfer, welche den sechsfachen Wert der andern haben. Als Silber hat man den Taël im Werte von 6,80 Mark, kleine Barren reinen Metalles, die aber sehr selten vorkommen. Gewöhnlich liegen sie im Staatsschatze und werden nur zu Geschenken verwendet. In Birma hat man für kleine Zahlungen Münzen aus Blei, das hier den Wert im Verhältnisse zu Silber wie 1 : 500 hat. Silber und Gold werden bei großen Zahlungen benutzt, aber immer nur gewogen. Seit der Erwerbung des ganzen Küstenrandes durch England ist hier die Rupie in den Verkehr eingedrungen. In Siam kursieren kugelförmige Tikalstücke mit dem Namenszuge des Königs. Bezeichnend ist, daß Bastian auf dem flachen Lande an ihrer Stelle chinesische Spielpfennige aus Porzellan im Umlaufe fand.

Nach chinesischem Muster sind in Tongking und in geringerm Maße in Anam Verkehrswege angelegt, welche im Songkadelta ein reiches Netz von Kanälen, deren Dämme als Straßen dienen, im übrigen Lande schlechte Straßen mit Rasthäusern in bestimmten Entfernungen darstellen. Eine Hauptstraße führt von Huë nach Saigon 500 km weit, und einige Straßen führen von Huë nach China durch Tongking.

Der Gedanke des Monopoles liegt den Regierungen der hinterindischen Länder immer auffallend nahe. Monopole von jeder Art und jeder Ausdehnung sind in verschiedenen Zeiten begründet worden und haben einen mächtigern Einfluß dadurch geübt, daß sie den Arbeitssinn und Unternehmungsgeist lähmten, als indem sie dem Staatsschatz reiche Mittel zuführten. Das herkömmliche Recht der Herrscher, das Können geschickter Handwerker für sich zu monopolisieren, ohne dieselben entsprechend zu lohnen, hat immer nur kleine Mittelpunkte höherer Entwickelung geschaffen, aber in weitern Kreisen den Wettstreit gelähmt. In Huë machten die französischen Missionare die Erfahrung, daß diese große Stadt selbst außer den gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen nichts als einige grobe und höchst mittelmäßige eingelegte Arbeiten produzierte, während bei den Missionaren, die gegen das königliche Monopol geschützt sind, wahre Meisterstücke dieser Kleinkunst hergestellt und aus der Hand verkauft wurden. Bei ihnen machte die Industrie Fortschritte, denn sie wurde, je nachdem der Bedarf wuchs, auch besser bezahlt. Siam scheint dieses System auf die Spitze getrieben zu haben. Pallegoix nannte schon 56 verpachtete Steuern und Monopole, die zusammen gegen 27 Millionen Tikal ertrugen. Fast alle sind an Chinesen verpachtet, und diese sind erbarmungslos im Eintreiben, haben das Recht, in die Wohnung der Schuldner zu dringen und zu nehmen, was sie finden. Schützend steht hinter ihnen der Edle des Reiches, der ihnen das Monopol gegen gutes Entgelt verschaffte. Monopolisierung des Reishandels und Baumwollhandels sind in Anam und Birma üblich gewesen, aber in Siam durften zeitweilig nur der König und die Edlen Handel treiben. Wenn heute das Einkommen dieses Staates dennoch nur auf kaum über 60 Millionen Mark zu beziffern ist, so zeigt dieses Ergebnis das Hemmende und mehr noch Zerstörende in diesem Fiskalismus.

Die Stellung der Frau ist annähernd dieselbe wie in China, vielleicht in Anam etwas weniger gebunden; doch wird den Anamitinnen Sittenlosigkeit vorgeworfen, welche angeblich in Tongking und China nicht in solchem Maße vorkommt. Auf der Arbeitsamkeit der Tongkingesinnen beruht die Blüte des Landes zu nicht geringem Teile. Sie sind nach Dupuis' Schilderung arbeitsam und fleißig, besorgen die Wirtschaft, gehen mit schweren Lasten zu Markte, rudern mehr als die Männer, wobei sie das Steuerruder mit den Füßen regieren und zugleich ihren am Boden des Kahnes liegenden Säugling und den über dem Feuer brodelnden Topf mit Reis im Auge haben. „Und alles das hindert sie nicht, gleichzeitig noch ganze Stunden lang mit der andern Ruderin im Boote zu schwatzen.“ Bei

den angeblichen Wilden ist nicht selten die Stellung der Frau eine bessere als bei ihren zivilisierten Herren, und besonders wird dies von den durchaus monogamischen Kuvi gerühmt. Die Verlobungen finden gewöhnlich in früher Jugend, die Verehelichungen vom 16. Jahre an statt. Wo chinesische Verwaltung herrscht, werden die letztern amtlich aufgezeichnet. Polygamie ist bei Vornehmen allgemein. Ehen in ersten Graden der Verwandtschaft sind verboten, und wo der Buddhismus in voller Strenge herrscht, wie in Siam oder Kambodscha, treten Witwer und Witwen sehr häufig in die die Ehe vermeidenden Bonzengesellschaften ein. Der chinesische Grundsatz der Pietät der Kinder gegen ihre Eltern hat in den von chinesischer Kultur getränkten Ländern Hinterindiens volle Geltung, und mit der Ahnenverehrung hängt die Innigkeit des Wunsches der Eltern zusammen, Kinder zu besitzen. Für verstorbene Eltern dauert in Anam die Trauer drei Jahre. Särge gehören zu den willkommenen Geschenken der Kinder an betagte Eltern.

Daß das Wachstum der Bevölkerung der Ruhm des Herrschers und der größte Vorzug des Staates sei, gilt nicht bloß im chinesischen Hinterindien als Maxime, sondern wird theoretisch auch in Birma verkündet, und wurde ebenda durch Einverleibung von vielen tausend Kriegsgefangenen in das birmanische Volk praktisch bethätigt. In der That ist die Bevölkerung in den Tiefländern sehr dicht, und es konnte jüngst sogar Bock für Siam die enorme Zahl von 30 Millionen schätzungsweise annehmen, wo man bisher von 7 und höchstens 11 Millionen gesprochen hatte. Sie ist dagegen außerordentlich dünn in allen höher gelegenen Strecken und besonders in den Gebirgen, die von Tongking bis Kambodscha von halb unabhängigen Bergstämmen eingenommen werden. Die Armut scheint sehr groß im dicht bevölkerten Songkadelta und in Kambodscha zu sein, wiewohl die französischen Missionare des vorigen Jahrhunderts die Kinderaussetzung hier weniger in Übung fanden als in China; an ihre Stelle trat bei Armen der Kinderverkauf.

Bei den wilden Völkern Hinterindiens trägt die Ehe malayischen Charakter. Der Kauf tritt deutlich in der Sitte hervor, daß bei den Moï eine Tochter, welche sich verheiratet, nur dann ihre Eltern verläßt, wenn ihr künftiger Mann diese mit dem Geschenke eines Sklaven entschädigen kann. Kann er das nicht erschwingen, so muß er im Hause seines Schwiegervaters bleiben und arbeiten. Ähnliches kommt übrigens auch bei Anamiten vor. Der Sklave, den er etwa gibt, darf aber niemals verkauft werden. Gautier behauptet, nie einen Fall von Polygamie bei den Moï gesehen zu haben. Was man aber für Polyandrie gehalten hat, das mag mißverständliche Auffassung eines jener Fälle sein, in denen das heimatlos gewordene Weib nach dem Tode ihres Mannes den Brüdern desselben anheimfällt. Die Stellung der Frau ist angeblich eine sehr geachtete, und Gautier bezeichnet als den eigentlichen Herrn im Hause das Kind, welches außerordentlich sorgsam gehegt und gepflegt und mit den mildesten Mitteln erzogen werde.

Die gesellschaftliche Gliederung Hinterindiens ist nicht so büreaukratisch durchgearbeitet wie diejenige Chinas. Die große Bedeutung des Adels erinnert mehr an Japan, und in Kambodscha und Birma haben wir indische Einrichtungen, die auch in Siam durchschimmern. In Kambodscha gibt es sechs Klassen, die kastenartig gesondert sind. In der ersten steht die königliche Familie, in der zweiten sind die Nachkommen der alten Könige des Landes. Als dritte im Range erscheinen die Preams, welche den indischen Brahmanen entsprechen, und als vierte die Diener Buddhas. Die unterste Stelle nimmt die freie Bevölkerung ein, Ackerbauer, Fischer, Handwerker, Kaufleute. Aber ihre Freiheit ist nur nominell, da sie direkt einem Herrn und ausgiebigst indirekt dem Staate zu fronen haben. Dazu kommt aber dann noch eine besonders in Siam und Kambodscha zahlreiche Bevölkerung von Sklaven verschiedenen Grades, in deren erster Klasse viele der besten Arbeitskräfte des Landes stehen. Der Gläubiger nimmt einige der Schuldner in sein Haus, gibt

ihnen meistens ungenügende Kleidung und Nahrung, bringt ihnen jeden Schaden, den sie anrichten, gegen hohen Preis in Rechnung, und die Arbeit derselben wird als Rente der Schuld betrachtet; letztere wird erst durch den Tod quittiert, insofern die Familie des Verstorbenen nicht einen Teil übernimmt. Mit Recht bezeichnet man die Sklaverei als eine Grundplage des Landes. Es gibt außer diesen Schuldsklaven Staatssklaven und lebenslängliche Sklaven, welche meist aus den wilden Stämmen genommen sind. Der Menschenfang ist eine allgemein verbreitete Einrichtung. Bei den Moï heißt sehr bezeichnend das Wort coman Sklavenjäger und Pirat, zugleich aber auch Rache; denn die Vendetta läuft in vielen Fällen auf das Einfangen eines Angehörigen der verfemten Familie, Dorfgemeinschaft ꝛc. hinaus, der dann in die Gefangenschaft verkauft wird. Und auf der andern Seite ist der Menschenfang eine der häufigsten Ursachen von Feindseligkeit und endloser Blutrache. Kambodscha und Bangkok gehören zu den größten Sklavenmärkten des Ostens. Vor etwa 30 Jahren fand Bowring die Preise in Bangkok 400 Mark für Erwachsene, 200—250 Mark für Kinder. Der Sklavenfang ist einstweilen noch eine Stütze jener Staatswesen. Verfehlen die Steuern in einer etwa von Mißwachs oder Seuchen heimgesuchten Provinz Siams, besonders im Laoslande, in der erwarteten Stärke einzugehen, dann machen die Beamten Razzias in die angrenzenden Gebiete der „Wilden" und decken das Defizit mit dem Ertrage einer Menschenjagd, der in die Sklaverei geht. Bei den Moï nimmt die Sklaverei folgenden Charakter an. Ein Wohlhabender erwirbt sich Sklaven in der Weise, daß er Kinder von 3 bis 8 Jahren kauft, die er, fast ohne irgend einen Unterschied zu machen, mit den seinigen zusammen erzieht. Oft unterscheidet nichts andres als die entfernt drohende Möglichkeit, verkauft zu werden, einen Moïsklaven von den übrigen, freien Genossen des Hauses. Der Sklave kann sich mit der Tochter seines Herrn verheiraten, bleibt aber in dieser Grundthatsache seiner unfreien Existenz Sklave. Im Falle von Vergehen, Fluchtversuchen, großer Not der Familie tritt diese Drohung ein, aber die Kinder, die einem Sklaven im Hause seines Herrn geboren werden, darf dieser nicht verkaufen. Ebensowenig darf ein Herr seine Sklavin zwingen, seine Bettgenossin zu werden. Die öffentliche Meinung würde bei diesem rechtliebenden Volke sich gegen Mißhandlung eines Sklaven ebenso bestimmt aussprechen, wie sie die Flucht eines Sklaven als ein Verbrechen ansieht, an dessen Ahndung jeder Freie tief interessiert ist, und wie sie die Aufnahme eines solchen „outlaw" seitens eines Nachbarstammes als den triftigsten Grund eines „Coman-", d. h. Blutrache-Verhältnisses, ansieht. 1872 versuchte die siamesische Regierung die Schuldsklaverei abzuschaffen; dieselbe ist aber gerade weil sie eine Quelle zahlloser Mißbräuche bis heute kaum gemildert worden.

Die Verwaltung entspricht in den verschiedenen Königreichen dem tiefen Unterschiede ostasiatischer und indischer Auffassungen vom Wesen des Staates, welche ihrerseits eine natürliche Folge der Verschiedenheiten der Völker ist. In den Staaten von chinesisch-japanischem Typus erfreut sich der Unterthan ausgiebigern Schutzes, größerer Ruhe und freierer Bewegung, seine Fähigkeiten ersticken nicht unter einer Unterdrückung, die ihn zum Sklaventume verurteilt und seinen Besitz ihm auspreßt, sobald derselbe groß genug geworden, um begehrenswert zu erscheinen. Fragt man nach dem Grunde, so findet man, daß es in diesen Ländern nicht bloß einen Herrscher und eine blind gehorchende, fast unterschiedslose Unterthanenmasse gibt, sondern daß das Volk sich aus Individuen zusammensetzt, die in verhältnismäßiger Freiheit und Selbständigkeit für sich und den Staat arbeiten und erwerben. Die streng geregelte Heranbildung des Beamtentumes, so einseitig dieselbe auch sein mag, verbürgt doch etwas höhern Stand der Geistes- und Charaktereigenschaften als der birmanisch-siamesische Gebrauch, die Provinzen und Kreise nach dem „Eßsystem" auszuteilen, wie es im Lande selbst heißt. Es werden hier einfach die Ämter an die Würdenträger verkauft und zwar in der Weise, daß das Land in Provinzen und diese wieder in

große und kleine Bezirke geteilt werden, deren jede oder jeder einem Beamten „zum Essen" übertragen wird. Er nährt sich davon und gibt nach Übereinkunft den Rest nach oben ab. So ging es bis zur Regierung des Mendunkönigs von oben bis unten, und der unterste „aß" zuletzt einen Teil eines Dorfes oder ein paar Familien und würzte sein Mahl mit dem Ertrage aus dem Verkaufe der Gerechtigkeit. Denn es gab kein Verbrechen, so schwer es sein mochte, für das die Strafe nicht abgekauft werden konnte. Unter Thibo wurde dieses System wieder in Wirksamkeit gesetzt, und ein Versuch birmanischer Würdenträger, mit Hilfe eines in Mandalai ansässigen Engländers, eine Verfassung zur Mäßigung der Ausschreitungen dieses Systemes zu schaffen, trug den Urhebern blutigen und dem Lande keinen Lohn ein. Selbst Europäer wollten behaupten, daß dieses System noch relativ günstig wirke, indem es dem Beamten die Quelle seines eignen Einkommens anvertraue. Habe er es auch in der Hand, durch schärferes Anziehen der Schraube den eignen Gehalt zu erhöhen, so werde er sich doch hüten, das Huhn, das goldene Eier legt, allzu übel zu behandeln. In Anam bezieht der Beamte einen Gehalt, der an sich niedrig ist (Harmand gibt für hochgestellte Mandarinen 100 Frank im Monat an!), jedoch zusammen mit bestimmten Rationen Reis und den nie fehlenden gesetzlichen und ungesetzlichen Nebeneinnahmen in einem Lande zureichen mag, wo das Leben fast nichts kostet und der gemeine Soldat z. B. außer etwas Ackerland monatlich nur eine Ration und einen Frank erhält. Das Beamtentum ist also jedenfalls nicht so ganz auf sich selbst angewiesen. Es besaß auch nach unten hin eine sichere Basis, denn unter dem früher genannten Huyen standen direkt die einzelnen Gemeindevorsteher, und für manche Angelegenheiten bildeten eine gewisse Anzahl von Dörfern einen Bezirk für sich. Im allgemeinen behielten die Franzosen dieses System bei, nur die höchsten Beamten, die Tong-Doc, die Quanbo, die Quanan, ersetzten sie durch sogenannte Administrateurs. Der Gemeindevorsteher wird durch den Rat der Ältesten auf ein Jahr gewählt und durch den Gouverneur bestätigt. Er vertritt die Gemeinde nach außen hin, sorgt für Aufbringung der Leistungen in Geld, Frondiensten und Rekruten für die Miliz; er ist Richter und Vorstand der Polizei in seiner Gemeinde. Doch ist er durchaus nicht unumschränkter Herr in derselben, sondern ihm zur Seite, eigentlich über ihm, steht der aus erblichen Mitgliedern bestehende Dorfrat, dessen Beschlüsse er auszuführen hat. Der Gemeindevorsteher hat zwei Register zu führen. Das eine enthält die Namen aller Grundeigentümer mit Angaben über Art, Wert und Ertragsfähigkeit ihres Besitzes, das zweite die Namen derer, welche irgend ein andres Eigentum besitzen. Mit Rücksicht auf die Angaben dieser Bücher wird die Kopfsteuer, welche der einzelne zu bezahlen hat, festgestellt. Schon in der Zeit der anamitischen Herrschaft waren sehr strenge Strafen auf ungenaue Führung der Register gestellt. 60 Stockschläge und im Rückfalle Verbannung werden unter denselben genannt. Die in diesen Registern Aufgeführten waren wahlfähig und milizdienstpflichtig, die nicht aufgeführten Nichtbesitzer bilden großenteils eine herumziehende Bevölkerung, die mehr gedrückt und verfolgt wird als die besitzenden Klassen, aber auch nichts zu verlieren und besonders auch keine Frondienste zu leisten hat. Seltsam ist oft die altherkömmliche Verwendung bestimmter Gattungen von Einnahmen und einem regelmäßigen Gange der Verwaltung keineswegs förderlich; so wenn in Siam jeweils 10 Prozent vom Ertrage der öffentlichen Häuser auf die Erhaltung der öffentlichen Straßen verwendet werden.

Die direkten Steuern bestehen ausschließlich aus Arbeitsleistungen. So sehr auch das indirekte System der verpachteten Monopole ausgebildet ist, fordert doch bis heute die siamesische Regierung von allen Einwohnern, mit Ausnahme der Indier, Chinesen und Europäer (und Amerikaner), außer den Steuern auch eine persönliche Arbeitsleistung von 1 bis 3 oder mehr Monaten im Jahre, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Geschäft. Die Verpflichtung soll vom 16. bis zum 60. Jahre dauern. Wer dazu unfähig ist, muß entsprechende Summen

zahlen, und die Quittung dafür bildet eine Schnur um das Handgelenk mit dem Wachssiegel des Beamten. Die Chinesen zahlen außer den gewöhnlichen Steuern alle drei Jahre eine Kopfsteuer. Der Tättowierung sind sie nicht unterworfen. Aber alle Siamesen werden mit einer Tättowierung, gewöhnlich auf dem Arme, versehen, welche je nachdem ihre Zugehörigkeit zu einer oder der andern Provinz und, wenn sie Sklaven sind, auch ihre Hörigkeit gegenüber einem bestimmten Herrn bekundet. Die vorige Regierung brachte ihre Tättowierung auf dem hintern Teile des Armes an, während die jetzige den vordern wählt. Der Exregent besuchte im Frühlinge 1880 eigens die Südwestprovinzen, um der dortigen feierlichen Tättowierung anzuwohnen, welche seit 20 Jahren nicht mehr stattgefunden hatte.

Die Gesetze sind den chinesischen nachgebildet, also in erster Linie grausam. Sie haben etwas von der Blutrache an sich. In Huë waren am Hofe immer einige Knaben aus der Provinz, deren Eltern, Edle, sich eines Staatsverbrechens schuldig gemacht hatten, und die nun als Rest der bereits unter dem Henkerbeil gefallenen Familie bis zur Großjährigkeit aufbewahrt wurden, um dann erst, wenn sie das volle Verständnis für das Verbrechen ihrer Verwandten erlangt haben würden, hingerichtet zu werden. Witwen und Waisen hingerichteter Verbrecher hatten den Rest ihres Lebens in elenden Verbannungsorten zuzubringen, wo sie nur mit ihresgleichen zusammenkommen durften. Über diesen wenig anmutenden Zug hinaus wird ein weiter Unterschied dieser Gesetze von den chinesischen in der geringern Geschicklichkeit und der Willkür, mit der sie angewendet werden, gesucht. Die Spionage ist als Mittel zur Regulierung des Ganges der Verwaltungsmaschine offiziell anerkannt und organisiert. Die Spione sind ähnlich unsrer Zivilpolizei Beamte ohne äußer Auszeichnung. Während ihrer Besuche und Konferenzen sahen die Franzosen Leute ohne Mandarinentäfelchen sich überall eindrängen und nach und von allen Seiten gehen und kommen. Das waren meistens Leute, welche die Mandarinen auszuspionieren hatten und selbst von andern überwacht werden, denen sie natürlich Gleiches mit Gleichem vergelten. Selbst in den abgelegensten Winkeln findet man Vertreter dieser weitverbreiteten, in anamitischen Augen ehrenwerten Institution. Der vorletzte birmanische König, der sogenannte Mendunkönig, wählte, um sich eine Kontrolle der Beamten zu verschaffen, folgendes seltsame Mittel. Selbst aus der trägheitatmenden, schwülen Stille eines Klosters auf den Thron geholt, hatte er innige Beziehungen zu Geistlichen und Mönchen auch in dieser hohen weltlichen Stellung immer fortgepflegt. Nun stiftete er eine Gesellschaft von halb mönchischen Laienbrüdern, die sich die „Sabbatheiliger“ nannten und im Lande umherwanderten, wo sie gewissermaßen als Spione des Königs über die steuererhebenden Beamten wachten. Auch die eigentlichen Priester nahmen an dieser Funktion teil, und es soll durch diese eigentümliche Kontrolle in der That die Lage des Volkes sich wesentlich gebessert haben.

Im östlichen Hinterindien herrschen die politischen Formen Ostasiens vor. Im Vergleiche zu der Despotie Birmas und der durch Adelsherrschaft beschränkten Autokratie Siams ist die Monarchie in Anam und Tongking eine viel mehr demokratisch zu nennende Einrichtung. Das anamitische System kann in seinen Einrichtungen mehr oder weniger als eine Büreaukratie angesehen werden, an deren Spitze ein Fürst steht. Daß dem asiatischen Despotismus in der Praxis ein weites Feld bleibt, braucht wohl kaum beigefügt zu werden; trotzdem herrscht ein bestimmter Grad von Autonomie der Gemeinden, von persönlicher Freiheit und von Bevorzugung des Verdienstes. Die Beamten müssen einen gewissen Rang in der Armee eingenommen, eine gewisse Stufe der Gelehrsamkeit erreicht haben, ehe sie zu ihrem Amte ernannt werden können. Die Erlangung ihrer Stellung hängt ebenso wie in China von einem Examen ab. Wer dieses besteht, dem sind alle Wege geöffnet: die Kunst der Pinselführung öffnet den Weg zu den höchsten Würden. Ob überall, wie in Kotschinchina, Beamte mit richterlichen (Quanan) und mit rein administrativen, vorwiegend

wirtschaftlichen Funktionen (Quanbo) dem Chef einer Provinz (Tong-Doc) untergeordnet waren, ist nicht sicher; doch deutet die Wiederkehr der chinesischen Abstufung der Kreise und ihrer Hauptorte mit den Benennungen Fu, Huyên, Tong uud Thôn an (Miung bedeutet Provinz oder Bezirk überhaupt), daß das chinesische Muster bis ins einzelne hier nachgeahmt wurde. Und so ist denn das Mandarinentum mindestens ebenso mächtig wie dort und zieht vielleicht noch mehr Macht aus dem höhern Grade von Abschließung, in welcher der Herrscher sich befindet. Harmand schrieb von dem letzten Herrscher von Anam: „Tüdüc ist ein König in einer festen Burg, auf dessen Wink Köpfe fallen und Bambushiebe auf die Schultern der gelehrtesten Leute seines Reiches niederhageln, der noch unlängst einen seiner Minister zum gemeinen Soldaten degradiert hat, und doch ist er nur der oberste Sklave in seinem Lande, eine Folge der Abgeschlossenheit, in welcher er erhalten wird". Die Zeremonienvorschriften und die herkömmliche Umgebung des Herrschers mit Verschnittenen und Weibern, welch letztere z. B. sein Boot zu rudern haben, bauen eine hohe Mauer und schaffen eine Einöde um den Herrscher, dessen Vorstellungen von der Welt daher die denkbar schiefsten sind. Europäer haben, ehe sie diesem Systeme auf den Grund blickten, immer vergebens mit dem Mangel an Kenntnis der Welt und der Wirklichkeit gekämpft, welche die Entschlüsse dieser Herrscher bekunden. Eitel Dunst sind Vorrechte des Königs, wie sie uns durch Gautier aus Anam geschildert werden, wo nur der König die gelbe Farbe in seinen Flaggen, Kleidern, seinem Schreibpapier, den Kleidern seiner Diener und — Elefanten benutzen, nur er durch den Mittelbau der Thore passieren, in der Provinz Huë jagen, kleine Vögel erlegen, Elefanten besitzen, zweistöckige Häuser bauen und dabei Eisenholz verwenden darf. Gewisse Worte und Charaktere, welche dem König zukommen oder gewissermaßen geweiht sind, dürfen nicht ausgesprochen oder geschrieben werden. Es macht sich ordentlich komisch, wenn Dolmetscher mit allerlei geschriebenen oder gesprochenen Umschweifen ein solches verbotenes Wort, dessen Anwendung im Laufe eines Gespräches oder Briefes erforderlich ist, zu umgehen suchen. König Hialong (1796—1820) soll diesen sonderbaren Gebrauch eingeführt haben. Er hinterließ bei seinem Tode eine goldene Schachtel mit einzelnen Fächern, welche der Reihe nach von seinen Nachfolgern bei ihrer Thronbesteigung geöffnet werden und die betreffenden beiden geheiligten Charaktere enthalten. Diejenigen Tüdücs, welche im Anfange seiner Regierung seinem Namen hinzugefügt wurden, sollten „Fortsetzung der Macht" bedeuten.

Im Westen tritt mehr Anklang an den indischen Absolutismus hervor, dem das Versöhnende der in China dem Herrscher und seinen Beamten wenigstens formell gebotenen Sorge um das Wohl des Volkes abgeht. Auch in der äußern Politik herrscht dieser Zug. Yule schrieb in den fünfziger Jahren aus Birma: „Es ist in hohem Grade bemerkenswert, welcher Ruf von Friedliebe, Milde und Gerechtigkeit die chinesische Politik im Vergleiche zur birmanischen in diesen Gebieten auszeichnet. Die letztere ist die reine Räuberpolitik, welche den kleinen Staaten unerschwingliche Tribute und Militärlasten auflegt. China tritt hier als die intelligentere und maßvollere Partei auf." Nach Yule hatte der Tsaubwa von Kiangkhen, der bisher unter Birma stand, China gebeten, sich unter seinen Schutz stellen zu dürfen, aber die chinesische Regierung lehnte das Anerbieten ab. Die birmanischen Könige betrachten sich nach indischem Muster als unbeschränkte Herren ihres Landes und Volkes und nehmen von der Ernte und dem Einkommen des letztern, was ihnen frommt. Sie leiten zwar ihre Abstammung von den Sakya-Königen von Kapilavastu her, aber von Weisheit und Gerechtigkeit ist selten einer von ihnen erfüllt gewesen, soweit die Geschichte uns blicken läßt. Der jüngst entthronte Thibo sperrte die Minister, deren Maßnahmen ihm nicht gefielen, in Ställe und ließ sie zugleich mit Hunderten seiner Verwandten hinrichten. Die europäischen Vertreter mußten Vorstellungen machen, um den

Blutbädern Einhalt zu thun, erreichten aber zuletzt auch nichts mehr mit ihren Mahnungen und Warnungen. Mit einer einzigen Ausnahme sind alle Birmanenkönige dieses Jahrhunderts grausame Despoten gewesen. Derjenige, mit welchem England den Frieden von 1826 geschlossen, starb schwachsinnig, seine beim Volke als Zauberin verschrieene Frau und ihr Bruder wurden wegen Mißregierung entsetzt, aber der Bruder des erstern, der nun wie ein Tollhäusler im Lande wütete, mußte gleichfalls zwangsweise vom Throne entfernt werden; sein Sohn, der ihm 1846 folgte, ließ sogleich 80—100 Verwandte ermorden und mußte nach dem unglücklichen Kriege von 1853, in welchem Pegu und damit überhaupt die Meeresküste verloren ging, ebenfalls vom Throne entfernt werden. Als sein Nachfolger halb wahnsinnig endete, kam endlich mit dem sogenannten Mendunkönig zum ersten Male ein menschlicher und friedliebender Monarch in Birma zur Regierung, der nur dadurch dem Lande Schaden brachte, daß er in der Manie großer Bauten und Unternehmungen nach europäischem Muster unnötig gewaltige Summen verschleuderte, zu deren Deckung er das ganze Land in eine einzige Domäne verwandelte und das Volk zwang, ihm den Ertrag der Felder zu festgesetzten Preisen zu verkaufen. Auf diese Art monopolisierte der für seine Person keineswegs luxuriöse König den Baumwollbau und Baumwollhandel. Frönte er nicht dem übertriebenen orientalischen Luxus seiner Vorgänger, so hat er wahrscheinlich sein Volk doch ebenso arm verlassen, wie er es angetreten, vielleicht noch ärmer, denn seine großen Unternehmungen verschluckten mehr Geld als der seiner Natur nach immer beschränktere rohe orientalische Luxus, der wenigstens einen großen Teil des Geldes im Lande selbst verschleudert. Und auch seinem Königsgewande blieben nicht die Blutflecke erspart, wenn er es auch nicht gerade durch Lachen Blutes schleppte. In Birma hat es seit Menschengedenken keine regelmäßige Erbfolge gegeben. Ein Sohn und Bruder waren im Aufstande gegen ihren König gefallen, unter den zahlreichen Söhnen der Kebsweiber wurde durch Hofintrigen Thibo ausgewählt, der angeblich den Tod seines Vaters verheimlichte, bis er alle Thronprätendenten samt Weibern und Kindern gefangen gesetzt oder über die Grenze gejagt hatte. Mit ihm begann jene neue Ära der Blutthaten und Gewaltthätigkeiten, der wir oben Erwähnung zu thun hatten. Auch in Kambodscha wird die souveräne Macht von einem König absolut und despotisch ausgeübt. Er modifiziert und ändert die Gesetze, legt Abgaben auf, streicht beinahe alle öffentlichen Einkünfte ein und verfügt darüber nach seinem Gutdünken. Ihn unterstützt ein ohnmächtiger Staatsrat von fünf Mandarinen.

Huë hat sein Großzeremonienamt wie Peking. Dort wird vor allem darauf geachtet, daß alle die Abzeichen der verschiedenen Klassen streng auseinander gehalten bleiben. In Huë führen die Mandarinen nur Einen Schirm, in den Provinzen je nach ihrem Range mehrere. Die Hängematte besteht bei den höhern Beamten aus roter Baumwolle oder Seide, bei Gelehrten niedern Ranges aus blauer und wird an einem großen roten, mit Vergoldungen versehenen Balken getragen. Staatsbesuche dürfen nicht anders als in der Hängematte, mit Sonnenschirmträger und stockbewaffnetem Läufer gemacht werden. Die Franzosen behaupten, daß, ehe ihre Gesandten 1873 nach Huë kamen, die Mandarinen einen vollen Monat gebraucht hätten, um die Art und Reihenfolge der notwendig gewordenen wechselseitigen Besuche auszustudieren. Wir wissen, daß Siam unter andern Geschenken, deren Übersendung es in Erwiderung seiner Tribute vom Pekinger Hofe verlangte, auch zeremonienkundige Eunuchen nannte.

Was an diesen Höfen zu Zeiten angestrebt wurde, wo die Mittel in größerer Fülle vorhanden waren als heute, zeigen die Reste der *khmerischen Palastbauten in Kambodscha*. Freilich war der Zustand Kambodschas zu der Zeit, in welche diese *Kunstblüte* fällt, ein vielfach andrer als heute. Das Land war bevölkerter, reicher, und wenigstens ein Teil seiner Bevölkerung war auch zugleich gebildeter. Wie heute war der Anbau des

Reises die Grundlage des Ackerbaues, und die zahlreichen von Fischen wimmelnden Seen und Sümpfe trugen wesentlich zur Ernährung des Volkes bei. Auf Dämmen, welche die Überschwemmungsgebiete der weiten Thalebene des Mekhong überragten, waren Straßen angelegt, und auf steinernen Brücken, aus zahlreichen engen Bogen bestehend, überschritt man die Flüsse. Zahlreiche Handelsleute zogen auf diesen Straßen den Märkten zu, wo Einheimische



Mongkut, König von Siam. (Nach Photographie.)

und Chinesen sich mit Händlern aus den malayischen Gebieten, aus Indien, Ceylon, vielleicht aus Arabien und sogar noch weiter westlich gelegenen Ländern begegneten. Die Städte bildeten umwallte Rechtecke, in deren Mittelpunkte die Stätten der Gottesverehrung sich erhoben, in welchen Bibliotheken, aus Stein oder gegen die Termiten auf in Wasser stehenden Pfählen erbaut, nicht fehlten. Neben den Pagoden erhoben sich Klöster und Schulen für Novizen und in ihrer nächsten Nähe der Palast des Fürsten, eine kleine Stadt für sich, in welcher das Observatorium des Hofastrologen nicht fehlte. Außerhalb der Mauern wohnten die Handwerker und Handelsleute. So war denn auch die Pracht der Herrscher hier eine

indische. Von ihren Palästen haben wir gesprochen (s. oben, S. 414 f.), deren Dächer man mit mosaikartigem Schmucke aus Gold, farbigen Gläsern und Edelsteinen versah, und deren Wände mit vielfarbigen Ziegeln geschmückt waren. Diesem heitern Charakter ihrer Wohnstätten entsprach ihr öffentliches Auftreten. Auf den Basreliefs von Baion und Angkor Vaht, wo mit Vorliebe die Festzüge der Könige dargestellt sind, sehen wir sie unter Vortritt kriegerischer Musik und speertragender Reiter, helmgeschmückter Bogenträger, gepanzerter, mit Speer, Axt und Doppelschwert bewaffneter Fußgänger einherziehen. Den Kriegern folgen einige hundert Weiber, die mit Blumenkränzen geschmückt oder mit Kleinodien bedeckt waren. Sie entsprachen wahrscheinlich der noch heute am Hofe von Siam aus jungen Frauen rekrutierten Wache des innern Palastes. Dann kamen die Würdenträger in vergoldeten oder versilberten Palankinen. Die metallenen Betelbüchsen, die ihre Diener trugen, und die scharlachenen Sonnenschirme, welche über ihren Häuptern gehalten wurden, waren je nach ihrem Range reich verziert. Die Königin und ihr Gefolge erschienen dann auf kostbaren Tragbetten, und zuletzt kam eine Schar Palastdiener, welche auf Platten kostbare Gefäße, kleine Pagoden und Götterbilder, Nachahmungen der Riesentempel, trugen. Und nun kam der König selbst auf einem geschmückten Riesenelefanten, und ihm folgten Krieger auf Elefanten, deren Zähne vergoldet waren, und die zahlreiche Ringe und Ketten am Halse trugen. Der König hielt in der Hand das Prea-Khan oder heilige Glawe der Khmerkönige, Schirmträger umgaben ihn auf allen Seiten. Zahlreiche Berittene beschlossen den Zug.

Vor den Königen wurden Kämpfe der Athleten, Wettfahrten auf Kähnen aus einem Baumstamme, dem die Gestalt eines Drachen verliehen war, Kämpfe zwischen Hähnen, Schweinen und wilden Tieren, Pferderennen und Wettrennen von Wagen aufgeführt, vor welche Zebus, Büffel und, wenn man den Denkmälern glauben darf, selbst Hirsche und Panther gespannt waren. Sie wohnten den Darstellungen brahmanischer Mysterien an und ließen sich von dem Mißgeschicke der unglücklichen Sitta rühren oder vom Triumphe Ramas, des Helden ihrer Basreliefs, begeistern. Bajaderentänze gehörten zu ihren Lieblingsergötzungen. Mit großem Pompe fuhren sie auf dem Wasser, um Lotosblumen zu pflücken, welche sie dann samt andern Opfergaben in Tempeln darbrachten, die mitten aus dem Wasser sich erhoben. Nur in den Tempeln erniedrigten sich diese mit Pracht und Macht übersättigten Herrscher. Alles Volk warf sich vor ihnen in den Staub, die Priester aber, auch darin ihren indischen Vorbildern gleichend, beugten sich nur vor ihren Göttern. Die eigentümliche Verbindung religiöser und politischer Zeremonien zeigt sich noch heute in Siam. Beim sogenannten Wasserfeste ziehen hier die Männer jedes Ortes in die Pagode, trinken „Eidwasser" und erneuern dem siamesischen König den Treueschwur. Bei der Rückkehr bespritzen sie sich gegenseitig mit Wasser, wie sonst nur beim „Fest der Linie" und bei der Weihe des Kindes üblich ist

Es ist hier nirgends die Rede von einem national geschlossenen Staatswesen, wie China, Japan, Korea es wenigstens in dem größten Teile ihrer Gebiete durch unabläßige Kulturarbeit geschaffen haben. Die Bevölkerung von Siam wurde zu Bowrings Zeit auf 6 Millionen geschätzt, wovon 1 Million Chinesen, 1 Million Malayen, 2 Millionen Siamesen, 1 Million Laos, 1 Million Kambodschaner. Dabei sind die „Wilden" vergessen, die in Nordsiam allerdings großenteils zum Buddhismus sich bekehrt und in den Dörfern der Laos sich fest niedergelassen haben. In Birma hat man früher die Zahl der Schan auf die Hälfte der Gesamtbevölkerung geschätzt, was sicherlich zu viel ist; aber jedenfalls nehmen sie den ganzen Norden ein. Die herrschenden Rassen sind in allen diesen Reichen immer nur Bruchteile, die mit dem Reste ihrer Staatsgenossen entweder Krieg führen, oder transigieren, oder, was asiatischen Neigungen am meisten entspricht, dieselben in eine mittlere Stellung versetzen, wo je nach Umständen beides gethan wird. Deshalb sind es besonders die unbestimmten

Grenzzonen der hinterindischen Reiche, wo diese Völker am reinsten hervortreten, so die Pu-Tai im Mekhonggebiete zwischen Anam und Siam, wo früher, wie noch heute, Reste von Städten und Festen zeigen, die Anamiten sich festgesetzt und drei Provinzen abgegrenzt hatten, welche sie aber seit Jahrzehnten wieder verlassen oder vielmehr als neutrale Grenzzone zwischen sich und den Siamesen konstituiert haben. Die sachte, mehr von der Zeit als der Gewalt erwartende Behandlung unterworfener Völker entspricht dem überall hier vorschwebenden Muster chinesischer Staatskunst. Nachdem die Siamesen 1828 die laotische Hauptstadt Vienschan erobert und zerstört hatten, teilten sie das Reich der Laos in Provinzen, an deren Spitze argwöhnisch bewachte Glieder der einheimischen Königsfamilie mit dem Titel Khiao (Fürst) gestellt wurden. Ebenso ließen die Anamiten den Pu-Tai ihre den laotischen nachgeahmten Staatseinrichtungen und verlangten nur einen kleinen Tribut von Elfenbein und Wachs, welchen die Pu-Tai pünktlich entrichten, neben dem sie aber zugleich alljährlich einen Bronzetopf als Zeichen der Freundschaft dem nächstwohnenden Laosregenten übersenden. Da die Könige Kambodschas bis heute einem Häuptlinge der reduzierten Giraïe, welcher König des Feuers genannt wird, ein Geschenk machen, hat man in diesem Stamme einen Rest der alten Herren des Landes, der Khmer, sehen wollen.

Das ostasiatische System der Abschließung der Staaten gegen fremde Besucher hat auch in Hinterindien bis in die jüngste Zeit die auswärtige Politik beherrscht. „Das Huhn verrät sein Nest durch Gackern, der Vogel verbirgt es in den dichtesten Zweigen" ist ein siamesisches Sprichwort, welches das Glück des verborgen lebenden Volkes preist. Damit hängt eng das System der Einschaltung kleiner, halb unabhängiger Fürstentümer zwischen die großen Staaten zusammen, durch welche die direkte Berührung der letztern untereinander verhindert wird. Besonders in der chinesisch-birmanischen Grenzzone ist eine Masse kleiner Gebirgsstämme, jeder mit seinem eignen Fürsten, zwischen die beiden Reiche eingeschaltet, und dieselben stehen in äußerst unklaren Verhältnissen zu einander, zu Birma, zu China, zu Siam. Sie sind in einzelnen Fällen diesen drei, in zahlreichen aber wenigstens den beiden erstern Staaten tributär, und man kann sich leicht vorstellen, zu welchen Irrungen und Wirrungen das führen muß. Man fragt sich zweifelnd, ob der Grundsatz richtig sei, den Montesquieu ausspricht, daß, wenn ein starker Staat einen zur Seite habe, der im Zerfalle begriffen sei, er sich wohl hüten solle, diesen Zerfall zu beschleunigen, da es ein sehr glücklicher Zustand sei, einen zur Seite zu haben, der für ihn die Stöße und Schicksalsschläge alle auffange. Überall lassen die Grenzen an Bestimmtheit zu wünschen übrig. Nur theoretischen Wert haben die scharfen Grenzlinien, welche auf unsern Karten und in unsern Büchern die Staaten Hinterindiens aneinanderstoßend nach europäischem Muster darstellen. Wo keine selbständigen politischen Gebilde dazwischen eingeschoben sind, fehlt nicht eine streitige Grenzzone, wie das Sebangthal im Moïlande sie zwischen Anam und Siam darstellt. Daß der Tamuok die Grenze zwischen Kha und Laos bilde, und daß östlich von diesem Punkte die anamitische Tributpflichtigkeit beginne, sind nur Fiktionen. Bock, wenn er den Mekhong und seinen Nebenfluß Mekok südlich vom 20.° nördlicher Breite als Grenzen der Schanstaaten angibt, ist ebenso im Rechte wie andre Geographen, wenn sie diese Linie weiter nördlich ziehen.

Die unterworfenen Völker Hinterindiens sind in einer Weise atomisiert, welche der Staatskunst der hinterindischen Großmächte alle Ehre macht. Ihre Zahl ist so außerordentlich groß, daß man glaubte, einen besondern ethnographischen Prozeß voraussetzen zu müssen, um dieselbe zu erklären. Dupuis nahm z. B. an, daß Jünnan die gemeinsame Zufluchtsstätte der Urbevölkerungen Ostasiens sei. „Diese verschiedenen Rassen, welche sich auf dem Plateau von Jünnan zusammengruppieren, scheinen mir aus den tiefern Thälern zu kommen, deren Knotenpunkte Tibet und Jünnan sind. Infolge von Kriegen

zogen sie diese Thäler herauf, um sich in den Schluchten der Gebirge zu schützen, wo ihre Feinde sie nicht verfolgen konnten.“ Mit demselben Rechte könnte eine so eigenartige Vorgeschichte den Völkertrümmern der südlichern Teile von Hinterindien zugeschrieben werden. Aber in Wirklichkeit sind dies nur eingezwängte Bruchstücke. Heute scheint es in der That gar kein festes politisches oder soziales Band unter diesen Stämmen mehr zu geben, bei denen jedes Dorf, und ihre Dörfer sind wohl nie 100 Seelen stark, einen Mittelpunkt für sich bildet. Ihre übermäßig große Zahl verringert sich, wenn man sich erinnert, wie oft politische Namen für ethnographische Bezeichnungen genommen werden. Mit den Laos, die kein ethnographischer, sondern ein politischer Begriff, sind fast ganz schon verschmolzen die Phutai, welche vor den Siamesen und vor den Laos hier ein Reich besessen zu haben scheinen. Selbst ihre Reste sind also mehr ein politischer als ethnographischer Begriff. Namenverwechselungen tragen zur scheinbaren Vermehrung der Stämme bei. Zahllose Namen, wie Kuy, Kha, Muong, welche alle nur Mensch bedeuten, werden irrtümlich wie ethnographische oder politische Signaturen gebraucht.

Ostasiatischer Völkerkreis.

24. Ostasien.

„So wie Indien dem Einflusse Innerasiens fast in der ganzen Länge seiner Angliederung verschlossen liegt, ist Ostasien demselben geöffnet, aber in demselben Maße ist es fester an seinen Kontinent gebunden und dem Weltmeere abgewandt. Seine natürliche Aufgabe, nach Amerika überzuleiten, hat es ebendeshalb Jahrtausende vergessen.“ ⁂

Ostasien ist innerhalb der gemäßigten Zone an Vorteilen natürlicher Lage, Gestaltung und Fruchtbarkeit eins der allerbegünstigtsten Länder der Erde. Sprechen wir zunächst von China, so ist dessen weites Gebiet auf allen Seiten natürlich begrenzt. Im Südosten und Osten ist es von Meeren bespült, im Süden fällt ein Grenzgebirge aus Kuangsi und Jünnan steil zum hinterindischen Tieflande ab, Schneegebirge trennen es im Westen von Tibet, und im Nordwesten und Norden lagert sich ein Gebirge, das arm an Pässen ist, vor die Hochebene Innerasiens. Und ihm reiht sich als zweite Schranke, die sich oft schon nützlich bewies, auf eine weite Strecke der reißende Strom des obern Hoangho an. Auf dieser Grenze zieht jene mit Türmen gekrönte Mauer hin, von welcher Alexander v. Humboldt sagte: „Sie (die Mauer) bezeichnet im eigentlichen Verstande eine natürliche Grenze, und eine trefflichere Wahl des Ortes als politische Grenze war nicht zu treffen. Alles war tot in der Steppe, und nur einen Schritt mehr, so stand der Reisende an dem jähen Absturze Hochasiens, wo ihm das üppigste Leben entgegenlächelte.“ Mit Ausnahme Hinterindiens sind dabei die angrenzenden Länder Hochebenen, welche selten andre als die ungünstigsten Bedingungen für die Kulturentwickelung bieten, daher dünn bewohnt sind. Oft genug freilich hat China, wenn es durch Mißregierung geschwächt war, dem Anpralle der nomadischen Horden dieser „Sandmeere“ unterliegen müssen, aber mit der Zeit hat es sie durch die Tugenden des Kolonisators: Fleiß, Ausdauer, Voraussicht, besiegt. Im Schutze dieser Lage, welche China fast zu einer Festung gestaltet, konnten die Chinesen sich viele Jahrhunderte ungestört der Vorteile erfreuen, welche die innere Art und Beschaffenheit ihres Landes ihnen in reichem Maße darbietet.

Nach seinem Bodenbaue zerfällt China in zwei orographische Hauptabteilungen, welche getrennt werden durch einen Ausläufer des Kuenlün, der von Mittelasien her sich bis nach Ngan-Khing am untern Jantsekiang quer durch China vorschiebt. Was südlich von diesem Riegel liegt, kann als Ostabdachung des Hochlandes von Tibet betrachtet werden und besteht im wesentlichen aus Mittelgebirgen, deren höchste Gipfel sich zu 1600 m erheben. „Wie in einem Roste“, sagt v. Richthofen, „wechseln Anschwellungen und Vertiefungen, alle einander parallel von Westsüdwesten nach Ostnordosten streichend.“ Nur gegen Westen und Südwesten, im innern Setschuan und in Jünnan, treten zusammenhängende Hochländer auf. Im nördlichen, eigentlichen oder alten China haben wir zunächst die großen Ebenen, welche durch den untern Lauf der beiden Riesenströme Jantsekiang und Hoangho und den Kaiserkanal, der beide verbindet, am besten charakterisiert werden. Sie unterbricht nur das

Gebirge von Schantung, welches wie eine Insel sich aus dem Flachlande erhebt, wie es denn auch geographisch eine Halbinsel bildet und wahrscheinlich einst als Insel aus dem seichten Meere aufragte, welches die zwei Ströme mit ihren riesigen Alluvionen seitdem aufgefüllt haben. Nach dem Innern zu steigt dieser Teil Chinas mit breiten Lößflächen auf, die oft bedeutende Plateaus bilden und landschaftlich sehr reizlos sind („es gibt nichts Traurigeres als die Umgebungen von Peking", Hübner), zumal sie zur Landplage Nordchinas, den Staubstürmen, wesentlich beitragen; ihre Fruchtbarkeit aber darf ein großer Faktor in der Kulturentwickelung Ostasiens genannt werden. Mit dem Schlamme, den die Flüsse aus dieser leicht zerstörbaren Lößformation mitführen, werden die Ebenen befruchtet, wie Ägypten durch den Nilschlamm, und in situ bietet dieselbe ein Ackerland, dessen Güte man am besten bezeichnet, wenn man die dichten Bevölkerungen Nordchinas mit seinem keineswegs außerordentlich günstigen Klima in Vergleich setzt. Nordchina ist kein Exportland für Reis und andre Feldfrüchte wie der Süden, aber es ist wenigstens produktiv genug, um eine dichte Bevölkerung zu ernähren, und ist vor allem keineswegs in dem Maße, wie man es behauptet, vom Süden abhängig. Mittelchina ist ein einziges großes Deltaland von Tiëntsin bis Ningpo, eine Anschwemmung der Riesenströme Jantsekiang und Hoangho, welche weder des fetten Bodens noch der reichen Bewässerung entbehrt, welche so gut hier wie am Ganges, am Nil, am Mississippi und selbst am Rheine und an der Elbe die Anschwemmungsgebiete großer Flüsse mit ihrem immer neu sich bereichernden Schlammboden auszeichnet. Südchina endlich ist zum kleinern Teile ein ähnlich fettes Tiefland, zum größern aber ein sehr gut bewässertes Hügelland, in welchem das, was seinem Boden etwa im Vergleiche zur Marsch und zum Löß der Mitte und des Nordens fehlt, durch ein dem Ackerbaue sehr günstiges Klima ersetzt wird. Ja selbst im Westen, wo die Randgebirge des Hochlandes schon sehr nahe rücken, macht reiche Gliederung und Bewässerung die große gebirgige Provinz Setschuan zu einem Ackerbaulande, dessen Reichtum von neuern Reisenden über den aller andern Provinzen gesetzt und stellenweise mit den glänzendsten Farben fast wie ein irdisches Paradies geschildert wird. So schreibt v. Richthofen von der Ebene von Hwaikingfu und Tuhingwa am Norduser des Hoangho: „Sie gleicht einem Garten, und zahlreiche Bäume und Gesträuchgruppen, unter denen dichte Bambusbosketts mit düstern Cypressenhainen kontrastieren, gestalten sie zu einem anmutigen Parke. Der Boden, aus dem vortrefflichsten Lößextrakte bestehend, ist sehr fruchtbar und gut angebaut, so daß das üppige Wachstum der Getreidefelder an die besten Agrikulturdistrikte Europas erinnert. Klare Bäche stürzen vom Tai-Nang-Schan herab und werden zur umfassendsten Bewässerung benutzt. Die Bevölkerung ist aber auch unglaublich dicht, so daß der reiche Ertrag doch fast eben nur zur Ernährung der Pfleger selbst hinreicht."

Entsprechend der Bodengestalt, sind auch die Stromsysteme Chinas in zwei Gruppen zu teilen: die nördliche der großen Ströme, deren langer Lauf bei enormem Wasserreichtume und verhältnismäßig geringem Falle dem Flach- und sanft ansteigenden Stufenlande entspricht, und die südliche, welche zwar im Takiang eine ganz beträchtliche Ader besitzt, deren Größe und Wasserreichtum sich dem nahe entspringenden Irawadi vergleichen lassen, deren Inneres jedoch noch zum größten Teile vom Jantsekiang und deren Südwesten schon von Zuflüssen des Songka, Mekhong, Irawadi und selbst des Brahmaputra drainiert werden. Aber charakteristisch ist die große Zahl selbständiger und nicht unbedeutender Küstenflüsse, welche in dem weiten Raume zwischen Takiang und Jantsekiang sich aus dem vielzerklüfteten innern Mittelgebirgslande dem Meere zuwinden und in den meisten Fällen so hoch hinauf schiffbar sind, daß sie ein nicht zu unterschätzendes Mittel des Verkehres gerade in der Theeregion zwischen der Küste und dem Innern bilden und zum Teile selbst schon für den europäischen Verkehr Bedeutung gewonnen haben. Gerade über die Schiffbarkeit der chinesischen

Ströme haben uns neuere Reisende ziemlich reiches Material geboten, und wir verstehen infolgedessen heute viel besser als früher die Möglichkeit dieses ausgebreiteten innern Verkehres, welcher eine der Säulen der chinesischen Kultur ist. Die klimatologischen Verhältnisse machen den Wasserreichtum verständlich, welchen wir sonst in dem entwaldeten, altkultivierten Lande nicht gesucht haben würden. Die geologischen Untersuchungen erklären anderseits die Möglichkeit dieser ausgebreiteten Schiffahrt. Einer der Reisenden, die mit am meisten Beobachtungs- und treuer Schilderungsgabe ins Innere vorgedrungen sind, R. Fortune, derselbe, dem man die Verpflanzung der chinesischen Theestaude nach Indien mit verdankt, spricht mehrmals sein Erstaunen aus über die Schiffahrt auf den Bächen der hügeligen Theedistrikte, wo oft, wenn das Wasser selbst nur „knöcheltief", noch auf flachen Booten und im äußersten Falle auf Bambusflößen gewaltige Massen von Waren zu Berg und Thal befördert werden. Schon den ältern Reisenden, die den Meilingpaß passierten, fiel die hoch hinaufgehende Schiffahrt im Pekiang und Tschangkiang auf. Im letztern erwähnen sie einige Stromschnellen (bei Kantseufu) und Felsschluchten, in deren Nähe selbst die Leinpfade in den Felsen hatten gesprengt werden müssen. Auf dem Tsiantschang waren bei der Bergfahrt für ein mäßiges Boot 15 Leute erforderlich, um das Schiff an Tauen, welche am Maste befestigt waren, über die Stromschnellen zu ziehen, während 6 andre mit den Bambusstangen nachhalfen. „Wenn man einen solchen Fluß ansieht", sagt R. Fortune, „möchte man es für unmöglich halten, ihn zu beschiffen, aber mit harter Arbeit und Ausdauer wird selbst diese Schwierigkeit überwunden." Eine bedeutende Anzahl von Städten, die an derartigen Flüßchen gelegen sind, zieht ihre Nahrung aus dem Aufenthalte, welchen das Umladen der Waren und die Verstärkung der Mannschaft an derartigen Punkten den Schiffen bereiten. Begreiflicherweise ist auch die Bauart der Schiffe selbst eine sehr mannigfaltige, je nach den Flüssen, auf welchen sie bestimmt sind zu fahren. So sagt Fortune, daß keins der Boote vom Schanghaiflusse im stande wäre, in dem seichten, aber reißenden Tsiantschangflusse (der bei Hangtschou mündet) zu fahren, da es in Kürze an den Felsen und Steinen zerschellen würde, welche in diesem Flusse so massenhaft vorhanden sind. Freilich ist nicht bloß Geduld, Fleiß und Geschicklichkeit, sondern auch die ganze Genügsamkeit und die Verachtung für den Wert der Zeit, welche dem Chinesen trotz seines Handelsgeistes eigen ist, von nöten, um diese Reisen zu vollführen. Dauert doch oft genug die Bergfahrt vier- und fünfmal länger als die zu Thal. Richthofen gibt uns dazu noch geologische Gründe für die ausgedehnte Schiffahrt speziell in Südostchina: „Der Lauf eines jeden Flusses besteht aus rechtwinkelig aneinanderstoßenden Strecken, in denen enge Felsschluchten mit sanften Thälern wechseln. Früher waren diese Thäler Seen. Doch ist das Land so lange der Erosion ausgesetzt gewesen, daß die Seen vollständig ausgefüllt sind, zugleich aber die Unebenheiten in den Schluchten so vollständig abgetragen, daß sämtliche Flüsse schiffbar sind, die meisten bis nahe an ihre Quellen." Was Richthofen hier von Südostchina im allgemeinen aussagt, hat er früher schon im einzelnen von der Provinz Hunan berichtet, wo er gleichfalls bemerkt, daß so viele Flüsse schiffbar seien, weil lange dauernde Erosion die Hindernisse vielfach geglättet habe, wofür auch der Mangel der Wasserfälle und permanenter Seen spreche. Aus andern Gebieten berichten andre Ähnliches. Der alte berühmte Binnenweg von Nanking nach Kanton, neben dem Kaiserkanale und dem Jantsekiang die wichtigste Straße des Riesenreiches, benutzt ja zum Teile gerade diese ausgedehnte Schiffbarkeit der Zuflüsse des Takiang und Jantsekiang, indem er vom Jantsekiang in den Pojangsee, von diesem im Tschangkiangflusse aufwärts bis nach Kantseufu, von hier zu Lande über den Meilingpaß und dann im Pekiang thalwärts bis Kanton führt. Trotz der häufigen Dampferverbindungen, welche jetzt zwischen dem Jantsekiangdelta und der Bucht von Kanton nebst Hongkong und Macao bestehen, werden

die Chinesen diesen Weg noch lange mit Vorliebe bei ihren Reisen von Süden nach Norden und umgekehrt einschlagen. Immerhin ist nach der Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Jantsekiang wenigstens der Warentransport auf dieser Route in beständiger Abnahme begriffen. Dagegen hat die immer steigende Produktion und Ausfuhr des Thees die Schiffahrt auf dem Tsiantschang- und dem Minflusse gehoben, und die Eröffnung des Hafens von Schateu (Swatow der Engländer) hat auf dem hier mündenden Flusse Han eine Dampfschiffahrtsunternehmung geschaffen, welche allerdings ihre Wirksamkeit nicht über Tshaotseufu, das Binnenemporium dieser Region, erstreckt. Neben ihm behauptet der Hoangho nur immer den Ausnahmecharakter, den ihm die Geographen seit langem zugeschrieben haben. Was schon Ritter bei Besprechung des obern, am Rande der Wüste Gobi hinführenden Laufes des Flusses sagt, es sei „unstreitig die große Höhe, von welcher er sich von hier an noch in das Tiefland Chinas hinabstürzt, eine Mitursache der fortdauernd großen Verwüstungen, die er dort anrichtet", bestätigen die neuesten Arbeiten. Ney Elias gibt die Meereshöhe des Flusses bei Tschagan-subar-Rahn (Dynchu) auf über 1000 m an, während schon in der Tiefebene bei Kaifungfu der mächtige Strom sozusagen auf dem Meeresniveau fließt. Während das Gefälle von Dynchu bis zum Eintritte in die Ebene mehr als 1 m pro Kilometer beträgt, ist es von Kaifungfu bis zur Mündung in den Golf von Petschili vergleichsweise Null. Indem nun sein oberer Lauf völlig in die Lößmassen eingebettet ist, fließt er mit starkem Gefälle und, wie sein Name schon andeutet, stark beladen mit dem leichtesten, schon auf der Lagerstätte geschlämmt anstehenden Materiale, das er unter diesen Verhältnissen weit mit sich hinabführt und in großer Ausdehnung besonders gegen sein Mündungsgebiet hin ablagert. Solide Ufer bildet dieser Schlamm natürlich nicht, und in der fast gefällelosen Tiefebene wird jedes Hochwasser leicht die Ufer und Dämme zerreißen, und ohne Schwierigkeit wird der einmal ausgetretene Strom sich in dem weichen, widerstandslosen Erdboden neue Bahnen graben.

Wir wundern uns deshalb nicht, daß von 600 vor Christi Geburt bis 1851, dem Jahre des letzten, fürchterlich verheerenden Ausbruches, der Hoangho achtmal sein Mündungsgebiet gewechselt hat, bald vereint mit dem Jantsekiang, bald weit von diesem getrennt, jenseit der Gebirgshalbinsel von Schantung, bald in der Mitte, in dem Bette des Tatsingflusses, seinen Weg ins Meer fand. Um so weniger ist dies zu verwundern, als die Chinesen offenbar in der Ingenieurkunst weniger vorgeschritten waren als in andern mehr mechanischen Künsten; sie bauten wohl Dämme dem Flusse entlang in geringer Entfernung von demselben, aber sie begingen oft den Fehler, mittels Durchstichen und Ableitungen sein Volumen vermindern zu wollen, da sie nicht wußten, daß dieselben wohl die Schnelligkeit, nicht aber das Volumen des Flusses zu vermindern im stande sind. Sie minderten dadurch nur die Tragfähigkeit des Wassers für die festen Bestandteile, die es mit sich führt, und förderten nur die Gefahr künftiger Ausbrüche und Überschwemmungen. Nur Jünnan steht als Plateauland auch in hydrographischer Richtung vereinzelt, denn die Mehrzahl seiner Flüsse hat starken Fall und schluchtenartige Betten. Dennoch entbehrt es wenigstens einer Hauptwasserstraße nicht, wie neuere Expeditionen der Franzosen lehren, welche auf dem hinterindischen Songkaflusse bis fast in das Herz dieser fruchtbaren und von höchst wichtigen Handelswegen durchschnittenen Provinz vorgedrungen sind.

Durch Küstenentwickelung ist China weniger begünstigt, obwohl reichlich zwei Fünftel seiner Grenzlinie am Meere hinziehen. Nördlich vom Jantsekiang sind keine guten Häfen, und die wenigen geschützten Ankerstellen, welche in den Flußmündungen vorhanden sind, verschlammen zusehends rasch durch die außerordentlich intensive Sedimentbildung, welche im Busen von Petschili und im Gelben Meere statthat. Deshalb sind auch die Nordchinesen im ganzen und großen kein seefahrendes Volk, eine Thatsache, die für die

Auswanderungsfrage ihre hohe Bedeutung hat. Süd- und Mittelchina sind hingegen mit um so zahlreichern und bessern Häfen versehen, und die seefahrende Bevölkerung Chinas gehört fast ganz diesen Gegenden und zwar vorzüglich den Distrikten von Kanton, Amoy, Ningpo und Futschou an. An die Gefahren der Fukianstraße und der Küste von Formosa, welche die späte Kolonisation dieser Inseln erklären, mag erinnert sein. Die Küste ist lagunenreich. Binnenseen von größerer Ausdehnung besitzt das Land wenige. Doch bietet der dem Jantsekiang gleichsam angehängte Pojang eine enorme Wasserfläche, die bei Stürmen sehr gefährlich ist. Man glaubt sich nicht im Zentrum des Reiches, sondern auf dem Meere. Unzählige Dschonken durchkreuzen ihn nach allen Richtungen, nur schwimmende Bambusinseln erinnern daran, daß man sich auf einem Binnensee befindet.

Chinas **Klima** ist ein in anbetracht der Breitenlage dieses Erdstriches ungewöhnlich günstiges. Ist es auch kontinental gegensatzreich (Peking hat einen Winter von —2,8 und einen Sommer von 25°), so statten es dagegen die reichlichen Monsunregen, die dem warmen und trocknen Frühlinge folgen, „gleichsam mit einer Gabe der Tropenzone aus", und es ist weder die Reis- noch die Theekultur ohne die reichliche Anfeuchtung der Sommerregen denkbar.

Japans Inseln umziehen das Japanische Meer in weitem Bogen, dessen Nordende gegen Sachalin hinragt und sich mit den Kurilen verschwistert, während das Südende sich Korea zubiegt und gegen Formosa die Liukiukette aussendet. Der nächste Punkt des Festlandes ist ihnen Korea, welches denn in der Geschichte in der That als die Brücke erscheint, über welche das chinesische Grundelement der japanischen Kultur den Weg nach Nippon und Kiusiu über Tsuschima fand. Der größte Teil der japanischen Inseln besteht aus Gebirgsland alter Formationen mit aufgesetzten Vulkangipfeln, deren höchster, Fujinoyama (3748 m), eine hervorragende Stellung in Kunst, Sage und Glauben der Japaner einnimmt. Durch Faltung und Wasserläufe in eine Anzahl kleiner Plateaus und nach der See hin offener Niederungen zerlegt, begünstigt Japan die Entwickelung kleinerer Staats- und Stammesgebiete. Die Übergänge von einem Gebiete ins andre sind indessen durch geringe Höhe der Gesamterhebungen leicht gemacht, und hierin darf man wohl ein Gegengewicht des Mangels einer beherrschenden, volkreichen Landschaft erkennen. Keine von diesen Inseln besitzt einen für größere Fahrzeuge schiffbaren Fluß. Der größte Teil des Verkehres bewegt sich auf Saumwegen und in der Küstenschiffahrt. Die Küstenlandschaft Japans erhebt sich in oft gerühmter Anmut. Dicht bewaldete, oft tief zerklüftete Anhöhen ziehen sich an einigen Stellen bis zum Ufer hin, an andern bilden sie den Hintergrund der in steilen Terrassen hoch ansteigenden lichtgrünen Reisfelder. In den schluchtartigen Thälern liegen zahlreiche Dörfer halb versteckt. Aber diese Küste ist durch Stürme und Strömungen gefährlich, wenn auch reicher an Häfen als die nordchinesische. Sie fällt in das Taifungebiet in ihrer ganzen Ausdehnung, und im Winter steht die Westseite Japans unter der Herrschaft so heftiger Nordwinde, daß dann monatelang der Verkehr stockt.

Das Gebiet der **chinesisch-japanischen Flora** umfaßt das Land vom Amur bis zum Sikiang und binnenwärts bis zum Kuku-Nor, die Südhälfte Sachalins, die Kurilen und die Inselkette von Japan bis Formosa. Sie umschließt eine hauptsächlich aus nordasiatischen und indischen Formen gemischte Pflanzenwelt, die indessen in ihrer Übergangsstellung durch eine erhebliche Zahl eigentümlicher Formen und außerdem durch das bemerkenswert weite Hinaufreichen tropischer Formen, wie es sonst im gemäßigten Klima nicht zu finden, ausgezeichnet ist. Halbtropisch ist schon die Fülle und Mannigfaltigkeit der baumartigen Gewächse. Die Zahl der Bäume und Sträucher verhält sich in Japan zu allen übrigen Gewächsen wie 1 : 3, und darunter sind so tropische Formen wie Lorbeeren mit 26 und Bambus mit 14 Arten vertreten, während die Nadelhölzer mit mehr als 30 Arten erscheinen. Unter den letztern erinnern Föhren und Tannen an nordische Formen, Cypressen und Zedern

an mittelmeerische, aber Gingko und Podocarpus sind ganz eigenartige, sonst nirgends wiederkehrende Nadelhölzer mit breiten Blättern. Unter den Laubbäumen sind die immergrünen stark vertreten. Von den laubabwerfenden sind Ahorne am häufigsten, dann Buchen, Ulmen (das berühmte Bauholz Kiaki), Kastanien. Unter den Sträuchern sind die Kamelien so häufig, daß man sogar das ganze Reich nach ihnen genannt hat, daneben Rhododendren, Buchsbaum. Der Theestrauch (s. untenstehende Abbildung) ist nicht zu vergessen. Magnolien gehen bis Jeso, der Pisang bis Chusan. Die Sträucher bilden kein Dickicht, sondern Buschwälder bis zu 10 m Höhe. Palmen gehen in Baumform bis Tschekiang und Jedo. Von den sehr häufigen Araliaceen sind der Ginseng liefernde Panax und die das Reispapier liefernde Fatsia zu nennen. Die Waldgrenze reicht am Fujinoyama bis 2600 m. Den gesamten Artenreichtum dieses Gebietes kann man ähnlich wie den europäischen auf etwa 6000 schätzen. Von der gesamten Oberfläche des Mikadoreiches ist nur ein Neuntel Kulturland, alles übrige bleibt fast gänzlich unbebaut. Dies liegt teilweise in der gebirgigen und felsigen Natur des Landes, zumal die Terrassenkultur bei weitem nicht so hoch hinaufsteigt, wie die beschränkten Anschauungen glauben ließen, welche frühere Beobachter bei Nagasaki und in der Omurabucht gewannen. Zu einem großen Teile führt es aber auch auf historische Gründe zurück, nämlich auf die politischen Zustände, wie sie vor 1868 im Inselreiche herrschten, als das Shogun-Regiment, um die Daimios nicht allzu mächtig werden zu lassen, hermetischen Abschluß der Besitzungen letzterer voneinander forderte, nur wenige Hauptstraßen und diese fast lediglich für militärische Zwecke einrichtete und ein Gesetz in Wirksamkeit brachte, nach welchem das vorhandene Feld des Fürsten nicht vergrößert werden durfte. Die Zusammendrängung der Wirtschaft auf ein ganz kleines Gebiet, das dann um so intensiver bebaut werden mußte, wurde dadurch unerläßlich und eine Produktion zum Verkaufe aufs äußerste beschränkt. Es kam hinzu, daß nur bei möglichst hoher Produktion des als Kulturland gestatteten Bodens die Abgabe der von den Daimios geforderten Steuern (50—70 Prozent der jedesmaligen Ernte) zu erhalten war, deren Nichtbezahlung eine Versetzung in die unterste Klasse der Bevölkerung zur Folge hatte. Außerdem drängte die eigentümliche, fast vegetarianische Lebensweise des Volkes auf einen gärtnerischen Betrieb der Landwirtschaft. Der Wald ist von großer Ausdehnung in Japan. Große Städte liegen wie in Ozeanen von Baumwipfeln, und im Gemütsleben der Japaner nimmt der Wald, nehmen Blätter und Blüten eine Stelle ein wie bei andern Asiaten nicht. Neuere statistische Angaben schätzen ihn auf 41 Prozent, was zusammen mit dem vorwiegend aus unbenutzten Wiesen bestehenden Ödlande, welches auf 37 Prozent berechnet wird, 78 Prozent vom Ackerbaue unbenutzten Boden ausmacht. Aber dieser Wald ist nicht ausschließlich aus natürlichem Baumwuchse und Gebüsch gebildet, sondern besteht fast zur Hälfte aus Anpflanzungen, welche zum Zwecke der Gewinnung von Bauholz hier lange gemacht wurden, ehe man in den jetzt in forstlicher Hinsicht bestausgestatteten Ländern Europas an Ähnliches dachte. Der japanische Kulturwald umschließt eine große Anzahl von Bäumen, vorzüglich Nadelhölzer.


Der Theestrauch (Thea sinensis).

Selbst auf Jeso gibt es künstlich geschaffene Kryptomerienbestände. An einen gewissen Grad von Waldpflege, wenn auch aus rein wirtschaftlichem Gesichtspunkte schon gewöhnt, haben die Japaner dann eifriger als viele Völker Europas auch die wissenschaftliche Kultur und Erhaltung der Gebirgswälder mit Rücksicht auf das Klima in die Hand genommen. Von einheimischen und eingeführten Nutzpflanzen werden wir zu sprechen haben. In China ist im Norden das Land bis auf unzugängliche Berge fast ganz entwaldet, die Chinesen pflanzen sehr wenig Fruchtbäume in diesen Gegenden, so daß selbst das Holz zu den Särgen jetzt von auswärts eingeführt wird. Aus Hupe schreibt v. Richthofen: „In diesen Gegenden ist der Sitz der ältern chinesischen Geschichte, und sie sind mehr entwaldet als andre. Die Chinesen sind ganz besonders vom Glücke begünstigt worden, denn während im südwestlichen Asien und wahrscheinlich längst vorher in Zentralasien die Ausrottung der Wälder Regenmangel und Verwüstung zur Folge gehabt hat, hat dieses Resultat in China nicht stattgefunden. Die Regenmenge mag sich verringert haben, aber sie ist immer noch bedeutend und reicht hin, um alle Provinzen von China im Zustande hoher Produktivität zu erhalten.“ Im mittlern Jantsekianggebiete sah bei Schasu Cooper die ersten Bäume, seit er Hankeou verlassen, ein paar Fichten. Besser ist es mit den Wäldern in einigen Teilen des Südens bestellt, wo selbst in den Gebirgen nahe bei Ningpo viele Berge mit schönen Wäldern bestanden sind, die meist aus Pinus sinensis, Cryptomeria japonica und Cunninghamia lanceolata bestehen.



In einem Bambushaine.

Hervorragend ist Bambus (s. nebenstehende Abbildung), dessen Zweige ein unschätzbares Material für mannigfaltigste Verwendung sind. Leichtigkeit, Biegsamkeit und große Festigkeit sind seine hervorragenden Eigenschaften, daher ist er im gleichen Grade brauchbar für Stangen, Bootshaken, Masten und Querleisten für die Segel. In der Industrie vielseitig verwertet, ebenso wie im täglichen Leben, stellt Bambus nach Seide und Reis wohl das einträglichste Naturprodukt Chinas dar, das einträglicher als die Bergwerke ist. Es kommt hinzu, daß der Bambus unglaublich rasch wächst, angeblich um mehr

als $^1/_2$ m in 24 Stunden. Vielseitig nützlich erweist sich auch die Zuckermoorhirse (Holcus oder Sorghum saccharatum), die in Nordchina (Schantung, Petschili, Schansi) besonders in höher gelegenen Teilen häufig angebaut wird; sie bietet den Vorteil, daß ihre Stengel Brennmaterial liefern, und aus den Samen wird der beste Branntwein gemacht. Panicum- und Setaria-Arten (Rispen- und Kolbenhirse) sowie die hirsenartige Eleusine coraxana werden gleichfalls angebaut. Vor ihnen hat Reis immer den Vorteil voraus, daß er als reine Sommerpflanze natürlich alle Vorteile des heißen und feuchten Klimas von China in vollem Maße erntet und außerdem mit den im Lande so beliebten „Wasserkulturen" verbunden werden kann. Der gebräuchlichsten Kulturen außer denjenigen der Getreidearten, des Thees, der in Korea fehlt, der Maulbeeren für Seide zählen die Chinesen selbst siebzig. Melonen und Kürbisse sind häufig. Kartoffeln gedeihen vorzüglich. Außerdem werden von Knollengewächsen Cypergras, Pfeilkraut, Jam, Batate, Caladium, die Lotosblume, Wassernuß, Sium, Rüben, Möhren angebaut und von Gespinstpflanzen Baumwolle, Bombax, Sida, Cannabis sativa, Boehmeria nivea (s. nebenstehende Abbildung), dann die Papierpflanzen Broussonetia und Aralia und von Farbepflanzen Indigofera tinctoria, Polygonum tinctorium, Isatis indigotica. Reis wird aus China kaum ausgeführt, er ist sogar schon aus Nordamerika eingeführt worden.



Chinesischer Hanf oder Chinagras (Boehmeria nivea).

Um einen Zug in der Naturausstattung Chinas nicht zu vergessen, der in der Zukunft größere Bedeutung gewinnen könnte, als er in der Vergangenheit besaß, sei endlich an seine Erzlager erinnert. An Schätzen aus dem Erz- und Steinreiche ist China keineswegs arm, wie denn seine Kohlen- und Eisengebiete zu den großartigsten und leichtest nutzbaren der ganzen Welt gehören, ja vielleicht einst allen voranstehen werden. Nächstdem sind Kupfer, Zink, Zinn, Nickel, Gold, Bernstein zu nennen. Merkwürdigerweise haben sich, wie es scheint, die Chinesen dem Betriebe dieses hochwichtigen Gewerbzweiges niemals mit der Hingebung und Ausdauer gewidmet wie andern an und für sich minder lohnenden Thätigkeiten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß wir von der rationellen Ausbeutung dieser Reichtümer noch Großes für die schon jetzt nicht unbedeutende Stellung Chinas im Welthandel erwarten dürfen. Am meisten werden dabei Kohlen und Eisen ins Gewicht fallen. v. Richthofen erklärt Schansi für eins der wichtigsten Eisen- und Kohlengebiete der Welt. Mit Bezug auf den Ausspruch Danas: „Pennsylvanien leitet die Welt, sein Flächeninhalt besteht aus 43,000 Quadratmeilen, von denen 20,000 Kohlen enthalten", meint er, daß eine genauere Prüfung wahrscheinlich ergeben würde, daß Schansi Pennsylvanien den Rang ablaufen könne. Außergewöhnlich reich an Kohlen sind einige der nördlichen und mittlern Provinzen, wie Petschili, Schansi, Schensi und Hunan, und von den südlichen umschließt besonders Setschuan eine ganze Menge vereinzelter Vorkommen. Von Eisenerzen sind ebenfalls und zwar häufig in ähnlich günstiger Zusammenlagerung wie in England oder an der Ruhr gewaltige Massen vorhanden. Auch Japan ist reich an Kohlen und Eisen, hat aber viel weniger Gold und Silber, als man früher in Erinnerung an Marco Polos Schilderungen und Kämpfers Meinung glaubte, daß Japan „das guldene Ophyr" sei. Nur Kupfer kommt in größerm Maße vor.

25. Südostasiatische Bergstämme.

„Ursprüngliche Rassen, welche den Vorstellungen entsprechen, die man sich von ‚Wilden' zu machen pflegt." H. v. Schlagintweit.

Inhalt: Allgemeiner Überblick. — Reste früherer Bevölkerungen in China. — Die Schan im nördlichen Birma. — Rassen. — Tracht. — Schmuck. — Verbreitung der Tättowierung. — Waffen. — Wirtschaftliche Thätigkeit. — Familie. — Politische Zersplitterung.

Vom Osthimalaja bis zum Ostrande Hinterindiens und von den Bergen, die den mittlern Lauf des Irawadi, Salwen und Menam einfassen, bis tief in die chinesischen Provinzen Kuangtung, Kueitschou, Kuangsi, Setschuan und Jünnan wohnen Völker von vorwiegend mongolen- oder malayenähnlichem Äußern, welche vielfach, wo man sie genauer untersucht hat, sich als Angehörige des großen, von Manipur bis ins Herz von Jünnan und von Assam bis Kambodscha noch reichenden Tai- oder Schanstammes ausweisen, dessen einziges politisch selbständiges Glied heute die Siamesen sind, während Traditionen auf einen einst im nördlichen Hinterindien oder südlichen China bestandenen großen Taistaat hindeuten. Von Westen nach Osten fortschreitend, erscheinen als die hervorragendsten Völker dieser weit zerstreuten Gruppe zunächst folgende Stämme des nordöstlichen Assam: Aka, Daphla, Miri, Bor-Abor, Midschi und Mischmi; dann die indisch-birmanischen Grenzstämme Garo, Khassia und Naga; dann in Birma die vielgestaltigen Schan, welche einst auch in Jünnan neun Staaten bildeten, und deren Verwandte als Salung besondere Namen tragen; dann in Jünnan ferner die Lolo und Miao und die kleinern Stämme der Payi, Penti-Yen, Minkia, welche zusammen aus dieser Provinz die unchinesischste des ganzen Reiches gemacht haben, in welcher, wie der Panthay-Aufstand und die Ermordung Margarys zeigten, die Autorität der chinesischen Behörden noch lange nicht durchgreift. Die Miaotse von Kueitschou und Setschuan und zahlreiche kleine Völkertrümmer in andern Südprovinzen Chinas gehören hierher, vielleicht auch die Li oder Laos von Hainan, wohl aber kaum noch die von den Chinesen als Ureinwohner angesprochenen Tanka von Kuangtung, die, angeblich 40,000 Mann stark auf Flußbooten wohnen.

Viele von diesen Völkern waren einst weiter ausgebreitet. Nach der allgemeinen Annahme ist China vor der Besiedelung durch die von Norden kommenden Chinesen von Völkern tibetanischen, birmanischen und siamesischen Stammes bewohnt gewesen. Durch das von Nordwesten einwandernde Volk, welches den andern Völkern allmählich den einheitlichen Stempel aufdrückte und dadurch das Volk der Chinesen schuf, wurden diese Stämme teils zurückgedrängt, teils unterjocht und an chinesische Sprache und Sitten gewöhnt. Die Chinesen haben ihnen gegenüber ihre kolonisierenden Fähigkeiten aufs beste bewährt, und man findet nur noch in den allerunzugänglichsten Grenzgebirgen wirklich unabhängige Völker, die man gegenwärtig in drei Hauptgruppen teilen kann: Si-fan oder Tanguten, ein Volk tibetanischen Stammes an der Grenze von Kansu; Miaotse, den Thaivölkern zugehörend, in den Grenzgebirgen zwischen den Provinzen Setschuan, Jünnan und Tibet, ferner in geringer Zahl in den unzugänglichsten Teilen mehrerer andrer Provinzen des Südens; die Lolo, ein birmanisches Volk in den Gebirgen von Jünnan. Die Chinesen nennen Laos und Lawa zahlreiche Völker an der Südostgrenze von Jünnan, selbst den Birmanen legen sie den Namen Lawa-min bei (Buchanan). Auch Lolo scheint hierher zu gehören. Die Namen Miaotse und Lolo scheinen wiederzukehren in den Mutsa und Lan-lans, wilde Stämme,

die in der Nähe von Kiangtung wohnen. Aus den Mitteilungen des chinesischen Reisenden Matuanlin ist für die Geschichte der Südstämme folgendes zu entnehmen: Zuerst waren die unkultivierten, rohen, aber schwächlichen Liao da, welche Setschuan, das südliche Kansu und sogar das südwestliche Schensi bewohnten. Sie verschwanden rasch vor den Panhu, die zur Zeit Matuanlins sich noch vom 105. bis zum 111.° östlicher Länge und von den Bergen von Nanking bis zu den Grenzen Hunans und Schensis ausbreiteten. Im 5. Jahrhundert nach Christo sollen die Panhu in Zeiten der Zerrüttung des Reiches nicht weniger als 80,000 Städte und Dörfer besessen haben. Von ihrer Kraft und Gewandtheit werden Wunderdinge erzählt, daß ihnen aber Matuanlin rote Haare und mit heißen Eisen gehärtete Fersen zuschreibt, macht die Berichte etwas zweifelhaft. Man hat unter ihnen wohl die heutigen Miaotse zu verstehen. Ganz verschwunden, d. h. in der chinesischen Bevölkerung aufgegangen, sind endlich die Linkuinlong von Hupe, welche angeblich im 4. Jahrhundert nach Christo unterworfen wurden. Es ist natürlich unmöglich, die Zahl dieser Völker, die von den Chinesen nicht zu den Ihren gezählt und darum nie in den Zensus aufgenommen wurden, zu bestimmen. Man kann nur so viel sagen, daß sie aufgehört haben, irgend eine politische Rolle zu spielen. Zwar hemmen ihre Wohnsitze noch jetzt in verschiedenen Provinzen, wo weder die Soldaten noch die Kaufleute sich Wege durch ihr Gebiet zu bahnen wagen, den Verkehr. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade die Südprovinzen sich im Anfange noch so häufig gegen die Mandschu erhoben, wiewohl wir keinen sichern Beweis haben, daß diese Eingebornen an den Aufständen teilnahmen. Aber die meisten zahlen nun den Chinesen Tribut, die ihnen dafür machtlose Könige einsetzen und sich statt der formellen mit der thatsächlichen Unabhängigkeit derselben begnügen und am zufriedensten sind, wenn sie dieselben durch Handel und Wucher aussaugen können. Schon Du Halde schildert in seiner „Description de la Chine“ diesen Zustand vortrefflich, wenn er die Unterwerfung der Lolo folgenderweise beschreibt: „Nachdem die Chinesen in Jünnan einige Befestigungen und Städte in den kleinen, unangebauten Ebenen erbaut und einige Gefechte geliefert hatten, zogen sie es vor, diese Völker dadurch an sich zu fesseln, daß sie ihren Häuptlingen die Siegel und alle Ehren von Mandarinen nebst den entsprechenden Titeln verliehen. Sie thaten dies aber nur unter der Bedingung, daß jene den Kaiser als ihren Herrn anerkannten und sich unter die Verwaltung der Provinz stellten, in welcher sie lebten, gerade so wie chinesische Mandarinen von entsprechendem Range; ferner, daß sie sich vom Kaiser mit ihren Landen belehnen ließen, in denen sie übrigens keine Jurisdiktion ohne seine Einwilligung ausüben durften; der Kaiser verpflichtete sich seinerseits, den nächsten Erben ebenfalls mit denselben Landen zu belehnen.“ Bei den Miaotse, wo die Unterwerfung nicht so weit gediehen war, lagen die Verhältnisse etwas anders: „Man betrachtet sie als unterworfen, wenn sie sich ruhig halten; verüben sie aber Feindseligkeiten, so begnügt man sich, sie in ihre Berge zurückzuweisen, ohne übrigens einen Versuch zu machen, sie in denselben anzugreifen. Der Vizekönig mag sie lange auffordern, auch nur durch Vertreter vor ihm zu erscheinen, sie thun doch nur, was ihnen gutdünkt.“

Wie vor 200 Jahren ist es fast noch heute, nur mit dem Unterschiede, daß damals diese Völker in geringerm Grade unterworfen oder selbst zu Chinesen gemacht, dafür aber die Regierung stärker war. Gegenwärtig ist die Regierung schwach und erfährt deshalb von seiten der verkleinerten Reste jener Bergstämme kaum weniger Störungen und Hemmungen als damals. Nach den wenigen vertrauenswerten Berichten, welche wir aus neuerer Zeit über diese Völker besitzen, sind die Bergstämme in einem großen Teile des westlichen Setschuan den Chinesen tributpflichtig und befinden sich auf dem besten Wege, echte Chinesen zu werden. Den Zopf, der als ein Zeichen der Unterwerfung gilt, haben viele schon angenommen, die chinesische Sprache und Tracht breiten sich immer weiter aus, und nur die Frauen

behalten bezeichnenderweise auch hier gewisse Besonderheiten bei, welche auch bei sonst vollständiger „Chinesisierung“ noch die fremde Abstammung bekunden. Von vollständig unabhängigen Stämmen nennt man die Zandi bei Tatsianlu und die Lutsu bei Atenze; von abhängigen die Yatsu, Leisu und Moso. Die Zahl der beiden erstern ist gering; 1200 ist die Zahl der waffenfähigen Männer, welche Cooper von den Lutsu angibt. Dagegen sind die chinesisierten Stämme weit verbreitet, verlieren aber immer mehr ihre einst scharf gezogenen Grenzen, da chinesische Sprache und Kultur auf allen Seiten im Vordringen ist und eine Besonderheit nach der andern entfällt. So wird z. B. Schreiben und Lesen nur chinesisch gelehrt, was die alteigentümliche birmanische Lolosprache rascher aussterben läßt, als der Verkehr mit den Chinesen bedingen würde. An einigen Punkten hat jedenfalls eine ausgiebige Blutmischung zwischen Lolo und Chinesen stattgefunden, so in der Gegend von Atenze, wo der Älteste einen jährlichen Tribut an die chinesische Regierung zahlt und der dortige Mandarin nur bei Kapitalverbrechen richten darf. Von ähnlicher Mischung an der Grenze zwischen Jünnan und Laos spricht Carné. Mischsprachen von Chinesisch und den verschiedenen Lolodialekten sind weit verbreitet. Auch andre Stämme hatten die Verpflichtung, Tribut zu zahlen und über Kapitalverbrechen den Mandarin der nächsten Distriktsstadt richten zu lassen, aber gewöhnlich läßt ohne Zwang sich keiner dazu herbei. Der Grund der Thatsache, die diese Art von Unterwerfung in ihr richtiges Licht stellt, war die mohammedanische Rebellion im nahen Jünnan. Übrigens zogen einige Stämme auf Ansuchen der Chinesen gegen die Mohammedaner, die vor ihnen früher als vor den Chinesen zurückwichen. Mit Glück haben die Chinesen es in frühern Jahren verstanden, einen Stamm gegen den andern auszuspielen und zu gebrauchen gewußt, nur auf diese Weise z. B. ist es ihnen gelungen, das einst so mächtige Volk der Leisu zu vollständiger Unterwerfung zu zwingen.

Am meisten Zusammenhang und selbständige Bedeutung haben diese Völker wohl noch im nördlichen Hinterindien sich bewahrt. Dort wohnen die Schanvölker, welche vom Thale von Assam bis nach Kambodscha und von Manipur bis nach Jünnan sitzen und im Grenzgebiete von China, Birma und Siam in zahlreiche kleine Stämme zerfallen, welche von Fürsten (Tsaubwas) regiert werden und in einer mehr oder weniger großen formellen Abhängigkeit von einem der großen Nachbarstaaten stehen. Ein sehr großer Teil von ihnen, welcher vom obern Mekhong im Osten und von den drei genannten Reichen im Norden, Westen und Süden begrenzt wird, steht nominell unter birmanischer Herrschaft und bildet die „Provinz Laos“ der ältern Geographen. Im südwestlichen Jünnan wohnen die Stämme, welche China unterthan sind, und im nördlichen Siam die, welche zu Siam gerechnet werden. Ihr Gebiet ist durchaus gebirgig und umfaßt den obern Lauf des Irawadi, Salwen, Menam und Mekhong, also der hauptsächlichsten Flüsse Hinterindiens. Der Kulturzustand dieser Völker ist ein höherer, als man sonst leicht bei solchen zersplitterten, in unwegsame Gebirge geworfenen Trümmern findet. Ein nicht geringer Teil der Industrie und des Handels von Hinterindien ruht in ihren Händen. Die Schan bauen Baumwolle, die nach Birma hinab verführt wird, und die Palung sind große Theebauer. Kianghung liefert große Mengen Thee nach China, und von dem Lande der sogenannten roten Karen, die nicht zu verwechseln sind mit den Karenvölkern von Tenasserim, berichtet Richardson, daß es auf weite Strecken vom Thalboden bis zu den Berggipfeln bebaut sei, daß sogar die Thalgehänge ganz wie in China terrassiert seien, und daß Wege es in allen Richtungen durchkreuzen. Es sei so bevölkert, daß er acht Dörfer von einem einzigen Punkte aus habe sehen können. Man wird fast geneigt, bei solchen Erscheinungen der Sage zu glauben, daß die roten Karen von einer chinesischen Heeresabteilung stammen, die sich an diesem Orte verschlafen habe und so im Gebirge zurückgeblieben sei.

Der chinesische Einfluß, welcher wahrscheinlich schon in dem Kulturgrade dieser Gebirgsvölker, wenn auch nur durch die Anregungen des Handels und Verkehres, wirksam gewesen ist, zeigt sich bei einigen in ebenso starker Ausprägung wie nur irgendwo bei den halb unabhängigen Völkern von Jünnan und Setschuan. Kianghung z. B. zahlt zwar Tribut an Birma, steht aber viel unmittelbarer unter chinesischem Einflusse, und die chinesische Sprache, Tracht und Sitte wiegt mehr oder weniger bei den Edlen vor. Sie tragen mit Vorliebe chinesische Pelze. Bedeutende Ausfuhr von Baumwolle und Thee findet von hier aus durch die Vermittelung zahlreicher chinesischer Kaufleute statt, die alljährlich herüberkommen und alle diese Gebiete durchziehen. Es ist nicht ganz mit Unrecht manchmal zu Jünnan gerechnet worden. In der That üben die Chinesen einen unmittelbaren Einfluß aus, halten eine Schar von Beamten und Steuererhebern und erheben außer einem Tribute von 65½ Kis Silber und 560 (?) Maultierladungen Thee noch eine Steuer, die nach dem Saatkorne verteilt wird. Der vielbegangene chinesische Handelsweg nach Nordsiam führt durch dieses Gebiet. In der Stadt Kianghung, welche 400 Häuser zählt, ist der Palast des Tsaubwa ganz nach chinesischer Art gebaut und geschmückt. Dabei hat allerdings Kianghung doch wieder den Militärtribut mit 5000 Mann zu stellen, welchen Birma auch hier beansprucht. Es würde sehr wertvoll sein, zu wissen, ob bei den westlichern Bergstämmen vielleicht ein ähnlich tiefgehender Einfluß von Indien ausgeübt worden ist. Mehrmals ist z. B. behauptet worden, daß die Men von Pegu in ihrer Sprache auffallend an die Khol der Windhyaberge erinnern, und Phayre behauptet, daß „fast alle" ihre Ortsnamen den drawidischen Charakter bewahrt hätten.

Nicht alle diese Bergstämme sind einfach zurückgedrängte frühere Bewohner, und jedenfalls ist keiner von ihnen das ausschließlich. In China und ähnlich wohl in Hinterindien hat mancher politische und soziale Auswurf sich ihnen beigemengt. In China hat man ein eignes Gesetz, das Belohnungen an die „Wilden" austeilt, welche die zu ihnen geflüchteten Chinesen ausliefern. Die Tradition einzelner hinterindischer Stämme, daß sie ein zurückgebliebener Teil einer chinesischen Heeresmacht seien, oder die der Karen Birmas, daß sie aus Südchina stammen, ist vielleicht nicht unbegründet. Nach den Schan-Kleinstaaten Kianghung und Kiangtung hat der Panthay-Aufstand in Jünnan viele Tausende von Bewohnern Jünnans getrieben, die sich dort ansiedelten, darunter viele Chinesen. Margary bezeichnete die Payi an der Südostgrenze von Jünnan gegen Bhamo zu, die er auf seiner verhängnisvollen Reise nach Jünnan besuchte, als Mischlinge zwischen den eingebornen Schan oder Laos und den vor etwa 500 Jahren kolonisierend hierher gewanderten Chinesen. Sie sind weniger chinesisiert als die reinern Schan von Bhamo, welche den Jünnandialekt sprechen, und bilden heute drei kleine Fürstentümer unter chinesischer Oberherrschaft. Zahlreiche Verschiebungen haben diese Völker endlich in ihren Wohnbezirken untereinander erfahren. Der Mikirstamm der Khassia soll aus südlichern Wohnsitzen bei Katschar nach seinen heutigen Sitzen in Assam gewandert sein. Die Akka faßt ihr gründlichster Erforscher, der Missionar Hesselmeyer, als ein Schanvolk auf, welches aus Hinterindien vielleicht in der Nähe der Patkoikette, geschoben von den Aham, in das Gebiet der Khassia und Garo, von da in die Ebene und endlich nach neuer Bewegung in den Winkel zwischen Bhutan und dem Baroliflusse kam. Die arischen Beimischungen in der Garosprache deuten auf einst engere Beziehungen der Garo zu den Völkern der Ebene.

Über die Angabe eines allgemein mongoloïden Charakters des körperlichen Wesens gehen die Angaben der meisten Beobachter nicht hinaus. Kaukasische Züge bei den birmanischen Karen, mit grauen Augen bei den Palung, negroide Züge bei den Akka Assams und dergleichen werden gelegentlich angeführt. Den Luschai wird Malayenähnlichkeit zugeschrieben. Der tiefere Grund liegt in der durch die zerstreute Wohnweise dieser Völker bedingten starken

Mischung. Politisch und geographisch ungeschlossen, den mannigfaltigsten Einflüssen offen, waren diese Gebirgsstämme nicht in der Lage, einen bestimmten, mindestens vorwiegend vertretenen Typus auszubilden. Kleine Eigentümlichkeiten unterscheiden sie oft von ihren Nachbarn, doch sind dies öfters Kulturmerkmale (s. S. 517). Es ist indessen im allgemeinen hellere Körperfarbe im Vergleiche zu den bengalisierten Assamesen, die im Falle der Miaotse sich zum Lichtgelb der Nordchinesen abtönt, stämmiger, kräftiger Bau, der besonders beim Vergleiche der an Indien grenzenden Stämme mit Bengalesen hervortritt, straffes Haar, eine im Verkehre, besonders mit birmanischen und chinesischen Nachbarn, hervortretende Ehrlichkeit und Offenheit hervorzuheben. Die Männer sind männlicher als die Chinesen, die Weiber schon wegen ihrer unverkrüppelten Füße beweglicher, thätiger als die Chinesinnen. In wirtschaftlicher Beziehung sind sie durch blühenden Ackerbau und rege Industrie, in gesellschaftlicher durch primitive Formen der Eheschließung und an Malayen erinnernde Wohnweise, in politischer durch Zersplitterung, in geistiger durch ursprünglich wesentlich auf dem Seelenglauben ruhende Vorstellungen ausgezeichnet.

In der Tracht sondern sich die am heißfeuchten Osthimalaja wohnenden Stämme von den in der Nachbarschaft der bekleideten Chinesen und Hinterindier wohnenden. Jene tragen ein Schamtuch, das oft mit Muscheln besetzt ist, und bei den Weibern kommt hier eine an zwei Schnüren hängende längliche Messingplatte vor, die in unzulänglicher Weise eine entsprechende Vorrichtung bei Alfuren wiederholt (vgl. Bd. II, S. 391 u. 392) und in Assam in mehrfacher Zahl so getragen wird, daß aus dem Klappern das Nahen eines Weibes zu entnehmen ist. Mädchen tragen dieses notdürftig deckende Metallgehänge offen, Frauen unter einem kleinen Rocke. Der Name Lyntea eines Garostammes wird vielleicht nicht mit Unrecht auf das bengalische Wort für nackt zurückgeführt. In der kühlen Jahreszeit und im höhern Alter bedeckt man auch den Oberkörper entweder mit einer Wolldecke oder einem engen, ärmellosen Wamse, das bei den khassiaähnlichen Mikir aus rot gestreifter, an beiden Enden aufgefranster Baumwolle in sehr charakteristischer Erscheinung auftritt. Die Akka Ostassams tragen langgefranste Tücher um Leib und Schenkel, angeblich um die leicht sich ansetzenden Blutegel abzustreifen. Dadurch ist schon der Übergang zu besserer Verhüllung des Körpers gegeben, welchen wohl am besten die Nagafrauen repräsentieren, von welchen einige das eben erwähnte Messingplättchen tragen und dazu den untern Teil des Körpers in ein von der Hüfte bis über die Kniee reichendes Tuch hüllen, endlich außerdem noch ein besonderes Tuch über die Brust hängen. Unter den Schanvölkern des nördlichen Birma dominiert die vollständigere birmanische Tracht, wie bei den Miao und Genossen in China die chinesische. Doch wird auch hier noch eine Abteilung der Palung als „hosentragende“ unterschieden, und zwischen den Gruppen der Naga wird die Grenze je nach dem Grade der Bekleidung gezogen, so daß man Nackte und Bekleidete unterscheidet. Die erstern tragen ein Schamband. Jenseit der chinesischen Grenze tragen sich die weitverbreiteten Miao entweder schon völlig chinesisch oder eine der chinesischen nahestehende Tracht, welche sich aus kurzer Jacke mit engen Ärmeln und weiten Beinkleidern zusammensetzt. Sie ziehen Dunkelblau und Schwarz vor, während die Schan sich gern in grelle Farben kleiden. Den Eindruck ihrer Tracht schildert Margary als den der wallenden Gewänder des Chinesen an Männlichkeit übertreffenden, und der Reisende findet nur in den großen Städten Jünnans die chinesische Einförmigkeit des Äußern, während auf dem Lande bunte Mannigfaltigkeit herrscht. Originell ist die Tracht ihrer Weiber, deren Röcke in viele Falten gelegt sind, wie die Schürzen der Bergschotten, so daß sie viele Ellen Stoff erfordern müssen; sie reichen bis an die Kniee und sehen schwer und steif aus. Die Beine sind mit rot und weiß gemustertem Stoffe umwickelt, und manche verwenden eine solche Menge von diesen Binden, daß ihre Beine einen ganz unverhältnismäßigen Umfang erhalten. Sie tragen eine Jacke mit

engen Ärmeln und ein weißes, sehr hübsch bedrucktes Band um die Arme. Ferner haben sie ein seltsames Kleidungsstück, eine Art von Schürze, mit Achselstücken, welche etwas über den Gürtel hinunterhängt, während den Rücken ein ebensolches Stück deckt. Einige Frauen haben zwei oder drei solcher Schürzen übereinander an. Der Anzug der schwarzen Miaofrauen gefällt dem europäischen Auge besser. Die Röcke sind eng gefältelt und reichen bis auf die Knöchel, am Saume befindet sich ein gestickter Streifen. Den Kopf umgibt eine Binde von schwarzem Wollenstoffe. Die Jacken sind kurz und mit einer sehr schönen Seidenstickerei verziert, welche um die Handgelenke und an der hintern Ärmelnaht angebracht ist. Basthüte gehen im Gegensatze zur tibetanischen Mütze und zum Turbane der Indier und Westhimalayavölker durch alle diese Stämme.

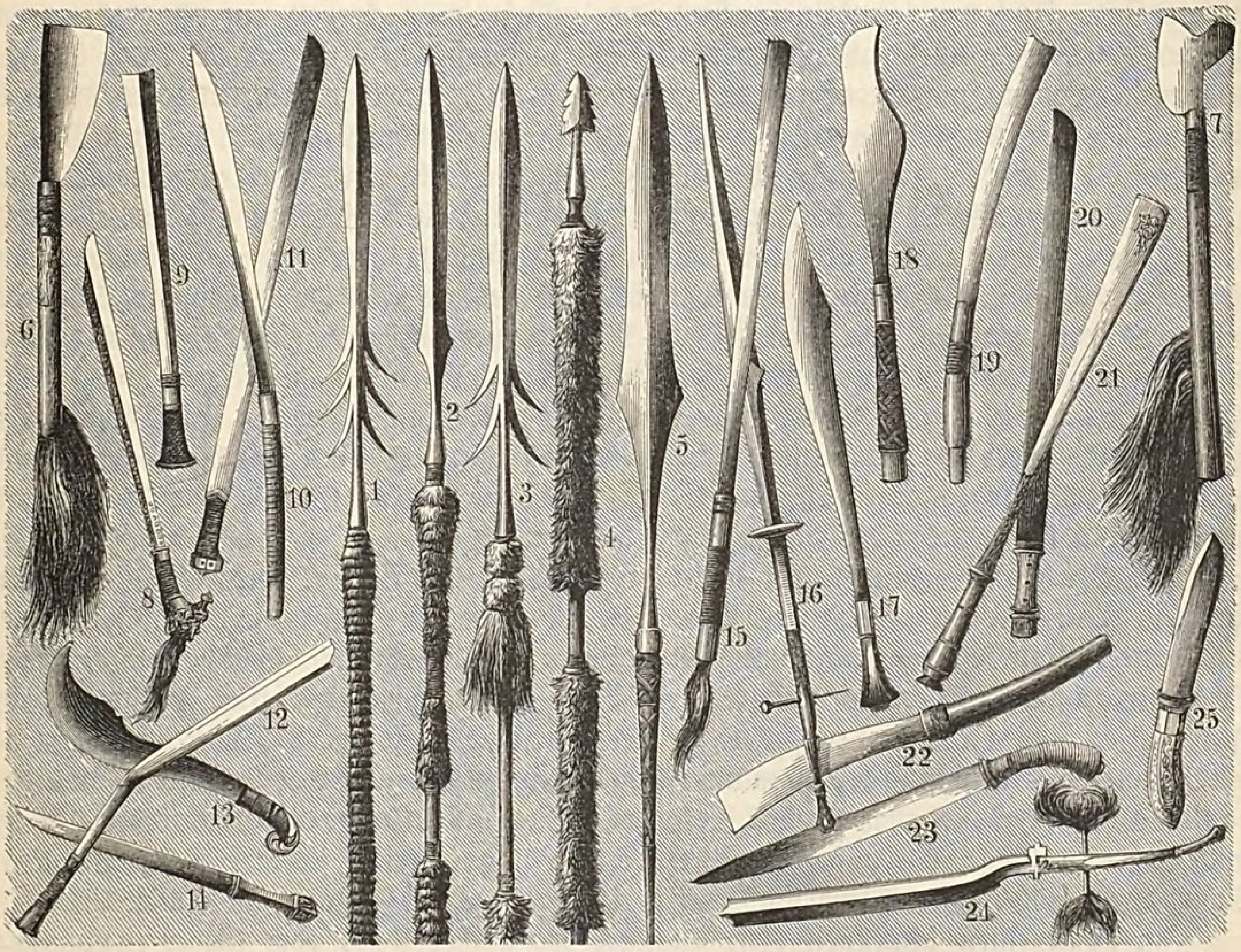
Schmuckreichtum unterscheidet diese Völker von ihren an Silber und Gold oft so viel reichern Nachbarn. Nicht bloß die Osthimalajastämme tragen Halsketten aus Zähnen und klappernden Früchten und messingene Arm- und Fußringe, deren Reihen oft die Hälfte der Gliedmaßen bedecken, sondern auch die Miao tragen in beiden Geschlechtern Ohrringe von Silber, die fast bis auf die Schultern hängen, manche Armbänder und viele noch drei oder vier große silberne Ringe um den Hals. Die Weiber tragen um Arme und Beine oft noch massivere Ringe als die Männer. Die Nagamänner tragen Bündel und Rosetten gebleichter Baumwolle an den Ohren, von welchen Baumwollfäden zum Halse herabhängen, und bei den Singpho erreichen die mit Ebenholz eingelegten Ohrscheiben starke Dimensionen und ziehen das Ohr auf die Schulter herab. An einem Baumwollbande tragen sie ferner eine große Muschel um den Hals.

Tättowierung, welche bei den Naga jedem Stamme sein eignes Zeichen gibt, ist bei den meisten dieser Völker üblich. Sie ist besonders stark entwickelt in Jünnan und am Nordrande von Birma und Siam. Nagakrieger tättowieren sich das Gesicht in einer Weise, welche an die Kriegstättowierung der Maori erinnert. Bei den Khaïen von Arakan wird die Tättowierung der Weiber mit der Sage begründet, daß man damit die Mongolen habe abschrecken wollen, welche junge Mädchen des Stammes als Tribut forderten. Die Schürzung des Haares in einen Knoten am Hinterkopfe auch bei Männern wird als gemeinsames Merkmal der Osthimalajastämme angesehen. Verzierung dieses Knotens durch Bänder und Federn gehört zum Feiertagsschmucke, und bei den Khassia entwickelt derselbe sich bereits zum Zopfe. In China gilt auch bei diesen Völkern der Zopf als Zeichen politischen und kulturlichen Anschlusses an das herrschende Volk. Die Frauen der Kateostämme stecken ihr Haar in einer hohen Rolle auf und tragen ein bedrucktes Tuch auf dem Kopfe, das von roten und weißen Bändern festgehalten wird.

Die Waffen der Osthimalajastämme sind weit verschieden. Bei den Akka dominieren große Bogen mit vergifteten Pfeilen, doch fehlen ihnen die Schilde, welche dafür bei den Naga mit Schwert, Speer und Axt die Bewaffnung bilden. Der Speer hat eine lange eiserne Spitze und ist, wenn aus der Nähe geführt oder aus einem nahen Hinterhalte geworfen, eine gefährliche Waffe; man darf ihn nie anlehnen, sondern er muß stets frei und senkrecht stehen, weshalb das untere Ende auch mit einem spitzen Eisen bewehrt ist. Den Dao, welcher Streitaxt und zugleich Holzbeil, steckt der Naga rückwärts in den Gurt. Singpho und Kakhyen tragen ein langes Schwert an kurzem Riemen unter der Achsel. Die Scheide desselben bedeckt nur Rücken, Schneide und eine Breitseite. Zum Schutze gegen Angriffe dient ein Schild fast von Manneshöhe und 50 bis 60 cm Breite; das Gestell ist von Bambus, den Überzug bildet außen die Haut eines wilden Tieres mit den Haaren, innen stützt ein dünnes Brett; die obern Enden sind mit Federn und dergleichen geziert. Derselbe Schild schützt auch gegen Regen. Der Nagakrieger trägt Federschmuck an Kopf und Ohren und bunte Fransentücher, die tief herabfallen, um die Lenden, nicht selten auch einen phantastischen

Helm. Die Schan fabrizieren Luntenflinten, während die Kakhyen, welche dieselben kaufen, das Pulver dazu zu bereiten verstehen. Die Sitte, vergiftete Pfeile in die Erde zu stecken, wird bei Osthimalajavölkern gefunden.

Der Ackerbau beschäftigt alle diese Völker, aber während die Khassia ihr fruchtbares Reisland nur ganz ungenügend ausnutzen und die Garo alle drei Jahre ein neues Stück Land mit einfacher Hacke aufreißen, um Reis, Baumwolle (mit Hirse) und wieder Reis auf demselben zu bauen und es dann liegen zu lassen, bauen die Schan in Nordbirma Thee und Baumwolle und die Lilun von Kuangtung Opium für den Handel. Auffallend



Waffen aus dem Osthimalaja: 1—4. Speere aus Assam. — 5. Speer aus Katschar. — 6, 7. Schlachtäxte der Naga. — 8, 9, 11, 12, 17, 22. Schwerter aus Assam. — 15. Schwert aus Ober-Assam. — 24. Schwert der Agami Naga (Assam). — 13, 18. Schwert aus Katschar. — 16. Schwert von den Khassiabergen. — 21. Schwert von Dardschiling. — 14. Dolch und 20. Schwert aus Bhutan. — 10, 19, 23, 25. Schwerter aus Birma. (Nach Egerton.) Vgl. Text, S. 514.

gering ist im Vergleiche zum Westhimalaja und Hindukusch hier die Viehzucht entwickelt. Das hängt wohl teils mit dem chinesischen Kleinwirtschaftssysteme, teils mit buddhistischen Einflüssen zusammen. Unter den launenhaften Speiseregeln nennen wir hier die Sitte der Khassia, Hühner zu essen und Hühnereier zu verschmähen. Die letztern werden zum Wahrsagen benutzt, indem man sie auf den Boden wirft, um aus den dadurch entstehenden „Farbenkreisen" die Zukunft zu erkennen. Reis, Fische, die in getrocknetem Zustande Handelsartikel sind, und Fleisch sind die Hauptnahrungsmittel. Natürlich leben die Miao und Genossen inmitten der Chinesen wesentlich chinesisch. Betelkauen ist bei den Osthimalajastämmen üblich. Beliebtes Getränk ist Reisbranntwein. Der Missionar Brounton schildert ein Gelage der Miao von Jünnan, die ungleich den Chinesen sehr viel Wein oder vielmehr Reisbranntwein trinken. Die Mengen, welche diese Gäste vertilgten, jagten Herrn

Brounton einen wahren Schrecken ein. Ein Mann am Tische füllte beständig einen Becher und reichte ihn der Reihe nach jedem Gaste, der ihn dann auszutrinken hatte. Beim Weine singen sie Lieder; zwei Männer singen zusammen, und wer einen Fehler macht, muß zur Strafe einen Becher Wein austrinken. Der Gesang ist höchst einförmig und klingt wie ein schlechter Choral. Das Opiumrauchen hat sich unter den Bergstämmen Chinas rasch ausgebreitet und zeigte sich vor Jahren schon unter den von den Chinesen stark beeinflußten Schan. Margary nennt die Miaotse von Kueitschou hoffnungslos in Opiumrauchen versunken.

In gewerblicher Arbeit leisten vielleicht am meisten die birmanischen Schan, welche nicht umsonst die nächsten Nachbarn und die Unterthanen der geschicktesten Arbeiter Hinterindiens sind. Auch von den Chinesen sind sie beeinflußt, die Lackarbeit und Glasbläserei in ihrem Gebiete eingeführt haben, und deren Stil macht sich in der Architektur von Schanstädten, wie Labong und Chiengmai oder Zimme, geltend. Ihre Eisenarbeiten gehen bis nach China. Die am obern Mekhong wohnenden Lawa liefern nicht bloß große Mengen Baumwolle an die Chinesen, sondern auch Eisen und Zinn. Gold wird von den Singpho ausgeführt. Vorzüglich soll der Magneteisenstahl der Khassia sein. Die Miao und Schan weben auf aufrecht stehenden oder vielmehr hängenden Webstühlen ihren ganzen Hausbedarf an Zeug. Die theebauenden Palung von Nordbirma werden als geschickte Weber und Schmiede besonders hervorgehoben. Die Abor bringen Moschus und ein starkes Pfeilgift nach Sudhya. Ein großer Teil des Jünnanhandels liegt auf den Schultern der chinesischen und birmanischen Schan, welche mit Pferdekarawanen durch das Gebirge ziehen. Im Osthimalaja wiegt Tauschhandel vor, während die Schan tüchtige Kaufleute sind; die bis nach Rangun hinabkommenden sogenannten Chopstick-Schan, welche wegen ihrer Chinesensitten so genannt werden, sind im dortigen Handel geradezu berühmt.

Der Pfahlbau dominiert bei einem großen Teile der Völker, von welchen wir hier sprechen. Auf Pfählen oder Rosten stehen die Hütten bei den meisten Osthimalajavölkern, und derselbe Stil kehrt im nördlichen Hinterindien, wenn auch nicht so allgemein, wieder. Er dominiert im Irawadithale, während er in dem des Brahmaputra selten gefunden wird. Jenen ist auch das Junggesellenhaus eigen, wo die männliche Jugend des Dorfes beisammenschläft, und die Einrichtung des 20 m und darüber langen und nicht halb so breiten Familienhauses als einzige Wohnhalle mit Schlafzellen. Die Fürstenhäuser der Garo sind bis 80 m lang, und ihr Dach ruht auf geschnitzten Säulen. Baumaterial ist vorwiegend Bambus. Schutz durch Höhenlage, Verpalissadierung, Verbergung der Zugänge ist üblich.

Im allgemeinen bewohnen diese Stämme wenig bevölkerte oder schwer zugängliche Regionen, mit Vorliebe Berghöhen. Der Prozeß der Zurückdrängung in dieselben ist in manchen Fällen zu verfolgen gewesen. Die in der Nähe von Ngan-Schun in Setschuan lebenden Mantse sind erst seit 18—20 Jahren aus manchen Thälern in die höhern Teile des Gebirges zurückgedrängt, wo ihre Dörfer oft wie Adlernester zwischen Felsen kleben. Tiefer unten findet man zahlreiche Ruinen neuern Datums und oft hart daneben ein Chinesendorf: ein sprechendes Zeugnis der Verdrängung des einen Volkes durch das andre. So wie die Mantse sind die westlich von ihnen wohnenden Sifan von den Chinesen in die Gebirge gedrängt, und diese letztern haben manche neue Ansiedelungen in dem ihnen zugefallenen Gebiete begründet. Ihren Rückgang benutzten aber stets sofort die Eingeengten, um sich neu auszubreiten. So waren in Kueitschou die meisten Städte, die Margary passierte, zu Dörfern herabgesunken, und die Miaotse, welche aus ihren Bergen herabgestiegen und friedlich geworden waren, lebten unter den Ruinen, welche ihnen selbst ihr Dasein verdankten. Die Mischung mit Chinesen ist gleichsam die stillschweigende Bedingung des Verbleibens der Einheimischen in den alten Sitzen, geht aber nur langsam voran. In Setschuan verheiraten sich die Chinesen mit Mantsefrauen, aber Verbindungen zwischen

Mantsemännern und Chinesinnen kommen nicht vor. Die in der Nähe von Ngan-Schun wohnenden Kongkiatse sind eine solche Mischung, halten sich aber von beiden, Chinesen wie Mantse, fern. Trotzdem haben selbstverständlich im Laufe der Zeiten Vermischungen genug stattgefunden, denn die bewegte Geschichte Chinas hat diese Völker und ihre Besieger nach allen Richtungen durcheinander geworfen. Man erkennt noch heute in der Mandschurei die Abkömmlinge der aus Jünnan dahin verpflanzten Empörer, und so unterscheiden sich die südchinesischen Bevölkerungen in vielen Beziehungen von den eigentlichen Chinesen. Was im einzelnen nicht viel bedeutet: der wilde Blick der Kueitschou-Leute, welcher Margary an Formosaner erinnerte, die demokratische Gesinnung des Volkes in Setschuan, die Unbotmäßigkeit der in zahlreiche Clans zerspaltenen Jünnanleute, sogar kleinere Eigentümlichkeiten, wie die grellen Farben in den Trachten von Jünnan, welche Margary auf das Beispiel der Schan zurückführt, deuten die Beeinflussung an, welche hier das sonst viel einförmigere chinesische Element erfahren hat. Haben sich doch auch in diesen Teilen, auch dort, wo die fremden Elemente längst aufgesogen sind, ganz wie bei uns, in der Volkssage Erinnerungen an die wilden Völker erhalten, welche einst die Wälder und Gebirge bewohnten. Von wirklichen Resten der Mantse konnte z. B. Garnier trotz der eifrigsten Erkundigungen nichts erfahren, als er 1873 im Gebiete des Yuenkiang und Wukiang reiste; aber in schwer zugänglichen Höhlen sollten sie Kisten mit Büchern in „europäischer Schrift" zurückgelassen haben, und nur die abergläubische Furcht vor diesen Höhlen hiel davon ab, diese wunderbaren Reste näher zu erforschen.

Ein Komplex eigenartig primitiver Sitten ist das Familienleben der Osthimalajastämme. Vor der Ehe ist der Umgang beider Geschlechter frei. Freie Wahl, die bei den Garo angeblich vom Mädchen ausgeht, bestimmt die Ehe, deren Schließung ein Fest verherrlicht, und deren Heiligung das Opfer eines Huhnes durch den Priester erhöht. Wohlhabende leben in Polygamie. Geschenke an die Eltern der Braut werden bei den Akka erwähnt. Ehebruch wird schwer bestraft. Bei den Akka erben die Söhne und haben die weiblichen Familienglieder zu erhalten, bei den Garo herrscht dagegen das weibliche Erbrecht in ausgesprochener Schärfe. Der Khassia tritt als neues Glied in Haus und Sippe seines Weibes ein, dem die Kinder ausnahmslos folgen. Die Stellung der Frauen ist die von fleißigen Haus- und Ackerarbeiterinnen. Über die Heiratsgebräuche der „Wilden" von Kuangtung teilt Gray mit, daß auch dort die Jünglinge und Mädchen sich ohne Vermittelung kennen lernen und zwar besonders bei Gelegenheit der zur Neujahrszeit in den Tempelhöfen abgehaltenen Märkte. Die Jünglinge folgen den die ausgelegten Sachen besichtigenden Jungfrauen nach; gefällt einem ein Mädchen, so knüpft er ohne Umstände ein Gespräch mit ihr an und macht ihr, wenn er will, sofort einen Heiratsantrag. Nimmt sie an, so ist die Verlobung perfekt, und das Paar begibt sich ins Innere des Tempels, um die betreffende Gottheit anzubeten. Sodann begleitet der Bräutigam seine Braut zu deren Eltern, in deren Hause die erforderlichen Schriftstücke ausgefertigt werden. Die mit der Hochzeitsfeier verbundenen Lustbarkeiten dauern sechs Tage. Ist die Ehe mit Kindern gesegnet, so wird das erstgeborne formell den Eltern des Mannes, das zweite denen der Frau zum Geschenke gemacht. Der Gatte muß sieben bis zehn Jahre lang bei seinen Schwiegereltern wohnen; nach Ablauf dieser Zeit steht es in seinem Belieben, in sein Vaterhaus zurückzukehren.

Mögen einige Gruppen dieser Völker einst größere Reiche gebildet haben, wie es die Überlieferung will, und wie es auch wahrscheinlich ist, so sind sie doch heute unendlich zersplittert. Die Naga, deren Stämme nach Hunderten zählen und oft auf ein einziges Dorf sich beschränken, sind typisch für die westlichen Teile, von denen H. v. Schlagintweit sagt, daß sie, ohnehin schon zersplittert, noch mehr Unterschiede festzuhalten suchen, als den wirklichen Verhältnissen entspreche. Und diese Sonderung zeigt gerade bei ihnen sich als nicht

an der Oberfläche haftend, sondern geht tief. Der kleine Stamm der Midschi zerfällt in zehn Abteilungen mit ebenso vielen Radschas; Krieg, besonders als Folge von Blutrache, ist an der Tagesordnung, und es ist interessant, daß bei den Naga die Kriegserklärung durch Überreichung einer Flintenkugel (früher Speerspitze), verkohlten Holzes, spanischen Pfeffers: Hauptwaffe, Brand, Schmerz und Reue, bewirkt und nicht unmittelbar übersandt, sondern von Dorf zu Dorf weitergegeben wird (vgl. Bd. II, S. 447). Auch die Schan sind, wiewohl zu höhern Formen der politischen Existenz durchgedrungen, vielzersplittert. Gill zählt in Setschuan 18 Stämme der Miaotse, alle unter eignen Fürsten oder Fürstinnen, und 18 Mantse-Stämme von Jünnan bis in den äußersten Norden von Setschuan, deren jeder ebenfalls einen König oder eine Königin besitzt. Diese Herren erhalten Abgaben in Arbeit und Feldfrüchten. Mit dem von China und Birma abhängigen Miniaturfürsten von Kianghung sind allein noch 12 andre Schanstätchen konföderiert! Die Schan sind der Zahl nach einer der hervorragendsten hinterindischen Stämme. In den ältern Schätzungen der Bevölkerung von Birma, welche das noch ungeteilte Reich im Auge hatten, wurden sie auf die Hälfte der Gesamtbevölkerung von Birma angeschlagen. Aber solche Zersplitterung läßt begreifen, daß sie eine politische Wirkung nur ganz lokal auszuüben verstanden, etwa durch Schließung eines Gebirgspasses und dergleichen. Eine sehr zersplitterte politische Verfassung, die man bei allen diesen Stämmen findet, wird einmal durch das fressende Übel des Sklavenfanges, der kein Vertrauen aufkommen läßt, ferner durch die Begünstigung seitens der Nachbarmächte und besonders der Chinesen aufrecht erhalten und sogar gefördert. Ursprünglich haben wohl auch hier größere Staatswesen bestanden. So traf Dupuis in dem nordöstlichen Winkel von Tongking zwischen Songka und Jünnan einen Kleinkönig, der von einer Anzahl von Stammeshäuptern anerkannt wurde, und der behauptete, ein Abkömmling der vorchinesischen Herrscher von Jünnan, ja sogar der legitime Herr aller eingebornen Stämme von Jünnan, Kueitschou und Kuangsi zu sein. Seine Residenz heißt Shuien-tian, und Dupuis hatte oft in Jünnan von ihm sprechen hören. Ähnliche Kleinkönige gibt es mehrere zwischen den Grenzen von Jünnan und Anam. Die noch immer zahlreiche Urbevölkerung der Präfektur Linschan (Provinz Kuangtung) hatte früher sogar eine Art republikanischer Regierungsform. Je hundert Mann bildeten eine Centurie unter dem Oberfehl eines Centurio, und sämtliche Centuriones unterstanden dem Stammespräsidenten, dem sie Ehrerbietung und Gehorsam schuldeten. Einer der Urstämme von Linschan, die Kwohlo, wird von neun vom Volke gewählten Ältesten regiert. Andre Kuangtungstämme standen immer unter einheimischen Beamten, die vom Kaiser bestätigt wurden.

26. Geschichtliches über die ostasiatische Kultur.

„Daß China eher als die meisten europäischen Völker, selbst die Griechen nicht ausgenommen, bis auf einen gewissen Grad gesittet war, läßt sich schlechterdings nicht bezweifeln; daß es aber in seiner Veredelung fortgefahren sei, läßt sich keineswegs ebenso deutlich darthun.“ J. Barrow.

Inhalt: Die ostasiatische Steinzeit. — Die Ausbreitung und Auswanderung der Chinesen. — Übertragung chinesischer Kulturelemente nach Japan. — Geschichte der chinesisch-japanischen Wechselbeziehungen und der Abschließung beider Mächte. — Korea. — Die Mandschurei und ihre Gewinnung für China. — Die Aino. — Verbreitung, Beziehungen zu den Japanern. — Einige der merkwürdigsten Sitten und Gebräuche der Aino.

Süd- und Ostasien waren bewohnt, ehe ihre Bewohner eine höhere Kulturstufe erreicht hatten. Diese Gebiete haben Geräte und Waffen aus Stein und aus anderm mit Stein zugleich verwendeten Materiale an den wenigen Stellen ergeben, wo man überhaupt eingehendere Untersuchungen angestellt hat. Steingeräte, darunter kreisrunde mit Durchbohrung, die Grabsteine (Bd. I, S. 62) oder Netzsenker sein konnten, im allgemeinen von mäßiger Arbeit, rohe Töpferarbeiten, zerschlagene Knochen, Muschelschalenhaufen sind in der Nähe des großen Sees in Kambodscha gefunden worden. Viele Gegenstände ähnlicher Art aus Kambodscha liegen im Museum zu Toulouse, darunter auch bearbeitete Muscheln. Was Indien liefert, berührten wir an andrer Stelle (vgl. Bd. II, S. 224). Japan ist reich an Resten dessen, was man Steinzeit nennt. Besonders häufig findet man steinerne Pfeilspitzen, wie die Aino sie noch heute gebrauchen, und dieselben werden in japanischen Tempeln verehrungsvoll verwahrt. Das ist aber keine Infiltration von Ainogebräuchen in die japanische Religion, wie Maget will, sondern die überall zu findende Verehrung der Funde aus unbekannter alter Zeit. Japan entbehrt auch nicht der beiden Denkmäler der Vorzeit welche in Europa mit am meisten dazu beigetragen haben, den Blick in die vorgeschichtliche Zeit zurückzulenken. Morse entdeckte 1879 bei Omori Muschelschalenhaufen ähnlich dem, was man bei uns als Kjökkenmöddinger oder Küchenabfälle bezeichnet hat. Die Schalen gehörten Muscheltieren an, welche auch heute noch in der Bai von Jedo leben, aber unter sie waren Stein-, Thon-, Hirschhorn- und Knochengeräte von teilweise altertümlichem, rohem Charakter gemischt. Auf anthropophagische Spuren, welche Morse gefunden haben will, legen wir kein großes Gewicht. Gleichzeitig hat man auch Dolmen bei Korigowa im südlichen Jeso gefunden. Dieselben scheinen einst Begräbnisstätten gewesen zu sein; sie sind aus einer größern Anzahl ganz unbehauener Steine errichtet und, da sie mit gedeckten Zugängen versehen sind, erinnern auffallend an gewisse schwedische Bauten dieser Art. Auch in Korea sind Dolmen bei Phochön durch Gottsche entdeckt worden.

Die in Japan gefundenen Steinsachen kommen freilich häufig mit Gegenständen aus einer jüngern Zeit zusammen vor, in welcher Eisen und poliertes Metall bereits in Verwendung waren. Man hat indessen Steinwaffen und Steingeräte in Höhlen für sich gefunden. Etwas jünger meint man die Maga-tama (Stäbchenperlen) aus Cornaline und die nicht geschlossenen Goldringe ansetzen zu dürfen, welche von den Japanern selbst für sehr alt gehalten werden. In China sind sichere Funde von Steinsachen nicht gemacht worden, aber man behauptet, aus der chinesischen Sprache ergäben sich Zeugnisse für das einstige Fehlen der Metalle. Aus den chinesischen Annalen ist der Schluß gezogen worden, daß noch nach 3000 vor Christi Geburt nur Bronze im Gebrauche und Eisen erst ein paar Jahrhunderte später zur Einführung gelangt sei. Allein die volle Glaubwürdigkeit dieser Annalen geht nicht so hoch hinauf. Da hier keine Schriften, selbst nicht einmal Sagen, Halt

gewähren, so haben wir früher (s. S. 33) die Dinge gefragt, die nahe zum Menschen gehören, welche Deutung sie uns wohl an die Hand geben möchten. Diese Dinge wandern nur mit dem Menschen. Daher vermögen sie zweierlei Antwort zu geben: einmal, mit welchen andern Völkern dieses hier in Berührung gekommen, das andre Mal, in welcher Richtung die Mitteilung gegangen sei. Wir gewannen den Eindruck, daß China vieles mit den andern asiatischen Kulturgebieten gemein habe, und daß sein Kulturschatz hauptsächlich wohl Bereicherungen von Südasien her erfahren habe.

Indem China in das Dämmerlicht der frühsten aufgezeichneten Geschichte tritt, erblicken wir es im nördlichen und nordwestlichen Teile des spätern Großreiches. Von da rückt es langsam vor. Wir können im allgemeinen sagen, das alte China lag im jetzigen Schensi und Schansi, und die dritte Nordprovinz, Petschili, kam bald hinzu. Von den Höhen stieg man in die Niederungen hinab, und „der Pflug ging seinen ruhigen Gang fort". Das Hervortreten in der mythischen Geschichte Chinas der Kulturheroen, welche Sümpfe austrocknen, Kanäle bauen, den Ackerbau ausbreiten, versinnlicht nur die Größe und Schwierigkeit der Kultivierung des vorgeschichtlichen China und drückt die Freude über die gelungene, vollbrachte Arbeit aus. Ein großer fruchtbarer Teil von China mußte gleichsam aus dem Sumpfe gehoben werden. In den tief gelegenen Schwemmgebieten des Hoangho und Jantsekiang und kleinerer Tieflandküstenflüsse, wo die Kanäle bald natürliche, bald künstliche sind, sich zubuchten, erweitern oder wahre Netzwerke bilden, kann ein mit Landbau vertrautes Auge nicht anders die Entwickelung der Kultur als durch die Annahme erklären, daß einst in einer teils aus inselartigen Erhebungen, teils aus Seen und Sümpfen sowie aus natürlich breitern und engern Kanälen bestehenden Ebene die daselbst von Westen aus angesiedelten Menschen ihre beckenförmigen Reisfelder ausgegraben und planiert, die ausgehobene Erde teils zu Dämmen und Wällen, auf denen jetzt meist Maulbeerbäume gepflanzt werden, teils zu größern Plätzen, worauf gegenwärtig die Wohnhäuser stehen, aufgeworfen haben und, indem sie durch die dazwischengezogenen Kanäle die natürlichen Wasserbassins miteinander verbanden, das dermalige Bild des Landes schufen. (Syrski.)

Das leitende Motiv der chinesischen Geschichte ist die langsame, aber mit der Zeit immer siegreiche, weil auf Massendruck und Kulturüberlegenheit begründete Ausbreitung des Volkes und seiner Sitten und Einrichtungen nach allen Seiten hin, langsamer über See als am Lande. Kein andres asiatisches Reich hat seine Macht und, wo diese nicht hinreichte, seine Kultur und Sprache so ausgebreitet wie China. Erinnert man sich der Stellung Japans und Koreas, die man Tochtervölker der chinesischen Kultur nennen kann, zu China, so erscheint das Wort „China, das Rom des äußersten Ostens" nicht ganz unberechtigt. Die Berichte aus der Zeit der glaubwürdigen Geschichtschreibung, deren Beginn von einigen in das 9., von andern in das 6. Jahrhundert vor Christi Geburt gesetzt wird (Gützlaff führt die Periode der ungewissen Geschichte bis auf Kongtse, 551 vor Christi Geburt, herab), zeigen das China dieser alten Zeit noch nicht weit über den Hoangho vorgeschritten und lassen den Schwerpunkt des Reiches noch für Jahrhunderte im Nordwesten, bald im heutigen Honan, bald in Schensi, finden. Der Fortschritt nach Süden und Westen läßt sich von dieser Zeit an mit einem ziemlich hohen Grade von Genauigkeit verfolgen. Die dort wohnenden Völker werden zum Teile ausgerottet, zum Teile in Massen nach dem Norden versetzt, zum größern Teile aber vermittelst des Einflusses der schon hoch entwickelten chinesischen Kultur und der geordneten Regierung durch Handel und Verkehr und vorzüglich durch ein wohldurchdachtes System von Militär- und Ackerbaukolonien allmählich dem Chinesentume angeeignet. Mit Ausnahme Jünnans, welches erst unter der Mongolendynastie mit China verbunden wurde, und der erst neuerdings mit dem Reiche verbundenen südlichen Teile der Mandschurei sowie eines Grenzstriches in der Mongolei

jenseit der Großen Mauer, endlich der erst unter Kienlung fest gewonnenen Westhälfte von Setschuan umfaßte China bereits vor 2000 Jahren dasselbe Gebiet, welches noch heute als das „eigentliche China" unter Ausscheidung der bloß tributpflichtigen Länder verstanden wird. Wohl erhielten sich in den südlichen und westlichen Gebieten dieses weiten Reiches noch beträchtliche Mengen der tibetanischen, birmanischen und siamesischen Völker, welche ursprünglich alle diese Länder bewohnt hatten, und haben sich bis auf den heutigen Tag in geringer Zahl daselbst erhalten. Aber dieselben haben seit jener Zeit nicht vermocht, das Wachsen und schließliche Überwiegen des chinesischen Elementes zu hindern. Dieses Element tritt in dem Kampfe mit jenen halbwilden Völkern als ein echtes Kulturelement hervor: Straßen, Brücken, Schulen, Handel und Wandel sind seine Waffen, und es weicht blutigen Kämpfen soviel wie möglich aus, um desto entschiedener durch Geduld und Schlauheit zu siegen.

Einstimmig heben die Geschichtschreiber Chinas diese sehr bezeichnende Thatsache hervor, daß China nicht durch Eroberungen, sondern durch Kolonisation zu dem Kolosse geworden, der es heute ist. „Der bei weitem überwiegenden Masse nach ein seßhaftes oder ackerbauendes Volk, haben sie von einem kleinen Anfange im Nordwesten, wie die Nordamerikaner etwa in unsern Tagen, durch Fleiß und Thätigkeit sich immer weiter ausgebreitet und durch immer weiter ausgedehnte Ansiedelungen zuletzt fast im Frieden ganz China erobert." (Plath.) Diese Methode der Eroberung weiter Striche hängt so eng mit dem Wesen der Ostasiaten und den Naturbedingungen ihrer Existenz zusammen, daß sie nähere Betrachtung wohl verdient. Chinas Lage führte naturgemäß auf immer weiter greifende Kolonienbildung hin. Die schützende Grenzumwallung zusammen mit der Fruchtbarkeit und den günstigen Bedingungen des Verkehres förderte wohl das Anwachsen der Bevölkerung, aber sie war doch nicht zu allen Zeiten, nicht unter allen Verhältnissen genügend, um das Hereinbrechen der Halbwilden zu verhüten, die von allen Seiten, wo nicht das Meer die Grenze bildet, die Kultur des einladenden Tieflandes bedrohten. Doch war das Land bald schon durch die Masse seiner unter Einem Befehl vereinigten Bevölkerung im stande, diesen Einbrüchen den einzigen wirksamen Widerstand zu leisten, welchen es gegen sie gibt, d. h. die ungestümen Menschenmassen in ihrer Heimat aufzusuchen, sie zur Kultur zu erziehen und durch klug ersonnene Bande auseinander zu halten, damit sie nicht, zu einer Masse zusammenschmelzend, die Tieflande überschwemmen und unterjochen. Wir finden dem entsprechend beim Studium der chinesischen Geschichte, daß alle kräftigen und einsichtigen Regierungen sich die Ausdehnung der Herrschaft Chinas über die jenseit seiner Grenze wohnenden Nomaden zur Aufgabe stellten und teils durch Kriegszüge, teils durch Koloniengründungen, und zwar durch die letztern fast ununterbrochen, für die Erfüllung derselben zu wirken gesucht haben. Dabei wurden sie, wie jedes Volk, dem die Aufgabe zugefallen ist, eine Kulturgrenze gegen wilde oder halbwilde Völker zu schützen, durch die Verhältnisse zu immer ausgreifendern Schritten gezwungen, die der grübelnde Geist der Chinesen nicht lange zögerte in ein System zu bringen. Angeblich erschienen zuerst nach den argen Verwirrungen des 2. Jahrhunderts dem ordnenden Geiste Tsaotsaos die Militär- und Zivilkolonien als eins der besten Mittel zur Wiederherstellung gesunder Zustände, da unzählige Ackerbauer das Land verlassen hatten. Eine große Anzahl öffentlicher Arbeiten soll von den Kolonien stammen, die z. B. in Honan und Liutscheu zu dieser Zeit ins Werk gesetzt wurden. Man hielt wegen der häufigen Kriege, besonders auch unter der Dreiteilung Chinas, immer große Mengen Soldaten unter den Waffen und benutzte sie zu ausgedehnten Arbeiten im öffentlichen Interesse, wie zu Dammdurchstichen und dergleichen. Für die Militärkolonien wird ein Bericht des gegen die Khiang (Sammelname für tibetanische Stämme des Südwestens) siegreichen Tschao-tschong-kué kurz vor Beginn unsrer Zeitrechnung als klassisches Dokument angeführt. Nach Biot bat er, daß man

ihm 10,000 Mann überlasse, und daß man jedem Manne 20 Mau Land gebe (etwas mehr als 1 Hektar). Beim Schmelzen des Schnees, sagte er dann, werden diese Leute die ersten Arbeiten behufs ihrer Niederlassung, wie Brücken und Kanalbauten, beginnen. Wenn das Gras kommt, bildet man ein mobiles Korps Reiterei mit Lasttieren zum Futtersammeln. Zur Erntezeit werden bestimmte Truppenkörper das Getreide nach dem Hauptorte Kiutsching führen, welcher in dieser Art verproviantiert sein wird. Auf diese Weise wird man die Kosten vermindern, welche die Unterhaltung der Truppen verursacht. Man wird das Innere des Reiches nicht entblößen und wird die zeitweiligen Expeditionen vermeiden, welche nur die Soldaten ermüden und ohne Resultat Verluste bringen.

Der Kaiser Hiuen-Tsong aus der Thang-Dynastie wird als der Ausbauer des Systemes der Militärkolonien angesehen, und man soll unter seiner Regierung 992 Kolonien gezählt haben. Das System fand dann weitere Anwendung auch selbst noch im Innern des Reiches. Die Mongolen selbst waren, als sie zur Herrschaft gelangten, keine geringern Koloniengründer als die frühern Kaiser; da sie große Teile des Landes menschenleer vorfanden, versetzten sie Tausende von Familien von einer Provinz in die andre und wußten aus diesen Kolonien den besten Vorteil für die Ernährung ihrer zahlreichen Armeen zu ziehen. Ja, zur Expedition nach Japan verproviantierte Kublai-Chan seine Truppen durch eine Reihe von Kolonien, die er in Korea durch koreanische Familien zwangsweise anlegen ließ. Gedieh eine Kolonie nicht an einem Punkte, so wurde sie versetzt, und diese unter den Mingherrschern fortgesetzte innere Kolonisation trug zur Abschleifung innerer Verschiedenheiten des Chinesenvolkes wesentlich bei. Die Koloniengründung galt damals für so verdienstlich, daß verdienten Gründern Denksteine gesetzt wurden. Das Verbleiben unabhängiger, sogenannter wilder Völker mitten im eigentlichen kultivierten China beweist für das friedliche Vordringen der Chinesen. Sie besiedelten das gute Land und rotteten das Volk desselben aus, berührten aber nicht die bergigen oder aus andern Gründen weniger zugänglichen Regionen. Der Prozeß ging langsam, aber sicher. In dem bevorzugten, so lange schon von Chinesen bewohnten Südwesten ist doch nur die östliche Hälfte, die zu den produktivsten Ländern Asiens gehört, das eigentliche Setschuan (Vierstromland), schon 316 nach Christi Geburt erobert worden; die westliche Hälfte, hochgebirgig, ist erst allmählich seit Kanghis Zeit näher herangezogen worden. Die chinesische Volkssage erzählt von einem Kaiser, der Setschuan erobern wollte, das damals von einem Mantse-Fürsten beherrscht wurde. Er ließ das Gerücht verbreiten, daß er zwei Kühe habe, die alles, was sie fräßen, in Gold verwandelten. Er ließ dem Mantse-Fürsten sagen, daß er sie ihm schenken wolle, sie seien aber zu zart, um auf ungebahnten Wegen zu gehen. Der Fürst ließ darauf die herrliche und schwierige Straße anlegen, die noch heute existiert, der chinesische Kaiser aber rückte ihm ins Land und unterjochte ihn. Diese Sage ist eine gute Verdeutlichung der chinesischen Eroberung dieser Grenzländer durch Handel, Wegebau und List.

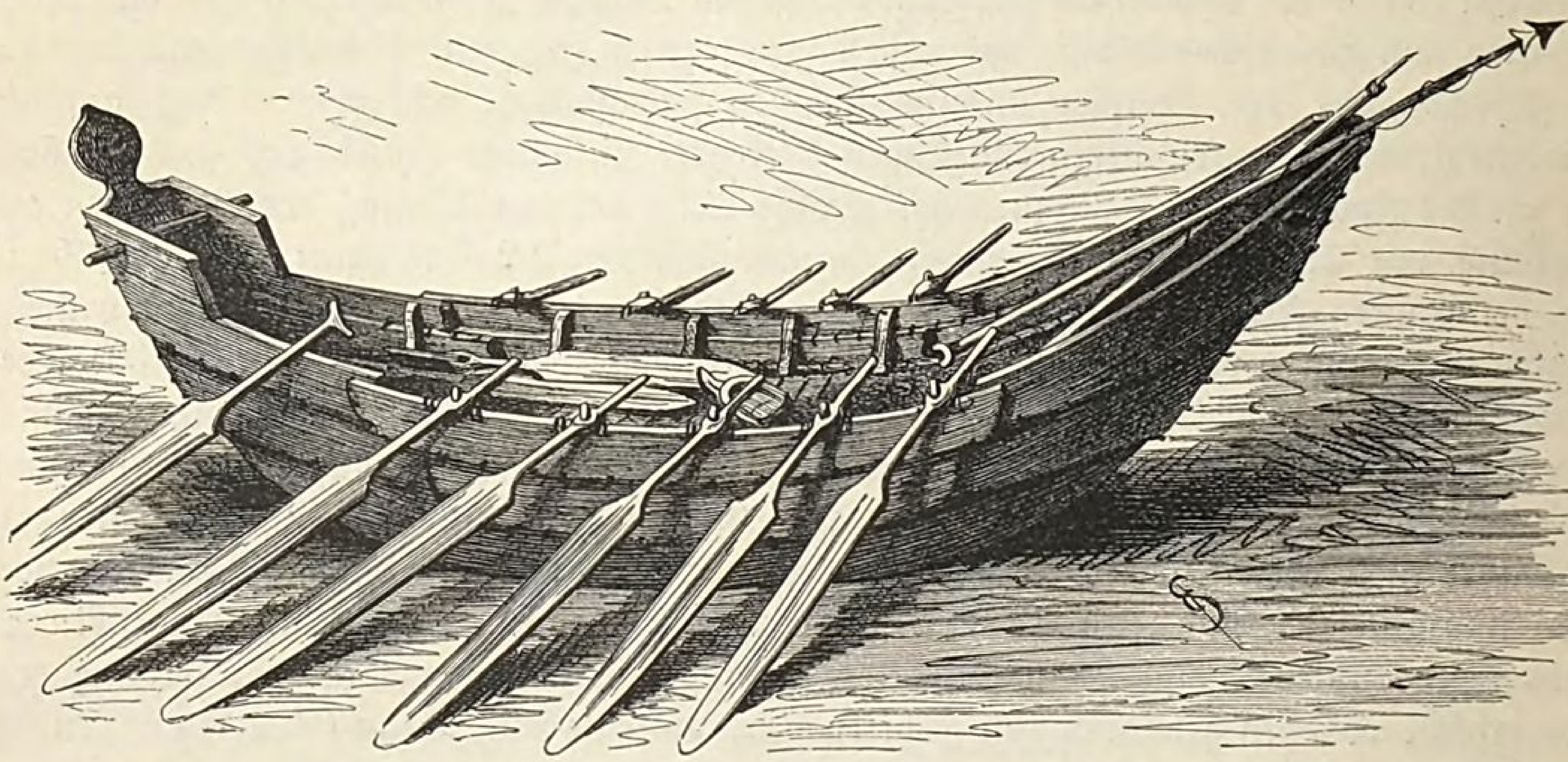
Die chinesische Geschichte hat so einen ausgesprochen binnenländischen Charakter. Nur die Tibetaner sind noch binnenländischer, so daß sie selbst auf ihren eignen Flüssen die Chinesen zu Fährmännern haben. Aber die Geschichte Chinas hat immer mehr binnenwärts, also, räumlich genommen, rückwärts, nach Asien hinein gedrängt als auf die See und nach fernen Gestaden. Doch ist die Frage, ob dem immer so war. Ob wohl immer der Spruch des Schi-King galt: Wenn ein König weise ist und die Tugend liebt, werden alle Fremden kommen und sich ihm unterwerfen? Sind in dem chinesischen Völkermeere, das immer einförmiger sich gestaltete, die Spuren meerliebenderer Völker, sei es indischer, sei es malayischer Abstammung, untergegangen, denen wir in Japan und Hinterindien begegnen? Es ist wahrscheinlich, daß wenigstens die bis heute von den Nordchinesen am weitesten sich entfernenden südchinesischen Küstenvölker, die noch heute fast allein die seewärts gerichtete

Auswanderung Chinas speisen, und deren Schiffe Marco Polo als die der Mangi (Mantse?) neben denen von Zaitun besonders aufführt, erst von Nordchina her zur Abschließung oder wenigstens Zurückhaltung gegenüber dem Triebe in die Ferne veranlaßt wurden. Die Abschließung gegen die Fremdmächte scheint ein Grundsatz zu sein, der zu irgend einer Zeit in Geltung kam, um dann seinen Weg durch ganz Ostasien mit der weltgeschichtlichen Wirkung zurückzulegen, daß er den Blick Asiens auf den Stillen Ozean und über denselben hin erstarren machte. Die Chinesen sind aber Vorgänger der Europäer im Handel und Verkehre Südostasiens gewesen. Magelhaens fand chinesische Waren auf den Philippinen, als er diese Inseln zuerst besuchte. Salcedo begegnete auf seiner ersten Entdeckungsreise nach dem Norden beim Kap Bolinao einer chinesischen Dschonke, deren Mannschaft einen Häuptling und einige Indianer gefangen hatte, um sie nach China zu schleppen. Salcedo befreite sie, worauf die Eingebornen ringsumher sogleich Vasallen des Königs wurden. Umgekehrt rettete Legaspi auf seiner Expedition zur Eroberung von Manila, damals Presidente der neuen Kolonien, ein chinesisches Schiff, das nahe daran war, zu scheitern. Die Chinesen erkannten die Freundlichkeit der Spanier an und schlossen Freundschaft mit ihnen. Auch auf den Marianen waren Spuren ältern chinesischen Verkehres zu finden. Zuñiga ist geneigt, ähnlich wie die Igorroten von Luzon, auch gewisse Teile der Bevölkerung der Marianen auf Mischung mit Chinesen oder Japanern, wenn auch nur schiffbrüchigen, zurückzuführen. Auf den Sunda-Inseln fanden die Europäer Chinesen, ja bis zur Küste Nordaustraliens reichten ihre Spuren vor der europäischen Zeit. Es war ein kleiner Teil des Reiches, der so weit ausgriff, wohl nur der Süden, von dem auch heute fast allein die Expansivbewegung Chinas ausgeht. Aber es war eine sehr thätige Bevölkerung, die von hier aus sich über die Meere ergoß. Nennt man auch Chinas Küste und die Küstengewässer zur Schiffahrt nicht verlockend, so kam doch nach Makrisi 1429 ein chinesisches Schiff bis nach Aden und Dschidda, und Ibn Batuta sah chinesische Schiffe vor Kalikat. Nach Marco Polo wurde unter Kublai-Chan an Unternehmungen nach Madagaskar gedacht, und derselbe erzählt von den gewinnreichen Fahrten der Kaufleute von Zaitun (Amoy) und Kinsay (Hangtschoufu) nach den Inseln „im Meere von Zin" und von ihrem Handel mit Java. Noch 1712 fanden die Holländer auf den sumatranischen Märkten die Chinesen so thätig, daß dieselben ihnen selbst in Bandjermassing die ganze Pfefferernte wegkauften. Anderseits scheinen Araber und Perser im 8. Jahrhundert in Kanton ansässig gewesen zu sein. Als die Portugiesen vor Malakka erschienen, fanden sie in den Chinesen Freunde und Helfer, wie Oliver van Noort 100 Jahre später an der Küste von Borneo. Wohlthuend strahlt uns aus dieser spontanen Bundesgenossenschaft westlicher und östlicher Kultur ein Gefühl tieferer Zusammengehörigkeit gegenüber malayischer Roheit und Willkür an.

Der portugiesische Admiral Lope de Sequeira kam im Jahre 1508 mit dem ersten europäischen Geschwader, das in jene Gewässer vordrang, vor Malakka an und sah unter den Schiffen, welche die Reede des damaligen Emporiums von Südostasien bedeckten, nicht bloß bengalische, javanische, siamesische und peguanische Fahrzeuge, sondern auch chinesische Dschonken. Seit der Zeit, daß Chinesen und Römer am „steinernen Turme" in Baktrien gehandelt hatten, spann sich hier zum erstenmal wieder ein dauernder Verkehr zwischen Europäern und Chinesen an. Als ob die Chinesen schon damals den Verwandtschaftsanspruch gefühlt hätten, den ihnen vor andern Asiaten ihre höhere Kultur gegenüber den Europäern verleiht, waren sie es, die sich mit sichtbarem Eifer an den Befehlshaber der Portugiesen herandrängten, um ihn vor der „trügerischen Zärtlichkeit" Mahmuds zu warnen, bei dem er durch die Araber verschwärzt worden sei. Chinesische Schiffskapitäne halfen den Anschlag verraten, den man in Malakka gemacht, um Sequeira zu vergiften. Als zwei Jahre später d'Albuquerque selbst vor Malakka erschien, waren wiederum die

Chinesen die Warner und Berater, und der portugiesische Held belohnte diese Hilfe damit, daß er bei der fast allgemeinen Zerstörung Malakkas das Chinesenquartier verschonen ließ. Die Chinesen waren nämlich in solcher Zahl damals in Malakka, daß sie mit Javanen, Gudscheraten, Bengali und Genossen zu den vier Nationen gerechnet wurden, welchen ein eigner Konsul oder Schabandar vorgesetzt war.

Das Meer setzte dem Wander- und Kolonisationstriebe der Chinesen ebensowenig Schranken entgegen wie die Gebirge und Wüsten der Festlandsgrenzen. Sie sind zwar kein vorwiegend schiffahrendes Volk, aber sie vermochten selbst mit schlechten Fahrzeugen die hinterindische Küste entlang in die Sundasee und in dieser nach allen den gold- und gewürzreichen Inseln zu gelangen, deren Reichtümer ihrem Handelsgeiste eine unwiderstehliche Lockung boten. Die Monsune, mit deren Hilfe sie noch heute ihre jährlich einmaligen Hin- und Rückfahrten zwischen Hinterindien und China auszuführen pflegen, mußten diese



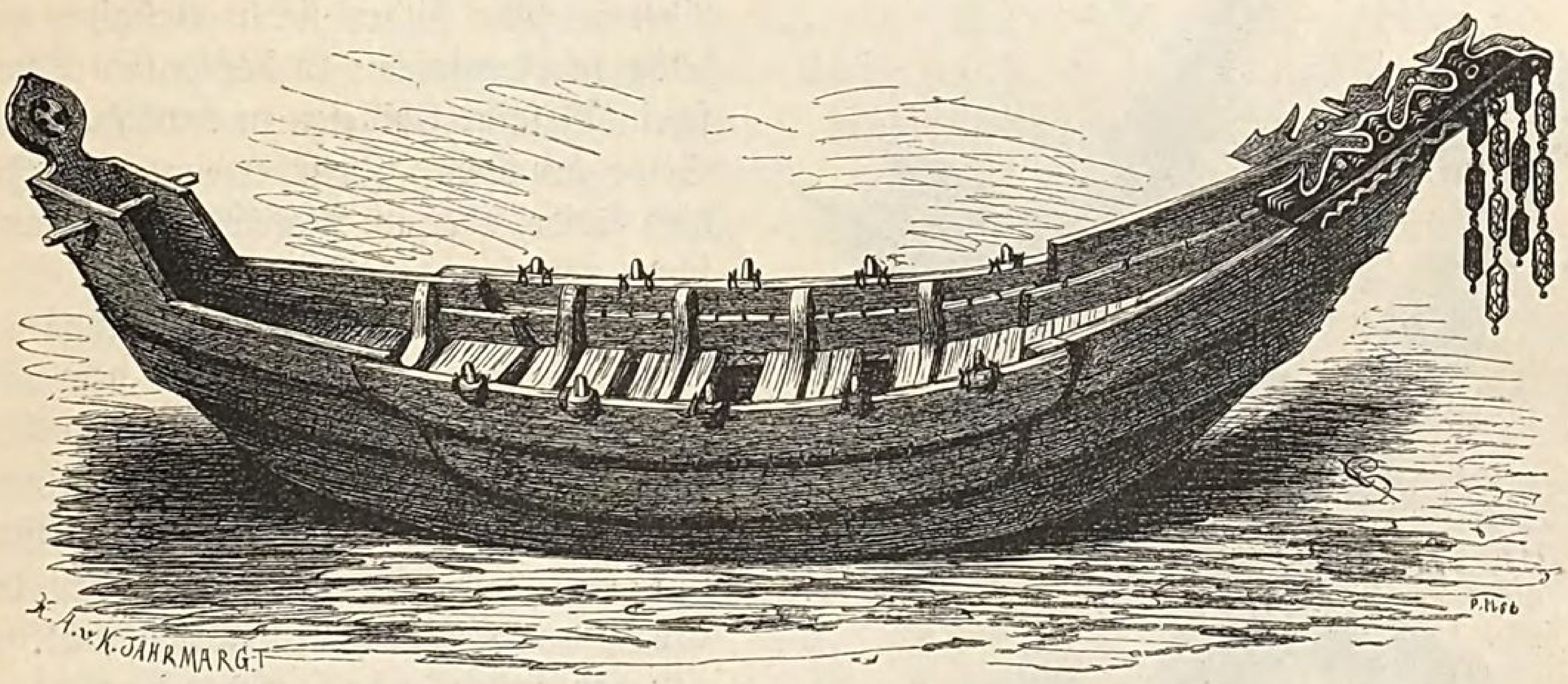
Jagdboot der Aino. (Nach v. Siebold.) Vgl. Text, S. 538.

Fahrten erleichtern. Sie haben auf diesem Wege starke Kolonien nach allen bedeutendern handel- und gewerbtreibenden Punkten Hinterindiens und der indischen Inseln ausgesandt und beherrschen zusammen mit den Europäern und Arabern den Handel dieser Länder; in einigen Gewerben, und vorzüglich im Bergbaue haben sie sich eine Art Monopol zu verschaffen gewußt und sind unentbehrlich geworden. An diese Auswanderung schloß sich seit den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts die nach Amerika und später nach Australien. Es ist bekannt, welchen Aufschwung dieselbe seit der Entdeckung der Goldfelder in den beiden Erdteilen und seit dem Aufblühen des Kulihandels genommen hat. Man berechnet die Zahl der Chinesen, welche außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes leben, auf $2^1/_2$—4 Millionen. Die letztere Schätzung dürfte der Wahrheit näher kommen als die erstere. Da es klar nachweisbar ist, daß die chinesische Auswanderung sich im Laufe der letzten Jahrzehnte in beständiger Zunahme befand, und da man erwarten kann, daß die Gründe, welche sie befördert haben, ebenso wie die Verkehrserleichterungen sich nur immer verstärken werden, und da ganz besonders die Nachfrage nach chinesischen Arbeitern, deren gute Eigenschaften durch ihre geringen Lohn-, Nahrungs- und Wohnungsansprüche in ein glänzendes Licht gestellt werden, immer größer wird, so dürfte die Zahl der Auswanderer sich künftig nur immer erhöhen.

Daß die Meinung, die Chinesen seien nicht kolonienbildend, dem Gesagten nach nicht für begründet gelten kann, wird klar sein. Ritter hat diese Meinung ausgesprochen mit der besondern Begründung, daß das Gesetz den Auswanderern das Mitnehmen von Weibern

und Kindern verbiete. Aber abgesehen von der Thatsache, welche aus vielen Kolonien berichtet wird, daß die Kinder von Chinesen mit malayischen, mongolischen, mandschurischen und dergleichen Weibern vorzüglich chinesisch werden, nicht nur weil sie in den chinesischen Niederlassungen aufwachsen, sondern auch weil die körperlichen und geistigen Merkmale des Vaters in der Regel stärker vorwalten als die der Mutter, — abgesehen von dieser Thatsache, scheint auch die Auswanderung von chinesischen Weibern in einer thatsächlichen Zunahme begriffen zu sein. Eine große Zahl dieser Auswanderinnen sind allerdings Freudenmädchen, aber es sind auch nicht ganz wenige Familienmütter darunter, und die Zählung der Chinesen von 1870 ergab z. B. im fernen Nordamerika ungefähr 5 Prozent weiblichen Geschlechtes. Nach der Mongolei und Mandschurei ist die Familienauswanderung sehr häufig geworden.

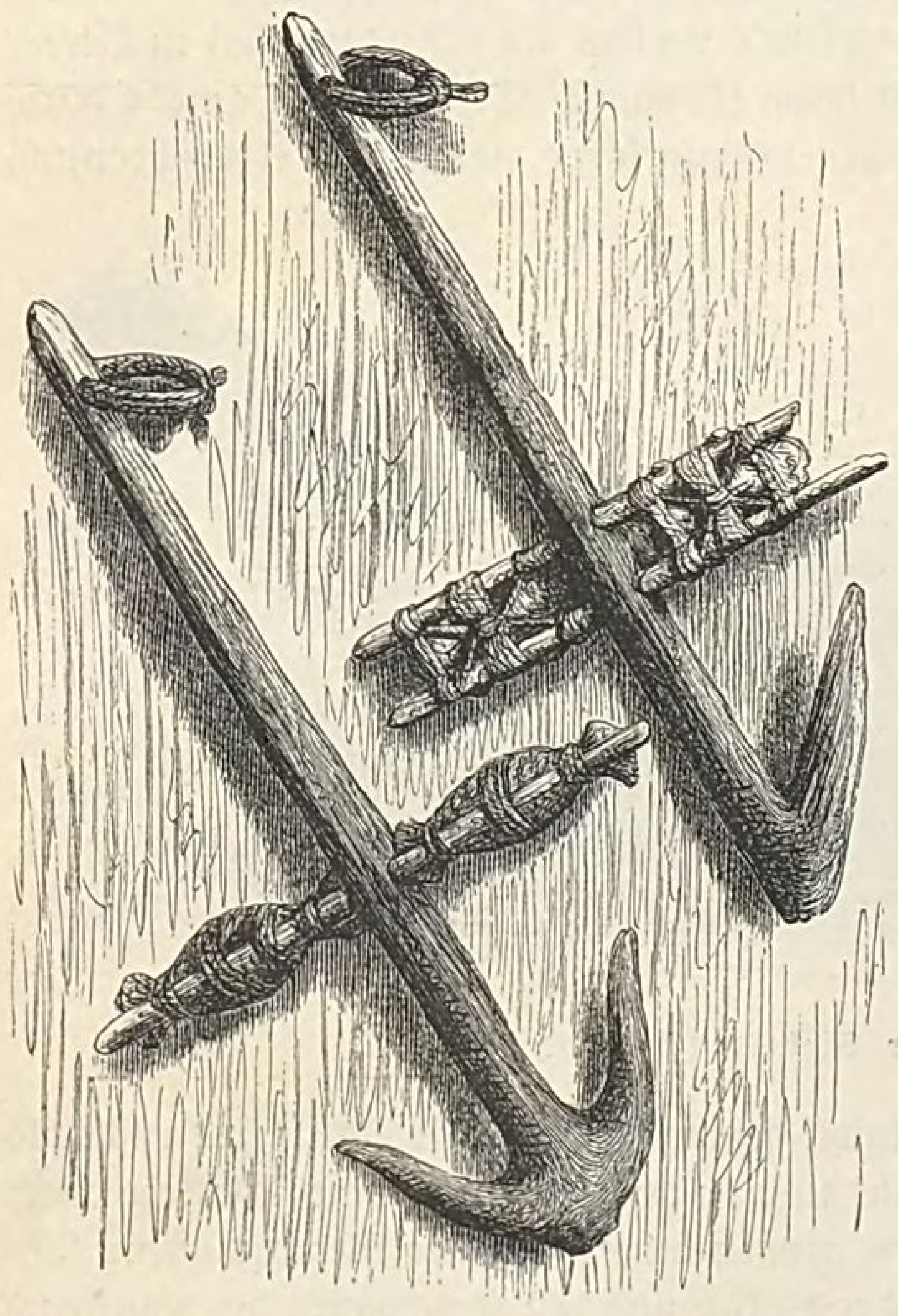
Der kulturlich so wichtige Landhandel zwischen China und Indien hat in älterer Zeit den nähern Weg über Bhamo am Irawadi kaum je benutzt. Die Chinesen gingen durch das ganze innere Hochasien bis zu seinem westlichen Grenzgebirge, nach dessen Überschreitung



Tributboot der Aino. (Nach v. Siebold.) Vgl. Text, S. 538.

sie durch Baktrien über den Hindukusch nach Kabul gelangten. Die Ursache hiervon ist teils in der verhältnismäßig späten Kultur Südchinas und in der Besetzung seiner Gebirge durch wilde Völker zu suchen, dann auch darin, daß die großen innerasiatischen Gebirgssysteme Parallelketten bilden, welche den Wanderungen der Völker und den Karawanen der Kaufleute eher den Weg von Osten nach Westen als von Norden nach Süden anzeigen. Auch führte nur ein einziger leichter Durchgang, nämlich der Jumen, aus dem nordwestlichen China durch die hohen Schneegebirge Janschang und Sining in die weiten Gebiete Innerasiens hinaus. Bis zum Beginne unsrer Zeitrechnung kannte man überhaupt nur zwei bedeutendere Handelsstraßen aus China nach Westen. Die südlichste führt durch Tibet über den Pamir nach Indien. Die zweite, Nanlu oder Südweg, weil sie im Süden des Thianschan hinläuft, geht vom Jumen nach dem Kuku-Nor, von da nach dem Lobsee, überschreitet den Tarym und geht im Norden dieses Flusses durch Kutsche, Jarkand und Kaschgar nach dem Pamir, der vermittelst des Terekpasses beim Steinernen Turme überschritten wird. Im Westen dieses Flusses folgt sie dann einem Nebenflusse des Jaxartes, dann diesem Flusse selbst und wendet sich endlich südwärts nach Baktrien. Eine dritte Straße, erst seit Aufblühen der innerasiatischen Kolonien in dem Anfange unsrer Zeitrechnung benutzt und als Handelsstraße wohl ohne Bedeutung, geht mehr nordwestlich über Hami, Karachar, Turfan, über das Himmelsgebirge; im Norden desselben durchzieht sie Urumtsi und Kuldscha und reicht bis zum Ili. Sie ist mehr Heerstraße als Handelsweg. Aber es kann die Südstraße,

außer durch die schon erwähnten Städte, auch durch andre geführt haben, nämlich auch über Hami, Turfan und Karachar nach Kutsche, welches zwar einen Umweg verursacht, aber den Vorteil gewährt, eine kürzere Strecke durch die Wüste zu führen und die Kaufleute nach mehr Handelsplätzen zu bringen, als auf dem kürzern Wege von ihnen besucht werden konnten. Jene Hauptstadt der Serer, die von Eratosthenes auf den 22. Parallelkreis gesetzt wird, ist mit dem Meerbusen von Bengalen wohl erst in späterer Zeit durch einen Weg verbunden worden, welcher durch das östliche Tibet geführt haben muß. Es ist das eine der sogenannten Malabathronstraßen. Diese Straße ging wahrscheinlich durch den Paß des Hochgebirges, welcher das Thor Videhas von den alten Indiern genannt worden ist, und von da nach der Stadt Pataliputra, wo die Waren auf Schiffe geladen und zu dem Hafen an der Mündung des Flusses gebracht sein werden. Von Indien und Baktrien aus verbreitete sich die Seide nach Westen. Wir finden sie in Babylon und selbst in Jerusalem; in der erstern Stadt scheint Jesaias Chinesen zu erwähnen, die Seide brachten. Zwar erzeugt auch Indien Seide, aber im Mahâbhârata ist auch schon von fremder Seide die Rede.



Hölzerne, steinbeschwerte Anker der Aino. (Nach v. Siebold.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 539.

Der unmittelbare Verkehr Chinas mit dem Abendlande ist niemals mit dem nach Süden und Osten zu vergleichen gewesen, was ohne Zweifel auf Chinas Abschließung von Einfluß war. Ritter hat sich vielfach mit dem Gedanken beschäftigt, daß der Gang der Kulturgeschichte ein anderer geworden wäre, wenn das chinesische und das römische Kaiserreich sich inniger hätten berühren können. Andre glaubten, daß die Rückwirkung auf China wohl bedeutend gewesen sein würde, daß aber Europa dadurch höchstens die Seidenwürmerzucht um ein paar Jahrhunderte früher erhalten haben würde. Würde aber nicht vielleicht auch die Magnetnadel, das Papier, der Plattendruck, das Pulver (von Porzellan und anderm zu schweigen) nach Westen haben wandern können? China hatte zu dieser Zeit mehr zu bieten als in der Periode der zweiten Annäherung nach dem 16. Jahrhundert. Es war aber bis heute seltsamerweise fast nur der empfangende Teil. Das Christentum in der nestorianischen Form, der Islam, später und neuestens die ganze Summe der Ergebnisse der abendländischen Kulturentwickelung sind von Westen her nach China gebracht worden. China hat einstweilen nur Thee, Seide, einige Gewerbserzeugnisse und seltsame Kunstgegenstände, die indessen weniger als die japanischen auf die abendländischen Kunstanschauungen zu wirken vermochten, dafür geboten. Ein innigerer Verkehr, als je bestand, ist nun angebahnt und scheint weckend auf die ostasiatische Masse zu wirken. Man ahnt bereits, daß kein Kontakt zweier großer Kulturgebiete sich einst wirksamer erweisen wird als der des Abendlandes mit diesem äußersten Morgenlande, mit Ostasien, „mit diesem gewaltigen Herde von Thätigkeit, diesem unerschöpflichen Strome fleißiger Menschen, diesem

großen, sparsamen, nüchternen, geduldigen, unermüdlichen Volke", wie Michel Chevalier ganz richtig die Chinesen nennt, und wir setzen hinzu, mit derjenigen Kultur, die unter allen asiatischen Entwickelungen der unsrigen immer noch am nächsten steht.

China bedarf der Erneuerung, denn es befindet sich gegenwärtig in einer der Perioden des Verfalles, die in sich abschließenden Ländern immer einmal wiederkehren. Indem v. Richthofen die verschiedenen Teile des Reiches vergleicht, findet er, daß bei jedem Schritte Gelegenheit gegeben sei, den Unterschied der jetzigen Armut und Trägheit des Volkes mit seiner frühern bessern Lage zu vergleichen. Die Zeiten sind vorbei, in denen (es sind nicht 100 Jahre) Staunton die Größe und Dauer des chinesischen Reiches als den erhabensten Gegenstand menschlichen Nachdenkens bezeichnete. Große Städte, sogar Dörfer und Tempel, die Überreste öffentlicher Prachtbauten sowie die Geschichte Chinas zeugen von einem glücklichern Zeitalter. Ende der sechziger Jahre war, freilich unter der unmittelbaren Nachwirkung verheerender Bürgerkriege, das einst so herrliche Nanking fast menschenleer in seinen weiten Mauern; in dem großen Dreistädtezentrum Utschang, Hankeou und Hanjang lebte höchstens ein Drittel der frühern Bevölkerung. Peking selbst liefert den besten Beweis durch die zahlreichen Spuren früherer Herrlichkeit; jetzt ist es fast nur noch der Schauplatz eines fortdauernden Verfalles. Als innere Ursachen mögen eigentümliche Formen der Regierung und Religion gelten, aber die äußern sind nicht außer acht zu lassen: Verschlechterung des Klimas, wahrscheinlich durch Entwaldung (die Regen werden heftiger und weniger häufig), ferner die schlechten Verkehrswege, endlich die Übervölkerung einiger nördlicher Provinzen, vorzüglich Honans, über welche selbst die gebildetern Bewohner dieser Provinz sich klagend aussprechen. Das Opiumrauchen kommt hinzu, dem in manchen Teilen 90 Prozent der erwachsenen Bevölkerung verfallen sein sollen. Dem allen setzt China zunächst seine Volksmasse entgegen, deren Größe, in die Grenzen eines einzigen Reiches gefaßt, von derselben Kultur durchdrungen, beispiellos in der Geschichte dasteht. Auf ihr beruht zunächst die Hoffnung Chinas, daß es noch manche Stürme, wenn nicht siegreich, so doch lebenskräftig überdauern wird.

Japan ist seiner Kultur nach in vielen und wichtigen Beziehungen eine echte Kolonie von China, hat sich aber dabei in politischer und wirtschaftlicher Beziehung immer so selbständig erhalten, daß die Chinesen bei aller Grundverwandtschaft der beiden Kulturen niemals in dem Inselreiche irgend eine politische oder Handelsbedeutung erlangten. So bietet Japan ein Bild zwiespältigen Verhaltens zu seinem großen Nachbarreiche, das aber ganz dem japanischen Charakter entspricht, der sich formell gegen die Fremden abschließen möchte, thatsächlich aber eindrucks- und aufnahmefähiger ist als der irgend eines andern Stammes der mongolischen Rasse. Die frühsten Einflüsse Chinas auf Japan sind von demselben mystischen Dunkel umgeben wie die ganze ältere japanische Geschichte. Aber daß sie bestanden, zeigt sich nicht bloß in Überlieferungen, sondern vor allem in der Thatsache beträchtlichen Alters mancher Errungenschaft chinesischen Ursprunges in Japan. Sinmu, dem ersten irdischen Herrscher in Japan, wird chinesischer Ursprung beigelegt, und nach ihm kommen, den mythischen Darstellungen nach, andre Chinesen nach Japan, unter andern 300 junge Paare, die der Kaiser Tsin-chi-huang-ti über das Ostmeer sandte, um ein Unsterblichkeitsmittel zu suchen. Sie landeten 209 vor Christi Geburt in Japan und kehrten nicht zurück. Aber die chinesische Schrift wurde erst im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt in Japan eingeführt. Man schickte Gesandte nach Korea, um dort unterrichtete Männer zu suchen, und diese brachten 285 mit sich den Onin oder Vonin, einen weisen Mann aus chinesisch-kaiserlichem Stamme, der die Schrift und Kultur seines Landes den Japanern lehrte. Die Japaner waren nicht undankbar für diese Gaben und zollten dem Vonin späterhin göttliche Verehrung. Kaum minder wichtig war die Einführung des Buddhismus, welche

wahrscheinlich 543 nach Christi Geburt geschah. Die Lehre des Konfucius soll schon 59 nach Christi Geburt, also vor der Schrift, nach Japan gekommen sein. Jedenfalls hat sie schon früh ihre Einflüsse geübt, die man in den Gesetzen des Jyeyas nachweisen kann. Lehrer oder Ausleger des Konfucius waren als „Hofchargen" am Hofe des Shiogun zu finden. Auch die japanische Sprache enthält chinesische Wörter, aber nicht mehr, als z. B. arabische der Koran verbreitet hat. Es ist bemerkenswert, daß diese chinesischen Kultureinflüsse nicht direkt, sondern über Korea nach Japan kamen. Man gibt keine bestimmte Zeit an für die Einführung andrer Kulturerrungenschaften, die ohne Zweifel von China auf Japan übertragen sind, z. B. der Einrichtung der innern Verwaltung, die selbst in den Namen der verschiedenen Beamten die chinesischen Spuren nicht verleugnet, oder der medizinischen Begriffe und der Arzneimittel sowie einer größern Anzahl von gewerblichen Kenntnissen, die auf China hinweisen. Da uns selbst über den Verkehr der Japaner mit Korea nur sehr dürftige Nachrichten bekannt sind, muß die interessante Frage nach der Zeit und Art der Einführung und Übertragung so vieler Ideen und Kenntnisse unbeantwortet bleiben. Unklar sind einstweilen Hinweise, wie die Funde chinesischer Münzen aus Schihoangtis Zeit, die man bei Kumano gemacht hat, sie bieten. Sie deuten nicht auf eine chinesische Kolonie. Wir wissen nur von den offiziellen Beziehungen Chinas zu Japan, welche im Hin- und Hersenden von Gesandtschaften bestanden. Wie die spätern Beziehungen beider Länder sich entwickelt haben, ist sehr bezeichnend für die allmählich wachsende Abschließung nach so langer und so fruchtbringender Verbindung. Nach der Eroberung Koreas durch Kublai-Chan wurde an Japan eine Aufforderung zur Tributzahlung gerichtet. Die Japaner verweigerten diese, und die chinesische Flotte, die Japan angreifen sollte, wurde bei Tsusima vom Sturme zerstreut. Unter den Ming blühte der Handel wieder auf, aber es scheint, daß japanische Seeräuber, die beständig die chinesischen Küsten plünderten und, den Normannen gleich, tief in die Flüsse hineingingen, denselben störten und endlich fast aufhören ließen. Öfters führten chinesische Gesandte in Japan Klage über diese Seeräuber. Die genaue Ursache, weswegen der große Schogun Taikosama 1592 mit Korea und China Krieg anfing, ist nicht bekannt. Ihn werden wohl die verwirrten innern Zustände des damaligen China angelockt haben. Sein Tod hinderte ihn an der Ausführung weiterer Eroberungen als der von Korea, die seine Nachfolger klugerweise wieder aufgaben. Seitdem sind die beiden ostasiatischen Kulturreiche nicht mehr in thatsächlichen Konflikt, wohl aber immer weiter auseinander gekommen, wiewohl bekanntlich ihre Interessen an manchen Punkten, von Sachalin bis nach Formosa herab, sich kreuzen.

Auch Japan griff einst ganz anders aus als in den Jahrhunderten seiner Abschließung, und ihm scheint früher sogar ein regerer Trieb in die Ferne eigen gewesen zu sein als China. Aus ihren eignen Schriften erhellt, daß die Japaner früher mit Kara, Kosi, Jakatra (China, Kotschinchina, Java), Kambodscha handelten. Auf den Philippinen erschienen sie noch am Ende des 16. Jahrhunderts. Als unter den Mongolen und den Ming China seinen Unterthanen verbot, zu Handelszwecken weite Seereisen zu machen, schmuggelten und raubten die Japaner an Chinas Küsten bis hoch in die schiffbaren Flüsse hinauf. Sie bildeten eine Landplage, wie im frühmittelalterlichen Deutschland die Normannen, und eigne Gesandtschaften Chinas brachten die großen Klagen über dieses Unwesen an den japanischen Hof. Hing damit oder mit dem Wunsche, sich politisch abzuschließen, das Verbot des Baues andrer Schiffe als für den Küstenhandel zusammen, welches im 17. Jahrhundert die japanischen Expeditionen in weitere Fernen lahm legte und selbst einen so nahen Besitz wie die Liukiu-Inseln verlieren und Formosa ruhig in die Hände der Chinesen übergehen ließ? Daß von drei Inseln nahe am Südkap Formosas die eine chinesische, die andre malayische, die dritte japanische Bevölkerung hat, zeigt, wie gering die Energie

ostasiatischer Expansion geworden war. Aller Erwägung wert ist die Frage, ob dem immer so gewesen. Japan lag als vorgeschobener Posten in der altweltlichen Kulturkette für den Verkehr mit den Ländern am jenseitigen Ufer des Stillen Ozeanes günstiger als jedes andre asiatische Land. Die Japaner selbst haben auf amerikanische Beziehungen hingewiesen, da die Verschlagung ihrer Schiffe an die amerikanischen Küsten nicht selten ist. Auch gibt es dann und wann physiognomische Anklänge an Amerika. Wir werden in dem Abschnitte über die altamerikanische Kultur von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit solcher Beziehungen zu sprechen haben. Auf Anzeichen japanischen Verkehres mit den Hawaischen Inseln haben wir früher hingewiesen (s. Bd. II, S. 341 f.).

Grundzug derjenigen Teile der japanischen Geschichte, welche nach außen weisen, ist die nahe Verbindung mit Korea. Japans Geschichte in ältern Zeiten ist gar nicht auf die Inseln zu beschränken, sondern begreift Teile von Korea in sich, welche mit jenen zusammen einen eignen Geschichtskreis bildeten. Sind doch Japan und Korea wie durch eine Brücke miteinander verbunden. Es sind jedoch keine großen Völkerwanderungen nachzuweisen, welche auf diesem Wege in Japan eindrangen, sondern was von solchen aus anthropologischen oder ethnographischen Gründen vorauszusetzen wäre, gehört der vorgeschichtlichen Zeit an. Doch hat auch späterhin Korea immer in irgend einer wenn auch nicht immer friedlichen engern Beziehung zu Japan gestanden — Taikosama machte 1592 einen Angriff auf Korea und forderte, allerdings vergeblich, acht Provinzen —, welche bekanntlich in den letzten Jahren zu einem engern Anschlusse der beiden Reiche, zu der Zulassung der Japaner in koreanischen Küstenplätzen, zu Handels- und Schiffahrtsverträgen geführt hat, welche Maßregeln allerdings nicht alle den Beifall des koreanischen Volkes fanden. Wiederum, wie vor 300 Jahren, hat eine beträchtliche Handelskolonie sich auf koreanischem Boden niedergelassen, diesmal ausgerüstet mit europäischen Kulturmitteln, welche das Eigentümliche bewirkten, daß Japan als Träger abendländischer Ideen und Verbesserungen in Korea erschien. Politische Beziehungen innigerer Art konnte es bei dem eigentümlichen Verhältnisse Koreas zu China nicht geben. Wohl gibt Korea auch Geschenke an Japan, aber dieselben sind seit dem erfolglosen Kriege Taikosamas (1592) nur noch Freundschaftsbezeigungen, die auf Gegenseitigkeit beruhen, aber regelmäßig alle drei Jahre wieder bethätigt werden. Die Engländer scheinen dies Verhältnis falsch gedeutet zu haben, wenn sie 1862 versuchten, auf Grund der untergeordneten Stellung Koreas als „Co-trader" Japans in dessen Handel mit dem verschlossenen Lande einzutreten. Viel energischer hat China auf das verhältnismäßig kleine Halbinselreich gedrückt. Politisch ist Koreas Stellung zu China seit zwei Jahrtausenden die eines unterworfenen, tributzahlenden, aber innerhalb dieser Grenzen selbständigen Staates. Schon nach dem Sturze der Dynastie Tsin zogen sich zahlreiche Chinesen nach Korea zurück. Sein König empfängt die Bestätigung vom Kaiser von China, und die Gesandten Koreas werden, als die eines tributären Reiches, nur mit einer „médiocre distinction" behandelt. (P. Régis.) Zu Kublai-Chans Zeit wurden von den Mongolen sogar Militärkolonien in ganz Korea angelegt, und damals forderten die Mongolen, als sie Korea unterworfen hatten, auch von Japan den Tribut und wollten eine Expedition nach dem Inselreiche machen. Ihre Flotte kam bis Tsusima, wo sie vom Sturme zerstreut wurde. In den letzten Jahren haben die Chinesen sich ihres lange nur noch in den Formen lebenden alten Zusammenhanges mit Korea erinnert und versuchten eine vermittelnde Stellung in den neu angeknüpften Beziehungen zwischen Korea und den europäischen Mächten einzunehmen. Anscheinend mit Erfolg. Dazwischen hat China sich selbst in unmittelbarere Beziehungen zu Korea gebracht, als sie früher bestanden hatten. Bis vor etwa 20 Jahren hatte ein neutraler Grenzstrich von 7 bis 12 deutschen Meilen Breite die Gebiete Koreas und Chinas voneinander getrennt. Am chinesischen Eingange dieses Striches,

auf dem bei Todesstrafe die Besiedelung versagt war, lag das berühmte Thor Kaolimön, ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Außerdem befanden sich dort einige Gast- und Warenhäuser und unter freiem Himmel die Warenlager der Koreaner. Der Verkehr war nur im 3., 5., 9. Monat (April, Juni, Oktober) unter Strafe gestattet. In Zeiten des Hungers und der Not hatten trotzdem Herüber- und Hinüberwanderungen stattgefunden. So wird erzählt, daß bei einer großen Hungersnot im Jahre 1872 die Koreaner zahlreiche junge Frauen an die Chinesen verkauft hätten. Von chinesischer Seite waren Ansiedlerscharen eingedrungen. Jahre hindurch hatte die Regierung vergebliche Versuche gemacht, erst diesen vertragsmäßig unbevölkert zu haltenden neutralen Strich wieder zu „klären“, dann aber, als dieses sich unmöglich erwies, ihn zu organisieren und vor allem das Räuberwesen zu unterdrücken, das hier wie anderwärts in Grenzstrichen sich üppig unter dem Schutze der polizeilosen Neutralität entwickelt hatte. „Nun“, sagt der Bericht, „wendet sich die eingewanderte Bevölkerung von selbst der Richtung zu, von wo die Verbesserung ausstrahlt.“ Land wurde ausgeteilt, Bezirke abgegrenzt und Beamte ernannt. Ummauerte Städte, Kasernen, Gerichtsgebäude u. s. f. sollten in Angriff genommen werden. Die Hungersnot von 1877, welche eine große Menge armer Chinesen aus Petschili und Schansi nach der Mandschurei trieb, hat sicherlich auch die Auffüllung dieses Grenzstriches noch befördert. Als der Bischof Ridel auf seinem Rückwege aus der Gefangenschaft durch Korea in dieses Gebiet transportiert wurde, sah er überall da, wo vor einigen Jahren noch eine Wüste gewesen war, kleine neue Wohnstätten.

Tiefer scheinen in neuerer Zeit die nichtpolitischen chinesischen Einflüsse nicht gedrungen zu sein. Die allerdings höchst spärlichen Nachrichten, welche wir über Koreas innere Verhältnisse erhalten, sprechen nirgends von chinesischen Kaufleuten, Kolonisten und dergleichen in Korea, wiewohl man aus ihnen entnimmt, daß noch heute nicht nur in allen Dingen des täglichen Lebens die chinesischen Kulturanklänge überall überwiegen, sondern auch die Kenntnis der chinesischen Sprache in der koreanischen Bevölkerung nicht selten und die der chinesischen Schriftzeichen sogar sehr allgemein ist. Den ersten Unterricht bietet das chinesische „Buch der tausend Charaktere“. Wie der chinesisch-koreanische Handel im einzelnen betrieben wird, von seinen Mitteln und Wegen wissen wir wenig; doch ist wohl bekannt, daß Korea gleich China und Japan ein vorwiegend reisbauendes, wegen des gebirgigen Bodens aber nicht sehr fruchtbares Land ist. Korea führt nach China Häute, Felle, Ginseng, Seide von wilden Würmern, Seidenzeug, Papier, Metalle aus und empfängt hauptsächlich Erzeugnisse der chinesischen Industrie, auch des chinesischen Ackerbaues. Korea beweist seine geistige Abhängigkeit von China, indem es alljährlich den Pekinger Kalender feierlich abholen läßt. Als Konteradmiral Roze den Hanjang rekognoszierte, fand er unter anderm auf der Insel Kanghao neben einer Masse von Waffen eine Bibliothek chinesischer Werke und eine Karte von China. Die Ereignisse der letzten Jahre haben den politischen Einfluß Chinas in Korea nur verstärken können. Nur in religiöser Beziehung soll Korea, trotzdem die Lehre des Konfucius und die des Buddha auch hierher übertragen wurden, sich viel freier als Japan gehalten haben und einer reinern Form der Ahnenverehrung anhängen, als dieses Land sie sich im Kami-Dienste bewahrt hat. Beim niedern Volke nimmt sie den Charakter eines rohen Aberglaubens an, der auf Pässen und bei einzeln stehenden Bäumen den Geistern des Waldes und Feldes Ernteopfer bringt.

Koreas Stellung zu China ist also ähnlich wie diejenige Japans. Auch dieses erblühte als Kulturkolonie Chinas. Politisch und ethnographisch ist es aber dem großen kontinentalen Reiche viel näher als Japan geblieben. Auch der Name Korea stammt aus dem Chinesischen. Nachdem Korea noch in geschichtlicher Zeit Kriege mit Japan und China geführt hatte, geriet es 1637 in eine straffere politische Abhängigkeit von China. Gleichzeitig schloß

sich das Land, das noch 1597 einen glänzenden Seesieg über die Japaner erfochten hatte, so sehr, auch darin Japan folgend, nach außen ab, daß, als vor einigen Jahren der Verkehr mit Japan wieder aufgenommen ward, nur elende Fischerkähne in ganz Korea zu finden waren. Konsequenter als in Japan scheint die Absperrung hier durchgeführt worden zu sein. Der japanische Gesandte Kaidzu erzählt, es ständen im Lande herum Steine, auf denen ein Erlaß der Regierung eingehauen sei, der dem Volke anrät, mit den Fremden nicht zu streiten. „Wenn die Enkel", heißt es dort, „auch solches halten, so wird Korea immer dem koreanischen Volke gehören. Korea ist ein Reich geworden und wird es bleiben."

Im Norden der ostasiatischen Kulturgebiete haben zwei Völkerreste sich erhalten, die in verschiedener Weise am Aufbaue der Nationen und Reiche von China und Japan sich beteiligt hatten. Ihre zurückgeschobenen und eingeengten Wohnsitze liegen im Amurgebiete und den vorgelagerten Inseln. Als die Russen um 1650 an den Amur kamen, fanden sie eine Waldeinöde, in der wenige tungusische Jäger streiften. Erst Kanghi gründete eine Ansiedelung von mandschurischen und chinesischen Soldaten an der Mündung der Seja, um etwaigen russischen Expeditionen entgegenzutreten. Aber die Niederlassung wuchs langsam, denn nach 150 Jahren waren auf dem linken Amur nur ca. 10,000 Seelen auf einer Strecke von 60 Werst angesiedelt. Die Russen hatten unterdessen eine energischere Kolonisation ins Werk gesetzt, welche vor einem Menschenalter die höchstens 20,000 Seelen zählenden wandernden, von der Jagd lebenden Tungusen des Amurgebietes rasch zurückzudrängen schien. Doch sind Klima und Bodenverhältnisse ihren Unternehmungen ungünstig, und es hat besonders der Ackerbau im untern Amurgebiete sehr geringe Fortschritte gemacht. Infolgedessen sind bis heute die hier wohnenden Jägervölker wesentlich im Besitze des Landes geblieben, und die Grundzüge ihrer Verbreitung sind insofern dieselben, welche sie einst waren, als die Tungusen das weitaus größte Gebiet des Amurlandes mit den teilweise weitverbreiteten Stämmen der Dauren, Solonen, Golden, Orotschen und andern teilen. Ihr Kulturzweig sind die heutigen Herrscher Chinas, die Mandschu, welche ursprünglich am Songari und seinen Nebenflüssen saßen. Den äußersten Nordosten des Landes bewohnen die Giljaken im Delta des Amur und den angrenzenden Küsten des Ochotskischen Meeres. Ihnen scheint auch die Nordhälfte von Sachalin gehört zu haben, während endlich die Aino die Südhälfte dieser Insel und zugleich den südöstlichsten Teil des Amurlandes, Jeso und die Kurilen innehaben. Daß die Bevölkerung dieses Gebietes sich einst in andern Kulturverhältnissen befand als zur Zeit ihres ersten Zusammentreffens mit den Europäern, wo offenbar China und Japan bereits auf sie einzuwirken begonnen hatten, beweisen zahlreiche Spuren prähistorischer Zeit auf der Insel Sachalin. Fast auf allen Punkten, auf denen jetzt Kolonien sitzen, fand man beim Ausgraben der Erde Geräte aus gewöhnlichem Steine und aus Feuerstein, ähnlich, ja sogar identisch in der Form denen, die man im europäischen Rußland gesammelt hat. Unter denen aus Feuerstein scheinen viele von außen gekommen zu sein, da man noch keine Lager dieser Steinart auf der Insel gefunden hat. Werkzeuge aus Obsidian geben Zeugnis von den Beziehungen, welche die Bewohner der Insel Sachalin in der vorhistorischen Zeit mit denen von Kamtschatka oder mit Inseln des Stillen Ozeanes gehabt haben. Man findet auch eine Menge Scherben von einfachen Thongefäßen. Poliakow entdeckte auch Reste menschlicher Wohnungen aus der Steinzeit; es sind rund in die Erde gegrabene Höhlen, welche Ähnlichkeit mit den Wohnungen der Kamtschadalen haben. Er sammelte in deren Nähe Knochenreste von Bären, Hunden und andern Tieren, wie man sie in der Nähe von Ainohütten auch heute zu finden erwartet. Auf einst engern Zusammenhang dieser Gebiete mit den südlichern deuten die im Eingange dieses Kapitels und S. 535 erwähnten Funde in Japan hin.

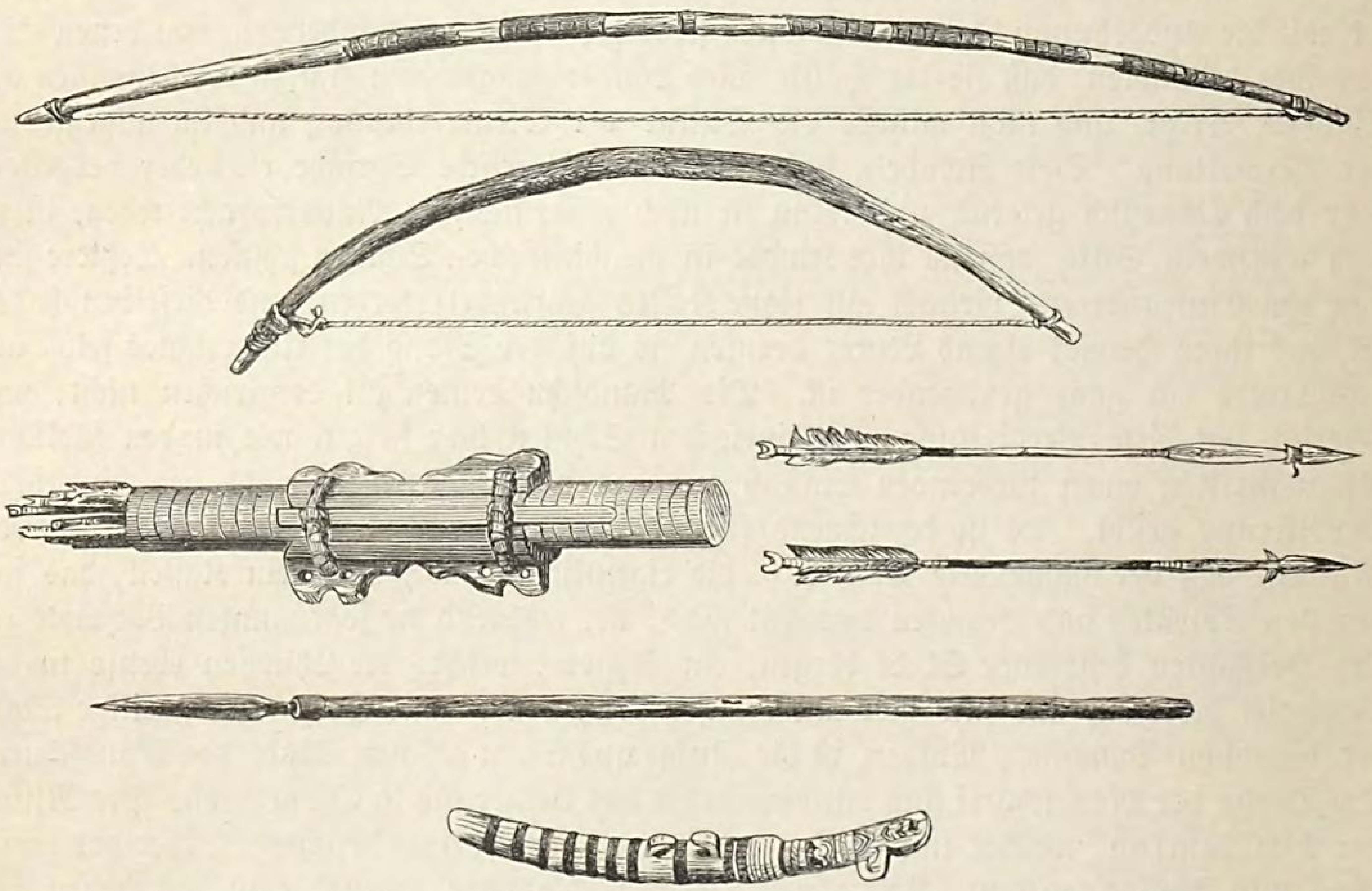
Die in der heutigen Mandschurei einst bis an das Gelbe Meer hin wohnenden ältern Mandschu treten in den chinesischen Annalen als bewegliche Völker auf, die Methoden und Mittel des Nomadismus von den Mongolen erworben, vielfach wohl auch Mischungen seitens dieser, deren Ausläufer bis in das Amurbecken reichen, erfahren hatten. Mongolen waren sie darum indessen doch noch nicht geworden. Der ungewöhnlich rasche Fortschritt und große Erfolg der chinesischen Kolonisation in der Mandschurei ist vielmehr zum Teile wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß die Mandschu ein zwar rohes, aber einfaches und gutmütiges Volk sind, mit dessen Heranbildung zu chinesischer Kultur es nicht so schwer hält wie mit der der Mongolen. Man hat ihre Gelehrigkeit und Anpassungsfähigkeit mit Recht mit der der Japaner verglichen. Auch das Volk der Jutschi, dessen Fürsten auf den Trümmern des Khitanreiches ein Land von ähnlicher Begrenzung und Ausdehnung errichteten, scheint schon eine ähnliche Nachgiebigkeit gegen das Eindringen der chinesischen Kultur gezeigt zu haben. Ihr Reich, als Reich der Kin aufgeführt, hielt nur ein Jahrhundert aus, und doch waren die Eroberer schon ganz in die Sitten und Sprache der Unterworfenen hineingewachsen. Dann kamen die Dynastien der Mongolen und der Ming, welche die Mandschu in Tributpflichtigkeit hielten, und als mit der Eroberung Chinas ein wahrhafter Austausch von Völkern hin und her über die chinesisch-mandschurische Grenze einsetzte, da sanken die erst noch so weit herrschenden Völker so rasch in das Dunkel eines geschichtslosen Jäger- und Nomadenlebens zurück, daß man nicht einmal den Zusammenhang kennt, in dem die spätern Mandschu mit dem gefallenen Volke der Jutschi stehen. Man sieht, daß vor dieser Zeit schon chinesische Elemente in die Völker jenseit des Liaoho sich verpflanzten, und dies mag mit den raschen Gang der Chinesisierung erklären. Wurden doch schon im 10. Jahrhundert, als in der südlichen Mandschurei das Khitanreich entstand, welches späterhin einen großen Teil von China in sich aufnahm (Kathai), bereits zahlreiche Chinesen, meist Kriegsgefangene, als Kolonisten nach der Mandschurei verpflanzt. Später nahm dann allerdings dieser Prozeß große Dimensionen an, der ebenso interessant für die Beurteilung des Kolonisationssystemes der Chinesen ist, wie die Grenzen seiner Wirksamkeit lehrreich für die Schranken der chinesischen Expansionspolitik sind.

Als die tungusisch-mongolischen Erobererhorden, die als Mandschu um 1644 die Ming-Dynastie stürzten, sich in China festgesetzt hatten, begann sogleich ein zweifacher Auswanderungsstrom: der Mandschu nach China und der Chinesen nach der Mandschurei. Derselbe hat nach nicht viel über 200jähriger Zusammengehörigkeit der beiden Länder zur Wirkung gehabt, daß die Mandschu als Sondervolk in raschem Verschwinden begriffen sind und die Mandschurei dagegen mit 10—11 Millionen Chinesen erfüllt ist. Das Land, in seiner südlichen Hälfte an Fruchtbarkeit wohl noch den nördlichsten Teilen Chinas zu vergleichen, war an und für sich dünn bevölkert und hatte zudem einen großen Teil seiner Bevölkerung verloren, welche der Sonne der neuen Mandschu-Dynastie in China nachzog, und die Kolonisten durften seitens der Regierung Schutz und Förderung erwarten. Die letztere half der Kolonisation selber durch große Strafkolonien, teils von Verbrechern, teils von politisch Mißliebigen, nach, und besonders die letztern machten bei den massenhaften Verbannungen bald einen bedeutenden Bestandteil der neuen Kolonie aus. Noch jetzt unterscheidet man z. B. leicht die Nachkömmlinge von zahlreichen Leuten aus Jünnan, welche nach dem Scheitern des dortigen Aufstandes gegen die Mandschu unter Kaiser Kanghi verbannt wurden und Land erhielten unter der Belastung, Poststationen zu unterhalten und Pferde für den kaiserlichen Kurierdienst zu liefern. Die heutige Provinz Liaotong, die Südspitze der alten Mandschurei, hat im vorigen Jahrhundert innerhalb 20 Jahren ihre Einwohnerzahl von über 200,000 auf nahezu 700,000 wachsen sehen, und neuerdings wurde dieselbe sogar auf 8—9 Millionen geschätzt. Die Mandschu wurden immer weiter nach Norden

zurückgedrängt, soweit sie nicht Mischungen mit den Kolonisten eingingen. Williamson, der 1865 nach Mukden reiste, berichtet, daß die Mandschu, soweit sie im Lande geblieben sind, so entschieden nach Norden zurückwichen, daß rein mandschurische Orte eine Seltenheit seien; es sei schon selten, daß man Ortschaften mit mehr als einem Zehntel einheimischer Bevölkerung treffe. Auf dasselbe System der Verdrängung durch Übervorteilung wie in der Mongolei scheint ferner die Angabe hinzuweisen, welche wir bei Wenjukow finden, daß trotz einer Bestimmung, welche den Mandschu alle höhern Ämter in ihrem Heimatslande vorbehält, die Chinesen sich in einflußreiche Stellen zu drängen gewußt haben, und daß alle nichtchinesischen Einwohner der Mandschurei im Hasse gegen den demokratischen Chinesen einig seien. Freilich hindert dies nicht, daß die Mandschu-Aristokratie sich erhebliche Vorteile im Grundbesitze und in der Verwaltung gewahrt hat. Noch in neuerer Zeit wurde berichtet, wie die Ausdehnung der von Mandschu steuerfrei besessenen Ländereien, von denen Eingeweihte behaupten, daß sie die Hälfte alles Landes ausmachten, längst den Unwillen der Chinesen erregt, und nicht minder die Willkür der Steuererhebung und im allgemeinen der Verwaltung. Diese Notabeln haben die mandschurische Sprache entweder vergessen, oder doch Chinesisch gelernt, und wenn sie auch unter sich ihre Muttersprache reden, ist es doch allgemein Sitte, daß sie ihre Kinder in die chinesischen Schulen schicken. Letztere sind von den Einwanderern vielfach auf eigne Kosten gegründet worden, und dieselben haben oft aus ihrer Heimat eigens Lehrer berufen, so daß der Stand des Unterrichtes selbst auf dem Lande ein ganz genügender ist. Die Mandschu denken an dergleichen nicht, und sicherlich hat diese Verbreitung der chinesischen Schulen hier so gut wie in den südlichen Grenzdistrikten einen fördernden Einfluß auf das wachsende Übergewicht der chinesischen Bevölkerung geübt. Es ist bezeichnend für alle mandschurischen Städte im Norden von Mukden, daß der ummauerte Teil, d. h. die eigentliche Stadt, mehr ein Kastell, das fast nur von Soldaten und Beamten bewohnt wird, ist, während die sogenannten Vorstädte die aus Holzhütten bestehende Stadt bergen, ein System, welches die Chinesen ebenso in der Mongolei befolgen, nur sind hier alle Häuser der „Stadt" aus Holz. Die „heilige Stadt der Mandschu-Dynastie", Mukden, ist die einzige aus Stein gebaute Stadt der Mandschurei. Die Dörfer der Mandschurei sind durchschnittlich viel kleiner als in China selbst. Der Missionar Williamson, welcher in so vielen von ihnen kampiert hat, berichtet: „Über das ganze Land sind Weiler zerstreut, Keime von Dörfern, die ohne Zweifel einst mit denen von China an Größe wetteifern werden", und Wenjukow sagt, sie würden immer kleiner, je weiter man nach Norden komme: „Die Dörfer am Sungari, Amur und Ussuri zeichnen sich durch ihre geringen Dimensionen aus, indem sie oft aus fünf, drei und sogar nur aus einem Hause bestehen".

In der Freiheit von den Fesseln der patriarchalischen Regierung in der Heimat haben sich in der russisch-chinesischen Grenzzone auf beiden Seiten Völkerverhältnisse ganz eigner Art herausgebildet, die in ostasiatischem Sinne die Unabhängigkeit und Gesetzlosigkeit des Far West Nordamerikas wiederholen. Ja, es hat neuerdings aus den Bearbeitern der ungesetzlichen Goldwäschereien und andern Desperados auf der Grenze sich ein ständiges Räubervölkchen, die Chunchusen, gebildet, das verwegen und vorzüglich bewaffnet ist, und welches mit den ansässigen Chinesen, den sogenannten Mantzen, in einer maffia-artigen Verbindung steht, indem diese die Hehler und Verberger, die Spione, Proviantzuführer und Kaufleute machen oder gar die Chunchusen offen in ihren Räubereien unterstützen. Bis heute ist es den Russen nicht möglich gewesen, diesem Übel an die Wurzel zu kommen, teils, weil es jenseit der Grenze, wo es nicht mit gleicher Energie verfolgt wird, immer wieder Schlupfwinkel und Rekruten findet, teils auch, weil die Russen selbst bisher zu wenig Fühlung mit den Mantzen hatten, deren Zahl sogar ihnen nicht bekannt war.

Die Grenzen der chinesischen Expansion liegen im Norden am Rande der Urwaldwüsteneien, die am untern Ussuri und Songari beginnen und das Amurland ganz bedecken, und am Meere. Wenn sie je in jene düstern Regionen vordrangen, so war es nicht die abenteuerlich anreizende Jagd auf Pelztiere, welche die Russen durch ganz Nordasien geführt hat, sondern ein so jämmerliches Geschäft wie die Wurzelgräberei. Und wo sie am Meere sich ansiedelten, war es die Einsammlung von Holothurien und Algen, welche sie fesselte. Es ist dabei in hohem Grade bezeichnend, daß sie ihre Hand nicht auf Sachalin legten, solange sie den Amur beherrschten. Unmittelbar vor der Amurmündung gelegen, würde Sachalin den Chinesen schon lange ebenso natürlich, gleichsam als ein Zubehör des großen Stromes, zugefallen sein wie jetzt den Russen, wenn ihre Kolonialpolitik so energisch und

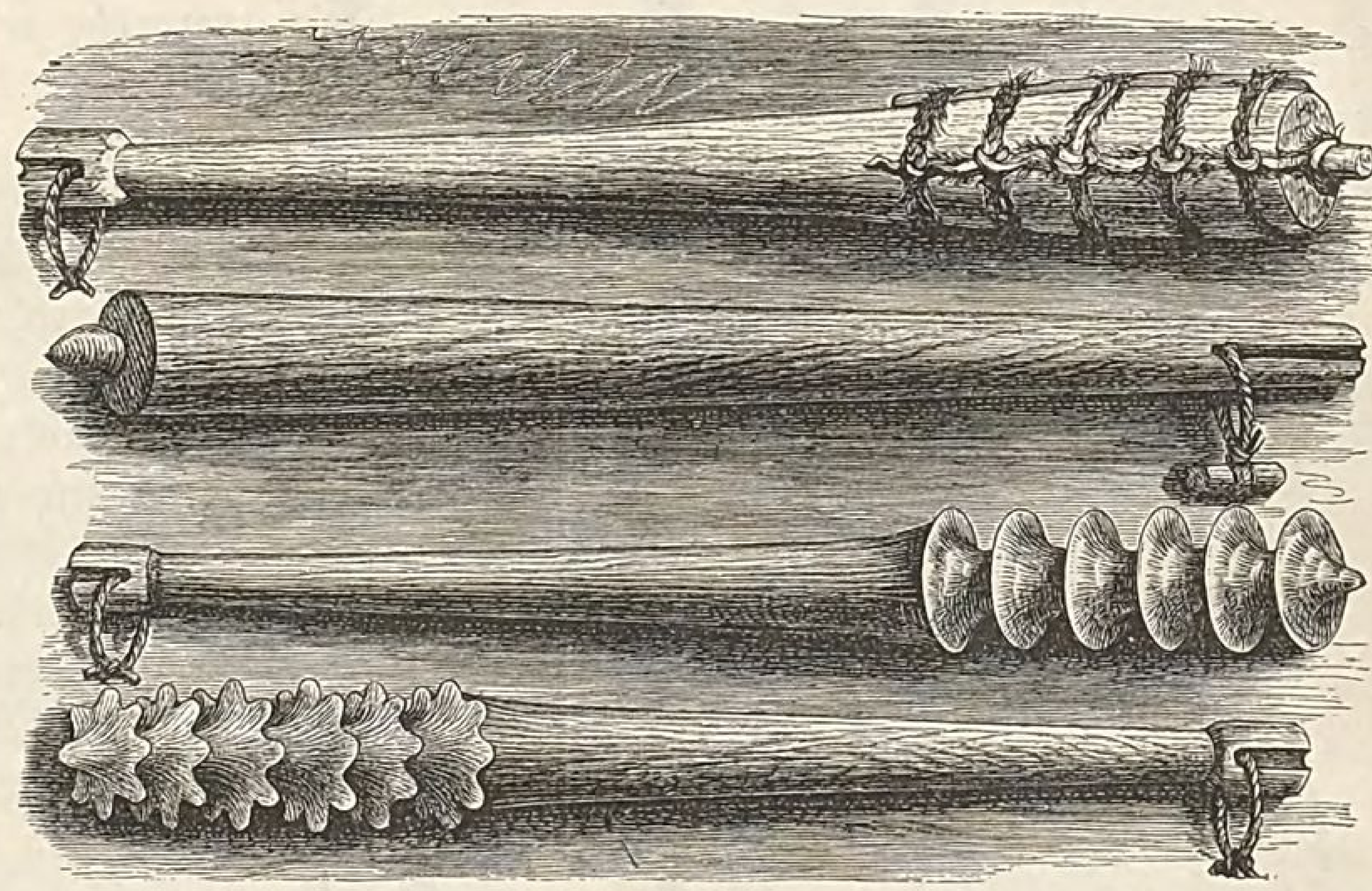


Bogen, Pfeile, Köcher und Jagdmesser der Aino. (Nach v. Siebold.) Vgl. Text, S. 538.

weitblickend wäre, wie sie klug und zäh ist. Sie haben dort noch in nicht gar entlegenen Zeiten in der That eine Oberherrschaft über die Aino von Sachalin geübt und den zeitweise so weit nordwärts reisenden japanischen Kaufleuten und Fischern gegenüber sich als Herren aufgespielt. Doch besaßen sie keine ständige Niederlassung auf der Insel, sondern von ihrer Ansiedelung Deren am rechten Ufer der Amurmündung aus suchten sie die Oberherrschaft über Fischer, Pelzjäger und Renntiernomaden auszuüben, wurden aber darin sehr oft von den Japanern durchkreuzt, welche eine feste Ansiedelung auf dem südlichen Teile der Insel seit langem innehatten.

Wie weit die alten Verbindungen der Japaner nach Norden reichten, ist nicht mehr zu sagen. Thatsache ist, daß man japanische Waren bei den Aino, ihren nördlichen Nachbarn, auf Jeso, Sachalin und den Kurilen fand, als man von europäischer Seite diese Inseln zum erstenmal kennen lernte. Spanberg erzählt von den Aino der Küsteninseln Jesos, die er in 43° 50′ berührte: „Ihr Leib ist über und über behaart. Sie tragen weite Röcke von gestreiften Seidenzeugen, die ihnen bis an die Knöchel gehen, und einige haben in den Ohren silberne Ringe", und Kraschenninikow sagt, er habe aus Paramusir

einen japanischen lackierten Tisch und eine Vase nebst einem Säbel und einem silbernen Ringe erhalten und sie in das kaiserliche Kabinett nach Petersburg geschickt. Wir wissen auch aus japanischen Quellen, daß die Kurilen, von welchen, als sie 1875 an Japan übergingen, nur noch fünf bewohnt waren, früher einen lebhaften Handel mit diesem Lande getrieben hatten. Sie brachten Biber- und Fuchsfelle, Riemen aus Seehundsfell und ganze Seehundsfelle, Federn zu Pfeilen und andres nach Japan, wofür sie verschiedene Manufakturwaren, Seidenzeug, Porzellan- und Eisengeschirre ꝛc. eintauschten. Japan hat, wenn wir seinen für die frühern Jahrhunderte halb mythischen Geschichtschreibern glauben dürfen, die Arbeit der Verdrängung der Aino schon in Nippon begonnen, um sie in Jeso fortzusetzen. Vom 2. bis 11. Jahrhundert nach Christi Geburt sollen die Kämpfe gedauert haben, welche die Aino aus Nordnippon verdrängten. Die Sagen der Aino über ihren Ursprung, wie z. B. Scheube sie mitteilt, gehören aber vollständig in den Kreis weltweit verbreiteter Mythen.



Keulen der Aino. (Nach v. Siebold.)

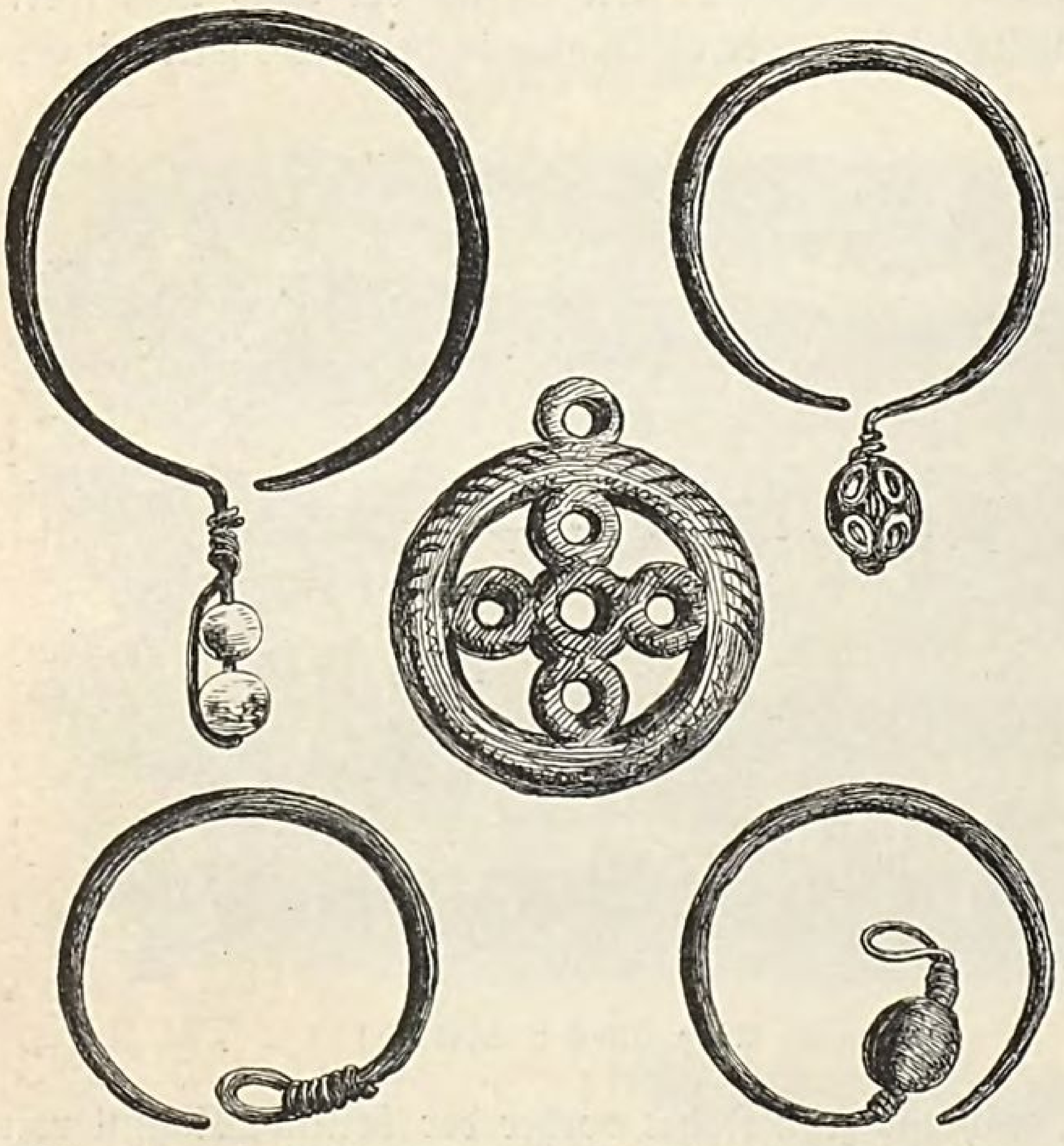
Zu so positiven Leistungen, wie die Chinesen in der Mandschurei sie erzielten, fehlten den Japanern die Menschenmassen und der breite kontinentale Zusammenhang. Auch ist Jeso, das eigentliche Aino-Land der Japaner, durch die klimatischen Verhältnisse zu dichter Bevölkerung nicht geeignet. Die Zahl der Aino von Jeso wurde 1873 amtlich auf 12,000 angegeben, während zehn Jahre vorher der britische Konsul von Hakodate sie auf 200,000 geschätzt hatte. Jedenfalls ist die erste Angabe zu gering, denn der Süden ist nicht dünn bevölkert, aber die Gesamtzahl der Bevölkerung der Insel dürfte über 160,000 sich nicht erheben. Geschichte, Tradition, Dichtung, Malerei, Bildhauerkunst, selbst der Roman sind sich in Japan ganz klar über die der heutigen Bevölkerung vorangegangene. Der starke, muskulöse, haarige Körper des Aino[1], sein langer, tiefschwarzer Bart, sein wildes Haar, seine rohen Sitten sind ein Lieblingsgegenstand der Darstellung. Er steht in der Phantasie der Japaner wie ein letzter Rest aus einem frühern, rohern Zustande der Menschheit. Das Bewußtsein, ganz anders zu sein, läßt diesen Vorfahr mit einem gewissen spielenden Humor betrachten, der von Selbstgefälligkeit nicht frei ist. Außerdem scheint ihre Verbreitung in Nordjapan, wo sie thatsächlich noch in geschichtlicher Zeit zurückgedrängt wurden, anzudeuten, daß sie einst viel weiter nach Süden reichten. Die steinzeitlichen Reste (s. oben, S. 519) geben allerdings dafür keineswegs den gesuchten Beleg, denn sie haben bisher nichts charakteristisch Ainohaftes geboten, sondern könnten ebensogut polynesisch sein,

---

[1] Den Namen Aino deutete Pfizmaier als Bogenmänner, während Satow ihn auf eine Verachtung ausdrückende Korruption von Hund (inu) zurückführt, was aber entschieden nur volksetymologische Bedeutung hat. Bei den Japanern hießen sie früher Ebisu und Emishu, d. h. Barbaren, auch einfach Jeso.

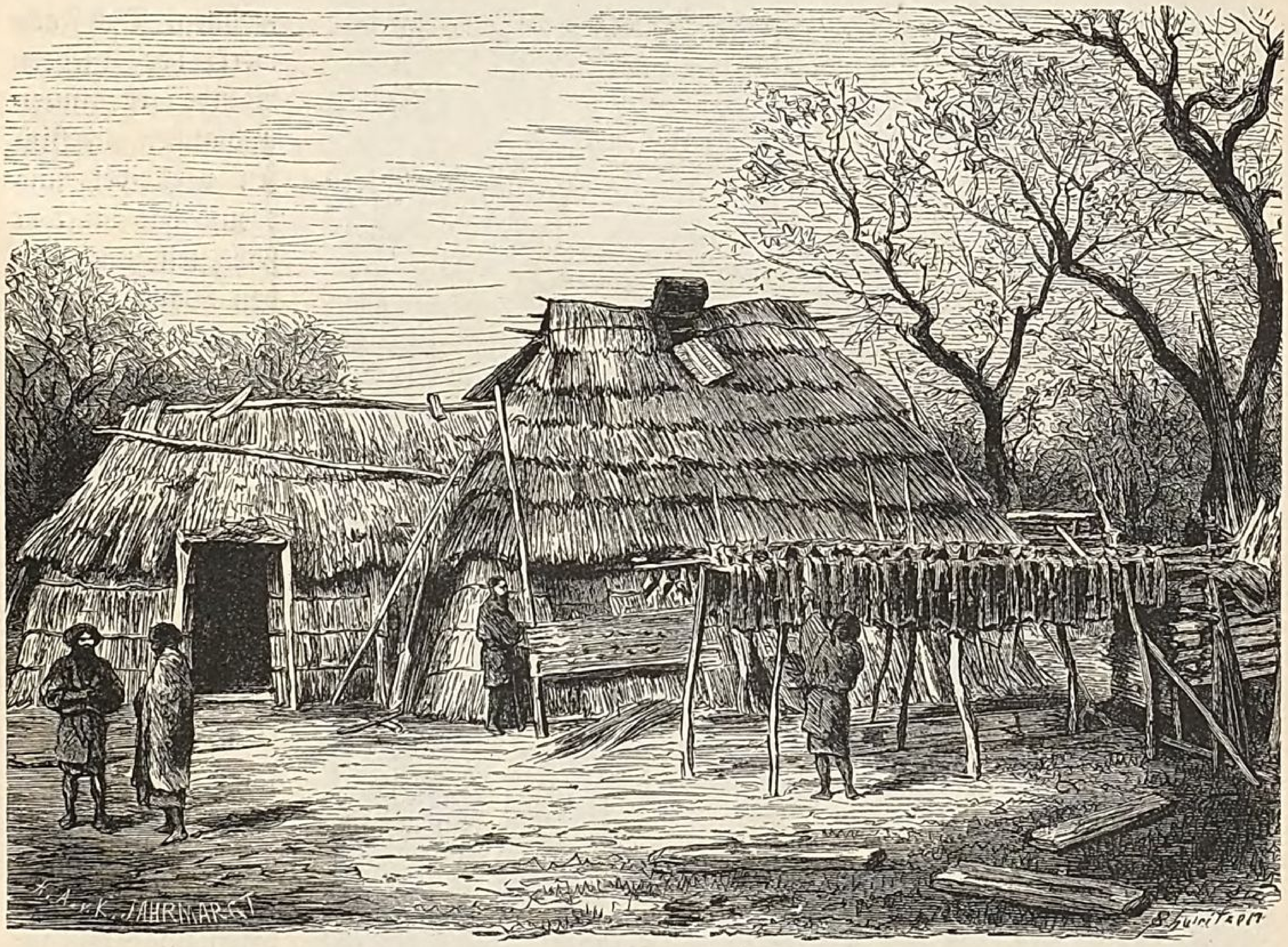
wie man es in Japan selbst schon ausgesprochen hat. Von den Spuren des Ainoblutes im Körperbaue der Japaner wurde früher gesprochen. Die Japaner scheinen geneigt, dessen Bedeutung zu übertreiben.

Ohne Zweifel unterscheiden sich die Aino körperlich von den Japanern, scheinen aber in sich selbst nicht vollkommen einheitlich gestaltet zu sein, wie vor allem die Schädelmessungen zeigen. Als Typen der Aino hat man unterscheiden wollen einen kleiner gewachsenen (bis 1,6 m) brachykephalen, wesentlich mongoloiden, von einem höher gewachsenen (bis 1,72 m) dolichokephalen, nicht prognathen, den kaukasischen Rassenmerkmalen sich nähernden. Mehr und weniger behaarte Individuen traf man bei beiden. Die Körperfarbe ist dieselbe wie bei hellen Japanern. Die Physiognomien sind gemischt, man trifft echt mongolische neben solchen, die so vollkommen kaukasisch sind, daß man die Träger für Europäer halten könnte. Die Körpergröße der Männer beträgt im Mittel 1,5 bis 1,6 m. Die so viel besprochene starke Behaarung ist kein durchgreifendes Rassenmerkmal. Sie ist häufig stärker als bei Europäern, infolgedessen in der Regel viel stärker als bei Japanern, wurde aber gerade deshalb von Japanern und Europäern stark übertrieben. Spanberg, welcher einige Küsteninseln Jesos unter 43° 50′ berührte, nannte sie „über und über behaart“ und spricht von ihrer „haarigen Haut“, durch die sie sich von den Kurileninsulanern unterscheiden sollten. Da man aber im stande ist, Aino-Ähnlichkeiten, außer auf den Kurilen und Sachalin, am untern Amur und auf der Südspitze von Kamtschatka zu verfolgen, wie denn die Spracheübereinstimmung zwischen Jeso und Kurilen schon von ältern Beobachtern hervorgehoben wurde, klingt schon diese Unterscheidung nicht sehr überzeugend. Die hervortretenden Charakterzüge sind Gutmütigkeit und Ehrlichkeit. Es fehlt an Fleiß, nicht aber an geistiger Begabung. Leider ist der Schmutz außerordentlich zu nennen.


Altertümliche Ohrgehänge und Halsschmuck der Japaner. (Aus der Sammlung des Herrn v. Siebold in Wien.) Vgl. Text, S. 537.

Bei den Ainofrauen ist Tättowierung allgemein. Ein häufig vorkommender Querstreif über den Nasenrücken, der die Augenbrauen verbindet, entstellt viele Gesichter. Ausnahmslos sind aber Hände und Arme tättowiert, und zwar wird auf den letztern die Tättowierung jährlich ein Stück weiter geführt, bei den Mädchen bis zur Verheiratung, und derselben ein Zusammenhang mit den religiösen Überlieferungen zugesprochen. Als Tättowierungswerkzeuge dienen japanische Rasiermesser. Männer rasieren von der Zeit der Mannbarkeit an den Vorderkopf, beide Geschlechter tragen Ohrenlocken, schenken aber im übrigen dem Haupthaare nur wenig Aufmerksamkeit. Die japanische Sitte, die Augenbrauen zu rasieren und die Zähne zu schwärzen, kennen die Aino nicht. Weiber tragen Kopfbinden, Männer bei festlichen Gelegenheiten eigentümliche Kronen aus Rinde mit angehängten Schnitzereien, welche Bären- und Eulenköpfe darstellen, Bärenklauen 2c. Große silberne

oder zinnerne Ohrringe, silberne Halsgehänge (s. Abbildung, S. 536) und manchmal auch um den Arm gelötete Messingspangen bilden den Schmuck der Frauen; jedem Kinde wird gleich nach der Geburt ein kleines Silber- oder Zinnornament um den Hals gehängt. Die Kleider bestehen in der warmen Jahreszeit aus selbstgewobenem Ulmenbastzeug, im Winter aus Fellen und setzen sich aus einem langen Rocke, darunter einer Art Jacke, engen Beinkleidern und Schuhen aus Fell oder Lachshaut zusammen. Die Männer sind fast genau wie die Weiber gekleidet, nur gürten sie beim Ausgehen einen Fellriemen um, in welchem sie



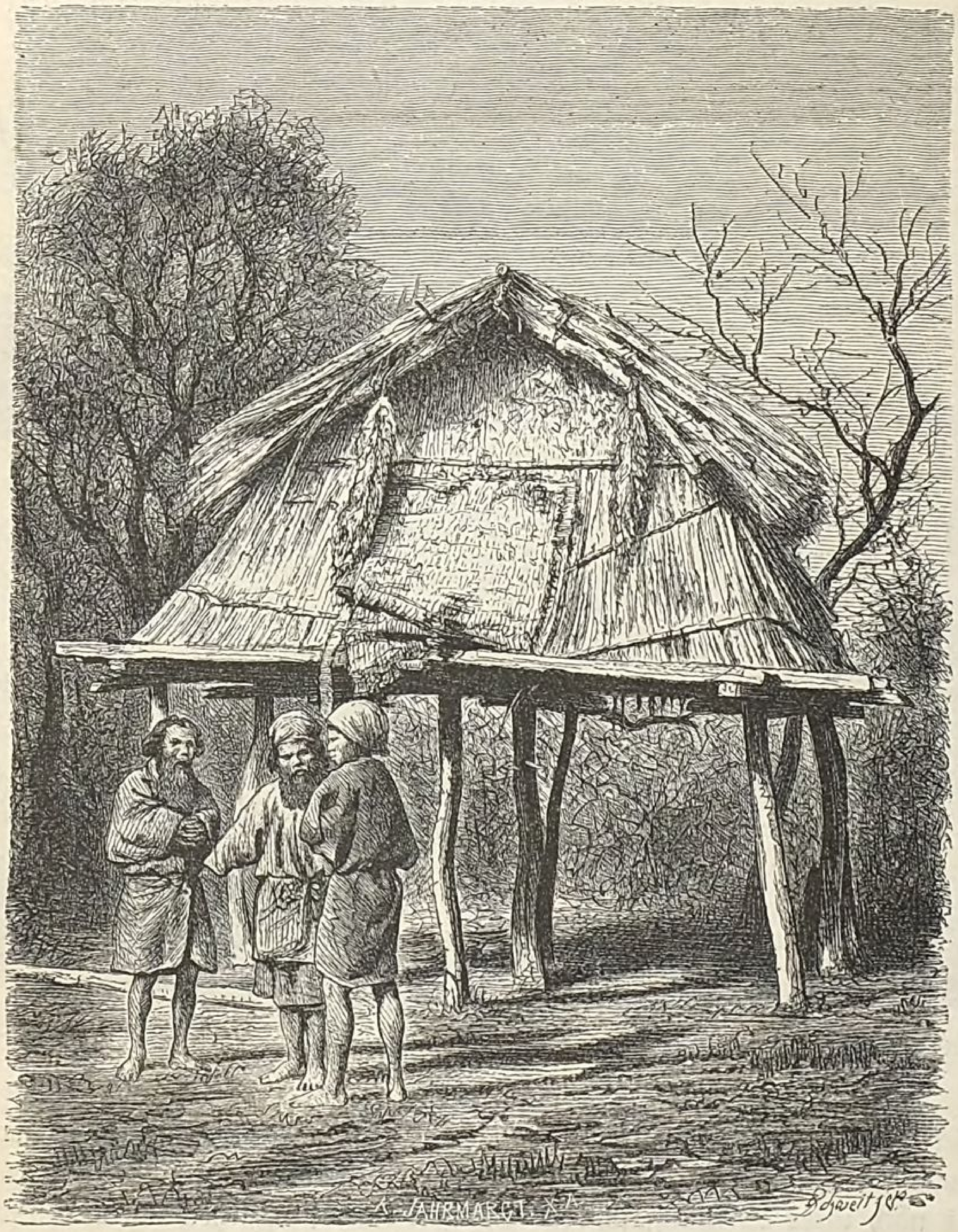
Ainohütte mit Gestellen zum Fischetrocknen. (Nach Photographie im Besitze des Herrn v. Siebold in Wien.) Vgl. Text, S. 538.

unabänderlich ein Dolchmesser mit Holzgriff und in Holzscheide tragen. Während die Kinder in den Hütten ganz nackt gehen, hegen die Erwachsenen große Furcht, vom Himmel nackt gesehen zu werden, was nach ihrer Meinung schwere Strafen nach sich ziehen würde. Die Festgewänder, besonders die der Männer, sind oft in eigentümlicher, sehr wirksamer Weise mit gestickten Mustern verziert, in deren Ausführung die Frauen ebensoviel Geschicklichkeit wie Geschmack beweisen. Zu der Festkleidung der Männer gehört stets ein mit Figuren aus blauem Baumwollenzeug und mit roten und weißen Fäden benähter Schurz von länglicher Form, der am Gürtel befestigt wird. Der Bräutigam schenkt der Braut ein Festgewand und große silberne Ohrringe. Abgelegte japanische Prachtkleider werden mit Vorliebe nach Jeso verkauft.

Die Aino schossen früher vergiftete Pfeile von Taxusbogen und bewehrten mit denselben ihre armbrustähnlichen Pfeilfallen. Die japanische Regierung hat nun diese Verwendung untersagt. Das Gift war von der Wurzel des japanischen Eisenhutes genommen und sollte angeblich einen angeschossenen Bären in 10 Minuten töten. Die Pfeilspitzen bestehen in der Regel aus Bambus, seltener sind sie aus den Messingköpfen japanischer

Tabakspfeifen gehämmert. Die Köcher sind aus Holz gefertigt und mit Rinde überzogen und gleichen Federrohren (s. Abbildung, S. 534). Schwerter, öfter aus Holz als aus Eisen, scheinen aus Japan zu den Aino gebracht worden zu sein.

Die Hütten der Aino (s. Abbildung, S. 537) ähneln den Grashütten der Hawaier mehr als den japanischen. Sie sind in der Regel auf kurze Pfähle gestellt und geräumiger und bequemer als viele Hütten, in denen japanische Bauern wohnen. Das Fachwerk der niedern Wände ist innen und außen mit Binsen verkleidet und ebenso das bis 7 m hohe, steile Dach. An den Wänden befinden sich erhöhte, fellbedeckte Lagerstätten, in der Mitte ein Feuerherd; es fehlt nicht an kleinen Fenstern und einer Thür, welche durch einen dunkeln, bedachten Vorbau ins Freie führt. Die Lampe aus Muschelschale und Baumwollendocht erinnert an die Eskimolampe. Feuer wird mit Stein und Stahl angemacht. Als Zunder dient faules Holz. In der Nähe der Wohnhütte findet sich die Vorratshütte (s. die nebenstehende Abbildung).



Vorratshütte der Aino. (Nach Photographie im Besitze des Herrn v. Siebold in Wien.)

Gerätschaften und Gefäße scheinen meist rohe Nachahmungen japanischer Vorbilder zu sein. Auffallenderweise ist nicht in Jeso, sondern auf der größten der Kurilen, Etorofu, die größte Geschicklichkeit in Schnitzarbeit zu finden. Die starke Einfuhr japanischer Erzeugnisse hat offenbar in Jeso die einheimische Gewerbthätigkeit zurückgedrängt. Töpferei, Metallbereitung, Schmieden sind den Aino unbekannt. Was sie von Metall benutzen, führt Japan ihnen zu. Die Boote der Aino (s. Abbildungen, S. 524 und 525) bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen, auf deren Seiten Bretter aufgesetzt werden, und werden, abweichend von der japanischen Methode, in der Weise fortbewegt, daß jeder Ruderer ein Paar Ruder, aber abwechselnd, in Thätigkeit setzt. Der Anker ist ein mit Steinen beschwerter Holzhaken

(s. Abbildung, S. 526). Zum Fischfange dienen Angeln, Netze, Harpunen mit vergifteten Messingspitzen. Alle Bezeichnungen der Netze und der zu ihrer Herstellung aus Lindenbast dienenden Werkzeuge sind japanisch. Wichtig ist zunächst der Fischfang in den Flüssen, welche im Lachse eine fast unerschöpfliche Nahrungsquelle besitzen, und an den Küsten, wo der Reichtum ein so großer ist, daß in der günstigen Zeit eine wahre Völkerwanderung von der Hauptinsel Japans sich nach Jeso ergießt, um mit Fischfang und -Zubereitung und Thrankochen gewinnreiche Wochen zuzubringen. Eine Masse der Fische von der Küste Jesos geht nach China, und der Handel Hakodates ist wesentlich durch die Blüte dieses Gewerbes bedingt. Ebenso wie Jeso, sind auch Sachalin und die Kurilen-Inseln für Japan besonders wichtig als Fischereigebiete, woher eine Masse der getrockneten und gesalzenen Fische kommt, die für die Nahrung des japanischen Volkes so wichtig sind. Die Jagd ist für die nördlichen Aino und diejenigen des Gebirges die Nahrungsquelle, und ihr dient auch das einzige Haustier, welches sie besitzen: der große gelbzottige Hund. Die Hunde der Insel-Aino, deren Größe die Japaner rühmen, sollen nahe Verwandte derjenigen sein, welche die Schlitten der Aino am untern Amur ziehen. Sie werden zur Jagd und beim Fischfange auf Flößen verwendet. Man findet, wohl aus Japan eingeführt, Katzen, Hühner und Enten.

Auf Jeso ist Ackerbau noch möglich, aber mit Ausnahme der weiten Ebene von Satsuporo finden sich angebaute Landstrecken nur an der Küste vor, und zwar auch hier nur in einigen Teilen und stets unterbrochen durch sumpfige Waldstriche und ausgedehnte Grasflächen. Das waldreiche, gebirgige Innere sendet der Küste eine große Anzahl schnell fließender, häufige Überschwemmungen verursachender Flüsse zu, deren bedeutendster der durch seinen Reichtum an Lachsen berühmte Ischkari ist. Die dichten, durch reichliches Unterholz und Schlingwerk verflochtenen Urwälder sind sehr schwer zu lichten. Die Gegenstände des Anbaues sind hauptsächlich Hirse und Tabak und auch etwas Bohnen, Gurken, Kürbisse und Rüben. Das Ackergerät ist sehr einfach, der grabscheitartige Pflug aus Holz verdient kaum seinen Namen. Die Hirse spielt in der Nahrung der Aino eine annähernd so große Rolle wie der Reis in der der Japaner; dreimal des Tages wird dieselbe, entweder ebenso zubereitet wie der japanische Reis oder zu einem Brei weich gekocht, gegessen. Dazu genießen aber die Aino außer Gemüsen Fleisch und Fische in größern Quantitäten als die Japaner. Auch ein eßbares Seegras wird unter ihren Leckerbissen genannt, ferner Pilze. Ihren Tribut an Japan zahlten sie früher in Fellen und Fischen. Auch wird mit großer Vorliebe eine fette Thonerde gegessen, die mit den Zwiebeln einer wilden Lilie gewürzt wird. Ein Thal im nördlichen Teile der Insel, wo dieser Thon in großer Menge vorkommt, wird von den Eingebornen Tsietoinai, d. h. Eßerde-Thal, genannt.

Das Weib steht bei den Aino in größerm Ansehen als bei den Japanern und Chinesen. Es wird insofern gekauft, als ein Geschenk japanischer Kostbarkeiten den Heiratsvertrag besiegelt. Kein Mann darf sich vor dem 21. Jahre verehelichen, und immer muß er die Erlaubnis des Häuptlinges besitzen. Polygamie soll nur den Häuptlingen gestattet sein. Das Recht der Erstgeburt ist unbekannt. Erbsohn ist der, den der Vater dazu wählt. Auch die Häuptlingswürde ist nicht in der Regel erblich. Gastfreiheit und Höflichkeit verschönen und erleichtern das gesellige Leben, das in zahlreichen von Sake- (Reisbranntwein-) Gelagen gekrönten Festen der Dorfgenossen gipfelt. Von einem eigentlichen Staatswesen scheint nicht die Rede gewesen zu sein, ehe Japan hier Vasallen und später Statthalter schuf. Eine Tradition der Aino, daß sie früher eine Schrift besessen hätten, bezieht sich wohl auf chinesische Schriftzeichen, die sie einst fester innegehabt haben mögen als später, wo sie den Japanern vollkommen schriftlos entgegentraten.

27. Ostasiaten.

„Kein umsichtiges, sich leicht orientierendes, nach allen Richtungen mit derselben Konsequenz vorgehendes, neuschaffendes, sondern ein in seinen Ideen sich konzentrierendes Volk.“ Syrski.

Inhalt: Körperliches Wesen, Geist und Charakteranlagen. — Die angebliche Einheitlichkeit des chinesischen Volkes. — Nord- und Südchinesen. — Punti, Hakka und Hoklo in Kuangtung. — Die Japaner: feiner und derber Typus. — Aino- und malayische Elemente. — Koreaner. — Hinterindier. — Mongolische, indische, malayische Elemente. — Die sogenannten Wilden Hinterindiens. — Zuwanderungen vom Norden herab und an die Küste.

Die drei ostasiatischen Länder China, Korea und Japan werden auf ethnographischen Karten in der Regel mit derselben Farbe bedeckt, welche den Mongolen Zentralasiens gebührt, und man rechnet ihre Völker demgemäß kurzweg der mongolischen Rasse zu. Dem oberflächlichen Blicke rechtfertigt sich eine solche Zusammenfassung schon durch das augenscheinliche Übergewicht, welches auf dem Kontinente überhaupt den Völkern dieser Rasse zukommt. Es scheint nur natürlich, daß sie vermöge desselben sich bis an die ozeanischen Ränder des Erdteiles gerade in der Richtung ausgedehnt haben, welche von ihren Wohnsitzen ihnen angewiesen ist. Außerdem lehrt die Geschichte Einbrüche der innerasiatischen Nomaden in das chinesische Tiefland, welche erst am Meere Halt machten und bis Hinterindien, Formosa und Japan ihre Wellen warfen. Es kann jedoch einem aufmerksamen Betrachter nicht entgehen, daß die Anwesenheit eines so schiffahrtskundigen Volkes wie der Malayen gegenüber der südostasiatischen Küste ohne Expansion nach Norden hin die Küste entlang nicht denkbar ist. Überall geht dem Drängen der Völker aus dem Innern der Länder nach dem Meere die litorale Ausbreitung von nahen Inseln oder Küstenstrichen parallel. Wir werden also die Möglichkeit einer doppelten Quelle der Bevölkerungen dieser Gebiete aus anthropogeographischen Gründen im folgenden zu erwägen haben.

Andre Rassenelemente als mongolische sind im weiten Bezirke des chinesischen Reiches bisher nicht nachgewiesen, aber auch kaum gesucht worden; allein auf diesem großen Raume sind dennoch Unterschiede von nicht geringer Größe allein schon aus klimatischen und sozialen Gründen zu konstatieren. Jedenfalls ist es nicht zulässig, diese mehrere hundert Millionen Menschen als eine ganz einförmige Masse aufzufassen, wie der oberflächliche Eindruck nahezulegen scheint, welchen die immer wiederkehrenden schiefen Augen, breiten Gesichter und straffen, schwarzen Haare, die runden Köpfe und die durchschnittlich mittelmäßige Körpergröße auf ungewohnte Beobachter hervorbringen, welche übersehen, daß die Einheit der Chinesen in erster Linie kulturlicher, staatlicher, in Summa geistiger Natur ist. Aber schon die Hautfarbe wechselt von einer Zone zur andern. Im nördlichen China sind die Kinder rotbäckig, auch selbst Greise grinsen noch mit rötlichen Gesichtern, während im Süden das ursprüngliche Weizengelb der mongolischen Haut ins Braune sticht, was aber freilich noch lange nicht das Recht gibt, von „schwarzen Chinesen“ zu sprechen. Im Süden ist auch die Rasse im ganzen kleiner von Wuchs als im Norden, wo einzelne Riesen vorkommen und die Bevölkerung im ganzen eine größere Zahl höher gewachsener Menschen umschließt. Hagen reiht nach 1000 Messungen die Südchinesen mit 1622 mm unter die mittelgroßen Völker. Kein von ihm gemessener Mann erreichte voll 1800 mm. Es ist wohl diesen beiden Eigenschaften des höhern Wuchses und der hellern und rötlichern Hautfarbe zuzuschreiben, wenn erfahrungsgemäß in Nordchina ein Reisender, als Chinese gekleidet, viel eher unentdeckt durchkommt als in Südchina. Die Züge der Nordchinesen sind indessen den europäischen vielfach auch in derselben Richtung verwandter als diejenigen der Japaner und

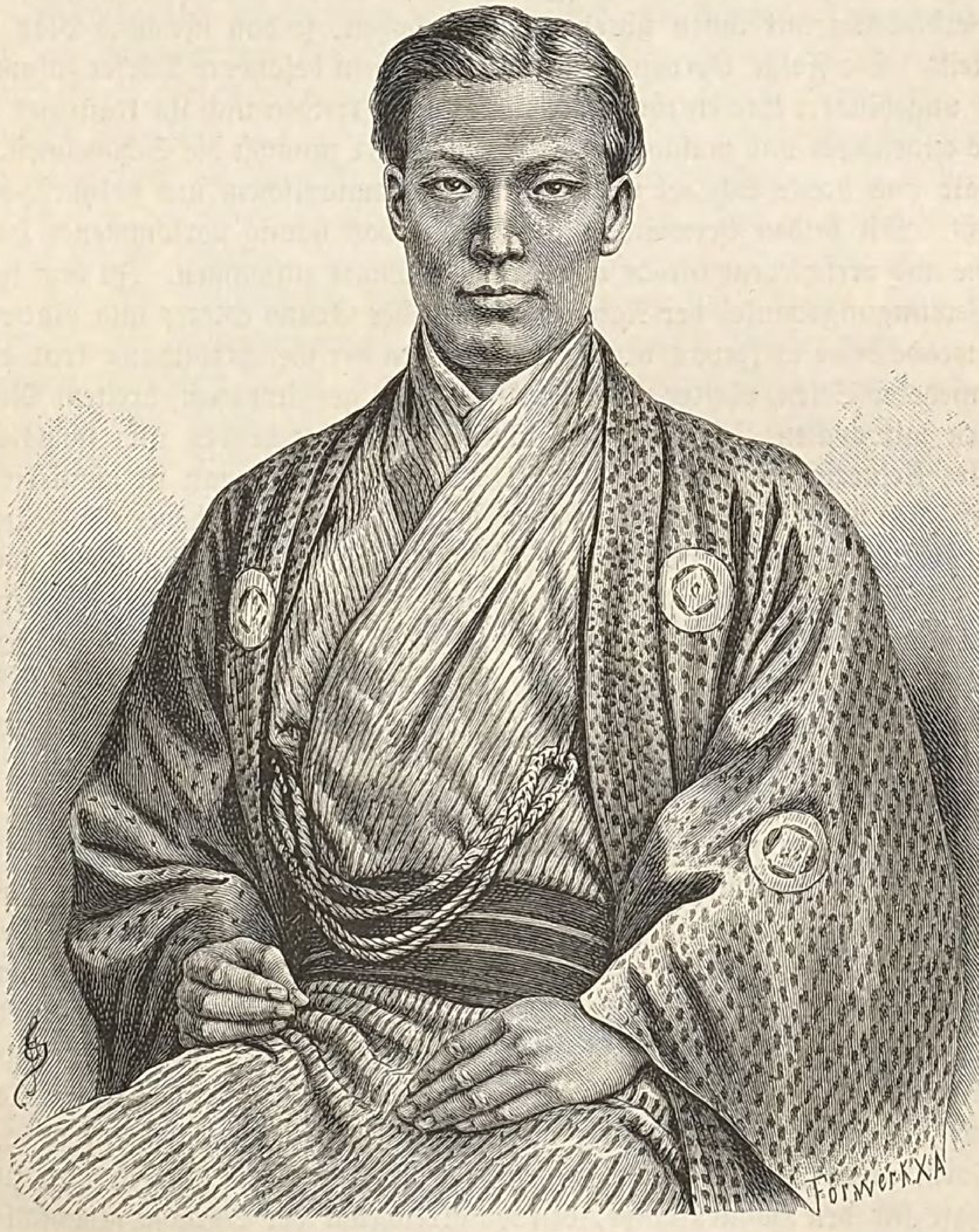
Koreaner. Dagegen würde wohl ein Siamese oder Anamit schwerer unter Süd- als Nordchinesen herauszufinden sein, denn im allgemeinen sind jene den Hinterindiern ähnlicher als diese. Man muß neben den klimatischen Gründen auch die sozialen in Erwägung ziehen. Auch China hat, wiewohl weniger ausgesprochen als Japan, seinen aristokratischen Typus mit Bogennase, schmalen Augen, dünnem Munde, den übrigens der feinste Japaner durch noch längeres Gesicht und schiefere Augen übertrifft; und die niedrige, hart arbeitende Bevölkerung zeigt flachere, niedrige Züge, die an Hunnen, aber auch an Malayen erinnern. Französische Forscher haben den „type sinique“: gelbe Farbe, stark geschlitzte Augen, ovales Gesicht, breite Backenknochen, breite Nase, von dem „type mongolique“: breites, plattes Gesicht, geschlitzte Augen, große Nasenlöcher, ziemlich großer Wuchs, schwerfälliger Gang, rauhes, dickes Haar, unterscheiden wollen. Es liegt hier aber höchstens ein Unterschied der Kulturstellung und ihrer Rückwirkungen auf den Körperbau vor. Der ganze Unterschied kommt zuletzt auf das metzgermäßige Aussehen des rotgesichtigen, abgehärteten Mongolen im Vergleiche zu dem verhockten, durch industrielle Arbeit und Opium geschwächten und unter bestimmtem Gesichtspunkte verfeinerten Chinesen hinaus. Vielleicht wird es mit der Zeit einmal möglich sein, einige wichtigere Bestandteile des chinesischen Volkes auszusondern, und es erscheint jedenfalls geboten, bei der Beurteilung der Gesamtheit mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Einstweilen kann man auf bestehende Sonderungen aufmerksam machen, denen vielleicht nur geschichtliche und wirtschaftliche Thatsachen zu Grunde liegen, die aber auch körperliche Verschiedenheiten decken könnten. In der einzigen Provinz Kuangtung leben drei sich möglichst gesondert voneinander haltende Volksstämme, die Punti (Einheimische), Hakka (Eingewanderte) und Hoklo, deren Sprachen, als Dialekte der chinesischen, sich etwa zu einander so verhalten wie das Deutsche, Holländische und Dänische. Die Punti herrschen, 21 Millionen an Zahl, in allen Ämtern, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft. Ihre Dörfer verraten mehr Wohlstand als die der Hakka und Hoklo. Ihre Weiber haben meist verkrüppelte Füße, während die der beiden andern Stämme sie natürlich wachsen lassen. Auch ihre Felder sind meist fruchtbarer und in der Ebene gelegen, die der Hakka meist auf Hügeln und an Berghängen. Die Hakka, etwa 4 Millionen zählend, sollen von Norden her unter die Punti eingewandert sein und haben daher als Spätergekommene keine günstige Lage. Doch sind sie die Kräftigern, Energischern, die auch in den Kolonien sich mehr geltend machen als andre, z. B. in Formosa, wo sie nach Hughes am weitesten in das Gebiet der Bergstämme vorgedrungen sind, auch am häufigsten Formosanerinnen zu Frauen nehmen. Sie mieten gewöhnlich von den erstern die Felder, haben sie aber größere Dörfer durch ihre Ansammlung gebildet, so machen sie sich durch Weigerung der Zinszahlung mit bewaffneter Hand zu Eigentümern des Bodens. Ein großer Teil der Hakka wandert im Lande umher und vermietet sich als Arbeiter aller Art. Unter diesen machen die christlichen Missionare die zahlreichsten Proselyten. Erst waren die arbeitsamen Ankömmlinge den reichen Landeigentümern der Süd- und Westdistrikte von Kuangtung willkommen, aber mit der Zeit entstand ein Haß, der auf dem Festlande in den letzten Jahrzehnten zu blutigen Aufständen und in Hongkong zu beständigen Reibungen führte. Anfang der sechziger Jahre okkupierten Hakka-Banden, welche, gezwungen durch Punti, aus ihren Dörfern ausgezogen waren, drei Striche zwischen dem Westflusse Kuangtungs und dem Meere und wußten sich in ungünstiger Lage mitten zwischen feindlichen Eingebornen, deren diese Provinz immer noch eine erhebliche Zahl aufweist, zu behaupten: ein interessanter Beweis, durch welche sehr verschiedenen Mittel die Ausbreitung des chinesischen Elementes in China selbst, die Mischung oder Durcheinanderrüttelung der Bevölkerungselemente gefördert wird, die allerdings nicht, wie man meint, zu absoluter Einförmigkeit führt. Denn obwohl die genannten Volksstämme meist untereinander wohnen, so vermischen sie sich doch nicht und haben sowohl

ihre eignen Sprachen als auch andre Eigentümlichkeiten beibehalten. So gibt es eigne Punti-, Hakka- und Hoklo-Pflüge, besondere Punti- und Hoklo-Hauen und dergleichen. Als drittes Element in der Bevölkerung von Kuangtung haben wir die Hoklo genannt, die, etwa 3 Millionen zählend, aus der Provinz Fukian eingewandert sind, meist an den Küsten leben und sich mit Fischerei und Landwirtschaft beschäftigen. Sie sind die dunkelsten, kräftigst gewachsenen der Südchinesen. Ihnen scheinen jene nach den chinesischen Überlieferungen ca. 40,000 Seelen zählenden Tanka nahezustehen, welche im Kantonflusse auf Booten und Pfahlbauten wohnen, angeblich Reste von Ureinwohnern, welche hier vor den aus Norden vordringenden Chinesen Schutz suchten und erst später wieder mit dem Lande in Verbindung traten. Die Männer sind Fährleute, Werftarbeiter und dergleichen, die Frauen führen Gondeln. Nach Nacken sind ihre Züge gröber, ihre Gesichtsfarbe dunkler und ihre Statur gedrungener als bei den südchinesischen Nachbarn.

Auch in den chinesischen Kolonien tritt die Zerklüftung hervor, welche diese riesige Volksmasse in Gruppen zerteilt, deren Unterschied allerdings oft nur die geschärfte Beobachtung festzuhalten vermag. In Singapur stehen die Fukianchinesen am höchsten in Achtung, da sie die besten und anständigsten Kaufleute abgeben. Die von Kanton werden ihnen am nächsten geachtet. Die von Macao stehen schon viel tiefer, am wenigsten wünscht aber die Kolonie die just am massenhaftesten zuwandernden Küstenbewohner von Kuangtung, die schon Crawfurd als „Aya" unterscheiden hörte, und welche offenbar die Hakka Späterer sind. Sie sind kräftig, aber zuchtlos, eine rohe, gewaltthätige Plebs. Ganz zuletzt kommen die chinesischen Kreolen, d. h. Mischlinge mit Malayen. Dieselben sprechen malayisch und in der Regel chinesisch, lernen auch eher Englisch als die reinen Chinesen. Sie sind nicht als so fleißig geschätzt wie die übrigen, sind aber wegen ihrer Sprachkenntnisse meist Makler, Dolmetschen und dergleichen.

Im allgemeinen sind die Japaner von hellerer Hautfarbe als andre Ostasiaten, nicht selten sogar von jenem durchscheinenden Inkarnat, das gewöhnlich als Privileg der Weißen angenommen wird. Bastian schrieb beim Eintritte in japanisches Gebiet: „Der in Japan landende Reisende wird von dem weißen Teint überrascht, den er antrifft, und der ebensosehr von der bleichen Farbe des Chinesen wie von der gebräunten des Malayen oder Indiers absticht. Besonders die Haut der Frauen hat die durchsichtige Weiße, die wir bei den unsern gewohnt sind, und die in den roten Backen das Blut durchschimmern läßt." Dieser Beschreibung entsprechen aber nicht alle Japaner. In den niedern Klassen wiegen, und zwar besonders in den nördlichen Teilen des Archipels, dunklere Färbungen, die oft an die malayischen anklingen, vor, und es geht mit derselben derberer, grobknochiger Bau Hand in Hand. Der Japaner sieht jedoch in dieser Bildung nicht das Ideal seiner Rasse, welcher er helle Haut, dunkles, aber glattes Haar, schmächtigen Wuchs zuschreibt. Bei stärkern Abweichungen fällt sein Verdacht auf fremde Beimischung. So wird schon das gekräuselte, ja selbst das wellige Haar bei den Japanern als gemein angesehen. Es ist ein Zeichen von Mischung mit Ainoblut. Aber auch dem fremden Beobachter wird häufig die japanische Bevölkerung nicht denselben Eindruck der Einheitlichkeit gewähren wie ein gleich großer Teil etwa der chinesischen. Kaum ist in der That der Begriff Mischvolk auf eine Nation häufiger und entschiedener angewendet worden. Man ist darin sehr weit gegangen. So nimmt Bordier nicht weniger als sechs Beimischungen in Anspruch und zwar folgende: Aino; Jeta, von welchen er glaubt, daß sie, ähnlich wie die Zigeuner, aus Indien gekommen seien; schwarze Brachykephalen der Philippinen (Negrito); festländische Mongolen; Koreaner; endlich „und vor allem" Malayen. Für den mulattenhaften Zug, der in manchen Japanern hervortritt, erzählt derselbe Anthropolog einen interessanten Beleg. Broca beobachtete unter seinen Studenten einen kleinen gelben, dunkelhaarigen Mann, der

sehr fleißig und still war. Er fragte ihn: „Sind Sie nicht ein Japaner?“ — „Nein, ich bin aus Brasilien, aber oftmals schon bin ich in Paris für einen Japaner genommen worden.“ Man muß indessen die sozialen Unterschiede, die immer etwas zur Differenzierung auch der körperlichen Merkmale beitragen, in einem seit langem streng gegliederten Volke nicht übersehen. In den höhern Klassen ist der Wuchs mehr fein und schmächtig als derb, doch gilt dies keineswegs allgemein, und die schmalen, mädchenhaften Gestalten mit ein-



Ein japanischer Gelehrter, Begleiter des Obersten v. Siebold. (Nach Photographie im ethnographischen Museum, München.) Vgl. Text, S. 544.

gebogenen Knieen und gebeugter Haltung, die man in Europa als Repräsentanten des japanischen Volkes ansieht, dürfen darüber nicht täuschen, daß in den mittlern und niedern Klassen ein muskulöser, eher derber Bau vorwiegt, den der im ganzen nicht starke Fettansatz eher noch hervorhebt.

Zweifelhaft ist es, ob in der zigeuner- oder achdamartig (s. oben, S. 153) lebenden niedersten Volksklasse Japans Andeutungen einer anders gestalteten Vergangenheit vorliegen. Es besteht auch hier eine Volksklasse, die, gleichwie solches bei den außerhalb der Kasten lebenden Parias des brahmanischen Indien oder Südarabien der Fall ist, von aller Gemeinschaft mit der übrigen Bevölkerung ausgeschlossen, für erblich unrein gehalten wird.

Diese Klasse bilden die Jeta oder Jetori. Sie sind gleich jenen ihren Schicksalsgenossen zu entehrenden Beschäftigungen gezwungen, die, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbend, nun auch schon innig mit ihrer Stellung verflochten sind und dieselbe mit daniederhalten. Sie sind es nämlich, welche Haustiere schlachten oder gefallene Tiere schinden. Sie sind nach den Grundsätzen des Kamidienstes unrein und wurden, als der Mikado Tenmu (672 bis 688 unsrer Zeitrechnung) auf Einfluß der Buddhisten den Genuß des Fleisches der Haustiere verbot, nicht allein von den geweihten Orten der Kami ausgeschlossen, sondern auch jede Verbindung mit ihnen überhaupt aufgehoben, so daß niemand Platz und Feuer mit ihnen teilt. Die Folge hiervon war, daß sie sich in besondere Dörfer zusammenzogen, wo sie nun ungehindert ihre entehrende Beschäftigung treiben und ihr trauriges Los teilen.

Auf die chinesischen und malayischen Elemente führt zunächst die Schädelmessung zurück, welche schmale und breite Schädel von chinesischem, malayischem und polynesischem Typus erkennen läßt. Mit beiden Verwandtschaften gehen das häufig vorkommende Hervortreten der Jochbeine und verschiedene Grade von Prognathismus zusammen. In dem spitzern oder stumpfern Vereinigungswinkel der Nasenbeine liegt der Grund edlerer und platterer Nasenbildungen, welche beide in Japan vertreten sind. In der Gesichtsbildung tritt ein roherer Typus mit niederer Stirn, platter, breitflügeliger Nase, großlippigem, breitem Munde neben einem feinern mit ovalem Umrisse des Gesichtes, schräger stehenden und schmälern Augen, feinerer Nase, kleinerm Munde auf. Es ist der letztere, den man in manierierter Übertreibung auf allen Bildern findet, welche japanische Damen der höhern Gesellschaftskreise darstellen, während wir dem erstern in den Bildern aus niedern Sphären, aber auch in den Darstellungen großer Krieger begegnen. Wo der feinere Typus bei Männern auftritt, erscheint er leicht mit einem mädchenhaften Zuge. Und ihm vor allem ist jener feine geistige Ausdruck eigen, welcher, mit großer Beweglichkeit gepaart, die japanischen Physiognomien so oft auszeichnet (s. das Porträt, S. 543). Für indirekte malayische Beziehung ist auch die interessante Bemerkung von Baelz zu verwerten, daß Photographien von Anamiten regelmäßig seitens der Japaner für die ihrer Landsleute erklärt wurden.

Die malayischen Anklänge auf dem ethnographischen Gebiete liegen vor allem im Hausbaue, der bei den Japanern ebenso wie bei den Malayen und Polynesiern den Grundgedanken des Pfahlbaues aufweist. Auch auf die ganz eigentümliche Anlage der Abtritte, die in Brückenform über einem Flusse gebaut und deshalb Flußhäuser genannt werden, kann als eine japanische und malayische Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht werden. Rein fand das Lome-lome der Hawaier, die Knetkur, ganz gleich dem Amma der Japaner, nur daß sie dort von Mädchen, hier von Greisen ausgeführt wird. Dem Hula-Hula derselben Polynesier steht ihm zufolge das Odori, das man einst in Nagasaki sehen konnte, in seiner obscönern Form nicht nach. Maget hat auch die Liebe zu den Waffen und zum Luxus, die Leidenschaft für den Hahnenkampf, den Vokalreichtum der Sprache gleichfalls als malayisches Erbteil in Anspruch genommen. Schön gearbeiteten Pfeilspitzen aus verschiedenen Steinarten, besonders aus Obsidian, welche man in Japan findet, ist polynesischer Ursprung zugeschrieben worden.

Auf diese Thatsachen gründet sich die Annahme der starken Vertretung malayischer Elemente im japanischen Volke, und sicherlich hat diese Annahme einen berechtigten Kern. Man muß allerdings nicht für dieselbe sofort die transportierende Kraft des Kurosiwo, des Schwarzen Stromes, ins Gefecht führen, denn wenn die Malayen als Seeleute ohne helfende Strömung bis Hawai kamen, brauchten sie auch nicht vom Kurosiwo wider Willen nach Japan verschlagen zu werden. Ebensowenig ist es berechtigt, den nichtmalayischen Charakter der Liukiu-Insulaner gegen diese Annahme zu verwerten, denn diese Inselkette zwischen Kiusiu und Formosa ist erst im 17. Jahrhundert einer chinesischen Überschwemmung ausgesetzt

gewesen, welche den Charakter, das Wesen ihrer Bevölkerung tief verändern mußte. Die Möglichkeit, daß Malayen, die die seetüchtigsten Völker des Stillen Ozeanes unter sich zählen, an Japans Gestade kamen, erhebt sich zur Wahrscheinlichkeit, wenn man die weite Verbreitung von Teilen dieser Völker zwischen Madagaskar und der Osterinsel erwägt. Und daß auf diesen Inseln sie einen Einfluß auf das Wesen der Gesamtbevölkerung üben konnten, den sie nicht am gegenüberliegenden Kontinente erlangten, wo sie in den Fluten der immer wieder von Westen herabsteigenden und im fruchtbaren Tieflande sich rasch vervielfältigenden Binnenvölker untergingen, ist begreiflich. Deswegen ist man aber doch nicht verpflichtet, der weitgehenden Ansicht beizutreten, daß in Japan ein ursprüngliches Aino-Element von einem malayischen teils verdrängt, teils verändert worden sei, und daß wir in den heutigen Japanern nur das Produkt des hieraus sich ergebenden Mischungsprozesses sehen. Um so weniger, solange diese Ansicht sich keine stärkern Stützen auf anthropologischem Gebiete zu schaffen vermocht hat als die eben bezeichneten. Daß auch Gründe der geographischen Lage für sie sprechen, soll nicht verschwiegen sein. Drei Momente: ein Meeresstrom, der, von den Philippinen ausgehend, Kiusiu, Sikok, Nippon, Jeso berührt, der Südwestmonsun, die Inselkette Luzon, Babujanes, Formosa, Mjakoschima, Liukiu, könnten die Wanderung erleichtert haben, deren Resultat in einigen Geistern als ein malayisches Reich von Japan bis Madagaskar dasteht, dessen Herren sich dann mit Recht den Titel „Fürst der Meere und Winde im Osten und Westen" hätten beilegen dürfen. Sehen wir von dieser letztern Spekulation ab, so ist es bekannt, daß unfreiwillige Landungen fremder Schiffe an den japanischen Küsten häufig vorkommen. Kämpfer zählt eine ganze Reihe derselben auf, die der Mehrzahl nach malayischen Ursprunges sein dürften. Zu seiner Zeit bestand in Nagasaki gar eine besondere Behörde für Empfang und Überwachung solcher fremden Schiffbrüchigen.

Auch die Koreaner gehören nach ihren Körpermerkmalen den verschiedenen Gruppen an, in welche in China und Japan der sogenannte mongolische Typus zerfällt. Das feine, im ganzen wohlgebaute Chinesengesicht mit konvexer Nase und schiefen Augen stand, wie Baelz bezeugt, selbst unter den durchaus den besten Klassen Koreas angehörigen und bis in die Königsfamilie hinaufragenden koreanischen Gesandtschaften, die in Tokio weilten, neben der Hunnenphysiognomie und dem Malayengesichte. Den kaukasischen Typus will der eben genannte Forscher nicht gesehen haben, wohl aber bestätigt er die von Japanern öfters geäußerte Behauptung, daß die Liukiu-Insulaner auffallend koreanerähnlich seien. Diese Ähnlichkeit, die auch Rein hervorhebt, ist um so auffallender, wenn man an die zweifellos starke chinesische Beimischung denkt, welche die Geschichte dieser Inseln notwendig voraussetzen läßt. Baelz will unter mehr als hundert Liukiu-Insulanern immer nur Einen Typus (bräunliche oder dunkelgelbe Färbung, langes Gesicht, dicke, lange, meist etwas konvexe Nase, stärkerer Bartwuchs als bei Japanern) gesehen haben, und dieser ist von dem bessern Typus der Chinesen nicht sehr weit abliegend. Oberst Siebold wiederholt die japanischen Urteile, indem er sagt, die Koreaner seien weder den Japanern noch Chinesen besonders ähnlich, außer in dem allgemeinen turanischen Charakter, den sie mit ihnen teilten. Die bei den Chinesen so weit zurücktretende, bei den Japanern mehr entwickelte Gemütssphäre scheint bei den Koreanern noch stärker als bei diesen ausgeprägt zu sein.

Das Urteil der Europäer über China und Japan hat die Entwickelungsstadien durchmachen müssen, welche dem Verlaufe unsrer Bekanntschaft mit Land und Volk entsprechen. Unsre ersten Gewährsmänner, die Jesuiten und die wenigen andern Reisenden, denen vom 17. Jahrhundert an gestattet war, diese Länder auf einigen Strecken ihrer Peripherie zu betreten, konnten nicht anders, als übertriebene Vorstellungen besonders von dem großen

Reiche wecken, das die Sage ja schon immer mit fabelhaftem Reichtume und mit Milde und Gerechtigkeit seiner Bevölkerung geschmückt hatte. Die erstern mußten schon darum das Beste glauben, weil sie große Hoffnungen auf die Bekehrung des Volkes zum Christentume setzten, die andern aber bewegten sich immer nur durch die blühendsten Teile des Reiches, ob sie nun von Sibirien her oder über Kanton kamen oder in Nagasaki einen Verkehr in zahlreichen und kostbaren Waren sahen. Sie beobachteten allerdings in Verkehr, Industrie, Reichtum und dichter Bevölkerung vieles, was Europa damals in gleicher Großartigkeit selbst nicht in seinen fortgeschrittensten Gegenden bieten konnte. Man wußte damals wenig von den Kulturhöhen, welche andre Völker vordem erreicht hatten. China und Japan waren für jene Zeit thatsächlich die einzigen zivilisierten Länder außerhalb Europas. Auch ist dabei wohl nicht ohne Bedeutung gewesen, daß der Zeit, die uns die ersten genauern Berichte über Ostasien brachte, selbst etwas Chinesisches im Blute steckte, das für „Chinoiseries" im Leben wie in der Kunst nicht bloß ein historisches oder ethnographisches Interesse, sondern selbst eine zärtliche Neigung hegte, die wohl auf irgend einen Grad von Wahlverwandtschaft schließen lassen kann.

Mit der Belebung des Handelsverkehres und besonders mit der Eröffnung der ersten fünf Vertragshäfen in China kam ein ganz andres Publikum als aufopfernde Jesuitenpatres und wißbegierige Reisende in Kontakt mit den Ostasiaten. Die Pioniere des Handels sind im allgemeinen so wenig feinfühlig gestimmt wie die Urwald- oder Prärienpioniere. Sie kommen, um Geld zu machen und gut zu leben, und nur wenige von ihnen fragen nach den berechtigten Eigentümlichkeiten oder den Vorzügen des Volkes, das sie ausbeuten wollen. Sie kommen auch meistens nicht mit den bessern und gebildetern Klassen desselben, oder doch nur in interessierter Weise, in Berührung. Ihr Endurteil über ein Volk wird sehr wesentlich durch den Grad bestimmt, in welchem ihren Erwartungen eine Erfüllung zu teil geworden ist. Hier nun sahen sie sich in vielen Beziehungen getäuscht. Man hatte zur Zeit der Agitation für die Aufschließung Chinas ihnen vorgespiegelt, „daß dem Handel sich eine neue Welt eröffne, so weit, daß alle Fabriken von Lancashire nicht genügen würden, um den Bedarf einer einzigen Provinz zu decken" (Lord Elgin). Viele Reichtümer zwar wurden zwischen 1842 und 1858 gesammelt, und besonders der Opiumhandel, „dieses faule Geschäft", wie der englische Staatsmann Lord Elgin es nennt, „dessen schlechte Folgen kaum zu überschätzen sind, das gleicherweise erniedrigend für den Produzenten, den Kaufmann, den Zollbeamten, den Käufer war", hat reichlichen Gewinn gebracht. Aber die Chinesen ließen sich eben doch nicht rasch genug zur Erfüllung aller hochgespannten Erwartungen herbei. In der Produktion freilich entsprachen sie selbst in den schweren Zeiten der Rebellion aufs prompteste allen Anforderungen, die das seide- und theekonsumierende Abendland an sie stellte. Nicht so im Verbrauche der europäischen Waren, deren allzu hastige und massige Zufuhr dem europäischen Handel manche Verluste bereitete. Daß sie es sich aber selbst beikommen ließen, dem europäischen Handel höchst erfolgreiche Konkurrenz zu machen, mußte jedes echte Krämerherz empören. Die Beschränkung der Europäer auf einige Küstenstädte, welche, wie ungewohnt sie uns auch in dieser modernen Zeit erscheinen mag, doch ganz der traditionellen selbstgenügenden Politik dieser „Welt für sich" entsprach und die Tibetaner und Koreaner nicht weniger hart traf als die Europäer und Nordamerikaner, steigerte die Erbitterung. Es wurden nun im Rückschlage gegen den frühern Optimismus die abfälligsten Urteile über alles Chinesische gefällt und fanden in zahlreichen oberflächlichen Werken Verbreitung. Und leider ist es unschwer nachzuweisen, welchen Einfluß diese Stimmungen der europäischen Kolonie auf den Gang der europäischen Politik in Ostasien geübt haben. Aus den Büchern Meadows, Medhursts, Hübners, Oliphants und andrer unbefangener Beobachter Chinas kann man sich einen Begriff verschaffen von dem Egoismus und der

Unwissenheit, welche die englischen Staatsmänner zu fortwährender Vergewaltigung Chinas zu drängen suchten, und denen dieses nicht immer zu widerstehen vermochte. Dieselben Handelsgemeinden von Hongkong und Schanghai, die Elgin gerade scharf genug charakterisiert, wenn er sagt, er habe von den Besprechungen mit den Landsleuten in China den allgemeinen Eindruck davongetragen, „daß unser Handel nach Grundsätzen geführt wird, welche unehrenhaft gegenüber den Chinesen und demoralisierend für unsre eignen Leute sind", haben mehr, als gut ist, ihre Hände in der Politik gehabt, welche derselbe Staatsmann in den Worten zeichnet: „Es ist unmöglich, aus unsern Blaubüchern nicht die Überzeugung zu gewinnen, daß wir oft gegen die Chinesen in einer Weise gehandelt haben, welche nicht zu rechtfertigen ist". Seit 1860 sind in zunehmendem Maße gründlichere Beobachter, liebevollere Kritiker der chinesischen Eigenart hervorgetreten. Gelehrte und Staatsmänner sind tiefer in das Leben des merkwürdigen Volkes eingedrungen, und endlich findet die Wissenschaft in den heutigen Missionaren aller Konfessionen nicht weniger als unter den Jesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts zahlreiche begeisterte Jünger und Diener, denen aber die seither gemachten Fortschritte ganz andre Werkzeuge darreichen.

Der bereitwillige Eifer, mit welchem die Japaner sich den abendländischen Einrichtungen anzuschließen suchten, schien eine geraume Zeit das Urteil der Europäer zu gunsten dieses biegsamern, entgegenkommendern Zweiges der Ostasiaten zu beeinflussen. Man sprach von der „heitern, artigen, liebenswürdigen, sorglosen und ritterlichen Nation". Auch war das Land in geordnetern, versprechendern Verhältnissen als China. Baron Hübner schrieb: „Bei Ankunft der Europäer war Japan ein glückliches, zufriedenes Land. Keine allzu großen Unterschiede des Wohlstandes, Sicherheit, wenig blutige Ausschreitungen. Wohl war die Zivilisation lückenhaft: grober Aberglaube in den untern, Unglaube und Zweifelsucht in den obern Klassen, die Frau zu wenig geachtet." Man war nun enttäuscht, nicht alles so rasch und glatt, wie die Japaner selbst gewähnt hatten, sich entwickeln zu sehen. Die Chinesen hatte man zu starr gefunden, die Japaner waren zu beweglich, zu sehr nach Neuem haschend. Man warnte vor Enttäuschungen und tadelte die flackernde Hast, mit welcher Japan vorwärts strebte. Man hat von ärztlicher Seite sogar die Konstitution der letztern als minder resistent und als unfähig bezeichnet, die Aufgabe dieses raschen Wechsels aller Lebensverhältnisse lange zu ertragen, und die Häufigkeit der Selbstmorde in Japan damit in Verbindung gebracht. Die japanischen Staatsmänner sind in der That vielleicht zu rasch vorgegangen, um jeden Rückschlag außer Frage zu stellen, die Masse der Bevölkerung ist ihnen nicht gefolgt, und man muß sich fragen, ob die Leistungsfähigkeit des Landes, wie sie heute ist und für Jahre im wesentlichen bleiben wird, dem steigenden Aufwande Genüge zu leisten vermag, der von den neuen Einrichtungen nun einmal nicht zu trennen ist. Japans Produktion zeigt seit Jahren wenig Zunahme. Chinas Hilfsquellen sind größer und weniger leicht zu erschöpfen. Es war ganz chinesisch-praktisch, daß von allen europäischen Neuerungen die Zollverwaltung in China zuerst und am rücksichtslosesten eingeführt wurde. Eine sichere und große Einnahmequelle ist dadurch geschaffen worden. Außerdem besitzen die Chinesen den unschätzbaren Vorzug der Zahl. Nicht bloß die Überlegenheit seiner Kultur verschafft dem Chinesen das Übergewicht auch in den Erzeugnissen seiner Vermischung mit fremden Völkern. In Formosa, in der Mongolei, in den Grenzprovinzen Hinterindiens tragen gerade die Mischlinge den Zopf, die hieroglyphische Schrift, das Opium 2c. in die Kreise der Eingebornen hinein, und ihre immer neu zufließenden Einwandererströme lassen einen Rückschlag nicht aufkommen. Ebendeshalb blieb China, auch ohne alle politische Absicht, so viel starrer den fremden Einflüssen gegenüber. Die Berührung dieses Kolosses mit den Europäern konnte nur durch mehr oder weniger zahlreiche Individuen sich vermitteln, und die daraus resultierenden Wirkungen vermochten sich langsam wie durch Saugäderchen in dem Volkskörper

zu verbreiten. Es ist auch darum unmöglich, die Berührungen so bald inniger werden zu sehen. Man kann wohl mit Hübner sagen: „Ich glaube, daß die wahre Reform vor allem die Herzen rühren muß". Und daß bei der Familie, der Stellung der Frauen anzufangen wäre, davon kann man aufs innigste überzeugt sein, ohne an eine rasche Wirkung des bessern Beispieles in einer solchen Völkermasse zu glauben. Die Starrheit der Chinesen liegt also nicht so ganz im Willen und Bewußtsein. Daß sie seit langem ihre große Überlegenheit über alle andern Asiaten, mit denen sie in Berührung kamen, empfanden, mag sie in dem Glauben an die Lebenskraft ihrer Kultur bestärken und raschen Änderungen abhold machen. Der konservative Sinn, welcher den Chinesen möglichst lange bei den einmal aufgenommenen Ideen verharren läßt, erstreckt sich aber bei ihm nicht auf die praktischen Fragen des Daseins und besonders nicht auf diejenigen, welche in Zusammenhang stehen mit dem Gelderwerbe. Er ist als Kaufmann weder konservativ von Gesinnung, noch starr, wo Anpassung gefordert wird, noch unbeweglich in der Wahl seines Niederlassungsortes oder seines Geschäftskreises. Die Unbeweglichkeit hat man ihm nur angedichtet. Sie ist eine von den falschen Abstraktionen, welche man von der kleinen verknöcherten Aristokratie der chinesischen Gesellschaft, dem Mandarinentume, auf das Volk übertragen hat. Dieselbe wäre eine Anomalie bei einem so praktischen, verständigen Volke und ist in der That gar nicht nachzuweisen. Was über die Intensität des innern Verkehres bei Betrachtung der Handelsverhältnisse gesagt wurde, beweist dies zur Genüge. Man kann kühnlich behaupten, daß vor der Anlegung der Eisenbahnen in Europa kein Verkehrsleben bestand, das auch nur von fern dem des innern China zu vergleichen gewesen wäre. Die eigentümliche Erscheinung, daß der Handel in ganz China vorwiegend in den Händen der Eingebornen gewisser Provinzen des Nordens ruht, gehört hierher und nicht weniger auch die Vorliebe, mit der der Chinese sich dem heimatlosen Gewerbe des Trödlers widmet. Über die schroffen Grenzgebirge Jünnans macht er monatelange Reisen, um seine Seiden- und Metallwaren den Bewohnern des nördlichen Siam anzubieten, und hält trotz der Schwierigkeiten des Verkehres den Handel dieser Provinzen wesentlich in seinen Händen. Die russischen Amurprovinzen durchzieht er, so dünn sie bevölkert sind, mit seinem Trödelkarren vom Frühlinge an, bis der Schnee ihm den Handel verleidet und er entweder über die Grenze in ein Standquartier zurückkehrt, oder auf einem der Höfe seiner Landsleute bei Thee, Opium und Hasardspiel den Winter verbringt. Auf die Bedeutung des Trödlertumes für die Kolonisation der Mongolei haben wir hingewiesen (s. oben, S. 367). Sieht man nur, wie rasch die europäischen Settlements in China sich mit einer chinesischen Bevölkerung angefüllt haben, die ungerufen kam, wie rasch sie in Hongkong und Singapur gewachsen ist, so wird man nicht mehr an ihrer Beweglichkeit zweifeln.

Es ist eine charakteristische Thatsache, daß die Ostasiaten im allgemeinen einen wohlthuendern Eindruck auf den Beobachter in allen jenen Gegenden machen, wo sie weniger häufig mit den Fremden in Berührung gekommen sind. Dies fand Elgin bestätigt, als er, einer der ersten Europäer in diesem Jahrhundert, den Jantsekiang bis Hankeou hinauffuhr. v. Richthofen, der erste europäische Naturforscher, der Setschuan besuchte, fand die dortigen Einwohner „die liebenswürdigsten der Chinesen", höflich, freundlich. Er kam bei ihnen zu der Überzeugung, „daß sie bald unsre ergebenen Freunde werden dürften". Von der Bevölkerung des noch ebenso selten besuchten Honan sagt er: „Ein gutmütigerer Menschenschlag als in Honan scheint auf der ganzen Erde nicht zu existieren". Nur die Neugierde plagte ihn hier, denn zu Tausenden eilte das Volk herbei, um den Fremdling zu sehen, und belagerte meilenweit die Landstraße, „doch jedermann vermied ängstlich irgendwelche Beleidigung". In Hupei fand er es „harmlos und gutmütig", und die Bewohner von Schansi lobt er als „anständig gegen Fremde". Cooper, der China unter

schwierigen Umständen von Schanghai bis nach Batang durchmaß und die Autoritäten der Provinzen nicht von den besten Gefühlen für ihn erfüllt sah, sagt: „Ein Engländer, der unter ihnen als einer der Ihrigen gelebt hat, darf es zu sagen wagen, daß die Chinesen des Mittel- und Bauernstandes kennen, sie lieben heißt. Freundlich, höflich, impulsiv, sind sie ebenso leicht zu Freundschaft geneigt, wie wir sie zu barbarischen Roheiten geneigt glaubten. Ihre Fehler selbst erregen eher Mitleid als Verdruß." Selbst in Bezug auf das vielverschrieene Kanton meint Dennys, die alte Neigung der Kantonesen, Fremde zu insultieren, sei nur ein Produkt der höhern Einflüsse gewesen. Man kann die Häufigkeit der Diebstähle in den Küstenplätzen nicht leugnen, verweist aber auf die ehrlichen Binnenbewohner und das Sprichwort: Wenn in der alten Zeit etwas auf der Straße lag, nahm es niemand auf. Übrigens wird bei einem Menschenkenner schon dies für den Charakter der Chinesen sprechen, daß Jovialität eine ihrer charakteristischen Eigenschaften ist, welche so ziemlich von allen Reisenden hervorgehoben wird. Ein vergnügtes Grinsen wird auf ihren breiten Gesichtern zu einem fast unvermeidlichen Zuge. Unter sich sind sie selbst bei Streitigkeiten „immer eher aufgelegt zu lachen, als sich zu prügeln" (Cooper), und ein wesentlicher Teil der schweren Kunst, die der Reisende im Innern Chinas aufs allerbeste verstehen muß, nämlich mit neugierigen und oft aufdringlichen Volksmassen zu verkehren, besteht in dem Talente, zu rechter Zeit die stets lachbereite Menge durch einen Scherz auf seine Seite zu bringen. Die Bettler scheinen eine fröhliche Bande und werden von den übrigen Einwohnern freundlich behandelt, schreibt Fortune aus der Gegend von Schanghai und hebt an verschiedenen Stellen seiner Reiseberichte die Wohlthätigkeit hervor, welche, allerdings anscheinend gewohnheitsmäßig, gegen dieselben geübt wird. Das Almosen beträgt in der Regel nur $^1/_3$—$^1/_2$ Pfennig nach unserm Gelde, wird aber um so regelmäßiger entrichtet. Selbst „Flußbettlern" begegnete er, als er den Tsien-tang-kiang hinauffuhr, die bei einer Stromschnelle, wo die Schiffe hielten, in großer Menge in Booten herankamen und selbst von den Bootsleuten gut bedacht wurden.

Es geht ein Zug von Barmherzigkeit durch die Einrichtungen, wenn auch nicht immer durch die Herzen dieser Völker. Der Verkehr der verschiedenen Klassen und Stände ist besonders in Japan vorwiegend von Wohlwollen getragen, und der Obere sucht oft den Druck zu mindern, der auf dem Untern ruht. Selbst in China hat fast eine jede Stadt einige öffentliche Anstalten der Barmherzigkeit. Es hält nicht Stich, wenn europäische Beobachter sagen, daß die geldsüchtigen Chinesen solche Anstalten nur aus abergläubischer Furcht oder sonstigen selbstsüchtigen Beweggründen gründen. Mancher Reiche mag gezwungen werden, einen Teil seines Überflusses in Form öffentlicher Wohlthaten unter seine Mitbürger zurückgelangen zu lassen. Einerlei, die Form dieser Wohlthaten ist vielfach eine treffliche. Anstalten zur Verteilung von Medizin und Särgen an die Armen thun in Städten wie Schanghai viel Gutes. Auch Privatleute errichten Kornspeicher und verkaufen zu Notzeiten Reis unter dem Marktpreise an Arme. Daß Reiche in ihren Testamenten sogar Summen vermachen, um öffentliche Wege ausbessern zu lassen, wird erwähnt. Die Intelligenz der Chinesen ist nie so gering geschätzt worden wie ihre Gemütsanlagen oder ihre Moralität. Sie hat sich in der Litteratur, in zahlreichen Erfindungen, in weisen Staatseinrichtungen, überhaupt in der ganzen Entwickelung dieser eigenartigen Kultur zu imposante Denkmäler gesetzt, um angezweifelt werden zu können. Niemand leugnet in der That, daß man es unter den Chinesen mit oft wunderbar scharfsinnigen Geistern zu thun habe, die zudem mit einer Geduld begabt sind und einer Fähigkeit, sich ins Kleinste zu versenken, welche vor Aufgaben praktischer Art oft die geniale oder schöpferische Kraft ersetzen können. Man ist nur über die Art und Größe dieser Intelligenz im Zweifel, weil die letzten Ziele, die sie erreichte, so weit von den unsrigen abliegen.

Es ist die Stagnation dieser Kultur, welche die europäischen Beurteiler nicht verstehen, und in deren schiefer Auffassung der Grund tiefer gehender Mißverständnisse zu suchen ist. Wir können uns schwer in die Lage des Chinesen, Japaners oder Koreaners versetzen, welcher nicht nur vollkommen zufrieden war mit seiner Kultur, sondern in derselben ein unübertreffliches Ideal erblickte. Was er besitzt, erscheint dem Ostasiaten immer als das Beste; für Ideale und Zukunftspläne, und wären sie noch so golden, hat er keinen Sinn. Woher diese Zufriedenheit? Man nennt uns die Nüchternheit, die Ruhe, und indem man zu ihnen ein Übergewicht der Verstandesentwickelung und Mangel an schöpferischer Phantasie fügt, glaubt man die Mischung richtig erkannt zu haben, aus der bei einem gewissen Punkte dies rätselhafte Stehenbleiben sich ergeben mußte. Nun muß man aber doch auch zu erklären suchen, wie es kam, daß, im scheinbaren Widerspruche mit dieser sterilen Anlage, zum Eigentümlichen und Ehrenvollen des chinesischen Wesens gerade auch die autodidaktische Entwickelung dessen zu rechnen ist, was sie an Kultur besitzen? Um das zu schaffen, was sie allein in Kunst und Litteratur besitzen, bedurften sie der Phantasie in reichem Maße, und niemand wird sie in ihren Werken vermissen. Japanische Märchen, chinesische Novellen sind in einer Weise duftig phantastisch wie nur die besten Erzeugnisse dieser Gattung in abendländischen Litteraturen. Die japanische Tiersage ist viel reicher, von kräftigerer Einbildungskraft getragen als unsre deutsche. Von den Farbenphantasien chinesischer, besonders aber japanischer Kunst sprechen unsre Koloristen mit Bewunderung.

Man kann in der That heute jenen Vorwurf der Phantasie-Armut nicht mehr aufrecht erhalten. Ist aber vielleicht der Geist dieser Völker minder kräftig, ausdauernd, von schwächerm Willen getragen? Wir gehen die Urteile der Verschiedensten durch. Scherzer findet bei den Chinesen, wie überhaupt bei den ostasiatischen Stämmen, „eine Entwickelungsfähigkeit und ein Fortbildungsvermögen, wie wir solches nur bei der mittelländischen Rasse wiederfinden", und meint, „die westlichen Diplomaten müssen sich gewöhnen, die Völker Ostasiens als ebenbürtig und gleichberechtigt zu betrachten". Treffenderweise erklärt er solches für um so mehr geboten, als wenigstens für jetzt „die Europäer weit abhängiger durch ihre Bedürfnisse von den Völkern Ostasiens sind als diese von uns". Syrski findet, von der praktischen Seite angesehen, beim chinesischen Landmanne mehr Einsicht als beim europäischen. Speziell die Seidenzüchter schienen ihm viel besser Rechnung von ihren Verfahrungsweisen geben zu können als unsre europäischen. Von den Kaufleuten Setschuans meint Cooper, daß noch manche gute Gabe in ihnen durch die herrschenden Zustände an der Entwickelung behindert sei. Man erkenne bald, wie sie „nicht bloß scharfsinnig und erfolgreich in der Spekulation, sondern auch gerecht und von breiten Anschauungen in ihrem Verkehre mit denjenigen seien, welche durch ein ähnliches Verfahren ihr Vertrauen und ihre Achtung gewinnen". Der englische Diplomat Oliphant ist so weit gegangen, sie in Weltklugheit und Thätigkeit, im Betriebe des Landbaues und der Gartenkultur, im Geschicke zu allerlei Gewerben und Handelsgeschäften, endlich aber in Hinsicht ihres exklusiven Wesens der angelsächsischen Rasse am nächsten stehend zu bezeichnen. Man darf angesichts dieser Urteile wohl auch noch auf den hohen Stand der Volksbildung in den drei ostasiatischen Reichen aufmerksam machen. Die Bildung des Volkes in seiner Gesamtheit zeigt sich dort wenig benachteiligt durch die Mängel der ostasiatischen Wissenschaft. Wer japanisches Landvolk beobachtet hat, bewunderte ihre Lust an Volksbüchern und Heldenliedern, am Schachspiele, ihre Freude an Bildern und Bildwerken, an Farben und an der Natur. Es ist eine geistige Lebendigkeit in ihnen, welche vielen Leuten auf gleicher Stufe in Europa nicht eigen ist.

Besitzen nun diese Ostasiaten, wie die praktischen Ergebnisse ihres Lebens und Wirkens längst gelehrt haben, ein mehr als hinreichendes Maß von gesundem Verstande, fehlt ihnen, wie ihre Kunstleistungen ausweisen, ganz und gar nicht die Phantasie, waren sie, wie der

Chinesen ältere, der Japaner und Koreaner neueste Geschichte ausweist, oft sehr bereit, Neuerungen mit großen Opfern, unter großen Mühen durchzuführen, so fragt man sich: Was denn fehlt ihnen in solchem Maße, um diese unleugbare Thatsache zu erklären, daß sie da, wo wir Abendländer rastlos einem fernen Ziele zustreben, so oft auf halbem Wege stehen bleiben? Nicht Mangel an Kräften kann es sein, der Grund muß nicht in der Anlage, sondern in der Verwendung ihrer Gaben liegen. Oskar Peschel trifft, wie uns dünkt, wenigstens in der Ahnung des tiefern Grundes dieser Erscheinungen das Rechte, wenn er, an eine viel ältere Bemerkung Abel Rémusats anknüpfend, am Schlusse seiner Darstellung Chinas in der „Völkerkunde" den Unterschied abendländischen und chinesischen Geisteslebens in dem Mangel wirklicher Wissenschaft bei den Chinesen sich zuspitzen sieht: „An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tiefern Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen". Diese Beobachtung hat zunächst das immerhin große Verdienst der vollkommenen Richtigkeit. Die Chinesen haben niemals den Sinn dessen erfaßt, was von den Zeiten der alten Griechen an im Abendlande Wissenschaft war. Sie beobachten die Natur, sie gehen sogar in einer bewundernswerten Weise ins einzelnste der Naturerscheinungen, aber sie verwerten die Ergebnisse dieser Thätigkeit nicht zur Korrektur falscher Anschauungen. Sie hängen am Hergebrachten und hören nicht auf, Fabeln zu wiederholen, die sie aus ihren Büchern lernen. So bilden sie wahre Sagenkreise um die einfachsten Erscheinungen. Das so leicht zu deutende Verschwinden mancher Vögel im Winter hat ihnen zu allerlei merkwürdigen Berichten Veranlassung gegeben. Die Wachteln verwandeln sich im Herbste ihrer Ansicht nach in Maulwürfe, um im Frühjahre wieder in ihrem Federkleide zu erscheinen. Im Frühjahre werden Habichte zu Tauben, heißt es, und mitten im Sommer bekommen sie ihre frühere Gestalt wieder. So sollen sich auch im Herbste manche kleine Vögel in Krustaceen und weiter Fasanen sich im Winter in Venusmuscheln umbilden. Dieses Thema ist unerschöpflich, denn die unbeschränkte Wandlungsfähigkeit der Materie ist eine Annahme, welche ganz auf ihrem Denkwege gelegen ist. Sind ihnen ja die Körper nur vorübergehende Spiegelungen und die ganze Erscheinungswelt, an der sie so innig hängen, nur eine Seifenblase. Wie leicht wird ihnen das Eis, welches 1000 Jahre im Innern der Erde eingeschlossen ist, zum Bergkristalle, und um durch die Abstufungen des roten Arseniks und des Zinnes das Blei, den Vater der Metalle, in Silber überzuführen, braucht es nur eine vierfache Periode von je 200 Jahren! Die Schranken, welche sie diesen Anschauungen ziehen, beweisen nur, wie fest die letztern eingewurzelt sind: „Daß Wachteln sich in Maulwürfe und Reiskörner sich in junge Karpfen verwandeln, ist eine lächerliche Annahme. Nur die Verwandlung der Ratten in Wachteln ist nachgewiesen, nur diese ist in allen Zeitungen erwähnt, nur sie habe ich beständig selbst beobachtet. Gibt es doch einen gewiesenen Weg für derartige Umwandlungen so gut wie für die Geburten selbst!"

Die Heilwissenschaft des Aberglaubens, eine der frühzeitigsten Krankheiten des menschlichen Geistes, von welcher derselbe erst spät und schwer genest, steht bei den Ostasiaten auf alter Höhe und macht den Eindruck, seit den Tagen des Fürsten, der, wie man sagt, unmittelbar nach der Erfindung der Schrift vor 4000 Jahren das klassische Werk über die Krankheiten und den Puls schrieb, sich wenig verändert zu haben. So ist ein noch für älter gehaltenes Werk eines als „Arbeiter des Herrn" bekannten Anonymus über die Heilkräfte der Pflanzen bis auf den heutigen Tag die Grundlage alles spätern Wissens über diese Dinge geblieben. Es wird immer wieder nur exzerpiert und kommentiert. Die chinesische materia medica ist durch ihren Schöpfer, der an Einem Tage siebzig Gifte an sich erprobt haben soll, von vornherein sehr reich angelegt. Zunächst wurden 365 Heilmittel,

eins für jeden Tag, aufgestellt, denn es gibt 365 Arten von Einflüssen, die der Himmel auf irdische Wesen übt. Später stieg trotz dieser astrologischen Parallele die Zahl auf mehrere Tausend. Den Chinesen fehlt zur gesunden Entwickelung der Heilkunde vor allem auch die Anatomie, trotzdem sie kein Vorurteil, wiewohl sie Buddhisten sind, von der Tötung der Tiere und der Berührung der Leichen zurückhält. Aber statt die Organisation zu studieren, suchen sie dieselbe auf spekulativem Wege zu erkennen, auf welchem sie nun aber nicht die Dinge, wie sie sind, sondern wie sie sein sollten, wahrnehmen.

Dieser Mangel ist um so auffallender, als die Kunst der Ostasiaten Beweise für tiefere Auffassung und feine Beobachtung der Natur gibt. In vielen Werken der ostasiatischen Künstler ist am meisten die wunderbare Naturtreue zu bewundern. Ganz wie in den Reispapier-Zeichnungen zeigt sich auch in den Werken der japanischen Bronze-, Holz- 2c. Skulptur eine feine Naturbeobachtung, die oft überraschend wirkt durch die Erfassung des Gegenstandes in irgend einer auffallenden Stellung, Bewegung, die allerdings manchmal zu sehr nur dem Augenblicke angehört, um plastische Darstellung im vollen Ernste zu verdienen. Europäische Sammlungen umschließen heute Werke, welche mit den besten Erzeugnissen unsrer ältern Kleinkunst in Treue und Feinheit wetteifern. Prächtig ist z. B. ein Seeadler im Kensington-Museum mit gesträubten Federn, teils gegossen, teils getrieben aus Eisen, ohne eine Spur von Unnatur, selbst die kleinen Federchen an den Mundwinkeln sind treu nachgeahmt. Er stammt aus dem 16. Jahrhundert und ist von dem berühmten Migochin Muneharu. Ebendort steht eine Schildkröte, keramische Arbeit, die, aus dem Wasser hervorsteigend, mit hinten abfließender Welle täuschend dargestellt ist. Die mit Vorliebe dekorativ verwendeten Seelilien, Schildkröten, Kraniche, Frösche, Eidechsen sind immer in ihrer Gesamterscheinung mit packender Treue dargestellt und häufig auch im einzelnen vollendet. Reizend ist dabei die Begründung und Verbindung der Motive: Bambusstäbe als Rahmen, Bambusblätter als Flächenrelief, Falken auf dem Deckel eines Kessels, Falkenfedern neben hinab zerstreut. Die beliebte Verbindung von Schildkröte, Kranich und Seerose ist ganz der Natur dieser Geschöpfe entsprechend.

Die Ostasiaten bewähren in Kunst, Litteratur und Gartenbau ein warmes Gefühl für das Schöne in der Natur. Die allgemeine Bewunderung der frühjährlichen Kirschenblüte, des Iris- und Päonienflores, der Lotos- und Chrysanthemumblüte schaffen ebenso viele der Blütezeit der beliebtesten Blumen entsprechende Volksfeste. Die Tempel stehen in Gärten, wo ungekünstelte, ernste Haine uralter Säulen- oder Schattenbäume mit den zu Figuren verschnittenen Strauchgestalten, den als Gemälden angelegten Blumenbeeten und den Miniaturlandschaften den Besuchern eine Fülle der anziehendsten Naturbilder gewähren. Jeder kennt die künstlerische, treue und doch unbefangene Verwertung natürlicher Motive in der ostasiatischen Dekorativkunst. Man darf kühn behaupten, daß das Abendland seine Flora und Fauna im Ernste und Scherze nicht so geistvoll, treu und farbenfreudig verwertet habe wie der fernste Osten. Man findet die Erklärung ganz nahe im Alltagsleben. Dem Japaner ist ein großes Maß von Schönheitssinn angeboren, und derselbe ist klarer beim Landmanne selbst als bei unserm Bauern, vielleicht daß die größere Muße, die er hat, ihn entwickelt. Womöglich baut er seine Hütte am Rande eines Baches, an gewisse Stellen legt er ein paar große Steine: so bildet er eine kleine Kaskade, denn er liebt das Plätschern des Wassers. Er bindet einige Zweige der daneben stehenden jungen Zeder zusammen, andre trennt er wieder, andre neigt er mit Hilfe eines Brettchens über seinen Wasserfall, den sie beschatten sollen. Daneben pflanzt er einen Aprikosenbaum. Es sind das Motive, die man auf illuminierten Bilderbogen immer wieder findet. Zur Blütezeit geraten der Mann und die Familie in Entzücken. Blumenspenden auf Gräbern sind altjapanische Sitte. Japan hegte vor 1000 Jahren schon mehr Naturgefühl als der europäische Süden heute.

Der überlegene Farbensinn der Ostasiaten wird mehr und mehr anerkannt. Tot ist er nur in den Nachahmungen europäischer Stiche, wie jene Bilder englischer Fuchsjagden, mit denen einst China den hinterindischen Markt überschwemmte. Ihre Malerei ist die entschiedenst koloristische, von welchen die Kunstgeschichte zu melden hat, sie sucht ihre Wirkungen nicht in den Linien, sondern in den Farbenmassen. Sie überträgt voll Farbenfreude auch auf Metalle die Farbenunterschiede, von denen keine Industrie der Welt je gewußt hat. Sie schrickt endlich, sich selbst ins Krasse treibend, nicht davor zurück, an den Tempeleingängen neben den Gott mit scharlachrotem Gesichte denjenigen mit grünem zu stellen, und wagt sich an Probleme wie die farbige Reliefnachbildung von Pfauen und andern glänzenden Vögeln, welche die altweltliche Kunst gern auf der Seite liegen ließ. Tief ist die Kunst ins tägliche Leben verflochten, und Farbenspiele sind in allen Kreisen beliebt. In irgend eine Versammlung heiterer Menschen, wie sie in den Tempelgärten oder in lichten Hainen sich zusammenfindet, tritt ein Mann herein und streut lebenstreue Figuren mit farbigem Sande auf den Boden. Die japanische Tracht ist eine ungemein farbenreiche, und jede Volksszene ist in Japan voll Farbe im Gegensatze zu dem in dieser Hinsicht viel nüchternern China mit seinen fast uniformierten Volksmassen. Bezüglich der Motive und der Formen mag man es gelten lassen, daß die Erfindungsgabe in der japanischen Malerei erstorben zu sein scheint, aber ein untrügliches Zeichen des Verfalles ist darin kaum so bald zu erblicken. Wie viele Perioden des Erstorbenseins gab es in Europa? Wie viele Kunsttriebe waren bei den Franzosen, Engländern, Deutschen des 17. und 18. Jahrhunderts erstorben? Die Farbenfreude lebt in Kunst und Gewerbe Ostasiens unvermindert fort und wird auch neue Motive durchtränken können.

Auch in der Architektur Ostasiens tritt besonders das malerische Element hervor. Holz ist das beliebteste Material, Politur, Vergoldung, Porzellanverkleidung schaffen starke Effekte. In Verbindung mit einem großen Reichtume an Farben und Vergoldung gewinnt das lackierte Holz eine Verwendung in der Architektur, welche auch der europäische Geschmack anerkennen muß. Es findet seine richtige Stelle in dem abgeschlossenen Kunstkreise, der sich vorzüglich um die Tempel, am meisten um die buddhistischen, gezogen hat. Diesen aber bezeichnet der Geschmack am Grotesken und das Suchen nach dem Schönen, technische Vollendung, eine schöpferische Phantasie und das zarteste Naturgefühl, beide beschränkt und zurückgehalten durch die Ansprüche der indischen Theogonie und der Heiligkeit des Ortes. Das Naturgefühl der Japaner hat auch in der Ausgestaltung des Buddhismus sich bethätigt. Der Göttin des Meeres und der Harmonie, „Kwanin“, haben sie Tempelchen auf künstlichen Inseln in weiten lotosbedeckten Teichen erbaut, über welche schlanke, hoch geschwungene Brücken führen. Die Tempel umgeben sie mit landschaftlichen Anlagen, die die schwermütige Betrachtung der Vergänglichkeit mit dem Genusse einer ruhigen, lieblichen Gegenwart versetzen. Tempelgärten sind Stätten anständiger Erholung für jedermann. Tempelgründe, wie die berühmten von Nikko, von welchen die Japaner sagen: „Sprich nicht von herrlich, bevor du nicht Nikko gesehen hast“, liegen um die Gräber Iyeyasus und seines Enkels Iyemitsu in Zedernhainen, zu welchen der Zugang über die heilige Brücke Mibaschi führt. Breite, von Mauern eingefaßte Alleen führen von einem Heiligtume zum andern. Pagoden, Bethäuser, heilige Brunnen, Kapellchen, Schatzkammern in Stein, Holz, Metall sind durch die heiligen Haine zerstreut. Auch in China bekundet die Wahl der Tempelplätze Sinn für Natur. In den gebirgigen Gegenden passiert man eine Menge Götzentempel, welche, zwischen den Felsen hoch in den Bergen gelegen, von Cypressen umstanden, von weißen Mauern mit vorspringenden Türmen eingefaßt, einen malerischen Anblick gewähren und sich von den nackten Felsen scharf abzeichnen.

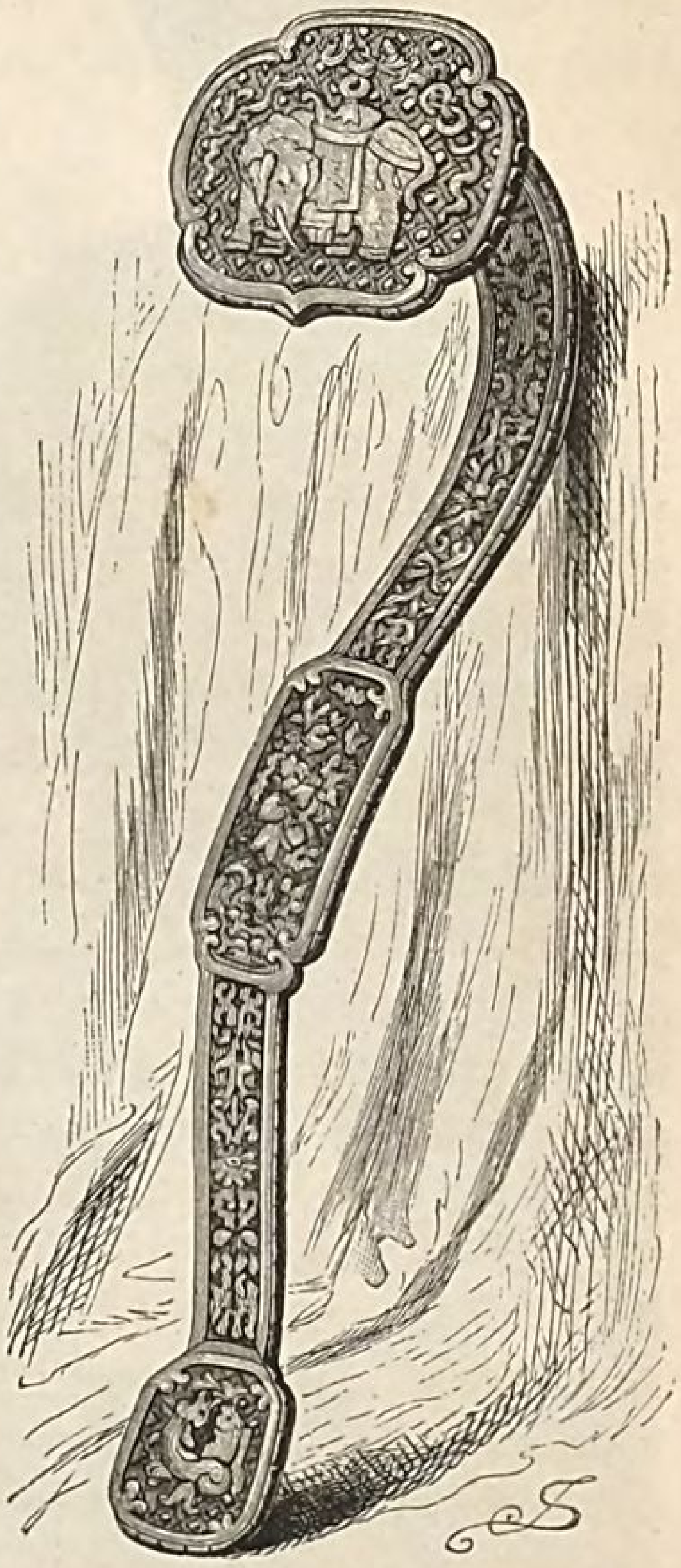
28. Chinesen.

„China ist eine Welt für sich." Carl Ritter.

Inhalt: Tracht. — Schmuck. — Fußverkrüppelung. — Wirtschaftliche Thätigkeit. — Ackerbau. — Grundbesitz. — Viehzucht. — Ernährung. — Reis. — Opium. — Städte und Dörfer. — Verkehrswege. — Alte Blüte und neuer Verfall. — Der Kaiserkanal. — Das Straßennetz. — Fluß- und Seeschiffahrt. — Industrie. — Stand und Rückgang. — Löhne. — Arbeitsvereinigungen. — Handelsthätigkeit und Kolonisation.

Die äußere Erscheinung der Chinesen ist vom Süden bis zum Norden des Reiches eine sehr einförmige, und selbst die Standesunterschiede prägen nicht so scharf wie anderwärts sich in der Kleidung oder im Schmucke aus. Weite Beinkleider und blusenartige Jacke, beide aus Baumwolle von indigoblauer Farbe, zur Not darüber eine Jacke aus dickerm, schwarzem Stoffe, machen die Kleidung der Masse der Bevölkerung aus. Der Bedarf an Kleidung in den untern und mittlern Klassen Chinas ist also kein erheblicher. Man rechnet, daß ein mittlerer Mann im Jahre zwei baumwollene Anzüge braucht, die zusammen einen Wert von höchstens 10 Mark darstellen. Wollene Kleider, deren Stoff von England und Rußland in steigenden Mengen eingeführt wird, brechen sich nur langsam Bahn, da sie früher nur von den Wohlhabendsten getragen wurden. Gegen die Winterkälte, die selbst in Südchina nicht gering ist, hilft sich das niedere Volk durch Übereinanderanziehen von mehreren baumwollenen Kleidern, durch wattierte Röcke und im Norden durch Schafpelze. Die Reichen zeichnen sich durch Kleider aus den kostbarsten Fellen Sibiriens aus, für welche China schon vor hundert Jahren ein großer Markt war. In den Seidenprovinzen ist der einheimische Konsum der Seide enorm, und am Neujahr und andern Festen sieht man die halbe Bevölkerung einer Stadt wie Tschingtufu in Seide gekleidet. Die Ermahnung, welche vor 200 Jahren Kaiser Kanghi in einer seiner Maximen aussprach: „Laß Ackerbau und die Pflege des Maulbeerbaumes deine Sorge sein, damit du genügend Nahrung und Kleidung habest", hat seit der wachsenden Einfuhr der fremden Gespinste von ihrer Bedeutung verloren. Bei Reichen tritt an die Stelle der blauen Baumwollbluse ein schlafrockartiges Überkleid, das bis zu den Knöcheln reicht und durch einen Gürtel befestigt wird, an welchem Börse, Tabaksbeutel und dergleichen hängen. Die langen Ärmel verhüllen die Hände und ersetzen Taschen. Ausdrücke wie „Ärmelausgabe" (chinesischer Klassiker) oder „ein Ärmel voll Schnupftabak" finden darin ihre Rechtfertigung. Chinas Männer trugen freies Haar, bis 1644 die Mandschu den Zopf und das rasierte Vorderhaupt zum Symbol des loyalen Neuchinesentumes erhoben. Seitdem ist „zopflos" infam, Auflösen des Zopfes aber und Freilassen des Haarwuchses ein Zeichen offener Auflehnung gegen die bestehende Gewalt. Verhandlungen über den Zwang des Zopftragens, der unterworfenen Völkern auferlegt wird, bilden einen Abschnitt in der Geschichte jeder neuen Erwerbung, und oft ist dieser Zwang mit hohen Summen abgekauft worden. Bis zum reifern Mannesalter soll auch der Bart nicht wachsen, und so begreift man, daß das Geschäft der Barbiere, die übrigens ohne Seife rasieren, in China ein sehr verbreitetes und einträgliches ist. Selbst der Arbeiter opfert einige Sapeken, um etwa alle acht Tage Vorderhaupt und Antlitz glatt rasieren zu lassen. Den Zopf tragen die Nordchinesen kurz, so wie viele Nomaden Innerasiens, während die Südchinesen ihn möglichst lang und dick tragen, ihn mit Roßhaar durchflechten und mit Bändern umwinden. Viel formenreicher sind die Haartrachten der Weiber, in welchen provinzielle Besonderheiten sich erhalten haben. Im Süden tragen

Unverheiratete die „Ponyfrisur", d. h. ihr Haar ist quer über die Stirn abgeschnitten. Verheiratete formen es mit Klebmitteln so, daß es dem Kopfe anliegt und hinten wie der Henkel einer Tasse sich ausbiegt, anderwärts ragen flügelartige Fortsätze zu beiden Seiten über die Ohren hinaus. Nadeln, Perlen, besonders aber natürliche und künstliche Blumen sind der übliche Schmuck des weiblichen Hauptes (s. Abbildung, S. 558). Der gemeine Chinese läßt im Süden sein Haupt fast immer unbedeckt, und es ist erstaunlich, wie selbst die Sommersonnenstrahlen seinem kahlen Schädel keinen Schaden zu thun vermögen. Höchstens steckt er, wenn sie gar zu heiß brennen, einen Fächer in den aufgewundenen Zopf, der, im Gehen automatisch wirkend, kärgliche Kühlung bringt. Die einfachen schwarzen Scheitelkappen der Nordchinesen sind ein Stück Nationaltracht, welches den Chinesen auch in der Mongolei kenntlich macht. Höherstehende und besonders Mandarinen (s. Abbildung, S. 556) erscheinen niemals ohne Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit. Sie treiben darin nicht nur Luxus, indem sie feine Stroh- und Bambushüte mit seidenem Überzug und Troddel, im Sommer Filz- oder Tuchkappen mit aufgeschlagenem Rande, Stickerei und Pelzwerk im Winter tragen, sondern haben an ihren Hüten auch noch das seit der Mandschuherrschaft eingeführte Unterscheidungszeichen des Knopfes, der in aufsteigender Ordnung aus folgenden Stoffen besteht: rote Koralle, hellblaues Glas, Lapislazuli, Kristall, weißer Chalcedon, Gold (oder vergoldet). Die chinesische Mandarinentracht hat sich bei Beamten Tibets und des nördlichen Hinterindien längst Bahn gebrochen, und man sieht sogar das üppige Zobelfellkleid chinesischer Geheimräte in Kiangtung. Den pompösen Eindruck, den sie hervorbringen soll, stört leider allzu oft eine unerwartet hervortretende schmutzige Stelle und häufiger noch die Verlumptheit des Gefolges von Dienern, ohne welches ein hoher Herr sich nicht austragen läßt. In großer Ausdehnung wird von den Weibern das Schminken geübt, welches ebenso weit verbreitet ist und übertrieben wird wie die Verstümmelung der Füße. Im nördlichen China sind nur alte Weiber und Kinder ungeschminkt. Beim Schminken wird das Gesicht geweißt, und dann werden ovale, rosenrote Flecke aufgetragen, welche über die ganze Wange gehen.



Ein Mandarinenstab in rotem Lack. (Ethnographisches Museum, München.)

Die Verkrüppelung der Füße ist eine Eigentümlichkeit der chinesischen Überkultur (s. Abbildung, S. 558), welche ein grelles Licht auf die Raffiniertheit und Unnatur wirft, unter welcher dieselbe leidet. Ob der Zweck die Fesselung der Frauen ans Haus oder die künstliche Vermehrung ihrer Korpulenz oder, wie eine unwahrscheinliche Sage will, die Nachahmung der kleinen Füße einer großen Kaiserin, die ganze Übung ist widersinnig und eigentlich auch ekelhaft. Vom fünften Jahre an wird der Kinderfuß in der Weise eingepreßt, daß die vier kleinern Zehen untergebogen und zugleich die Fersen nach oben und rückwärts gezwängt werden. In den höhern Ständen wird mit dieser Plage fortgefahren, bis das Geschöpf wie auf Stelzen geht und außer dem Hause nicht mehr anders als im Tragstuhle oder auf dem Rücken einer Dienerin sich bewegen kann. In den niedern Klassen wird dieses Extrem nicht erreicht, hier bewegen sich die Frauen noch immer mit einiger Freiheit. Und ganz

frei von dieser Sitte haben sich nicht bloß die Mandschu im Norden und Hakka im Süden, wie man gewöhnlich sagt, sondern auch die weniger von der chinesischen Kultur beleckten Völker des Westens gezeigt. Cooper sah die Fußverkrüppelung im Innern von Setschuan auf dem Lande vielleicht nur beim zehnten Teile der Weiber, was andeutet, daß nicht bloß die Weiber der „fremden" Stämme, sondern auch die Chinesinnen selbst sich in der frischern Luft dieses erst seit 150 Jahren dem Reiche ganz gewonnenen westlichen Kolonialgebietes von der Überfeinerung Altchinas freizuhalten wußten.



Ein chinesischer Mandarin aus Hongkong. (Nach Photographie.)

Die körperliche Reinlichkeit ist nicht die starke Seite der Chinesen. Nur oberflächlicher Schein wird durch die Künste des Barbiers hervorgebracht. Die Japaner baden häufig, aber für die niedern Klassen bedeutet auch dies kaum die hinreichende Reinigung, denn zum Bade dient ihnen ein etwas über 1 m hohes Faß, das gerade weit genug ist, um eine Person in kauernder Stellung in sich aufzunehmen, und dasselbe Wasser, das in einer unvernünftig hohen Temperatur erhalten werden muß, wird in Privathäusern von sämtlichen Familiengliedern, in den öffentlichen Badehäusern aber von vielen verschiedenen Gästen benutzt. Die Ostasiaten haben kein starkes Luftbedürfnis, auch in den leicht gebauten japanischen Häusern gibt es viel schlechte Luft. Haut- und Augenkrankheiten sind außerordentlich häufig, und selbst in den nördlichen Teilen, z. B. in der Umgebung von Peking, findet man ausgedehnte Malaria-Regionen.

Die Chinesen sind ein vorwiegend ackerbauendes Volk. Es ist oft erzählt, welche Ehre der Kaiser in Peking und seine Vertreter in den Provinzen dem Ackerbaue alljährlich anthun, ebenso wie einstimmig die besten Weisen und Staatsmänner den Ackerbau als den Lebensnerv des Staates gepriesen und wie viele hervorragende Geister sich mit seiner Vervollkommnung beschäftigt haben. Klarer noch spricht für seine Bedeutung die Thatsache, daß China die Nahrung für seine riesige Bevölkerung fast ganz allein aufbringt, und daß es daneben noch mit zwei Produkten desselben, Thee und Seide, den Weltmarkt in einer Fülle und Regelmäßigkeit versieht, welche Europa in eine keineswegs schmeichelhafte Abhängigkeit von China gebracht hat. Aus dieser Wertschätzung, an welcher wohl der bewußte Gegensatz des Ackerbaues und des Nomadentumes ihren Anteil haben, hat man den falschen Schluß gezogen, daß in China eine allverbreitete Bodenkultur von hoher Entwickelung herrsche. Gleichwie in andern Dingen, hatten die Reisenden früherer Jahrhunderte allen Grund, auch hierin

Europa tiefer, China höher zu stellen. Doch gilt vieles davon nicht mehr für heute. Die Chinesen sind weiter im Ackerbaue als die Eingebornen von Indien oder andre halbkultivierte Völker. Aber in ganz Südchina ist der Boden der Berge und Hügel ein vorwiegend armer. Amoy bildet hier ungefähr die Grenze, denn nun kommt fruchtbares Land, am Flusse Min sind Berge von 1000 m bis zum Gipfel kultiviert, in vielen Gegenden wohl auch noch mit bloßem Buschwerke bestanden. Aber selbst im dicht bevölkerten Mittelchina ist keineswegs jeder Fleck Bodens angebaut. Man findet vielmehr niedrige, mit Schilfrohr, verschiedenen Kräutern und Gesträuch bedeckte Stellen, die durch Austrocknung und Eindämmungen anbauungsfähig gemacht werden können. Syrski sah in den am meisten vorgeschrittenen Provinzen Kiangsu und Tschingkiang selbst in unmittelbarer Nähe der Wohnungen unangebaute, bloß mit Gras und allerlei Unkraut bewachsene Stellen und beschreibt, wie Gräber und Kapellen vielen Raum einnehmen. Am dichtesten dürfte der Anbau noch im Norden sein, wo in den Lößlandschaften derselbe bis in Gebirgshöhe ansteigt und zugleich Wald und Heide am weitesten zurückgedrängt erscheinen. Nicht bloß seiner Ausdehnung nach entspricht der chinesische Ackerbau nicht ganz dem Ideale, zu welchem man ihn hat stempeln wollen, sondern er ist auch nicht in derselben Richtung intensiv, wie Europäer sich ihn vorstellen. Pflug und Egge kommen auf den meist kleinen Wirtschaften Chinas weniger zur Anwendung als Hacke und Rechen. Von einem Büffel oder Ochsen gezogen, reißt der Pflug keine tiefen Furchen, und die starke Verwendung der Dungmittel ist mit wegen der unzulänglichen Wendung der Scholle notwendig. Spaten und Schubkarren sind unbekannt. Das Getreide, auch Reis, wird entweder durch Tiere oder mit Flegeln im Freien gedroschen. Scheunen sieht man nicht. Da Büffel das häufigste Zugvieh, besonders zum Pflügen, sind, ist ein gewisser träger Gang der Geschäfte selbstverständlich.



Ein junger Chinese. (Nach Photographie.)

Faßt man die Vorzüge der chinesischen Landwirtschaft ins Auge, so ist die erste Frage: Wie sind in China die Güter verteilt? Diese Frage ergibt sich ohne jede weitere Erläuterung als die wichtigste, die man hinsichtlich des wirtschaftlichen Lebens Chinas aufwerfen kann. Wir besitzen zum Glücke hinreichendes Material zu einer wenigstens allgemeinen Beantwortung derselben, wenn wir auch nicht gerade über die Zustände einer jeden Provinz genau unterrichtet sind. Die Geschichtschreiber Chinas berichten uns einstimmig, daß in den ältesten Zeiten der Staat alleiniger Grundeigentümer gewesen sei und alljährlich die Ländereien an die Steuerpflichtigen und Arbeitsfähigen verteilt habe; aber in Wirklichkeit ist der Staat längst aus dieser Eigentümerrolle verdrängt, deren Spuren im Zehnten und vielleicht auch in der Pflege und Oberaufsicht erblickt werden mögen, welche der Staat gerade dem Ackerbaue angedeihen läßt. In keinem andern ackerbauenden Lande der Welt ist gegenwärtig der Grundbesitz so sehr zersplittert wie in China. Ein Gut von 60 Hektar in der Ebene gehört zu den größten. Ein Familienvater, der 6 Hektar Land sein nennt, wird für vermögend gehalten. Eine Familie kann in der Nähe größerer Städte

von 1 bis $1^1/_2$ Hektar Land leben, wenn sie es selbst besitzt und bearbeitet, aber ein Pachter von 2 Hektar gilt für arm. Die übliche Vererbung durch Teilung des Grundbesitzes, auf welche auch das Erben des ältesten Sohnes unter Vorbehalt des Rechtes der übrigen, auf dem väterlichen Boden sich niederzulassen, hinauskommt, trägt zur Parzellierung ebensowohl bei wie die Emsigkeit und Sparsamkeit des chinesischen Landmannes und der reiche Ertrag



Eine Chinesin mit Krüppelfüßen und ein chinesisches Kind. (Nach Photographie.)

des Gartenbaues und der Kulturen, wie Thee und Seide, welche bei kleinem Betriebe am lohnendsten sind. Ein großer Teil des chinesischen Ackerbaues würde nicht mit Gewinn zu betreiben sein, wenn nicht die kinderreichen Familien eine stets verfügbare Menge der allerbilligsten Arbeitskraft repräsentierten. Diese Arbeitskraft macht es möglich, daß nach allgemeinen Schätzungen die Hälfte alles Ackerlandes in China von Pachtern und zwar vorzüglich von kleinen Pachtern bearbeitet wird. Es liegt in der Genügsamkeit, dem Fleiße, dem Familienzusammenhange der größte Teil des Kapitals, mit welchem der chinesische Bauer arbeitet. Unsre Sache kann es hier nicht sein, tiefer in die Geheimnisse des chinesischen Ackerbaues einzudringen. Wir berühren nur das Wichtigste. In Düngung und sorgfältiger Bearbeitung

sind die Chinesen allen Urteilen nach unsern Bauern voraus. Im Süden besonders ist der Menschendünger und jede Art Abfall eifrig gesucht, bis herab zu den ausgebrannten Raketensätzen. Man weiß, daß der Reis die Hauptfrucht Chinas ist. Der Norden, wo er nicht mehr gedeiht, und der Westen bauen allerdings an seiner Stelle Hirse, Weizen und Mais, aber die Fruchtbarkeit des Südens und der Mitte an Reis ist, bei durchschnittlich zweimaliger Ernte im Jahre, so groß, daß derselbe das wichtigste pflanzliche Nahrungsmittel der Chinesen bleibt. Dürfen wir den dürftigen Nachrichten über die durchschnittlichen Reiserträge in China glauben, so sind sie erheblich größer als in andern Teilen Asiens und in Nordamerika. Im letztern Lande rechnet man durchschnittlich pro Hektar 1800 kg, in Indien (Madras) 2470 und in China 3840 kg. Dies ist dann allerdings nur Paddy, ungeschälter Reis, von dem 35—50 Prozent an Hülsen abzuziehen sind, um den zur Nahrung tauglichen Reis zu erhalten. Dennoch ist der Konsum so groß, daß ziemlich regelmäßige Reiszufuhren aus Formosa, Manila, Hinterindien notwendig werden. Selbst aus Nordamerika ist schon Reis nach Schanghai eingeführt worden. Auf dem Lößboden des Nordens und in den fetten Präriegefilden der Mandschurei scheinen die nordischen Getreide, vor allen Weizen, Hirse und Buchweizen, in ihrer Weise ebensogut zu gedeihen wie der Reis in den Jantse-Niederungen. Daß Mais und Kartoffeln über das ganze Reich verbreitet sind und in den mehr gebirgigen Gegenden schon eine bedeutende Rolle als Volksnahrungsmittel spielen, beweist, daß der chinesische Landwirt sich nicht starr gegen das Gute abschließt, das die Fremden bringen. Ein weniger löbliches Zeugnis legt der Mohn in derselben Richtung ab, denn seine Kultur, die vor ein paar Jahrzehnten noch unbekannt war, wird bereits in keiner Provinz vermißt und spielt in einigen schon eine traurig große Rolle. Zahlreich sind die Nahrungsgewächse geringerer Art. Bataten und andre Wurzeln sowie grüne Gemüse aller Art sind sehr verbreitet, und die Hülsenfrüchte gehören zu den wichtigsten Volksnahrungsmitteln.

Aber ein Nebenzweig des Ackerbaues, den wir in Europa noch kaum kennen, die Wasserkultur, zeigt wohl am deutlichsten den Scharfsinn und die Geduld, mit der der Chinese die Natur seinen Zwecken dienstbar macht. Der natürliche Fischreichtum soll selbst in den Bewässerungsgräben der Reisfelder ein sehr großer sein und wird noch vermehrt durch künstlich aufgebrachte Brut, mit der man die überschwemmten Reisfelder gleichsam besäet, nachdem die Ernte eingeheimst wurde, so daß dasselbe Stück Land im Sommer Reis und im Winter Fische trägt. Wie nirgends der Fisch eine so große Rolle in der Volksernährung spielt wie in China, so scheint auch die See- und Flußfischerei hier in einer merkwürdigen Ausdehnung und mit den mannigfaltigsten Mitteln betrieben zu werden. Man denke an das Fischen mit Kormoranen, das ein weitverbreitetes Gewerbe ist. Kanalboote tragen am Schnabel Vorrichtungen zum Einhängen wagerechter Netze, deren Inhalt leicht auf Deck geschleudert werden kann. Mehrere Wurzeln und Samen von Pflanzen, welche man im stehenden und fließenden Wasser als nahrungspendende Gewächse anpflanzt, werden in großen Mengen genossen. Und muß nicht auch eine so vielfältig nützliche, durch die Sprosse selbst als Nahrungsgewächs wichtige Pflanze wie der Bambus, dessen mannigfaltige Benutzung an die Kokospalme und die Dattel erinnert, die Bodenausnutzung erleichtern?

In höherm Maße wird dieselbe allerdings durch zwei andre Faktoren bestimmt, die der chinesischen Landwirtschaft einen ganz eigenartigen Stempel aufprägen: durch das Zurücktreten der Viehzucht und durch die weite Verbreitung des Thee- und Seidenbaues. Das einzige Tier, welches der Chinese in irgend erheblicher Menge züchtet, ist das genügsame und fruchtbare Schwein, dessen Speck und Schinken, wie sie aus Futschou zur Ausfuhr gelangen, in ganz Süd- und Ostasien bekannt sind. Büffel und Rinder braucht man als Lasttiere und zum Treiben von Schöpfrädern und andern Maschinen. Die erstern

sind auch zur Bearbeitung des sumpfigen Bodens der Reisfelder nötig. Schweinemästung mit dem Rückstande der Branntweinbrennerei ist seit langem in China bekannt. Im Norden wird die Schafzucht auf den dürren Hügeln von Schansi und den Sandflächen von Petschili betrieben, und Wolle ist ein Hauptimportartikel aus der Mongolei. So wird denn die ganze große Menge von Boden, welche bei uns als Weiden und Wiesen benutzt wird, dort zum Ackerbaue verfügbar. Und anderseits kann die gewinnreiche Seiden- und Theezucht mit jedem andern Zweige der Landwirtschaft, selbst mit dem Reisbaue, verbunden werden. In den Seidendistrikten sind nicht bloß alle Felder und Gärten, sondern auch die Dämme zwischen den Reisbeeten überall mit Maulbeeren bepflanzt, deren Blätter zur Fütterzeit der Raupen verkauft werden. Fortune schildert uns die Theeregion von Ningpo (Tschekiang), wo Hirse und Mais die Abhänge bedecken und die zahlreichen Theesträucher beschatten, und Syrski hebt mit besonderm Nachdrucke hervor, daß der Theebau wenig Raum erfordere, da die Theesträucher „nirgends in eignen, ihnen allein gewidmeten Anlagen“, sondern in zerstreuten Büschen auf Dämmen zwischen Reisfeldern und selbst unter Maulbeeranlagen gepflanzt seien. Nimmt man hinzu, wie sehr sich diese beiden Kulturen seit einem Jahrhundert durch die rasch anwachsende Nachfrage der Europäer ausgebreitet haben und gewinnreicher geworden sind, ferner wie gerade sie es sind, die jenem in China verbreitetsten Kapital der geduldigen kleinen Arbeit, besonders der Familienarbeit, die vorteilhafteste Anlage und Nutzung gewähren, so wird man begreifen, wie gerade die thee- und seidebauenden Provinzen zu den dichtest bevölkerten gehören, ohne daß dabei jene durchaus gartenartige, lückenlose Bodenkultur herrscht, von welcher uns die frühern Reisenden, welche nur die Vorstädte und höchstens die Fluß- und Kanalufer sahen, mehr als die neuern zu berichten wissen.

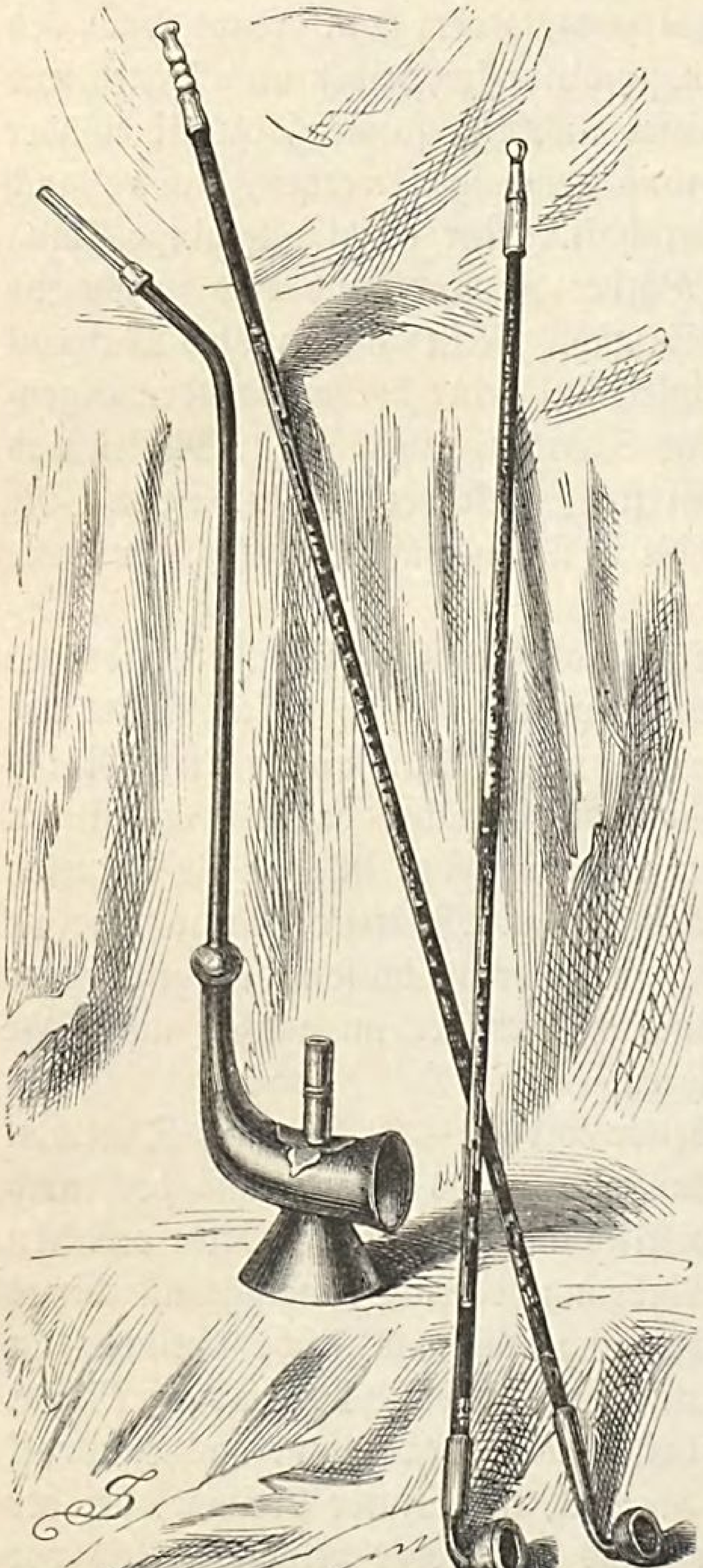
Übrigens wird überhaupt die große Zahl der Kulturen, denen der chinesische Landmann obliegt, eine intensivere Ausnutzung des Bodens ermöglichen. Nennt doch Eugen Simon 70 bedeutendere Kulturen, unter denen er als hervorragend wichtig unter anderm Reis, Weizen, Mais, Gerste, Roggen, Hirse, Sorghum, Baumwolle, Thee, Seide, Zuckerrohr anführt. Mehr als ein Dutzend ölliefernde Pflanzen, der Bambus, der Maulbeerbaum, ferner das Pflanzenwachs, der Firnisbaum, die Pflanzen für Ailanthus- und Eichenspinnerseide sind als gleichfalls bedeutende Kulturen unter vielen weniger wichtigen zu erwähnen. Von Setschuan wird hervorgehoben, daß Obst- und Feigenbäume es zur schönsten, gartenartigsten Provinz Chinas machen. Auch der Gemüsebau erfreut sich einer eifrigen Pflege, grünes Gemüse pflegt selbst bei der ärmlichsten Tagelöhnerkost nicht zu fehlen. Die Bodenpreise sind hoch. Syrski gibt den Preis des Hektars Reisland zu 1320—2640 Mark an, des Hektars Gartenland nahe bei Schanghai zu 11,220 Mark. Simon spricht von Reisland in der Provinz Setschuan (bei Tschentu), welches im Jahre 10—14,000 kg Reis erzeugt und 18—28,000 Mark pro Hektar gelte. Endlich teilt uns Williamson die Bodenpreise in den angebauten Teilen der Ostmongolei mit, welche mit 120 Mark pro Hektar keineswegs sehr niedrig erscheinen, da dies ein noch erst in der Urbarmachung begriffenes Land ist. Die Pachtzinsen betragen durchschnittlich 10 Prozent der Landpreise. Die Preise der landwirtschaftlichen Produkte sind ganz wie bei uns großen Veränderungen unterworfen; ja, es scheint sogar, daß die Preisunterschiede dort viel schärfer hervortreten als bei uns. Der mangelhafte Verkehr macht dies wahrscheinlich, und die Reis- und Kornhäuser der Regierung, welche alljährlich gefüllt werden, um mit ihrem Vorrate dem Mangel in den magern Jahren abzuhelfen, sind, abgesehen vom Betruge, der auch ihrer sich bemächtigt, dem Bedürfnisse nicht von fern gewachsen. Nach Simons Mitteilungen variieren die Preise des Reises, um mehr als 300 Prozent, was um so mehr in Erstaunen setzt, als der Reis das wichtigste Getreide des Landes ist.

Wir sehen, daß der künstlichen Bewässerung eine große Rolle im chinesischen Landbaue zugeteilt ist. Dieselbe beruht ebensowohl auf den klimatischen wie den Bodenverhältnissen. Sowohl im sonnigen Süden als im Norden mit seinem durchlässigen Lößboden sind Notjahre infolge von Trocknissen leider nicht selten. Die weitgehende Waldverwüstung, welche dem Abbé David den Schmerzensschrei nach Erhaltung der rasch aussterbenden wild lebenden Fauna Ostchinas auspreßte, wirkt wohl in dieser Richtung mit. In forstwirtschaftlicher Beziehung ist China nichts weniger als Kulturstaat, dem man brennt sogar den Niederwald der Hügel ab, um mit der Asche zu düngen, und nur im Süden und Westen sind noch gute Wälder erhalten. Daß Japan gerade in dieser Richtung so viel sorgfältiger über seine Naturschätze wacht, möchte fast als eine Andeutung genommen werden, daß es auch in China einmal Besseres gab als die heutige Raubwirtschaft. Nur besitzt allerdings China nicht die von Natur so reichen und mannigfaltigen Wälder Japans, und dies spricht sich auch in dem einförmigern Charakter seiner Holzindustrie aus. Meist angewandtes Material ist Bambus. Leichtigkeit, Biegsamkeit und große Festigkeit sind seine hervorragenden Eigenschaften, daher ist er im gleichen Grade brauchbar für Stangen, Bootshaken, Masten und Querleisten für die Segel und in seinen feinern Sorten für Zwecke der Kunstindustrie. Die Heizung geschieht großenteils vermittelst Holzkohlen, die in Thongefäßen, ähnlich den scaldini der Italiener, gebrannt werden.

Der Chinese wurde der europäischen Welt lange Zeit als ein bloß von Reis lebendes und trotzdem hart und ausdauernd arbeitendes Wesen vorgestellt. Auch dieses Rätsel hat sich selbst aufgelöst. Wir wissen jetzt sicher, daß keine Rede sein kann von reiner Reisnahrung, auch nicht beim niedern Volke. Wenn auch die Angabe, daß die chinesischen Arbeiter nicht weniger leisten als die europäischen, nur so zu verstehen ist, daß die Chinesen durch Geduld und Ausdauer ersetzen, was unsre Arbeiter an Muskelkraft und Energie ohne Zweifel vor ihnen voraus haben, so würde es doch nie erklärlich sein bei einförmiger Reiskost. In der That wissen wir jetzt, daß der chinesische Arbeiter im ganzen nicht sehr viel schlechter lebt als viele seiner europäischer Kollegen.

Bei den gewöhnlichen Preisen vermag ein Arbeiter mit 30—40 Pfennig Tagelohn 1 kg Reis, 1/2 kg Gemüse und ebensoviel Fisch zu kaufen, und es bleiben ihm doch noch 5—20 Pfennig für Thee, Salz, Tabak, Wohnung und Kleidung. Nach Champion erhalten die Arbeiter in den Seidendistrikten von Hupei eine Nahrung, deren Grundlage allerdings Reis ist, zu welcher aber monatlich viermal Schweinefleisch, achtmal Fisch, zweimal (an den zwei Festtagen des Monats) Hühner kommen. Man rechnet dabei 20 kg Reis pro Monat auf den Kopf, ferner für 12 Pfennig Thee und Tabak. Nach Syrski ißt das Landvolk der großen Ebene zur Zeit der gewöhnlichen Arbeit viermal, im Winter dreimal, bei der Reisernte fünfmal. Im letztern Falle besteht die Kost aus Thee oder gekochtem Reis vor dem Hinausgehen aufs Feld; Reis, Bohnen, Gemüse zwischen 8 und 9 Uhr; Reis, Fisch, Gemüse, Erbsen, Reisbranntwein (Samschu) um 11 1/2 Uhr; Fadennudeln und grünes Gemüse zwischen 3 und 4 Uhr; Erbsen, Gemüse, Schweinefleisch, zuweilen Eier, Samschu um 6 Uhr. Dabei verbraucht der Arbeiter täglich für ca. 8 Pfennig Thee und Tabak. In betreff des Reises sagt Syrski: „Nach einer einstimmig mir von allen Chinesen, mit denen ich verkehrte, gegebenen Versicherung kann ein Individuum, mit Reis allein genährt, höchstens 15 Tage schwere Arbeit verrichten. Später hält es keine größere Anstrengung aus.“ Fortune hebt besonders die Geschicklichkeit hervor, mit der man die einfachen Substanzen zuzubereiten weiß. „Mit diesen einfachen Dingen“, sagt er, „weiß der chinesische Arbeiter eine Anzahl höchst schmackhafter Gerichte zu bereiten, mit denen er sich ein ganz üppiges Frühstück oder Mittagsmahl zusammenstellt.“ So ist z. B. Erbsenkäse, welchen man als einen Vorläufer der Erbswurst betrachten könnte, ein wichtiges Nahrungsmittel

der Chinesen, eine Art Extrakt aus Erbsenmehl, woraus das Kasein durch Gipswasser ausgefällt ist, und welcher in Gallertform verkauft wird: das Muster einer nahrhaften und billigen Speise. Die Eßweise der Chinesen (ebenso wie der Koreaner und Japaner) ist von derjenigen andrer Orientalen darin verschieden, daß sie nicht aus gemeinsamer Schüssel und mit den Händen, sondern jeder von eignem Teller, d. h. aus einer Lackschale, und mit zwei zwischen den Fingern der rechten Hand zangenartig gehaltenen Stäbchen aus Knochen oder Elfenbein speisen.



Chinesische Opiumpfeifen. (Ethnographisches Museum, München.)

Opium ist seit 40 Jahren ein Ding von verderblicher Wichtigkeit für das chinesische Volk geworden, ein Lebensbedürfnis, das aber am Leben frißt, statt es zu fristen und zu stärken. Jährlich werden 7—10 Millionen kg eingeführt und halb soviel im Lande selbst erzeugt. Alles wird in China konsumiert. Man berechnet, daß jährlich 300 Millionen Mark für Opium in China ausgegeben werden, wovon drei Viertel ins Ausland gehen. Die Dosis, die ein Raucher täglich nimmt, wird auf 4—5 g im Durchschnitte angeschlagen. Geübtere bringen es aber auf 15 und 20, und zwar ist dies nicht das unreine Opium des Handels, sondern es ist gereinigt und dadurch konzentriert. Die Armen rauchen allerdings das schon gerauchte Opium noch einmal und verschaffen sich dadurch das Vergnügen auf billigere Weise, aber sie opfern doch meist den ganzen Rest ihres Tagelohnes diesem Laster, das viel kostspieliger ist als die narkotischen Genüsse, die man in Europa kennt. Mitte der fünfziger Jahre rechnete man die Zahl der Opiumraucher in Kanton auf 4 Prozent der männlichen Bevölkerung. Seitdem hat es gewiß enorm zugenommen, denn wir hören schon aus dem fernsten Westen und Norden, selbst aus der Mongolei und der Mandschurei, Klagen über das immer allgemeiner werdende Laster. Berichtet doch Ney Elias, daß manche Einwanderer nur deshalb nach der Mongolei gekommen seien, um in Ruhe Mohn bauen und Opium rauchen zu können. Es ist überflüssig, die Gefährlichkeit dieses Lasters gerade bei einem Volke wie dem chinesischen des weitern zu beweisen. Das Volk besitzt seine Haupttugenden in der Geduld, Genügsamkeit und dem Fleiße. Dies sind auch die Grundlagen seines wirtschaftlichen Gedeihens. Gerade diese Grundlagen untergräbt der Opiumgenuß, dessen zerrüttende Wirkungen, was man auch sagen möge, weit verderblicher sind als die des Branntweines. Wenn nun schon unter tüchtigen und energischen Völkern Europas das Laster des Trunkes gewaltige Verwüstungen anrichtet und wie eine Geißel des Volkes betrachtet wird, wie muß ein Gift wie das Opium auf die viel weniger widerstandskräftigen Naturen der Chinesen wirken? Wenn wir trotz der ungemeinen Hebung, welche die Produktion und der Handel in China in den

letzten dreißig Jahren erfahren haben, selten einen Kenner des Landes vertrauensvoll in die Zukunft des alten Reiches schauen sehen, so ist die Befürchtung, daß der Opiumgenuß im Volke die Kräfte lahmlege, die zu einer neuen Kulturentwickelung führen könnten, nicht der letzte Grund des Mißtrauens. Auch scheint es nicht fraglich zu sein, daß an der Verarmung und Zerrüttung, welche heute sich den Sinnen des Beobachters ebenso häufig aufdrängen wie vor 100 Jahren die Ordnung und der Wohlstand, dieses kaum 60 Jahre alte Laster (vor 1820 betrug der Opiumverbrauch nicht den 20. Teil von dem heutigen) keinen kleinen Teil der Schuld trägt. v. Richthofen hält den immer zunehmenden Opiumgenuß für einen Faktor, der möglicherweise der Bevölkerungszunahme in China einen starken Damm setzen dürfte. Berauschende Getränke, aus Hirse oder Reis gebrannt, waren vor der Einführung des Opiums die einzigen Berauschungsmittel, die aber mit „nachahmungswürdiger Mäßigkeit" gebraucht wurden. Wein aus Trauben wird nicht bereitet. In Japan genießt man den Reiswein häufig. „Wein ist der Besen, mit dem man die Sorgen auskehrt", ist dort ein beliebter Spruch. Doch sieht man selten Betrunkene.

China ist das Land großer Städte und zahlreicher Dörfer, das Land des gedrängten Wohnens, welches wohl weniger aus Mangel an Boden als aus natürlichem Triebe zu Zusammendrängung sogar auf das Wasser, um in Booten, und unter die Erde, um in Höhlen zu wohnen, übergreift. Die Hauptform der Wohnstätten sind Dörfer. Man könnte glauben, nach der Zahl der großen Städte zu urteilen, daß die Mehrzahl der chinesischen Bevölkerung in den Städten wohnte, aber dies ist nicht der Fall. Der Chinese ist in allererster Linie Dorfbewohner, und wenn die Städte zahlreich und bevölkert sind, so sind sie es durch die Blüte des chinesischen Handels, denn wesentlich sind sie die Sammelplätze von Kaufleuten und die Wohnsitze von Beamten. In Oberst Untergers Schilderungen aus Nordchina heißt es: „Schon wenn man sich der Mauer nähert, hört man das einer großen Stadt eigentümliche Geräusch, das sich bald darauf in Gerede und Geschrei der in der Straße auf und ab wogenden Masse von Menschen und Tieren auflöst. Schmale Straßen führen in das Innere der Stadt, so schmal, daß zwei Karren sich mit Mühe ausweichen können; der Straße entlang führen, dicht an den mit Kaufläden überfüllten Häusern, erhöhte Gänge für die Fußgänger. Die lackierten Teile der nach außen vortretenden Holzteile der Häuser, die schweren und reichgeschmückten Karniese, bunt bemalten Friese mit vergoldeter Holzschnitzerei, die Mannigfaltigkeit der Aushängeschilder von den absonderlichsten Formen, Ziegeldächer von einer der chinesischen Architektur eignen Ausbauchung, an den Ecken verziert mit den verschiedenartigsten Figuren und Drachen, alles dieses zusammen gibt einer solchen Handelsstraße ein höchst phantastisches Ansehen."

In den bevölkertern Teilen von China findet man in einem Kreise von 5 bis 7 km leicht 150—200 Dörfer von beträchtlicher Ausdehnung. Und diese Dörfer sind nicht immer klein. Im Norden, besonders in Petschili, gibt es weilerartige Dörfer von 20 bis 30, viele andre von 100 Familien, aber im allgemeinen sind Dörfer in China gewöhnlich viel volkreicher als in Europa, bis zu 8000 und mehr Einwohner zählend. Und vor allem sind die zwischen Lehmmauern engen, winkeligen Straßen in den Dörfern sehr belebt, Krambuden aller Art häufig, ebenso Theehäuser und Garküchen. Regelmäßige Märkte werden häufig gehalten. Am Eingange der Dörfer stehen Ehrenpforten zum Gedächtnisse an die Tugenden ihrer Bewohner, die durch tadellosen Wandel und Bürgersinn solcher Ehre teilhaftig wurden. Die chinesischen Städte sind in der Regel viereckig angelegt und ummauert. In den alten Städten sind die Straßen über alle Begriffe gewunden und winkelig. Nur in den Vorstädten macht es eine gewisse Zahl gerader Straßen dem Fremden leichter, seinen Weg zu finden. Süden und Norden verhalten sich hierin nicht ganz gleich. In den Kanalgegenden sind die Wege meistens schmal wie Fußwege, aber gepflastert, und man kennt

kaum Vehikel oder Tiere für den Transport. In den hügeligen Gegenden hingegen kennt man letzteres beides. Dieser Unterschied übt einen Einfluß auf die Städte, welche im Süden und der Mitte enge Straßen ($1^1/_2$—4 m), im Norden dagegen solche haben, welche für Wagen breit genug sind. In diesen engen Straßen türmen sich hohe Fronten auf, selten mehr als 4—5 m breit bei Kaufläden, dafür um so tiefer. Innere Höfe, deren in größern Häusern oft eine ganze Reihe vorhanden, ersetzen den Mangel äußerer Fenster. Nur im Innern wohnt das Behagen, der Reichtum, die schönen Farben und phantastischen Formen, welche wir an der chinesischen Kunst kennen. Äußerlich glänzen die hohen, grell bemalten und vergoldeten oder versilberten Tafeln der Geschäftsanzeigen, 4 m hoch, $^1/_3$—$^1/_2$ m breit, zu beiden Seiten des Thores aufgehängt, oft ein Wald von Farben und Hieroglyphen, der dazu beiträgt, den engen, wimmelnden Straßen sogar einen eigenartigen künstlerischen Reiz zu verleihen. Unscheinbar hängt neben diesen das Symbol des wachen Auges der Obrigkeit: die Tafel mit den Namen aller in einem Hause wohnenden Personen, die vorschriftsgemäß an jedem Hause sich finden soll, die man aber freilich in manchen Provinzen selten oder höchstens mit dem Namen des Hausherrn beschrieben erblickt. Auch Straßennamen glänzen an den Ecken, und diese sind hier meistens sehr hochtrabend. Etwas von Wohlthun, Liebe, Himmel, Reinheit 2c. ist in der Regel in ihnen. Übrigens trifft man auch, z. B. in der Kantoner Westvorstadt, numerierte Straßen. Nachdem die Taipingrevolution zahlreiche Städte im Süden und in der Mitte des Reiches zerstört hatte, erstanden aus Asche und Trümmern neue Städte, die freier vom althergebrachten Plane sich entfalteten. Nantschang z. B., eine der berühmtesten Provinzhauptstädte, nach Tschingtufu auch eine der schönsten und regelmäßigsten, hat breite, reinliche Straßen. Trotz der Armut der Provinz Kiangsi, einer von denen, die Nahrungsmittel zugeführt erhalten, ist durch die Lage an der Hauptverkehrslinie der Handel selbst hier enorm. Was von Norden oder Süden kommt, muß durch diese Stadt, die endlich auch als Mittelpunkt der Porzellanindustrie wichtig ist.

Einzeln stehende Höfe und Weiler sind selten und werden nur im Süden und Westen, besonders in der auch in manchen andern Beziehungen eigenartigen Provinz Setschuan, häufig getroffen. Am häufigsten findet man einzeln stehende Gasthäuser an der Straße, welche sich durch große Trobdeln über der Thür ankündigen. Die Chinesen haben einen unbesieglichen Trieb zum dicht gedrängten Wohnen, den sie selbst in der fernen Fremde nicht ablegen. Es ist z. B. in San Francisco eine höchst auffallende Erscheinung, wie in der „Chinatown" jetzt 15,000 Chinesen auf einem Raume zusammenwohnen, auf dem vorher nicht der zehnte Teil Europäer Platz fand, und dieser Trieb erleichtert natürlich die Volksanhäufung in den Städten. Man wird ihn nicht außer acht lassen dürfen, wo es sich darum handelt, eine Erklärung zu finden für die ungemein große Zahl stark bevölkerter Städte, der man in China begegnet. Was die Bauernhäuser anbetrifft, so ist über ihren Schmutz, die schlechte Luft in ihrem Innern und ihre Enge keine Meinungsverschiedenheit bei allen, welche das Innere Chinas besucht haben. Es fällt, beiläufig bemerkt, auf, daß man, sowenig im Leben wie im Wohnen, auf einen anständigen, behäbigen Mittelstand in China stößt, der es sich ohne Luxus wohl werden läßt. Hingegen hören wir von einer Art ländlichen Gutsbesitzeraristokratie, die übrigens, wie es scheint, nur im Westen und Norden bedeutend vertreten ist. v. Richthofen schreibt von Hunan: „Dies ist die erste Provinz, wo ich eine so beträchtliche Anzahl von reizenden Landsitzen gesehen habe, welche ‚reichen Leuten' gehören, die sich vom Geschäfte zurückgezogen haben. Sie legen ihr Geld in Grundstücken an und übergeben dieselben Pachtern. An einer abgesonderten und in die Augen fallenden Stelle, gewöhnlich am Abhange eines Hügels, erhebt sich das stattliche Herrenhaus, von Baumgruppen umgeben."

Als charakteristisch für den patriarchalischen Zug, der das chinesische Familienleben in den unverdorbenen ländlichen Verhältnissen viel kräftiger durchzieht als in den Städten,

sei auch die Sitte des Zusammenlebens der nächsten Verwandten in einem und demselben Hause erwähnt. Vom Urgroßvater bis zum Urenkel leben oft fünf Generationen unter einem und demselben Dache beisammen, und daß dies Zusammenleben, das oft in der Erinnerung an gemeinsame Abstammung ganze Gemeinden oder selbst Gruppen von Gemeinden zu einer Art von Clangefühl begeistert, für das Wohlbefinden und Gedeihen der Bevölkerung nicht unwesentlich ist, versteht sich von selbst. Und doch ist im Chinesen auch wieder ein starker Veränderungstrieb wirksam. Fortune berichtet uns sein Erstaunen über die Veränderlichkeit in der Lage der Dörfer auf der Insel Namoa bei Kanton. Wo immer die Opiumschiffe für einige Zeit anzulegen pflegten, war ein vollständiges Dorf entstanden, das alsbald verschwand, wenn mit dem Abgange der Schiffe die Ursache seiner Entstehung wegfiel. Palladius erzählt, daß Mergen, eine nicht unbeträchtliche Stadt in der nördlichen Mandschurei, nun zum drittenmal daran sei, sich einen neuen Platz zu wählen. Man verlegte es von dem Orte, an welchem es gegründet wurde, weil man glaubte, es würde besser aufblühen. Nun hat sich diese Erwartung nicht erfüllt und ist dagegen die neue Lage eine so ungesunde, daß man bereits an eine Zurückverlegung denkt; denn an der alten Stelle hat sich indessen eine nicht unbeträchtliche Handelsniederlassung entfaltet. Die Schnelligkeit, mit der die Bevölkerung in den Gegenden, die von Rebellendurchzügen heimgesucht wurden, sich entweder, nachdem der Sturm vorüber war, neuerdings auf dem gewöhnlich ganz verwüsteten Grunde wieder anbaute, oder in neuen Lagen sich eine Heimat gründete, setzte Williamson in Erstaunen.

Im Verkehrswesen Chinas prägt das Herabsteigen des Reiches sich am deutlichsten aus, vorzüglich im Zustande der einst die Lebensadern Chinas bildenden Kanäle. Die geringere Zahl schiffbarer Flüsse in Nordchina im Vergleiche zu Süd- und Mittelchina, dem Lande des Jantse, des „Gürtels Chinas", des Takiang und der großen Seen, sollte dort das grandiose Kanalsystem ersetzen. Es ist wie so manches andre in China in den letzten Jahrzehnten dem Verfalle preisgegeben worden. Die Stimmen der neuern Reisenden lauten über dieses Riesenwerk, an welchem die besten Herrscher Chinas gearbeitet haben, viel weniger enthusiastisch als die der frühern, welche in seinem Anblicke des Preisens und Erstaunens kein Ende wußten. Ritter nannte es das grandioseste Kanalsystem der Alten Welt, das einzige Mittel, welches die Verlegung der Residenz nach Norden möglich machte, da es, unabhängig von den Zufällen der Meer- und Flußschiffahrt, die Mitte und den Süden des Reiches an den Norden kettet. Er zeichnet gut seine Art und einstige Bedeutung, wenn er sagt: „Er ist von allen europäischen sehr verschieden, weil er sich nach der Natur des Landes richtet, sich oft windet, von verschiedener Breite ist, bald 200, bald 1000 Fuß weit, und fast nie stillstehendes Wasser hat; bald ist er tief in Berge eingeschnitten, bald läuft er auf erhöhtem Damme (bis 20 Fuß Höhe), mit Granitquadern eingefaßt, über Seen und Moräste von ungeheurer Ausdehnung weg." Er setzt hinzu, daß ohne diesen Kanal Nordchina wegen seiner Bodenarmut, der schwierigen Seeschiffahrt und der Seeräuber an seinen Küsten kaum verproviantiert werden könnte. Es ist ebenfalls aus den frühern Darstellungen bekannt, daß der Kaiserkanal eine erhebliche Wasserscheide überwindet, und daß bei seiner Erbauung der Fluß Wenho, welcher aus den Gebirgen von Schantung kommt, zur Speisung des Kanales benutzt wurde, indem man ihm den weitern Weg nach Westen durch Dämme verbaute. Weiter nordwärts war der Kanal in das Bett des Weiho verlegt, in welchem seine Gewässer mit ziemlich starker Strömung bis nach Tiëntsin hinabflossen. Aber nun hat bei einem Dammbruche der Hoangho das Bett des Weiho durchgerissen und den ganzen Fluß nach dem Meere abgeleitet, so daß der stolze Kaiserkanal nördlich von dem neuen Arme des Hoangho nichts als ein unbedeutender Nebenfluß dieses wilden Stromes geblieben ist. Nur im Sommer scheint der Kanal noch bis Tiëntsin eine

Zeitlang fahrbar zu sein, wiewohl nun der Handel dieses Platzes mit den Großstädten des Südens und der Mitte bereits vorwiegend den Seeweg gewählt hat. Aber im Juni füllt sich die versiegte Strecke zwischen Lintsing und Tiëntsin, und dann ist er wie früher mit Dschonken von Süden bedeckt, welche lange vorher in Lintsing auf das Hochwasser gewartet haben. Nach Dennys ist heute eigentlich nur noch der Salzverkehr sehr bedeutend auf dem Kaiserkanale. Andre Kanäle von Bedeutung scheinen unter den schlechten Regierungen der letzten Jahrzehnte kaum weniger gelitten zu haben. Wir lesen bei Williamson: „30—40 Li von Kiangsu überschritten wir den Nebenzweig eines großen Kanales, welcher in frühern Zeiten den Verkehr zwischen Schantung und Peking vermittelte. Sein Endpunkt war die Stadt Lai-Yang. Aber jetzt ist dieser Kanal vernachlässigt, fast ganz trocken; einige Wasserpfützen hier und dort und eingestürzte Brücken ist alles, was geblieben ist, um von vergangener Blüte zu reden.“ So fand er auch den wichtigen Paoting-Kanal, der den Verkehr zwischen Tiëntsin und Paotingfu zu vermitteln hat, gänzlich trocken, und von andern Seiten hören wir, daß in ausgetrockneten Kanalbetten Getreide gebaut wird!

In der That scheint eine ernsthafte Verbesserung zu den Seltenheiten zu gehören. Hübner, der scharf beobachtet und noch bessere Gewährsmänner hat, schreibt über den Stand der öffentlichen Arbeiten: „Wenn der Kaiser nicht handelnd eingreift, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, so leidet die Nation. Peking ist hiervon ein sprechendes Beispiel. Seine Straßen haben sich in Abzugsgräben verwandelt, seine Gossen sind der Marmorplatten beraubt, welche sie einst bedeckten, und deren Trümmer jetzt die Gassen unwegsam machen; die Tempel entweihen Staub und Unrat, ein Ärgernis für die Gläubigen, wenn es Gläubige gäbe, die sie besuchen; die öffentlichen Gebäude und außerhalb der Stadt die Kanäle, diese großen Adern des Landes, verfallen; die Heerstraßen werden je nach der Jahreszeit zu vertrockneten Gießbächen oder zu strömenden Flüssen oder zu undurchwatbaren Sumpflachen; dies ist die Schuld der zwei letzten Regierungen.“ Williamson freut sich über einen einzigen Mann, den er eine Straße jenseit der Großen Mauer ausbessern sieht, so lange hat er bei seinen weiten Reisen in China dieses erfreulichen Anblickes entbehrt. Dies bezieht sich auf die Straßen und Kanäle, welche große Verkehrswege sind. Hingegen scheinen die Kanalsysteme des Mittellandes, der eigentlichen „Blume der Mitte“ am untern Jantse, wo sie durch ihre Bedeutung für die Bewässerung und den Transport der Feldfrüchte fast für jeden Landbauer eine Art persönlichen Interesses erlangen, immer noch im alten guten Stande zu sein. Nevins berichtet aus der Gegend von Ningpo, die er genauer kennt, daß die Maschen des Kanalnetzes, das diese ganze Gegend überzieht, oft nicht 1 englische Meile weit sind, daß viele Landbauern eigne Kanäle bis vor ihre Häuser führen, und daß bei ihnen das Kanalboot den Heuwagen ersetzt.

Über den Zustand der Straßen erhalten wir keine tröstlichern Nachrichten als über den der Kanäle. Gerade im Norden, wo sie bei der geringern Zahl schiffbarer Flüsse und Kanäle eine hohe Wichtigkeit für den Verkehr haben, scheinen sie noch in größern Verfall geraten zu sein als im Süden, wo ältere Beobachter, wie Ysbrand und Lange, die mit russischen Gesandtschaften vor 200 Jahren hereinkamen, sich vor Erstaunen nicht fassen konnten über die Herrlichkeit der Straßen, besonders der in Felsen gesprengten Gebirgspfade; nur die Findigkeit in der Anlage von Gebirgswegen haben auch neuere, wie Obst und Unterberger, noch gelobt; an der Erhaltung der einmal mit so viel Mühe gebauten Straßen aber finden alle wenig zu loben und viel zu tadeln. Dabei ist freilich zu bedenken, daß damals besonders im Verkehrswesen vieles in China besser war als selbst in den fortgeschrittenern Teilen Europas, während wir heute in der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe dem chinesischen Verkehre ganz anders gegenüberstehen. Aber man tadelt weniger die Rückständigkeit als den Verfall der Wege, und dieser ist offenbar nicht alt.

Besonders Williamson gibt abschreckende Schilderungen. Er findet die große Landstraße von Peking über Mungyin nach dem Süden voll von Steinen und so schlecht wie jeden andern Feldweg; oft verließen seine Fuhrleute diese stolze Landstraße, um auf improvisierten Wegen nebenher zu fahren. Viele der bedeutendern Landstraßen waren nämlich einst mit Steinplatten gepflastert, aber das Pflaster ist verfallen, und die Kaiserstraße ist ein unebener Spurweg von 12 bis 20 m Breite geworden, der in eine Reihe von Karrenbahnen zerschnitten ist. Oft liegt er tief unter dem umgebenden Lande, vor Alter ausgefahren und eingesunken. Viele Brücken sind jetzt ganz unpassierbar, man umgeht sie oder fährt unter ihren Bogen durch. Auch scheint es nichts zu nützen, wenn einzelne, von menschenfreundlichem Sinne getrieben, dem gemeinen Wohle Opfer durch Straßen- oder Brückenbau zu bringen suchen, oder wenn die Richter die Schuldigen in kleinen Prozessen zur Ausbesserung eines Straßenabschnittes auf eigne Kosten anhalten. Williamson erzählt, daß bei Kwafu (Schansi) eine Witwe mit 10,000 Taels Kosten (fast 30,000 Mark) eine neue Straße an einer schwierigen Stelle über die Hügel habe bauen lassen. „Wie so manche andre Dinge in China, ist sie jetzt ganz unbenutzbar, weil niemand Gemeingeist genug hat, sie in Ordnung zu halten, und die Leute fahren fort, auf dem alten Wege wie früher ihre Knochen zu Markte zu tragen.“ Die Gebirgsstraße über den Kukwan-Paß, ebenfalls einst gepflastert, wird als ein wahrer Höllenpfad geschildert, auf welchem Löcher von $^1/_2$ m keine Seltenheit sind und die umhergeworfenen zertrümmerten Steinplatten ein wahres Felsenmeer erzeugen. Wie früher schon erwähnt, spielen in der Mitte und in Südchina, dem Lande der Flüsse und Kanäle, die Straßen eine viel geringere Rolle als im Norden. Nach Nevins sind es in den Kanaldistrikten meist nur gepflasterte Fußwege, welche die Kanäle entlang führen, und in weiten Strecken kennt man kein andres Vehikel für den Transport als das Boot. Nur in den Theedistrikten sind wieder Straßen häufig, die von Fluß zu Fluß führen und zum Teile ungemein belebt sind von den Trägern, die den Thee, die feinern Sorten mit größter Sorgfalt auf doppelt getragenen Stangen, damit die Kiste selbst beim Abstellen nicht den Boden berührt, die gemeinern an den gewöhnlich üblichen Querstangen, transportieren.

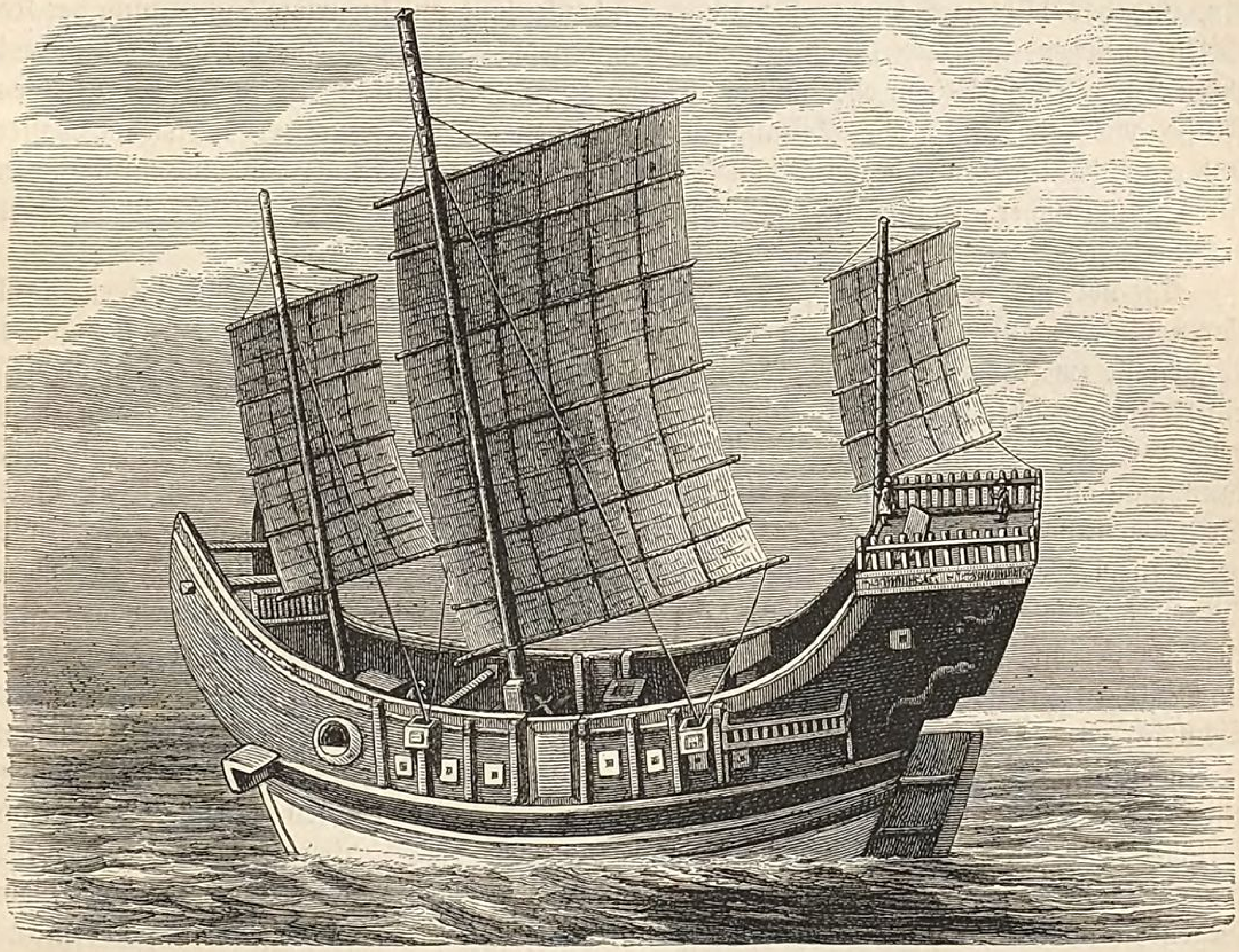
Daß die alten, einst vielbewunderten Einrichtungen für Bewachung und Instandhaltung der kaiserlichen Landstraßen ebenso in Verfall geraten sind wie die Straßen selbst, versteht sich nach dem Vorhergesagten von selbst. Die Wärterhäuser und die Wachttürme, welche in regelmäßigen Entfernungen die Straßen begleiteten, liegen meistenteils in Trümmern und sind verödet. Die Telegraphenstationen, wo mit Rauch von Wolfsdung Signale gegeben wurden, bestehen nicht mehr. Die Brücken sind, wie bereits erwähnt, in den allgemeinen Ruin hineingezogen, was um so bedauerlicher, als sie zum Teile prächtige Bauwerke waren. Fährboote, welche an ihre Stelle treten, sind nicht mehr so sicher, wie sie uns aus den Zeiten geordneter Regierungen geschildert werden. Williamson erzählt, daß er eine Fähre über den Liaoho (Mandschurei) nicht benutzen konnte, weil sie eingestellt war; sie hatte nämlich das Gepäck eines Mandarins umgeworfen und ruhte nun, bis der Prozeß beendigt war, den dieser gegen sie anstrengte. Sind die Verkehrswege nicht, wie sie sein sollten, so sind wenigstens die Frachten auf denselben niedrig genug, um für Zeit- und Güterverlust zu entschädigen. Nevins rechnet z. B. die Passagierpreise auf den Kanälen des Mittellandes zu durchschnittlich 3 Pfennig für das Kilometer.

Die Flußschiffahrt beschäftigt allein schon für das Tauen viele Tausende von Menschen. Die Jantse-Boote brauchen bei der Bergfahrt von Itschang an bei 120 Tonnen Ladung 50—60 Mann, während die Thalfahrt nur 15 erfordert. Itschang, auf der Grenze zwischen Ebene und Gebirge, zwischen den Provinzen von Hupei und Setschuan, ist mit wegen der Menge der hier wohnenden Schiffsleute eine so volkreiche Stadt. Diese Mannschaft genügt aber noch nicht. Cooper erzählt von Stromschnellen oberhalb Itschang: Ein Schiff

von ca. 80 Tonnen ging hinüber und mußte von etwa 100 Leuten gezogen werden. Sogenannte Wassermänner haben dabei die Aufgabe, die Taue von Felsen ꝛc. los zu machen, sind ausgezeichnete Schwimmer und Taucher. Diese Leute verbringen ihr ganzes Leben auf den Booten, die ihre Familie, ihr Haus, ihren Besitz umschließen, und lenken ihre Schiffe mit so viel Geschick, daß die plumpen Dschonken Stromschnellen überwinden, welche die europäischen Lotsen mit Dampfern nicht zu befahren wagen würden. Mehr noch gleichen die Holzflöße aus Honan, welche im Januar den Jantse füllen, so daß sie zum Teile selbst die Schiffahrt erschweren, schwimmenden großen Dörfern. Schweine, Hunde, Hühner, oft 20 Hütten sieht man auf ihnen und zahlreiche Weiber und Kinder. Sie sollen sechs Monate zu den nicht ganz tausend Kilometern bis Hankeou brauchen, wo sie zerlegt und neu zusammengesetzt werden, um nach Chingkiang und andern Seeplätzen zu gehen. Diese Schiffsbevölkerung rekrutiert sich aus einer andern gleichfalls halb amphibischen, welche oberhalb Hankeou sechs Monate des Jahres Ried schneidet und das Land bestellt und die übrige Zeit in ihren Booten wohnt und über ihren Feldern fischt. Auch der Fischfang beschäftigt Tausende von Menschen und wird oft in so großem Stile betrieben, daß ein einziger Schiffseigentümer gleich 20 Kormorane auf Fang aussendet.

Die zunächst wohl aus politischen Gründen geschehene Ausdehnung des chinesischen Kanalnetzes hat vielleicht mit Absicht den Seeverkehr zwischen Nord- und Südchina fast ganz in die Bahnen der Flüsse und Kanäle gelenkt und sicherlich erheblich dazu beigetragen, die Neigung zur Seeschiffahrt selbst unter den Küstenbewohnern herabzustimmen. Wir erfahren denn auch neuerdings, daß die Zerstörung des Nordendes des Großen Kanales durch den Austritt des Hoangho eine Hebung des Dschonkenverkehres zwischen den Häfen des Südens und denen des Nordens zur Folge gehabt hat. Dieselbe Wirkung hat auch nach Scherzer die Ausrottung der Seeräuber zwischen Schanghai und Futschou gehabt. Man hörte damals, die Frachten seien dadurch bedeutend gefallen, und die Reeder hätten erhebliche Verluste gehabt. Immerhin ist es aber noch immer ein bedeutsames Zeichen der Rückständigkeit der chinesischen Schiffahrt, daß einer der blühendsten und lohnendsten Geschäftszweige, deren sich die Europäer nach Eröffnung der Vertragshäfen bemächtigen konnten, gerade die Küstenschiffahrt ist. Während in den eigentlichen Handelsgeschäften die Chinesen von Tag zu Tag den Europäern mehr Terrain abgewinnen, ist für die Reeder noch immer die Schiffahrt in den chinesischen Meeren ein lohnendes Geschäft. In derselben Richtung mag als bezeichnende Thatsache angeführt werden, daß die Chinesen im Baue von Schiffen für die Fluß- und Kanalfahrt eine ebenso große Geschicklichkeit zu Tage legen, als sie in dem Baue von Seeschiffen zurückgeblieben sind. Ihre Dschonken (s. Abbildung, S. 569) sind größtenteils noch plumpe, schwer lenkbare Gehäuse, hoch an beiden Enden, viereckig geschlossen, dreimastig, in eine Anzahl wasserdichter Räume zerteilt, welche oft für mehrere tausend Tonnen Platz haben. Die Segel bestehen aus Matten, und das Segel am Hauptmaste ist, ähnlich wie das Steuerruder, von unverhältnismäßiger Größe. Der Kompaß ist bekannt, aber andre nautische Beobachtungen werden nicht gemacht. So ist denn viel mehr als Küstenfahrt nicht möglich, und die Aufgabe des Piloten ist in erster Reihe, den Kurs nach den Vorgebirgen zu steuern oder in direkter Linie rein nach dem Kompasse einen bestimmten Punkt anzustreben. Den sogenannten Kapitän könnte man besser Superkargo nennen, da er die Ladung unter sich hat, verkauft, kauft ꝛc. Er hat keinen Einfluß auf die Navigation. Diese fällt dem Piloten zu, der während der ganzen Reise die Ufer und Vorgebirge beobachtet, indem er an der Landseite des Schiffes sitzt, auch Nächte wacht, um des Tages stehend zu schlafen. Ihm zunächst steht der Oberbootsmann, der das Segeln und einige Leute unter seinem speziellen Befehle hat, ferner zwei Handelsgehilfen, wovon einer Rechnung führt und der andre die Ladung beaufsichtigt, dann ein Comprador, der Proviant kauft, und ein

Priester, der die Götzenbilder besorgt, d. h. hauptsächlich jeden Morgen Weihrauch und Gold- und Silberpapier verbrennt. Die Matrosen zerfallen in erste und zweite Klasse. Jene sind geübte Schiffer, diese thun die gemeine Arbeit und haben keine Kabinen, sind oft überhaupt keine gelernten Seeleute, sondern Bettler, Flüchtige und dergleichen. Aber sie schreien und befehlen wie alle andern, denn in der ganzen Einrichtung lebt keine Unterordnung, keine Sauberkeit, keine wechselseitige Rücksichtnahme. Das ist keine Schiffsmannschaft im europäischen Sinne. Sie ist in irgend einem Hafen zusammengerafft, und jeder denkt in erster Linie an den Gewinn, den er machen wird, denn in der Regel haben alle Köpfe Anteil an



Eine chinesische Dschonke. (Nach einem Modell im Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 568.

der Ladung und gehen zur See, um Handel, wenn auch mit einer lächerlichen Kleinigkeit, zu treiben. Revolten in dieser bunten Menge sind nichts weniger als selten. In Gefahren verlieren sie leicht den Mut und die Besinnung. Wie häufig Verluste der Schiffe und Mannschaften unter diesen Umständen sind, mag man leicht ermessen. Zu den erstaunlichsten Dingen gehört, daß trotz der Taifuns der chinesischen Meere, von denen man rechnet, daß oft ein einzelner 20,000 Menschen auf See und auf Strömen töte, bessere Organisation der Schiffahrt nicht angestrebt ist. Chinesische Dschonken machen die Reise von Amoy nach Sumatra in 3—4 Wochen, nach Singapur in 18—20 Tagen, wiewohl immer noch gelegentlich Fahrten von 60 Tagen zwischen diesen Orten vorkommen. Wenn man die Bedeutung erwägt, welche der chinesische Seehandel in einem großen Teile des Indischen Ozeanes zu Marco Polos Zeit behauptete, und bedenkt, daß damals die Chinesen ihre Schiffahrt selbst bewältigten, wird man die merkwürdige Thatsache anerkennen müssen, daß die Flotte Chinas so wie im Materiale, höchst wahrscheinlich auch in der Zahl und Größe der Schiffe stehen

geblieben, wenn nicht gar rückwärts gegangen ist. Übermäßiges Gewicht wird auf Äußerliches gelegt, der Name eines Schiffes ist eine Sache von größter Wichtigkeit, Masten und Steuerruder tragen Sprüche guter Vorbedeutung. Die beiden Augen an der Vorderseite, welche an die Augen von Osiris' Totenbarke erinnern, sind eine Notwendigkeit, ebenso die Bilder der Göttin der Schiffahrt, Matseo-po, auch Tien-how, Himmelskönigin, genannt. Jedes Schiff hat ein Bild dieser Göttin. Hauptsächlich aber steht die Rücksicht auf Bequemlichkeit immer viel zu hoch. Schnelligkeit und Sicherheit werden allen möglichen Paraphernalien nachgesetzt. Dies gilt besonders von den Flußbooten, die ein ganzes und eigenartiges Stück chinesischen Lebens umschließen. Auf ihnen richten sich die Chinesen sehr komfortabel ein, und das hübsche Schnitzwerk mancher Dschonke läßt auf luxuriöse Einrichtung der Kajütten schließen, in welchen man geschminkte und geputzte Frauen sieht, die rauchend sich mit ihren Kindern beschäftigen oder müßig auf und ab gehen. Man fährt des Abends auf einem Flusse, wie dem Jantse oder Sikiang, da blenden Lichter und Feuerwerk mitten im Wasser, und es erschallt Gesang, begleitet von Saiteninstrumenten, aus einer Dschonke mit Räumen für Opiumraucher, Coiffeurladen, Harfenistinnen und mit allem zu einem solchen Lokale erforderlichen Luxus.

Die üblichste Reiseart auf den chinesischen Straßen ist zu Wagen, der mit einigen Maultieren hintereinander bespannt ist und ohne Rasttage 45—65 km im Tage zurücklegt. Der Wagen ist zweiräderig, seine Achse ist von Holz, Federn fehlen, der Sitz des Reisenden ist ein Kasten, welcher halbbogenförmig mit Baumwollenzeug überspannt werden kann, während der Treiber seinen Platz auf einem besondern Sitzbrette hat. In diesem Fuhrwerke kann man nur wie der Chinese mit kreuzweise untergeschlagenen Füßen sitzen, jede andre Stellung ist höchst unbequem. Die Reise in solchem Karren auf steinigem oder stark ausgefahrenem Wege kann füglich eine Tortur genannt werden. Der Wagen muß, den übeln Wegen angepaßt, schwer, ja plump sein. Da alle Wagen gleiche Spurweite haben, sind tiefe Geleise in den Weg geschnitten, bei deren Verlassen der Wagen in ein Schwanken und Stoßen gerät, welche kaum zu beschreiben sind. Ärmere benutzen zur Reise den Schubkarren auf einem hohen Rade, zu dessen beiden Seiten Sitze angebracht sind, die von je einem Reisenden eingenommen werden. Als Schutz vor Regen und Sonnenschein dient ein Dach aus Zeug, so daß ein solcher Karren einem anspruchslosen Reisenden recht komfortabel erscheint. Der Karren wird in der Regel von zwei Leuten fortbewegt, von denen der eine schiebt, während der andre zieht. Solche Schubkarren sind besonders in gebirgigen Gegenden im Gebrauche und dienen nicht nur zum Befördern von Reisenden, sondern auch zum Warentransporte. Die Arbeit der Führer wird bei günstigem Winde erleichtert durch ein auf den Karren gestelltes Segel. Im Süden und besonders auch in Schanghai hat sich in den letzten Jahren immer mehr die japanische zweiräderige Dschinrikischa eingebürgert, die an zwei Zugstangen gleichfalls von einem Menschen gefahren wird. Im Winter treten entsprechend starke, plumpe Schlitten an die Stelle der Wagen, doch bieten dann die mit Eis bedeckten Kanäle eine bequemere Bahn, welche von den sogenannten Topais, großen, niedrigen Schlitten, benutzt wird, die ein hinten aufstehender Führer mittels einer mit eiserner Spitze beschlagenen Stange rasch vorwärts schiebt. Fuhrleute sind im ganzen nördlichen China und tief in den Süden hinein chinesisierte Mongolen, welche besser mit Pferden und Maultieren umzugehen wissen als die Chinesen.

Auf manchen Straßen ist der Verkehr ungemein stark, besonders wo Pässe mehrere Wege zusammenfassen und gleichzeitig einengen. Lebensmittel spielen dabei eine große Rolle. v. Richthofen berechnet, daß über den Hansingling-Paß aus dem südlichen Schansi nach Pingyauhien im Monat Dezember pro Tag 200 Tonnen Weizen gehen. Von dem bunten Leben auf diesen Straßen entwirft Oberst Unterberger auf der Reise

von Tiëntsin nach Tschinkiang folgendes Bild: „Das Leben auf der großen Straße steht dem Gewoge in unsern größern Städten nicht nach. Kaum ist man von der Staubwolke befreit, welche eine Reihe vorüberrollender Karren mit verschlafenen Chinesen aufgewirbelt hat, so begegnet man einem großen, offenen Karren, einem Omnibus, der von Reisenden vollgepfropft ist. Ihre unbequeme Lage hindert sie nicht, mit Begeisterung einem unter ihnen befindlichen Erzähler zu lauschen. Der Kutscher ist in die Erzählung vertieft oder nimmt am herzlichen Gelächter teil; nur lässig treibt er sein langsam vorschreitendes, merkwürdiges Dreigespann an: in der Mitte ein Maulesel, zu beiden Seiten ein Pferd und ein Esel. Hinter dem Omnibuskarren bewegt sich ein langer Zug belasteter, mit ihren Schellen klingelnder Maulesel und hinter ihnen Fußgänger, mit den Armen weit ausschwenkend, in eifrigem Gespräche über irgend eine Handelsangelegenheit, welche stets den beliebtesten Stoff zur Unterhaltung bietet. Nun erblickt man eine geschminkte Chinesin mit verkrüppelten Füßchen, in rosafarbenem Gewande, tadellos koiffiert, mit künstlichen Blumen geschmückt. Sie sitzt rittlings auf einem mit vielen Blechstücken verzierten Esel; ihr zur Seite springt, den Esel antreibend, ein kleiner chinesischer Treiber."

Der Chinese ist im In- und Auslande als Gewerbsmann geachtet. Trotz großer Vorteile des europäischen Handels konsumiert die enorme chinesische Bevölkerung zu weit über neun Zehnteilen einheimische Produkte. Die europäisch-amerikanische Einfuhr kommt wesentlich den Küstenstrichen und den begünstigtsten Klassen zu gute. Aber wie lange wird der chinesische Handwerker mit all seiner Nüchternheit, Geschicklichkeit und Ausdauer im stande sein, den Wettkampf zu bestehen? Allen Nachrichten zufolge fehlt in der chinesischen Gewerbthätigkeit der Großbetrieb ebensosehr wie im chinesischen Ackerbaue. Die Chinesen kennen wenige Maschinen, welche geeignet sind, die Menschenkräfte zu sparen. Ihr Scharfsinn und Erfindungsgeist haben sich fast ausschließlich mit kleinen Verbesserungen in den Handgriffen, Mischungen und dergleichen beschäftigt. Dies mag sich zum Teile daraus erklären, daß die öfters erwähnten Charaktereigenschaften und Gewohnheiten der Chinesen eine billige Verwertung ihrer Arbeitskräfte sehr erleichtern, und daß nach dem einstimmigen Urteile die Zeit für sie so gut wie keinen Wert hat. Wahrscheinlich würden auch, wie einst in Europa, väterliche Rücksichten auf das Wohl des Volkes sich der Einführung größerer Maschinen widersetzt haben. Das Resultat ist, daß in China die Industrie noch so ziemlich in derselben Weise wie bei uns im Mittelalter im Handwerksbetriebe aufgeht, wobei allerdings der große Vorteil einer dauernd lebendigen Kunstübung und damit einer Blüte des Kunstgewerbes erzielt wurde, die selbst auf Europa befruchtend einwirken konnte.

Der niedere Stand des Bergbaues und der Metallgewinnung kann für den besten Beweis des Gesagten gelten. Die Geschichte dieses Gewerbes zeigt in Europa, noch lange, bevor dasselbe sich zur Wissenschaft ausgebildet hat, reichliche Anwendung von größern Maschinen zum Pumpen, Heben der Lasten, Hämmern und dergleichen. In der That wenn irgendwo, so wird hier sehr bald die Notwendigkeit empfunden werden, der menschlichen Arbeit, die ohnedies durch allerlei Hemmnisse und Gefahren beengt ist, zu Hilfe zu kommen. Aber die Fortschritte Chinas auf diesem Gebiete stehen in gar keinem Verhältnisse zu seinem Kulturalter. Der deutsche Bergbau im Harz und Erzgebirge steht, sowie er ins Licht der Geschichte tritt, höher als der chinesische am heutigen Tage. Auch in der Metallgewinnung wiegt überall das Handwerk vor. Bei der Annäherung an den großen Kohlen- und Eisendistrikt von Tsetschaufu auf der belebten Straße von Hwaikingfu sagt v. Richthofen: „Begegnet man den ununterbrochenen Zügen von Lasttieren, mit den verschiedensten Eisenwaren beladen, so erwartet man, eine Eisenindustrie in größerm Maßstabe zu finden; jedoch erblickt man Hunderte von kleinen Werkstätten, unter welche die Arbeit geteilt ist, die nach derselben Methode wie vor mehr als tausend Jahren noch heutzutage betrieben wird."

Allerdings ist aber das hiesige Eisen doch vortrefflich und wird bei gleichen Preisen im Lande dem europäischen vorgezogen. An einer andern Stelle sagt derselbe Reisende von der Eisenindustrie Setschuans: „Die Verhüttung von Eisenerzen gehört zu den allgemeinst verbreiteten Industriezweigen Setschuans, aber an keinem Orte geschieht dies in größerm Maßstabe, sondern kleine Hochöfen von 6 bis 9 m Höhe, welche das Erz ausschließlich mit Holz ausschmelzen, und deren Blasebälge durch Menschenhände bewegt werden, finden sich durch verschiedene Bezirke zerstreut“. In derselben kleinen Weise wird der Betrieb auch dort geleitet, wo, wie auf Bangka, Malakka, Borneo, die Chinesen auf fremdem Boden als Bergwerks-Unternehmer auftreten. Auch in Kalifornien haben sie Erfolge im Goldwaschen erzielt, aber nur, indem sie mit Genügsamkeit und Geduld denselben Schutt noch einmal durcharbeiteten, den die Kalifornier als zu wenig lohnend beiseite geworfen hatten. Nur im Hinblicke auf derartige Leistungen und die eben genannten Eigenschaften ist ein Urteil zu verstehen, wie Jagor es bei einem Vergleiche zwischen Kaliforniern und Chinesen, diesen in Anlage und Arbeitsbedingungen soweit verschiedenen Völkern, fällt. Er meint, daß es den Kaliforniern nicht leicht fallen werde, im Wettkampfe mit den Chinesen zu bestehen. Zwar sei im Gebiete der höchsten geistigen Thätigkeit das Übergewicht der Europäer wohl nicht zu bezweifeln, auf dem Felde der bürgerlichen Gewerbe aber, wo Geschick und ausdauernder Fleiß den Ausschlag geben, scheine der Preis den Chinesen zu gebühren. Nun sind freilich diese beiden Faktoren der Kulturarbeit nicht zu trennen, und es fehlt gerade in der Wirtschaftsgeschichte der Chinesen nicht an Belegen für das Ungenügen der beschränkten Geschicklichkeit und der geduldigen Ausdauer, wo sie ohne Verbindung mit weiterm Blicke auftreten. Geht doch in allen Zweigen der Urproduktion ihr Bemühen nicht in die Tiefe, weshalb im industriellen Sinne China trotz des Alters seiner Kultur und der Zahl seiner Bevölkerung nichts weniger als ausgelebt ist. Wir erinnern an v. Richthofens Urteil über Hupei: „Die Masse seiner Produktion ist einer größern Vermehrung fähig als die irgend einer andern Provinz“.



Altjapanische Bronzevasen. (Ethnographisches Museum, München.)

In den ostasiatischen Reichen kennt man keinen Arbeiterstand im europäischen Sinne. Die Familie, zahlreich und stark durch patriarchalischen Zusammenhalt, ergänzt durch

Adoptionen, geschützt durch Gesetz und Sitte, bildet einen arbeitenden Organismus, der die Lohnleistung um so mehr zurückdrängt, als, wie wir sahen, die großen Betriebe auf allen Gebieten selten sind. Wir wissen aus den zuverlässigsten Berichten über Japan, wie eng dort die Dienstboten an die Familien angeschlossen sind, wie beide Freud' und Leid miteinander teilen. Europäer haben in der dortigen Stellung der Dienstboten das ideale patriarchalische Verhältnis wiedergefunden, das bei uns großenteils nur noch in der Tradition lebt. Aus China ist Ähnliches uns nicht bekannt. Wir möchten aber wenigstens an jenes Gesetz erinnern, das gebietet, daß weibliche Haussklaven verheiratet werden müssen und nicht ohne ihren Willen ganz von ihren Familien getrennt werden dürfen. Die Berichterstatter sind einig darüber, daß die Arbeitslöhne in China ungemein niedrig seien. Man muß ihren Wert an den Lebensmittelpreisen messen und wird dann sehen, daß selbst ein gewöhnlicher Arbeiter für seinen Lohn gut genug leben kann. Scherzer schätzt den durchschnittlichen Lohn eines gewöhnlichen Arbeiters nicht höher als 72 Pfennig ohne Kost. Im Tieflande erhält ihm zufolge ein Feldarbeiter 10 Mark monatlich ohne Kost, im Innern sogar nur 7 Mark. Die Bootsleute auf den Flüssen Setschuans, welche Cooper zu den härtest arbeitenden Menschen rechnet, empfangen 60—75 Pfennig bei schmaler Kost. Dabei sind die Löhne der weiblichen Arbeiter durchschnittlich um die Hälfte niedriger als die der Männer. Gerade darum wohl ist ihre Arbeit von großer wirtschaftlicher Bedeutung; sie leisten z. B. bei Baumwolle und Thee so ziemlich die Hälfte aller Arbeit, welche ebenso groß wie schlecht bezahlt ist. Weiber und Kinder erhalten in der großen europäischen Seidenspinnerei zu Schanghai von 8 bis 56 Pfennig, je nachdem sie mehr oder weniger geübt sind. Ebenfalls in den großen Städten erhalten die mit Zubereitung der Theeblätter beschäftigten Kinder 12—20, junge Männer 24—6 Pfennig.



Altchinesische Porzellanvase. (Ethnographisches Museum, München.)

Überall in Ostasien hat die allgemeine Verwendung der Handarbeit die künstlerische Ausgestaltung der Gewerbe-Erzeugnisse begünstigt. Kunstgewerbe im wahrsten Sinne des Wortes hat in Europa nie so weite Verbreitung besessen wie hier. In einer großen Zahl von hierher gehörigen Industrien sind China und Japan die Lehrmeister Europas geworden. Porzellan- und Lackwaren brauchen bloß erwähnt zu werden. Die ostasiatische Kunstindustrie verarbeitet mit großer Vorliebe seltene und schwierige Stoffe, wie Schildkrot, dessen feinste Sorten die chinesischen Händler besonders aus Celebes einführen. Man bezahlt gewisse Seltsamkeiten der Färbung hoch und weiß es zu biegen, zu verbinden, zu bemalen und zu vergolden wie nirgends in Europa. Ein andres beliebtes Material sowohl in China als in Japan sind Jadeït und Nephrit. Von der besten Sorte sagen die Chinesen, sie sei das Vierzigfache

ihres Gewichtes an Gold wert. Ebenso wie Karneol und Amethyst ist der harte Stein zu Miniaturbildnereien mit bewundernswerter Geduld verarbeitet. Der ostasiatische Zellenschmelz ist in Europa bisher unerreicht geblieben. Ein sehr feiner, häufig noch gezwirnter Silberdraht ist auf eine bisher von keinem Europäer ergründete Weise in Metall oder Porzellan eingelassen und mit diesem unzertrennbar verbunden, und die hierdurch gebildeten Verzierungen: Arabesken, Blumen, Ranken, Zweigwerk, Tiergestalten, Schriftzüge 2c., sind mit Email in den herrlichsten Farben ausgefüllt. Auch das Email ist so fest und innig mit



Chinesische Luxus- und Gebrauchsgegenstände: 1. Becher aus Bambus. — 2. Schwarz lackierter Becher mit Perlmuttereinlage. — 3. Porzellanteller mit erhabenen Ornamenten. — 4. Büchse aus Kokosnuß. — 5. Lackierter Teller. — 6. Bronzenes Räuchergefäß. — 7. Alte Theebüchse mit Specksteinschnitzereien. — 8. Tasse. Lackarbeit. — 9. Hölzernes Täßchen, innen verzinkt. — 10, 11. Porzellantassen in Metallunterfäßen. — 12. Theekanne aus Kokosnuß mit Messingteilen. — 13. Tassenbrett. Lackarbeit. — 14. Becher aus Rhinozeroshorn. — 15. Eßbesteck in Elfenbein und Stahl nebst goldgesticktem Futteral zum Anhängen. (Ethnographisches Museum, München.)

seiner Unterlage verbunden, daß es selbst mit dem schärfsten und spitzesten Messer sich nicht abspalten läßt, und es ist so glatt und hart, daß man es ebensowenig schrammen kann. Arbeiten, die Jahrhunderte hinter sich haben, sehen vollkommen frisch aus. Früher hielt man Kanton für den Hauptort, wo diese Arbeiten erzeugt wurden, jetzt weiß man, daß nicht allein Schanghai, sondern selbst kleine Orte auf Hainan, wie Hoihau, das nicht weniger als 20 Silberschmiede besitzt, noch Besseres erzeugen.

Die heutige Industrie Chinas steht nicht mehr auf der Höhe, welche sie einst einnahm. Was ist die Ursache? Einmal die allgemeine Desorganisierung des Staates und deren Rückwirkung auf die Gesellschaft. Niemand ermutigt, wie früher, die Künstler, die Erfinder, die Bedürfnisse steigen, ohne daß der Reichtum entsprechend zunimmt. Dazu kommt die abendländische Konkurrenz. Spuren vom Rückgange der einheimischen Metallindustrien, wahrscheinlich infolge der fremden Einfuhr, werden mehrfach verzeichnet. Ein Gleiches berichten andre Gewährsmänner von andern Zweigen der Gewerbthätigkeit. Von der bedeutenden Baumwollindustrie in Schantung meldet Williamson, daß das Spinnen

und Weben der Baumwolle meist von den Familien der Landleute besorgt wird. Wenige sind es im Vergleiche, die ihre ganze Zeit dieser Beschäftigung widmen. Von Scherzer erfahren wir Ähnliches aus der Gegend von Tiëntsin, von Fortune aus der Gegend von Schanghai. Beide bestätigen, daß die Weber von Profession selten sind. Die Landleute weben im Winter und bringen im Sommer ihre Waren zu Markte. Dennoch stellen sich nach Scherzer die englischen Baumwollwaren überall da billiger als die einheimischen, wo nicht die Produktionsgebiete der Baumwolle so nahe sind, daß der billige Bezug, ja vielleicht sogar die eigne Pflanzung den Ausfall ersetzt. Der Unvollkommenheit der Werkzeuge und Geräte ist die Schuld zuzuschreiben. Selbst die Porzellanindustrie ist zurückgegangen, und nirgends produziert man jetzt so ausgezeichnete Ware wie noch zu Kienlungs Regierungszeit. Auch in der Seidenweberei ist wie in der Baumwollverarbeitung die Hausindustrie

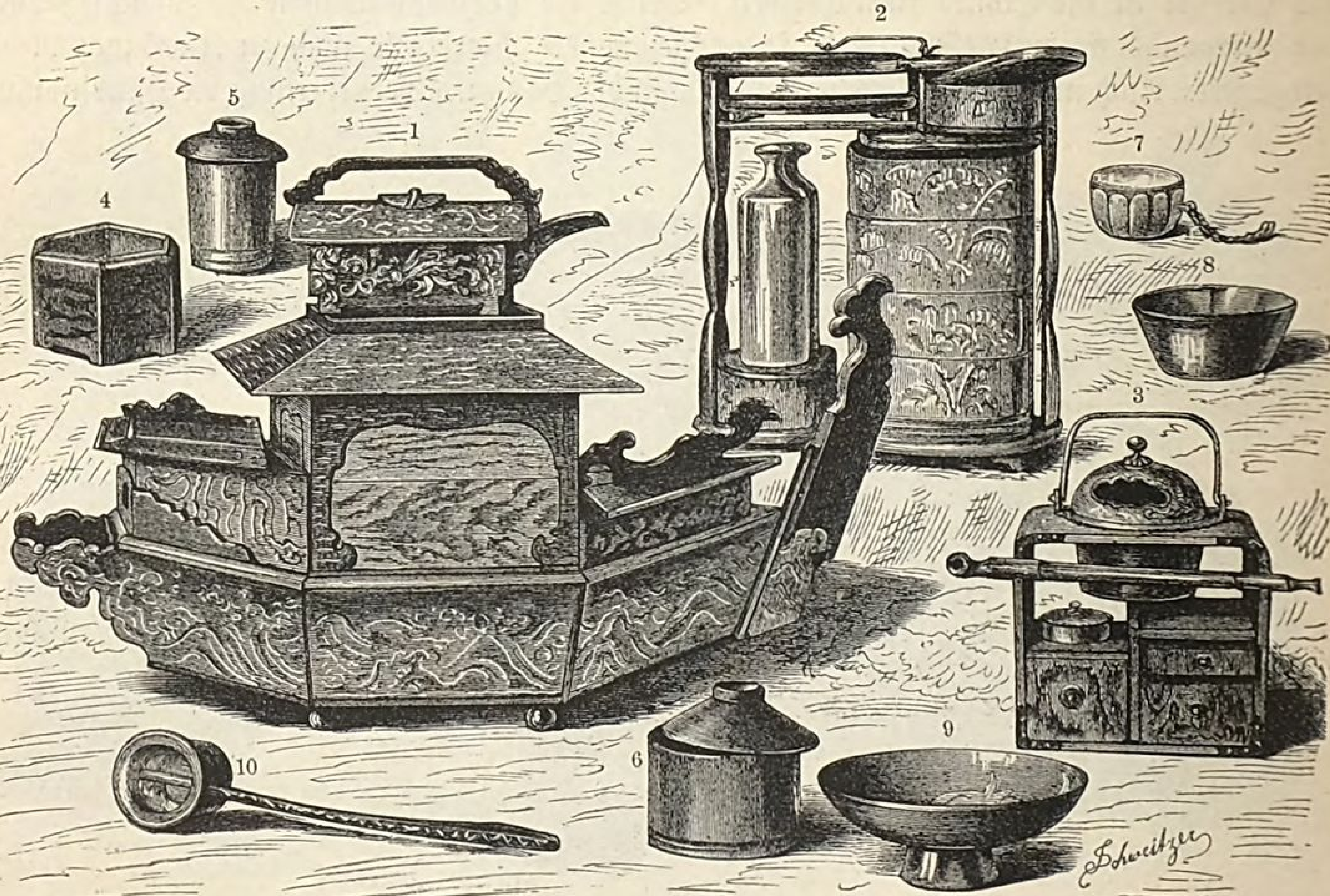


Japanische Gerätschaften: 1. Handwaschgefäß, Goldlack. — 2. Wasserkanne, Goldlack. — 3. Feuerkessel; der Deckel in Silber getrieben. — 4. Frauenkopfstütze in rotem Lack. (Ethnographisches Museum, München.)

vorherrschend, oder es arbeitet ein Meister mit einigen Gesellen. Die Ausfuhr von Seidenstoffen, welche sich zwar durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit auszeichnen, aber in Farbe und Appretur den europäischen nachstehen, hat bedeutend abgenommen. Leider ist gerade der hochwichtige Seidenbau die Hauptquelle, aus der die Regierung sich willkürliche Abgaben zuleitet, sobald Ebbe im Schatze eintritt. Man erhöht dann willkürlich die Transitzölle, und so zahlt denn gelegentlich ein Kilo Rohseide allein an innern Abgaben nicht weniger als ca. 4 Mark. Was außerdem aus einem Manne herausgeschunden würde, welcher sich etwa durch tüchtige, im großen betriebene Arbeit bereichert hätte, ist gar nicht zu berechnen. Der Gewinn muß um so sorgfältiger verheimlicht werden, je größer er ist.

Eine Eigentümlichkeit teilt dennoch die chinesische Industrie mit der europäischen, so verschieden sie im übrigen sein mögen: bestimmte Industrien lieben es, sich auf einzelne Orte oder beschränkte Kreise zu konzentrieren. Dies ist natürlich bei solchen, welche, wie Metall-, Glas- und Porzellanfabrikation oder auch die wesentlich auf die Grenzstriche gegen die Mongolei und Tibet konzentrierte Woll- und Filzindustrie, auf Rohstoffe von beschränkter Verbreitung angewiesen sind. Aber es ist auffallend, wenn wir von der Ausbildung der Korbflechterei in der Gegend von Schaho (Provinz Schantung) hören, von wo bereits gewisse

Erzeugnisse zum Export nach Nordamerika gelangen, oder wenn v. Richthofen uns sagt: „Es gibt in China Orte, welche die Fabrikation gewisser Artikel monopolisieren, die zwar im großen Handelsverkehre eine unbedeutende Rolle spielen, aber einige Bedeutung gewinnen, wenn ein kleiner Bezirk die Bevölkerung vieler Provinzen damit versorgt. Dieser Art ist die Leimmanufaktur von Schihian am obern Hanflusse; wahrscheinlich wird die Hälfte von China von hier aus mit diesem notwendigen Artikel versehen." Auch die Glasmanufakturen in Schantung, welche ihre Produkte über ganz China vertreiben, sind in ähnlicher Weise lokalisiert. Diese Fälle, denen sich manche andre anfügen ließen, sind nicht



Japanische Speisegeräte: 1. Sakeschiff, in viele Teile zerlegbares Trinkservis, aus vergoldetem Lack. — 2. Tragbares Gestell für Speisen und Getränke für Reisende, gelber Lack. — 3. Theegestell, braunes Holz und weißes Metall. — 4. Biskuitkasten in rotem Lack. — 5. Suppentasse in rotem Lack. — 6 Reistasse in rotbraunem Lack. — 7. Tasse in rotbraunem, gelbbraunem und vergoldetem Lack. — 8, 9. Sakeschalen in rotem Lack mit Goldornamenten. — 10. Wasserschöpfer in schwarzem Lack mit Goldornamenten. (Ethnographisches Museum, München.)

zufällig, um so weniger, als sie im Auslande sich wiederholen. In Manila waren zu Sempers Zeit von 784 Schustern 633 Chinesen, und öfters ist hervorgehoben worden, wie sie mit zäher Vorliebe sich allenthalben auf die Schuhmacherei werfen. Selbst in den ostindischen Großstädten beginnen sie dies Handwerk zu monopolisieren. Vor der Zeit der Bedrückungen und Verfolgungen, als noch mehr Chinesen in Manila waren, bildeten sogar ihre billigen Schuhfabrikate, die sie in Masse herstellten, einen Exportartikel nach Mexiko.

Unbezweifelt ist das Handelstalent der Chinesen. Wenn auf allen andern Gebieten der Chinese vom Europäer viel oder alles zu lernen hat, so scheint es, als ob es gerade umgekehrt sich auf dem der Handelsthätigkeit gestalten wolle. Die Europäer standen sich als Kaufleute in China vortrefflich, solange dem Handel Beschränkungen auferlegt waren, welche der Teilnahme der Einheimischen an demselben gewisse Schranken zogen; seitdem aber der fremde Handel sich ausbreiten konnte und durch die freie Schiffahrt auf dem Jantsekiang ihm selbst bis ins Herz des Landes der Weg erschlossen ist, sind auch die Hindernisse gefallen, welche dem Verkehre der Einheimischen mit den Fremden und ihrer Teilnahme

am fremden Handel entgegenstanden. Ihre Konkurrenz hat in der Zeit, die seitdem verflossen ist, nicht aufgehört, die einst so reichen Gewinne der europäischen Kaufleute zu vermindern und die stolzen „Handelsfürsten" Schanghais und Hongkongs mit der Furcht zu erfüllen, daß der Eifer, die Schlauheit und die Genügsamkeit ihrer einst verachteten Kollegen ihnen mit der Zeit keinen Platz mehr in dem chinesischen Handel lassen werde. Und dies trotz der Schwierigkeit des Verkehres, des Münzumlaufes, der von Provinz zu Provinz wechselnden Rechnungsweise und anderm. Dabei blüht dieser Handel selbst in einer Weise auf, welche jetzt nicht bloß mehr den europäischen, sondern auch den chinesischen Handelstalenten ein schönes Zeugnis ausstellt.

Daß der Chinese keine geringe Befähigung für den Handel besitzt, geht klar schon aus dem blühenden Zustande des Handelsverkehres im Innern von China hervor. Besonders gewisse Provinzen scheinen eine Rasse geborner Kaufleute zu produzieren, die das ganze Reich mit ihren Kontoren bedecken und eng verbunden durch Landsmannschaft, Verwandtschaftsbande und Ähnlichkeit der Gesinnung und Absichten sich überall finden, zusammenhalten und gedeihen. So beherrschen die Kaufleute aus Schensi und Schansi einen sehr großen Teil des Handels in China. Palladius findet sie in der Mandschurei, wo sie Kaufleute jeder Art, vom Hausierer bis zum Bankier, repräsentieren und vor andern Chinesen sich durch große Gewandtheit in der Aneignung fremder Sprachen auszeichnen. Sie wissen z. B. sehr gut russisch in Kiachta zu sprechen. In Siantan (Provinz Hunan), dem chinesischen Hauptplatze für Geldgeschäfte, findet v. Richthofen „das Geschäft ebenfalls hauptsächlich in den Händen der Schansileute". Der Opiumhandel wird meist von Kantonesen betrieben, die aber auch im Theehandel bedeutend arbeiten, wiewohl Kanton aufgehört hat, der Theemarkt von China zu sein. Es wandern auch aus andern Provinzen Handelsleute in die Ferne und monopolisieren in einer beliebigen Stadt des Innern irgend einen Handelszweig. So sind einige Bankierhäuser in Taikuhien ansässig, deren Filialen über das ganze Reich zerstreut sind. Wir sehen in dieser Weise z. B. in dem großen Jantsekiang-Emporium Hankeou den Tabakshandel in den Händen von Einwanderern aus Fukian und den Handel in Schnittwaren in denen von Tschekiang-Leuten. Diese Leute sollen meist ohne Familie und ohne bedeutenden Grundbesitz sein, und man schreibt der Beweglichkeit, die daraus resultiert, mit einen Teil der Erfolge zu, die sie über ihre europäischen Konkurrenten davontragen. Indessen fällt es aber auch offenbar dem Chinesen gar nicht schwer, aus irgend einem andern Zweige menschlicher Thätigkeit zur Kaufmannschaft überzugehen, denn, wie Sacharow richtig bemerkt, ist kaufmännische Spekulation „eine Profession, welche in China ihre größte Entwickelung und Ausdehnung gefunden hat". Der Handelsgeist steckt tief im Blute dieses Volkes. Die Reisenden erstaunen über die Menge von kleinen Kram- und Hökerläden, die in China jedes elende Nest zieren, und eine große Anzahl regelmäßig wiederkehrender Märkte sorgt dafür, daß der Handelstrieb nicht ins Stocken komme. Viele chinesische Städte gewähren ohnehin das Bild großer Märkte, und in jeder Stadt gibt es Straßen, die den gleichen Eindruck ständig wiederholen. Der Handel begibt sich aber auch auf die Landstraßen, und überhaupt sind die Hausierer eine große und einflußreiche Genossenschaft, die ihren Namen, im starken Gegensatze zu den Kii, ansässigen Händlern, als Sanglayes allen Chinesen auf den Philippinen ohne Unterschied bezeichnenderweise beilegen ließ. Man begreift diese Benennung gerade hier, wenn man sich erinnert, daß es dort nie gelungen ist, sie in größerer Zahl dem Ackerbaue zuzuführen, so sehr die Kolonialregierung dies wünschte. Selbst wenn man eigens zum Zwecke der Ackerarbeit sie kommen ließ und ihnen Begünstigungen zuwandte, gingen sie sobald wie möglich in die Städte, wo sie am liebsten einen kleinen Kram anfingen oder es vorzogen, mit kleinen Handelsgeschäften nach Art der Dorfjuden sich auf dem Lande zu ernähren. Es liegt hier etwas wie Instinkt zu

Grunde, denn in allen Ländern zeigt der Chinese die gleiche Neigung. Der wilde Batta sammelt Kampfer, der Dajak und Alfure graben Gold und Diamanten, der Sulu taucht nach Perlen, der Malaye sucht seine Felsengestade nach eßbaren Schwalbennestern ab, erntet Muskatnüsse und Gewürznelken, fischt Trepang und Agar, der Bugi trägt als Kaufmann und Schiffer diese Waren von Hafen zu Hafen, der Sumatrane baut Pfeffer für die halbe Welt, der Javane stellt elegante Gegenstände her, der sie alle übertreffende Chinese gibt diesem ganzen Getriebe von Thätigkeiten durch seine Intelligenz, seine größern Bedürfnisse und sein Kapital den Impuls. Im Laufe der Geschichte hat sich vieles herausgebildet, was diesen Handelstrieb nährt. Mit Münzen, Zahlen, Ziffern fängt das Spiel der Kinder an, ihre frühreife Kenntnis von Krämersachen ist merkwürdig. Die grandiosen und feinen Spitzbübereien der chinesischen Kaufleute sind Tagesgespräche auf allen Gassen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung befördert die Berührungen der einzelnen und nötigt zu tausend Nebenerwerben, zu welchen der kleine Handel sich immer am leichtesten eignet. Außerdem befördert die weitgehende Teilung der Münze sowie die Höhe des Zinsfußes den minimalen Handel. „Dank der Sapeke, handelt man in China mit dem unendlich Kleinen.“ Mit 200 Sapeken fängt mancher ein Geschäftchen an oder beginnt seine Spekulation. China kennt Papiergeld, aber keine andern Münzen als die eben genannte Scheidemünze. Die umlaufenden Silberbarren werden gewogen und mit Firmenstempeln bedruckt. Zahllose Banken befördern Chinas Handel, und der Kredit ist ein großer Faktor desselben.

In wie vielen Teilen Ost-, Süd- und Innerasiens bildet der chinesische Kaufmann den Pionier der Kultur und gleichzeitig den thätigen Förderer der allgemeinen Interessen seiner Landsleute! In Siam bringt allein schon ihre Zahl mehr Rührigkeit in das dortige Leben, als man es gewöhnlich unter der apathischen Bevölkerung Siams fand. „Sie hatten auch“, schreibt Bastian, „den Vorteil, daß man sich in ihren besser versehenen Läden manche Luxusartikel verschaffen konnte, an die der einheimische Kaufmann nicht gedacht haben würde.“ Manches Große und Kleine spricht hier für den chinesischen Einfluß. So sind die Namen für Catty und Tael auch in Siam gebräuchlich, wenn auch das siamesische Catty nur die Hälfte des chinesischen beträgt und die Namen in Schang (Catty) und Tamling (Tael) korrumpiert sind. Die Betrachtung Hinterindiens hat uns zahlreiche Belege für den Einfluß des chinesischen Kaufmannes im Auslande geliefert, von dessen Wesen und Auftreten noch folgende Schilderung von A. R. Wallace eine Vorstellung geben mag: „Der chinesische Kaufmann Singapurs ist gewöhnlich ein dickleibiger Mann mit einem runden Gesichte, mit einer Miene voll Wichtigkeit und einem kaufmännischen Blicke. Er trägt dieselbe Kleidung, einen weiten weißen Kittel und blaue oder schwarze Hosen, wie der gewöhnlichste Kuli, nur von feinern Stoffen, und ist stets sauber und nett; sein langer Zopf, mit roter Seide gewunden, hängt ihm bis auf die Fersen herab. Er hat ein hübsches Warenlager oder einen Laden in der Stadt und ein gutes Haus auf dem Lande. Er hält sich ein schönes Pferd und Kabriolett, und man sieht ihn jeden Abend barhaupt eine Spazierfahrt machen, um die kühle Brise zu genießen. Er ist reich, Besitzer verschiedener Kramläden und Handelsschoner, er leiht Geld zu hohen Zinsen und guter Sicherheit, ist sehr genau im Geschäfte und wird mit jedem Jahre fetter und reicher.“ Von der Würdigung, welche die wirtschaftlichen Tugenden der Chinesen auch an höherer Stelle finden, zeugt ein Bericht, in welchem Ende der siebziger Jahre der Gouverneur von Kotschinchina eine Anfrage seines neukaledonischen Kollegen mit Bezug auf die Rätlichkeit der Zufuhr von Chinesenarbeit nach dieser Insel beantwortete: „Die Chinesen“, heißt es darin, „waren und sind von großem Nutzen für uns; sie sind mäßig, kräftig, verständig und arbeitsam“.

29. Japaner und Koreaner.

„Das alte Japan fand in China sein Ideal." Rein.

Inhalt: Tracht und Waffen. — Häuser und Städte. — Japanischer Holzbau. — Wirtschaftliches Leben. — Landwirtschaft. — Kunstblüte und Verfall. — Verkehr. — Gesellschaftliches.

Die Kleidung der Japaner ist in den Elementen durch alle Stände und Altersstufen die gleiche, und in den niedern Volksklassen unterscheidet sich die Tracht der Männer nur wenig von der der Weiber. Oft genug erkennt man die beiden Geschlechter nur durch die verschiedene Anordnung des Haares. Auch die provinziellen Abwandlungen sind kaum größer, als die klimatischen Unterschiede erheischen. Seide, Baumwolle, aber auch Hanf sind die Grundstoffe, und der kaftanartige, lange, vorn offene Rock ist die Grundform, auf welche alle Variationen zurückführen. Bei den Frauen ist dieses Kleid länger als bei den Männern, bildet oft sogar eine lange, womöglich noch durch Watte aufgesteifte Schleppe, und bei dieser ist dann auch der in der Männertracht einfache Gürtel zu einem breiten, oft höchst kunstvoll gewebten Bande geworden, welches auf dem Rücken schmetterlingsflügelartig geknüpft ist. Aufgedruckte Silbenzeichen und Symbole zeichnen Soldaten und Gefangene aus. Ein wärmendes Untergewand um die Brust anstatt der Weste, ein schmales Schamtuch bei den Männern, ein bis zu den Knieen reichendes Lendentuch bei den Weibern anstatt des Unterrockes, endlich eng anliegende Beinkleider beim Manne, die aber, ebenso wie Strümpfe, nur in der rauhen Zeit oder zum Schutze gegen Insekten oder Blutegel getragen werden, vervollständigen den einfachen, aber durch die Wahl der Stoffe und durch Abweichungen im Schnitte einer Bereicherung leicht zugänglichen Anzug. Derselbe macht am Körper des Mannes einen bessern Eindruck als an dem des Weibes. Denn es muß das allgemeine Gewand, Kimono, bei den letztern so eng nach vorn zusammengezogen werden, daß es die freie Bewegung hindert und nur ein mühsames, leicht gebücktes Gehen erlaubt. Die ungeschickte Fußbekleidung der hohen Holzsandalen und die den ganzen Rücken bedeckende, abstehende Schleife des breiten Gürtels verbessern den Anblick nicht. Aber statt der Holzsandalen, auf denen nur mühsam wie auf Stelzen gegangen werden kann, sind, wo es trocken, Strohsandalen gebräuchlich, und früher trug man die bequemern chinesischen Pantoffeln. Zur Befestigung der Sandale am Fuße wird zwischen der großen und zweiten Zehe eine Schnur durchgezogen, und aus diesem Grunde ist auch an den Strümpfen die große Zehe abgesondert. Koreanische Männer sind durch Jacken, kurze Pluderhosen, lange Mäntel, Strümpfe, Schuhe chinesenähnlich, wobei aber die Farbe des Kleides nach dem Range verschieden erscheint. Das gemeine Volk kleidet sich weiß oder schmutzig gelb, die Großen in violette Seide.

In den niedern Klassen wird, wie in China, eine Kopfbedeckung vielfach gar nicht getragen, oder es vertritt vielleicht beim einfachen Arbeiter, dem Ninsoku, eine Binde aus blauem Baumwollenstoffe, die mehrmals um den Kopf gewickelt wird, den Hut. Ein Kopfband von zum Teile kostbarer Arbeit tragen die Koreaner frei sowohl als unter dem Hute, an welchem es mit einem Ringe befestigt wird. Und im Winter bedecken sie sich mit Pelzmützen. Sehr schön sind die breitrandigen koreanischen Hüte aus schwarz lackiertem Bambusgeflechte; sie sind gleichzeitig das Eigentümlichste an der sonst an altchinesische Vorbilder sich eng anschließenden koreanischen Tracht. Nicht Abnehmen, sondern Zurechtrücken des Hutes mit beiden Händen bedeutet bei den Koreanern den Ehrfurchtsgruß. Breite, rund sich herabbiegende Hüte aus Weiden oder Bambus, umgestülpten Körben mit rundem Boden nicht unähnlich, schützen den Japaner auf Reisen gegen Sonne und Regen, weshalb sie denselben Namen tragen wie der aus geöltem Papiere gefertigte Regenschirm: Kasa. Regenmäntel

aus demselben Papiere sind vielleicht eine neuere Erfindung, aber solche aus Stroh oder aus Schilf mit lang herabhängenden Schilfstreifen sind seit langem üblich, und man bemerkt mit Interesse, daß dieselben Schilfmäntel bei den Mikronesiern getragen werden. Japanische Frauen bemalen sich Gesicht und Hals mit einer Paste aus Bleiweiß und Stärke, färben sich in der Jugend die Lippen rot und nach der Verheiratung oder, wenn sie sich nicht



Ein japanisches Mädchen. (Nach Photographie.)

verheiraten, nach dem 20. Jahre die Zähne schwarz. Isabella Bird hebt, indem sie von dem ersten Eindrucke spricht, welchen sie von der japanischen Frauenwelt gewann, das Unangenehme dieser Entstellungen hervor, zu welchen auch noch das Abrasieren der Augenbrauen bei den verheirateten Frauen zu rechnen ist. Sie schildert diese Weiber, wie sie von der Fremden sich scheu abwenden oder blöde lachen, und sagt: „Wenn diese Frauen lachten und die geschwärzten Zähne in ihrer ganzen Ausdehnung fletschten, dann war ich es, die sich scheu abwendete. Unter den Mädchen fielen mir sehr viele hübsche Gesichter auf, gewöhnlich aber sind die Nasen zu winzig und die Backen zu bausig, oder aber das Antlitz

durch dicke Puderlagen und die Lippen durch kirschrote Färbung, bisweilen sogar Vergoldung, entstellt.“ Trotz der kunstvollen Frisuren mit Schildkrotnadeln und -Kämmen und eingeflochtenen roten und blauen Kreppbändern ist die Erscheinung japanischer Frauen mehr barock als schön. Grüßen oder danken sie, indem sie durch eine tiefe Verbeugung den ganzen Oberkörper in der Mitte der Taille niederklappen, so kommt das Schönheitsideal der Japaner, die lange, gestreckte, schmale Gestalt, zwar effektvoll zum Ausdrucke, ebenso wie in den japanischen Rollenbildern berühmter Helden oder Frauen in altertümlicher Tracht



Koreaner. (Nach Photographie.)

stets das lang ausgezogene Gesicht als charakteristisch, aber übertrieben hervortritt, doch es fehlt das wohlthuend Ruhige und Abgerundete. In Korea tragen Weiber und Kinder den Zopf nach chinesischer Art, während die Männer ihr Haar mit einer je nach dem Range aus Holz, Kupfer, Silber, Gold, Korallen bestehenden Nadel in einen an die birmanische Haartracht erinnernden Schopf aufstecken. Auch bei den Liukiu-Insulanern erscheint ein künstlich geschlungener Haarknoten mit zwei löffelförmigen kupfernen Nadeln. Bei den japanischen Männern war, wie bei den Chinesen, einst das Glattrasieren des Gesichtes, der Stirne und des Scheitels üblich, wobei die Stelle des Zopfes ein vorgebogener Haarbüschel, Mage, vertrat.

Die Tättowierung, wiewohl erst unter den Tokugawa eingeführt, war bis vor einem Jahrzehnt in Japan so allgemein verbreitet, daß man in Tokio allein 30,000 tättowierte Männer annehmen konnte. Dieselbe findet in der Regel nur bei Männern niederer Klasse und auffallenderweise an den Teilen statt, die gewöhnlich durch die Kleider verhüllt sind (siehe nebenstehende Abbildung). Baelz faßt trotzdem die japanische Tättowierung als Ersatz der Kleidung auf und sieht sich darin bestärkt durch das Vorkommen derselben Drachen-, Löwen- 2c. Muster auf beiden. Dem widerspricht alles, was wir von Tättowierung auf niedern Stufen wissen. Dieselbe war hier ausgeartet, so daß man regierungsseitig dem Überhandnehmen der oft zum Frivolen neigenden Sitte (weibliche Schönheiten wurden sehr gern dargestellt) nicht bloß durch Verbote, sondern auch durch das Gebot der vollständigern Bekleidung entgegenzuarbeiten suchte. Andre kosmetische Verunstaltungen sind später überwunden worden: nur die alten Götterbilder Japans haben alle lang ausgezogene Ohren, und dieselben werden bis heute noch immer in den Abbildungen wiederholt.



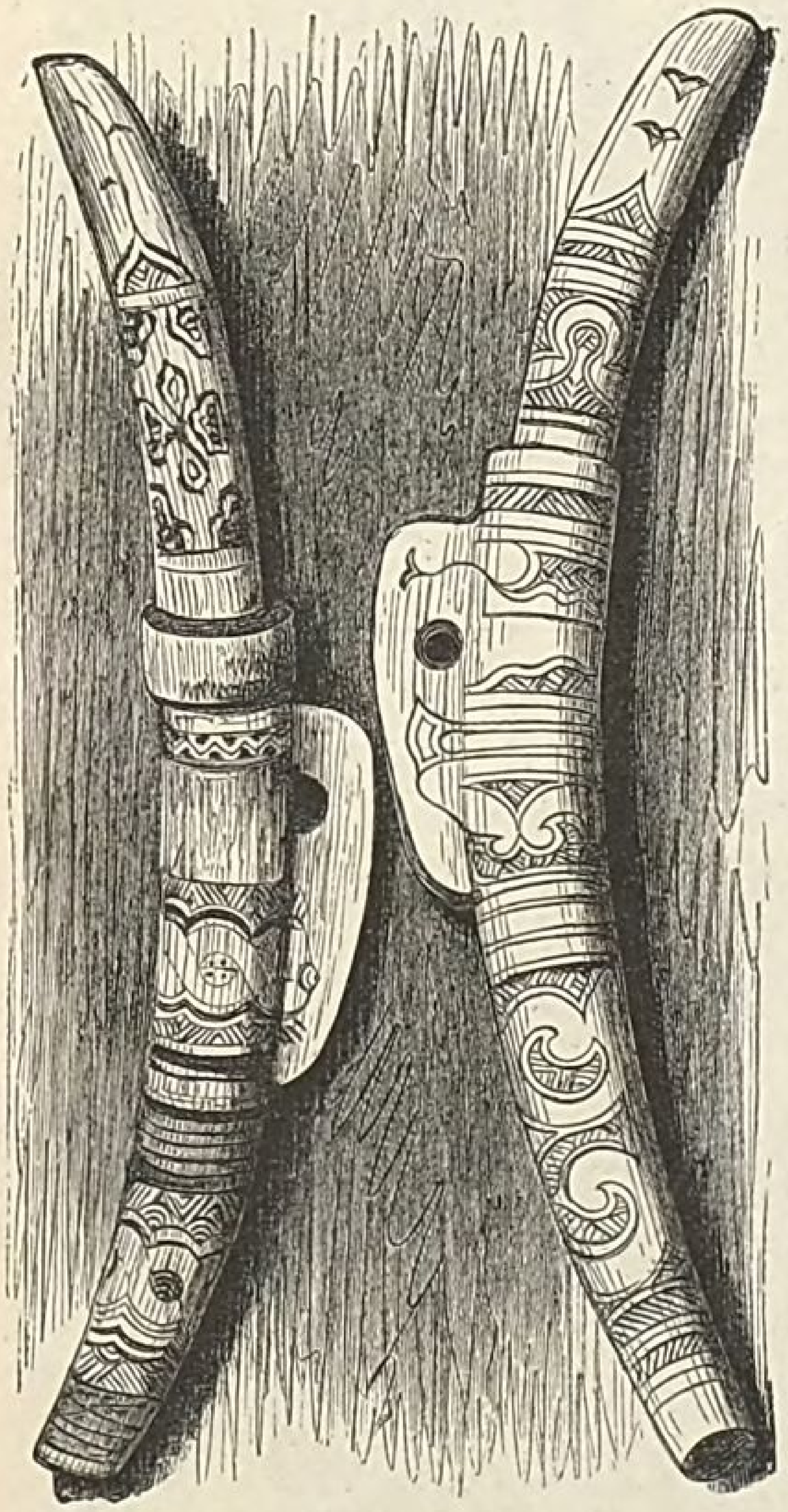
Ein tättowierter Japaner. (Nach einer Zeichnung in Report on Cruise of U. S. St. Corvin.)

Die Bewaffnung japanischer Krieger (s. die Abbildung, S. 583: Japanische und chinesische Waffen. Aus Japan: 3. Lanze mit Futteral, Ehrenzeichen für höhere militärische und Zivilbeamte. 5. Feldzeichen. 6. Doppelschneidige Lanze, von Frauen geführt. 12. Sensenlanze. 13. Lanze. 14. Kriegslanze. 15. Kleiner Köcher. 16. Köcher mit dem Wappen des Prinzen Tsikuzen. 17. Köcher, mit Bärenfell überzogen. 18. Zweischneidiges Schwert in Scheide. 20. Schwert in Holzscheide. 21. Rüstung. 22. Panzerschuhe. 25. Doktorensäbel. 26. Muschelkriegshorn. 28. Säbel eines Oberpriesters des Kamidienstes. — Aus China: 1. Fahne. 2. Sensenförmige Hiebwaffe. 4. Lanze. 7, 8. Hellebarden [„Plantem"] aus Kanton. 9. Speer. 10. Dreieckige Fahne. 11. Lanze. 19. Zwei Säbel in einer Scheide. 23. Schwertscheide. 24. Beil. 27. Köcher mit Pfeilen und zwei Bogen) bestand früher aus langen Bogen, teils einfachen, teils doppelt gekrümmten, langen Lanzen mit verschieden gestalteten, besonders auch dreizackigen Klingen und sehr guten, leicht gebogenen Säbeln, die jeder Samurai in der Zweizahl im Gürtel trug. In Korea scheint der einfache Bogen vorwiegend vertreten gewesen zu sein. Zur vollen Ausrüstung gehörte ein eiserner oder hölzerner Helm mit Maskenvisier und vorn aufgestecktem Wappenzeichen. Schilde waren wenig üblich, wohl aber und in hohem Maße Rüstungen. Die japanischen Rüstungen beruhen auf dem



Japanische und chinesische Waffen. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Beschreibung im Texte, S. 582.

Prinzipe der Zusammensetzung aus rechteckigen Holz-, seltener Metallplatten, welche durch Seidenschnüre miteinander verbunden sind. Ursprünglich scheint diese Zusammensetzung durchgreifend gewesen zu sein, aber in den Panzern, welche wir heute in unsern Sammlungen sehen, ist an verschiedenen Punkten von denselben in verschiedenem Grade abgewichen. In der Form haben alle die Zusammenfügung aus rechteckigen Plättchen und Platten bewahrt, aber diese Plättchen sind entweder auf Zeug festgenäht, oder sie sind durch Drahtgeflecht verbunden, oder sie sind überhaupt als besondere Stücke nicht mehr vorhanden, sondern erscheinen auf einem zusammenhängenden Stücke nur noch durch Furchen, Kanten und Nägel angedeutet. Während das Maskenvisier keineswegs allgemein getragen wurde, fehlen nie die aus Holz- oder Eisenplättchen gewöhnlich in Sechs- oder Siebenzahl zusammengesetzten Schulterstücke, welche Oberarm und Schulter und je nach Lage den Rücken oder die Brust schützen, und das aus halbkreisförmigen lackierten Holzlamellen dachziegelförmig übereinander gebaute und dem Helme anliegende Schutzstück des Genickes, manchmal nach unten schirmförmig erweitert, das durch Stift und Schnur an den Helm befestigt ist.


Jagdmesser der Aino. (Nach v. Siebold.) 1/3 wirkl. Größe.

Im holzreichen Japan herrscht der Holzbau über alle andern Verwendungen und Stile entschieden vor. Das japanische Haus gewinnt durch denselben an malerischem Ansehen, und die Reisenden schildern mit Farben der Zufriedenheit den Eindruck der zierlichen Bauart an den mit den spitzen Giebelseiten der Straße zugekehrten Häusern, wie sie ihn z. B. in Niigata gewinnen, oder den der großen Dörfer, deren graue Häuser mit den hohen, einförmig grauen Dächern malerisch und altertümlich aus dem Grün weiter Gärten hervorschauen. Aber diese Häuser sind der Feuersgefahr ausgesetzt, gewähren unzureichenden Schutz gegen Kälte und Nässe und sind bei all der vielgerühmten Reinlichkeit rauchig, übelriechend und voll Ungeziefer. Es ist möglich, daß die Erdbebengefahr, da sie im Lande so weit verbreitet ist, dazu anleitete, so locker und niedrig zu bauen, doch hat man nun dafür die Feuersgefahr in einem solchen Maße eingetauscht, daß Brände, welche Tausende von Häusern verzehren, mindestens alljährlich einmal irgend eine der großen Städte des Reiches heimsuchen. „Die Feuersbrunst ist Tokios Blume", sagt ein grausam spielendes Wort. Rein erzählt, er habe Japaner gekannt, die achtmal im Leben abgebrannt seien, und selten wird ein Japaner sein Leben unter demselben Dache zu beschließen vermögen, unter dem er das Licht der Welt erblickt hat. Japan kennt seit langem eine organisierte Feuerwehr, Feuerwachen, beim Hause bereit gestellte Wasserfässer, und seine Kaufleute verwahren Wertvolles vom Hause entfernt in eignen Mauerhöhlen. Dies japanische Haus wird ohne Fundament hingestellt, die Pfosten des schweren, bei Prachtbauten in der bekannten chinesischen Linie ausgeschweiften Daches ruhen auf unbehauenen Steinen, welche so weit über den Grund hervorragen, daß, wenn nicht später durch Mauer- oder Bretterwerk jene Pfosten verbunden werden, das Haus wie ein Pfahlbau frei steht. Auffallend viel Sorgfalt wird dem Dache zugewandt, ob es nun, wie noch meist auf dem Lande, mit Stroh, oder ob



JAPANISCHER TEMPEL.

es mit Schindeln oder selbst Ziegeln gedeckt sei. Weit vorspringend, läßt es zwischen den innern und äußern Reihen von Trägern einen Raum frei, der als Veranda dient, und von dem die innern Räume durch verschiebbare Holzwände geschieden sind. Auch voneinander sind die in der Regel nicht über 3 m hohen Zimmer durch verschiebbare Wände getrennt, welche indessen nicht bis zur Decke reichen. Im Zwischenraume gibt ein Fries Raum für künstlerische Darstellung, Verzierungen in durchbrochenem Holze und dergleichen. Die Schiebwände sind oft mit buntem oder Goldpapier tapeziert, oder es treten in reichen Häusern spanische Wände an ihre Stelle, während Binsenmatten den Boden bekleiden. Rückwärts liegen die bessern Räume dem selten fehlenden Gärtchen zugewandt, auf der Vorderseite ist die Veranda durch die sogenannten Regenthore verschließbar. Das Bett, bestehend aus Kopfschemel oder Nackenklotz (s. Abbildung, S. 575, Fig. 4), den auch die Koreaner benutzen, gesteppter Matratze und Decke, ruht bei Tag in den Schränken und wird erst des Abends bereitet. Zum Erwärmen war früher mehr als heute, wo messingene Kohlenbecken sich weit verbreitet haben, eine viereckige Öffnung im Boden üblich, welche feuerfest mit Thon ausgekleidet war, und um welche, als den häuslichen Herd, die Schlafstätten bereitet wurden. Einigen Schmuck der Räume, wie Vasen, Waffengestell und dergleichen, trägt häufig eine podiumartige Erhöhung, die an der einen festen Wand hinläuft. Zur Ausstattung gehört seit langem eine Schale mit Tabak nebst Kohlennapf zum Anzünden und Spucknapf. Abends werden die Räume durch Lampen oder Pflanzentalg beleuchtet, beide sind unzulänglich, so daß mit der Erinnerung an ein japanisches Heim (statt Iye, Haus, liebt der Japaner Uchi, innerhalb, zu sagen) sich die Vorstellung von grünlichen, trübe brennenden und nur von Zeit zu Zeit aufflackernden Kerzen mit Papierdochten und von einem widerlichen Talggeruche verbindet. Altjapan kannte nur geringe Unterschiede der Bauweise: Material, Plan und Stil sind mit unbeträchtlichen Ausnahmen dieselben in allen Teilen des Landes, in Dörfern und Städten, bei arm und reich. Selten, daß die Armut oder Vernachlässigung zu Szenen führt, wie sie uns aus dem nördlichsten Nippon, der Umgebung von Aomori, beschrieben werden, wo die Dörfer am Wege aus Lehmhütten elendester Art und niedrigen, roh aus Balken, Baumrinde und Strohbündeln zusammengefügten Häusern bestehen, deren unsaubere, verfallene Dächer oft durch das dichte Blätterwerk üppig emporrankender Wassermelonen mitleidig verdeckt werden.

Einen tiefern Unterschied bewirkte in neuester Zeit die Einführung des europäischen Steinbaues, aber die große Zahl hoher, nüchterner Steinhäuser, welche besonders in Tokio gleichsam aus dem Boden hervorgeschossen sind, ersetzen das japanische Haus mit all seinen Fehlern nur in ungenügender Weise; denn auch hier zeigt es sich, daß das feine Gefühl und richtige Verständnis, welches die Japaner in ihrer eignen Kunst fast immer das Rechte und Zweckentsprechende treffen läßt, ihnen leider untreu wird, wo es sich um Nachahmung fremder Vorbilder und Aufnahme fremder Erzeugnisse handelt. In diesem Falle hatten sie besonders in den Amerikanern auch nicht gerade die besten Lehrmeister gefunden. Sinnigere Gemüter unter den europäischen Beobachtern sind einig darin, daß, wenn auch die langen Reihen der niedrigen, ungestrichenen Holzhäuser nichts weniger als imposant oder [illegible]sehen, sie doch besser harmonieren mit dem eigenartigen Volksleben, das sich in den [illegible] der Stadt bewegt, als die riesigen Kasernen der neuen Schulen und Paläste. Der [illegible] dominiert auch in den Kirchenbauten, deren Wände außen mit starken lackier[illegible] geschnitzten und vergoldeten Brettern verkleidet, innen aber mit schönen Mosaiktäfelungen oder wiederum mit geschnitztem und vergoldetem Holzwerke ausgeschlagen sind. (S. die beigeheftete Tafel „Japanischer Tempel“.) Koreas Bauten stehen weit hinter denen Chinas und Japans zurück. Es herrschen die Lehmmauer und die Strohbedachung vor. In der innern Einrichtung erinnert manches, wie die hölzernen Schiebfenster und -Wände, an Japan. Bis vor einigen Jahren waren Glasfenster hier völlig unbekannt. An neuern Palästen und

Tempeln erkennt man die sklavische Nachahmung des chinesischen Musters, während die über die Zeit der japanischen Invasion zurückreichenden Spuren selbständigerer Kunstübung zeigen.

Die Anlage japanischer Städte ist vielfach derjenigen der chinesischen ähnlich, nur sind jene nicht so durchgängig ummauert. Im japanischen Städtewesen ist die Abstufung der Städte, die Verwaltungsmittelpunkte sind, aus China herübergebracht. Wo größere Städte planmäßig angelegt wurden, sind ihre Straßen gerade und nach den Hauptstrichen der Windrose durchgeführt und mit Zahlen bezeichnet, während die sehr schmalen Quergassen mit Namen belegt sind. Im alten Kioto gibt es Hauptstraßen von 3 bis 8 km Länge, deren Breite aber dabei immer zwischen 4 und 6 m schwankt. Tokio zählte vor einigen Jahren 1400 Straßen. Wo Städte langsam aus kleinern Elementen zusammengewachsen sind, wie man von Tokio behauptet, daß es 125 Dörfer in sich aufgenommen habe, da sind die einzelnen Teile durch ausgedehnte Gärten, Parke, Begräbnisplätze und Tempelhaine, ja in einigen Fällen auch durch Felder voneinander getrennt und lassen deutlich noch erkennen, wie viele Ortschaften zu dem großen Ganzen hier zusammengeflossen sind. So breitet sich denn gerade diese Stadt über ein unverhältnismäßig großes Terrain aus, das man im ganzen nur aus der Vogelperspektive überblicken könnte. In den alten japanischen Städten, und es ist ja selbst von den sieben Städten des Reiches (Jokohama, Tokio, Kobe, Osaka, Nagasaki, Niigata und Hakodate), in denen heute Ausländer unter gewissen Beschränkungen sich niederlassen und Handel treiben dürfen, nur Tokio, das den Charakter einer Zukunftsstadt angenommen hat, ist der vorherrschende Eindruck bestimmt durch die niedrigen grauen Häuser, welche in großen, von Höfen und Gärten ausgefüllten Zwischenräumen scheinbar ohne Regel durcheinander gewürfelt sind. In der Nähe betrachtet sind jedoch die Gassen gerade, aber eng und trotzdem sauber. Es gibt ganze Stadtviertel, die nur Kaufläden und gemauerte feuersichere Magazine enthalten, das Häusermeer ist in lange Parallelogramme geteilt, die Häuser gleichen sich alle. Oben ragt ein schwarzes Vordach in die Gasse, über demselben dient eine niedre Attika als Magazin und trägt das gleichfalls sehr niedre dunkle Hausdach. Dem Auge erscheint ein solches Stadtviertel wie ein ungeheurer schwarzer, von dem Straßennetze durchfurchter Block: Schwarz und Grau sind die vorherrschenden Farben. Nichts ist trauriger als eine solche Straßenansicht, aber man hat nicht Zeit, sich bei ihr aufzuhalten. „Über dem lebhaften Treiben in den Gassen vergißt man die Häßlichkeit der Häuser. Man wünschte 100 Augen zu besitzen, um den Reichtum, die Abwechselung, die Sonderbarkeit der Gegenstände zu betrachten, welche feilgeboten werden, sowie die bunte, mannigfaltige Menge der Kauflustigen.“ (Hübner.) Tokios Geschäftsstraßen erinnern an die belebtesten Teile europäischer Großstädte, nur fehlt das laute Wagengerassel völlig, und selbst die Hufe der Lasttiere sind mit Strohschuhen bekleidet. Wie in vielen von unsern Hafenorten sind hier und in andern Seeplätzen Japans regelmäßig angelegte Straßen von breiten Kanälen durchzogen, auf denen ein lebhafter Verkehr von Booten und Sampans herrscht, z. B. in Niigata, der Hauptstadt der reichen Provinz Etschigo.

Die Zusammendrängung der Bevölkerung ist in den fruchtbarsten Teilen von Japan nicht geringer als in den bevölkertsten Provinzen Chinas. Baron Hübner vergleicht den Strich zwischen Fujimi und Kioto einer einzigen Stadt: „Zu beiden Seiten der sich oft krümmenden Straße folgt ohne Unterbrechung Haus auf Haus. Man hat Fujimi verlassen, man hat Kioto erreicht, ohne es zu merken.“ Entsprechend fand er in derartig bevölkerten Gegenden die Landstraßen voll Leben und Bewegung und sagt vom Tokaido: „Wer einen aus menschlichen Wesen jeden Alters und Geschlechtes bestehenden Strom sehen will, der lustwandle zwischen Kanagawa und Kavasaki“. Viel ärmer ist der Verkehr Koreas, das nur eine einzige fahrbare Straße und außer den acht Provinzhauptstädten keine beträchtlichen Verkehrsmittelpunkte besitzt. Auch Korea ist im Vergleiche zu seiner Oberfläche nicht gerade

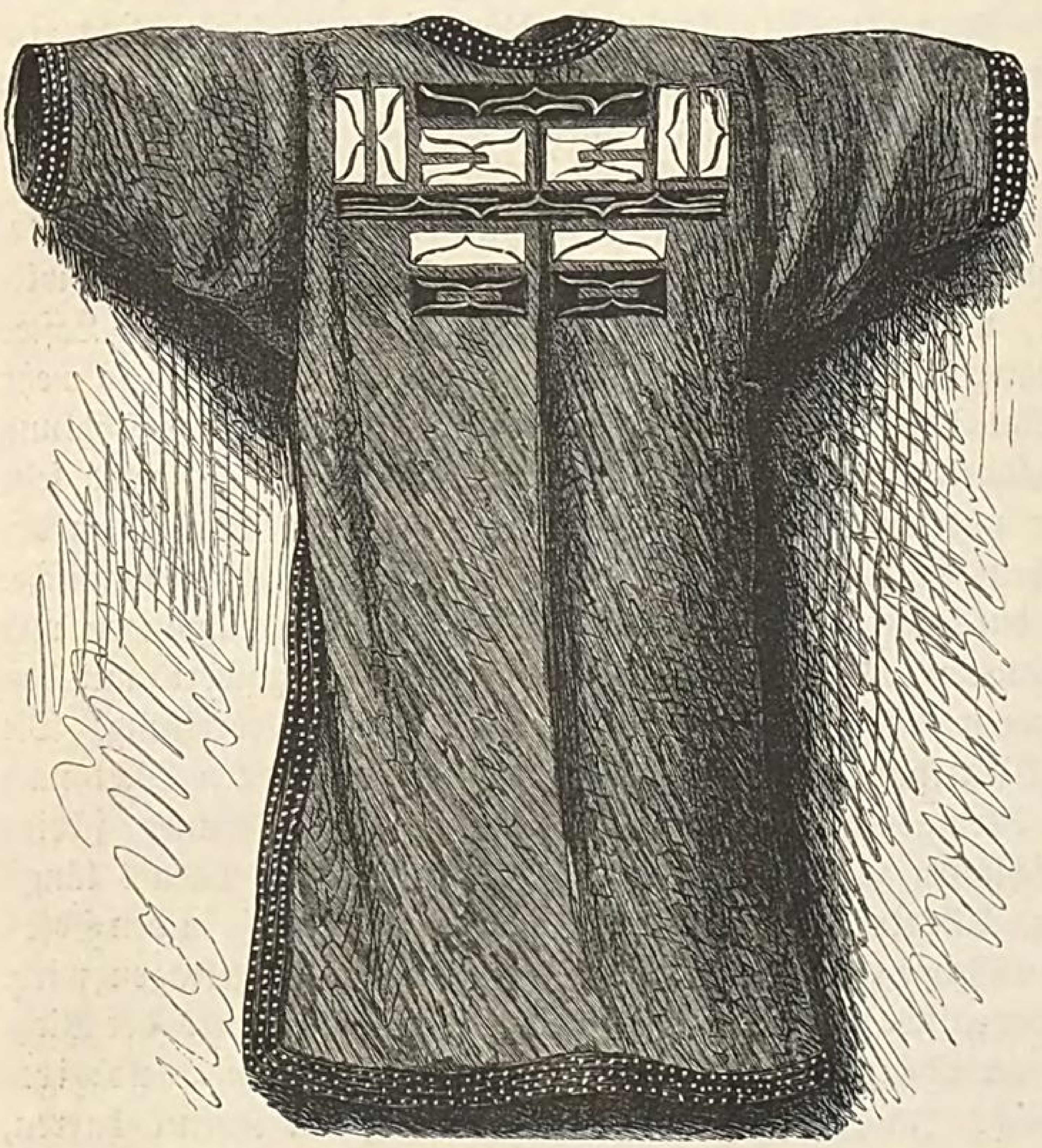
dünn bevölkert (Gottsche vergleicht es mit Dänemark oder Portugal), aber seine großenteils nicht wohlhabenden Bewohner sind in zahlreichen Dörfern über das Land verteilt.

In der Ernährung der Japaner spielt der Reis eine so ausschlaggebende Rolle, daß die drei Hauptmahlzeiten nach dem Worte für gekochten Reis (Gozen) Morgen-, Mittag- und Abendreis genannt werden. Arme Gebirgsbewohner, die sich mit Buchweizen, Gerste und Weizen nähren müssen, gebrauchen wenigstens Reis als Speise für Kinder, Greise und Kranke. Ähnlich ist das Verhältnis in Korea, wo die Ärmern sehr viel Buchweizen genießen, ferner verschiedene Bohnen- und Erbsenarten, dann verschiedenartige Wurzelfrüchte, worunter den Taro (Colocasia esculenta) der Polynesier, der hier Imo genannt wird, auch Jam, und seit dem Verkehre mit Europäern Kartoffeln. Aber vielen Japanern gelten nächst dem Reise ein weißer Rettich und die Frucht der Eierpflanze als Würze jedes Mahles. Von einheimischem Obste sind Kaki (Diospyros kaki) und Biwa (Eriobotrya japonica), dann die meisten europäischen Obstsorten, keine vorzüglich, zu nennen. Tierische Nahrung liefert das Meer in mannigfaltigen Fischen, Krebsen und Weichtieren. Eier werden auf dem Tische des Wohlhabenden nie vermißt. Die Japaner essen wie die Chinesen mit Stäbchen. Thee, Reisbranntwein (Sake) und Tabak werden in Japan in großer Menge genossen, wiewohl es zu weit gehen dürfte, wenn Pumpelly die Trunksucht das herrschende Laster der Japaner nennt. Die Koreaner, welche sehr wenig Thee genießen, trinken um so mehr Hirsebranntwein. Die japanische Tabakspfeife hat einen Metallkopf mit kleiner Höhlung in der nur eine Pille des süßlichen Krautes Platz findet. Das Tabakrauchen wird sehr allgemein geübt, so daß Pfeife und Tabakstasche fast zur Tracht gehören. Die Form der Pfeifen und die Art des Rauchens ist durch ganz Nordasien die chinesische oder japanische. Wenn Chinesen oder Japaner durch die Europäer den Tabak aus Amerika empfingen und ihn an die Nordasiaten übermittelten, die doch schon Mitte des 17. Jahrhunderts mit den Europäern in direkte Berührung traten, so bezeugt dies eine sehr rasche Verbreitung. Die Möglichkeit der selbständigen Übertragung des Tabakrauchens aus der Neuen Welt nach Asien, sei es unmittelbar via Beringsstraße oder durch Vermittelung der Japaner, scheint noch immer nicht ganz ausgeschlossen zu sein. In Korea ist der Bau des Tabaks längst eine der verbreitetsten Kulturen. Alle Koreaner tragen eine 65 cm lange Pfeife in den Hosen am Knie, während koreanischen Großen die $1^1/_2$ m lange Staatspfeife nachgetragen wird.

Man hat versucht, die europäische Wirtschaftsweise einzuführen, besonders der Viehzucht größere Ausdehnung zu verleihen, allein der Charakter der japanischen Landwirtschaft bleibt wesentlich chinesisch. In Jeso, wo weite Gebiete noch der Kultur harren, wären Wiesenkultur, Viehzucht und Anbau europäischer Getreidearten und Wurzelfrüchte möglich, wie auch praktisch nachgewiesen ist; aber auf den andern Inseln ist allein schon die Ausdehnung der natürlichen Wiesen viel zu gering. Auch die natürliche Beschaffenheit ihres Graswuchses ist keineswegs günstig. Ähnlich wie in China, ist die Mannigfaltigkeit der angebauten Pflanzen eine sehr große, schon das allgemeine Landschaftsbild zeigt einen bunten Charakter. Miß Bird schildert eine Strecke Ackerfeldes bei Tadschima, wo Weizen, Gerste, Hirse, Reis, Hanf, Bohnen, Erbsen, Wassermelonen, Gurken, süße Kartoffeln, Eierpflanzen, Tigerlilien, eine Coleusart, deren Blätter wie Spinat gegessen werden, Lattich, ein kleiner gelber Chrysanthemum, dessen Staubfäden eine beliebte Delikatesse sind, und endlich Indigo dicht bei einander standen, und wo endlich noch der chinesische Ginseng (Panax repens), das Rindschin der Japaner, besonders viel kultiviert wurde. Aber die „Godoku“, d. h. die fünf Halm- und Hülsenfrüchte, welche als eine der Grundlagen des Gedeihens des Volkes angesehen werden, umschließen in erster Linie Reis, Weizen und Gerste, dann noch Hirse- und Bohnenarten, deren Namen nicht immer die gleichen sind. Reis ist natürlich die wichtigste von den fünf Früchten: wo Reis üppig gedeiht, ist das Volk glücklich, Nordjapan

gilt für arm, weil es den Reis kaufen muß. Korea gleicht Nordchina in der Ausdehnung seines Anbaues verschiedener Bohnen, welche mit Häuten zusammen das einzige nennenswerte Erzeugnis der Landwirtschaft darstellen, das zur Ausfuhr kommt. An den Ufern des Tsugawa sieht man zerstreute Rebengärten mit wagerechten Spalieren. Sprichwörtlich ist der Obstreichtum der auch durch reiche Seidenzucht ausgezeichneten Ebene von Jonezawa.

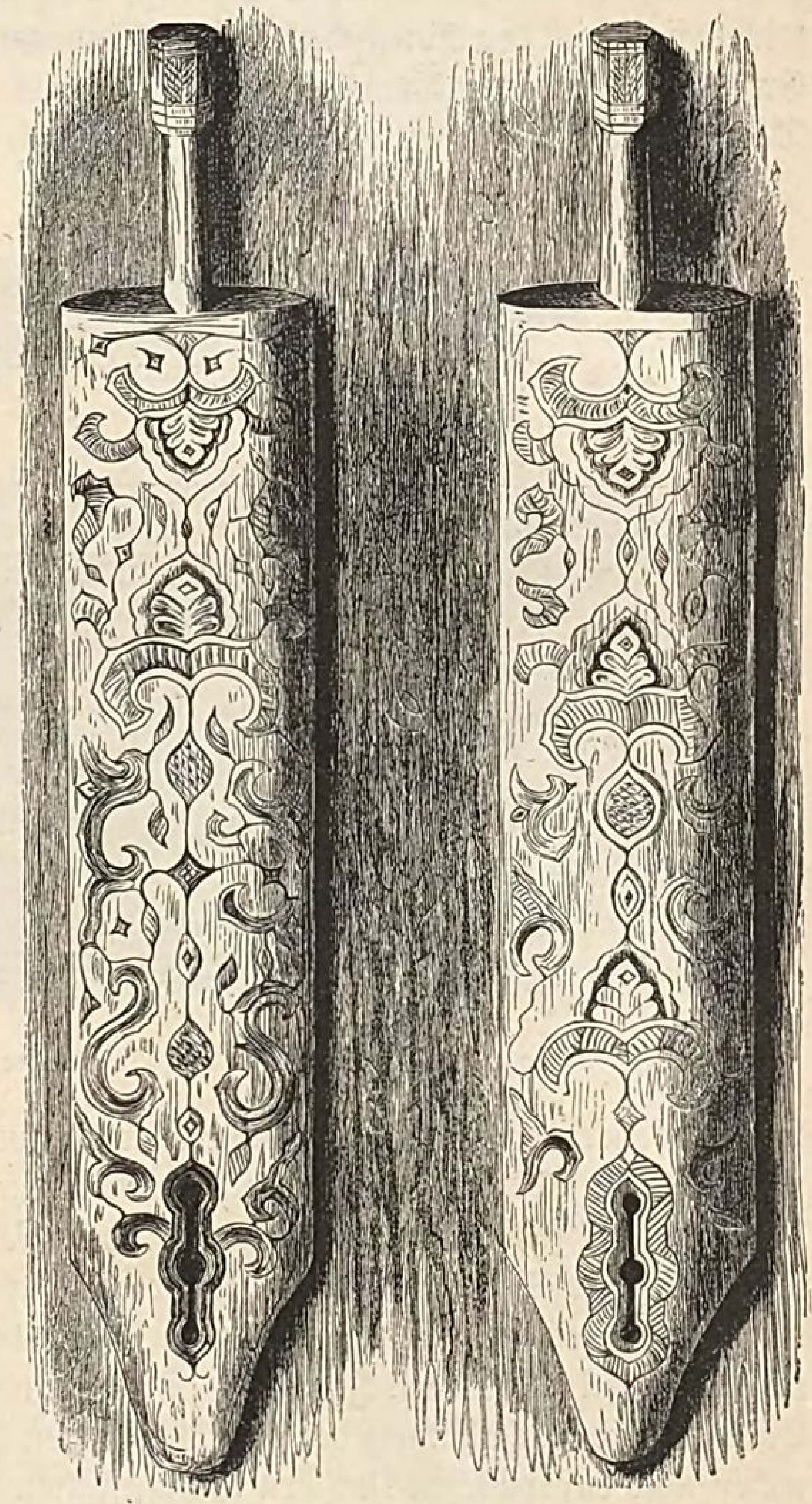
Neben diesen großen Stapelartikeln sind einige andre Gewächse, welche Rohprodukte für die japanische Industrie liefern, Gegenstände eines beträchtlichen Anbaues. In der weiten, fruchtbaren Ebene, welche die volkreiche Stadt Wakamatsu beherbergt, wird in zahlreichen Dörfern und Städten vorzugsweise Papier- und Lackfabrikation betrieben. Die Broussonetia papyrifera, der Papiermaulbeerbaum, und der Rhus vernicifera, der Lackbaum, werden viel kultiviert; daneben auch Rhus succedanea, der Baum, welcher das vegetabilische Wachs liefert. Unter den Nutzpflanzen ist auch die rankende Wistaria zu nennen, deren zähe Stengel als Stricke Verwendung finden. Der gute Stand der äußerst sauber und ordentlich gehaltenen Felder macht einen um so freundlichern Eindruck, als keine Mauern, Zäune oder Gräben dieselben voneinander trennen. Es gibt keine Viehherden, deren Einbruch in die Gartenbeete dieser Ackerfelder zu fürchten wäre, und die Japaner sind zu wohl erzogen, um die Grenzen andrer ohne Not zu überschreiten.



Ein Bast-Oberkleid der Aino. (Nach v. Siebold.)

Früher sollen die Einwohner Bast- und Rindenkleider getragen haben, wie man sie bei den Aino noch findet (s. obenstehende Abbildung). Heute ist Seide der hervorragendste Handelsartikel Japans. Die Seidenzucht wurde angeblich gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Japan eingeführt, nach den einen durch koreanische, nach den andern durch chinesische Einwanderer. Daß im 5. Jahrhundert den fremden Einwanderern die Steuer in Seide aufgelegt war, deutet an, daß sie anfänglich eine fremde Industrie gewesen. Heute ist sie in Japan auf die Hauptinsel beschränkt, wo sie die verbreitetste landwirtschaftliche und Hausindustrie darstellt. Daß sie wesentlich zum Wohlstande des Volkes beigetragen hat, bezeugt vor allem das blühende Aussehen der Gegenden, in denen die Seidenzucht blüht. Rein erzählt, wie sie es sogar vermocht hat, den starr festgehaltenen Stil der einstöckigen japanischen Bauernhäuser umzuwandeln, indem denselben bloß zum Zwecke der Seidenzucht ein zweites, kleineres Stockwerk aufgesetzt ward. Zu der sehr breiten und mannigfaltigen Verwendung der Seide im Lande selbst gesellt sich seit der Öffnung Japans für den europäischen und

amerikanischen Handel die massenhafte Ausfuhr von Seide, welche in den letzten guten Jahren dem Lande durchschnittlich gegen 75 Millionen Mark einbrachte. Dazu kommt noch der fünfte Teil dieser Summe für Seidenraupeneier, denn als von Frankreich bis nach China die Peprine sich verheerend ausbreitete, war Japan das einzige seidenzüchtende Land, das im stande war, gesunde Brut für die Besetzung der durch die Seuche verheerten Seidenraupenplätze Südeuropas zu liefern. Verschiedene Seidenraupen werden neben der vom Maulbeerblatte sich nährenden in Japan gezüchtet, so besonders die auf immergrünen Eichen wohnende Antherea Yama-Maï.

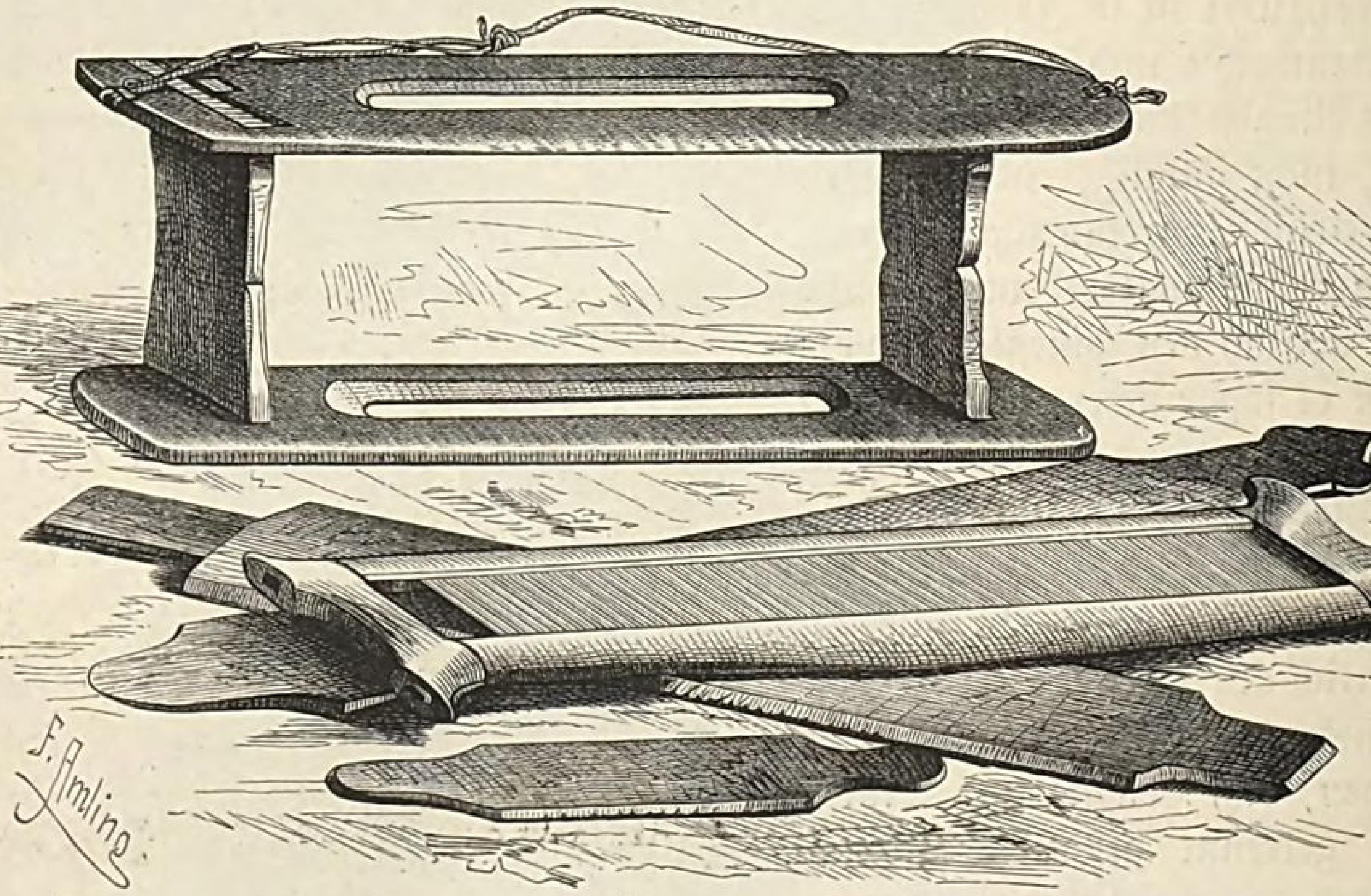


Webstäbe (Hera) der Aino. (Nach v. Siebold.)

Die Viehzucht ist in Japan bei geringem Wiesenwuchse und in einem Klima, welches einigen Tieren, wie Schafen und Ziegen, nicht günstig, endlich neben einem ins Kleine, Gartenartige sich vertiefenden Ackerbaue nicht bedeutend. Die Rassen sind ähnlich den chinesischen, vom Schweine ist es sogar sicher, daß die Chinesen es zuerst ins Land gebracht haben. Das kleine Pferd, welches ähnlich in Korea vorkommt, findet vorwiegend Verwendung als Lasttier, fast gar nicht als Zugtier, ziemlich spärlich als Reittier. Da die Verschneidung nicht geübt ward, befahlen alte Verordnungen, daß Hengste und Stuten distriktweise getrennt gehalten würden. Auch das Rind war wesentlich Lasttier, in ganz geringem Maße Zugtier, zur Milch- und Fleischgewinnung wurde es gar nicht benutzt. Die Koreaner beschlagen seine Hufe. Ziegen und Schafen scheinen Klima und Pflanzenwuchs nicht zuzusagen, und es ist kein Wunder, daß sie in der voreuropäischen Zeit überhaupt in Japan fehlten, wie die letztern noch heute in Korea unbekannt sind, wo infolgedessen wollene Kleider nur als Seltenheit getroffen werden. Schweine wurden meist nur in der Nähe größerer Orte gezüchtet. Zu den Haustieren sind dann noch Hund, Katze, Huhn und Ente zu rechnen, die Gans war unbekannt. Nachlässig wurde die Bienenzucht betrieben, denn der Pflanzentalg machte das Bienenwachs entbehrlich. Zum Spiele züchtete man Kaninchen, weiße Ratten und weiße Mäuse. Wesentlich waren es einst die bis auf Affen und Raben sich ausdehnende Jagd und viel mehr noch der Fischfang, welche die so vorwaltend pflanzliche Nahrung mit Fleisch würzten.

Auch die japanische Industrie ruhte in der voreuropäischen Zeit ganz auf der Handarbeit wie in China, da Maschinen und Großbetrieb unbekannt waren. Die Stärke lag im angebornen Talente, welches selbst bei den ärmlich lebenden Aino sich schon zeigt,

und in der außerordentlichen Übung der einzelnen Arbeiter, welche nicht die Arbeitsteilung im abendländischen Sinne nach toten Teilen durchführten, sondern ein Ganzes in beständiger Wiederholung herstellten. In dieser Richtung aber ist die Arbeitsteilung besonders in den großen Industrien des Porzellans und Lackes eine sehr weitgehende. Dies ist die Arbeitsweise, welche in hohem Grade der Einführung der Kunst in das Gewerbe günstig ist, und ein künstlerischer Hauch geht durch die japanische Industrie. Ihm verdankt dieselbe den wachsenden Einfluß, den sie auf die europäische übt. Außerdem entwickelt sie gleich der chinesischen kleine Feinheiten, die der Verwertung, dem Gebrauche ihrer Erzeugnisse entgegenkommen. Endlich waren ihre Erzeugnisse einst durch Gediegenheit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit ausgezeichnet (s. die Abbildungen, S. 575 und 576). Japan



Altjapanischer Webstuhl mit Webgeräten. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

hat seine hervorragendsten Industriezweige aus China und meist über Korea empfangen, vermochte sie aber in eigentümlicher Weise um- und auszugestalten und ließ es nicht an Bemühungen fehlen, den Abstand zwischen Muster und Nachbildung auszugleichen. Das chinesische Porzellan überflügelte lange das japanische, bis 1211 ein japanischer Fabrikant, von einem Bonzen begleitet, sich nach China begab und da gründlich die Geheimnisse dieser Kunst erlernte. (Stan. Julien.) Die japanischen Handwerker warfen sich mit demselben Eifer auf die Nachahmung der abendländischen Fabrikwaren, wie die Regierung das Staatswesen nach europäischen Mustern umzugestalten suchte. Vor sieben Jahren las man in einem englischen Konsulatsberichte aus Hiogo-Osaka: In zunehmendem Maße werden die früher eingeführten Waren durch solche ersetzt, welche aus hiesigem oder fremdem Rohstoffe hier im Lande hergestellt werden. Es würden viel mehr Baumwollwaren eingeführt werden, wenn nicht an ihrer Stelle das Garn zur Einfuhr käme, das hier im Lande verwoben wird. Nachdem aber nun einmal Webereien da sind, wird man weitergehen und Rohbaumwolle statt Garn einführen. Statt Dampfer zu kaufen, führen die Japaner Metall ein und bauen sie hier. So wird hier Papier gemacht, und statt, wie früher, Schuhwaren führt man jetzt Leder ein. In Kleidern, Hüten, Teppichen, Bier, Streichhölzern, Petroleum, Seife, Regenschirmen, Raffinade, Glas, Waffen, Koffern, Lederwerk und Möbeln hat nun die Einfuhr mit der einheimischen Industrie zu konkurrieren. Diese Bestrebungen sind nicht bei den Anfängen stehen geblieben. Als 1881 Japan seine zweite Nationalausstellung in Tokio veranstaltete,

bewunderten auch Europäer die Pünktlichkeit ihrer Eröffnung, die gute und teilweise hübsche Ausführung der Bauten, die Großartigkeit der Anlage, die Schnelligkeit, mit welcher der 400 Seiten starke Katalog erschien. Neben der in manchen Zweigen des Gewerbes noch fortwirkenden guten Tradition hatte man über das Geschick in der Aneignung neuer Fertigkeiten trotz manches dabei mit unterlaufenden Schülerhaften zu staunen. Die koreanische Industrie, einst die Lehrerin der japanischen, ist weit unter das Niveau der letztern gesunken. „Im ganzen Lande wird gegenwärtig nicht ein Stück Porzellan gebrannt, das diesen Namen wirklich verdient. Malerei und Bildhauerkunst sind erloschen.“ (Gottsche.)

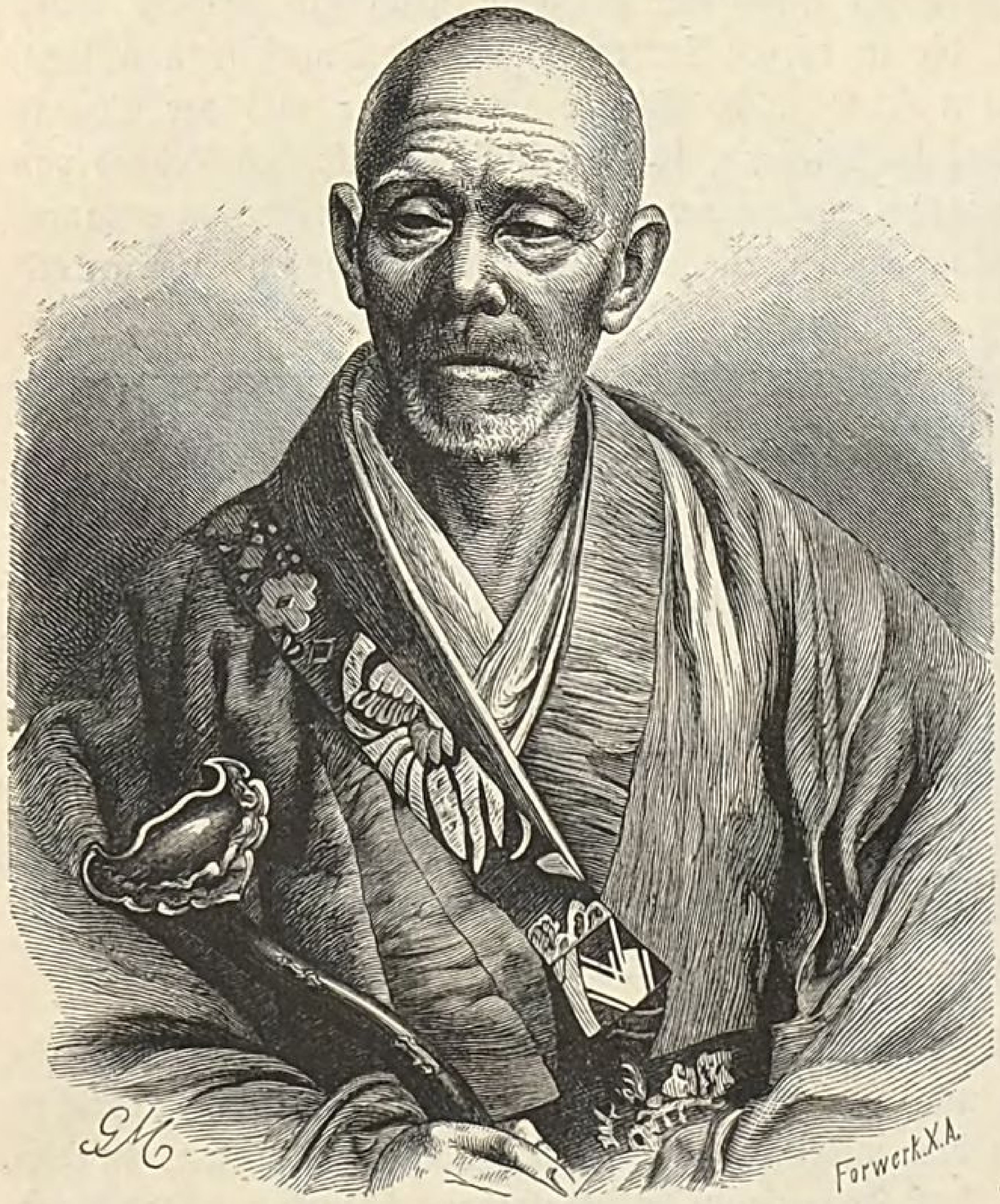
In Japan war das Verkehrswesen ganz ähnlich geordnet wie in China, aber im tiefen Frieden, dessen seit Taikosama dieses glücklicher gelegene Reich sich erfreute, blieb es in besserm Stande. Die Straßen, die in kurzen Entfernungen mit Quersteinen gestützt, oft auch stundenweit gepflastert waren (eine solche Straße wird sogar aus der Gegend von Schiuri auf Okinawasima [Liukiu] beschrieben), führten in alle Teile des Reiches von Kioto aus geradlinig fort, und die Europäer, welche auf ihnen sich bewegten, waren erstaunt, wenn sie im stande waren, in menschengezogenen Wagen 50 km und mehr im Tage zurück-



Geschnitzte Holzplatten der Aino. (Nach v. Siebold.)

zulegen, und wenn die kaiserlichen Botschaften gleiche Strecken in der halben Zeit durchflogen. Natürlich haben diese Wege nicht dem modernen Verkehre genügen können, welcher immer größere Lasten, besonders in den mit Bergschätzen gesegneten Provinzen, in Bewegung setzt, und es war notwendig, daß Japan zum Eisenbahnbaue überging. Das Land besaß 1883 gegen 400 km Eisenbahnlinien. Nicht ebensogut waren die allerdings von Natur beschränkten Wasserwege unterhalten, und noch bis vor wenigen Jahren war mit 2 m Wassertiefe die Barre an dem Hauptflusse Japans, dem Schinano, selbst für japanische Fahrzeuge ein unüberwindliches Hindernis. Anders gestaltete Beförderungsmittel, mehr Fußläufer, mehr Lastpferde und der Mangel an Reitern, endlich buntere Trachten geben dem Bilde des Verkehrstreibens einen etwas andern Charakter. Man trägt in Japan ebenso wie in China größere Lasten an Bambusstangen, die auf den Schultern zweier hintereinander herschreitender Träger ruhen. Erstaunt waren die Europäer jederzeit über den sonderbaren japanischen Gebrauch, ähnliche Strohsandalen, wie sie die gemeinern Leute tragen, auch den Pferden anzuziehen. Dies scheint keine der praktischsten Erfindungen zu sein, denn die Strohschuhe machen die Hufe der Pferde weich und empfindlich und reiben sich leicht durch, so daß besonders auf Ritten im Gebirge Aufenthalt zum Festbinden der Schuhe oder zum Ersatze der abgetragenen durch neue, die erst in Wasser eingeweicht werden müssen, gemacht werden muß. Japanische Helden werden gern zu Pferde abgebildet, aber vorzügliche Reiter sind die Japaner nicht.

Die Kuruma oder, wie die Chinesen sie nennen, Dschinrikischa ist ein kleiner, hoher, zweiräderiger Wagen, der von Menschen gezogen wird. Vor einigen Jahren erst erfunden, sind diese charakteristischen Fuhrwerke schnell in allgemeine Aufnahme gekommen. In Tokio allein soll es heute ihrer schon 23,000 geben; und das Gewerbe eines Kurumaläufers soll so einträglich sein, daß alljährlich Tausende von jungen Leuten vom Lande nach den großen Städten kommen, um sich als Zugtiere zu vermieten, trotzdem vielfach behauptet wird, daß auch die stärksten diese Thätigkeit nie länger als fünf Jahre aushalten können. Auf ebenem Terrain soll ein guter Läufer den Wagen mit einem Insassen 65 km täglich befördern können. Die Regierung hat eine eigne Taxe für die Kuruma mit Berücksichtigung der Lasten und Entfernungen festgestellt, und selbst der Europäer, wenn er sich einmal an den seinem Begriffe von Menschenwürde wohl wenig entsprechenden Anblick des vor ihm her keuchenden, schweißtriefenden „Kurumaja" gewöhnt hat, benutzt dieses Beförderungsmittel; und er muß es oft benutzen, da ein andres ihm nicht zur Verfügung steht. Die Gabeldeichsel mit Querholz, der sesselförmige Kasten, das Schutzdach aus Ölpapier sind oft aufs eleganteste gestaltet, und die japanische Kunstindustrie leistet in der Ausstattung dieser leichten Fuhrwerke Hervorragendes. Wenn schon diese menschengezogenen Kurumas, denen man auf allen Straßen und Wegen des südlichern Japan begegnet, den Gedanken nahelegen, daß die Arbeitskraft hierzulande einen noch sehr geringen Wert haben muß, so spricht für diese Ansicht noch mehr die Beförderung aller möglichen Lasten auf kleinen, zweiräderigen, schwergebauten Karren, die ebenfalls von Menschen gezogen werden. Meilenweit werden Baumaterialien 2c. auf diese Weise befördert; zwei Männer ziehen den schwerbeladenen Karren, zwei andre schieben ihn von hinten, indem sie mit den Schultern und, wenn es bergauf geht, mit den glatt rasierten Köpfen gegen zwei vortretende Stangen drücken. Monotone, melancholisch klingende Gesänge begleiten alle diese Arbeiten.


Ein japanischer Priester. (Nach Photographie.)

Die Klassen, in welche das Gesetz die japanische Bevölkerung teilte, waren ursprünglich: Daimios, Erbadel, Geistliche, Krieger, oberer und unterer Mittelstand, kleine Krämer und Handwerker, Bauern und Tagelöhner. Der Charakter der einzelnen von diesen Gruppen bestimmte sich etwa nach folgenden Merkmalen: die vier ersten Klassen wurden als die Stützen des Reiches betrachtet, sie hatten das Vorrecht der zwei Schwerter und durften weite Beinkleider tragen. Unter ihnen stellten die Daimios Lehnsfürsten von oft großer Unabhängigkeit dar, die in Zeiten lockern Reichszusammenhanges derjenigen der Glieder des

Deutschen Reiches in den spätern Jahrhunderten nichts nachgab. Aus dem Erbadel wurden die hohen Beamten der Regierung und des Hofes entnommen. Kuge hieß der hoffähige, Buke der „Schwertadel". Von den Priestern und Kriegern werden wir noch sprechen. Die obere Mittelklasse umschloß Ärzte und Beamte, die untere Großkaufleute. Zu den Kleinen Leuten gehörten Krämer, Künstler, Handwerker. Die letzte Klasse endlich setzten Schiffer, Fischer, Bauern und Tagelöhner zusammen.

Wie wenig Japan vermocht hat, aus seinen sozialen Einrichtungen sich herauszuschälen, beweist die Thatsache, daß der Sturz der Schogun, die man als Häupter der Militärkaste, kaum aber als weltliche Herrscher neben dem geistigen Haupte, dem Mikado, bezeichnen konnte, nicht auch den Einfluß des Lehnsgefolges der Schogun, der Daimios oder Adeligen beseitigte. Die Daimios behielten oder empfingen die einflußreichsten Stellen, und ihre Ministerialen, die Samurai, rückten in die Beamtenstellen ein. Die Hierarchie blieb, nur ihr Haupt war gefallen. Ein großer Teil der Mißbräuche im modernen Japan, besonders die oft unsinnige Stellenbesetzung, führt auf die Macht der Verbindlichkeiten zurück, welche die Daimios gegenüber ihren Samurais haben.

Im Staatswesen der Japaner und Koreaner tritt uns das chinesische Muster auf allen Schritten entgegen; bei den letztern ist es geradezu sklavisch kopiert und übertreibt höchstens in der Sklaverei, die jüngst aufgehoben wurde, und der tiefen Stellung der Frau sein Vorbild. In Japan trugen vor der europäischen Zeit viele öffentliche Einrichtungen den chinesischen Stempel, und daß sie so hoch hinaufgehen, spricht noch mehr für ihren chinesischen Ursprung. So z. B. die Rangklassen der Beamten, deren in China es sechs, in Japan acht an der Zahl sind. Selbst ihre Namen sind oft nur Übersetzungen der chinesischen Namen.

In dem Palasttempel von Kioto abgeschlossen, machte das Leben des Mikado in den letzten Jahrzehnten vor dem Eindringen des abendländischen Einflusses um so eher den Eindruck des weltfremden, rein geistlichen Herrschertumes, als gleichzeitig die östliche Hauptstadt Tokio sich unter dem Schutze der Schoguns und begünstigt durch das rege Treiben der verschwenderischen Lehnsfürstenhöfe zu der volkreichsten und wichtigsten Stadt des Landes entwickelt hatte. Auch als die Samurai in Massen in die Provinzen sich zurückgezogen hatten, als der Mikado seine Residenz nach der blühendsten Stadt des Reiches verlegt hatte, blieb eine Bevölkerung von mehr als einer Million zurück.

Die mehrmals angedeuteten, weitgehenden Übereinstimmungen der politischen Einrichtungen Japans und Koreas mit denjenigen Chinas werden uns veranlassen, im nächsten Abschnitte mehrfach auf jene beiden Länder zurückzukommen.

30. Familie, Gesellschaft und Staat hauptsächlich bei den Chinesen.

„Chinas Regierungsform kann als ein patriarchalischer Despotismus bezeichnet werden. Der Kaiser ist der Vater des Volkes, dessen Leben sogar in seiner Hand steht. Doch ist immer festgehalten worden, daß zwischen Herrscher und Volk eine Gegenseitigkeit der Verpflichtung bestehe.“ R. K. Douglas.

Inhalt: Die Ehe. — Vielweiberei. — Stellung der Frau. — Geburt und Erziehung. — Innigkeit des Familienlebens. — Die Elternliebe. — Der Kindesmord. — Die Übervölkerung. — Kulihandel und Auswanderung. — Die Verteilung des Besitzes. — Bettler. — Sklaven. — Sozialistische Anläufe. — Allgemeiner Charakter der politischen Zustände. — Stillstand und Rückgang. — Größe der Bevölkerung und des Reiches. — Der Kaiser. — Die Oberbehörden. — Die Vizekönige. — Das Beamtentum. — Korruption. — Zensoren. — Chinesische Staatsmänner. — Die Rechtspflege. — Selbstverwaltung. — Die Stämme und Gesellschaften.

Den Ostasiaten erscheint als das Wertvollste der Familie die Gewährleistung der Fortsetzung des Zusammenhanges der Geschlechter von einer Generation zur andern, mit andern Worten die Beständigkeit. Die Ehe wird wesentlich in diesem Interesse hochgehalten, eben wegen der damit zusammenhängenden, aus dem Ahnenkulte hervorgehenden Verpflichtungen aber auch von vielen gescheut. Die Angabe, daß der Kaiser Fuhhe im 28. Jahrhundert vor Christi Geburt die Ehe eingeführt habe, halten wir für ebenso mythisch wie die Deutung des hieroglyphischen Zeichens für heiraten als eines Restes barbarischer Gebräuche, welche an den Brautraub erinnern sollen. Man kann in der Sitte, daß der Bräutigam nicht anders als in der Dämmerung die Braut in sein Haus abholen darf, wo dann die Hochzeitsfeier stattfindet, einen derartigen Anklang erkennen, und mehr noch erinnert das Verbot der Ehe unter Gleichnamigen an ein einst stärker ausgeprägtes Clansystem. Dies alles ist aber längst durch eine Masse andrer Zeremonien vollkommen verdunkelt. Der Kern der letztern ist etwa folgender: Die Jünglinge und Mädchen sehen sich in der Regel nicht vor der Hochzeit, sollten sie indessen durch irgend einen glücklichen Zufall dennoch sich nahegekommen sein, so kann trotzdem die Einwilligung zur Ehe nur durch einen Freiwerber eingeholt werden, und erst wenn dieser sie erlangt hat, sendet der Jüngling der ihm bestimmten Braut einige Geschenke, welche die Annäherung offiziell einleiten. Nun treten die beiderseitigen Eltern zusammen und lassen auf Grund der genauen Geburtszeugnisse die Horoskope des künftigen Paares stellen, um nach günstigem Ausfalle derselben zu der Verbindung zu schreiten. Daß dieselbe auch jetzt noch durch unglückverheißende Erscheinungen, wie Zerbrechen eines Porzellangefäßes oder Verlorengehen irgend eines Gegenstandes in einem der beiden zur Allianz schreitenden Häuser, rückgängig gemacht werden kann, darüber besteht kein Zweifel. Tritt aber keins dieser Hindernisse ein, so sendet der Vater des Bräutigams demjenigen der Braut Geschenke, unter denen z. B. Gans und Gänserich die eheliche Treue symbolisieren. Nun werden zwei mit roter Seide umwundene Karten ausgetauscht, auf welchen der Bräutigam alle Einzelheiten der Verbindung verzeichnet hat, und der letztere sendet die letzten Geschenke an die Braut, worauf mit astrologischer Hilfe der Tag bestimmt wird, an welchem unter Musik die Braut ins Haus des Bräutigams gebracht wird, um über ein Feuer weg über die Schwelle desselben gehoben zu werden. Sie findet ihren Bräutigam im Innern des Hauses auf einem Sessel sitzen, zu dessen Füßen sie sich niederläßt. Er hebt sie auf, entschleiert sie, setzt sie neben sich, und dann gehen beide, um vor dem Hausaltare zu opfern. Gemeinsames Mahl, bei dem es der Braut untersagt ist, irgend etwas zu genießen, und bei welchem die Gelöbnisse ausgetauscht

werden, beschließt den festlichen Tag. Nicht allgemein sind merkwürdige Gebräuche, welche uns in den verschiedenen Beschreibungen berichtet werden. So hält der Aberglaube es für entschieden, daß, wer von beiden beim ersten Nebeneinanderweilen auf ein Kleidungsstück des andern sich setze, die Herrschaft im Hause haben werde. In manchen Gegenden entlassen die Gäste des Abends die Braut nicht eher, als bis sie allen ein Rätsel aufgelöst hat. Oder sie erscheint in der Vorhalle des Hauses zum letztenmal ohne ihren Gatten, ein Zeichen, daß von nun an die innern Räume des Hauses fast ausschließlich ihr Heim sein werden. In Japan und Korea scheinen ähnliche Gebräuche vorzukommen, wenn auch in einfachern Formen sich bewegend. Der religiöse Charakter fehlt der Zeremonie ganz. Über Sittenlosigkeit in Korea haben die Missionare von jeher viel geklagt.

Vielweiberei ist keine ursprünglich festgesetzte, sondern eine später erlaubte Sitte. Nur Reiche und Vornehme gestatten sich diesen Luxus. Schon die mangelnde Mädcheneinfuhr verbietet ihn, während im Lande selbst das Verhältnis der Geschlechter infolge des Kindesmordes ein solches ist, daß ohne die im Vergleiche zur ganzen Volkszahl noch immer nicht bedeutende Auswanderung die Verehelichung für eine große Zahl von Männern zur Unmöglichkeit werden müßte. Man darf aber wohl sagen, daß der Chinese jede andre Ungleichheit leichter ertragen würde als diejenige, welche ihn des Trostes einer eignen Familie beraubt, um den Harem eines Reichen zu füllen. Kriegszeiten mögen die Lage öfters geändert haben. Plath teilt eine Aufzählung aus der Zeit der seit 1122 vor Christi Geburt regierenden Dynastie Tscheu mit, wo für Jangtscheu das Verhältnis der Frauen zu den Männern wie 5 : 2, für Kingtscheu wie 1 : 2, für Jütscheu wie 2 : 3, für Jentscheu wie 3 : 1 gegeben wird. Die Vielweiberei nimmt in China die Gestalt des gesetzlich gestatteten Konkubinates an, wobei ihre Konkubinen in der Regel Sklavinnen sind, welche gekauft oder geschenkt werden, und Kinder Eigentum der rechtmäßigen Frau sind. In Japan, wo überhaupt die Ehegesetze lockerer gehalten wurden, hat die überwuchernde Adoption diesem Institute in einer familienzerstörenden Weise Nahrung gegeben. Aber es war hier außerdem mit der Heiligkeit des Gesetzes Iyeyasus umkleidet, das dem Mikado das Recht auf zwölf, dem Daimio und Hatamoto auf acht, dem Samurai auf zwei Nebenfrauen zusprach. Angesichts eines andern jede Heirat außerhalb seines Standes dem Manne verbietenden Gesetzes lag in dieser Sanktionierung der Vielweiberei eine Durchbrechung der starren Schranken, welche Heimin, Eta und Samurai trennten, aber in den friedlichen Zuständen Japans war das Zahlenverhältnis der Geschlechter seit langem ein so normales, daß trotzdem die Natur der Verhältnisse auf die Monogamie zurückwies, welche denn auch in der voreuropäischen Zeit wenigstens bei den Samurai fast allgemein galt.

Die Stellung des Weibes ist so fest bestimmt wie alles in den sozialen Organisationen dieser Länder, und zwar ist sie auch hier entschieden eine niedrige. Sie ist in der Überlieferung und in den Büchern begründet, in denen sowohl Buddha als Konfucius sich deutlich über dieselben aussprechen. Dem Kindesmorde, der fast nur dem Leben der Mädchen nachstellt, entronnen, nehmen diese neben ihren Brüdern nur eine nebensächliche Stelle ein. Daß dem nicht immer ganz so war, bezeugen schon die weiblichen Herrscherinnen, deren Japan neun zählt, aber bis auf Konfucius führen die drei großen Pflichten zurück, welche dem Weibe sein Stelle anweisen: Gehorsam dem Vater, dem Gatten, dem ältesten Sohne. Bei den Aino scheint die Freiheit und Selbständigkeit eine größere gewesen zu sein. Die Vererbung geschieht in der Regel zu gleichen Teilen auf die Söhne. Für die Töchter muß die Heirat sorgen, die wenigen erspart bleibt, diese Heirat, in der sie die Rolle eines Gegenstandes spielen, der weggegeben wird, ohne daß man sich um seinen Willen dabei kümmert. Die Moralisten haben die Tieferstellung des Weibes, von dessen Schwerlenksamkeit selbst Konfucius mit verdächtiger Vorliebe spricht, zu begründen gesucht und ermahnen es,

dem Manne blind zu gehorchen und selbst im äußersten Falle nur mild ihn zu ermahnen, nie ihn zu tadeln. Die Gesetzgeber haben dieselbe sanktioniert, indem sie dem Manne das Konkubinat erlaubten, dem Weibe dagegen die Scheidung bei Klage über folgende Punkte androhten: Ungehorsam gegenüber den Eltern ihres Mannes, Unfruchtbarkeit, Unzüchtigkeit, Eifersucht, Aussatz, Geschwätzigkeit, Diebstahl. Der Witwe wird in jenen Ständen, wo zu solchem Schritte nicht die Notwendigkeit aus materiellen Gründen zwingt, die zweite Ehe nicht gestattet oder wenigstens verdacht. Daß Witwen ihrem ersten Gatten freiwillig in den Tod folgten, ist keineswegs selten, kam früher häufiger vor als jetzt, und noch stehen Denkmäler, welche bewundernde Freunde solchen Märtyrerinnen gesetzt haben. Aber auf der andern Seite gehen nicht wenige Mädchen, welche die Ehe scheuen, in buddhistische oder taoistische Nonnenklöster, und Diakonus Gray erzählt, daß 1873 acht junge Kantonesinnen, welche verlobt waren, sich aneinander gebunden in den Strom stürzten, um der Verheiratung zu entgehen. In Japan hat man früh die Überlegenheit erkannt und gewürdigt, welche allein schon die höhere Stellung des Weibes der christlichen Kultur verleihen. Nachdem früher schon den Daimios und Kuge Verehelichung nur mit Erlaubnis der Regierung gestattet gewesen, wurde 1870 für die Ehe jedes Japaners die staatliche Genehmigung vorgeschrieben, bald darauf fielen die Standesschranken bei Verehelichungen, und der Frau wurde das Recht gegeben, Scheidungsklagen vor Gericht zu bringen. Hand in Hand mit diesen Maßregeln ging die äußere Hebung der Würde der Frau, welche man, nach dem Beispiele der Kaiserin, neben ihrem Gemahle in der Öffentlichkeit erscheinen sah.

Die Kinderzahlen müssen beträchtlich sein, wenn trotz Sterblichkeit, Kindesmord und Auswanderung ein Wachstum der Bevölkerung zu konstatieren ist, wie in China. Man kennt aus China keine sichern Zahlen. In japanischen Bauernfamilien soll die Zahl von 2 bis 3 Kindern gewöhnlich sein, aber die Sterblichkeit der Kinder ist auch in ganz Japan groß. Nur Eltern niedern Standes verkaufen ihre weiblichen Kinder an Freudenhäuser, aber der Eintritt in dieselben verbietet weder in China noch in Japan die Rückkehr in die Schranken der strengern Sitte. In der japanischen Dichtung nehmen Mädchen eine hohe Stelle ein, welche sich auf einige Jahre in ein Freudenhaus verkauften, um mit dem Erlöse ihre Eltern oder Geliebten zu unterstützen. Daß ein solcher Schritt von den Mädchen nicht allein, sondern nur mit Zustimmung ihrer Eltern unternommen werde, ist dabei immer streng vorausgesetzt.

Der kinderliebende Chinese beschäftigt sich mit seinem Sprößlinge auf das eingehendste, noch ehe derselbe das Licht der Welt erblickt. Eine lange Reihe von Gebräuchen soll dazu dienen, die Unfruchtbarkeit der Frauen zu beschwören. Am häufigsten wird ein geweihter Schuh aus dem Tempel der Göttin der Kinder genommen und im Hause des Weibes, das sich beglückt zu sehen wünscht, neben dem Bilde der Göttin aufgestellt und verehrt; wird der Wunsch erfüllt, so stiftet die glückliche Mutter ein Paar neue Schuhe in jenen Tempel. Von der Ansicht ausgehend, daß jedem Weibe ein Baum oder eine Blume des Jenseits entspreche, hält man Adoption, als Aufpfropfung eines Reises gedeutet, für ein Mittel zur Förderung der Fruchtbarkeit. Schwangere bemühen sich, das Geschlecht des Kindes, das sie erwarten, vorherzusehen, indem sie zur Zahl ihrer Jahre die Nummern der Stunde, des Tages und des Monates zählen, in welchen sie geboren ward. So erhält sie eine Zahl, die sie unter den 36 Gehilfinnen der Göttin der Kinder entweder mit einem Knaben oder einem Mädchen im Arme wiederfindet. Sie geht wohl auch in dämmernder Frühe im Kleide ihres Mannes zum Brunnen, den sie dreimal von links nach rechts umwandelt. Kehrte sie zurück, ohne gesehen worden zu sein, so wird ihr Wunsch, einen Knaben zu gebären, Erfüllung finden. Genau ist die Stunde der Geburt zu beachten, denn jede Stunde, jeder Tag, jeder Monat hat seine Bedeutung, die von der glücklichsten zur dunkelsten Zukunft sich abstuft. Man begreift manchen Kindesmord, wenn man sich erinnert, daß zu gewissen

Zeiten Kinder geboren werden, die auf dem Schafotte sterben, ihre Eltern erschlagen werden oder sonst Fürchterliches zu thun oder zu leiden berufen sind. Jeder Schrei, jede Bewegung des Neugebornen hat seine Bedeutung. Erst am dritten Tage wird es einer Waschung unterworfen und dann in Lappen gehüllt, welche aus den Kleidern steinalter Leute geschnitten sind und daher dem Säuglinge langes Leben gewährleisten. Diese erste Waschung ist ein festliches Ereignis, bei welchem Freunde und Verwandte Zwiebeln und Geld, Sinnbilder von Scharfblick und Reichtum, überreichen. Das Waschwasser ist durch aromatische Kräuter wohlriechend gemacht, und nach vollbrachter Übergießung bringt man der Göttin der Kinder Opfer dar. Die Mutter verläßt ihr Zimmer nach vier Wochen, das Haus aber erst nach hundert Tagen. Bei jener erstern Gelegenheit wird das Kind benamst und kahl geschoren, bei der andern trägt die Mutter es dankbar vor den Altar der Göttin der Matronen. Dem Knaben legt man am ersten Geburtstage eine Masse Dinge vor, welche Symbole der Beschäftigungen sind, denen er sich einst widmen kann, und die Freude der Eltern ist am größten, wenn er nach Papier und Pinsel oder nach der Geldwage, ein künftiger Gelehrter oder Kaufmann, greift. Die Kindererziehung soll nach den alten Vorschriften mit Milde geleitet werden. Ein Europäer hat Japan das Paradies der Kinder genannt, und das Wort findet seine Bewahrheitung in der Vorliebe, mit der die Alten mit den Jungen, nicht bloß die Eltern mit den Kindern, sich abgeben, in der allgemeinen Teilnahme an kindlichen Spielen, in der sozialen Verpönung aller Heftigkeitsausbrüche Kindern gegenüber. Die Erziehung der Mädchen beschränkt sich in den bessern Ständen nicht auf die weiblichen Arbeiten, welche ein gutes Stück Kunstgewerbe, selbst die in Japan in eignen Büchern gelehrte Kunst, die Blumen in Vasen geschmackvoll anzuordnen, umschließt, sondern es wird auch Lesen und Schreiben und etwas Rechnen gelehrt und, wenigstens in Japan, das Spielen auf dem einfachsten Musikinstrumente, der dreisaitigen Guitarre; doch schreitet dieser Unterricht manchmal bis zum Koto, der dreizehnsaitigen Zither, fort. Hauptziel der weiblichen Erziehung ist indessen Einprägung des gehorsamen, stets heitern und liebenswürdigen Betragens, welches dereinst das Glück in der Ehe, dem Ziele des weiblichen Lebens, gewährleisten soll.

Die Zeit des Unterrichtes beginnt mit dem sechsten Lebensjahre. Der Astrolog bestimmt einen günstigen Tag, welcher vor allem nicht der Todestag des Konfucius oder des Erfinders der Schreibkunst, Tsang Hieh, sein darf. Nachdem einige Kerzen und wertvolles Papier vor dem Altare des Konfucius verbrannt worden, beginnt der Schüler in Ermangelung des Alphabetes sogleich in einem elementaren Buche zu lesen, dem ein zweites ähnlicher Art folgt, worauf „die Vier Bücher“ (Konfucianische Analekten, das Große Studium, die Goldene Mitte, Sprüche des Mencius) und „die Fünf Klassiker“ (Yih King, Schu King, Tschan Tsin, Schi King, Li Ki, d. h. das Buch der Veränderungen, das Buch der Geschichte, die Annalen des Frühlinges und Herbstes, das Buch der Lieder und das Buch der Gebräuche) studiert werden müssen. Über diese, deren Reihenfolge und Behandlung durch ganz China gleich sind, geht kein Studium, so groß das Reich und so verschieden die Schüler, hinaus. Und so ist diese Grundlage dessen, was wir klassische Bildung nennen würden, seit Jahrhunderten unverändert geblieben. Die Chinesen schauen auf dieselbe mit Stolz, wie wir auf die Gymnasialbildung, und es ist eine Ehre für eine Provinz, mehr litterarische „Grade“ zugeteilt erhalten zu haben als andre. Unsichere Kolonialgebiete, wie Chinesisch-Formosa, sucht man unter anderm durch Zuteilung einer größern Zahl von Graden rascher in den chinesischen Bildungskreis hineinzuziehen. Will der Schüler, nachdem er soviel wie möglich vom Inhalte dieser Schriften auswendig gelernt und in Aufsätzen und Gedichten besprochen und besungen, in die Beamtenlaufbahn eintreten, so stellt er sich zu der ersten Prüfung, welche alljährlich zu altbestimmter Zeit in einer der Bezirkshauptstädte abgehalten wird und

darauf ausgeht, die litterarische Bildung der Kandidaten, deren wohl bis 2000 erscheinen, durch Aufsätze und Gedichte über klassische Themata zu prüfen. Nach fünftägiger Dauer werden die Namen derjenigen, die bestanden haben, veröffentlicht, und nun folgt eine weitere Prüfung, in der zu den Klassikern die Edikte Kanghis mit den Kommentaren kommen, die sein Sohn Yungtsching zu denselben verfaßt hat. Diese zweite Prüfung verleiht denen, welche sie bestanden haben, eine Würde, welche mit unserm doctor philosophiae zu vergleichen sein dürfte. An der dritten Prüfung, zu deren Abhaltung höhere Beamte aus Peking in der Provinzialhauptstadt erscheinen, nehmen 6000—8000 Kandidaten teil, die in eine Art Zellengefängnis, jeder allein mit Nahrung, Büchern und Schreibmaterial für zwei Tage, eingeschlossen werden. Unter Kanonendonner und Musik entfernen sich am Beginne des dritten Tages jene, welche ihre Aufgabe vollendet haben. Diese Prüfung bringt den Titel Kü-Jin sowie einen neuen Anzug nebst einem Paar Schuhe. Im Frühlinge des nächsten Jahres versammeln sich in Peking gegen 6000 Kü-Jin, aus denen nun durch eine Prüfung, die unter dem Vorsitze eines Ministers stattfindet, 350 Tsintse gewählt werden, deren Hervorragendste besondere Titel und Vergünstigungen empfangen. Japan befolgte ein ähnliches System streng nationalen Unterrichtes, ehe es sein dem abendländischen nachgebildetes annahm, welches von der Knaben- und Mädchenvolksschule bis zur Universität von Tokio heute 3 Millionen Schüler heranzubilden strebt.

Die Hochhaltung des Familienzusammenhanges führte zur weiten Verbreitung der Adoption, besonders in Japan, wo die Organisation der Samurai die männliche Erbfolge zur Vorbedingung des Genusses von Rechten machte. Dazu kam die in ganz Ostasien weitverbreitete Ahnenverehrung, welche alternden Leuten den Mangel der Söhne als ein Unglück erscheinen ließ, da ohne solche auf jene Opfer, von welchen die Verstorbenen in der Unterwelt zehren, nicht mit Sicherheit gezählt werden konnte. Wurde es nun auch möglich, durch Adoptionen das Aussterben der Familien zu verhindern, wie es denn gerade in Japan ungemein alte Familien gibt, so wirkte doch diese mit der Zeit außerordentlich gewachsene Sitte auch wieder zersetzend auf die Familie ein, die bei gewohnheitsmäßiger Adoption ihren natürlichen Zweck vergaß, zur Korporation herabsank, und in welcher in demselben Maße, wie die Neuaufnahme Fremder erleichtert ward, auch die Ausstoßung der natürlich Zugehörigen, die dem pater familias zustand, in mißbräuchliche Häufigkeit ausartete.

Die Zurückdrängung des Kindesmordes und der Kinderaussetzung bildete schon in alter Zeit eine Sorge der Regierung, so wie sie heute an der Spitze der Aufgabe christlicher Missionare steht. Diese Grausamkeiten drohten mehr als einmal die Bevölkerung zu verringern. In den wirren Zeiten vor der mongolischen Invasion mehrte sich auch in schreckenerregender Weise die Praxis des Kindesmordes, denn da die Beamten bei der Abnahme der Bevölkerung die Minderjährigen mit auf die Listen schrieben und Steuern und Fronen für sie ansetzten, mordeten die Eltern ihre Kinder, um diesen neuen Verpflichtungen zu entgehen. So betrug die Bevölkerung 1102 nach Christi Geburt nur 11 Millionen Familien und 19 Millionen Individuen, ein Verhältnis, das zu abnorm, um glaublich zu sein, aber einen Zustand anzudeuten vermag, der z. B. in Teilen von Fukian und Kiangsi herrschen konnte, wo der Kindesmord so sehr Sitte geworden, daß an einem öffentlichen Kanale (nach Douglas' Zeugnis) ein Stein mit der Inschrift steht: Hier dürfen keine Mädchen ertränkt werden! Vorschriften und Ermahnungen scheinen wenig genützt zu haben. Jedenfalls wirkte es mehr, als, um die Kinderaussetzung zu verhüten, ein Kaiser der Sung-Dynastie verordnete, daß jeder, der ausgesetzte Kinder adoptiere, aus der Regierungskasse entschädigt werde. In Japan, wo der Boden, von dem Menschen sich nähren können, beschränkter ist, hört man zwar oft das Sprichwort: „Gute Menschen haben viele Kinder", aber die Kinderzahl ist doch nicht groß, kann es in monogamischen Ehen schon wegen des

in der Regel bis zum zweiten, wohl aber auch bis zum fünften Jahre fortgesetzten Säugens und wegen des Mangels einer verständigen Pflege nicht sein. Findelhäuser scheint es in China seit langem zu geben. In Kanton befindet sich eins, welches jährlich 5000 weibliche Kinder aufnimmt, und da es nur 1000 selbst verpflegen kann, werden die übrigen, welche nicht von reichen Leuten, die sie sich zu Beischläferinnen oder Mägden erziehen wollen, ihm abgenommen werden, Säugammen zur weitern Auferziehung nach außen übergeben.

Den innigen Zusammenhang der Glieder einer Familie preisen chinesische Weise als das köstlichste Gut, dessen der Einzelne wie der Staat teilhaftig werden könne. Dieser Preis ist kein hohles Wort, sondern er hat in den Grundsätzen der Familien Chinas und jener großen Familie, die man den chinesischen Staat nennt, seine Bewährung gefunden. Familiengründung ist nirgends so allgemein, so selbstverständlich wie hier. Die Regierenden sehen in der häufigen und frühen Eheschließung ein Mittel zur raschern Volksvermehrung, und gleichzeitig meinen sie durch die Förderung derselben dem Heere der Unzufriedenen Rekruten zu entziehen. Von Hoey-Ty, dem zweiten der Han, wird erzählt, daß er die alten Jungfern besteuert habe, um die Verehelichung zu fördern. Und im Jahre 85 nach Christo wurde befohlen, daß jeder Kindbetterin drei Säcke Hirse und ihrem Manne einjährige Steuerfreiheit gewährt werden solle. Auch die Abneigung, in derselben Familie zu heiraten, scheint zu dem politischen Zwecke der Erzeugung einer zahlreichen und kräftigen Nachkommenschaft verwertet worden zu sein. Indem der Missionar Huc die Gründe der starken Volksvermehrung der Chinesen aufzählt, nennt er in erster Linie die Wichtigkeit, welche die Eltern der Verheiratung der Kinder beilegen, die Schande, ohne Nachkommen zu sterben, die Adoptionen, die Enterbung der Töchter, die Unmöglichkeit der Mesalliancen, endlich die Allgemeinheit der Verehelichung bis zum letzten Soldaten und Matrosen herab. Auf diejenigen aber, welche zur Ehe schreiten, übt den mächtigsten Einfluß der Wunsch aus, im Alter von Kindern genährt und geehrt und, was in ihrer Vorstellung vielleicht ungleich viel wichtiger ist, nach dem Tode von ihnen begraben und mit sühnenden, bis ins Jenseits hinüber wirksamen Opfern erfreut zu werden. Der Zusammenhang der Familie übt einen mächtigen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben des Volkes. Wo immer möglich, bilden Eltern und Kinder einen einzigen wirtschaftlichen Organismus, dem aller Besitz gemein ist (s. oben, S. 557). Die Ausdauer, mit welcher die ausgewanderten Söhne der Chinesen ihre daheim gebliebenen Angehörigen mit Unterstützungen versehen, ist ein Zug, der so manchen Feind der „gelben Einwanderung“ gerührt und fast versöhnt hat. Fortune sprach einmal im südlichen Theebezirke einen Alten, der folgende Darstellung der materiellen Grundlage seines Daseins gab: Er besitze ein gartenartiges kleines Stück Land, welches vorzüglich von seiner Frau bebaut werde, die zwei Söhne ziehen in der Gegend umher und vermieten sich als Arbeiter, und er, der Vater, suche sich durch leichte Kommissionen etwas Geld zu verdienen. Alle drei bringen das Erworbene zum Hause der Mutter und leben zusammen davon.

Der Wert der Elternliebe ist ein Lieblingsthema der Weisheitslehrer. Aber die wohlgemeinten Vorschriften über die Pietät gehen oft ins Kleinlichste und Abgeschmackteste und sind geeignet, die natürlichsten aller Gefühle in ihr eignes Gegenteil umschlagen zu lassen. Als Pflichten der Kinder gegen die Eltern wird gelehrt: durchgängige Aufmerksamkeit, völlige Hingabe an den Vater mit Verleugnung aller Selbständigkeit und Selbstheit. Das Kind soll mit dem Hahnenschrei sich erheben, sich sorgsam waschen und kleiden, dann vor seine Eltern hintreten und fragen, welches ihre Wünsche bezüglich des Essens und Trinkens für diesen Tag seien. Ein Sohn tritt in kein Zimmer, ohne daß sein Vater ihn einlud, er zieht sich nicht ohne dessen Erlaubnis zurück und spricht nicht, ohne angesprochen worden zu sein. Die Folge all dieser Vorschriften und Regeln, welche sich tief eingelebt haben, ist der

absolute Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, der so weit geht, daß erwachsene Söhne ohne Murren die Schläge von der Hand des Vaters empfangen, dem übrigens das Gesetz so entschieden zur Seite steht, daß auf sein Ansuchen die Thore des Gefängnisses sich seinen ungehorsamen Söhnen oft für längere Zeit öffnen. Dasselbe Gesetz sieht freilich auch den Mißbrauch der väterlichen Gewalt vor, indem es den Vater, welcher ein Kind totprügelt, zu hundert Bambusstreichen verurteilt. Indessen ist diese Strafe nach chinesischen Begriffen keine sehr schwere. Der Vater ist Herr über den Besitz des Sohnes, und dieser darf sich ohne dessen Einwilligung auch noch im reifsten Mannesalter nicht gegen seinen Willen von seiner Seite entfernen oder höchstens nach einem bestimmten, erreichbaren Orte. Nur der Eintritt in den öffentlichen Dienst löst das Verhältnis unbeschränkter Herrschaft der Eltern über den Sohn, denn nun tritt nach chinesischer Auffassung der Kaiser an die Stelle des Vaters. Doch hat jeder Beamte, wenn eins seiner Eltern stirbt, 27 Monate sein Amt zu verlassen.

Der Grundgedanke über das Eigentum am Boden ist bei Chinesen wie Japanern im theokratischen Charakter ihres Staatsbegriffes begründet: Der Kaiser, der Mikado, ist der Herr des ganzen Landes, der einzige Großgrundbesitzer desselben, denn er, der vom Himmel herabgekommen ist, hat es vom Himmel empfangen, ja in Japan haben seine Ahnen dasselbe sogar erschaffen. Es ist also aller Privatbesitz nur Lehen vom Oberherrn, und die Beispiele fehlen nicht, daß derselbe zurücknahm, was ihm nicht gehörig verteilt schien, um die unrechtmäßige Verteilung besser zu gestalten. Vor den Dynastien Tsin und Han war auch in China der Staat Herr alles Landes und vergab es gegen Fronleistungen an die Bewohner. Alles Land wurde in Atsings geteilt, je neun Familien erhielten ein Atsing gegen die Verpflichtung, den neunten oder zehnten Teil für den Staat zu bearbeiten, außerdem noch Frondienste zu thun und unter Umständen auch Kriegsdienst. Jede Invasion und Eroberung mußte in China dieses System zerstören, indem die Sieger Land in ihren Privatbesitz nahmen und die Bewohner desselben gleichzeitig leibeigen machten. Aber kein Historiker Chinas zweifelt, daß die Verteilung einst eine möglichst gleichmäßige gewesen sei, und Biot führt Unregelmäßigkeiten der Zensusergebnisse darauf zurück, daß die Zählungen der Familien in verschiedener Weise vorgenommen wurden, je nachdem das Ackerland des ganzen Reiches gegen Naturalabgabe jährlich verteilt wurde oder Steuern an die Stelle dieser Leistungen traten.

In Japan hat sich der Privatbesitz in friedlicherer Weise zu ähnlichen Zielen entwickelt. Die privilegierten Klassen (Yn) der Chinesen kehren hier als Feudalherren wieder, welche vom Kaiser auch insofern sich unabhängig gemacht haben, als sie seine Eigentumsrechte auf Wald, Öd- und Wüstland sich aneigneten und teilweise sogar in die Stellung von Pachtherren gegenüber den als Erbpachter auf dem Kulturboden sitzenden Bauern eintraten. Konnte dieser Besitzer sein Land verbessern, vermehren, verpachten, verkaufen, so banden doch zwei Pflichten ihn an den einstigen Großbesitzer: die Naturalgaben, welche in beträchtlicher Höhe zu rechter Zeit bei Strafe der Verwirkung des Rechtes auf das Land entrichtet werden mußten, und das Gebot, das Land in guter Kultur zu erhalten. Zu den großen Schwierigkeiten, durch welche das neue Japan sich durchzuarbeiten hatte, gehörte der Umsturz des einfachen Systemes, daß der Bauer seinem Daimio die Steuer, dieser dem Schogun oder Mikado den Tribut zahlte und Kaufleute und Handwerker frei waren. Dieses System wurde natürlich verlassen, wodurch die Einnahmen zunächst nicht, wohl aber die Lasten und mehr noch die Ausgaben wuchsen.

Politische Verhältnisse müssen eine tief gehende Wirkung auf die Verteilung des Besitzes geübt haben. In alter Zeit soll der Staat Grundeigentum nicht anerkannt, sondern alljährlich die Ländereien neu verteilt haben. Aufrührern und Verbrechern, aber

in unruhigen Zeiten auch Mißliebigen und Verdächtigen wurde der Landbesitz für immer genommen und Anhängern der zeitweiligen Machthaber zugeteilt. Es entwickelte sich so ein Stand von Großgrundbesitzern, der besonders in den westlichen Provinzen stark ist, und dessen Lebensweise und Erwerb stark an europäische Verhältnisse anklingen. v. Richthofen schreibt von den reichen Grundbesitzern von Honan: „Ich weiß nicht, ob die Zahl der sogenannten ‚reichen Leute‘ in Honan größer als in den nordöstlichen Provinzen ist, jedenfalls ist sie augenfälliger. Dies ist die erste Provinz, in welcher ich eine so beträchtliche Anzahl reizender Landsitze gesehen habe, welche ‚reichen Leuten‘, die sich vom Geschäfte zurückgezogen haben, gehören. Sie legen ihr Geld in Grundstücken an und übergeben dieselben Pachtern. An einer abgesonderten und in die Augen fallenden Stelle, gewöhnlich am Abhange eines Hügels, erhebt sich das stattliche Herrenhaus, von Baumgruppen umgeben.“ Viele Mandarinen sollen aus dieser Klasse hervorgehen.

Die Bettler bilden eine besondere Gesellschaft oder Zunft, denn sie sind nicht bloß zahlreich, sondern in ihrer Existenz vollkommen anerkannt. Oft kennt man sie an bestimmten Merkmalen ihrer Tracht, die gar nicht zerlumpt zu sein braucht. Zu ihnen gehören nicht bloß die an Besitz, sondern auch die geistig Armen, die Wahnsinnigen und Blödsinnigen, dann die Aussätzigen und Krüppel und Kranke jeder Art. In Japan sieht man verschämte Bettler mit Korbmasken über dem Gesichte. Ist auch das Almosen in der Regel bloß der sechste bis zehnte Teil eines Pfennigs, so gilt doch auch seine Einsammlung für einen legitimen Erwerb, dessen Recht nicht allen zukommt, und der sich in den Familien vererbt. Daß die Bettler eine Gemeinschaft mit Gesetzen und Vorstand bilden, ist nicht übertrieben, der Norden wenigstens kennt solche Einrichtungen; aber überall stehen sie nicht ganz außerhalb der wirtschaftlichen Organisationen. So haben sie in Peking das Recht, die Leichen zu tragen, wofür sie für die Dauer dieser Leistung Kleider erhalten, die sie über ihre Lumpen anziehen. Da nicht bloß Spiel und Ausschweifung, sondern Dichtigkeit der Bevölkerung und Sorglosigkeit der Regierung den Pauperismus fördern, hat die Regierung kein Recht, dem Bettel entgegenzutreten. Die Klagen Matuanlins, daß zu seiner Zeit „die Menschen mit ihren Achseln und Ellbogen aneinander stießen und drei kleine Kinder keinen Platz fanden, wo sie sich niederlassen konnten“, hatte zu oft schon Geltung in der Geschichte Chinas. Eine andre Gruppe von Armen sind die Beschäftigungsuchenden, welche oft mit Gewalt, die zu Aufständen führt, sich zur Arbeit drängen. Eine der größten Beschwerden für Cooper war auf seiner Reise durch China nach der tibetanischen Grenze der Umstand, daß an vielen Haltestationen sich eine Menge armer Kulis fand, die sich erboten, für die Träger um eine Kleinigkeit zu tragen, wobei fast regelmäßig Skandal und Schlägerei entsteht. Und doch sind die Träger schon so schlecht bezahlt, daß sie kaum im stande sind, über den eignen Bedarf hinaus für ihre Familie etwas zu erübrigen. Die sozialen Revolutionen sind in China an der Tagesordnung. Sie liegen von alter Zeit her den politischen Bewegungen zu Grunde, oder es ziehen diese doch ihre Nahrung daraus. Vorübergehender Belegung der Industriegebiete mit Garnisonen, welche die unruhigen Elemente der Arbeiterbevölkerung in Zaum zu halten haben, begegnet man bis in den fernen Westen von Setschuan hin. Bei einem so zur Wirtschaft angelegten und von derselben so vollkommen abhängigen Volke ist die Störung des Erwerbes immer eine Störung der Lebensfäden und beeinflußt unmittelbarer die Geschicke des Reiches. Wenn so wie bisher die Regierung fortfährt, die Entwickelung des Volkes in Berührung mit dem Auslande zu hemmen, dann ist es nicht anders denkbar, als daß die Einwanderung steigt. Diese Masseneinfuhr und gleichzeitig die Hemmung der natürlichen Reaktion gegen dieselbe, welche in der stärkern Entwickelung der eignen Intelligenz und Arbeitskraft liegen würde, kann für China mit der Zeit ein größeres Unglück werden als alle Opiumeinfuhr. Das Land wird arm

an Gütern, reich an Bedürfnissen und bleibt auf seiner alten Stufe stehen, was Leistung anlangt. Der beklagenswerteste Zustand!

Unter den Arbeitskräften spielen die Sklaven, die man allen andern Arbeitern vorzieht, besonders für häusliche Arbeiten eine große Rolle. Im allgemeinen ist die Sklaverei dieser letztern, die meist aus den zum Verkaufe kommenden Kindern der Armen sich ergänzen, eine leichte. Sie gelten nicht als Sklaven außer dem Hause, ihre Kinder können alle Grade des Staatsdienstes erwerben; sie sind durch Gesetze geschützt, schon insofern den Eltern der Verkauf ihrer Kinder gegen deren Willen untersagt ist, müssen verheiratet werden, die weiblichen Haussklaven sind nur bis zu ihrer Verheiratung unfrei. Außer den Haussklaven gibt es in China auch Sklaven öffentlichern Charakters und sozusagen öffentlichern Ursprunges. Unglückliche, die sich nicht selbst zu erhalten vermögen, verkaufen ihre Freiheit um Brot und Unterstand. Nach den vielen Bürgerkriegen erließ die Sungdynastie allerlei Verordnungen, um dem Umherziehen und dem Selbstverkaufe der Leute zu steuern. Strenge Strafen wurden darauf gesetzt und Lösegelder bestimmt. Aber bis auf den heutigen Tag kommen ähnliche Fälle vor, wie die Geschichte des Kulihandels klärlich zeigt. Es gab Zeiten, wo eine große Menge von Familien leibeigen wurde, indem sie von siegreichen Parteien oder Fremden ihrer Freiheit beraubt wurde. Noch nach dem letzten Dynastienwechsel, der die Mandschu auf den Thron brachte, waren so viele Einwohner zu Sklaven gemacht worden, daß letztere in den Aufständen, welche das reine Chinesentum wieder zur Herrschaft bringen wollten, eine Rolle spielten. Gleichzeitig wurde in denselben bewegten Zeiten, die vielen Menschenleben den Untergang brachten, der Menschenraub offiziell und systematisch zum Zwecke der Wiederbevölkerung verödeter Strecken geübt. Es wird erzählt, daß zur Zeit, als U, Wei und Shuk auf den Trümmern der Han-Dynastie einen dreifachen Staat gegründet hatten, U und Shuk Schiffe nach den Nachbarinseln aussandten, um die Einwohner zu fangen und sie nach dem Festlande zu bringen, damit sie das Land anbauten und der Krone Dienste leisteten. Ähnlich sind noch in den sechziger Jahren Kulitransporte, die von der Südküste nach dem Auslande abgehen sollten, von Mandarinen nach Formosa gebracht und daselbst zwangsweise angesiedelt worden. Noch heute stehen die Chinesen in Japan im Geruche des Menschenfanges, und 1879 rief der Oberrichter von Hongkong aus: „Wir stehen jetzt in der Hochflut des Weiber- und Kinderraubes. Ungefähr ein Fünfzehntel der chinesischen Bevölkerung von Hongkong steht in irgend einem Sklavereiverhältnisse.“

Die ersten Kulis sollen schon 1837, 4000 an der Zahl, nach Englisch-Westindien verschifft worden sein. Der Kulihandel in Macao war im Anfange ein einfacher Sklavenhandel ohne alle Regelungen und ist auch gegenwärtig nichts Besseres als eine sehr gewinnreiche Ausfuhr unfreiwilliger Auswanderer. Dennys stellt die Kulis unter drei Abteilungen: entweder Gefangene, die in den in Kuangtung so häufigen Fehden der „Clans“ gemacht werden, oder von Menschenräubern mit Gewalt weggeführte Küstenbewohner, oder solche, die sich selbst, d. h. ihre Freiheit, im Glücksspiele verloren haben. Der Gewinn ist nicht gering, denn für einen Kuli, der bis Havana 200 Dollar kostet, werden dort ca. 350 Dollar bezahlt. In Swatau, das gleichfalls noch in der Provinz Kuangtung liegt, muß der Menschenraub ganz besonders in Blüte gestanden haben. Lord Elgin schreibt von dort gelegentlich seines Besuches im Jahre 1860, ehe dieser Platz den Europäern eröffnet war: „Die Niederlassung hier ist eine vertragswidrige. Sie besteht wesentlich aus den Vertretern von zwei großen Opiumhäusern und deren Anhang. Opiumhandel zusammen mit dem Kulihandel, der darauf hinauskommt, daß man arme Teufel einfängt, sie auf Schiffe bringt, wo alle Schrecken des Sklavenhandels sich erneuen, und unter schönen Versprechungen sie nach Cuba 2c. führt, ist das Hauptgeschäft der ‚fremden‘ Kaufleute hier.“ Die häufigen Aufstände auf Kulischiffen beleuchten genügend den ganzen Handel. Noch aus

den letzten Jahren ist eine ganze Reihe von Fällen bekannt. So wurde das französische Schiff Nouvelle Pénélope 1871 nach Tötung des Kapitäns und eines Teiles der Mannschaft von den Kulis nach Macao zurückgebracht. Im gleichen Jahre verbrannten die Kulis das peruanische Schiff Don Juan auf hoher See, wobei 600 von ihnen umkamen. 1872 kam der Fall vor, daß ein peruanisches Kulischiff von seiner Ladung gezwungen wurde, sie in Jokohama ans Land zu setzen. Indessen gibt es Mittelstufen zwischen denen, die ganz freiwillig und selbständig, so wie unsre Auswanderer, ihr Land verlassen, und denen, die als Kulis weggeschleppt werden. Die Zahl der erstern dürfte schon deswegen gering sein, weil selten ein Wohlhabender China verlassen wird. Dies dürfte nur unter Kaufleuten dann und wann zu finden sein, die ja ohnedies durch ganz China eine sehr bunte, halbnomadische Klasse bilden. Die gewöhnlichen Arbeiter, welche auswandern wollen, müssen sich fast ohne Ausnahme das dazu nötige Kapital erst von einer der Gesellschaften borgen, welche sich mit der Be- und Versorgung der Auswandeerr befassen. Dieselbe bringt ihn aufs Schiff, weist ihm meistens auch seinen Bestimmungsort an, und an diesem wird er von der Zweigniederlassung derselben Gesellschaft in Empfang genommen und irgend einem der Arbeitgeber zugewiesen, die ihre Nachfragen an dieselbe zu richten pflegen. Ist es nötig, so sorgt die Gesellschaft auch für Wohnung und Kleidung, und er hat alle diese Auslagen nach bestimmten Regeln zurückzuerstatten. Endlich sind es auch diese Gesellschaften, welche für die Rücksendung der Leichname Gestorbener sorgen, auf deren Begräbnis in heimischer Erde der chinesische Aberglaube nicht verzichten will. Alle Chinesen, welche von derselben Gesellschaft ausgesandt sind, bilden einen Verein zu gegenseitiger Hilfe und Unterstützung und fördern dessen Zwecke durch Geldeinzahlungen, manchmal aber auch durch Gewaltthätigkeiten gegen abtrünnige Mitglieder oder Konkurrenten. Die Gesellschaft läßt sich auch unter gegenseitiger Haftbarkeit ihrer Mitglieder herbei, für einzelne ihrer Angehörigen Bürgschaft zu leisten, wofür diese eine bestimmte Steuer entrichten müssen. Es ist eine erwähnenswerte Thatsache, daß diese Bürgschaft, selbst wenn sie sich auf hohe Beträge erstreckt, kein hohles Wort ist, und ebenso, daß bekanntermaßen die Chinesen im Auslande selten jemand anderm als ihren Gesellschaften zur Last fallen.

Der Wunsch zur einstigen und zwar möglichst baldigen Rückkehr in die Heimat ist wohl allen auswandernden Chinesen gemein, und die meisten würden gar nicht auswandern, wenn nicht die Auswanderungsgesellschaft die Verpflichtung übernähme, sie tot oder lebendig zurückzubringen, eine Verpflichtung, welche aber doch nicht so gar häufig ausgeführt wird, wie man oft behaupten hört. Abgesehen von der großen Sterblichkeit auf den Transportschiffen und in den vielfach ungesunden Gegenden, nach welchen sich die Auswanderung richtet, bleibt doch der größere Wohlstand, der den Chinesen im Auslande erwartet, und ferner die große Fähigkeit, die er besitzt, sich an jedem Orte ganz chinesisch häuslich einzurichten, nicht ohne Wirkung auf diesen Entschluß. Bowring meint, daß es kaum unter zehnen einem gelinge, in seine Heimat zurückzukehren, wobei allerdings nicht zu vergessen sei, daß vielleicht die Hälfte im Auslande umkommt. Aber wir finden doch anderseits, daß an allen Orten, wo sie gedeihen und man sie nicht bedrückt, die Chinesen sich fest angesiedelt haben, z. B. in allen Teilen Hinterindiens und des indischen Archipels. Die Pietät gegen etwa noch lebende Eltern und die Sorge für die Gräber der Ahnen sind es hauptsächlich, die sie zurücktreiben; dieser Antrieb fällt aber bei der zweiten Generation weg, die sich durch eben dieselbe Pietät immer mehr an die neue Heimat gebunden fühlen muß. Die Chinesen sind weder so störrisch konservativ noch so ungelehrig, wie man sie oft darstellt, und wenn, woran nicht zu zweifeln, die Nachrichten von dem Gedeihen der Kolonien nah und fern und überhaupt richtigere Begriffe von den Zuständen in der Fremde immer tiefer ins Volk dringen, kann es nicht fehlen, daß die Auswanderung zunimmt und die Rückwanderung geringer wird. Wie leicht

sich der Chinese, besonders bei guten Geschäftsaussichten, unter die Macht der Verhältnisse beugt, zeigt nichts besser als seine Zunahme auf den Philippinen, wo er doch so höchst ungerecht besteuert wird und keine Familie gründen kann, ohne zwangsweise zum Christen gemacht zu werden. Freilich bleibt der Zusammenhang mit der Heimat auch in der Fremde immer noch lebendig. Auf eine andre Art von Abhängigkeit deutet eine Thatsache, welche Dennys aus Hongkong berichtet. Ihm zufolge wurde 1858 eine Proklamation in Hongkong und Macao verbreitet, welche von den „Braven der Provinz Kuangtung" unterzeichnet war und allen dortigen Chinesen befahl, binnen eines Monates den Dienst der Fremden zu verlassen; im Falle sie nicht gehorchten, sollten die Ältesten der betreffenden Gemeinden ihre Eltern den Behörden überantworten, damit sie wie Rebellen bestraft würden. In erfreulicherer Weise hat sich die Fürsorge der chinesischen Behörde für ihre ausgewanderten Unterthanen in den bekannten amtlichen Erhebungen kundgegeben, welche sie in mehreren Teilen Asiens und Amerikas über die Lage der Kulis veranstaltete. Dieselben haben wenigstens eine teilweise Beschränkung des Kulihandels und eine nicht unerhebliche Besserung in der Lage der Kulis herbeigeführt.

Wer einen Blick in die chinesische Geschichte thut, dem muß die Häufigkeit großer Staatsumwälzungen: Dynastienwechsel, Interregnen, als einer der auffallendsten Züge sofort entgegentreten. Man erwartet das bei der berühmten Starrheit und dem oft betonten konservativen Sinne dieses Volkes um so weniger, als die ostasiatischen Staaten im ganzen viel sorgsamer, im wahren Sinne aufgeklärter regiert wurden als im großen Durchschnitte alle andern Staaten des Erdteiles. Aber die Thatsache ist unzweifelhaft vorhanden, wenn auch viele Dynastien nicht bloß einen, sondern oft ganze Reihen tüchtiger Herrscher hervorgebracht haben. Man denke an die Han, die Than, die Ming und nicht zuletzt an die jetzt herrschende Mandschudynastie, welche über zweihundert Jahre das Reich stark und friedlich erhielt, bis freilich unter den zwei letzten Herrschern auch ihre Stunde gekommen zu sein schien. Was kann die häufigen Wechsel erklären? Das Reich und seine Bevölkerung stellen allerdings schon durch ihre Größe dem Regierenden eine schwere Aufgabe. Da aber jenes noch nicht einmal so groß wie das europäische Rußland und diese bei allen ihren Fehlern schon durch ihre Furchtsamkeit und Geduld leicht zu regieren ist, so würden diese Schwierigkeiten bei einer wirklich guten, vorzüglich aber strengen Verwaltung des Reiches keine Hindernisse eines gedeihlichen Bestandes sein. Aber das Regierungssystem ist an und für sich ein schwaches und leidet an demselben Grundfehler, der die ganze chinesische Kultur durchzieht: Es ist nicht tief durchdacht, sondern mehr oberflächlich nach gewissen Vorurteilen, statt nach scharfen Urteilen hingeworfen. So wie allen geistigen Produkten der Chinesen die Tiefe fehlt, die die Fragen bis auf den letzten Rest erschöpft, so wie ihre Logik nicht zum letzten Schlusse und ihr gewiß nicht zu verachtendes Wissen nicht zur Wissenschaft durchgedrungen ist, so ist auch ihre Verwaltung und ihre ganze Regierungsweise zwar stellenweise gut gedacht, im ganzen aber völlig unzulänglich und unzweckmäßig. Schon ihre materiellen Mittel genügen nicht zur vollen Erreichung der Zwecke des Staates. Finanzen, Armeen und Verkehrswege sind in schlechtem Zustande. Lange Zeit mochten sie in demselben ausreichen, sie mußten aber ihre Unzulänglichkeit in dem Augenblicke zu erkennen geben, wo stärkere, d. h. besser gerüstete, Wettbewerber auf den Plan traten. Jahrtausende hindurch hatte die Lage des Landes den Chinesen eine so breite Möglichkeit selbständiger abgeschlossener Entwickelung gegeben, daß schon früh keine Rede mehr weder von einer wetteifernden Reibung der Geister im eignen Lande noch von Wettkampf mit andern Völkern war. Die väterliche Leitung von oben herab und die Erfüllung gewisser vorgeschriebener Aufgaben, wie sie vor allem das merkwürdig fein durchgebildete System der Staatsprüfungen zeigt, welches ein so vortrefflicher Kenner der

Chinesen wie Meadows für das hauptsächlichste Werkzeug zur Hervorbringung jener geistigen Ein- und Gleichförmigkeit betrachtet, welche das chinesische Volk so fest zusammenschweißt, aber freilich zu gleicher Zeit es in jene verderbliche Selbstbeschränkung und Beschränktheit immer tiefer hineinschraubt, trat hier an die Stelle der Feuerproben, durch welche bei uns der Kampf ums Dasein, den die Völker wie die Einzelnen zu kämpfen haben, jedes Volk unbarmherzig hindurchführt. Diese die Abschließung begünstigende Lage hat nur auf dem wirtschaftlichen Gebiete die Chinesen keineswegs verhindert, sich das Gute von überallher, wo sie es fanden, ohne Bedenken anzueignen, aber politisch ist im Innern und Äußern das Land auf seiner einmal erreichten Stufe stehen geblieben. Hierin stützte die Indolenz des Volkes die Selbstgenügsamkeit des Regierungssystemes.

Eine große, aber schwer zu handhabende Macht stellt die Bevölkerung Chinas dar. Die schwierige Frage der Bevölkerungszahl Chinas ist in den letzten Jahren durch wesentlich übereinstimmende Berichte der Kenner des Landes in der gemäßigten Form beantwortet worden, welche die Stimmen eines Biot und Bowring hatten voraussehen lassen. Man bekennt sich nach genauerer Kenntnis der innern Provinzen und auf Grund des Studiums der Zensuslisten mehr zu der Ansicht, daß die Kritik der so ungemein rasch anwachsenden Volkszahlen aus dem vorigen und dem laufenden Jahrhundert sich nicht zu weit wagen dürfe. Wenn auch niemand die chinesischen Volkszählungen für vollkommen hält, so sind doch ihre Irrtümer höchstens in Zehnern von Millionen, nicht aber in Hunderten zu suchen, wie allzu scharfe Kritiker es versucht haben. Heutzutage ist man einig, in dem letztveröffentlichten Zensus, dem von 1842, welcher die Bevölkerungszahl auf 414,686,994 Seelen angab, einen annähernd treuen Ausdruck des Thatbestandes zu sehen. Einige meinen, daß wegen der enormen Verwüstungen, welche die Taiping- und Ninfei-Rebellionen auch unter der Bevölkerung angerichtet haben, vielleicht nur 350 oder 380 Millionen anzunehmen seien, und andre begnügen sich mit der runden Zahl von 400 Millionen als dem annähernd richtigsten, allgemeinsten Ausdrucke für die Größe der gegenwärtigen Bevölkerung. Die Unsicherheit, welche bei dem völligen Mangel späterer Volkszählungen über die Lücken besteht, welche zunächst jene Rebellionen, ferner Mißjahre und Überschwemmungen und vielleicht auch das immer mehr überhandnehmende Opiumrauchen in die Bevölkerung gerissen haben, macht es schwer, in diesem Falle zwischen 40 Millionen mehr oder weniger zu wählen; doch nehmen wir mit Richthofen, Abbé David, Behm und andern einstweilen 400 Millionen als wahrscheinlicher an, weil ja die Volksvermehrung, welche in den 30 Jahren von 1842: 53 Millionen betragen hatte, in den seitdem verflossenen $4^1/_2$ Jahrzehnten mindestens im stande war, Lücken auszufüllen. Längst müßte Chinas Bevölkerung zu groß selbst für dies weite Land geworden sein, wenn nicht heftige und langdauernde Unterbrechungen ihres Wachstumes eingetreten wären. Der Rückgang der Bevölkerung Deutschlands im Dreißigjährigen Kriege erscheint als eine schwache Wiederholung der ungeheuern Verwüstungen, die zu oft wiederholten Malen Krieg mit seinem menschenzerstörenden Gefolge in China angerichtet hat. Die Verheerungen der äußern und innern chinesischen Kriege kann man nach den Erfahrungen, die die noch so nahe liegenden Taiping- und Ninfei-Rebellionen bieten, nicht zu hoch anschlagen. Hören wir doch von den besten Gewährsmännern die Menschenverluste infolge dieser Rebellionen auf 13 Millionen zum wenigsten schätzen. Und die Kriege waren im alten China häufig und womöglich noch blutiger als heutzutage. Eine Zählung von 124 gibt 49 und eine von 155: 50 Millionen; aber nachdem der Sturz einer Dynastie langwierige Unruhen beendigt hat, findet man, daß zwischen 220 und 240 nur noch 8 Millionen übrig sind. Dies sind so bedeutende Schwankungen, wie wir sie in der Geschichte der europäischen Bevölkerung selbst in den schrecklichsten Seuchen- und Kriegszeiten nicht kennen. Bemerkenswert ist aber, daß ähnliche Schwankungen in allen

längern Zensusreihen wiederkehren, wie sie uns die dauerhaftern Dynastien hinterlassen haben. Unter der Mingdynastie ergibt im 16. Jahrhundert ein Zensus 56 Millionen. Die Mandschu-Einbrüche, welche 1644 zur Eroberung Chinas durch Kanghi führten, hatten bis zu diesem Jahre die Einwohnerzahl auf 37 Millionen vermindert; aber sie stieg nun in langer Friedenszeit und unter trefflichen Regenten mit einer Schnelligkeit, welche auf den ersten Blick kaum glaublich erscheint.

Es ist heute so schwer wie zu irgend einer Zeit, die wahre Größe des chinesischen Reiches zu bestimmen. Der Begriff China ist schon vor vier Jahrtausenden ein schwankender gewesen, als es noch kaum den Jantsekiang zur sichern Grenze hatte, und als seine Geschichte lange Jahrhunderte hindurch darin bestand, daß es die teils noch in seinem Innern wohnenden Barbarenstämme bald unterwarf, bald seinerseits von ihnen bedrängt wurde. Sein Fortschritt zur sichern Herrschaft über Nordostasien ist wesentlich auf Kulturwegen geschehen und war dem entsprechend ein langsamer und gradweiser. Ein solches Wachstum eines Staates unterscheidet sich unter anderm gerade dadurch von dem politischen Wachstume, wie wir es z. B. in der Ausdehnung der römischen Macht über den orbis terrarum wahrnehmen, daß die Grenzen sich nur langsam bilden. Und die Chinesen sind ein so wirksam kolonisierendes Volk, daß im Hin- und Herschieben der politischen Grenzen ihre Kultur beständig nach allen Seiten über dieselbe hinausschritt und in der ganzen Peripherie des Reiches sich weithin festwurzelte. Es stand dauernd zu den Nachbarvölkern und Nachbarreichen in unklaren Verhältnissen, weil eine gründliche politische Unterwerfung nie durchgeführt wurde. Es ist bezeichnend für diese Verhältnisse, daß Korea und die Liukiu-Inseln gleichzeitig China und Japan Tribut zahlten. So sind wir denn auch heute im Zweifel, wieviel von der Mandschurei, der Mongolei und Tibet, diesen ohnehin mehr oder weniger von China abhängigen Staaten, gegenwärtig als chinesisch zu betrachten ist. Bei der mangelhaften Statistik dieser Gegenden, die eigentlich nur auf sehr unvollkommenen Schätzungen beruht, sind wir eben am Ende doch darauf angewiesen, das Himmlische Reich einstweilen noch in den Grenzen des sogenannten „eigentlichen China" zu betrachten, in welchem als Grenzprovinzen, von den ans Meer grenzenden abgesehen, Schin-Kiang, Petschili, Schansi, Schensi, Kansu, Setschuan, Jünnan, Kuangsi und Kuangtung angenommen werden. Wir sehen also davon ab, daß große Stücke jenseit Schikiang, Schensi und Schansi schon dicht genug bevölkert sind, um ebenfalls als „eigentliches China" gelten zu können.

Indem die Chinesen zeitweise ihre Herrschaft bis in die Länder am Ili und Tarim, bis an den Irawadi und in die Himalajathäler Nepals ausdehnten, versuchten sie nichts weniger, als „alles" zu umfassen, was von dem Mittelpunkte ihrer Macht aus zu erreichen war, konnten aber begreiflicherweise dies „Alles" nie zusammenhalten. Bald bröckelte hier, bald dort ein Stückchen ab, bald wurde auch ein neues Gebiet erobert oder ein früher besessenes wiedergewonnen. Unter all diesen Wechselfällen ging aber jene andre Art von Eroberung, welche nicht die Feldherren und Heere der Kaiser, sondern der Fleiß, die Intelligenz und die überlegene Bildung des Volkes bewirkten, ununterbrochen fort, und die Gebiete, welche diese Mächte für China erwarben, blieben hinfort unverloren, selbst wenn sie politisch abgetrennt wurden. Dieselbe Art von Eroberung, welche China schuf, indem sie sich die mannigfaltigen Völker aneignete, welche noch in geschichtlichen Zeiten den größten Teil des heutigen China innehatten, jetzt aber nur noch in den Gebirgen des äußersten Südens und Westens zersplittert erhalten sind, dieselbe Art von Eroberung hat, und zwar vorwiegend erst innerhalb der zwei letzten Jahrhunderte, die südliche und mittlere Mandschurei, alle anbaufähigen Teile der Mongolei sowie Formosa und andre kleinere Inseln des Chinesischen Meeres für China gewonnen. Sie ist es ferner, welche Tongking und Siam mit einer chinesischen Bevölkerung erfüllt hat, welche die Chinesisierung dieser großen und reichen Länder nur noch als eine Frage

der Zeit erscheinen läßt. In Ostturkistan, so fern es vom eigentlichen China liegt, vermochte der neue Machthaber die Spuren der chinesischen Kultur nicht auszulöschen, wiewohl er 50,000 Chinesen umbringen ließ; dagegen ist allerdings die dortige chinesische Regierung fast vom ersten Tage des Aufstandes an verloren gewesen. Diese beiden Formen der chinesischen Kolonisation haben, wie man leicht begreift, von Anfang an ineinander gearbeitet. War ein Gebiet erobert, so wurde es zunächst durch militärische Kolonien geschützt, die aber immer auch zugleich dem Ackerbaue oblagen. Mit der Zeit wurden diese zu reinen Ackerbaukolonien, und die Regierung förderte nicht selten durch einen vollständigen Austausch der Bevölkerungen, indem sie nämlich einen großen Teil der Annektierten in das Innere Chinas versetzte und die Lücke mit Chinesen ausfüllte, die Gewinnung des betreffenden Gebietes.

Die chinesische Regierung glaubt man in der Regel als patriarchalischen Despotismus genügend gekennzeichnet zu haben. Aber schon die Größe des Reiches widerspricht der in solchem Namen liegenden Auffassung, die heute, besonders auch nach einer so langen Reihe von Dynastienwechseln, höchstens eine theoretische und historische Berechtigung haben kann. Man hält die Fiktion des patriarchalischen Regimentes nur wie einen Schild vor die Wirklichkeit eines ziemlich lockern, der Oligarchie einiger einflußreicher Gouverneure am ehesten zu vergleichenden Staatswesens. Ebendeshalb ist die Zentralisation nach französischem Zuschnitte in keiner Weise zu vermuten. Sosnowski hat etwas andres im Auge, wenn er sagt: „China erscheint uns als der verkörperte Gedanke der Zentralisation"; denn er setzt dann sogleich hinzu: „Hier hängt alles von persönlichen Beziehungen und Verbindungen ab, und die Formlosigkeit derselben erinnert sehr an die asiatischen Chanate. Da, wo die Reichsordnung auf rein familiäre, patriarchalische Anfänge gegründet ist, kann es eben nicht anders sein." Es ist also auch die Zentralisation, welche wiederum den Kaiser als das einzige Haupt des Volkes und damit seine Regierung als den alle Interessen des Volkes zusammenfassenden und beherrschenden Mittelpunkt ansieht, nicht wirklich, sondern nur als Wunsch, Ziel oder Ideal vorhanden, das aber nicht erreicht wird oder vielmehr nur dann erreichbar ist, wenn ein Mann von hoher Intelligenz, festem Willen und rastloser Thätigkeit, also das Muster eines Alleinherrschers, an der Spitze des Staates steht. Die Erhaltung der altgewohnten Sitten, in denen gleichsam ein Symbol der Erhaltung des Staates gesehen wird, gehört zu seinen ersten Aufgaben. Die großen Verdienste Wus, eines der edelsten Monarchen der ältern Geschichte, sind Wiederherstellung der gelockerten Familienbande, Sorge für bessere Ernährung des Volkes und für die genaue Beobachtung der Begräbnisfeierlichkeiten und Opfergebräuche. In welchem Grade der Kaiser unter günstigen Verhältnissen das Bewußtsein, leitender Geist zu sein, bis in die kleinern Obliegenheiten seines Amtes zu legen weiß, das beweist die von Kanghi selbst aufbewahrte Geschichte des mandschurischen Reiches. Kanghi erzählt z. B. in seinen Memoiren, daß er einst im 6. Mond an einem Reisfelde vorüberging, das erst im 9. seine Ernte geben sollte. Er sah eine Reispflanze, die höher war als die andern, ließ sie sich geben und stellte mit ihrer Aussaat Versuche an. Er fand, daß sie immer so früh reif wurde, und dieses ist der Reis, der jetzt in der Mandschurei, überhaupt nördlich der Großen Mauer überall angepflanzt wird. Dieser Reis gedeiht vortrefflich im Trocknen, ohne Irrigation. Schon früher hatten Kaiser wertvolle Schriften über Ackerbau und Seidenbau verfaßt, und selbst Verbesserungen in diesen Gebieten werden auf sie zurückgeführt. Ohne Zweifel haben manche Kaiser aufs lebhafteste sich von den Pflichten durchdrungen gefühlt, welche die Stellung an der Spitze einer Kulturmacht auferlegt, eingedenk der Mahnung Yüs im Tayümo: „O, bedenke es, die Tugend besteht im guten Regieren, und dieses zeigt sich in der Ernährung des Volkes".

Der chinesische Kaiser ist sich aber auch der Bedeutung des theokratischen Elementes in seiner Kaiserwürde wohl bewußt. Als Kienlung die christliche Propaganda in seinem Reiche

untersagte, baten ihn drei Jesuiten, welche damals am Hofe von Peking waren, dieses Verbot zurückzuziehen. Seine Antwort zeigte, daß er das Christentum nur fürchtete, weil es seine Autorität untergraben konnte, denn er betonte, daß er sich zwar in der Gegenwart nichts Übles von ihrer Wirksamkeit versehe, aber „die, welche ihr zu Christen macht, schauen nur auf euch, und in unruhigen Zeiten würden sie nur euern Rat hören". Die Christenverfolgungen in Anam sollen hauptsächlich von China angeregt, ja gleichsam befohlen worden sein.

Der Kaiser hat für die Regierungsgeschäfte einen Staatsrat, aus welchem fünf Mitglieder täglich in den frühen Morgenstunden in Gegenwart des Kaisers die Staatsgeschäfte besorgen. Eine seiner wichtigsten Pflichten ist die Entscheidung über Leben und Tod der im Gefängnisse sitzenden Verbrecher, deren Namen von Zeit zu Zeit aus allen Teilen des Reiches eingesandt werden, worauf der Kaiser mit einem großenteils vom Zufalle geführten Rotpinsel eine Anzahl von Namen anstreicht, welche damit ihrem Schicksale verfallen, während jene, welche mehrere Male auf diesen Listen standen, ohne den roten Strich zu erhalten, nach einiger Zeit freigelassen werden. Selten erscheint er in der Öffentlichkeit. Daß er es unter anderm thut, um alljährlich die Kandidaten des Mandarinates, welche die höchste Prüfung bestanden haben, zu empfangen, zeigt, welchen Wert er seiner Stellung gleichsam an der Spitze seiner Beamten selbst beizulegen hat. Die Zentralbehörden sind das Auswärtige Amt (Tsungli-Yamen), das Ministerium des Innern (Lipu), der Finanzen (Hupu), des Krieges (Pingpu), der Justiz (Hingpu), der Arbeiten (Kungpu), der Zeremonien; dazu kommen eigne Zentralstellen für bestimmte Tributärländer, z. B. die Mongolei und Ostturkestan, und einige kleinere Reichsämter.

Eine hervorragende Stellung nehmen die Vizekönige ein, welche über eine oder mehrere Provinzen gesetzt sind. Fünfzehn Provinzen sind zu acht Vizekönigtümern vereinigt, während über die drei übrigen Statthalter gesetzt sind. Schensi, Kansu und Kukuchoto samt den nach Westen hinaus liegenden tributären Mongolenländern bilden ein Vizekönigtum, dessen Größe die eines Weltreiches, und dessen Bedeutung für China von erstem Range ist. Man denke nun, daß der Vizekönig eines solchen Gebietes praktisch unabhängig ist, solange er sich nicht in den Verdacht bringt, gegen die Regierung in Peking zu handeln, und daß ihm die herkömmliche Selbständigkeit der Provinzen, die zum Teile ganz besondere Gesetze bewahrt haben, entgegenkommt. Er erhebt Steuern, bezahlt mit ihnen die Armee und vorkommenden Falles die Flotte, welche er unterhält, er ist, wenige bestimmte Fälle ausgenommen, die letzte Instanz in Streitfragen; dafür liegt aber auf ihm die ganze Verantwortlichkeit seiner Stellung, denn die Pekinger Regierung leiht ihm keine Hilfe, sondern sieht ihre Aufgabe wesentlich darin, über die Befolgung der allgemeinen Vorschriften zu wachen, welche das Verhalten dieser höchsten Beamten regeln. Er darf aber seine Unterbeamten, auf deren Tüchtigkeit seine eignen Leistungen in erster Linie ruhen, nicht selbst absetzen, sondern muß über sie nach Peking berichten, wo diese Berichte mit den entsprechenden Urteilen, die sehr häufig „zwangsweise Entfernung vom Amte" aussprechen, in der Regierungszeitung eine hervortretende Stelle einnehmen. So hat jede höhere Kategorie von Beamten, militärischen wie zivilen, immer ihren Halt an der nächstniedern; jeder fühlt sich voll schwerer Verantwortung, wenn nicht gegenüber dem Allgemeinen, so doch gegenüber dem Vorgesetzten. Der chinesische Turm schwankt daher immer ein bißchen. Die Allgewalt des Vizekönigs, welche trotz ihrer Beschränkung nach oben hin eine realere Macht in sich schließt als selbst die des Kaisers, wiederholt sich durch alle Stufen. Nicht nur die Statthalter und Generalgouverneure der Provinzen erscheinen als die vollständigsten Satrapen, sondern selbst jeder „Sjan" (Kreisvorsteher, Landrat) fühlt sich allen Ernstes als eine Größe, wie besonders die mit Argwohn von allen Mandarinen betrachteten europäischen Reisenden zu erfahren hatten. Die einzelnen höchsten Beamten der Provinzen und Vizekönigreiche

auseinander zu halten, so daß sie nicht etwa einmal gemeinsam gegen die Pekinger Regierung sich erklären, ist natürlich eine der ersten Sorgen der letztern. Man hat im äußersten Falle wohl einem Manne wie Tso-Tschungtang das halbe Kaiserreich übergeben müssen, aber dies liegt natürlich nicht im Systeme der Zentralregierung, welche vielmehr danach strebt, dem Kaiser die Mittel zum Eingreifen, unabhängig von seinen höchsten Beamten, bereit zu halten. In der wichtigen Provinz Setschuan ist zwar Chentu Residenz des Vizekönigs und Sitz der Provinzialregierung, aber Tschungking ist doch politisch wichtiger, da es den kaiserlichen Schatz enthält und der Zahlmeister der westlichen Grenzarmee hier residiert, welche vor der Zeit der Aufstände und Losreißungen in den Westgebieten unmittelbar von Peking aus ihre Befehle erhielt. Wenn dennoch, wie Cooper berichtet, Vizekönig und Gouverneur hier zusammenhielten, um das Geld für 30,000 nicht vorhandene Soldaten zu veruntreuen, so lehrt anderseits auch die neuere chinesische Geschichte, daß die sich selbst überlassenen Vizekönige oft zum Schaden des Reiches ihre Selbständigkeit übertrieben. Es ist bekannt, daß der Amurbezirk durch den dortigen Statthalter abgetreten wurde, und daß der Tsungli-Yamen erst später widerwillig die vollendete Thatsache sanktionierte.

Die Provinzialbeamten huldigen vielfach der Meinung, daß, wie es für den höchsten Sohn des Himmels, den Kaiser, sich nicht ziemt, die Mauern seiner Paläste zu überschreiten, so es auch für Lokalbeamte unpassend sei, zur Besichtigung einer Provinz herumreisen. Das Übergewicht der litterarischen Bildung und Beschäftigung drückt auf die meisten chinesischen Beamten, weshalb sie in der Auswechselung einer möglichst großen Zahl von Schriftstücken das Merkmal einer regen und nützlichen Beamtenwirksamkeit sehen. Diesem litterarischen und sedentären Charakter des chinesischen Beamten steht nun das Institut der Zensoren, welches schon infolge der Ausdehnung des Reiches eine Notwendigkeit ist, doppelt berufen gegenüber. Die Zensoren stellen die unmittelbare Aufsicht der Zentralregierung über die Beamten in den Provinzen dar. Kleinen Verfehlungen gegenüber nachsichtig, sind sie bis zur Erbarmungslosigkeit offen und streng gegen die großen Mängel. Ihre Berichte in der Staatszeitung reißen ohne Schonung die Hüllen von tiefen Wunden des Staatskörpers. Nicht bloß Opiumrauchen, Fälle von Trägheit, Säumigkeit oder Unwissenheit, sondern die schwersten Vergehen gegen die Beamtenpflicht oder das allgemeine Gesetz werden hier mit voller Offenheit dem ganzen Volke mitgeteilt.

An fähigen Diplomaten hat es China nie gefehlt, aber Staatsmänner im höhern Sinne scheinen nicht ebenso häufig zu sein. Das Material dazu ist im Volke offenbar vorhanden, denn in schweren Zeiten hat China noch fast immer Männer hervortreten sehen, welche einen heilsamen Einfluß auf die Volksgenossen ausübten. Sosnowski, der 1875 mit dem Vizekönig der Westprovinzen, Tso-Tschungtang, zusammentraf, entwirft folgende Schilderung dieses hervorragenden Mannes: „Ich habe mich fast zwei Jahre in China aufgehalten und alle Klassen der Gesellschaft, Bürger und Militärs, Gelehrte und den gemeinen Mann, kennen gelernt, aber ich bin wenig so aufgeklärten Chinesen begegnet wie Tso-Tschungtang. Er hat mich entschieden durch seine vernünftigen Ideen sowie durch seine richtige und genaue Kenntnis von Rußland in Erstaunen versetzt. Er begann nach vollendetem Studium seine Laufbahn in Hunan mit Operationen gegen die Taiping-Rebellen, wurde dann Gouverneur von Fukian und 1868 zum wichtigen Posten eines Generalgouverneurs von Schangan (d. h. der Provinzen Schensi und Kansu und der Landschaft Kuku-Nor) berufen. Über besonders glänzende militärische Talente verfügt er wohl kaum, aber als Verwalter und Organisator ist er im höchsten Grade befähigt, von Natur geradehin und aufrichtig, offen und ehrlich. Er hatte es eingesehen, daß die ganze Unordnung hauptsächlich in der Bestechlichkeit der Beamten und Offiziere ihren Grund hatte. Er stellte also gute Beamte an, reinigte das Offizierkorps, gründete Waffenfabriken, Proviantmagazine, Arsenale, war

thätig, erschien überall selbst, bewältigte dadurch den Aufruhr und flößte dem seiner Obhut anvertrauten Trümmerhaufen neues Leben ein.“ Im Mai 1875 wurde der Tschungtang (dies ist sein Titel, Tso der Name) mit dem Titel eines Statthalters auch über das ganze südwestlich angrenzende Gebiet, d. h. das erst wiederzuerobernde Dsungarien und Turkistan, gestellt. Übrigens erreicht seine Jurisdiktion keineswegs mit den einmal feststehenden Grenzen seines Gebietes ihr Ende, sondern gilt überall, wo es sogenannte „Straßenräuber“, d. h. Insurgenten, gibt. Kurz nachdem diese Schilderung entworfen worden, hat Tso-Tschungtang seine Aufgabe, den Aufstand in der südlichen Mongolei zu dämpfen und Ostturkistan wiederzuerobern, glänzend, wenn auch mit harten Mitteln, gelöst.

Der realistische Grundzug der chinesischen Kultur kommt auch im Beamtenwesen zur Geltung. Nützlichkeitsrücksichten führen dazu, Elemente in dasselbe aufzunehmen, welche dem regelmäßigen Siebeprozesse der Prüfungen und Zensorbegutachtungen Hohn sprechen. Aus der neuern und jüngsten Geschichte Chinas ist es bekannt, daß die chinesische Regierung kein andres Mittel fand, einen ungehorsamen Sohn und berüchtigten Seeräuber zu beruhigen, als indem sie ihn zum Generaladmiral der kaiserlichen Flotte erhob. Auch der berühmte Tschungtang befand sich anfangs auf seiten der Taiping-Rebellen und ging erst später zur kaiserlichen Partei über. Es geht dies ganz gegen die Strenge, mit welcher bei der Auswahl der Kandidaten für die Staatsprüfungen verfahren wird. Da aber das Gesetz nur befiehlt, daß Söhne von Prostituierten, Schauspielern, Scharfrichtern, Gerichtsdienern und Gefängniswärtern, jene wegen Niedrigkeit, diese wegen angeborner Grausamkeit, nicht aufgenommen werden sollen, so steht nichts entgegen, Verbrecher, die von guten Eltern sind, aufzunehmen, wenn das Staatsinteresse es gebietet.

Die Korruption liegt bei einem so gewinnsüchtigen und zum Gelderwerbe durch einige Charaktereigenschaften so wohlgeeigneten Volke außerordentlich nahe. Vergebens haben die Staatsgelehrten glauben machen wollen, daß erst jener Herrscher Mu sie in die Welt gebracht habe, welcher die Strafen des Gesetzbuches mit Geld abkaufen ließ. Sie hat tiefere Wurzeln im Wesen der Chinesen und ihres Staates. Bestechung wird unzweifelhaft in großer Ausdehnung geübt und zerstört leider so manche gute Absicht der alten Gesetzgeber und neuen Regierenden. So sind Kornspeicher in jeder Provinz regierungsseitig angelegt, wo ein Teil der in Reis entrichteten Grundsteuer niedergelegt, zum Teile an Arme gegeben, zum Teile für Besoldungen verwandt oder vor der Ernte billig verkauft und jährlich erneuert wird. Aber Unterschleif läßt kaum den dritten Teil an die Armen kommen, und die Regierung kann offenbar dieses Übels sich gar nicht erwehren, da es schon in sehr frühen Zeiten da war. Am kühnsten scheint dieses System sich in den militärischen Angelegenheiten vorzuwagen. Cooper fand in Tschungtschau mehrere Militärmandarinen und ca. 150 Mann. Dies war die Wirklichkeit einer mythischen Armee von 40,000 Mann, welche nach Jünnan gesandt war, und deren Befehlshaber Tschentu nicht verlassen, sondern zusammen mit dem Vizekönige den Sold bezogen und unterschlagen hatte. Die kärglichen Besoldungen, welche besonders in den verkehrsreichern offenen Häfen längst nicht mehr den Lebensansprüchen genügen, treiben um so mehr zu unredlichem Erwerbe an, als alle Zivilbeamten nur für drei Jahre ihr Amt behalten, und als sie die Unkosten ihrer Verwaltung zum Teile aus den amtlichen Einnahmen selbst zu decken, vorzüglich aber die Löhne ihrer Unterbeamten zu bestreiten haben. Die Regel, daß kein Beamter einen Verwandten in seinem Ressort beschäftigen darf, welche so streng durchgeführt wird, daß Fälle von Beamten, die entlassen werden, weil sie eine Verbindung mit der Familie eines Neben- oder Unterbeamten in derselben Provinz eingegangen sind, noch immer in der Pekinger Staatszeitung zur Kenntnis gebracht werden, ist nicht im stande, den stillen Verschwörungen gewinnsüchtiger Beamten zu ungunsten des Staates zu steuern. Ebensowenig die Bestimmung,

daß kein Beamter in seiner Heimatsprovinz angestellt werden soll, und die harten, bis zur Todesstrafe sich steigernden Ahndungen. Es gab immer Provinzen und Vizekönigreiche, an deren Spitze Männer standen, die selbst nicht mit reinen Händen arbeiteten, und welche jeder Unrechtmäßigkeit ihrer Untergebenen durch die Finger sahen, wenn sie an deren Gewinn sich beteiligen konnten. Das Sprichwort von den großen und kleinen Dieben bewahrheitete sich in allen Fällen, wo jene erstern ihren Vorgesetzten genügenden Anteil am Gewinne bieten konnten. Der öfters erzählte Fall des Zollinspektors Hanki von Kanton, welcher bei einem Gehalte von 2400 Tael (ca. 16,000 Mark) sich mit einem Vermögen von 300,000 Tael zurückzog, wovon er bei seiner Rechenschaftsablegung in Peking 100,000 Tael an die obersten Vorgesetzten hatte abgeben müssen, ist typisch. Um ihn voll würdigen zu können, muß man hinzufügen, daß die Kosten des Amtes, die er selbst zu bestreiten hatte, gegen 100,000 Tael im Jahre betragen hatten! Es kontrastiert mit diesem Falle ein andrer von Douglas erzählter, in welchem ein Bezirksbeamter von Kueitschou zur Erdrosselung verurteilt wurde, weil er den bergbewohnenden Miaotse ungesetzlicherweise 6050 Tael zu viel Steuern abgenommen hatte. Seltsamerweise trägt das Volk selbst zu diesen Unrechtmäßigkeiten das Seinige dadurch bei, daß es, an und für sich leicht besteuert und an Überforderungen gewöhnt, sich ohne viel Murren bis zu einem gewissen Grade auspressen läßt. Freilich weiß es auch recht wohl, daß das Gegenteil von dieser Praxis gut und schön ist, wie zur Genüge die Ehren bezeugen, die redlichen, wohlverdienten Beamten beim Scheiden aus ihrer Stellung zu teil werden. Vielleicht kann man kein allzu großes Gewicht auf die unberechenbaren Ausbrüche der Volksstimmung in derartigen Fällen legen, doch mag die Bemerkung des Archidiakonus Gray hier angeführt werden, daß bei einem Aufenthalte von 25 Jahren er in Kanton nur einen einzigen Mandarinen habe scheiden sehen, dem das Volk ein herzliches Bedauern und aufrichtige Dankbezeigungen gewidmet habe. Echt chinesisch war dieser Abschied. In langem Zuge wurden die seidenen Ehrensonnenschirme getragen, die dem Gegenstande dieser Huldigungen gewidmet worden, und 300 rote Bretter, auf welchen in weitleuchtender Goldschrift Ehrentitel, wie der Freund des Volkes, der Vater des Volkes, der Wohlthäter des Alters, der Stern der Provinz und dergleichen, zu lesen waren. Von Strecke zu Strecke waren bei den Tempeln Deputationen aufgestellt, die Reden und Erfrischungen anboten. Als 1861 der Präfekt von Tiëntsin diese Stadt verließ, bat das in Haufen ihn vor das Thor begleitende Volk beim Weichbilde um seine Schuhe, die im Triumphe zurückgebracht und im Tempel des Stadtgottes aufgehängt wurden. Bei solchen seltenen Gelegenheiten schwindet die bange oder grollende Stille, welche sonst überall das Auftreten eines Mandarinen in der Öffentlichkeit begleitet.

Weder Konfucius noch Mencius haben geleugnet, daß die Pflicht des Wohlverhaltens nicht einseitig auf dem Volke liege, sondern daß dem Gehorsame des Unterthanen die Pflichttreue des Herrschers und seiner Organe zu entsprechen habe. Ja, es lehren diese und andre Weisen, welche Autoritäten auch in Fragen des Staatslebens sind, daß es nicht bloß Recht, sondern Pflicht des Volkes sei, dem Kaiser zu widerstehen und endlich ihn abzusetzen, wenn er vom Pfade der Gerechtigkeit und Tugend abweiche. Das chinesische Volk, das gelehrig und geduldig ist, hat dennoch in nicht wenigen Fällen diesen Grundsatz verwirklicht. Seit Jahrhunderten hat immer in jedem Jahrzehnte in irgend einer Provinz ein Aufstand geherrscht. Hartnäckige Pflichtversäumnis auf seiten der Regierenden hat zu großen Umwälzungen Anlaß gegeben. So hatte die Ninfei-Rebellion ihre Ursache, wie man sagt, in den Überschwemmungen des Hoangho, die seit 20 Jahren, nachdem die Regierung nicht wie früher für die Erhaltung der Dämme sorgte, das Land alljährlich mit Schlamm bedeckten und zugleich jenes System von Verkehrswegen störten, das weise dazu angelegt worden war, um die reichern und ärmern Teile des Reiches in Verbindung zu

setzen. Die Chinesen sind ein weder politisch noch religiös leidenschaftliches Volk, und wir dürfen nicht erwarten, daß sie wegen bloßer theoretischer Unzufriedenheit mit den Zuständen, die auf dem politischen oder religiösen Gebiete herrschen, jemals ihr Land verlassen würden, wie wir das im Abendlande in alter und neuer Zeit so häufig gesehen haben. Nur wenn politische Mißstände zu einem Drucke führen, der materiell empfunden wird, wenn sie Ungerechtigkeit, Unehrlichkeit der Beamten, Nachlassen der Fürsorge für das materielle Wohl des Volkes im Gefolge haben, dann erheben sich Klagen und Mahnungen, und während im Innern die Unzufriedenheit sich in Aufständen Luft macht, entzieht an den Grenzen sich das Volk durch Auswanderung dem Drucke des verdorbenen Systemes. Nicht die dichtest bevölkerten Regionen, in denen der Einzelne am mühseligsten zu arbeiten hat, um sein Leben zu erhalten, sind die politisch unruhigsten, — ein Zeichen, wie genügsam dies Volk seinem Schicksale gegenüber ist. Merkwürdigerweise war 1854, als die Rebellen schon bis Tiëntsin gekommen waren, die Provinz Tschekiang noch ruhig und war doch von jeher einer der dichtest bevölkerten Teile des Reiches. Die zähe Natur des chinesischen Charakters läßt aber voraussehen, daß in ihm Keime von Widerspruch und Auflehnung gegen das herrschende System nicht leicht absterben.

Die chinesische Rechtspflege ist durch dieselbe Korruption der Beamten entstellt, welche die ganze Staatsverwaltung durchfressen hat, außerdem aber noch durch einen Zug der Unmenschlichkeit, welcher einen der dunkelsten Flecke auf dem Gewande Chinas bildet. Die Kunst, Schmerz zu erzeugen, ist dort außerordentlich ausgebildet. Schläge mit Bambusstöcken auf die Fersen, die Knöchel, zwischen die Schultern, mit dicken Lederriemen auf die Kinnbacken, sind nicht bloß Verbrechern, sondern auch Zeugen gegenüber üblich. Dazu kommt die Tortur in einer Mannigfaltigkeit der Anwendungen raffiniert ausgedachter Schreck- und Plagewerkzeuge, die zu begreifen man sich an die von europäischen Chirurgen öfters wiederholte Angabe erinnern muß, daß sowohl die Chinesen als ihre mongolischen Rassevermandten bei weitem nicht so empfindlich gegen die Anwendung von Messer und Zangen seien als die Europäer. Auch daß endlos ausgesponnene Darstellungen der Tortur zu den Lieblingsvorwürfen chinesischer Maler gehören, daß große Kaiser, wie Kienlong, mit Vorliebe als Zuschauer bei Torturen und Hinrichtungen erschienen, beleuchtet den harten Zug im chinesischen Charakter und lehrt die für das Verständnis der Geschichte Chinas wichtige Thatsache, daß einer solchen fremdes und eignes Leben nicht so wertvoll scheinen kann wie uns. So sind denn auch die verschiedenen Arten von Todesstrafen mannigfaltig. Auf Vater- und Muttermord steht langsamer Tod, bei welchem der Verbrecher ans Kreuz geschlagen, sein Körper, je nach dem Befinden des Richters, an 8 bis 120 Stellen zerschnitten und dann das Herz durchbohrt wird, worauf endlich die Glieder vom Leibe gelöst werden. Im Jahre 1877 berichtete die Pekinger Staatszeitung 10 Vollstreckungen dieser Art, bei deren einer der Gefolterte und Hingerichtete ein Wahnsinniger war. Die gewöhnlichste Strafe ist Enthauptung mit dem Schwerte. Häufige Übung verleiht dem Scharfrichter eine Fertigkeit, die ihn seine Aufgabe in der Regel rasch und geschickt vollziehen läßt. Douglas sah in Kanton 36 Mann wegen Raubes hinrichten, was durch zwei Scharfrichter in weniger als 2 Minuten geschah. Bei der abergläubischen Scheu vor Verstümmelung, welche den Chinesen beseelt, gilt Erdrosselung für eine minder schwere Strafe, und die leichteste Form derselben ist die Zusendung einer seidenen Schnur, welche andeuten soll, daß der Empfänger die Strafe an sich selbst zu vollziehen habe. Ein Mahl, womöglich mit einem Betäubungsmittel versetzt, ist den Unglücklichen vor dem letzten Gange verstattet, den sie indessen nicht auf eignen Füßen, sondern in einem Korbe machen, welcher an einer Bambusstange zwischen zwei Männern getragen wird. Der Zustand der chinesischen Gefängnisse ist durch die düstere Anlage der Zellen, Feuchtigkeit, übermäßige

Anfüllung und Ungeziefer der denkbar traurigste. Als nach der Einnahme von Kanton im Jahre 1859 das dortige Hauptgefängnis geöffnet ward, konnten selbst die englischen Soldaten die verpestete Atmosphäre, in welcher neben den blutig geschlagenen, durch ihre schweren Ketten und Eisenringe geschundenen lebenden Gefangenen Leichname in Ketten lagen, nur für Sekunden ertragen. Bestrafungen übermäßig grausamer oder nachlässiger Gefängnisverwalter werden in der Pekinger Zeitung so oft veröffentlicht, daß auf den Zustand der Gefängnisse und Gefangenen auch von amtlicher Seite kein günstigeres Licht geworfen werden kann. Die chinesischen Gesetze unterscheiden scharf Verbrechen mit und ohne Gewaltthat. Die letztern werden unverhältnismäßig viel leichter bestraft und zwar am häufigsten durch öffentliche Ausstellung des Übelthäters im Blocke mit einer seine Schuld erläuternden Aufschrift. Eine beliebte Variation dieser Strafe ist die Durchbohrung der Ohren mit Pfeilen, an welchen Papierzettel mit Angabe des Verbrechens angebracht sind.

Das Alter der chinesischen Kultur, ihr Fundament einer dichten arbeitenden Bevölkerung, die Betonung des Ackerbaues, die Entwöhnung vom Kriege haben dennoch nicht vermocht, Charakterzüge, die an das Nomadentum anklingen, so ganz zu verwischen, um so weniger, als die Herrschaft der Mongolen und der Mandschu in den letzten Jahrhunderten noch verstärkend auf eben diese Züge gewirkt. „Peking“, sagt Baron Hübner, „ist das Lager von Barbaren auf der Beiwacht. In der Mitte steht das Zelt ihres Häuptlinges, zugleich dient es denen, die das Feld bebauen, als Zufluchtsort. Der Nomade, der den Bauer schützt! Wahrhaftig, das ist Asien! Ich begreife jetzt die Verehrung, welche die Völkerschaften dieses Kontinentes, vom Ural bis nach Kaschgar, von Kiachta bis zum Hindukusch, für Peking bewahrt haben — in ihrer Phantasie die Stadt der Städte, das irdische Paradies, der Mittelpunkt der Welt. Für mich ist es das Urbild der alten biblischen Großstädte.“ Der Familienstamm oder Clan hält ebenso diese Nation zusammen, wie er die feste Einheit im lockern Aufbaue einer Mongolen- oder Tatarenmacht immer gewesen ist. In der chinesischen Tradition hat zwar der She oder Stamm eine etwas andre Gestalt angenommen, als in Wirklichkeit ihm zukommt, aber die Wichtigkeit seiner Existenz hat auch diese nicht verkannt. Sie erzählt: Kaiser Ping-ton führte zuerst Sze oder She (20 an Zahl) ein, und ein andrer Kaiser vermehrte sie auf 100, indem er das ganze Land unter seine 99 Söhne verteilte und einen Anteil für sich selbst behielt. Gewöhnlich aber sprechen die chinesischen Bücher von den 100 Familien als den ursprünglichen, die auch in den Stürmen der spätern Geschichte nicht untergingen, sondern als der Kern der Nation auch dann sich erhielten, wenn alle andern hergebrachten Formen vernichtet wurden. Am wenigsten konnte natürlich die kommunistisch gleichmäßige Landverteilung erhalten bleiben, welche dieser Organisation zu Grunde lag, und wenn die chinesischen Annalisten irgendwo glaubwürdig sind, dann ist es, wo sie von den schädlichen Wirkungen der Störung dieser Besitzverhältnisse berichten. Im 13. Jahrhundert, erzählen sie, war im Süden auch das Land nicht gut verteilt, es gehörte zu einem großen Teile reichen Besitzern, und die Empörungen der vom Boden, den ihre Vorfahren besessen, ausgeschlossenen Armen trugen am meisten zur damaligen folgenreichen Zerrüttung des Landes bei. Nur formal strebten die Gesetzgeber die alte Stammesgliederung dadurch wenigstens aufrecht zu erhalten, daß sie den Stämmen die Heirat in ihrer eignen Mitte verboten, um jedem frisches Blut zuzuführen und Degeneration hintanzuhalten. So entstanden denn die Dorfbewohnerschaften, die, meist Einen Namen tragend, Einem Stamme entsprossend, Einen Clan bildend, fest zusammenstehen, und angesichts derer man nicht umhin kann, zu denken, daß dies Faktoren sind, welche die Anhänglichkeit an die Heimat, den Zug nach ihr sehr verstärken mußten und das Volk über so manche üble Zustände in derselben hinwegsehen lassen. Geschichtsphilosophen, welche von herdenhaftem Auftreten und Dasein dieses Volkes sprachen, vergaßen

oder übersahen den breiten Grund von Selbstverwaltung und Selbsthilfe, auf dem die Zentralregierung sich aufbaut. Ohne diesen ist sie bei der Unzulänglichkeit der Verwaltungsmaschinerie überhaupt gar nicht denkbar. Die Verwaltung der Dorfgemeinde geschieht billig in patriarchalischer Weise durch Notabeln, deren älteste „die Ältesten" sind, welche bei Unterthanen und Behörden in gleich großem Ansehen stehen, die meist durchs Los aus den Angesehensten gewählt werden, oder durch wirkliche Patriarchen, welche an der Spitze eines „Clans", einer Familiengemeinschaft, stehen. Es kommen dazu noch die Verbindungen der Dörfer untereinander, deren Spitze gegen andre derartige Verbindungen gerichtet ist, gleichsam Schutz- und Trutzbündnisse, vergleichbar den Städtebünden der deutschen Faustrechtszeit. Diese Clans behalten den Halt an ihren Angehörigen auch dann noch, wenn dieselben räumlich aus ihrer Mitte geschieden sind. Die geheimen Gesellschaften, welche die ausgewanderten Chinesen mit einer für Fremde unbegreiflichen Festigkeit und Dauer verbinden, haben großenteils in alten Stammeszusammenhängen ihren Ursprung. Gleich diesen respektieren sie die Grenzen der Regierungsgewalt, ergänzen aber die Lücken in derselben durch ihre eigne Thätigkeit. Gützlaff schrieb 1831 von den geheimen Gesellschaften in Kanton und Umgebung: „Mit Ausnahme der Whug-Whug oder Triad Society, die vor einigen Jahren einen unglücklichen Aufstand erregte, sind sie absolut gehorsam. Ja, die Regierungsorgane bedienen sich oft derselben zur Aufspürung von Verbrechen und dergleichen. Oft aber nehmen sie diese Aufgabe in ihre eigne Hand." Vereinigungen wie die in der wirren Zeit der fünfziger Jahre hervorgetretene Gesellschaft „zum alten Stier", die gegen die Diebe und Räuber sich bildete, scheinen in China gar nicht so selten, und ein komplettes Lynchverfahren scheint von denselben angenommen zu sein. Die Gewohnheit, in freien Vereinigungen zu leben und rasch in denselben sich zusammenzufinden, hat die ausgewanderten Chinesen für viele fremde Verhältnisse geeigneter gemacht. Sie arbeiten ebendeswegen besser unter Leitung eigner, selbstgewählter Führer als unter derjenigen Fremder.

Dieser Vergesellschaftungstrieb erzeugt auch ganz sonderbare Vereinigungen. Eine Gesellschaft tritt z. B. zusammen, jeder zahlt am Anfange jeden Monates eine bestimmte Summe, das ganze Eingezahlte wird jeden Monat verlost, und die verloste Summe erhöht sich nach und nach bis zum letzten Monate. Durch diese altgewohnte Art von Autonomie wird es möglich, die Zahl der Beamten auf ein Minimum zu reduzieren. Aber beide Sphären, die autonome und büreaukratische, sind so streng gesondert, daß hierbei an Selbstregierung in unserm Sinne, die sich auf Selbständigkeit des Urteils und des Willens gründet, nicht zu denken ist, sondern es gründet sich vielmehr dieses System auf die Zahmheit, den ruhigen und für gewöhnlich lenksamen Charakter des Volkes. Man kann es eine Doppelregierung nennen, denn die Beamten stehen vollkommen autokratisch über der Masse des Volkes, das lange auch Böses ruhig über sich ergehen läßt, um sich urplötzlich dann ebenso herdenartig zu erheben und zu wehren, wie es herdenhaft sich leiten ließ. Trotz der patriarchalischen Selbstverwaltung der Gemeinden wird also die Qualität der Regierung doch wesentlich von der der Beamten abhängen, die in allen größern Angelegenheiten unkontrollierte Leiter sind.

Eine Haupteigenschaft Chinas, im europäischen Sinne ein Hauptfehler, ist die geringe Bedeutung seiner Militärmacht. Daß die Chinesen „so hilflos vor unsern Angriffen waren wie die Australier", läßt in einem kriegerischen Zeitalter, wie das 19. Jahrhundert trotz alledem ist, die ganze chinesische Kultur geringwertiger erscheinen. Lord Elgin hatte vollkommen recht, als er sagte: „Hätten die Chinesen die Truppen Englands und Frankreichs in offenem Kampfe besiegt, so wäre das seichte Geschwätz von Chinas unzureichender Kultur bald verstummt". Nun ist aber zunächst der Chinese doch wohl mit andern Asiaten zu vergleichen, und diesen gegenüber sind noch in den letzten Jahrzehnten Vorzüge zu

konstatieren gewesen, welche vor der Unterschätzung der chinesischen Kriegsmacht warnen sollten. Gordon, der demoralisierte Chinesen im Taiping-Aufstande zum Siege zu führen verstand, hat 1880 in einer Denkschrift, welche dem mächtigen Generalgouverneur Li Hung Tschang übergeben wurde, den obersten Grundsatz aufgestellt, China besitze eine langbewährte militärische Organisation; diese müsse unangetastet bleiben, denn sie entspreche den Eigentümlichkeiten des Volkes. Und indem er ins einzelne geht, um bestimmte Vorschläge, wohl schon im Hinblicke auf das französische Vordringen in Tongking, zu machen, fährt er fort: „Chinas Macht besteht in der zahlenmäßigen Stärke seines Heeres, in der leichten Bewegbarkeit der Truppen, dem leichten Gepäcke und den geringen Bedürfnissen des Soldaten. Es ist bekannt, daß eine mit Speer und Schwert bewaffnete Schar die besten regulären Truppen, die mit Hinterladern ausgerüstet und gut ausgebildet sind, überwältigen kann, wenn das Terrain schwierig und jene diesen an Zahl im Verhältnisse von zwölf zu eins überlegen ist. Um wieviel mehr wird dies noch der Fall sein, wenn jene im Besitze von ordentlichen Hinterladern ist! China sollte sich niemals in eine geordnete Schlacht einlassen; seine Stärke liegt in schnellen Bewegungen, dem Abschneiden der Bagage, nächtlichen Überfällen, ohne es zum Äußersten zu treiben, und in beständiger Beunruhigung des Feindes. Die Chinesen sollten niemals befestigte Stellungen angreifen, sondern den Feind aushungern und ihn Tag und Nacht beunruhigen.“ Der letzte Satz der Gordonschen Vor- und Ratschläge aber lautet: „China kann keine Armee haben, wenn die Generale 2000 Mann einstellen und Sold für 5000 beziehen. Diese Generale müßten geköpft werden.“ Vorteile und Fehler sind hier klar angedeutet. Daß auch Gordon den Chinesen im Durchschnitte für keinen guten Soldaten hält, geht aus seinen Worten klar hervor. Aber er zeigt Quellen militärischer Macht in der Zahl, der Dressurfähigkeit, der Genügsamkeit der Chinesen auf, welche Europäer nicht ganz unterschätzen sollten.

---

31. Glaubensformen und Religionssysteme Asiens.

Inhalt: Der gemeinsame Boden der asiatischen Glaubensformen. — Ahnenverehrung. — Sonnen-, Sternen- und Feuerdienst. — Der Bär bei den Amurvölkern. — Eisen und Schmiede. — Beispiele innerasiatischer Kosmogonie. — Die Religion der alten Arier. — Der Brahmanismus. — Der Licht- und Feuerdienst der Iranier. — Zarathustras Lehre. — Der Buddhismus. — Verschwisterung mit den volksmäßigen Anschauungen. — Die Tempel und Klöster. — Lhassa. — Das Priestertum. — Sein Herabsinken zum Schamanismus. — Der Buddhismus der verschiedenen ost- und innerasiatischen Völker. — Chinas Politik in Lhassa.

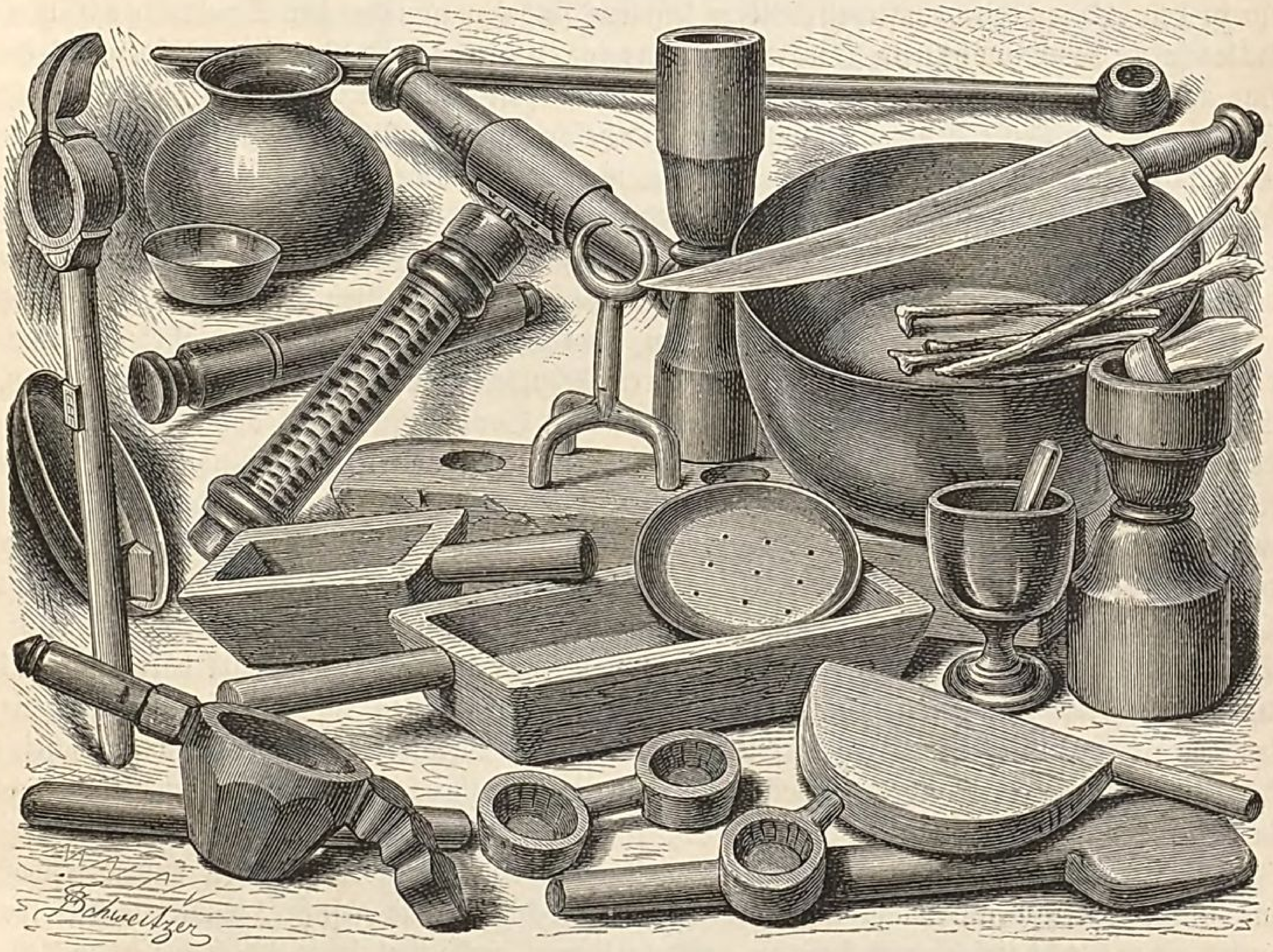
Die asiatischen Völker alle nehmen teil an dem gemeinsamen Besitze religiöser Ideen und Vorstellungen, dessen die Menschheit im ganzen sich erfreut. Es gibt in Asien sowenig wie anderswo auf Erden ein religionsloses Volk. Die großen Glaubensformen, die nach Brahma und Buddha genannt sind, wurzeln in einem Untergrunde weitverbreiteter Vorstellungen, in welchem allerdings auch die Blätter, Blüten und Samenkörner ruhen, absterben, modern, keimen, welche von den hoch aufgeschossenen Bäumen dieser besondern Entwickelungen herabgefallen sind und weit sich zerstreut haben. Mit diesem Boden hängen also Brahmanismus und Buddhismus im Werden und im Wirken tief innerlich zusammen, und wenn sie einst vergehen sollten, würden sie denselben mit dem bereichern, was an ihnen unvergänglich ist. Nur ist das Verhältnis von Pflanze und Boden ein so ausgesprochen

wechselseitiges, daß Vorsicht nötig ist, wo immer Reste uns aufzustoßen scheinen. Von jeder der scheinbar ganz isolierten Glaubensformen Asiens läßt sich sagen, was von den Toda gesagt ward: „Soweit sich urteilen läßt, besteht die Religion der Toda nur aus Aberglauben und sonderbaren Gebräuchen; vielleicht aber vermögen wir den tiefern Sinn derselben nicht zu verstehen, vielleicht sind es entartete Überbleibsel eines einst höher stehenden Kultus“. Schiefner sieht eranischen Einfluß in dem altaischen Götternamen Kjurmäß, den er auf Ormuzd zurückführt, ebenso im mongolischen Churmuzd. Maitere und Mandyschire erinnern an die buddhistische Gottheit Maitiejä (mongolisch Maidari) und Mandschueri. Erlik, wenn er in Schlangengestalt auftritt und den Menschen rät, die Früchte an der Westseite des Baumes mit sieben Zweigen zu essen, dürfte aus dem Islam der Kirgisen gekommen sein. Überall, wo Feuer verehrt wird, und wo in der Welt bleibt es unverehrt? denkt man an Strahlen von Zarathrustas Feuerstätten. Kämpfer fand im Buddhismus Ajuthias so viel an den altägyptischen Kultus Erinnerndes, daß er Buddha für einen Flüchtling aus ägyptischer Priesterknechtschaft ansah. Dabei liegen aber immer zwei Möglichkeiten vor, die nie zu übersehen sind: Zwei Entwickelungen sind ähnlich, weil sie gemeinsamem Boden entkeimt sind, und was wir als Rest einer höhern Entwickelungsform ansehen, ist vielleicht der Keim, aus dem das entstand, was nun in dieser uns bekannt erscheint.

Die Ahnenverehrung tritt uns aus allen Religionsformen Asiens, hohen und niedern, gleich stark und wirksam entgegen. Der ununterbrochene, durch Opfer, womöglich reiner Dinge, wie z. B. des in so vielen Beziehungen für besonders edel geachteten, zu heiligen Zwecken verwendeten Honigs, bekräftigte Verkehr mit den aus dem Leben geschiedenen Vorfahren ist die Seele des Glaubens armer indischer Bergstämme und bricht in China sich durch Buddhismus und philosophische Aufklärung Bahn; in Japan ist sie anerkannt die Grundlage der alten Staatsreligion, des Sintoglaubens und soll bei den Liukiu-Insulanern überhaupt keinen andern Glauben neben sich haben; bei allen innerasiatischen Völkern beruht auf ihr die Macht der sogenannten Schamanen, durch Töne der Trommel, durch Gesang und Tanz ihre Vorfahren herbeizurufen und, den Körper an der Kultusstätte zurücklassend, ihre Seele in die Welt des Lichtes oder in das dunkle Reich Erliks zu befördern. Im ostasiatischen Kulturkreise wurzelt die Ahnenverehrung tief in der Familie und der Gesellschaft. Es ist das größte Unglück, wenn Eltern keine Kinder haben, die für sie opfern und beten können. Der verstorbene Kaiser Tübüc von Anam wurde Zeit seines Lebens von der Schwermut über sein kinderloses Ende nicht frei. Adoption schafft notdürftig Abhilfe. Die Unlust zur Auswanderung, welche den Tod fern von den Nächstangehörigen fürchten läßt, hängt mit dem Wunsche zusammen, an der Ahnenverehrung teilzuhaben. Die achtzehn goldenen Ahnentafeln, im Palaste zu Huë im Saale der Vorfahren aufgestellt, erinnern daran, wie diese Ahnenverehrung auch in das politische Gebiet übergreift und den Kultus der Seelen großer Herrscher zu einer geheiligten Sache des ganzen Volkes macht. Es ist begreiflich, wiewohl sehr unrichtig, wenn deshalb die Ahnenverehrung als das ganze religiöse Wesen dieser Völker erfüllend bezeichnet wird, wie wenn z. B. Finlayson von den Kotschinchinesen sagt: „Sie verehren wie die Chinesen ihre Vorfahren und bewahren das Andenken ihrer verstorbenen Verwandten, und dies ist auch fast das einzige, was bei ihnen an Religion erinnert“.

Wo nicht das Gewand einer jüngern Religionsform dem Ahnenglauben übergezogen ist, nähert er sich dem Götzendienste, indem den Ahnenbildern alle die Verehrung gezollt und die Opfer gebracht werden, welche sonst den Gottheiten gebühren. Es heißt dann wohl, wie z. B. von den Pulaya von Travankor berichtet wird: Die Existenz eines höchsten Wesens wird von ihnen anerkannt, doch glauben sie zu tief zu stehen, als daß sie sich ihm nähern dürften. Die Anknüpfung des Götzendienstes in roher Form an die Ahnenverehrung

liegt in diesen Fällen ganz offen. Ein rohes Bild eines Ahnen, im Hause oder in der Nische eines rohen Steinaltares im Walde oder am Fuße eines mächtigen Baumes aufgestellt, ist das, was als Götzenbild oder Fetisch in erster Linie Verehrung findet. Auch werden Vorfahrenseelenbilder in Gestalt kleiner Metallfigürchen als Amulette getragen. Wir hören derartiges von den Pulaya von Travankor und den Kha Hinterindiens, welch letztere auch die Asche der Vorfahren in zierlich geflochtenen Körbchen auf dem Hausaltare stehen haben, wo sie allerlei seltsame Dinge, wie Strähnen von Baumwolle und lange gekräuselte



Geräte des brahmanischen Opfer- und Gottesdienstes. (Ethnographisches Museum, München.)
Vgl. Text, S. 624.

Bambusspäne, als Opfer niederlegen. Auf den Altären der sehr ähnlichen Gnia-Heun fand **Harmand** an einem Bambusschafte eine Sammlung aller Geräte in feiner Miniaturausführung: ein Säckchen, eine kleine Armbrust mit einem Köcher voll kleinster Pfeile, einen Reismörser von der Größe eines Fingerhutes, eine Piroge mit Rudern, eine Reuse und ein Tragkörbchen; das Ganze ward oben von einem Hühnereie und einem Busche Federn gekrönt. Außerdem sind mit Harz oder Wachs an dem Schafte Reiskörner, Baumwollflocken und dergleichen befestigt. Es ist wahrscheinlich, daß dies Weihgeschenke sind, welche auf alle die Verrichtungen, denen die Originale dienen sollen, den Segen der Ahnen herabbringen sollen. Die drei Fürsprecher bei Gott, welche von den Kafir des Westhimalaja verehrt und in Gestalt zweier unbehauener Steine und eines silberäugigen, roh in Holz geschnitzten Menschenbildes dargestellt werden, machen den Eindruck von Ahnenbildern. Man betet sie nicht an, aber man besprengt sie mit dem Blute der Opferziege. Klarer als sonst tritt die Rolle der **Vorfahren als Fürbitter im Jenseits** bei den Innerasiaten hervor, in deren Vorstellung jene Meinung der heidnischen Altaier einen Blick thun läßt, welche

behauptet, es seien alle Götter dem Menschen so fern, daß er der Vermittelung der im Paradiese lebenden Vorfahren bedürfe. „Aber nicht alle Menschen verstehen es, sich an ihre Vorfahren zu wenden; diese Fähigkeit besitzen nur einige Geschlechter, besonders die Schamanenfamilien.“ (Radloff.)

Überall schließen sich an die Ahnenverehrung Gebräuche an, welche bis hinüber zum Kannibalismus reichen. Zunächst ist die Schädelverehrung weit verbreitet. Ahnenschädel, die um den Hals zu tragen sind, hat man von den Andamanen beschrieben. Dem Berliner Museum wurde ein solcher Schädel mit der Schnur, welche an beiden Jochbogen befestigt ist, übergeben. Unter den primitiven Völkern Indiens findet man neben den Spuren des Ahnenkultes solche der Verehrung gewisser Naturgegenstände und Naturgewalten. Beide sind oft schwer auseinander zu halten, so wenn wir von den Bhil vernehmen: Sie bringen Trankopfer am Fuße heiliger Bäume dar und besprengen mit Blut oder rotem Ocker kleine Grabhügel und Steinplatten, die sie am Saume der Fußwege aufstellen. Oder wenn verschiedenen ältern indischen Völkern die Verehrung von Schlangen, die so ungemein häufig wiederkehrt, zugeschrieben wird und in Schlangengestalt Geister erscheinen, welche den gelben Ureinwohnern Hilfe im Kampfe mit der arischen Invasion leisten. Bei den Dschat wird zwar der Mond als höchster Gott angegeben, zugleich aber heißt es: Sie führten Götzenbilder in menschlicher Gestalt mit sich, auf deren Schulter Adler- und Ochsenköpfe prangten. Es ist sicher ein Mißverständnis, wenn es von den Gond heißt: Sie opfern den Pocken, der Cholera, dem Fieber und dem Tiger. Sie errichten ihnen keine Götzenbilder, aber sie stellen sie durch Steinblöcke einer verkleinerten Nachahmung der großen steinernen Monumente dar, die sie ringsum am Fuße eines Riesenbaumes aufstellen; ein flacher Stein in der Mitte des Kreises vertritt den Altar. Hier sollen sie einst Hähne, Böcke und selbst Ochsen geopfert haben, heute begnügen sie sich mit dem Bestreichen dieser Steine mit Blut. Das erinnert sehr an Ahnensymbole. Dieses Volk, das angeblich tief steht, hält seine nationalen Überlieferungen hoch und hat neben seinen Schamanen eigne heilige Sänger, die bei den Festen die alten Gesänge recitieren. Auch den Varali wird Tigerdienst zugeschrieben, dabei bestreuen sie aber zeitweilig die Urnengräber ihrer Ahnen mit Blumen und zünden auf denselben Lichter an.

Spuren von Sonnendienst treten vielfach hervor. Bei den Kirgisen wurde früher die junge Ehefrau am Tage nach der Hochzeit in die Sonne geführt, damit sie dieselbe unter einer Decke tiefgebeugt begrüße. Mongolinnen verkaufen keine Milch bei bewölktem Himmel. Im engen Zusammenhange damit erscheint das Feuer als ein Mittel gegen böse Geister. Die bei der gebärenden Kirgisin wachenden Weiber lassen es nie dunkel werden und achten darauf, daß auf dem Herde das Feuer nicht verlösche — sonst kommt der Teufel, und es geschieht ein Unglück. Ehe bei ihnen eine Braut in die ihr bestimmte Jurte eintritt, neigt sie sich vor dem Feuer, wirft als Opfer ein Stück Fleisch und ein Stück Butter hinein und gießt etwas Branntwein hinzu. Der Aino nennt die Sonne seinen besten, das Feuer seinen zweitbesten Gott. Man erinnert sich hier auch an die Feuerverehrung der Tungusen, welche aus im Feuer knisterndem Holze weissagen. Wenn der Badakschani bis heute Feuer ohne Not nicht neu entzündet, so mag man darin eine Erinnerung an iranischen Feuerdienst sehen. In andern Sagen klingt es dagegen prometheisch an. So hörte von einem Felsgipfel des Arbus-Ula Prschewalskij die mongolische Sage erzählen, es sei dies der Amboß des riesigen Schmiedes gewesen, den Dschengis-Chan in seinen Diensten gehabt habe. Er saß auf der Erde am Fuße dieses Ambosses und schmiedete hier mächtige Waffen für den großen Eroberer und riesige Hufeisen für sein Pferd.

Merkwürdig ist das Hervortreten der Götter in Tiergestalt besonders bei den Völkern um den untern Amur, auf Sachalin, Jeso und Kamtschatka. Der Bärengott der

Giljaken, welcher im Sommer als Bär und im Winter als Giljak lebt und auch bei den Aino, welche den jungen, von einem Ainoweibe aufgesäugten Bären bei ihrem größten Feste unter rühmenden Worten des widerspruchvollsten Inhaltes töten, um dann später seinen Schädel zu verehren, mit Fest und Tanz verehrt wird, steht nicht allein. Bei den letztern gerade spricht für einen einst ausgedehntern Tierkultus der Vorzeit der Umstand, daß heute noch gewisse Tiere in der Ainosprache den Namen „kamoi“, d. h. „Gott“, führen; so heißt z. B. der Wolf „der heulende Gott“, die Eule „der Göttervogel“, eine schwarze Schlange „der Rabengott“ ꝛc. Die Verehrung des Wolfes hat bis vor wenigen Jahren noch stattgefunden. Spanberg erzählt von den ersten Aino, die er sah: Als sie einen lebendigen Hahn auf dem Verdecke erblickten, fielen sie vor ihm auf die Kniee. Eben das thaten sie aber auch vor den Geschenken, die man ihnen gab, wobei sie zugleich ihre Hände falteten und ausstreckten und den Kopf bis zur Erde neigten. Der Bärenschädel auf hohem Pfahle in der Mitte der Ainodörfer, die ungewöhnliche Bedeutung, welche die Arier und ihre indischen Nachkommen dem Opfer eines Pferdes beilegten und des weitern überhaupt den Tieropfern, so daß endlich im Niedergange des Brahmanismus der Glaube entstehen konnte, ein Roßopfer befreie von aller Sünde und bezwinge die ganze Welt, ist ein Widerschein der Tiervergöttlichung. Ist doch bis heute in Persien der Pferdestall sicheres Asyl der größten Verbrecher. Im Stiere Indra, im Löwen Wischnu tritt sie nicht bloß als poetisches Bild hervor. In ihr hat die Ausartung der indischen Glaubensformen ihre tiefste Wurzel, und zugleich läßt sie die ganze Tiefe indischer Naturverehrung erkennen. Sieht man doch heute noch in der Nähe heiliger Orte Hindu, die aus einer Büchse die über den Weg kriechenden Ameisen füttern. Es begegnen uns auch in Asien und selbst in Europa Anklänge an den Tierschädelkult, den wir bei Malayen, Melanesiern, Indianern antrafen. (Vgl. Bd. II, S. 466 und 691.) Auf Höhen Tauriens und am Ural sieht man trophäenartige Opfermale aus den Schädeln und Kinnbacken der Pferde, die Kalmücken errichteten. Sehr merkwürdig sind auch die Verehrung der Toda Indiens für Büffel und die Gebete, welche dieselben an die Halsglocke ihres schönsten Büffels richten. Welches der Ursprung des ägyptischen Tierdienstes gewesen sein mag, er wird, wenn auch in der Seele der Masse zum Götzendienste ausartend, niemals entgöttlicht. So hoch steht er über dem an die Sache sich haltenden und den Geist verlierenden Schlangen- und Hyänendienste der Neger. Insofern von vornherein die Versinnlichung und die Verbildlichung des geistigen Gotteswesens abgelehnt wird, wodurch diese stier- und hundsköpfigen Gestalten, diese heiligen Krokodile und Ibisse nur wie gebrochene und zurückgeworfene Strahlen der Gottessonne erscheinen, hat dieser Tierdienst eine ideelle Begründung; man vergaß nie, daß dies alles symbolisch sei. In der Priesterschaft, die über diesen Symbolen den unvorstellbaren göttlichen Kern nicht verlor, war der Tierdienst eine Seite des Pantheismus, der die ganze Erscheinungswelt umfaßte. Ähnlich ist der geistige Inhalt jener Spuren von Tierdienst zu deuten, welche in den altgriechischen tierköpfigen Götterbildern uns entgegentreten, ähnlich der endlich auf entgegengesetztem Wege entwickelte, d. h. zurückgebildete, indische Tierdienst.

Zu den Naturkräften und Erscheinungen, welche verehrt werden, gehörten Bäume und Wald. Heilige Haine gab es in Indien wie in Irland, göttliche Bäume bei Türken und Germanen. Bis nach Osteuropa hinein hat die Baum- und Waldverehrung der Mongolen heilsam schützend gewirkt. Der Aberglaube der altaischen Bergkalmücken, welche kein grünes Holz schlagen, wohl aber das dürre aus dem Walde nehmen, ließ die Wälder am obern Tscharysch noch vor 100 Jahren wie von einem Förster verwaltet erscheinen, so daß Schangin den russischen Landleuten diesen Aberglauben vor andern empfehlen mochte.

Von Aberglauben, der früher schon bei verschiedenen Völkern zu erwähnen war, finden wir allgemein die Furcht, daß eine Mondfinsternis den Mond verschlingen könne,

weshalb sie mit Lärm und Geschrei vertrieben wird. Der französische Astronom Janssen machte interessante Erfahrungen in diesem Betreff auch bei den Toda Indiens, welche die Sonne bei Verfinsterung im Rachen eines Ungeheuers sahen. Wir finden ganz allgemein den Glauben an die Glücks- und Unglückstage (Mittwoch und Donnerstag sind die Glückstage der Kirgisen), an die Glückszahlen, unter denen die Neun wohl am häufigsten auftritt; die Unreinheit der Wöchnerin, welche bei Mohammedanern und Buddhisten durch über ihr aufgestellte heilige Bücher beseitigt wird; wir begegnen der weitverbreiteten Sage von Thälern, die Seen gewesen sind oder wieder zu Seen werden, wie sie unter anderm von dem Hochthale von Kaschmir erzählt wird, und vielen dergleichen.

Eine besondere Stelle nimmt das Eisen im Aberglauben zahlreicher Völker Asiens ein. In Indien bringen einige Stämme Opfer von Lanzenspitzen und Pflugscharen dar, welche an Ästen heiliger Bäume befestigt, und denen dann wieder Opfer von Früchten des Feldes dargebracht werden. So handeln außer den Bhil auch die Gond, deren Schamanen sich gewöhnlich aus der Körperschaft der Angurias oder Schmieden von Eisenbeilen rekrutieren. Es sind dies jene besessenen, für zauberkräftig gehaltenen Menschen, die, wenn ein Mensch von einem wilden Tiere überfallen wird, das Opfer aufsuchen und durch verschiedene Zeremonien verhindern müssen, daß es sich in einen Tiger verwandle. Weit verbreitet, wahrscheinlich über ganz Zentralasien, ist der Glaube an Heilkraft und heilsames Wissen der Schmiede.

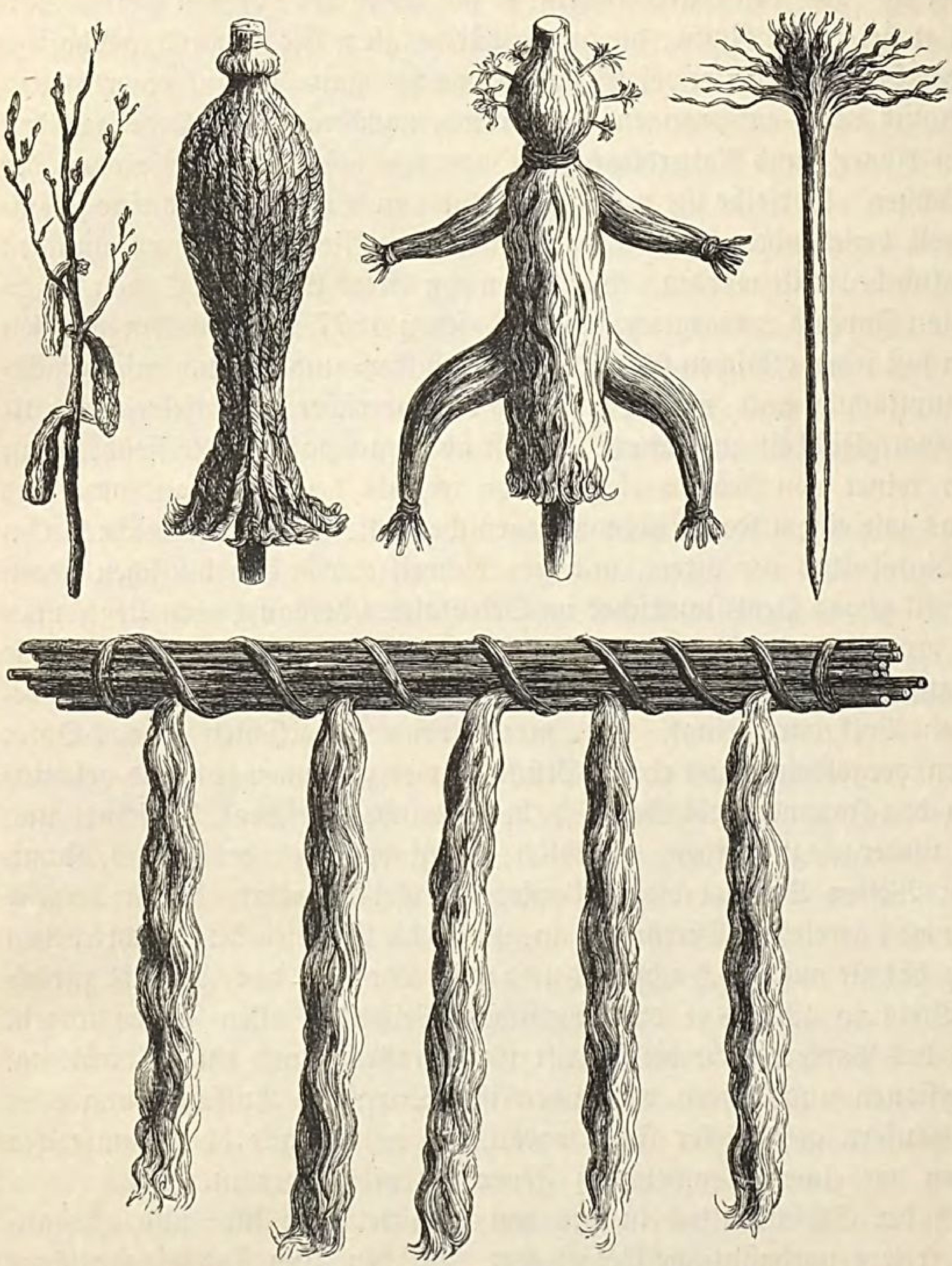
Die übereinstimmendsten Züge bietet, wie bei allen Völkern der Erde, die Kosmogonie. Radloff hat uns ein Bild der Kosmogonie der heidnischen Türken des Altai entworfen, aus welchem folgende Hauptzüge kenntlich hervortreten: Das Weltall besteht aus übereinander liegenden Schichten, deren obere sieben oder neun den Himmel, das Reich des Lichtes, deren untere das Reich der Finsternis bilden; zwischen beiden liegt die Erde. Über allem ist Tengere Kairakan die mächtigste aller Gottheiten: er ist ohne Ende und ohne Anfang; er ist der Vater und die Mutter des Menschengeschlechtes, der Erschaffer und Allerhalter der Welt. Dieser Gott schuf den Menschen vor Himmel und Erde und flog mit ihm durchs Weltall, aber unzufrieden mit seinem Leben, empörte sich der Mensch, verlor die Fähigkeit zu fliegen, stürzte ins Meer, und Tengere Kairakan rettete ihn nur eben noch, indem er ihn einen Felsen emporsteigen ließ. Nun befahl er diesem Menschen, auf dem Grunde des Meeres Erde zu holen, was dieser auch that. Als er aber wiederum nicht gehorchte, indem er Erde im Munde behielt, die, ausgespuckt, zu Sümpfen ward, verfluchte ihn der Schöpfer und belegte ihn mit dem Namen Erlik. Nun schuf der Schöpfer einen Baum mit neun Zweigen, und aus jedem Zweige entstand der Urvater eines der neun Völker, welche die Erde bewohnen. Erlik aber, der als böser Geist die Menschen zu verführen suchte, wurde in die Unterwelt verbannt, und Gott gab den großen Maitere der Menschheit zum Beschützer. Aus der Zertrümmerung eines Himmels, den Erlik sich errichtet, und der auf die Erde stürzte, sind Berge und Felsen entstanden. Tengere Kairakan wohnt im siebzehnten Himmel und regiert von da das Weltall. Er hat aus sich drei hohe Götter hervorgehen lassen, welche in der 16., 9. und 7. Schicht wohnen; von dem obersten derselben, Bai-Ulgiän, stammen zwei Söhne, Maiene (oder Jayik) und Maitere, die in der 3. Schicht wohnen. Sie sind die Beschützer der Menschen. Dem Menschen zunächst ist aber die Erde, welche als wohlthätige Gottheit unter dem Namen Jersu verehrt wird, und der Herr Jo, welcher am Nabel der Erde, in der Nähe eines höchsten Baumes lebt, dessen Krone bis zum Bai-Ulgiän hinaufragt. Der Mensch sucht sein Heil in der Anbetung der Erde und der 17 Naturgötter der Erde, die auf Bergen, an Quellen &c. wohnen. Er sucht, um bei ihnen Einfluß zu erlangen, die Vermittelung seiner Vorfahren. Erlik aber ist in allen Übeln wirksam, und wenn dem Menschen zur Rechten ein Schutzengel, von Maiene gesandt, steht, so begleitet

ihn zur Linken ein Sendling des bösen Erlik. Die Bösen werden in der Unterwelt in einen Pechkessel geworfen, in dessen siedendem Inhalte sie nach der Schwere ihrer Sünden versinken; die Guten leben als Glückselige (Aktue) im Paradiese (Ak). Viele von diesen Anschauungen kehren in andern Teilen Asiens wieder. Wir haben einige von ihnen schon kennen gelernt (s. Bd. II, S. 483, 779). Die sieben Weltschichten der Ostjaken, deren fünft unterste die Erde, gehören hierher. Vor allen leuchtet der Wohlthäter der Menschen hervor, welcher zugleich der Feuerbringer ist. Bei den Garo erscheint er als Sohn des obersten Gottes Salgong. Die Erde aber hat bei diesen Nustu, die aus selbsterzeugtem Eie entstand, geschaffen. Die Erde brachte ihr der Gott der Unterwelt Hiraman, vorher hatte sie auf einer Lotosblume geruht. Aus Nustus Leibe entsprangen die Ströme, nachdem sie die Erde gebildet.

Dem Gemische von Ahnen- und Naturdienst steht von den historischen Religionen der Schintokultus am nächsten. Derselbe ist, weil abweichend von den auf irgend eine Offenbarung sich anspruchsvoll beziehenden übrigen Glaubensformen Indiens, im ungünstigen und günstigen Sinne falsch beurteilt worden. Wir haben ihn öfters in unsern Tagen, nachdem er zur Staatsreligion Japans emporgeschraubt und schon 1877 wieder fallen gelassen worden war, als einen fast jeden ethischen Gehaltes baren Bilder- und Ahnendienst verächtlich behandeln sehen, hauptsächlich auch, weil er angeblich dem Herrscher des Inselreiches göttliche Abstammung und Gottgleichheit zuerkannte. Es ist aber auch gar nicht treffend, wenn man denselben, weil er reiner von Nebenwerk geblieben sei, als den Protestantismus des Ostens dem Buddhismus wie einem Katholizismus gegenüberstellt. Diese Vergleiche hinken nicht nur, weil der Schintokultus der ältere, und ferner, weil er von buddhistischen Ideen durchsetzt ist, sondern weil etwas Protestantisches im Orientalen überhaupt nicht liegt, man müßte denn etwa das japanische Sprichwort: „Man kann auch zum Kopfe einer Sardelle beten: es kommt nur auf den Glauben an“ als den Ausdruck einer Glaubensinnigkeit betrachten, welche dort kein Volk durchdringt. Eine merkwürdige Äußerlichkeit ist das Opfer weißer, an den Rändern vergoldeter, aus einem Stücke Papier zusammenhängend geschnittener Streifen, die von den Japanern als Gohei, d. h. kaiserliches Geschenk, bezeichnet und in den Schintotempeln niedergelegt werden, angeblich, damit der Geist des Gottes, Kami, sich darauf niederlasse. Wessen Symbol dieses Papier ist, bleibt unklar. Wahrscheinlich schließt sich hier auch die weit getriebene Verehrung an, welche die Chinesen dem beschriebenen Papiere widmen. Man hat sie auf die Hochschätzung des Wertes der Schrift zurückführen wollen, deren Preis ja allerdings die chinesischen Weisen in allen Tönen singen. Aber immer ist gerade das Papier, nicht die Schrift für sich Gegenstand einer Verehrung, welche sogar mit Prozessionen und Opfern verbunden ist. Sorgsame Aufsammlung aller Papierschnitzel in den Häusern geht dieser Feier voran, bei welcher alle die gesammelten Reste in einem Häuschen vor einem Tempel dem Feuer übergeben werden.

Über Jeso setzt sich der Schintokultus in das von unmittelbaren süd- und ostasiatischen Kulturwirkungen freiere nordasiatische Gebiet fort. Bei den Aino sind die Anklänge selbst in Äußerlichkeiten noch leicht erkennbar. Sie haben nur Einen Tempel, der dem Joschitsane, einem angeblich von Japan nach Jeso geflohenen Heros, geweiht ist. Ahnen- und Naturdienst sind die Grundzüge ihres Glaubens. In jeder Ainohütte sieht man in der Nordostecke, welche dem Hausgotte heilig ist, sogenannte Goheistäbe an die Wand gesteckt. Es sind dies 1, 2, 3 bis 4 m lange Holzstäbe, deren oberste Schichten zu schmalen, spiraligen Spänen gehobelt sind. Dieselben werden stets aus einem bestimmten Holze gemacht, die Holzart, welche dazu gewählt wird, ist aber in verschiedenen Gegenden eine verschiedene. Bei Mori ist es die Kornelkirsche, an der gegenüberliegenden Seite der Vulkanbai ist es die Weide, die diesem Zwecke dient. Diese Stäbe, Inabos genannt (s. Abbildung, S. 622), haben dieselbe Bedeutung wie die bekannten Papierstreifen (Gohei) der schintoistischen Tempel.

Der Inabo ist ein heiliger Gegenstand, welcher die Götter repräsentiert. Der Unterschied ist, daß man jene in den Schintotempeln darbringt, während diesen geopfert wird. Die allzu häufigen Sake-Libationen der Aino sind immer zuerst ihnen zugedacht. Die Aino kennen auch die Verehrung des Feuers, und sie sehen etwas Heiliges in Sternen, Bäumen, Bergen, Flüssen. Man gewinnt den Eindruck, als sei bei den Aino die Ahnenverehrung in dem Kultus der Inabos verschwunden. Den Gräbern scheinen sie keine Verehrung zu weihen, sondern scheuen dieselben in einer Furcht, von der sie keine Rechenschaft zu geben wissen, ebenso, wie sie das Haus des Verstorbenen auf den Grund niederbrennen.



Inabos der Aino. (Nach Zeichnungen des Herrn v. Siebold in Wien.) Vgl. Text, S. 621.

Das mythologisch-kosmogonische Element hat sich in der alten Religion Japans, welche wesentlich auch diejenige Koreas zu sein scheint, in die Volkssage geflüchtet, und den Kultus hat äußerlicher Opferdienst gelockert. In dieser Beziehung bildet die der Ahnenverehrung gleichfalls tief ergebene Religion **Altägyptens** einen scharfen Gegensatz. In der Religion der alten Ägypter erkennen wir den alten Baum, der den ganzen Boden des Volkslebens mit seinen Wurzeln zusammenhält. Und demgemäß zeigt auch nichts im Kultur- und Geistesleben der alten Ägypter so deutlich die Spuren des ehrfurchterweckenden Alters wie die Religion. Der Götterkreis, der uns in den ältesten Denkmälern entgegentritt, ist offenbar weit von ursprünglichen Vorstellungen entfernt. Die zahlreichen Gestalten desselben verraten eine Anordnung nach bestimmtem Systeme, das im Kreise der Priester entwickelt und fortgepflanzt wurde. Die größte Veränderung, welche die Religion der Ägypter von ihrem Hervortreten ins Licht der Geschichte bis zu ihrem Untergange erfuhr, war das Zusammenfließen oder mindestens die Annäherung der lokal gesonderten Entwickelungen von Ober- und Unterägypten, von Memphis und Theben, in eine gemeinsame ägyptische Religion. Aber

diese und alle andern Entwickelungen, die man verfolgen oder wenigstens ahnen kann, bedeuten geringe Veränderungen des Bildes, das im Beginne der ägyptischen Geschichte uns entgegentritt, und das im wesentlichen dasselbe bleibt bis ans Ende. Phtha an der Spitze aller Götter, vor denen er nach Manetho 9000 Jahre lang regierte, der Gott des Anfanges, der Schöpfer, der Ordner, dessen Name im obern Ägypten Ammon war; Ra, die in der Sonne verkörperte, fortschaffende, erhaltende Macht; Neith, die Verbildlichung der schaffenden Naturkraft in weiblicher Form, also gleichsam der weibliche Phtha, auch als „Mutter der Sonne" angerufen; Pacht oder Bast, die Tochter des Sonnengottes Ra; Hathor, die Göttin des Gebärens und der Liebeslust, und neben diesen noch manche mehr lokale Abwandlungen der an die wohlthätigen, schaffenden Naturkräfte sich wendenden Verehrung bevölkerten den ägyptischen Himmel. Und es ist ein Beweis der tiefgehenden, gedanklichen Durcharbeitung im Schoße des Priestertumes, daß auch die heftigsten Kämpfe, in welchen das Ringen wohlthätiger und feindlicher Naturgewalten verkörpert wurde, so vor allem der Kampf des Osiris mit dem Typhon, immer zum Siege des Guten führten. Es gibt Anzeichen, daß unter diesen Göttern Phtha, Ra und Schu als ältere einer Gruppe von jüngern gegenüberstanden, der vor allen Osiris und Typhon angehörten. Aber um so überraschender leuchtet dann das Alter des ganzen Vorstellungskreises uns an, wenn wir vernehmen, daß der Osirisglaube bereits zu der Zeit bestand, als die großen Pyramiden gebaut wurden. Für unsre Betrachtung ist es unwesentlich, die vollständige Liste der vielartigen Abwandlungen durchzugehen, in welchen diese ägyptischen Naturgötter erscheinen. Hervorgehoben verdient indes zu werden, daß die ältern Götter, wie Phtha (Ammon) und Ra, einen abstraktern, allgemeinern Charakter tragen als die jüngern und unter diesen besonders als die Gruppe des Osiris, welch letztere spezifisch ägyptisch sind, indem der Gegensatz des fruchtbaren Nilthales und der Wüste und der Kampf zwischen Schaffen und Zerstören deutlich in ihnen sich ausprägen. Dies waren die Götter des Volkes, jene wurden nur von den Priestern verstanden, welche ihrem eignen Volke zurufen durften, was sie dem Solon sagten, als er ihre Heiligtümer besichtigte und in ihre Geheimnisse einzudringen suchte: Ihr seid nur Kinder.

In der Zeit, aus der die ältesten Teile der Hymnen und Gesänge stammen, welche die Weda umschließen, war auch die Religion der Arier ein reiner Naturdienst. Sie verehrten den Himmel, die Sonne, den Blitzeschleuderer, das Feuer, den Regen und fürchteten die Nacht, die Dunkelheit, welche dem Gewitter vorangeht, die Dürre. Sie nannten ihre guten Götter die Hellen, Leuchtenden: Deva, die bösen aber die Dunkeln. Das Gewitter war ihnen ein Kampf zwischen beiden, in welchem der blitzschleudernde Himmelsgott Indra, der dem griechischen Zeus sehr nahe steht, gegen Vritra, den Einhüller oder Verdunkler, streitet. In den ersten Lichtstrahlen, welche die Morgenröte heraufführen, begrüßten sie ein helles Brüderpaar, die Açvinen, das auf dreiräderigem Wagen die drei Welten des Lichtes, der Luft und der Wolken durchzieht. Die Morgenröte selbst ist eine Jungfrau, die als rote Kuh angerufen wird, eine Anzahl Lichtgötter sind Brüder und Mitstreiter Indras und unter ihnen, die als Aditi, Unvergängliche, Ewige, angerufen werden, ragt der Gott der Sonne und ein Lichtgott, Arjaman, hervor. In Varuna (Uranos) wölbt über allen sich der Umfassende, der das Gewölbe des Himmels trägt. Vorzüglich geehrt war aber der Gott des Feuers, Agni, ein schöner Jüngling, ein Freund der Menschen, den die Götter dem Ahnherrn des menschlichen Geschlechtes auf Erden zurückgelassen. Als Herdfeuer, als Feuer, das die Opfer verzehrt und in seinem Rauche sie zum Himmel trägt, ist Agni einer der am meisten, am innigsten Verehrten. Daher ist er auch der Bote zwischen den Menschen und den Göttern, der Mittler zwischen Himmel und Erde. Fragt man nach dem Höchsten dieses Götterkreises, so ist es Varuna. Aber er ist zugleich der Fernste. Daher erscheint Indra, der Namen trägt wie Dämonentöter, Kampfesheld, gewaltiger Stier, Allherscher,

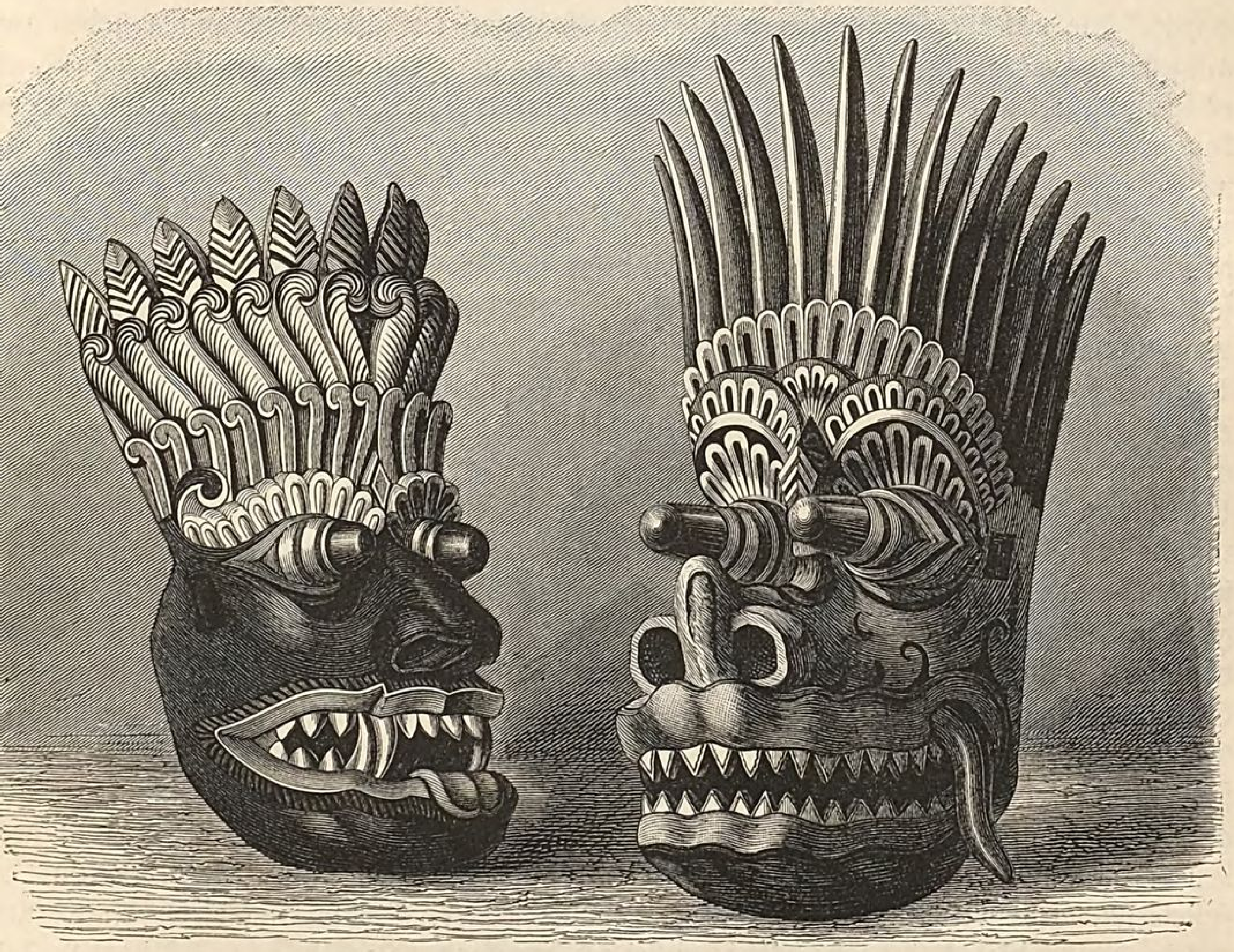
König des Festen und Flüssigen, der gerühmt wird als der, welcher die Berge befestigt, dem Luftkreise Maß gegeben, den Himmel gestützt hat, dem Menschen fast ebenso wichtig, und an ihn richtet sich daher die Verehrung in erster Linie. Ihm werden Brandopfer gebracht, ihm der Somatrank aus der narkotischen Pflanze Asclepias acida bereitet. Diese Opfer sollten ihn freuen, ihn der Gewährung günstig, ihn aber zugleich zu der Erfüllung seiner großen Aufgaben stark machen. Ursprünglich brachte das Haupt jeder Familie dies Opfer, doch mochte es daneben bevorzugte, priesterlich geartete Naturen geben.

Mystische Trankopfer, dem der Soma zu vergleichen, werden vielfach noch beim Beginne einer Mahlzeit, eines Festes, einer Weihe, bei der Begrüßung von Gastfreunden der Erde zugegossen, den tiefern Sinn haben sie meist verloren. Bei wenigen Völkern durchzieht noch der Gedanke des Trankopfers so den ganzen Glauben wie bei den Chewsuren des Kaukasus, wo das heilige Bier, aus Gerste und Hopfen in einsamen Hütten von Dasturen gebraut, welche ein Jahr lang diesem Geschäfte sich widmen, die Brauhütte nicht verlassen und Weiber und Kinder nicht sehen, die heidnische Seite des mit christlichen und mohammedanischen Elementen versetzten Glaubens dieser Völker darstellt. Bei Bierfesten kreisen die Humpen, die in altüblicher Weise aus einem Stück Lindenholz gefertigt sind, zu Ehren eines Geistes, dem die Bottiche, die kreiselförmigen kupfernen Kessel, die Humpen und das Bier ausschließlich angehören.

Im Laufe der Eroberungszüge der Arier in Nordindien bildete sich eine Priesterkaste aus, die den mythologischen, das Göttliche plastisch vermenschlichenden Zug des alten Glaubens zurückdrängte, indem sie den abstraktern und einheitlichen Begriff des Gebetsherren, „durch den die Götter wachsen, der die Götter beherrscht, der ihnen Kraft gibt", als Brahmanaspati zum echten Priestergotte machte, dessen Grundlage weit vom Naturboden entfernt ist, dem die andern entsprossen. Es ist eine Abstraktion, die aus dem Mysterium des Kultus sich ergab und auf diesem Wege weiter verflüchtigt wurde ins Brahman, das Höchste und Heiligste, das Geistige über allen Göttern, die Weltseele. So waren die Priester zwar in ihren höchsten Gedankenflügen der Eingottheit nahe gekommen, aber nur, um sich um so weiter vom Volke zu entfernen, welches um so tiefer in der Vielgötterei und dem Götzendienste versank. Auch jene ergriffen nicht den Einen Gott, er blieb Gedankending und verflüchtigte sich immer mehr, je weiter die Spekulationen sich verloren, welche endlich die ganze Welt als unentfaltetes Brahma auffaßten, womit die Allgöttlichkeit gewonnen, die rettende Eingöttlichkeit verloren war. Indessen verfiel das Volk in einen krassen Götzendienst, dem das System der Seelenwanderungen, durch welche das vom Brahma immer weiter abkommende Leben ihm stufenweise wieder genähert wurde, Nahrung bot. Man pflegt auch die tropische Natur, in welche das Volk der kühlen Hochebenen sich im indischen Tiefland versetzt sah, für die bald überhandnehmende Vielgötterei verantwortlich zu machen. Aber wohl mehr Nahrung empfing dieselbe aus dem, was an Götzendienst in diesen Ländern schon vorhanden war. Der Entstehung des dunkeln Mischlingsvolkes der Hindu, der Ausbildung der Despotie und dem Kastensysteme in großen Reichen ging die Vervielfältigung der Naturgottheiten der Weda in 33,000 Götter vorher. Die Unterscheidung von Rein und Unrein zog zugleich eine scharfe Grenzlinie durch die ganze sinnliche Welt und kam dem Dienste in Äußerlichkeiten in Speisegeboten und dergleichen entgegen. Ähnlich wirkte ein peinlich ins einzelne ausgedachtes Ritual der Opfer (s. Abbildung, S. 617) und Gebete, das den Frommen kaum einen Moment sich selbst überließ. In diesen Äußerlichkeiten fanden sich die Priester und das Volk, im tiefen Innern klaffte ein um so größerer Unterschied. Dabei wurden und werden bis auf den heutigen Tag die Weda durch mündliche Tradition weitergegeben. Die Manuskripte und neuerdings die Drucke scheinen nur zur Sicherheit aufbewahrt zu werden. Im Rigweda sind die Regeln dieses Auswendiglernens niedergelegt,

die offenbar sorgsam ausgedacht sind. Der Schüler, indem er acht Jahre lang jeden Tag, die Festtage ausgenommen, in Summa 2496 Tage, lernt, gewinnt die Kenntnis von 944,000 Silben, die er auswendig weiß. Im Volksbewußtsein waren aber nur einige Göttergestalten lebendig geblieben, an ihrer Spitze die aus ältern Götter- und Heldengestalten zusammengeschmolzenen, Siwa und Wischnu, jener in den dürren Westgebieten als Regenbringer, dieser im feuchten Gangesthale als Licht- und Sonnengott verehrt.

Der Brahmaglaube des Volkes stand immer der Vielgötterei, dem Götzendienste sehr nahe. Der Buddhismus kennt auch in verdorbener Gestalt keine Schaustellungen, wie in



Singhalesen-Masken. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

indischen Städten sie zu Ehren von Reisenden, die man mit Erfolg anbetteln zu können hofft, bewirkt werden. Trommeln, große eiserne Kasten, auf die mit Metallstäben geschlagen wird, zwei ungeheure Posaunen und gellendes Heulen und Kreischen menschlicher Stimmen kündigt dort das Nahen eines Gottes an, der zu Ehren irgend eines Menschen in der Stadt in feierlicher Prozession umhergeführt wird. Auf einem von zwei Bevorzugten getragenen und mit alten indischen Shawls behängten Palankine ruht ein Götterbild, das vielleicht bloß aus mehreren grob in Holz geschnitzten Köpfen besteht. Ein Korb mit Blumen und hölzerne Masken (s. obenstehende Abbildung) werden daneben getragen. Tanzende, Singende, Betende folgen.

Arischen Völkern waren Menschenopfer nicht fremd. In Griechenland und Rom, bei Kelten und Germanen finden wir sie oder ihre Spuren. Im heißen, übervölkerten Tieflande Indiens prägten sich harte und grausame Züge der alten Götterlehre, die blutige Opfer nicht verschmäht hatte, schärfer aus und fanden ihren Weg bis ins Innerste des scheinbar nur milden Brahmaglaubens. Die einheimischen Gebräuche Indiens kannten

keine Scheu vor Blut. Den Khond werden noch heute Menschenopfer nachgesagt, die sie, um dem Boden neue Fruchtbarkeit zu verleihen, im Dunkel ihrer Wälder bringen. Daß dieselben noch 1866 bei den Garo vorkamen, ist amtlich bezeugt. 1834 sahen sich die Engländer genötigt, dem Dschaintyafürsten (Khassiagebiet) die Regierung abzunehmen, weil er Menschenopfer zur Beschwichtigung zürnender Gottheiten duldete. Die Schlagintweit haben ein bei solchen Opfern gebrauchtes Opfermesser mitgebracht, das einem vergrößerten Büttnermesser zu vergleichen ist: es ist an der Spitze breit, wuchtig und vorn scharf schneidig, der Rücken breit; nach dem Griffe zu verjüngt es sich; die Klinge ist an 40 cm, der Griff 25 cm lang, am breiten Ende derselben ist ein Auge eingraviert und gelb eingelegt. Die mit Menschenopfern verknüpften Roßopfer der alten Radschputen haben zwar aufgehört, seitdem diese Krieger dem Jainismus sich in die Arme geworfen haben, aber es scheint nicht zweifelhaft, daß sie einst stattgefunden haben. Die anglo-indischen Behörden müssen bis auf den heutigen Tag einigen Formen des Menschenopfers entgegentreten, welche trotz der Verbote immer wieder geübt werden. So bringen z. B., um den Zorn der Götter zu versöhnen, Gläubige das eigne Haupt irgend einem Götzenbilde zum Opfer dar. 1883 hat eine ganze Baniafamilie in Katjawar sich dem Ganapati geopfert. Es scheint, daß der älteste Sohn des Hauses zuerst den beiden Eltern, dann seinen vier Brüdern, drei Schwägern und zwei Schwestern die Köpfe abschlug und dann selbst in einen Brunnen sprang. Man fand die zehn Köpfe vor einem Ganapatibilde aufgestellt und dabei eine schriftliche Erklärung, daß hier kein Verbrechen vorliege. Das evangelische Missionsmagazin konstatierte damals, daß derartige Opferungen, Kamalpudscha genannt, gar nichts Unerhörtes seien und setzte hinzu, daß die ähnliche Sitte Mansami bis vor wenigen Jahren in der Radschputana ganz gewöhnlich gewesen sei. Wenn zwei Männer miteinander stritten und der schwächere sich nicht mehr zu helfen wußte, so drohte er mit dem Mansami, ging heim, ergriff eins seiner Kinder und zerschmetterte diesem am ersten besten Steine den Kopf, damit das unschuldig vergossene Blut als ein Fluch auf das Haupt seines Gegners kommen möge. Es gab Brahmanen, welche diese Art von Kindermord aus den Schastras verteidigten. Von der Häufigkeit des einfachen Kindesmordes soll hier nicht gesprochen werden. Aber die Opferung der Witwen auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten gehört auch zu diesen Gebräuchen. Sie führt auf Ratschläge zurück, die schon im Rigweda den Witwen gegeben werden, nach der Bestattung des Gatten „zur Welt des Lebens aufzusteigen“. Es ist interessant, zu sehen, daß die weitere Verbreitung dieser Anschauung, welche endlich die überlebende Witwe unter ein grausames Joch beugte, erst vom 6. Jahrhundert vor Christi Geburt datiert.

Der Feuerdienst der Iranier, den wenige zerstreute Reste des alten Perservolkes treu bewahrt haben, hat einerlei Wurzel mit der Verehrung Indras und Agnis bei den Vorfahren der Indier. Nur blicken wir im Zendavesta nicht so klar in die Vergangenheit der Iranier wie in den Weden in diejenige der Indier. Die Überlieferung ist farbloser und schematischer, es ist Reflexion über sie hingegangen, und ähnlich, wie selbst der jüdische Monotheismus Spuren eines andern Glaubens aus einer Zeit „auf der andern Seite des Wassers und in Ägyptenland“ trägt, ist auch die scheinbar einheitliche Offenbarung Zarathustras von Spuren älterer, tiefer stehender Anschauung nicht frei (Max Müller). In den iranischen heiligen Schriften wird das Feuer genau nach seiner Herkunft und seinen Wirkungen klassifiziert. Am heiligsten ist Vazista, das Feuer der Wolken, der Blitz, aber aus fünfzehn verschiedenen Feuern ist das alle Dämonen tötende, stärkste Feuer Verethraghna zusammenzusetzen. Gepriesen werden die feuergebenden Reibhölzer. Vom Feuer stammt der Priestername im Zendavesta, Athravan. Wenn seit den alten Griechen das Feuer als

Gott der Perser bezeichnet wird, so ist dabei nicht an eine Vermenschlichung zu denken, sondern wesentlich ist das Feuer als hilfreiche, machtvolle Kraft verehrungswürdig. Doch mochte es freilich wie ein lebendiger Gott erscheinen, wenn mit dem Worte: „Iß, Herr Feuer" die Opfer ins Feuer gelegt, wenn mit feuchtem Holze das Feuer zu schüren als Sünde galt, wenn die Priester mit verhülltem Munde dem Feuer nahten. Noch heute blasen die Parsen kein Licht aus und bringen selbst bei Feuersbrünsten kein Wasser ins Feuer. Der Feuerdienst war einigen Göttergestalten des altiranischen Himmels angenehm, vorzüglich den Göttern der Sonne, des Lichtes, der Göttin der Morgenröte. Der Lichtgott Mithra, der zehntausend Augen hat, um alles Unrecht zu sehen, ist auch der gute Gott der Wahrheit und Gerechtigkeit. In seinem beständigen Kampfe mit den bösen Mächten der Finsternis kündigt sich schon der Gegensatz von Auramazda (Ormuzd) und Ahriman an, welcher später der geistige Kern der Perserreligion werden sollte. Von Steppen umgeben, kargen die Iranier nicht mit dem Lobe des Wassers. Sie bringen den Regen in Verbindung mit den Sternen und preisen vor allen den Sirius (Tistrja) als Sender der fruchtbaren Regengüsse und verehren als Göttin des Wassers die Ardviçura, welche zugleich über Reinheit und Fruchtbarkeit gebietet. Das Soma der Indier brachten die Iranier als Haoma in Form eines Trankopfers der Erde dar. In einer spätern Zeit, wohl um das 14. Jahrhundert vor Christi Geburt, trat Zarathustra, aus königlichem Geblüte Baktriens, als Erneuerer dieses wohl damals vielfach von verfallenen und von fremden Elementen durchsetzten und bedrängten Glaubens auf. Er entstammte dem Lande der schärfsten Gegensätze von Fruchtland und Wüste, heilsamer Feuchtigkeit und schädlicher Trocknis, von milden und heftigen Naturgewalten. In Licht und Dunkel, Gut und Bös erscheinen diese Gegensätze in der religiösen Vorstellung wieder. Der frühere Lichtglaube erscheint nun wie optimistisch neben der strengen Durchführung des Gegensatzes und Kampfes zwischen Licht und Finsternis, welche sich auf den Boden der Wirklichkeit stellt, um die Ausbreitung des Kulturlandes gegen die Wüste und die stetige Arbeit des Ackerbauers gegenüber dem Raubbaue und den Raubzügen der Nomaden gleichsam zu heiligen. Entsprechend scharf ist der Gegensatz des Schicksales der Seelen der Guten und der Bösen im Totengerichte des Jenseits betont.

Eine Priesterschaft, dem Altertume als Magier bekannt, im Lande bezeichnend als Vermögende, Mächtige mit Ehrfurcht angesprochen, nahm das Recht in Anspruch, allein die Opfer darzubringen, allein wirksame Gebete an die Höchsten zu richten. Vieles in ihrem Wesen erinnert an die Schamanen Innerasiens, andres leitet auf den Zusammenhang mit dem prophezeienden, sterndeutenden, zeitbestimmenden, im Sinne der Zeit überhaupt alle Wissenschaft umfassenden Priestertume Babyloniens und Assyriens. Sie standen also als Mittler zwischen Gott und den andern Menschen, dies gab ihnen Macht und Einfluß, wiewohl sie keine streng erbliche Kaste darstellten. Die Überlieferung, welche im Zendavesta vereinigt ist, zeigt wenig Spuren der Innigkeit der ältern Wedagesänge, viel Abstraktion und Formel. Das Mythologische ist zurückgedrängt. Das Feuer als Sohn Auramazdas, die Erde als seine Tochter und Ähnliches deuten nur noch die Verwandtschaftslinien der alten Götter an. Die Umgebung Auramazdas besteht aus Geistern, von denen sechs am nächsten dem Throne stehen, ihre Namen sind Abstraktionen, wie reine Wahrheit, Vollkommenheit, Unsterblichkeit. Auch die endlose Zeit wird angerufen. Die Ahnengeister, Fravashi, erfüllen die Luft, bewachen alles Gute und auch den Himmel gegen die Angriffe der bösen Geister, der Daeva. Während jene die lichten Höhen und den warmen Süden bewohnen, kommt das Böse vom Norden. Auch die Tiere zerfallen in gute und böse, und an der Spitze der erstern steht der Kündiger des Lichtes, der Hahn. Die Opfer sind hauptsächlich Tieropfer: Pferde, Rinder, Kleinvieh. Schwer sind Menschenopfer zu deuten, die verschiedene Zeugnisse mindestens wahrscheinlich machen. Am meisten verehrt waren die

rätselhaft aus der Erde hervorbrechenden Flammen, von denen die berühmtesten, die heiligen Feuer von Baku, kürzlich der modernsten Industrie dienstbar gemacht worden sind. Der Boden ist ringsumher so kostspielig geworden, daß keine Ansiedelung, die nicht gewinnbringend ist, sich auf demselben halten kann. Der vom Gelde indischer Parsen erbaute Tempel ist im Verfalle, und die Tempelpriester lungern unheilig umher. An die Opferstätten rief der Priester die guten Geister, aber man bildete sie nicht ab. Herodot berichtet unter dem für den Glauben der Perser Bezeichnendsten, daß sie keine Tempel und Götterbilder hätten. Die Leichen durften weder das Feuer noch die Erde beflecken, sie sollen in einer mit Steinen ausgekleideten Grube offen, nach der Sonne schauend, den Raubtieren hingelegt werden. Dieses bis in Spitzfindigkeiten ausgearbeitete System hat auf die Dauer ein Volk nicht befriedigen können. Die Geister wurden zu Gespenstern, sie bedrängten den einfachen Sinn, der hilfesuchend nur auf Abstraktionen stieß. Der Feuerdienst der Parsen, heute auf wenige 100,000 Bekenner eingeschränkt, gehört nahezu der Geschichte an. In dieser wird er als einseitig konsequenteste Ausbildung eines der tiefstbegründeten Gedanken, des wahren Menschheitsgedankens der Sonnen- und Feuerverehrung, immer eine hervorragende, lehrreiche Stelle einnehmen.

Der Wedaglaube hat in Indien auch nach der schweren Niederlage, welche der Buddhismus ihm beigebracht, sich lebend erhalten. Der Brahmanismus ist in den engen Kreisen der Priester nicht ganz aufgegangen im Götzendienste vor Wischnu, Schiwa und Brahma, und ihm zu Grunde liegt mehr als nur die Purana und Tantra. Von außen gewinnt man wohl den Eindruck, als ob der Brahmanismus im Kampfe mit dem Buddhismus seine geistigsten Elemente verloren und sich zu den lokalen Götzendiensten herabgelassen habe, welche teilweise vorbrahmanisch sind und in der Tiefe vegetiert hatten. Aber ebenso wie in der bis zum Tode strengen Befolgung der Kasten- und Speisegesetze sich äußerlich der Einfluß des Brahmanismus zu erkennen gibt, läßt die Forterhaltung der Weda in ihrer Stellung als oberste Autorität in Leben und Glauben, hinter denen Purana, Tantra und selbst die Gesetze Manus zurücktreten, ahnen, wie tief der Wedakultus noch immer seine Wurzeln treibe. Eine Priesterschaft von Tausenden meist in der Verborgenheit oder klosterweise beisammen lebender Männer, die das Bengali zu sprechen verachtet, vom Englischen zu schweigen, nur Sanskrit spricht und schreibt und als erste Pflicht ansieht, aus Tradition, nicht aus Niederschriften oder Büchern, das ganze Rigweda auswendig zu lernen, ist die Trägerin des alten Glaubens. Man zählt heute 145 Millionen Brahmagläubige, die fast durchaus nur in Indien zu finden sind.

Die Lehre Buddhas, welche um das 6. Jahrhundert vor Christi Geburt aus dem Brahmanismus hervorging, ist zu der von der größten Zahl von Bekennern getragenen Religion der Erde geworden, da ganz Ost-, halb Süd- und Innerasien ihr angehören. Im Gegensatze zu dem in Macht und Reichtum erstarrten Systeme Brahma-Wischnu-Siwa entstanden, hat der Buddhismus zuerst das größte Gewicht auf alles Innerliche gelegt. Die Brahmanen hatten mit ihrer Religionslehre, die in Ritualien und Kastenwesen fast aufging, das ganze Leben des Volkes eingeschlossen, und diese war zur Last geworden. Als nun ein Fürst des Ländchens Kapilavastu, ein Sproß des alten Geschlechtes Sakja, der im Jahre 623 vor Christi Geburt geboren ward, vom Unglücke der Menschen, um dessen Heilung niemand sich kümmern wollte, in seinem 29. Jahre so tief ergriffen wurde, daß er heimlich das Fürstenschloß verließ, Pferd, Waffen und Schmuck zurücksandte, da ward die schmerzende Wunde dieses Zustandes vielen klar. Wohl lehrten ihn die Brahmanen, von denen manche vor ihm den Weg der Reue gegangen waren und gepredigt hatten, was sie wußten; aber darunter befand sich keine Erklärung des Übels und kein Mittel seiner Linderung. Nach sechsjährigem Einsiedlerleben, das ihn den Wert der Armut für die Ertötung

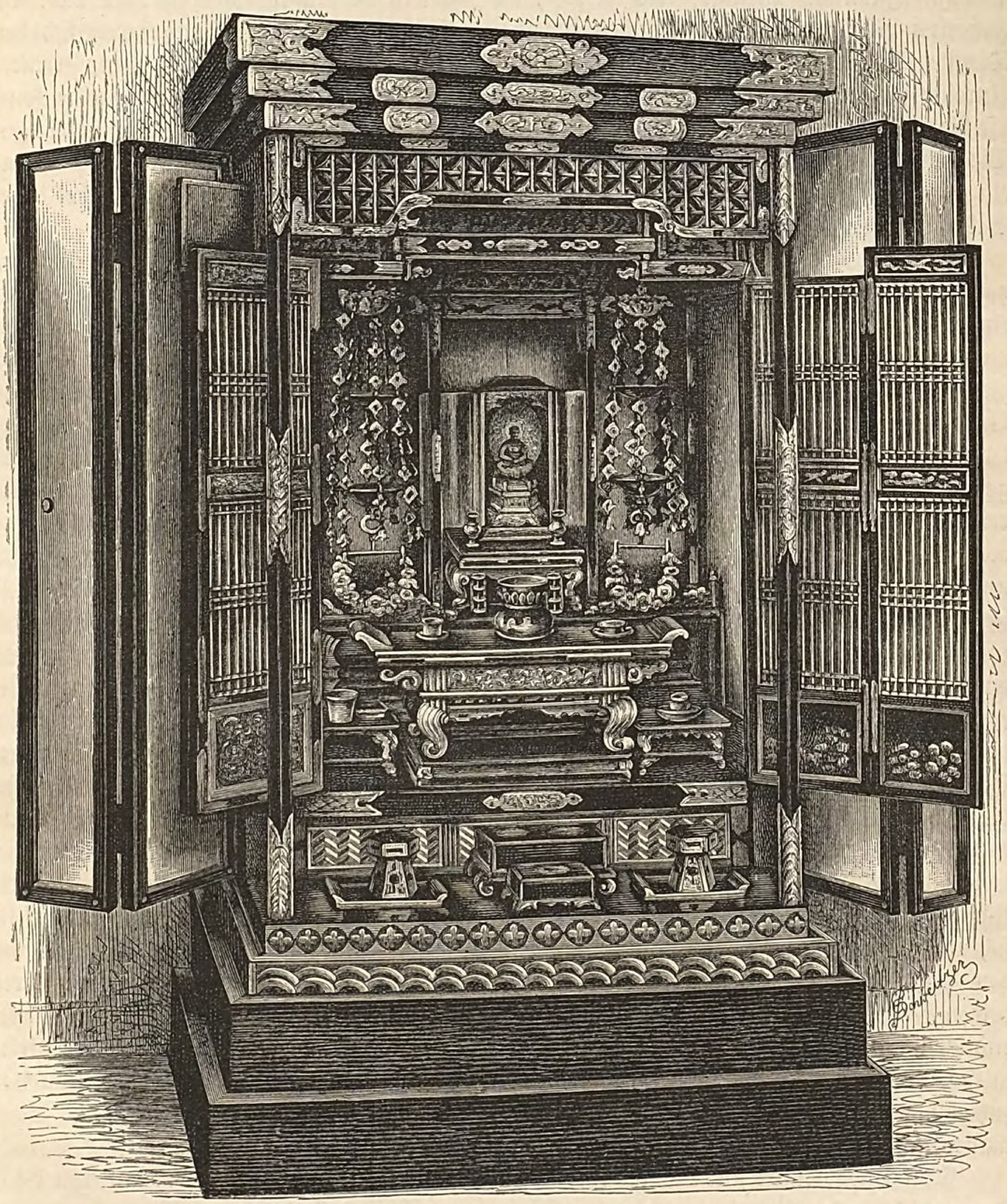
der Begierden und die Erleuchtung des Geistes hatte kennen lernen, war Sakjamuni nun Buddha, der Erleuchtete, geworden. Er begann zu predigen, indem er, einen Topf und Bettelstab in der Hand, die Lande durchzog und die vier größten Wahrheiten verkündete: das Übel, die Entstehung des Übels, die Vernichtung des Übels und den Weg, welcher zu dieser Vernichtung führt. Seine Lehre war durchdrungen von der Schlechtigkeit der Welt, der Unbeständigkeit alles Seienden, von der Qual des ruhelosen Umtriebes des Weltrades, ihr höchstes Ziel daher die Befreiung des Menschen vom Übel. Der Schmerz liegt im Verlangen, man besiegt dieses, indem man die Seele vom Körper befreit: im Nirwana, dem Nichts, untergehen, heißt sich retten. In bestimmten Worten verlangte Buddha von seinen Jüngern ein Leben der Entsagung, Armut, Keuschheit; in Lumpen gekleidet, geschornen Hauptes, den Betteltopf in der Hand, sollten sie im Lande umherziehen. Da aber nicht alle dem erhabensten Beispiele nachstreben konnten, blieb für das Volk, um das Sakjamuni mit Bewußtsein sich bemühte, das praktisch wohl verwertbare wirksame Resultat der durch eine nicht schwierige Askese zu erstrebenden Ertötung der Leidenschaften. Und da die ganze Menschheit nur eine Leidensgenossenschaft, sollen sie sich untereinander Hilfe leisten, Barmherzigkeit, Geduld üben, nicht gute Werke zeigen, sondern vielmehr seine Fehler offenkundig machen. In so kurze Formeln wie: „Buddhas Lehre ist, Böses zu lassen, Gutes zu thun, die Gedanken zu bezähmen", gefaßt, war dies für das Volk eine klare, einfache, erlösende Morallehre, zugleich die Verheißung der Loslösung aus dem Banne der Kasten, der Reinheitsgesetze, des Rituales. Diese Gabe war so köstlich, daß man gern die alten Götter darangab, für die in Buddhas Nirwana kein Raum mehr war. Schon zu seinen Lebzeiten hatte Buddha gerade im Volke einen Anhang gewonnen, der seine Lehre über alle Verfolgungen triumphieren ließ. Er hinterließ eine große Schar von Anhängern, darunter vertraute Jünger, denen er vor seinem Tode gebot, seine Lehren zu sammeln und aller Welt zu verkünden. Er starb um 543 mit den Worten: „Alles ist ohne Dauer". Aber kein Stifter einer Religionslehre hätte so wie er in der Überzeugung dahingehen können, seiner Lehre dauernde Wirkung gesichert zu haben.

Jenes Gebot an seine Jünger bezeichnet den Anfang einer mächtigen Propaganda; daß aber seine Asche in Gold beigesetzt wurde, lehrt zugleich das rasche Sinken von der Höhe der freiwilligen Armut. Verfolgungen seitens der Brahmadiener und der Staatsgewalten vollendeten das Werk, aus der hohen Lehre des Einzelnen eine für Hunderte von Millionen verschiedenst gearteter Menschen zugängliche Religion zu schaffen. Von weither gesehen ist daher der Buddhismus ein interessantes Beispiel eines sozusagen verfrühten Fortschrittes. Mit all seiner Höhe der Anschauung, seiner Tiefe der Auffassung ist der Buddhismus bei denjenigen Völkern, die ihn hegen, ein Götzendienst geworden wie jeder andre. Als nach den Jahrhunderten der Verfolgung Brahmanentum und Buddhismus sich auf fremdem Boden vertragen lernten, da zeigte sich, wieviel dieser aus jenem sich genommen, denn mit dem 11. Jahrhundert, welches das Ende eines vierhundertjährigen Kampfes bezeichnet, war der Buddhismus vom Boden Indiens weggefegt und hielt sich nur noch in Ceylon, wo er am reinsten geblieben ist, und von wo aus er große Eroberungen in Süd- und Ostasien machte. Der Buddhismus ist nur als eine Entwickelung aus dem Brahmaglauben zu verstehen, ebenso ist die Entwickelung von Tochtersprachen aus dem Sanskrit nicht zufällig eine gleichzeitige Erscheinung. Die alte Basis der Weda konnte von einem großen Teile der Bevölkerung leicht aufgegeben werden, weil für sie das Verständnis nur in engen Kreisen gehegt worden war. Aber die Erneuerung des innern und äußern Lebens folgte nicht daraus. Man sagt, das 3. Jahrhundert vor Christi Geburt bezeichne für Indien die Grenze des Neuen und Alten in Sprache, Glaube und Kultur. Unter König Asokas von Patalipura Schutz wurde 245 oder 242 vor Christi Geburt das große buddhistische Konzil gehalten,

welches den Aufschwung des Buddhismus besiegelte. Aus dieser Zeit stammen die ersten Inschriften in Tochtersprachen des Sanskrits, welche diesem als Vulgärdialekte entsprossen sind. Der Buddhismus breitete sich infolge dieser Feststellung seiner Lehren weiter aus, aber die indische Kultur war zu alt, um gründlich umgestaltet zu werden. Die Geschichte der indischen Völker ist nach wie vor eine Geschichte des Auf- und Niederganges der Despotien. Der Buddhismus hat Tiefen für das Individuum, aber er spornt die Geister nicht an, er schuf die Menschen nicht um, welche gewohnt waren, stumm zu gehorchen, dumpf zu brüten, geduldig zu wiederholen. Ohne Zweifel war eine seiner besten Wirkungen in der Geschichte, der Mangel des ausschließenden Fanatismus, welcher es gestattete, daß vielleicht schon zu Beginn unsrer Zeitrechnung in Hinterindien Buddhastatuen in brahmanischen Tempeln standen.

Die Gleichzeitigkeit brahmanischer und buddhistischer Symbole findet sich überall, wo indische Kultureinflüsse in Thätigkeit waren. Man hat geschichtliche Zeugnisse dafür, daß der Buddhismus neben dem Brahmaglauben, d. h. dem Kultus Wischnus und Siwas, durch malabarische Könige in Ceylon eingeführt wurde, und man verehrt dort noch heute Buddha neben diesen Göttern, ja fast unter demselben Dache mit ihnen. Im Tempel von Tschapinyu in Birma fand Phayre Buddhas Bild neben Bildern des brahmanischen Verehrungskreises. Die Priester sagten ihm, sie hätten sie teils als untergeordnete Schutzgötter aufgestellt, teils um die Brahmanen zur Buddhaverehrung heranzuziehen. Das Volk aber bezeugte ihnen allen gleiche Ehrfurcht. In Kambodscha, wo der Tempel von Ankor Vaht diese Mischung in klassischer Ausprägung zeigt, denkt Delaporte an zwei aufeinander folgende Perioden der religiösen Geschichte. Doch mögen auch in manchen Fällen Buddhabilder und -Symbole unkenntlich, unverständlich geworden und so in die brahmanischen Tempel aufgenommen worden sein. Die Verhältnisse eines Gebietes, auf dem die beiden großen Glaubenssysteme Südasiens mit alteinheimischen Verehrungsformen sich begegneten, wie Kambodschas, sind lehrreich für die Kenntnis der Durchdringungen und Vermischungen, unter denen der Buddhismus Besitz ergriff. Auf dem Boden des alten Khmerlandes, wo Brahma- wie Buddhaglaube unzählige herrliche Denkmäler hinterlassen haben, hat heute folgende Gestaltung des letztern, als des formell vorherrschenden, Platz gegriffen. Im breiten Boden des Volkes ist die praktisch geltende, man kann sagen die eigentliche Religion der Glaube an die Lokalschutzgötter geblieben, welche den indischen Pitri entsprechen. Außer diesen haben besondere Bedeutung die buddhistischen Vorstellungen vom Jenseits, welche indessen wesentlich verändert, meist vergröbert sind. Während ein Teil der Kambodschaner Nirwana mit dem Paradiese nach christlicher oder mohammedanischer Anschauung identifiziert, glauben andre, es bedeute die vollständige Vernichtung und Auflösung des Leibes und Geistes. Außer dem Nirwana existiert in ihren religiösen Anschauungen eine Hölle mit sieben Abstufungen und immer schmerzlichern Strafen. Die brahmanische Kosmogonie ist in den Grundzügen erhalten geblieben, aber Brahma ist auch der Gott, der Hüter des Paradieses. Die Lehre von der Seelenwanderung hat sich gleichfalls behauptet. Buddha aber hat sich eine Zerspaltung gefallen lassen müssen; er wird in zwei Formen verehrt, als wirklicher Buddha und als Buddha-Prea-Mittay (Mittreya). Letzterer stellt die wichtigere Gottheit und zugleich den erwarteten Messias dar, unter dessen Regierung eine Art goldenes Zeitalter auf Erden erblühen soll. Auch Birma und früher Siam begünstigten die Verschmelzung, so daß Engelbert Kämpfer nicht so ganz unrecht haben mochte, als er 1690 in Ajuthia schrieb: „Die Religion der Siamer ist die Lehre der Brahmanen, die zwar einen und denselben Ursprung hat, doch nach Sprache, Sitten und Auslegungen verschiedener Völker in verschiedene Sekten und Meinungen geteilt ist. Den ersten Lehrer ihrer Religion setzen die Siamer in ihren Tempeln als einen sitzenden, krausköpfigen Mohren, vor Ehrerbietung

vergulдet, aus, von ungeheurer Größe. Siam ist heute der Sitz einer auf ihre Reinheit stolzen Buddhalehre." Der Kultus des Lingam fand in Hinterindien weite Verbreitung. Das cylindrische, oben abgerundete Symbol Siwas bildet die Krönung einer eignen Art von siamesischen Bauten, welche Phra-Pang genannt sind, und aus Kambodscha und Java



Ein buddhistischer Hausaltar aus Japan. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 633.

ist Ähnliches bekannt. Indien selbst bietet Beispiele von Religionsvermengungen wie kein andres Land. Wir wissen, daß die Jadeja von Kathiawar und Kutsch im 15. Jahrhundert aus Scindia vertrieben wurden und bei den Radschputen angeblich unter der Bedingung Schutz fanden, daß sie den Islam aufgäben, der indessen bei ihnen nicht alt gewesen sein kann. Nun haben sie den Kultus des Wischnu und der vergötterten

Philosophen beibehalten, welcher die alten Dschat charakterisiert; von den Radschputen haben sie aber auch den Kultus der Sonne, des Pferdes und den des Siwa unter dem Sinnbilde des Lingam entlehnt und fahren noch außerdem fort, den Koran zu verehren. Brahmanische Spuren sind wohl am häufigsten in den Religionen der kleinern selbständigen Stämme Indiens. Wenige, wie die Kol, die sogar in die Sudrakaste eingereiht sind, sind äußerlich vollständig diesem Glauben zugethan. Einige Stämme der Gund haben sich dem Dienste Mahadevas zugewandt, während die Mehrzahl in den brahmanischen Priestern Unreine sieht. Die Mhair teilen mit den Bhil den Kultus der Bäume und Steine sowie die Verschmähung der Kasten und mit den Dschat die Ehrfurcht vor den Wischnu-Sagen. Die auf der Grenze zwischen Indien und Tibet wohnenden Aka haben ihren Glauben an ein höchstes Wesen, das Jenseits, das Priestertum von dort erhalten, während Tibet ihnen Buddhafiguren liefert, welche sie als Hauptgötter aufstellen.

Ceylon hat nach dem Falle des Buddhismus auf dem Festlande Indiens eine hervorragende Stelle in der Geschichte des Buddhismus und damit ganz Süd- und Ostasiens eingenommen. Diese Insel war um die Mitte des 6. Jahrhunderts Weltemporium geworden, nach welchem die Kaufleute aus Osten und Westen, aus Byzanz und China, kamen. Von hier aus wurde die Missionsthätigkeit der Buddhisten sehr befördert, und der hinterindische Buddhismus trägt viele Spuren der Abstammung aus dem Insellande, dessen Heiligtümer bis heute denen Lhassas den Vorrang der Reliquien und Wunderwirkungen streitig machen. Die Fußspur Buddhas auf dem Adamspik, der im Innersten zahlreicher kostbarer Büchsen versteckte Zahn Buddhas und andres locken jährlich Tausende frommer Wallfahrer an. Die buddhistische Kunst hat in Tempelbauten auf Ceylon mit das Größte und Schönste geleistet, was Indien kennt. Im Norden Indiens nahm wie hier die Insel, so das Gebirgsland Tibet und die ihm stammverwandten Thäler und Vorberglandschaften zuerst den flüchtigen Buddhismus auf, als er Indien verlassen mußte. Im 7. Jahrhundert wurde er von dem Könige Srontsangampo von Tibet zur Staatsreligion erhoben. Aber das war nicht mehr der Buddhismus Gautamas. Indem Siwa und sein Dämonengefolge in die Lehre wieder eingeführt wurden, jener als Höllenrichter die zu fürchtende Seite des Höchsten verkörpernd, gewannen Aberglaube und Zauberei die Überhand. Das war auch die Hauptmacht, mit welcher die Buddhisten den einheimischen Schamanen gegenüber auf das rohe und wilde Volk des „furchtbaren Schneelandes" wirkten. Die bevorzugte Stellung, welche den Ankömmlingen ihre höhere Bildung zuwies, und die Konzentration, welche die Kämpfe gegen die einheimischen Priester und Fürsten verlangten und förderten, entwickelte sich allmählich, indem die indischen Lehrer in den Landeskindern würdige Nachfolger fanden, zugleich mit dem vollkommenen Siege ihres Systemes zu jener Hierarchie, die mit ihren beiden Großlamen, dem Dalai Lama zu Lhassa und dem Pantschenrinpotsche zu Taschilumpo, endlich auch die politische Herrschaft über Tibet errang. Der Buddhismus brachte vieles mit, das von außen her zu wirken vermochte, hier empfing er aber jene die Äußerlichkeiten zuhöchst berücksichtigende Ausgestaltung, welche ihn fähig machte, in Innerasien das Schamanentum abzulösen.

Dem Buddhismus sind alle die kindlichen oder rohen Wege des Verkehres mit dem Höchsten, welche andre Religionen gehen, selbst in seinen höhern Entwickelungsformen vertraut. Cölibat und Tonsur, Glocken und Weihrauch haben schon frühen Beobachtern Vergleiche mit dem Christentume nahegelegt. Frühere christliche Missionare sahen in dem tibetanisch-mongolischen Buddhismus eine Afterkirche, ein Werk des Teufels, und Huc noch nahm wenigstens christlichen Einfluß an, der übrigens nicht nachzuweisen ist. Der Buddhist wallfahrt unter Bußübungen. Buddhistische Mönche und Nonnen gibt es selbst im geschäftigen Japan zu Hunderttausenden. In den buddhistischen Tempeln spielen Gottesbilder,

Rosenkränze und Bitt- oder Weihgeschenke, wie hölzerne Arme, Beine und Herzen, eine große Rolle. Man findet dort auch staubige Zöpfe aufgehängt, deren Träger in Krankheiten den Schmuck des Hauptes darbrachten, und Strohsandalen, welche den Beinen ihrer Darbringer Kraft verleihen sollen. Es fehlen auch nicht die Votivbilder, auf denen Errettungen aus Lebensgefahr dargestellt sind. Ganz wie bei uns führt der Weg zu einem buddhistischen Wallfahrtstempel Japans durch Budenreihen, wo Amulette, Rosenkränze, kleine, im Ärmel oder Gürtel zu tragende Götzenbilder, vor allen Dingen aber Bilder des fröhlichen Daikoku, des Gottes des Reichtumes, des populärsten der japanischen Hausgötter, verkauft werden. Der Buddhismus verstand es immer vortrefflich, seine Gläubigen in die dämmerige Stimmung eines Halbbewußtseins zu versetzen, das dem Glauben förderlich und wohlthuend ist. Der heilige Raum buddhistischer Tempel mit seinen Riesenleuchtern, vergoldeten und silbernen Lotosblumen, seltsamen Lackgeräten, Glocken, Glockenspielen, Gongs und Trommeln bedeutet für den gebildeten Buddhisten eine Sammlung der tiefsinnigsten Symbole, die den Geist in alle Fernen der Mystik führen, während sie den einfachern Betrachter mit heiligen Schauern des Unbegreiflichen heimsuchen. In dem trüben, durch Weihrauchdunst noch verdüsterten Raume sieht man die Priester mit den kahl geschornen Häuptern, mit reichen Gewändern bekleidet, geräuschlos über die weichen Matten um den Altar (s. Abbildung, S. 631) schreiten, auf dem der Schrein der Göttin steht; sie zünden die heiligen Kerzen auf den großen Leuchtern an, indem sie Gebete murmeln und die kleinen ringsum hängenden Glocken berühren. Ein großer Kasten, der vor dem Gitter steht, ist zur Aufnahme der Opfer der Gläubigen bestimmt, und fast unaufhörlich ertönt das leise Klingen der hineinfallenden Kupfermünzen. Verschiedenartig wie die bunte Menge, die hier zusammenströmt, ist auch ihre Weise zu beten; bei den einen besteht das Gebet in einem nachdrücklichen Wiederholen unverstandener Worte in einer fremden Sprache, bei den andern im Erheben und Aneinanderreiben der Hände, im Auf- und Niederbewegen des Kopfes, Abzählen des Rosenkranzes 2c. Nur wenige, die wirklich von Leid bedrückt sind, zeigen Andacht oder werfen sich in inbrünstigem Gebete zu Boden. Die seltsamsten Gebete aber sind Kugeln zerkauten Papieres, auf welches Sprüche, Gelübde, Wünsche aufgeschrieben waren, welche durch das trennende Gitter an die Figur des betreffenden Gottes gespuckt oder geworfen werden. Es ist ein gutes Zeichen, wenn sie kleben bleiben. Erhörung ist dann fast sicher.

Die kleinsten Dörfer Hinterindiens umschließen Tempel, und die Hirten Innerasiens führen Tempelzelte mit sich. In diesen Tempeln übernachten die Fremden, denn sie gelten zugleich als Gemeindehäuser. Sehr oft sind sie nichts andres als große, an drei Seiten offene Schuppen; an der vierten mit Stroh oder Bambus geschlossenen zieht sich eine niedrige Pritsche hin. Ein Buddhabild enthält ein solches Gebäude gewöhnlich nicht, dafür aber in der Mitte eine kleine hölzerne Hütte mit mehr oder weniger reicher Skulptur, welche ein wât (Pagode, Heiligtum) im kleinen vorstellt. An allen Vorsprüngen derselben hängen Amulette, Gebetsformeln, bunte Bänder. Auch bei den Ladaki hat fast jedes Dorf sein Kloster, in welches aus jeder Familie ein Sohn als Lama eintritt. An den Eingängen stehen Gebetcylinder, den Hof schmücken Glocken, Lampen und Flaggen. In dem kaum wieder besiedelten Kuldscha fand Ujfalvy die Chinesen bereits im Besitze kleiner buddhistischer Heiligtümer, in deren nischenartigen Abteilungen die Bilder Buddhas auf dem Altare standen. Davor brannten Kerzen, in der Mitte des Raumes aber flammte ein ewiges Feuer. Die mit Inschriften bedeckten Wände trugen an ihrem obern Teile sowie an der Decke Bilder, die teils symbolische Darstellungen zu sein schienen, teils den Lebenslauf Buddhas, seine Martern, seinen Tod und seine Apotheose illustrierten. Neben dem Tempel befand sich eine Schule, deren Klassen mit den langen Bänken und den Tischen davor einen ganz europäischen Eindruck machten. Größere Orte haben auch größere Tempelanlagen, die

dann gleich in die Breite gehen und ganze Parke und Friedhöfe darstellen. In Bassak, das im ganzen Laos-Lande wegen seiner alten Pagode und seines Bonzenklosters berühmt ist, ist erstere von zahlreichen Thât (pyramidenförmigen Gräbern) umgeben und wird von zwei Ringmauern geschützt; sie besteht aus einem sehr hohen Thât, dessen Basis unzweifelhaft aus sehr alter Zeit stammt, aber vielfach umgeändert worden ist, und einem großen, von schönen hölzernen Säulen mit palmförmigen Kapitellen umgebenen Gebäude. Das Innere des letztern ist finster, von zahlreichen Fledermäusen bewohnt und mit schlecht erhaltenen Fresken bedeckt. Auf dem Altare sieht man eine Unmasse von Buddhabildern aus den verschiedensten Stoffen und von den verschiedensten Größen, von derjenigen eines Fingernagels an bis zu 6 m Höhe. Am tempelreichsten aber ist wohl Japan, wo 3000 Buddhatempel noch heute in Kioto von der Macht zeugen, welche die buddhistischen Schogune in der Residenz und unter den Augen der dem Shintokulte zugewandten Mikados besaßen. Auch China hat zahllose Tempel in jeder Stadt, und die höhere Kunst seiner Bewohner prägt auch in ihnen sich aus. In den chinesischen Kolonien in Hinterindien, besonders in Anam, fiel es schon Finlayson auf, daß die chinesischen Tempel reicher und schöner ausgestattet seien als die der Einheimischen, „obgleich sie offenbar denselben Gottheiten gewidmet sind“.

Im Buddhismus verstärken der Klosterbau in weltfremden Gegenden und das Einsiedlerleben die Neigung, alle Berge und Schluchten mit Heiligtümern zu bevölkern. Auf der Wasserscheide zwischen Brahmaputra und dem Flusse von Lhassa liegt in mehr als 5000 m Höhe der Tempel von Sama Yu, den angeblich Buddha selbst gebaut hat. Einen Haupttempel und vier Nebentempel umgibt eine hohe Mauer. Die Kultusgegenstände aber sind aus Gold und Edelsteinen. Bis zu den Kalmücken der Wolga scheint die Vorliebe für hohe Lage der gottesdienstlichen Bauten und der Grabdenkmäler zu reichen. Von Kambodscha sagt Delaporte: „Es gibt keinen Gipfel, vor allem keinen einzeln stehenden Hügel, von dem nicht ein Tempel oder Statuen herabschauen. Viele Statuen sind aus dem anstehenden Gesteine der Hügelabhänge herausgemeißelt, und Felsklippen sogar sind in Form von Türmen mit gezahnten Abstufungen behauen.“ Prschewalskij besuchte von Satschen aus im Kukunorgebirge eine „Tausend Höhlen“ genannte Stätte, wo von Menschenhand in zwei unregelmäßigen Etagen übereinander eine Unzahl kleiner und großer Höhlen gegraben ist; weiter nach Süden zu erheben sich an einer Stelle drei Etagen übereinander; sie sind durch Treppen verbunden und haben eine Länge von circa 1 km. Am südlichen Ende der Höhlenreihe befindet sich ein buddhistischer Tempel, in welchem ein Mönch haust, um die heilige Stätte zu hüten. Jede Höhle ist zuerst ausgegraben und dann mit Lehm ausgefüttert. Die Decke und die Wände sind damenbrettartig mit unzähligen kleinen Götzenbildern besetzt. Die kleinen Höhlen sind bis 10 m lang und 8 m hoch und tief, und die größern haben doppelte und noch größere Dimensionen. In einer der letztern befindet sich ein sitzender Buddha von 25 m Höhe, dessen Fuß allein 6 m lang ist. Eine liegende Gestalt hat das Gesicht eines Weibes, eine andre ist von 72 Kindergestalten umgeben. Alle Götzenfiguren, die großen wie die kleinen, sind aus Lehm unter Beimischung von Rohr angefertigt. Vor dem Eingange in der Haupthöhle, hier und da auch im Innern derselben, sind die Figuren einzelner Krieger, die Schwerter und Schlangen in den Händen halten, mit erschrecklichen tierischen Gesichtern aufgestellt; eine Figur sitzt auf einem Elefanten, eine andre auf einem fabelhaften Tiere. In einer Höhle ist eine Tafel mit einer chinesischen Inschrift; an den Wänden dagegen sieht man Inschriften, welche den Chinesen unverständlich sind. In einzelnen Höhlen befinden sich eiserne Glocken und eigentümliche Trommeln. Aus dem 2600 m hohen Bamianthale werden ebenfalls zwei 35 und 45 m hohe Buddhastatuen beschrieben, die aus anstehendem Fels herausgearbeitet und von vielen künstlichen Höhlen und Nischen umgeben

sind. Ähnliche Höhlentempel kommen in andern Teilen Zentralasiens vor, so daß zu den Spuren der Dunganenaufstände auch viele Tausende zertrümmerter Buddhastatuen gehörten.

Der Buddhismus wetteifert mit dem Islam in der Erhebung der Wallfahrt zu einer großen religionspolitischen Institution. Durch dieselbe sind entlegene Punkte, wie Ceylon, Lhassa, Urga, wichtige Mittelpunkte für einen großen Teil der asiatischen Welt geworden. Nach Lhassa pilgern alljährlich viele tausend Buddhagläubige nicht minder eifrig und segensbedürftig als die Mohammedaner, welche nach Mekka wallen. Dort gehen sie nach dem Klosterkomplexe von Potala, um des Segens des Dalai Lama teilhaftig zu werden. Aus den fruchtbaren Niederungen Chinas, aus den unübersehbaren Wüsteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himalaja und des Kuenlün strömen die Pilger zusammen. Der geringste Tribut, welchen der Verwalter des Klosters fordert, beträgt nach unserm Gelde 18 Mark, aber die starken Karawanen, wie z. B. die von Urga, bringen Hunderttausende. Der Palast Potala des Dalai Lama erhebt sich in 2 km Entfernung im Norden der tibetanischen Hauptstadt Lhassa auf einem steinigen Hügel inmitten der versumpften Thalebene. Tempel auf Tempel mit Zinnen und Türmen reichen von der Berglehne bis zur Kuppe, auf welcher der vergoldete Palast der großen Gottheit sich befindet. Zwei große, von hohen Bäumen beschattete Portale muß man passieren, um endlich auf vierhundert Steinstufen zur Höhe zu gelangen. Vor ihnen sammeln sich die Gläubigen in festlichen Gewändern und auf bunt geschmückten Pferden. Empfängt sie der Dalai Lama, und hat seine Rechte segnend auf ihrem Haupte geruht, so kehren sie selig in die Heimat zurück und werden künftighin höchstens nur noch einen wiedergebornen Buddha geringern Grades, einen Kutuchta, aufsuchen. Nicht der geringste Einfluß, den diese Mittelpunkte üben, liegt in der Thatsache, daß sie auch große Priesterschulen umschließen. Diejenige Lhassas wird selbst von Ladaki-Jünglingen besucht.

Der buddhistische Priester mit dem kahlen, unbedeckten Haupte, in ein einfaches, aber hervorleuchtendes, je nach der Sekte rotes oder gelbes Gewand gekleidet, mit dem Stabe und jener nach dem Vorbilde der Schale Buddhas einfachen Bettlerschale in der Hand, ist die auffallendste, eindrucksvollste Staffage in den Ländern, wo dieser Glaube herrscht. Groß ist auch die Verehrung dieser Bettlerschale Buddhas; an vielen Orten buddhistischer Länder werden Splitter von ihr als Reliquien verehrt. Noch vor einigen Jahren glaubten die indischen Archäologen Campbell und Bhagvanlal Indraji bei der Ausgrabung einer Stupa bei Sapara die Splitter der echten „Bettlerschale Buddhas“ entdeckt zu haben. Im letzten Dorfe Hinterindiens, im kleinsten Zeltlager mongolischer Hirten hört man tief in die Nacht die gleichen murmelnden Gesänge, von Posaunen und Klangtellern begleitet, und sieht zu gleichen Stunden die Rauchwolken des Opfers sich erheben. Diese Priester bilden keine eigentliche Kaste und erben ihre Würde nicht fort. Aber sie treten herdenhaft in jenen Ländern auf, wo jede Familie einen Sohn dem Glauben und dem Cölibat widmet, und wo infolgedessen, wie in Tibet und der Mongolei, der „Klosterpöbel“ in Masse kämpfend und Raubzüge veranstaltend auftritt oder, wie in Siam, die Menge der den nützlichen Thätigkeiten entzogenen Drohnen das wirtschaftliche Gedeihen des Landes schädigt. Verborgen erscheinen sie als Missionare, welche, an die frühen Traditionen des einst so ungemein missionsthätigen Glaubens anknüpfend, heute gegen den Wunsch der russischen Regierung, als chinesische Kaufleute verkleidet, unter den ostsibirischen Buräten Propaganda machten. Turner bemerkt auf seiner Reise zum Teschu Lama gelegentlich des Besuches des Klosters Pomäla in Bhutan, daß Nichtverheiratung in Bhutan notwendig sei, um zu hohen Ehren zu gelangen, und fügte folgende für die meisten buddhistischen Länder gültige Bemerkungen hinzu: Indem Religion und Ehrgeiz beide der Vermehrung der Bevölkerung entgegenwirken, muß das Ergebnis ein starker Rückgang der Bevölkerung sein. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Männer in höhern Schichten nur religiöse und

politische Pflichten kennten und die notwendige Vemehrung der Bevölkerung ganz dem Bauer, der das Feld pflügt, und dem Handwerker, der von seiner Hände Arbeit lebt, überließen. Von der weiten Verbreitung des Cölibats bei Tibetanern und Mongolen wurde gesprochen. Daß dasselbe nicht streng eingehalten wird, ist selbstverständlich. Kolonien von Weibern und Kindern in der Nachbarschaft der Klöster, wie man sie schon in Sikkim findet, bezeugen die demoralisierende Unzucht, welche unter dem Scheine der Gesetzesbefolgung sich verbirgt.



Ein indischer Fakir. (Nach Photographie.)

Im Baksa und Bakschi der Steppenhirten Innerasiens und Südosteuropas ist der Diener der hohen Ideen des Buddhaglaubens und des Islam dem Schamanen wieder so nahe gerückt, daß der Unterschied oft kaum mehr zu gewahren ist. Er beschränkt sich oft auf ein paar Äußerlichkeiten, welche dem Ritus entnommen, aber jedes höhern Gedankens entkleidet sind. Hauptsächlich aber macht er sich zum Diener des Aberglaubens seiner noch tiefer als er stehenden Genossen. Radloff bezeichnet die kirgisischen Bakschi als reine Taschenspieler, welche sich Großes darauf einbilden, an glühendem Eisen zu lecken, sich Messer in den Hals und Nadeln in die Muskeln zu stoßen. Es klingt wie Ironie, wenn ein neuerer Schilderer der Priester der Kalmücken, von denen jeder sechzigste Mann dem Glauben dient, diese große Zahl der Priester für ein Zeichen des Fortschrittes erklärt, weil sie doch etwas vorgeschrittener in der Kultur sind als der gemeine Mann und, da die Priester dem Kalmückenvolke als nachahmungswertes Vorbild dienen, auch der gemeine Kalmücke danach strebt, die Kultur der Priester zu erreichen. Denn das Höchste, was selbst ein Kalmückenbakschi an Wissen erreicht, ist die Kenntnis des Tibetanischen oder Tangutischen, in welchem er, auf den Fersen hockend, seine Gebete murmelt. Das mechanische Erlernen und Hersagen des „Nom“ ist als Wissen doch wohl nicht zu bezeichnen. Daß selbst der höchste Kalmückenpriester nicht russisch versteht, bezeichnet die Einschließung dieser Kaste in die engsten Grenzen des Hergebrachten. Wozu sollte er mehr lernen? Das Personal seines Tempels (Churni) liegt sklavisch ergeben vor ihm. Die Mantschshik, junge Leute, welche als Tempeldiener die unterste Stufe der lamaitischen Hierarchie einnehmen, bedienne ihn und arbeiten für ihn. Seine Gefälle sind reichlich, seine Nahrung angeblich einfach. Ist aber der Bakschi gestorben, so sagen sie von ihm: „burchan boloxan“, d. h. er ist zu einem Burchan, zu einem Gotte, geworden, und sein Bild wird nun einem Götterbilde gleich geachtet. Der „Baksa“ und „Dargon“ als Wunderarzt hat ganz und gar nur das Erbe des einst mit denselben Mitteln und dem gleichen Erfolge thätigen Schamanen angetreten. Wesentlich

darauf beruht sein Ansehen und sein Einfluß. Er muß die „Kobysa", das wunderthätige dreiseitige, mit Roßhaaren bezogene Instrument, welches am Rande mit allerlei klingendem Metalle behängt ist, spielen und dabei unter Rasen und Wüten leicht in Verzückung geraten können. Daneben muß er auch den, wohl nach chinesischem Muster, überreichen Arzneischatz kennen und dies um so mehr, als in demselben neben vielen harmlosen auch giftige Mittel, wie Zinnober und Quecksilber, Platz gefunden haben. Aber im Glauben seiner Patienten kommt viel mehr darauf an, wie er dem kranken Körper die Arzneien beizubringen weiß, als aus welchen Stoffen dieselben bestehen. Man höre, wie die Thätigkeit dieser Ärzte, die im Notfalle in der Zweizahl auftreten, und deren Funktion, wenn auch selten, von Frauen übernommen werden kann, in den Aulen der Kirgisen von Semipalatinsk bei schwer Gebärenden sich abspielt: Alles Feuer in der Jurte wird verlöscht bis auf das in der Mitte der Jurte befindliche Herdfeuer. Die Kranke wird am Herde niedergelegt, während der Baksa, in ein weißes langes Hemd gekleidet, niederkniet und seine „Kobysa" vor sich stellt. Zuerst beginnt er, langsam sich hin- und herneigend, auf dem Instrumente zu spielen, von Zeit zu Zeit es schüttelnd, daß die metallischen Anhängsel klingen, dann singt er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme eine wilde, fremdartige Melodie. Ab und zu wird der Gesang durch unartikulierte laute Schreie unterbrochen. Endlich ist alles still, aber nur einen Moment: der Baksa springt mit rollenden Augen und verzerrtem Gesichte auf, wirft das Instrument von sich und fängt an im Kreise um die Jurte zu gehen; offenbar ist er seiner Sinne nicht mächtig. Er geht, er strauchelt, er fällt auf die Umstehenden, er erhebt sich, er schreit, schluchzt, beißt seine Hände, dann krümmt er sich wie in Krämpfen, dann springt er in die Höhe, ergreift irgend ein Kissen mit den Zähnen und schleudert es fort; kurz, er rast. Wenn, wie es bei vielen vorkommt, gar zwei Baksen herbeigezogen worden sind, so ist das Rasen erst recht toll, sie suchen einander zu überbieten; sie beißen sich, werfen sich mit glühenden Feuerbränden ꝛc. und hören nicht früher auf, als bis der schwächere Baksa kraftlos zusammensinkt. Unterdes soll nach Meinung der Kirgisen infolge dieses Rasens die Geburt vor sich gehen. Bei leichtern Fällen ist auch die Anstrengung kleiner. Am Kinderbette rast der Baksa nicht, sondern spielt nur leise seine Kobysa, bläst oder speit auf das schmerzende Glied, schlägt es höchstens mit der Lunge eines frisch geschlachteten schwarzen Schafbockes. Bezeichnend ist es, daß als Gehilfe des Baksa der Schmied erscheint, und daß bei den Trauungsfeierlichkeiten jenem die Beobachtung aller der mit dem Feuer zusammenhängenden Bräuche obliegt, welche als Reste eines ältern Glaubens hervortreten.

Von den großen Nationen des buddhistischen Glaubensgebietes sind die Chinesen die tolerantesten. Auch dies hat sie den Europäern immer mehr genähert. In Siam bequemen sie sich dem reinsten, strengsten Buddhismus an, gehen selbst in Klöster, was ihrem Thätigkeitstriebe gar nicht zusagt, und im Indischen Archipel sieht man sie zum Baue mohammedanischer Tempel beisteuern, und es rührte Barrow, der sie im übrigen gut genug kannte, zu sehen, wie sie ihr Hospital in Batavia den Christen, Juden und Mohammedanern ebensogut öffneten wie ihren eignen Glaubensgenossen. Trotz ihres abschreckenden Äußern sind die chinesischen Götter die leichtest zu behandelnden von allen. Denn der Chinese schätzt die praktischen Vorteile eines Glaubens, er ist Positivist, und seine Religion ist im Grunde hauptsächlich die formulierte Kunst, friedlich, glücklich und nützlich zu leben. Die Mongolen sind ebendarum fanatischer, weil sie hiervon weniger haben. Der Geist des großen Akbar, der in Indien alle Religionen verglich und eine neue ohne Tempel, Altäre und Priester schaffen wollte, ist bei ihnen wenigstens nicht in der Masse lebendig geblieben. Die Propaganda hat bei ihren Missionsversuchen im mongolisch-chinesischen Grenzgebiete die Erfahrung gemacht, daß die Mongolen zäher an ihrem buddhistischen Glauben hängen als die Chinesen, welche wenigstens den Schulunterricht und andre praktische Vorteile zu schätzen wissen.

Gehören doch allgemein zu den wunder- und abergläubigsten der Menschen die Steppenhirten. Wenn das bevorzugte Gespräch des Mongolen das Vieh und die Weide, so bildet den zweiten Hauptgegenstand jeder Unterredung der Priester und seine Medizin und die Art und Weise ihrer Verwendung, hauptsächlich die beschwörenden Geheimsprüche, Zaubermittel, zunächst allerdings mehr im Interesse der Vieh- als der Menschenkrankheiten. Darin unterscheiden sich Mongolen und Türken gar nicht.

In China selbst ist ohne Zweifel der Buddhismus vorherrschend. Der Taoismus ist viel weniger häufig, Konfucius' Lehre wird von allen gelehrten Männern des Landes bekannt, aber viele von den letztern befolgen praktisch die Zeremonien einer der andern Religionen. Ähnlich ließ Japan lange Zeit Buddha, Konfucius und die Kami ruhig nebeneinander verehren. Im östlichen Hinterindien ist, wie in China, der aus dem Buddhismus hervorgegangene Götzendienst der Glaube des niedern Volkes, der Weiber, der Unwissenden, während Höherstehende und Gebildete sich auch hier gern auf Konfucius berufen. Der Buddhismus hat auf dieser Halbinsel eine neue Heimat und starke Stützen gefunden, aber es ist, wie schon die Kunst zeigt, die ihm dient, die Veräußerlichung hier weiter gegangen als in Indien. China heuchelt aus politischen Gründen eine offizielle Hochschätzung alles Buddhistischen. Beurteilern der chinesischen Politik gegenüber den Mongolen ist es immer aufgefallen, welche wahrhaft erstaunliche Zärtlichkeit die chinesische Regierung für die Religion der Mongolen an den Tag legt. Sie hat die Route genau festgesetzt, auf der sie, wenn ihr Kutuchta-Gygen, ihr geistliches Oberhaupt, gestorben ist, sich in Lhassa einen neuen holen, und schützt die Karawane. Man weiß in Peking, daß die Mongolen ruhig sind, wenn der Kutuchta ruhig ist, und ist sehr besorgt, daß sie nicht ohne geistiges Haupt bleiben. Bei der Gesandtschaft, die 1873 aufbrach, gaben die Urgaschen Chinesen selbst eine silberne Schüssel und seidene Gewänder mit. Wichtiger noch ist es, daß China auch in der Wahl des Dalai Lama zu Lhassa sich längst einen Einfluß gesichert hat, wie ihn in Europa auf die Dauer nie eine Macht im Konklave besaß. In durch die Entfernung kaum geschwächter Kraft hält sie daran fest, den gleichen Einfluß, welchen sie durch den Besitz der heiligsten der mongolischen Städte auf die innerasiatischen Nomaden besitzt, durch eine ähnliche „moralische" Oberherrschaft in Lhassa auf die Tibetaner zu erstrecken. Nach Gerüchten, welche Prschewalskij erwähnt, sollen sich die Chinesen unter Umständen sogar des Giftes bedienen, um allzu begabte Kutuchtas, die ihnen gefährlich werden, aus dem Wege zu räumen. Diese Mittel zum Zwecke sind roher als die, welche Kanghi anwendete, als er die Hauptwerke der chinesischen Klassiker ins Mongolische übersetzen und unter seinen mongolisch redenden Unterthanen verbreiten ließ; sie sind aber wirksamer und haben ihr Ziel wohl schon erreicht. Am andern Ende stehen die Tibetaner und Tanguten, die ebenso abergläubisch wie arm sind. Sie gehen nicht bloß vor jedem Kloster mit abgenommenem Hute, sondern rutschen sogar auf den Knieen vorbei und legen sich dazwischen platt auf die Erde. Dem Tibetaner sind religiöse Dinge der liebste Gesprächsstoff. Der Glaube füllt seine innere Welt gänzlich aus, und wie überall liebt es der geistig Unentwickelte, das Unverstandene und Unverständliche zum Gegenstande seiner Träumereien und seiner Gespräche zu machen. Die räuberischen Jograi der tibetanischen Berge sind bei aller thatsächlichen Sündhaftigkeit ihres gewaltthätigen und rücksichtslosen Treibens peinlich in der Ausübung äußerlicher religiöser Vorschriften, und beständig hört man sie ihre buddhistischen Gebete hermurmeln. Seltsamerweise erkennen sie dabei nicht den Dalai Lama an, wahrscheinlich, weil sie nicht mit seiner religiösen auch seine politische Gewalt über sich ergehen lassen wollen. Im hinterindischen Gebiete ist jetzt Siam die Pflanzstätte buddhistischen Glaubenseifers. Jeder Sohn einer angesehenen Familie muß ein Jahr in einem Kloster zubringen, die Könige, die nach diesem Jahre aufs neue gekrönt werden, haben für das Wohlbefinden der zahlreichen Klöster zu sorgen.

In Indien und Hinterindien treten manche Begräbnisweisen auf, denen wir im malayischen Gebiete begegnet sind. Das „frische“ Begräbnis geschieht gleich nach dem Tode in einem Baumstamme, worauf erst die Verbrennung des Leichnames und nach einem Jahre die trockne Beisetzung der Asche unter Büffelopfern stattfindet, denen der Sinn zu Grunde liegt, daß den Toten seine Lieblinge (und früher folgte ihm die ganze Herde nach) begleiten. Bei den Khassia wird der Leichnam in einen hohlen Baumstamm gelegt und durch Übergießen mit Honig bis zum Ende der Regenschauer vor Verwesung bewahrt, um dann verbrannt zu werden. Auch die Murmi verbrennen den Leichnam, und bestatten dann die Asche feierlich in einem Kruge. Ähnlich verfahren die Varali Vorderindiens, welche an einem bestimmten Tage des Jahres die Stelle, wo die Asche ruht, mit entblätterten Blumen bedecken und dort kleine Lichter anzünden. Verbrennung der Leichname ist in Indien überhaupt sehr weit verbreitet und war es, wie alte Urnengräber beweisen, auch früher schon. Ihr huldigen die Völker Indiens in der Mehrzahl, auch solche, die im Grenzgebiete wohnen, wie die Darden; sie kommt auch in Tibet vor, wo übrigens vielfach die Leichen einfach ins Feld geworfen werden. Wir erwähnten bereits der Dolmen. Einen andern Anklang an europäische Begräbnisweise bilden in den Gräbern von Kurg Klümpchen von Thon, von der Größe einer Walnuß bis zu dem einer Arzneipille; dieselben finden sich massenhaft und gleichen völlig denen, welche die alten Grabstätten Großbritanniens enthalten. Laos und Kha begraben ihre Toten oder setzen sie, bloß mit Rinde bedeckt, aus. Die Waffen des Abgeschiedenen und seine Geräte werden an einer Stange zu seinen Häupten befestigt und ein kleines Totenhäuschen in der Nähe errichtet.

Auch kommt es in Indien noch heute sehr oft vor, daß man einen Toten, statt ihn zu verbrennen oder zu begraben, in den heiligen Fluß Ganges wirft, wo er den Fischen zur Nahrung dient, oder falls die Leiche verbrannt wird, läßt man die Asche in den Strom werfen. Ja, das Wasserbegräbnis scheint Strengerdenkenden in ganz Indien immer das wünschenswerteste zu sein. Im Sommer 1880 starb in der birmanischen Stadt Ava die Gattin des Fürsten Tongmupi, die sich rühmte, von den alten indischen Königen abzustammen. Auf dem Sterbebette ließ sie sich von ihrem Gatten das Versprechen geben, daß er ihre Asche dem Ganges überliefern werde. Aus dem Goldgeschmeide der Fürstin wurde nun eine Urne angefertigt und nach der feierlichen Verbrennung die Asche der Verstorbenen in dieselbe geschüttet. Vier Brahmanen reisten sodann mit dieser Urne nach der heiligen Stadt Benares, wo sie unter gewissen Zeremonien die Asche in den Ganges warfen. Die Urne wurde hierauf mit dem heiligen Flußwasser gefüllt und nach Ava zurückgebracht, wo sie der trauernde Gatte einer Göttin spendete. Von einer feierlichen Verbrennung nach indischem Herkommen gewährt folgender Bericht ein Bild: „Im März 1881 fand in Bangkok die Leichenfeier der im Juni des vorigen Jahres mit ihrer einzigen Tochter bei einer Flußfahrt ertrunkenen Lieblingsgattin des Königs statt. Am Tage vorher wurden die beiden in Sandelholzsärgen ruhenden Leichen von Priestern und Hofbeamten in einen besonders zu diesem Zwecke erbauten hölzernen Palast übertragen und hier auf einen aus wohlriechenden Holzarten errichteten Scheiterhaufen gestellt. Die Königin war in europäische, ihre Tochter dagegen in einheimische Gewänder gehüllt, und beiden waren auch ihre kostbarsten Schmucksachen angelegt worden. Während der Nacht hielten Offiziere und Hofdiener mit brennenden Fackeln Wache in dem Leichenhause. Am Morgen wurden zwei mit Wasser aus dem heiligen Gangesstrome gefüllte Eimer aus Silber auf den Scheiterhaufen gestellt, vor welchem sodann die Priester einige Totengebete verrichteten. Hierauf trat der König Tschula-Longkom, von seinen Brüdern und Ministern begleitet, in das Gebäude, sprach ein kurzes Gebet vor dem Scheiterhaufen, nahm von den teuern Toten Abschied und steckte sodann mit einer Fackel den Scheiterhaufen in Brand. Nachdem nun alles den Palast verlassen

hatte, wurde derselbe an den vier Ecken von Hofbedienten angezündet, um mit seinem kostbaren Inhalt bis auf den Boden niederzubrennen."

Die Chinesen beerdigen auf ihren Ackerfeldern und häufen ein kegelförmiges Grab 1—2 m hoch auf, dessen Höhe zu 10 m über dem Grabe eines Kaisers sich erhob. Wohlhabendere bauen Grüfte, die mit Mauern und Cypressenhainen umgeben sind. Die Begräbniszeremonien sind beim niedern Volke sehr einfach. Vier Träger tragen einen einfachen Sarg, dem die weißgekleidete Witwe in einem Schubkarren folgt. Grabmitgaben, die einst eine große Ausdehnung erreichten, so daß z. B. mit einem Kaiser 150 Anzüge fürs Jenseits begraben wurden, sind auf eine Kupfermünze reduziert. Die grausame Sitte, mit den Leichen der Großen einen Teil ihres Gefolges zu begraben, die noch bei der Beerdigung der ersten Mandschukaiserin 30 Menschen das Leben kostete, wurde von Kanghi abgestellt.

Man sieht, wie weit im ganzen die asiatischen Völker von der sorgfältigen Aufbewahrung der Leiche sich entfernt haben, welche im ägyptischen Kulturkreise eine Kette der merkwürdigsten Gebräuche ins weite ausgesponnen hatte. Und doch liegen die Grundgedanken nicht so weit voneinander entfernt. In der Anbetung der heimgegangenen Seele tritt ein hochgesteigerter Ahnenkultus uns entgegen, von dessen weiter Verbreitung auch in Asien wir oben Beispiele genug gegeben haben. In Ägypten hat derselbe in der unvergleichlichen Sorge für die Wohnungen der Toten und für die Ausstattung der Leichen mit dem zum Eingange ins Jenseits Notwendigen, sogar mit Schriften, die ihre Würdigkeit vor Gott beweisen sollen, einen Zug von erstarrendem Formalismus angenommen; aber es darf anderseits behauptet werden, daß nie vorher ein Volk so innig mit dem der Jenseitigen sein eignes Leben verschwistert hatte wie dieses. Zog es auch nicht selbst allen Nutzen der Vergeistigung daraus, so ist es allein schon wichtig, daß dieser tiefe Gedanke hier mit einer Innigkeit festgehalten wurde, welche ihn für die Menschheit unverlierbar machte. Überhaupt, wieviel haben die Ägypter gerade durch ihre einseitigen, auf Erhaltung gerichteten und in Erstarrung auslaufenden Bestrebungen für die Menschheit aufbewahrt, das anders verloren gegangen wäre! Gerade dies ist eine geschichtliche Funktion, deren Wert hochzuschätzen ist. Nehmen wir diese Richtung auf das Erhalten rein körperlich oder sachlich, so erinnern wir uns, wie die Griechen die Sinnesart der Ägypter durch die Angabe zu kennzeichnen suchten, mit welchen sie ihre Wohnungen Herbergen, ihre Gräber aber ewige Häuser, das Erdenwallen eine kurze Wanderung, den Tod das wahre Leben genannt hätten. Gewisse Eigentümlichkeiten im Baue der Grabkammern, die schon in der vierten und fünften Dynastie hervortreten, lassen die Archäologen glauben, daß die Ägypter hier ihre aus Sykomoren und Palmen erbauten Holzhütten nachahmten, so daß in Wahrheit die Wohnungen der Toten denjenigen der Lebenden glichen, nur daß sie dauerhafter waren. Übrigens geht ja die Sitte der Steingräber durch ganz Nordafrika, ebenso weit wie die hamitischen Dialekte, und ebenso weit wohnen die Völker in Reisig- oder Lehmhütten oder unter Zelten, so daß der Gegensatz der dauerhaften Toten- zur vergänglichen Lebenswohnung überall wiederkehrt. Wir begegnen auch in Kleinasien den steinernen Wohnungen der Toten, die wie kleinere Wohnhäuser oder selbst Paläste, doch aus haltbareren Stoffen, aufgebaut sind.

Von der Würde, mit welcher Ägypten seine Toten umgab, sind am weitesten die Völker des Islam zurückgekommen. Man beerdigt rasch, ohne viel Vorbereitung; die Friedhöfe sind nicht ummauert, Verkehrswege führen kreuz und quer darüber hin, und in einem Lande voll alter Denkmäler, wie Persien, ist es selten geworden, daß ein neueres Denkmal von Dauer und hervorragender Gestalt über einem Grabe aufgerichtet wird. Die Hauptsorge geht in diesen Ländern dahin, das Haupt der Leiche nach Mekka, nach Kerbelah, und welches sonst noch die heiligen Orte der einzelnen Gruppen der Mohammedaner sein mögen, zu kehren.

Altamerikanische Kulturvölker.

32. Allgemeines über Ursprung und Entwickelung der altamerikanischen Kulturen.

„Der letzte und schwerste Weltteil: Amerika."
Herder.

Inhalt: Schwierigkeit in der Beurteilung der altamerikanischen Kulturen. — Vergleich der Kultur von verschiedenen Gebieten. — Verschiedene Kulturstufen und verschiedene Kulturmittelpunkte. — Die Tradition vom Kulturheros. — Die Tolteken. — Amerikanische Völkerwanderungen. — Die amerikanischen und altweltlichen Kulturen. — Transpazifische Beziehungen. — Theorie des nordasiatischen Ursprunges der Amerikaner. — Beziehungen zwischen Amerika, Japan und Polynesien. — Die Theorie des polynesischen Ursprunges.

Amerikas alte Kulturen sind verschwunden, ohne uns in einer Fülle von Inschriften, wie Ägypten und Assyrien, oder in Bruchstücken zuverlässiger geschichtlicher Aufzeichnungen die Möglichkeit eines Wiederaufbaues des in Trümmer Gefallenen und vor allem des Verständnisses des Geistes zu eröffnen, aus welchem jene uns fremd gewordene Kulturwelt sich gebar. Das trübe Geschick, daß die altamerikanischen Kulturen nicht so bald in Berührung mit der europäischen getreten waren, als sie auch wankten, um sehr bald zu stürzen, läßt alle Quellen, die im Zeitalter der Entdeckungen fließen, als im höchsten Grade der Kritik bedürftig erscheinen. Bisher liegen die eignen Schriftwerke dieser Völker tot, und kaum ist zu erwarten, daß der Fortschritt ihrer Entzifferung ein sehr helles Licht auf Ursprung und Geschichte werfen werde. Nicht die beklagenswerte Zerstörung vieler von ihnen durch die Eroberer und Bekehrer, auch nicht die Vernichtung der angeblich ursprünglich vorhanden gewesenen Sammlungen von Bildern geschichtlichen Inhalts hindern uns, ein klares Bild der altamerikanischen Kultur zu gewinnen, und jedenfalls können diese Thatsachen nicht zu gunsten einer Hinaufschraubung des Niveaus der alten Kultur verwertet werden, wie es besonders in Mexiko noch immer geschieht. An den Berichten der Konquistadoren aber bleibt ausnahmslos vieles auszusetzen oder zu wünschen. Es stehen grundfalsche Angaben sogar in Staatsschriften; ja, man kann sagen, daß keiner der Chronisten der Konquista mit kritischem Auge die Länder und Völker Amerikas angeschaut hat. Die Kulturvölker, zu welchen die Spanier erst ein Menschenalter nach der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus gelangten, blendeten die ersten Beobachter, die so viele Enttäuschungen ihrer hochgespannten Erwartungen bei den armen Kariben, Floridanern und östlichen Südamerikanern erfahren hatten. Sie glaubten jetzt alles gefunden zu haben, was Jahrzehnte hindurch umsonst gesucht worden war. In den Augen der meisten erschien erst jetzt die kühne That des Kolumbus, des Mannes, der selbst enttäuscht gestorben war, im Lichte einer großen, dankenswerten Leistung. Mexiko war das erste amerikanische Land, das ihnen den Eindruck zunächst eines wohlangebauten Landes im Sinne ihrer Heimat machte, und es wurde nicht müßigerweise „Neuspanien" getauft. Mit diesem Namen verlieh das stolze Volk dem ersehnten Gold- und

Fruchtlande den wohlklingendsten und ehrenvollsten Titel, welchen es vergeben konnte. Die Kontraste des Naturcharakters, welche schon Cortez in einem Marsche von fünf Tagen von Cempoalla bis Naulinco erlebte, und welche seinen Nachfolgern, die auf den Schultern indianischer Träger den Weg von Veracruz nach der Hauptstadt oder nach Puebla machten, sich noch schärfer einprägen mußten, steigerten die Empfindung der Eroberer. Mexiko ist ja mehr als jeder andre Teil Amerikas ein Land zusammengedrängter Kontraste. Ein neuerer Forscher auf diesem wunderbaren Boden, F. Bandelier, schreibt sehr wahr: „Nach einem viermonatlichen Aufenthalte in der Ebene von Cholula, auf der einst ein bedeutender unabhängiger Indianerstamm wohnte, habe ich mir lebhaft die Eindrücke vergegenwärtigen können, die wenig kritische Kriegsleute und begeisterte Priester empfangen mußten. Nach langer Wanderung in den finstern Gebirgsregionen, die den Fuß des Vulkans von Orizaba umgeben, bis in die kahlen Längenthäler von Tlaxcala war, von dem nördlichen Ufer des Rio Atoyac aus, der Anblick der fruchtbaren Hochebene von Cholula eine wundersame Erquickung. Oft habe ich diesen Anblick genossen und begriffen, was die Spanier fühlen mußten, als sie die grünenden Flächen sahen, auf der im Schatten von Kopalbäumen, in dem fremdartigen Rahmen der Agave-Hecken und kleiner Felder von breitblätterigem Kochenille-Kaktus die Gruppen großer Gebäude zerstreut lagen, in einem weiten und reinen Horizonte zusammengedrängt. Wohl mochten sie, von diesem Anblicke geblendet, an die schönsten Zierden ihrer damals so blühenden Heimat denken und den Eindruck, welchen die Natur erzeugte, unwillkürlich übertragen auf die unvollkommenern Gebilde der Menschheit." Und auf diese selbst auch, möchten wir hinzusetzen. Gewiß ist es, daß Tenochtitlan, Tlarcala, Tezcoco nicht die großen Städte und blühenden Staaten waren, wie sie uns beschrieben werden.

Diese Überschätzung, welche einigermaßen kontrolliert werden kann, gibt uns einen Maßstab für die Würdigung solcher Angaben, wie: Der Markt von Tenochtitlan war täglich von 60,000 Menschen besucht, oder: Jede Quadrat-Elle Boden war sorgfältig angebaut. Letzteres vor allem erscheint jedem unmöglich, der das Thal von Anahuac kennt. Auch die ähnlich gepriesenen Wohnsitze der Zapoteken und Mixe und weiterhin der Maya, Chibcha und Quechua sind weit entfernt, zu den fruchtbaren Strichen Amerikas zu zählen. Sie alle bestehen nur aus Oasen großer Fruchtbarkeit inmitten öder Steppen- oder Heideländer. Wir besitzen über die Bevölkerungszahlen dieser Länder keine einzige verläßige Angabe. Ganze, oft genannte „Reiche", wie die Misteka am Südufer des Rio de las Balsas, können aber immer nur vorwaltend unfruchtbare, dünn bevölkerte Gebiete umschlossen haben, denen selbst die Oasen fehlten. Sogar die Taufregister der Missionare werden durch den Betrug entstellt, den die Neophyten trieben, indem sie sich um die ihnen bereits vertraute Belohnung wiederholt zur Taufe stellten. Und auf der andern Seite gab es gleichfalls Interessen, die die Erhöhung der Zahl der Bekehrten wünschbar erscheinen ließen. Der erste Bischof von Mexiko, Zumarraga, schrieb 1531 von 250,000 Neugetauften nach Tolosa, in spätern Kopien und Drucken erscheint die Zahl vervierfacht. Es ist bekannt, wie später selbst die Menschenfreunde die Zahlen der ursprünglichen Bevölkerung fälschten, um die der Umgekommenen und in die Sklaverei Geführten um so größer darstellen zu können. Hat doch Las Casas selbst Tenochtitlan mit einer Million ausgestattet, und ähnlich sind Reichtum und Macht der Fürsten dieser Völker übertrieben dargestellt worden. In Cajamarca zeigt man bis heute noch ein aus behauenen Steinen ausgeführtes kleines Gebäude mit dem Zimmer, dessen Innenraum der unglückliche Inka mit Gold als Lösegeld für sein Leben zu füllen versprach. Dieses dem erschreckten, den Tod oder die Tortur fürchtenden Fürsten angeblich abgepreßte Anerbieten, eine Sage, die Herodot erzählen könnte, geht bis auf den heutigen Tag durch die Schilderungen Altperus, um einen Begriff von dem Goldreichtume zu geben. Ähnliche

Verzeichnungen der politischen Situation und der gesellschaftlichen Verhältnisse sind schwerer auf die thatsächlichen Linien zurückzuführen.

So wie die Konquistadoren Land und Volk priesen, um den Glanz dieses Beutestückes zu erhöhen, so preisen nun die gesunkenen Nachkommen die Werke ihrer Ahnen, welche sie verfallen sahen, ohne daß in drei Jahrhunderten Ebenbürtiges geschaffen worden wäre. Daß dabei auch sie in Übertreibung verfallen, ist nicht zu verwundern. So wird denn in Peru jeder Stein, den irgend eine Kraft einmal von seinem Platze bewegte, als Inkawerk bezeichnet, und sogar die Ecuadorianer wollen die bekannte natürliche Brücke von Rumichaca, die über den Rio Carchi führt, nur als Werk der Alten angesehen wissen. Es gibt kaum etwas, das man den ins Grab Hinabgestiegenen nicht zutraute, während uns noch immer die Frage nach dem anstarrt, was sie denn wirklich alles geleistet.

Die Naturverhältnisse reichen nicht hin, um die Lücken und Mängel der amerikanischen Kultur zu erklären. Gewöhnlich macht man es sich allerdings leicht, indem man dieselben dennoch mit der ganzen Verantwortung belastet. In Amerika, sagt man, fehlen ursprünglich sowohl die passenden Nutzpflanzen als geeignete Nutztiere, im nördlichen Teile des Landes steht die Wärme zur Bewässerung im umgekehrten Verhältnisse; die östliche Seite, wo mächtige Ströme fließen, hat nicht die nötige Wärme, die westliche, wo die Wärme vorhanden ist, leidet an allzu großer Dürre. Auch Südamerika ist zur Entwickelung der Kultur nicht so geeignet, wie es scheinen möchte; bei seiner üppigen Vegetation stehen den Menschen keine passenden Nutztiere zur Seite, mit deren Hilfe er sie beseitigen könnte. Es blieben also nur die Länder der Mitte, Mexiko, Yucatan, Ecuador, Peru, übrig, und diese ließen Keime, die aber Anfänge geblieben sind, heranreifen. Über die Bedeutung der Natur Amerikas für diese Frage haben wir uns in Bd. I, Einleitung, S. 18, Bd. II, S. 525, und weiter in der Schilderung des amerikanischen Naturcharakters ausgesprochen. Vielleicht ist es aber gut, die Frage aufzuwerfen, warum nicht Länder glücklicher Lage und köstlichen Klimas, wie Kalifornien und Chile, die heute zu den fruchtbarsten und blühendsten gehören, von den üppigen Tiefländern im östlichen Nord- und Südamerika zu schweigen, Sitze eigner Kulturen geworden seien? Hier muß die Möglichkeit betont werden, daß die altamerikanische Kultur nicht immer auf schmale Hochebenenstreifen und isolierte Gebiete eingeschränkt war. Sie hat im südlichen Nordamerika und in Westindien vereinzelte Werke hinterlassen, und vielleicht umhüllt auch der Boden des äquatorialen Südamerika noch Funde, von denen einige Spuren zu Tage getreten sind. Wir erinnern uns hier an die schöne Betrachtung von Martius: „Nicht das schwache, bescheidene Moos, welches die Trümmer römischer und altgermanischer Herrlichkeit wie ein Sinnbild sanfter Wehmut umgürtet, hat sich über die Ruinen jener südamerikanischen Vorzeit ausgebreitet; — dort erheben sich vielleicht auf den Denkmälern längst untergegangener Völker uralte, dunkelnde Wälder, die alles schon längst den Erdboden gleich gemacht haben, was Menschenhand einstens geschaffen hatte“. Jedoch wird immer die Thatsache bestehen bleiben, daß die Europäer nur in dem erwähnten Gebiete Völker und Reiche antrafen, welche ihnen den Eindruck machten, hoch über die „wilden“ Stämme hervorzuragen, welche den übrigen Teil von Nord- und Südamerika bewohnten. Es ist dabei in erster Linie an die zur Arbeit zwingenden, die Arbeit vertiefenden Lebensbedingungen im dürren Hochebenenklima des westlichen Amerika zu denken. Peru, Mexiko, Yucatan sind Länder, die gleich Ägypten, Mesopotamien, Persien und großen Teilen von China und Indien nur unter der Voraussetzung sorgsamer Bewässerung fruchtbar genannt werden können. Man hatte, mit andern Worten, mehr Arbeit, mehr Sorge um das Leben aufzubieten und empfing dafür sicherern Lohn. Das befruchtende Element wurde geschätzt, ja verehrt. Ließ in Mexiko der Regen zu lange auf sich warten, so fasteten die Priester einige Tage und stiegen auf einen Berg, welcher nur diesem Zwecke geweiht war. Hier

wurden Brandopfer gebracht und die Asche in die Luft gestreut, um die Wolken zum Regen zu bringen. Daneben wurden aber Wasserleitungen zur künstlichen Bewässerung angelegt. Zahllose, nur zum kleinern Teile noch wirksame „Acequias" des peruanischen Hochlandes, welche oft auf Pfeilern laufen und so selbst Bäche überschreiten, sogar in Fels gehauen erscheinen, führen auf die Inka zurück. Künstliche Sammelbecken zeigen Schutzwälle mit an der Basis 25 m dicken Mauern. Auch solche Arbeiten leitete der Fürst selbst ein. Nur sie erklären die Ansammlung dichter Bevölkerungen in Gegenden, welche heute nahezu menschenleer sind. Ein künstlicher Wasserlauf, der durch das Gebiet von Chontisaya führt, wird auf 600 km Länge geschätzt. Die Entnahme des Wassers war entsprechend geregelt, und Ableitung desselben zu andrer Zeit und in andrer Menge, als gesetzlich festgestellt, wurde mit Todesstrafe geahndet. In Mexiko war die künstliche Bewässerung nicht so hoch entwickelt, entsprechend der weniger tief durchgebildeten Organisation des Reiches. Hier bezeugen aber die sogenannten schwimmenden Gärten in den Seen um Tenochtitlan den Fleiß, der auf den Anbau verwandt ward. Flöße aus Gesträuch wurden mit dem fetten Schlamme der Seetiefe bedeckt, und auf diesem stets durchfeuchteten Boden Blumen und feinere Nahrungsgewächse gepflanzt. Notwendig, wenn auch nicht in dem Maße wie in Peru, war aber künstliche Bewässerung auch in Mexiko und zwar im ganzen Lande vom Gila bis zur Landenge von Tehuantepec. Ist doch auch dies, wie alle diese Plateaugebiete, ein Land, in welchem ein wüstenhafter Zug im Landschaftsbilde nur da nicht hervortritt, wo die Kultur den natürlichen Charakter durch künstliche Bewässerung verändert. Von den zwei Hauptfrüchten bedarf heute wenigstens der Weizen fast immer der Bewässerung, während der Mais ohne sie nur dann fortkommt, wenn er so früh in der Regenzeit gesetzt wird, daß er noch bei genügender Feuchtigkeit anzuwachsen vermag.

Mit solchem Ernste, unter so vielen sichernden Vorbereitungen betrieben, war der Ackerbau den altamerikanischen Kulturvölkern nicht bloß Nahrungsquelle, sondern Symbol der höhern Gesittung, des befestigtern Lebens. Er war daher nicht den niedern Klassen oder gar, wie später so oft in den gleichen Gebieten, den Sklaven überlassen, sondern griff in alle Verhältnisse ein. Im Inkareiche war seine Ausbreitung, Verbesserung, Veredelung das Ziel, dem die Herrscher und die Edelsten zustrebten. Für Länder, die rings von mehr oder weniger nomadisierenden Barbaren umgeben waren, war ja die Pflege des Ackerbaues Existenzbedingung. Daher auch die Anknüpfung aller Kulturmythen dieser Regionen an denselben. In Mexiko sollen von den frühsten Besiedlern von Anahuac die Chichimeken, ursprünglich ein Jägervolk, darin unterrichtet worden sein. Als die später von Norden einwandernden Azteken von den Colhui und Tepaneken besiegt und auf die kleinen Inseln in den Seen um Tenochtitlan beschränkt waren, stellten sie einige Jahre den Feldbau aus Mangel an dem nötigen Lande fast ganz ein. Durch die Not getrieben, sollen sie dann auf den Gedanken gekommen sein, auf den Seen jene schwimmenden Felder herzustellen. Sobald sie aber das Joch der Tepaneken abgeschüttelt hatten, begannen sie wieder, sich mit großem Fleiße auf den Ackerbau zu werfen, und die Spanier fanden in Mexiko im ersten Fünftel des 16. Jahrhunderts eins der bestangebauten Länder Amerikas. Die Bevölkerung der altamerikanischen Reiche war größer, als sie heute ist, mindestens in Peru und Yucatan, das bezeugen allein die zahlreichen Ruinenstätten an Stellen, die heute in weiten Wüsten liegen. Aber für ihre Schätzung kann man sich nicht an phantastische Angaben halten wie die des Bischofs Las Casas, daß „in der Provinz Peru allein die Spanier 40 Millionen Menschen getötet" hätten. Die Frage nach dem wirklichen Höhestande der Kultur bei solchen Völkern, welche, wie Mexikaner und Peruaner, uns keine Aufzeichnungen hinterlassen haben, kann nur mit Zuhilfenahme bevölkerungsstatistischer Erwägungen beantwortet werden. Was Peru anlangt, so sind die fruchtbaren Stellen in den Flußthälern und Becken (Bolsones)

immerhin nur kleine Flecken in einem weiten Gebiete, wo der Unterhalt unmöglich war. Bauten auch die Unterthanen der Inka ihre Wohnstätten vielleicht mit darum auf Berge und Felsterrassen, um den nutzbaren Grund für Ackerbau freizulassen, schufen sie auch Wasserleitungen und durch Ausgrabung tiefer Becken künstliche Oasen, wendeten sie auch künstliche Düngung an, so werden wir doch mehr als das Doppelte der heutigen Bevölkerungszahl nicht annehmen dürfen, und wenn Ecuador, Peru und Bolivia circa 5 Millionen zählen, wird das Inkareich mit 10 Millionen reichlich bedacht sein. Alle Berichte machen den Eindruck, daß zur Zeit der Konquista es eine Höhe der Bevölkerungszahl erreicht hatte, welche ein weiteres Wachstum ausschloß, da sie an die Grenzen der natürlichen Hilfsmittel rührte. Von der Zusammendrängung der Menschen auf einen im Vergleiche mit seinen Hilfsmitteln engen Raum, wie sie in Peru stattfand, liefern heute nur China, Japan und einige Teile Indiens ein Beispiel. Wie hier und noch mehr muß die Nahrung der Bevölkerung beschränkt gewesen sein. Die Fleischnahrung war verschwindend, denn die wenigen Lamas, Vicunnas, Alpakas, die gehalten wurden, standen viel zu hoch im Werte, um als Fleischtiere gelten zu können. Aber auch von vegetabilischen Stoffen kann kein Überfluß zur Verfügung gestanden haben, und die sorgliche Regelung und Verteilung des Besitzes hatte wohl eben darin ihren Hauptgrund, daß die Bevölkerung hart an der Grenze des Möglichen bezüglich ihrer Ernährung stand.

Der Gegensatz von Hirten- und Ackervölkern, dem wir in der Alten Welt als einem kulturzeugenden begegneten, reduziert sich in der Neuen auf den Gegensatz von wandernden und ansässigen Stämmen, welcher ja in der Geschichte Mexikos immer wieder zur Ausprägung gelangt. Wie Iran und Turan, kämpfen mit den im Ackerbaue aufgehenden Tolteken die von Norden hereinbrechenden wilden Scharen, deren Wucht mit der türkischer oder arabischer Wanderhorden nicht zu vergleichen, deren militärische Organisation aber eine in ihre Richtung hoch entwickelte war. (Vgl. Band II, S. 631 f.) Ihnen dürfte ein Anteil an der Erzeugung der politischen Form, in welcher die altamerikanische Kultur sich zu befestigen und auszubreiten suchte, nicht abzusprechen sein. Der Mangel dieser Form, d. h. des zusammenzwingenden Despotismus, bei den Indianerstämmen, welche zur Zeit der Ankunft der Europäer die an künstlichen Hügeln (Mounds) reichen Gebiete bewohnten, ist als Grund gegen ihre Erbauung dieser mächtigen Werke geltend gemacht worden. Für die Pyramiden Altmexikos und der Maya-Länder kann die Beweisführung gerade umgekehrt werden. Man darf hierbei noch an etwas andres erinnern. Es tritt uns aus dem Mythus die Bedeutung entgegen, welche für die altamerikanischen Kulturentwickelungen die Binnenseen besaßen. Von der großen Rolle, die der Titicacasee in der Geschichte Perus spielte, zeugen die Tradition und noch überzeugender die Ruinenstätten an seinen Ufern. An den See von Guatavita knüpfte sich die Sage vom Dorado. Am wichtigsten aber erwiesen sich die Lagunen im Hochebenenthale von Anahuac. Die Sage ist bekannt, wie die Azteken auf einer Insel im See von Chalco einen Adler, der eine Schlange würgte, auf einem Nopalstrauche (Nopal: indische Feige, Opuntie) sitzen sahen und diesen Anblick für ein von einer höhern Macht gegebenes Zeichen hielten, damit sie auf diesem Punkte ihre Stadt gründeten. Sie hatten schon früher, von Feinden gedrängt, sich auf der Inselgruppe von Acocolo am Südende des Sees niedergelassen und fingen nun an, sich auf der Insel anzubauen, die das Orakel ihnen gewiesen. Die Sicherheit der dem Pfahlbaue günstigen Lage fesselte dann die Azteken an diesen Ort trotz der großen Überschwemmungen am Ende des 15. Jahrhunderts, und Tenochtitlan ist wohl mit durch diesen Vorzug der Mittelpunkt einer weitreichenden Herrschaft geworden.

Es ist, als hätten es die perspektivlosen Bilder Mexikos den Erklärern angethan. Empfindlich ist nämlich der Mangel an Perspektive in den Betrachtungen über das Alter

der altamerikanischen Kulturen. Die natürlich gebotene Antwort auf alle Fragen nach dem Alter der einzelnen amerikanischen Kulturen liegt in dem Hinweise auf den schwankenden geschichtlichen Boden, auf dem dieselben sich erheben, und welcher den Untergang der einen, um die andre dafür aufsteigen zu lassen, zu einer Thatsache macht, die häufig wiederkehrt. Sie liegt ferner in der allgemeinen Ähnlichkeit der Grundlagen aller, welche einen gemeinsamen Ursprung voraussehen läßt. Die Motive, welche man für Altersunterschiede anführt, sind schwach. Man erklärt sich für Yucatan, weil die Epoche, in welcher Zamna inmitten der eingebornen Rassen Yucatans eine neue Zivilisation begründete, uns in das graue Altertum zurückführt. Aber Zamna ist ein Recke des Mythus, der, gleich dem Quetzalcohuatl, seiner göttlichen Abkunft sich rühmte und als Wohlthäter der Menschen verehrt ward. Ähnlicher Ursprung, ebenso alt und noch mythischer oder sogar göttlicher, würde jedem der altamerikanischen Kulturzentren zuzuerkennen sein, denn jedes hat seine mythologisch gefärbte Ursprungssage. Nicht in solchen Traditionen von mehr als zweifelhafter Begründung, sondern in bescheidenern Überlieferungen im Vergleiche der Kulturen selbst muß, wenn solcher möglich, der genealogische Schluß sich ergeben.

Am nächsten liegt nun doch wohl die Unterscheidung der bei der Ankunft der ersten Europäer bereits abgestorbenen und der noch blühenden Kulturen. Und es ist gar nicht zweifelhaft, daß es in allen diesen Kulturländern Reste gab, welche hinter der damaligen Gegenwart, sagen wir hinter dem Beginne des 16. Jahrhunderts, weit genug zurücklagen, um als einer vergangenen Periode angehörend betrachtet zu werden. Hauptsächlich schien dies in Peru der Fall zu sein. Die Herleitung der Inka vom Titicacasee scheint die Meinung zu bestätigen, daß von dort die Herrscher herabgestiegen seien, welche zur Zeit der Spanier vom Äquator bis zum südlichen Wendekreise ein Reich von allerdings verschiedenen Graden politischen Zusammenhanges besaßen. Wir dürfen also vielleicht vermuten, daß die großen Bauwerke von Tiaguanaco, die Trümmer von Acapana und Pumapunca älter seien als die Werke der Inka, denen von den Kennern einige Reste auf den Inseln des Titicaca zugewiesen werden. Ohne Zweifel ist ein Stilunterschied vorhanden, derselbe genügt aber nicht für sich allein, um einen großen Altersunterschied zu begründen. Jede Kunstepoche zeigt freiwillige Rückkehr zu überwundenen plumpen Formen, und hier ist das Gemeinsame in Technik und Stil weitaus größer als das Trennende. Das Gewagte derartiger Schlüsse sah schon A. v. Humboldt ein, als er mit großem Rechte die Ansicht Condamines von einem besonders hohen Alter der Reste von Cañar (im Innern Ecuadors) zurückwies. Und zudem gibt es nur wenige Baureste in ganz Peru, welche nicht von denen von Tiaguanaco in der Technik der Massenbewältigung übertroffen werden. Es ist noch gewagter, auf große Altersunterschiede aus der angeblichen Unvollkommenheit der Fundamente gewisser Bauten in Uxmal oder Chichen-Itza zu schließen (s. S. 687 u. f.). Wir haben bereits auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, daß diese Riesenbauten sicherlich nicht das Werk Einer Generation, sondern allmählich und unter wechselnden äußern Einflüssen entstanden sind. Ein außerordentlich hohes Alter dürfte ihnen nach früher Gesagtem überhaupt nicht zukommen. Den sechs Monate anhaltenden tropischen Regengüssen, die hier auf der atlantischen Seite des Isthmus von ausnehmender Ergiebigkeit sind, und der Dächer und Mauern überziehenden, in allen Spalten sich einnistenden Baumvegetation würden auch die solidesten Konstruktionen kaum lange widerstehen können. Auch zeigt die Schärfe der Kanten an Treppen und Stufen, daß sie wenigstens nicht viel benutzt gewesen sein können, was allerdings auf den heiligen Charakter zurückführen kann, welcher manchen von ihnen zuzuschreiben sein dürfte.

So kommen wir denn zu der Überzeugung, daß in den Resten der großartigen Bauthätigkeit dieser Völker nichts liegt, was entschieden auf große Unterschiede der Entstehungszeit

zu deuten wäre; und alles andre, was wir von ihrem Kulturbesitze kennen, unterstützt den Schluß, daß nichts in der Ethnographie der Altamerikaner auf einen sehr weit zurückliegenden und entsprechend abgestuften Ursprung deutet, wenn es nicht die Zeitdauer ist, welche wir für eine spontane Entwickelung dieser Kultur annehmen müßten. Auch in den Traditionen ist nichts tief Zurückreichendes zu erkennen. Was an Unterschieden vorhanden, läßt jedenfalls eher auf örtliche Verschiedenheiten der Bedingungen und Rückschritte von einmal erreichter Höhe, die in verschiedenem Tempo stattfanden, als auf eine sichtbare Entwickelung aus verschiedenen unvollkommenen Anfängen schließen. Innerhalb der Grenzen, welche uns als das Reich der Inka umfassend von den spanischen Chronisten geschildert werden, darf man vielleicht drei Punkte annehmen, von denen aus Kulturen eigentümlichen Charakters sich ausgebreitet hatten, und die ursprünglich wohl auch politische und zum Teile selbst ethnographische Zentren gewesen waren. Wir schließen uns hierin ganz der Meinung Squiers an, der uns auch die erste eingehende Schilderung einer der merkwürdigsten dieser Sonderentwickelungen, derjenigen von Gran Chimu, gegeben hat, deren Hauptstadt in der Nähe der heutigen Küstenstadt Truxillo in Trümmern liegt. Die Großartigkeit der Ruinen von Chimu gibt uns einen hohen Begriff von den Kulturverhältnissen dieses Freistaates, von dem wir wissen, daß er dem eroberungssüchtigen Inkageschlechte drei Generationen hindurch Widerstand leistete, ehe er dem wachsenden Sonnenreiche einverleibt werden konnte. Die großen Baureste am Titicaca zusammen mit der dahin den Ursprung der Inka verlegenden Tradition lassen vermuten, daß auf kaum geringerer Kulturstufe die Aymara-Stämme standen, welche die Gegenden südlich vom Titicacasee bewohnten. Doch hat man geringe Veranlassung, mit neuern Forschern zu glauben, daß sie gerade von all den vorinkasischen Völkern die mächtigsten, gebildetsten gewesen seien, wenn wir auch nicht in Frage stellen möchten, daß die Aymara einst weiter verbreitet und in der That die Erbauer der großen Ruinen von Tiaguanaco gewesen seien. Jene unbestimmte Zeit, während welcher die eigentliche Inkamacht im mittlern Peru sich erhielt, schuf einen entsprechenden Macht- und Kulturmittelpunkt aus Cuzco. Und endlich hatte sich noch weiter im Norden, auf dem Hochplateau von Quito, in frühern Jahrhunderten ein reges Kulturleben entwickelt und ein Staat herangebildet, der als selbständiges Königreich von Quito fortbestand, bis es gegen Ende des 15. Jahrhunderts von dem mächtigen Inka Huayna Capac erobert und zu einer Provinz von Peru gemacht ward.

Die yucatekische Kultur scheint auf einer höhern Stufe gestanden zu haben und ausgebildeter gewesen zu sein als jene der Azteken Mexikos und der Olmeken von Palenque. Die Bauten sind großartig, man findet aber doch da und dort im einzelnen Vergleichbares. Dagegen wird man immer die Schrift in den Vordergrund stellen müssen als die unzweifelhaft höchste Leistung dieser Art in Amerika. In dieser Schätzung ist man nicht ohne Vorgänger; auch Beobachter des 16. Jahrhunderts stellten gerade die Maya-Schrift sehr hoch. So der unbefangene Pater Alonso Ponce, der Yucatan 1588 besuchte. Er erzählt von den Eingebornen von Yucatan, daß sie, ehe die Spanier kamen, Zeichen und Buchstaben gebrauchten, mit welchen sie ihre Geschichte, Zeremonien, die Ordnung der Opfer für ihre Götzen, Kalender und zwar in Büchern verzeichneten, die aus Baumrinde gemacht waren, ferner rühmt er ihre Freiheit von sodomitischen Lastern und Kannibalismus.

Die naheliegende Frage: Wann und warum verfiel die Kunst dieser merkwürdigen Bau- und Bildwerke? ist also nicht, wie es sonst oft geschah, einfach mit dem Hinweise auf das Eindringen der Europäer und die gezwungene Abwendung der Eingebornen von dem Glauben, der zur Errichtung dieser Bauten sie mit angeleitet, zu beantworten. Es steht heute fest, daß manche von ihnen schon nicht mehr bewohnt waren, als dieses größte Ereignis in der Geschichte amerikanischer Völker, soweit wir dieselbe kennen,

eintrat. Ihre Nichterwähnung seitens solcher Schriftsteller, welche kurz nach der Konquista nachweislich in ihrer Nähe weilten, ist ein unwiderlegliches Zeichen hierfür. Von Copan und Quirigua, in deren Nähe des Cortez berühmter Zug nach Yucatan vorbeiführen mußte, sprechen die nicht, die ihn mitgemacht, ein fast sicheres Zeugnis, daß diese Plätze schon damals nicht bewohnt waren. Und aus den direkten Zeugnissen der Zeitgenossen der Eroberer ergibt sich, daß die großen Bauten in Yucatan schon zu deren Zeit von den Eingebornen nicht bewohnt wurden, daß hoher Wald sie überwachsen hatte, und daß ihr Ursprung als unbekannt galt. Zum Überflusse sind gerade die Herrlichkeiten Copans stellenweise fast metertief mit Schutt und Moder bedeckt, und manche Skulpturen sind vom Drucke, den die Wurzeln auf ihnen wachsender mächtiger Bäume ausüben, in Stücke zerdrückt, so daß die Ansicht Stolls, es seien diese Orte durch Sklavenräuber des 16. Jahrhunderts entvölkert worden, kaum eine Geltung beanspruchen darf, welche über ganz lokale Verhältnisse hinausreicht. Ja nach Maudslays Untersuchungen kann diese Ansicht nicht einmal auf Quirigua angewendet werden, auf dessen Ruinenstätte sie von den früheren Forschern ursprünglich begründet ist.

In der Tradition hatte jedes Land, ja, wenn wir genauere Berichte hätten, dürften wir wohl sagen jeder Stamm, jedes mit Denkmälern der frühern Zeit ausgestattete Pueblo, seinen Kulturheros. So wie noch heute für die abgeschlossen lebenden Gebirgsindianer Mexikos der Tag des Dorfheiligen der wichtigste des Jahres, den mit größtem Glanze zu begehen der Stolz des Dorfes und zu diesem Glanze nach Kräften Geld wie persönliche Dienstleistung beizusteuern der Stolz des Einzelnen ist, so mag es in der voreuropäischen Zeit gewesen sein, nur daß dann der Heilige Viracocha, Zamna, Quetzalcohuatl hieß oder sonst einen mit dem Mythus vom sagenvollen Ordner und Bereicherer des menschlichen Lebens zusammenhängenden Namen trug. Diese Sage tritt an den verschiedenen Orten so ähnlich auf, daß auch sie selbst gewiß ebenso gewandert sein muß, wie sie von Wanderern und Wanderungen erzählt. Die möglichst dunkle Färbung des diesem wichtigen Ereignisse vorhergehenden Zeitalters ist Grundzug. Die Menschen waren im besten Falle nur Fischer und Jäger, ihr Land vielleicht noch naß und kalt, da es erst vom Urwasser verlassen worden, und oft bot es keine andre Nahrung als Würmer und Schnecken, oder die Menschen fraßen ihre eigne Nachkommenschaft. Der Mangel des Feuers wird in der Regel behauptet, auch Hütten und Kleider waren unbekannt. In dieser schlechten Zeit erschien nun, z. B. nach der Maya-Sage, plötzlich von Westen her eine Schar Fremder, an deren Spitze Zamna stand, welchem hauptsächlich die Erfindung graphischer Künste zugeschrieben wird, der aber überhaupt der Gründer der auf der Halbinsel herrschenden Zivilisation ist. Bei seiner Ankunft in jenen Gegenden fand er daselbst die Mayasprache in Gebrauch; der Name Maya, „Land ohne Wasser" bedeutend, bezeichnete sowohl das Land als die Einwohner. Mexikanische Überlieferungen lassen das Land von Riesen bevölkert sein, welche von den Tolteken erst besiegt werden müssen. Der führende Heros trägt hier den Namen Quetzalcohuatl, er wird Zauberer und Priester und Begründer eines neuen Kultus genannt. Über die Richtung, aus welcher die Wandernden kamen, herrschen zwei Ansichten, denn es wird der Süden und der Nordwesten angegeben, und gewöhnlich schlichtet man den Zwiespalt, indem man den Tolteken den Süden, den Azteken aber den Nordwesten als Heimatsgegend zuweist. Die Quiche-Sage ist derjenigen der Tolteken ähnlich, wie ja die beiden Völker überhaupt eng verbunden sind. Die Chibcha aber verehren als Kulturheros Chimizapagua, der von Osten kam und Bote Gottes genannt ward. Man schrieb ihm weise Gesetze, besonders aber die Kunst des Spinnens und Webens zu. Man zeigte seine Fußspur in einem Fels und erzählte, er habe einst eine große Sündflut vom Chibcha-Lande abgewendet, indem er einen Wasserfall schuf. Die Peruaner ließen ihren segenbringenden Viracocha aus dem Titicacasee hervorsteigen,

allein er stand zu hoch, galt er doch zugleich für den Schöpfer der ganzen Welt (wie wir im II. Bande, S. 683, berichteten, wo überhaupt versucht ist, einiges Licht auf die Verbindung des Kultus des Sonnen- und Feuergottes mit dem des Kulturheros zu werfen), und darum übertrug man später unter dem Einflusse der Inka an deren angeblichen Stammvater Manco Capak alles, was sonst dem Gotte von heil- und segenbringender Thätigkeit zugeschrieben worden war. Als gemeinsame Züge nennen wir noch die Bezeichnung des Kulturbringers als eines weißen (hellfarbigen) und bärtigen, mehrmals auch eines auffallend großen Mannes oder das Auftreten, wie es vom Titicacasee erzählt wird, einer Anzahl von solchen Männern an derselben Stelle, von wo der Kulturheros ausgeht. Mit der indianischen Sage von der Menschenschöpfung hängt es zusammen, daß das Hervorgehen ganzer Völker aus Höhlen (vgl. Bd. II, S. 687) den vorgenannten Stammsagen substituiert wird. Ein Ort des Namens „Sieben Höhlen" kommt mehrmals vor, allein ihn zu identifizieren, ist ein ebenso müßiges Beginnen, wie es die Aufsuchung eines östlich gelegenen Stammlandes von dem Augenblicke an erscheinen muß, wo der Kulturheros mit dem Feuerbringer oder der Sonne selbst verschmilzt.

Was in diesen Traditionen nicht gemeinsamer Besitz der Amerikaner oder vielleicht sogar eines noch größern Völkerkreises ist, trägt, entsprechend der Beschränkung des Gesichtskreises, vielfach den rein lokalen Stempel, und selbst in anscheinend großartigen Vorstellungen zeigen sich Abweichungen, die wahrscheinlich örtlich begründet sind. Es liegt darin ein deutlicher Hinweis auf den Mangel an Gedanken, die zur Herrschaft über weite Gebiete durchgedrungen sind. So bietet die Reihenfolge, in der die sogenannten Weltzerstörungen altmexikanischer Tradition auftreten, beinahe so viel Abweichungen wie die Zahlen vier und fünf Permutationen. In diesem Thale ist die Erde zuerst durch Feuer, dann durch Wasser untergegangen, im Nachbarthale wird es umgekehrt erzählt, auf einer Hochebene geht ein verheerender Orkan voraus &c. Das Gleiche gilt von den Sagen, welche auf die Wanderung der Stämme Bezug haben. Nur in wenigen Fällen gehen die Erinnerungen über die Grenzen gewisser natürlicher Gebiete hinaus, und dann werden sie so undeutlich, daß der Ort nicht mehr zu bestimmen ist. Wir sind daher für die Kenntnis der Geschichte Altamerikas in erster Linie immer wieder auf die ethnographischen Thatsachen verwiesen. Unter diesen aber sind nicht einzelne, wie z. B. die Ergebnisse ihrer großartigen Bauthätigkeit oder die Religionsanschauungen, herauszuheben, sondern es ist die Gesamtheit alles dessen, was übrig ist, auf ihren geschichtlichen Wert zu prüfen.

Durch diese Vermischung mit mythologischen Elementen ist den Wandersagen in allen jenen Fällen jeder greifbare Wert für die Erforschung der Geschichte dieser Völker genommen, das Ereignis wird in eine graue Vergangenheit zurückversetzt und bleibt ohne jede Verbindung mit andern Thatsachen, die etwa zu seiner Erklärung mit herbeigezogen werden könnten. Anders, wenn es sich um die Dinge einer nähern Vergangenheit handelt Hier treten uns vor allem die toltekischen Wanderungen als eine festgestellte Thatsache entgegen. Jene Völker, welche unter diesem Namen in der mexikanischen Tradition als die Begründer der Kultur zunächst auf dem Hochlande von Anahuac erscheinen und dann später von den sprachlich mit ihnen nächstverwandten Azteken aus dem Nordwesten unterjocht werden, so zwar, daß sie von diesen die kriegerische Macht und Kraft, diese von jenen die Gesittung annehmen, sind offenbar nicht auf Mexiko beschränkt geblieben, sondern wir finden sie vielmehr in Mittelamerika bis an die Grenzen von Costarica wieder. So dunkel auch die Urgeschichte der zentralamerikanischen Völker im übrigen sein mag, es leuchtet als einziger leitender Stern diese hochbedeutsame Thatsache hervor, daß ein Kulturvolk mexikanischen Ursprunges in allen Teilen Zentralamerikas verbreitet ist und wenn auch nicht gerade als Begründer oder Förderer der Gesittung, wie es oft dargestellt

wird, so doch in einer gewissen Verbindung hiermit erscheint. Das häufige Vorkommen mexikanischer Ortsnamen innerhalb der angegebenen Grenzen läßt darüber keinen Zweifel. Dazu kommt aber die nähere Übereinstimmung mexikanischer und mittelamerikanischer Traditionen, das Auftreten mexikanischer Namen selbst in der Stammessage der Quiché, auffallende Ähnlichkeiten in den Sitten. Auch in alten Berichten aus Yucatan treten uns die Tolteken als von Osten her über das Meer kommend entgegen, aber es ist erstaunlich, daß wir hier keine Spur von ihnen in Ortsnamen finden, und man wird nicht geneigt sein, ihre Anwesenheit bloß auf Grund der archäologischen Befunde vorauszusetzen, noch weniger sie zu einem in Altamerika allgegenwärtigen Kulturfermente zu machen.

Es warnt davor die Erfahrung, daß wir, sobald wir in diesen Betrachtungen die Kulturkeime einmal als gegeben annehmen und nach denen fragen, welche sie von dem Punkte aus, wo sie einmal lagen, weiter verbreiteten, in der Regel die Antwort erhalten: Tolteken. Was einmal vor Jahren die Kelten in der europäischen, das sind heute die Tolteken in der amerikanischen Urgeschichte. Eine solche konzentrierende Betrachtung hat ihre Vorteile, besonders denjenigen der Einfachheit, der freilich nicht entscheidend sein darf. „Was vor den Tolteken bestanden", sagte noch 1811 ein Amerikaforscher sehr offen, „ist dunkel und ungewiß; ob die Urbewohner roh oder schon teilweise gesittet, ist schwer zu ermitteln; mit dem Erscheinen der Tolteken beginnt es Tag zu werden in der amerikanischen Völkergeschichte, und dem Kulturhistoriker mag es interessant erscheinen, die Anfänge der Zivilisation auf so weitem Raume von einem und demselben Volke ausstrahlen zu sehen. Auf den von den Tolteken gelegten Grundfesten bauten dann die verschiedenen Stämme weiter, welche entweder nach ihnen einwanderten, oder welche, obwohl schon früher anwesend, mit toltekischem Geiste gesättigt worden waren." Aber nach dem, was wir vom Werte derartiger altamerikanischer Traditionen wissen, werden wir unter einer solchen Hypothese kein sehr festes Fundament vermuten, um so weniger, wenn dieselbe endlich sogar dabei anlangt, die toltekischen Einflüsse bis nach Peru zu verfolgen, oder wenn die weltweit verbreitete Pyramide von den Tolteken erst aus Nordamerika, wo sie zunächst nur als Mound (s. Bd. II, S. 616) bekannt ist, nach Anahuac und dann nach Yucatan und Zentralamerika übertragen worden sein soll, oder wenn die Erklärung für die höchst einfache Thatsache, daß in Zentralamerika zur Zeit der Ankunft der Europäer keine Macht wie auf dem Hochlande von Anahuac bestand, darin gesucht wird, daß die Tolteken in Zentralamerika keinen eignen Staat gebildet, sondern nur Schutz und Unterkommen bei den zwar verwandten Quiché-Völkern gefunden hätten, welche die Herren des Landes waren und blieben.

Man spricht von den Wanderungen, als hätten sie alle auf Einen Anstoß hin in Einer zusammenhängenden Periode stattgefunden. Sogar von den Traditionen und Einrichtungen in Ecuador und Peru sagt man, sie wiesen deutlich darauf hin, daß die große amerikanische Völkerbewegung, die Völkerwanderung oder Völkerverschiebung, die im nördlichen Teile der Neuen Welt zu den wohlbeglaubigten Thatsachen gehört, bis nach Peru sich fühlbar gemacht habe. Niemand nun kennt in Amerika Eine große Völkerwanderung oder Völkerverschiebung. Es gibt nichts, was mit unsrer Periode der Völkerwanderung zu vergleichen wäre. Auch ist eine Übereinstimmung in den Grundgedanken von der Religion und den gesellschaftlichen Institutionen an bis zum Ornamente oder der Physiognomie des Urnengesichtes nicht das Resultat einer einmaligen Übertragung, sowenig wie dies von der europäischen Kulturgemeinschaft behauptet werden könnte. Man muß an die beständige Folge nicht bloß von Ortsveränderungen, sondern auch von Zerfall und Neubildung von Stämmen und, wenn man das Wort gebrauchen will, Staaten erinnern. Von der Beweglichkeit der Indianer haben wir früher Beweise (vgl. Bd. II, S. 641) gegeben. Noch

jüngst teilte Dr. Reiß mit, daß er am Napo Indianer wieder traf, die er nicht lange vorher in Quito gesehen hatte. Und Colden hat in seiner „Geschichte der fünf Nationen" nachgewiesen, wie dieser Bund, ehe er selbst dem Schicksale der Zerbröckelung anheimfiel, seine kriegerischen Züge nach Süden hin bis Carolina und nördlich bis Neu-England, westlich aber bis an den Mississippi über eine weite Strecke Land von mehr als 200 geographischen Meilen Länge, 150 Meilen Breite, wo sie manche Völkerschaften vertilgten, ausdehnte, also über mehr als das Dreifache des Raumes, den Deutschland einnimmt. Mit Unrecht nennt J. Kollmann in seiner Arbeit über „Die Autochthonen Amerikas" diesen Erdteil für Völkerwanderung ungünstig geformt, weil er glaubt, seine langgestreckte Gestalt und die Richtung seiner Gebirge seien weniger hierfür geeignet als Europa. Amerika und Europa sind zunächst unvergleichbare Größen. Bleiben wir bei jenem stehen, so haben Mexikaner und Peruaner gerade die massigsten und höchsten Gebirge gequert, und die Inkamacht fand zwar am tropischen Urwalde des südostamerikanischen Tieflandes, nicht aber an der zweithöchsten Gebirgskette der Erde eine Grenze. Die überwältigende Menge des Übereinstimmenden spricht für häufige und eindringende Mischungen, die durch Hin- und Herwanderungen im Schwunge erhalten wurden. Die Besonderheiten, wie das Nichtvorkommen der mexikanischen Bilderschrift bei den Peruanern, die Unkenntnis der Kartoffel auf seiten der Mexikaner, die Beschränkung ihrer eigentümlichen Zeichenschrift auf die Maya-Gebiete, die kaum glaubliche Unkenntnis, in der die Inka und Azteken im 16. Jahrhundert voneinander sich befanden, kommen gegen die Gleichheiten und Ähnlichkeiten nicht auf, deren Wurzeln in größere Tiefen reichen. Als die Europäer nach Mexiko kamen, reichte der Gesichtskreis der Azteken bis zum Nicaraguasee, während der letzte Inka von der Ankunft Nuñez de Balboas am Stillen Ozeane (1513) Kunde gehabt haben soll. Zwischen diesen beiden geographischen Punkten liegen nur wenige Meilen leicht durchschreitbaren Landes, und nur wenig fehlte, daß die beiden geschichtlichen Horizonte sich schnitten. Was damals der Verwirklichung so nahe war, warum soll es unverwirklicht geblieben sein, ehe die Europäer störend zwischen die Expansion und den Kontakt der einheimischen Mächte traten?

Vergebens hat man auch anthropologische Grundlagen für die Theorien großer einziger Wanderungen kulturtragender Völker zu gewinnen gesucht. Ältere Beobachter wußten freilich nichts von der Mannigfaltigkeit der Rassen, welche diese ausgedehnten Gebiete bewohnen sollen. Noch d'Orbigny glaubte, daß diese von Einem Volke, welches er die Andoperuaner nannte, bevölkert worden seien, und Martius vertrat ebenso wie A. v. Humboldt, der Prinz zu Wied und andre Zeitgenossen mit Energie die Einheitlichkeit der amerikanischen Rasse, ohne die Kulturvölker dabei auszunehmen. Auch scheint es, als ob nach manchen Versuchen, Kulturrassen in Peru oder Mexiko auszusondern, man der ältern Ansicht A. v. Humboldts und andern sich wieder zuwenden wolle. Die oft hervorgehobene hellere Farbe der Punabewohner Perus ist ebensowenig wie die früher besprochene starke Entwickelung ihres Brustkorbes (vgl. Bd. II, S. 549) ein unterscheidendes Rassenmerkmal. Tschudi hatte dagegen aus seinen Schädelvergleichungen, gegen deren Ergebnisse auch sonst Einwürfe laut geworden sind, den Schluß gezogen, daß drei ganz scharf zu unterscheidende Rassen vor Gründung des Inkareiches auf diesem Gebiete wohnten. Und fassen wir die geographische Verbreitung dieser drei Rassen näher ins Auge, so zeigt sich, daß die erste, welche Tschudi die Chuncha-Rasse nennt, den Küstenstrich am Pazifischen Ozeane bis zur Kordillere bewohnte, die andre die hochlandbewohnenden Aymara umschließt und die dritte endlich, welche er als Huanca bezeichnet, den Raum zwischen der Küstenkordillere und den Anden in 9—14° südlicher Breite einnimmt. Da die Merkmale dieser drei Stämme, welche sich bis auf den heutigen Tag, wenngleich in geringerer

Anzahl, erhalten haben sollen, äußerst schwer festzustellen und, wie Tschudi selbst zugibt, durch eine überwältigende Masse von Mischungsergebnissen zusammengedrängt sind, ist es spätern Anthropologen nicht geglückt, sie wiederzufinden, und niemand würde es heute unternehmen, irgend einen Schädel vom peruanischen Hoch- oder Küstenlande mit Sicherheit auf seinen Ursprung zu bestimmen. Ebenso liegen die Dinge in Mexiko, wo auf der einen Seite noch heute von Kalmückengesichtern, z. B. bei den Mixteken, gesprochen wird, während die schon von A. v. Humboldt festgestellte Übereinstimmung des mexikanischen Durchschnitts-Indianers mit der typischen Rothaut im allgemeinen immer wieder als wohlbegründet bezeichnet wird.

Überraschend bleibt es immerhin, daß von Spuren, welche die gewiß lange Jahrhunderte, wenn auch unter schwankenden Schicksalen, hier blühende Kultur zurückgelassen hat, im Körperlichen des Volkes selbst so wenig zu bemerken sein soll. Ein Unterschied wie etwa zwischen Javanen und Dajaken müßte doch zwischen Kulturträgern und Urwaldkindern zu bemerken sein. Hervorragende Kraniologen wollen an Peruanerschädeln keine Spur desselben erkennen. Verwischt etwa ein generationenlanges Verharren auf tieferer Stufe, wie es den amerikanischen Kulturvölkern seit der Konquista beschieden war, derartige erworbene, zum Teile unmittelbar von der Lebensweise bedingte Merkmale? Man darf vielleicht auch im Anschlusse an früher (vgl. Bd. II, S. 548 f.) Gesagtes darauf hinweisen, daß wenn nicht in den Kulturgebieten, so doch in solchen Küstenstrichen Südmexikos und Mittelamerikas, wo fremde, besonders tiefgreifende negroide Beimischungen von Erheblichkeit nicht nachgewiesen werden können, sich der indianische Typus oft eigentümlich gemildert zeigt. Die Landbewohner der pazifischen Küste zwischen Acapulco (die einiges malayisches Blut von Manila her empfangen haben sollen) und Tehuantepec zeigen sich z. B. freilich nicht durch auffallende Unterschiede von den Rothäuten Nordamerikas gesondert, sondern es scheint der Unterschied, welchen man wahrnimmt, mehr nur auf einem Vorwiegen regelmäßigerer länglicher Gesichter mit gerader gestellten und weiter geöffneten Augen zu beruhen, welches jedoch das Vorhandensein vieler Gesichter mit unförmlich breiten Backenknochen und sehr niedriger Stirn nicht ausschließt. Hierbei ist zu bedenken, daß die Lebensweise dieser hiesigen Indianer von der der nordamerikanischen in einem Grade verschieden ist, welcher seines Einflusses auf die Körperformen nicht verfehlen kann. Jene sind ebenso ausschließlich seßhafte Ackerbauer und Viehzüchter, wie diese Halbnomaden sind. Die friedlichen Beschäftigungen prägen den Physiognomien Züge auf, die sich zu einem Ausdrucke vereinigen, den man ebensowohl schlaff wie mild nennen kann. Die ganze Bevölkerung des Isthmus von Tehuantepec zeichnet sich durch den gleichen Zug verbunden mit schlankem Wuchse und graziöser Haltung vor den Indianern der Hochebene aus, ebenso die benachbarten Zapoteken. Die Tehuantepeña werden an Schönheit des Wuchses und teilweise auch der Züge in wenigen Gegenden Mittelamerikas erreicht und finden in Mexiko selbst nur in gemischten Bevölkerungen ihresgleichen. Ich würde die Thatsache nicht betonen, wenn nicht in der gleichen Richtung der denkbar älteste Bericht über mittelamerikanische Küstenbewohner, von Kolumbus selbst verfaßt, deutete, dem zufolge die Indianer südlich von Bocas de Toro sich schon seinen Augen als eine ganz eigentümlich abweichende Rasse darstellten. Es waren Menschen, so wohl geformt, wie er sie noch nie getroffen, von hohem Körperbaue, mager und schlank, beweglich und gelenkig. Sie ergötzten den Admiral durch ihre seltsamen Schwimmspiele und tauchten wie Wasservögel lange unter. Da der Indianer sonst im allgemeinen das Salzwasser nicht liebt und den Schatten seiner Wälder der freien Umschau der Küste vorzieht, war der Unterschied auffallend. Ein ungewöhnlich reichlicher Anbau des Küstenlandes fiel ferner hier Kolumbus auf, auch lernte er hier zum erstenmal die Frucht der Ananas kennen. Es scheint also die allgemeine Einheitlichkeit der amerikanischen

Rasse keine so durchgreifende zu sein, daß sie die Annahme gelegentlicher Zumischungen von außen her ausschlösse. Und man kann hinzufügen, daß so streng einheitlich ja überhaupt keine Rasse der Erde ist, und daß keine die leichten Variationen eines Grundtones, der ihr Rassencharakter, vermissen läßt.

Ähnlich liegen die Dinge auf dem ethnographischen Gebiete. Die öfter citierten Aussprüche Ulloas und andrer, welche dahin lauten, wenn man Einen Indianer gesehen, habe man alle gesehen, sind nicht bloß auf die anthropologischen Merkmale zu beziehen, sondern gelten mindestens ebensosehr von den ethnographischen. Man hat das nicht erst zu unsrer Zeit erkannt. Du Pratz sagte schon in seinem 1758 erschienenen Werke über Louisiana: „Im Grunde haben sie alle dieselben Sitten und Gebräuche, dieselbe Art zu sprechen und zu denken, denn sie haben ja dieselben Gefühle". Und Lafiteau schrieb 24 Jahre früher: „Überall findet man denselben Geist der Regierung, das gleiche Talent zu öffentlichen Geschäften, dieselbe Methode, sie zu führen, die gleichen Gebräuche für die festlichen und geheimen Versammlungen, denselben Grundzug in ihren Festen, Tänzen und Spielen". In der That, es bleiben fast nur die Sprachverschiedenheiten übrig, um eine größere Mannigfaltigkeit in dem Grundzuge wesentlicher ethnographischer Gleichartigkeit aller Indianer zwischen Mississippi, Atlantischem Ozean, St. Lorenz und dem Golf von Mexiko hervortreten zu lassen. Von den linguistischen Besonderheiten absehend, hat jüngst ein urteilsfähiger Amerikaner, Lucien Carr, die innern Unterschiede der Indianer dieses Gebietes denjenigen gleichgestellt, welche man heute zwischen dem industriellen Rhode-Island und dem ackerbauenden Indiana finden könnte. Gewiß gab es stets Unterschiede von Volk zu Volk, und doppelt wichtig sind ja gerade für die Schätzung der Kulturunterschiede die hervorragenden Einzelleistungen, welche wie Bäume über das gleichmäßige Gras und Kraut sich erheben, mit dessen wiesenhaft wenig variierendem Wuchse die Äußerungen des Lebens der Naturvölker sich vergleichen. Liegt doch in ihnen vor allem die große Lehre, daß nicht das Innere dieser Teile der Menschheit so sehr sie zurückhält als ihre äußern Bedingungen, daß nicht die Quellen der Begabung so wechselnd fließen, als vielmehr der Boden, den sie bewässern, von höchst verschiedener Ergiebigkeit ist. Es kann angesichts der Kunstwerke Neuseelands oder des amerikanischen Nordwestens, angesichts der südostafrikanischen Staats- und der polynesischen Mythenbildungen höchstens noch über die verhältnismäßige Zahl der in einem Volke vorhandenen Begabungen, nicht aber über den qualitativen Unterschied derselben gesprochen werden. Der Kulturschatz der in den ungünstigsten Verhältnissen lebenden Eskimo zeigt in Geräten, Waffen, Fertigkeiten, Gebräuchen, Mythen ein Material, das in den Elementen demjenigen der Mexikaner und Peruaner kaum nachsteht. Der Unterschied, der dem an der Oberfläche haftenden Auge ungemein groß erscheint, führt endgültig auf den festern Zusammenhang des Kulturschatzes in sich und mit dem Leben der Nation zurück.

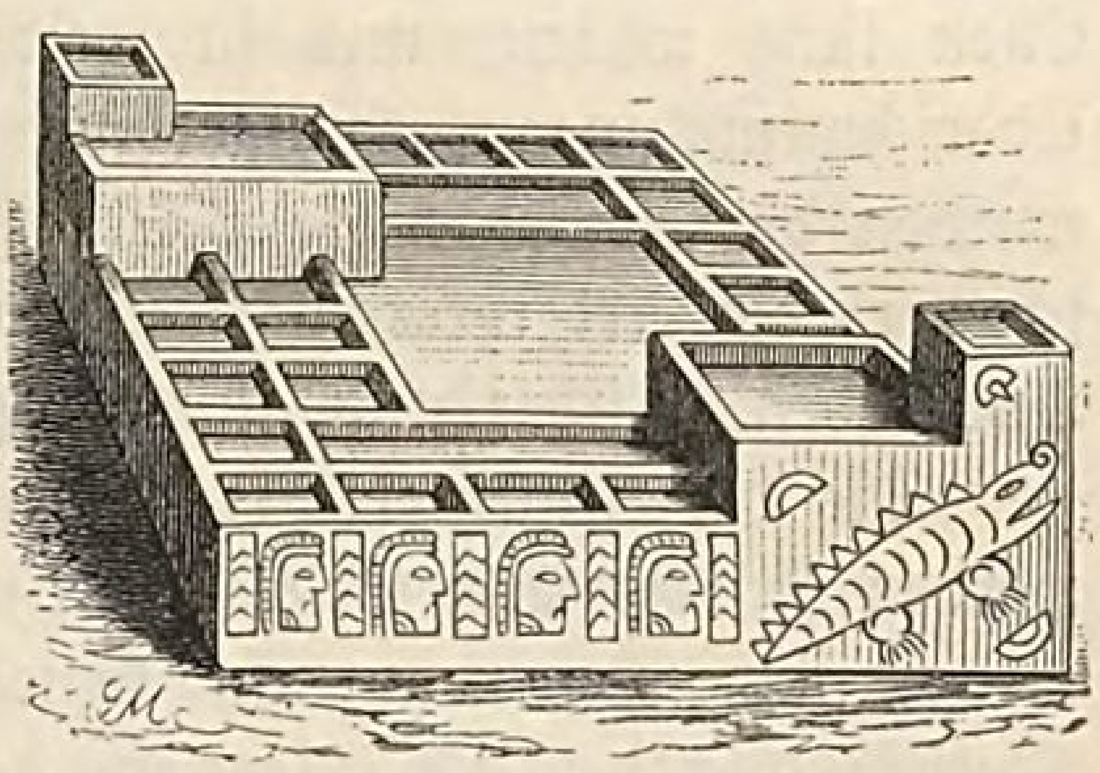
Auch die altamerikanischen Kulturen sind nichts dem Lande Fremdes, auch keine vereinzelten Erscheinungen, die turmhoch über das Niveau der übrigen amerikanischen Welt hervorragen. Sie sind vielmehr ganz und gar ein Stück von dieser, mit der sie vor allem den geistigen Kern teilen. Die religiösen Vorstellungen und die Grundgedanken der sozialen Einrichtungen sind in Peru und Mexiko die gleichen wie am Mississippi und La Plata. Was hier höher und glänzender aufgegangen ist, liegt entweder im Keime oder als abgefallene Frucht auch in jenen amerikanischen Völkern, welche keine Pyramiden gebaut und keine Reiche gegründet haben. Es ist eine sehr unreife Vorstellung, welche alles das, was Tolteken, Maya und Quichua mehr besitzen, en bloc aus Asien durch Priesterkolonien herübergebracht werden läßt. So gestellt, ist die Frage des Ursprunges der amerikanischen Kulturen überhaupt nie zu beantworten.

Der Vorzug, den diese Völker oder Reiche vor den übrigen Amerikanern haben, liegt wesentlich in der Organisation, das Wort in weitem Sinne gefaßt. Charakter und Moral, Wissen und Können sind die gleichen in Mexiko und am Ohio, in Peru und am Amazonenstrome. Gemeinsam ist der Bevölkerung der ganzen Neuen Welt der in der Naturanlage gegebene Mangel der freien Individualität, die jenseit der Grenzen dieser Länder dem Stamme, diesseits dem Stamme und dem Staate zum Opfer gebracht wird. In diesem Mangel ist der Hauptgrund dafür zu suchen, daß die sogenannten Kulturvölker Altamerikas mit ihrer Organisation keine Stufe erreicht haben, welche auf Einer Höhe liegt mit derjenigen altweltlicher Kulturvölker. Sehen wir von ihm ab, so konnte jegliches amerikanische Volk kraft seiner Begabung und seiner Elemente eines Kulturbesitzes die Höhe erreichen, auf welcher wir Peru und Mexiko finden. Die Grundzüge einheimischer Entwickelung aber von denen fremder Abstammung zu trennen, ist unmöglich, denn wir haben Ein Stück Menschheit vor uns.

Um den Wert der amerikanischen Kulturen mit demjenigen der altweltlichen zu vergleichen, fehlen uns die sichern Maßstäbe. Man spricht in der Ethnographie zwar sehr viel von Kulturunterschieden, vergißt aber, sie zu präzisieren und abzuwägen. Wir können daher mehr nur andeutend verfahren, indem wir einige Punkte hervorheben, welche besonders bezeichnend sind. Vom Äußerlichsten anfangend, haben wir also hier Völker intensiven, fleißigen Ackerbaues vor uns, welche in Dörfern und größern Städten ansässig sind, die gewaltige Steinbauten errichten, wozu sie sich zwar noch nicht der eisernen, doch aber der kupfernen und erzenen Werkzeuge bedienen, die Anfänge der Schrift besitzen, die in manchen Industrien, wie vor allem der Töpferei, Steinbearbeitung, Weberei und Färberei, Hervorragendes nach Masse und Güte leisten. In den Formen aristokratisch-patriarchalischer Despotie gründen sie Eroberungsreiche, welche sie vermöge einer festen kriegerischen Organisation zu stützen wissen. Aber diese Organisation ruht nicht unmittelbar auf rohen Volksmassen, sondern wird unterlagert von einer fest gegliederten sozialen Ordnung, welche die Erreichung großer Ziele um so sicherer gewährleistete, als sie die Familie dem Stamme, man kann wohl sagen, opferte. Gleichberechtigt mit der Stammesorganisation und teilweise mit ihr zusammenfließend, erblicken wir endlich ein Gebäude von Glaubenssätzen und ein Priestertum, welches, gleichfalls fest gegliedert, als Bewahrer eines Schatzes von Überlieferungen, der Religion und der Wissenschaft, eine überragende Stellung einnahm.

In der Schrift liegt einer der folgenreichsten Unterschiede alt- und neuweltlicher Kulturen. Gegenüber den Fortschritten, welche die altweltlichen Kulturen durch das Einleben in bestimmte Formen der Schrift gemacht hatten, sehen wir in Amerika tiefere Unterschiede der einzelnen Kulturvölker und im allgemeinen unreifere Zustände. Über die sogenannten Petroglyphen, welche die Pietras pintadas in den Indianergebieten schmücken, eine roh symbolisierende Bildersprache, sind diese Völker zwar hinausgeschritten, wiewohl ähnliche Zeugnisse, wie z. B. jener Stein bei Pandi, in welchem E. André die Schilderung einer gewaltigen Überschwemmung und Sintflut, die einst infolge eines Dammbruches den etwa 10 km großen westlich gelegenen See von Sumapaz entleerte, zu erblicken vermeint, auch in ihrem Gebiete nicht fehlen. Aber eine Schrift auch nur im Sinne der ältern Hieroglyphen Ägyptens oder der chinesischen gab es nicht. Die Tradition war demgemäß unsicherer, die Litteratur unvergleichlich ärmer. Die Maya Yucatans waren durch den Besitz einer höhern Art von Schrift vor andern ausgezeichnet, und doch, außer den zahlreichen Bauwerken, welche in monotoner Pracht über die Halbinsel zerstreut liegen, fließen nahezu keine Quellen über das Geistesleben dieses künstlerisch so schöpferischen Volkes. Was wir davon wissen, beschränkt sich auf einige spärliche Angaben über Kultur,

Kalenderwesen und Schriftzeichen. Schon die hohe Entwickelung der mnemotechnischen Surrogate beweist, wie wenig die Schrift in allgemeinen Gebrauch übergegangen war, und daß gerade bei dem in andern Beziehungen höchst stehenden Volke der Peruaner jene die Schrift vollständig überwuchert hatten, ist eine außerordentlich bezeichnende Thatsache. Wir erinnern zuerst an jene Quipus (s. Abbildung, S. 677), Knotenschnüre von verschiedener Farbe und Gestalt, durch welche Zahlen und andre Thatsachen, nach kaum glaublich klingender Angabe selbst Befehle und Gesetze, übermittelt wurden. Man sagt, daß ganze Archive dieser Bündel vielfarbiger Schnüre mit ihren Verschlingungen und Knoten die Berichte vergangener Tage enthalten, ohne daß bisher der Schlüssel zu dieser Schrift gefunden ist. Rivero spricht von einem Quipufunde im Gewichte von 1/8 Zentner. Nur die Hirten der Puna haben einen kleinen Rest dieser Überlieferungsweise in ihrer Rechnung über den Bestand ihrer Lamas und Schafe erhalten, worin wohl auch ein Beweis dafür zu sehen ist, daß nicht bloß die Quipuverständigen, von welchen die Chronisten sprechen, Quipucamayok, mit diesem mnemotechnischen Hilfsmittel vertraut waren. Außer in den Quipu wurden Ideen auch ausgedrückt durch Steinchen, die in bestimmter Ordnung in kleine Quadrate gelegt wurden. Man will Steinchen in bestimmter Anordnung am Kopfende von Leichen gefunden haben. Die Gebote des Propheten Tonapa waren auf einen Stab eingekerbt, und ähnlich das Testament Huayna-Capacs. So wie die Quipus an die Knotenschnüre pazifischer Völker (vgl. Bd. II, S. 26 u. 132), mögen diese Kerbstäbe an ähnliche Erinnerungsmittel der Polynesier denken lassen, von welchen wir im vorigen Bande, S. 130, eins abgebildet haben. Auf eigentümlich gestalteten, von einigen für Stadtpläne gehaltenen, abgestuften Zählsteinen oder Zählbrettern (s. nebenstehende Abbildung) wurden mit Körnern von verschiedener Farbe die Tribute jedes Stammes der Huamachuco einregistriert; jeder Stamm war durch eine besondere Farbe bezeichnet, und jede Etage im Zählbrette zeigte einen zehnmal höhern Tribut an, so daß z. B. ein Korn in den obersten Ecktürmchen eine hundertmal größere Steuer bedeutete als ein Korn in den untersten Kästchen zwischen den beiden Türmen. Tito-Atauchi, der Feldherr Huascars in der nördlichen Kampagne, sandte einen Riß der von ihm belagerten Festung an den Kriegsrat, und Garcilaso de la Vega erzählt von einem Plane Cuzcos, der die Plätze und Straßen der Stadt sowie die durchfließenden Bäche zeigte. Auch von mexikanischen und peruanischen Karten und Plänen ist die Rede. Montezuma soll eine Art Karte der Küsten am Golfe von Mexiko besessen haben, was bei dem häufigen Vorkommen von Surrogaten für Landkarten bei Naturvölkern nicht in Erstaunen zu setzen braucht. Von Landplänen wird gleichfalls berichtet. Um die verschiedenen Ländereien leicht unterscheiden zu können, hatte man Pläne von den einzelnen Städten und Dörfern angefertigt, auf denen in verschiedenen Farben genau verzeichnet war, was jedem gehörte. Das Kronland war purpurrot gemalt, das Land der Calpulli hellgelb und das der Adligen scharlachrot. Man konnte also mit Einem Blicke überschauen, wo die Grenzen jedes Dorfes waren, und wem die Felder gehörten. Allein dies alles machte keine Schrift aus, welche jene Funktion von kaum zu überschätzender Wichtigkeit, die Übertragung des Wissens und der Erfahrungen eines Geschlechtes auf die folgenden und damit die Festhaltung und Summierung des geistigen Besitzes, welches die Grundlage der Wissenschaft und der Litteratur ist, ermöglichte. Es ist sicher, daß in Mexiko die Bilderschrift zur symbolischen Abkürzung der Bilder und zur Verwendung einzelner von den letztern als Bezeichnungen für Silben



Ein altperuanischer Zählstein. (Nach Squier.) 1/10 wirkl. Größe.

fortgeschritten war; allein es macht nicht den Eindruck, als ob dieser Fortschritt allgemein angenommen und in Bewegung erhalten worden sei, sondern es scheint, als habe er mehr nur den Besitz Einzelner ausgemacht und habe demgemäß willkürliche Verschiedenheiten des Gebrauches nicht ausgeschlossen. Aber gerade in der Konsequenz und Verallgemeinerung liegt das Bedeutsame eines Schriftsystemes, das unendlich viel weniger Anspruch auf Bedeutung erheben kann, wenn es nur Einzelnen verständlich ist und auch von diesen noch in verschiedener Weise angewendet wird. Die Vorstellungen, welche es vermittelt, werden in demselben Maße schwankend und verschwommen sein, als es selber der systematischen Durchbildung entbehrt. Auch die Maya-Schrift war, nach Zeugnissen aus dem 16. Jahrhundert, nur den Priestern, welche hier Ahkin hießen, und einigen hervorragenden Eingebornen verständlich. Das Zeugnis des Peter Martyr, daß die Maya sich derselben in Geschäften des täglichen Lebens bedient hätten, kommt nicht aus erster Hand, und wenn Las Casas ein Schriftstück nach Spanien gesandt hat, welches die Unterschriften yucatekischer Häuptlinge trug, so mögen dies Zeichen (Totemzeichen) statt Schrift gewesen sein. Mehrere Beobachter beschreiben die Bücher, welche „wie Palmblätter zusammengefaltet" wurden, weil sie 10—12 Ellen lang waren, und in welchen „die Jahresrechnung, Krieg, Pestilenzen, Stürme Überschwemmungen, Hungersnöte und andre Ereignisse" verzeichnet wurden. Wiederholt wurden die Elemente dieser Schrift ausdrücklich Buchstaben genannt. Bischof Landa aber schildert die Art ihrer Verwendung am genauesten, indem er sagt, daß sie Zeichen oder Buchstaben, Bilder und auch einige Zeichen in den Bildern als Schrift gebrauchen.

Die Grundähnlichkeit im Geistigen ist im vorigen Bande des öftern besprochen worden (s. besonders S. 678 u. f.). Sie führt nicht bloß auf die Polynesier, sondern viel weiter nach Westen zurück. Eine gründliche Prüfung der mexikanischen und peruanischen Mythen läßt deutlich erkennen, daß sie alle die ursprünglichen Formen des Aberglaubens, d. h. Ahnenkultus, Seelenwanderung der Menschen und Tiere, Erscheinungen und Zauberei, Orakel und Krankheits-Besessenheit, enthalten haben, welche im Besitze der übrigen Indianer sind, nach Australien, Afrika, Nordasien zurückführen und einst wohl sogar, wie Spuren bezeugen, die Welt erfüllten. Einer der besten Kenner der Indianer, Colonel Mallery, bestätigt schlichtweg, daß die Mythen und Traditionen der Algonkin, Irokesen, Tscherokesen, Muskoken, Dakota, Isinuken und andrer Familien, die man einer eingehenden Prüfung unterworfen hat, oft selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die wesentlichen Charakteristika jener Mythen und Traditionen aufweisen, die man auf Ägypten und Indien zurückgeführt hat. Diese Übereinstimmungen in dem, was man Philosophie und Psychologie dieser Völker nennen kann, sind bei weitem zu zahlreich und zu augenfällig, als daß man sie dem Zufalle allein zuschreiben könnte, sie sind aber auch, und darauf möchten wir besonderes Gewicht legen, viel zu sehr ins einzelnste gehend, daher kann man auch in ihnen nicht, wie der eben genannte Gewährsmann, und wie vor ihm der viel tiefer in die Geheimnisse der indianischen Mythologie eingedrungene Brinton es that, einfach einen Beweis dafür sehen, daß die Philosophie, welche die Religion der Wilden und Barbaren in sich begreift, überall und zu allen Zeiten die gleiche sei. Sie sind weder als die Trümmer einer uranfänglichen allgemeinen Offenbarung noch als die Apotheose der Geschichte, sondern einfach als ein Versuch zur Erklärung der wahrgenommenen Naturerscheinungen zu betrachten, ein Versuch, wie er von Völkern, die sich unter den gleichen Bedingungen der Umgebung und der Entwickelung befanden, auch in der gleichen Weise gemacht worden ist.

Als man die Parallelen zwischen den Kulturvölkern Amerikas und der Alten Welt zu ziehen begann, übersah man diese zahlreichen Beziehungen, welche überhaupt zwischen dem Kulturbesitze der einzelnen Völker der ganzen Erde, von den höchsten Religionsvorstellungen bis hinab zu Einzelheiten im Stile der Waffen und der Tättowierung,

obwalten. In jeder Übereinstimmung zwischen Altweltlichem und Amerikanischem erblickte man eine vereinzelte Erscheinung, zog bunt durcheinander Linien herüber und hinüber und warf das Wesentliche und Unwesentliche durcheinander. Hauptsächlich dadurch erhielt die ganze Frage ein so unwissenschaftliches Aussehen. Bald legte man voll Staunen das Gewicht auf die Spuren einer quipuartigen Knotenschrift in Polynesien, bald auf die Vergleichung einer angeblich einsilbigen Sprache, wie des Otomi mit dem Chinesischen, dann verfolgte man die noachitische Sündflut nach Peru oder Mexiko, den Mais nach Japan oder das Porzellan nach Mexiko. Auch die hervorragendsten Forscher, welche, wie A. v. Humboldt, mit Recht die überragende Bedeutung einzelner Momente, wie z. B. der Zeitrechnung, betonten, mischten in ihre Darlegungen Betrachtungen von viel geringerm Werte.

Es fehlte an allen Grundsätzen, wie diese Frage zu behandeln sei. Es schien zwischen unmittelbarer Übertragung einer Kultur in ihrer Gesamtheit und der Leugnung alles Zusammenhanges nichts Mittleres zu liegen. Wenn altweltliche Anklänge in der mexikanischen und peruanischen Kultur, vorzüglich in den Resten der Bauwerke, bemerkt worden sind, so hat man eine Schar altweltlicher Pyramidenbauer in Bewegung gesetzt oder jene abzuschwächen versucht, weil man sie geradlinig nicht zu erklären vermochte. Man übersah, daß zwischen zwei Unwahrscheinlichkeiten die Wahrheit am ehesten zu finden wäre. So sagt einmal Hellwald recht bezeichnend: „Daß Ähnlichkeiten zwischen amerikanischen und ägyptischen Denkmälern bestehen, wer wollte dies leugnen? Doch sind sie meist nur scheinbar und gering und lassen sich durch natürliche Analogien befriedigend erklären. Der Mensch bleibt eben Mensch, ob in Asien, ob in Amerika seine Wiege gestanden. Daß der heutige Indianer nicht mehr auf jener hohen Stufe der Ausbildung steht, beweist nichts; auch die heutigen Griechen sind Barbaren im Vergleiche zu den glücklich begabten Hellenen." Die Methode ist eigentlich naiv: auf dem bekannten, ja ausgetretenen Wege ist die Erklärung zu schwer, so betritt man denn einen Weg, auf dem sich gar nichts erklärt. Indessen hat sich, allerdings in einer kleinern Frage, Peschel ähnlich ausgesprochen, indem er in seiner geistvollen Betrachtung über die geographische Verbreitung der Wurfwaffen den Satz aufstellte: „So gut wie zwei und drei Denker an verschiedenen Orten gleichzeitig entdecken oder erfinden können, ebenso muß es auch Völkern möglich gewesen sein, und an unserm Beispiele der Wurfkugeln zeigt sich gerade, daß die gleiche Ortsbeschaffenheit zwei schleuderführende Völker auf die nämliche Verbesserung ihrer Projektile geführt hat". Niemand kann die allgemeine Richtigkeit dieses maßvollen Satzes anzweifeln, doch kann die Frage mit der größten Berechtigung aufgeworfen werden, ob er auf die ethnographischen Verhältnisse auch immer anwendbar sei? Würde Peschel die Blasrohre, Pfeile, Köcher und Blasrohrpfropfen, also den ganzen Apparat eines dajakischen und eines karibischen Blasrohrschützen, verglichen haben, so würde ihm doch vielleicht die Übereinstimmung als so sehr ins einzelnste gehend erschienen sein, daß er gezweifelt haben würde, ob nicht zwei Denker, sondern zwei denkträge, aus Trägheit unglaublich konservative Menschen, wie der Dajak und der Apureño, in ihrer Erfindung so ganz genau auf das Gleiche kommen konnten? Und besonders auch, da in Mittel- und Nordamerika, in Südamerika südlich vom Amazonas, in Afrika, Australien, Polynesien kein andrer Erfinder auf diesen Gedanken, geschweige denn auf die hier so übereinstimmende Einzelausführung verfallen ist. Den mythologischen Übereinstimmungen ist die gleiche Deutung geworden. Brinton, der ein so scharfes Auge für den Zusammenhang der Mythen hat, sieht, wie Azteken, Peruaner, Botokuden, die Indianer von Darien, Irokesen ihr Geschlecht von der Göttin des Wassers herleiten, und fragt: „Wie erklärt sich solche Übereinstimmung? Nicht", antwortet er sofort, „durch Annahme eines alten Verkehres zwischen entfernten Stämmen, sondern durch den Nutzen des Wassers als Förderer, Erhalter, Notwendigkeit des Lebens". Wenn aber nun

diese Übereinstimmungen nicht bei diesem Elemente stehen bleiben, wenn Sonnen- und Feuerdienst ebensoweit und weiter reichen, und wenn sogar der Weltenbaum im Westen, auf dessen Zweigen ein Heros in den Himmel steigt, oder das hinkende Bein des unterirdischen Feuer- und Erdbebengottes, wenn der ganze Schamanen-Apparat und die ganze komplizierte und vielartige Summe der Leichen-, Begräbnis- und Trauersitten hier und dort dieselbe ist, kann man da auch mit derselben Betonung der allgemeinen Wirkung einer allgemeinen Ursache noch vorwärts kommen? Die Verehrung des Wassers, des Feuers, der Erde u. s. f. kann überall aus dankbaren Herzen sich ergießen, aber daß dieser Strom spontan durch die ganze Menschheit die gleichen Wellen schlagen und an denselben Stellen dieselben Blasen an die Oberfläche treiben sollte, davon überzeugt uns niemand. Beweist für die Vertreter der autonomen Völkerentfaltung selbst die Übereinstimmung der verwickelten Götterverwandtschaften, die ewige Wiederkehr der Sage vom siegreichen Lichtgotte, dem Sohne der Dämmerung, dessen Mutter bei seiner Geburt stirbt, dem Enkel des Mondes, dem Zwillingsbruder des Dunkels, mit dem kämpfend er siegt und Wohlthäter der Menschen wird, bei den Ariern und Irokesen, den Azteken und Algonkin nicht historische Gemeinsamkeit, sondern Einheit der seelischen Anlage, so suchen wir den Grund nur darin, daß auf beiden Seiten bisher zu viel behauptet und zu wenig bewiesen ward, und daß, wie es dann leicht geschieht, die Behauptungen hier und dort immer kühner wurden und immer weiter vom festen Boden sich entfernten. Außerdem mochte es vielfach bedeutungslos scheinen, ob derartige Zusammenhänge nachgewiesen würden oder nicht. Wir werden indessen sogleich sehen, daß für die große Frage des Ursprunges der altamerikanischen Kultur diese feinen Verbindungsfäden alle von Bedeutung werden können.

Die Amerikaner sind ebensowenig als Rasse wie nach ihrem Kulturbesitze von den Völkern der Alten Welt zu trennen. Es ist eine keineswegs schwierige Arbeit, aus dem Reichtume der Thatsachen, welche die amerikanische Ethnographie darbietet, eine Reihe von Parallelen zu altweltlichen Erscheinungen herauszufinden. Es ist gar nicht nötig, die Phantasie auf das höchst bedenkliche Gebiet der Namenvergleichung zu führen, auf welchem schon vor 240 Jahren Hugo Grotius strauchelte, als er in den Endsilben der mexikanischen Worte Cimatlan, Coatlan ꝛc. ein durch spanische Aussprache verstümmeltes „Land“ sah, das seine Hypothese der normännischen Abstammung der Indianer stützen sollte. Schon die Anthropologen bieten uns ein Material, welches immer nur dankbarer geworden, je tiefer die Untersuchungen eingedrungen sind. Auch hier wollen wir nicht auf die angeblichen Negerstämme des Isthmus, auf das viel zu ernst genommene Wort des dilettantischen Peter Martyr über das Volk von Quarequa: „Nur in Nigritien wächst dieser Menschenschlag“, oder die Thatsache, daß ein „Negro“ sich in der Begleitung Balboas auf dem Zuge nach dem Golfe von Panama befand, großes Gewicht legen. Die oft mißbrauchten Judenähnlichkeiten können ebensogut beiseite bleiben wie die Übereinstimmung der Aymaraschädel mit solchen der Guanchen, welche Tschudi betont. Wohl aber darf man Wert darauf legen, wenn Virchow gesteht, daß vier alte brachykephale Schädel von Madisonville ihm den Eindruck großer Ähnlichkeit mit uralaltaischen machten. „Wenn irgend etwas“, sagt er, „die Meinung bestärken könnte, daß die amerikanische Bevölkerung von Asien herübergekommen sei, so ist diese Art von Schädeln geeignet, die Annahme einer derartigen Verwandtschaft zu unterstützen.“ Den frühern, mehr an der Oberfläche sich haltenden Untersuchungen gegenüber war vor 20 Jahren Waitz berechtigt gewesen, zu sagen, es erinnere der physische Typus der Amerikaner zwar in mancher Beziehung an asiatische Völker, stehe aber doch im wesentlichen so eigentümlich und bestimmt ausgeprägt da, daß es gewagt scheine, ihn von auswärts herzuleiten. Wir können auf den Abschnitt über das körperliche Wesen der Indianer im zweiten Bande dieses Werkes verweisen, wo wir die Grundübereinstimmung der

sogenannten amerikanischen mit der großen mongolischen Rasse Ost- und Südostasiens, des Malayischen Archipels und der Inseln des Stillen Ozeanes deutlich aufgezeigt zu haben glauben. Dort ergaben sich als die Grundzüge der Lehre, die besonders auf Grund der Schädelmessungen und -Vergleichungen aufgestellt werden kann, die Unmöglichkeit, eine oder einige besondere amerikanische Rassen festzuhalten, die entschiedene, ausgesprochene Verwandtschaft der Amerikaner in körperlicher Beziehung mit den Völkern mongoloider Zugehörigkeit, die Unmöglichkeit, beim heutigen Stande der Forschungen ein einzelnes der letztern als besonders nahestehend zu bezeichnen. Gleichzeitig konnte mit Kollmann behauptet werden, daß, soweit unser Blick in die Vergangenheit der amerikanischen Völker zurückreicht, wir uns immer denselben körperlich ganz gleich ausgestatteten Völkern gegenüber sehen.

Noch zu einer Zeit, wo es nicht feststand, ob das Fretum Anianum als Meerbusen in ein im Norden zusammenhängendes Amerika-Asien eindringe oder als Meeresstraße beide Erdteile trenne, wurde von J. de Laet gegen des Hugo Grotius Autorität der nordasiatische Ursprung der Amerikaner festgehalten. Der Ansicht des Grotius gegenüber, daß bei engerer Verbindung Pferde aus Asien nach Amerika hätten wandern müssen, weist Laet auf die Möglichkeit hin, daß die Einwanderung von Asiaten nach Amerika vor der Zeit der Ausbreitung des Pferdes nach Ostasien geschehen sein könnte. Als die Autorität eines Hugo Grotius in diesen Fragen längst verschollen war, sahen sich immer von neuem die nordeuropäischen Beobachter auf Parallelen zwischen Indianern und den Nomaden des Nordens von Europa hingeführt. Der Grund liegt offenbar darin, daß im Norden unsers Erdteiles damals, vor Gmelin und Pallas, die einzige Gelegenheit gegeben war, Angehörige jener Gruppe der wandernden Völker kennen zu lernen, deren andrer Flügel an der Beringsstraße steht. So hob Dobrizhoffer, der gelehrte Jesuit, dessen ethnographische Kenntnisse sehr umfassende waren, die Ähnlichkeit der Sitten seiner Abiponer mit denen „der Lappen und der Einwohner von Neuzembla" mehrmals hervor und ist geneigt, einen nordischen Ursprung für erstere anzunehmen. Doch blieb er bei diesen Vergleichen nicht stehen, sondern fand besonders auch die Anklänge an das klassische Altertum so augenfällig, daß er in seiner Geschichte der Abiponer hervorhebt, wie er „in die Erzählung der abiponischen Merkwürdigkeiten" Beispiele aus dem Altertume nur eingefügt habe, um darzuthun, daß die Gebräuche und Meinungen der Abiponer bei andern Völkern in Europa und Asien schon in den ältesten Zeiten üblich gewesen seien.

Als die Beringsstraße entdeckt worden war, begütigte sehr bald das nähere Studium der dortigen Völker die Zweifel, ob nicht damit die amerikanische Menschheit von der übrigen Welt nun gänzlich abgesondert sei. Man fand die amerikanischen Eskimo auf der asiatischen Seite weit an der Tschuktschenküste ausgebreitet wieder und konstatierte einen regen Verkehr zwischen Asiaten und Amerikanern über die Meerenge hinüber und herüber. Ja, man kann sagen, daß der ganze Nordwesten bis zur Vancouverinsel und zum Felsengebirge insofern tief verschieden vom übrigen Amerika sich zeigte, als er bereits gemeinsam mit den gegenüberliegenden Teilen von Asien in das eingetreten war, was die Wissenschaft als Eisenzeit bezeichnet hat. Die Übereinstimmung des Schamanentumes hüben und drüben wurde bald eingesehen. Auch die Begräbnisgebräuche erwiesen sich ähnlich oder gleich, sogar das merkwürdige Aufstellen der Toten in Kisten, auf Bäumen oder besondern Gerüsten zeigte sich bei den Tungusen und einigen andern asiatischen Völkern ebenso gebräuchlich wie bei vielen nordamerikanischen Stämmen. Ostjaken und Koloschen haben genau dieselben Waffentänze. Man kann noch zahlreiche Einzelheiten hervorheben, wie z. B. die Sitte, den Kopf bis auf einen kleinen Haarbüschel am Scheitel zu rasieren, und in Verbindung damit die Sitte des Skalpierens, das Bereiten von Schwitzbädern durch Aufgießen von Wasser auf heiß gemachte Steine, die heilige Scheu vor dem Feuer, welche Itelmen und Dakota

gleicherweise verbindet, brennendes Holz anders als mit den bloßen Fingern anzufassen, das Kochen mit heißen Steinen und andres. Unzählig und oft bis zur vollen Identität übereinstimmend sind die Parallelen auf dem mythologischen Gebiete. Hier haben wir selbst in den Abschnitten des zweiten Bandes so viel Material beigebracht, daß nur an die gewiß nicht zufällige Übereinstimmung des Bärentanzes, ja man kann sagen der göttlichen Verehrung des Bären erinnert zu werden braucht, welche, nur von der Meerenge unterbrochen, vom Ural bis zu den Alleghanies reicht.

Ein Bindeglied von besonderer Art bilden die Eskimo. Indem dieselben über die Beringsstraße hinüberreichen und so eine lebendige Demonstration des ethnographischen Zusammenhanges der Alten und Neuen Welt bilden, werden ihre Übereinstimmungen mit den Amerikanern, die innige Durchdringung mit denselben im Nordwesten, besonders im Gebiete der Koloschen, zu Erscheinungen von besonderer Bedeutung. Das Lederzelt, die Schneeschuhe, die Mokassins und Fellkleider, die aus mehreren Stücken zusammengesetzten Bogen, die Stäbchenpanzer, Anklänge an das Fellboot erinnern bei Tinnehstämmen an die Eskimo, während bei den letztern die in Nordasien höchstens zu vermutende Gliederung des Stammes in Geschlechtssippen mit Totem-Auszeichnung deutlich zu erkennen ist (vgl. Bd. II, S. 771). Die Verbindung der Amerikaner mit den Eskimovölkern ist eine sehr innige, welche sich nicht bloß an einer einzelnen Stelle knüpft. Diese Völker sind fest ineinander gefugt. Man erkennt dies vielleicht am besten, wenn man einzelne Erscheinungen auf ihre Verbreitung im Grenzgebiete prüft. Das bekannte leichte Fellboot (Kajak), welches mit dem Doppelruder getrieben wird, geht nach Süden in das indianische Gebiet über und kommt südwärts bis zu den Thlinkiten vor, während es nirgends sonst über das Verbreitungsgebiet der Hyperboreer hinausreicht. Die Sitte des Lippenpflockes, einer durchlöcherten Stein-, Glas- oder Holzscheibe, die in der Unterlippe, manchmal auch in beiden Lippen getragen wird, reicht anderseits vom Colville-Flusse, der in das Eismeer mündet, südlich bis in die Wohnsitze der Haidah auf den Königin Charlotte-Inseln, also etwas über die Südgrenze der Thlinkiten hinaus, so daß sie geographisch nahezu dasselbe Gebiet wie die Stäbchenpanzer bedeckt. Nur gehen die letztern auf der asiatischen Seite ungefähr ebensoweit wie die erstern auf der amerikanischen, während auf der asiatischen Küste nichts von Lippenpflöcken, eine kleine Andeutung abgerechnet, bekannt ist.

In der Lage der heutigen Völker dieser Gebiete können für eine solche Durchdringung keine hinreichenden Gründe erblickt werden. Aber es gibt in den Gräberresten und teilweise auch noch in den Berichten der ersten europäischen Besucher Zeugnisse für eine einst höhere Stellung mancher aleütischen Völker, und dieselbe lassen annehmen, daß auch sie einst in thätigerer Rolle aufzutreten im stande waren. Durch sie mag der amerikanische Lippenpflock sich nach Norden und der hyperboreïsche Männerkahn sich nach Süden verbreitet haben. Außerdem ergibt sich aus Sprachvergleichung und Überlieferung, daß die Eskimo des Prince William-Sundes, welche den kräftigsten Widerstand der russischen Eroberung entgegensetzten, zu den kriegerischsten und ausgreifendsten Völkern dieser Gruppe gehörten und längere Zeit über die südlich angrenzenden Indianer herrschten. Es ist diese Thatsache dadurch von einiger Bedeutung, daß diesen Eskimo als den südlichsten ihres Volkes die wichtige Funktion der Vermittelung zwischen zwei großen Gruppen der Menschheit übertragen war. Sie scheinen übrigens zahlreiche indianische Elemente in sich aufgenommen zu haben, ebenso wie die angrenzenden Thlinkiten oder Koloschen nicht bloß in ethnographischer Beziehung an die Eskimovölker erinnern. Nimmt man alles zusammen, so hat man den Eindruck, daß hier durch friedlichen wie kriegerischen Verkehr, der einst viel weiter als heute reichte, eine vermittelnde Völkergruppe zusammengeschweißt ward, in welcher viele Fäden zwischen Indianern und Eskimo und damit zwischen Alter und Neuer Welt

hin- und wiederlaufen, deren völkerverbindender Wert weit über die gewöhnlichen Verkehrsbeziehungen hinausreicht.

Ein allem Anscheine nach genügend helles Licht werfen auf alte Beziehungen dieser Art die eigentümlichen Rüstungen aus Holz oder Knochen, welche wir früher als Stäbchenpanzer kurz erwähnt und abgebildet haben (s. Abbildung, Bd. II, S. 653). Dieselben sind als große Seltenheiten in einigen von unsern ethnographischen Museen zu finden, aus dem Gebrauche der heutigen Völker aber so gut wie ganz verschwunden, und es wohnt ihnen ein besonderer Wert auch dadurch inne, daß sie einer Periode höherer Kunstfertigkeit angehören, die da, wo sie einst am schönsten blühte, seit 100 Jahren und mehr zu Ende gegangen ist. Der Zweck all dieser Vorrichtungen ist der Schutz des Oberkörpers, teilweise auch des Kopfes und in einigen Abarten des Unterleibes gegen Pfeil- und Speerschüsse und wird dadurch erreicht, daß Latten oder Stäbe von Walroßzahn, fossilem Elfenbein oder Holz ziemlich dicht aneinander gereiht und durch Schnüre aus Tiersehnen miteinander verbunden werden. Doch liegt in der Art, wie diese Verbindung stattfindet, dann wie Ansatzstücke zum Schutze der Schultern und Schenkel und besonders ein aufrichtbarer Nackenschirm angebracht sind, ein Anlaß zu zahlreichen Variationen, welche in dem weiten Verbreitungsgebiete der Stäbchenpanzer zur Entfaltung kommen. Diese Rüstungen sind nun bis heute nachgewiesen bei den Tschuktschen, den Aleuten, Kaniagmuten und den Bewohnern von Prince Williams-Sund, sie setzen sich indessen bei den Indianern nach Süden fort, und derjenige Forscher, welcher von allen heute lebenden diese Regionen am besten kennt, William H. Dall, spricht die Meinung aus, daß sie einst im Süden bis Pugetsund reichten und an der Küste von Alaska überall vorkamen. Außerdem kamen sie wahrscheinlich zur Zeit, als die Europäer dort eintrafen, noch auf den Gesellschaftsinseln vor, und aus Kokosfasern geflochtene Rüstungen, welche ihnen durch das eigentümliche Bestreben, den Nacken durch einen rückwärts angebrachten Schirm zu schützen, ähnlich sehen, sind vereinzelt auf den Gilbertinseln, in Neuguinea und im Malayischen Archipel nachgewiesen. Unter allen Rüstungen fortgeschrittenerer Völker stehen nun die bekannten japanischen Holzrüstungen (s. Abbildung, S. 583), Stäbchenpanzer im wahren Sinne, diesen Panzern pazifischer Naturvölker am nächsten. Das Material, dessen Verbindung zu Stäbchen- oder Plattenreihen, selbst die Art der Durchbohrung der letztern und der Durchziehung der Schnüre, die Zusammensetzung der Rüstung aus einzelnen solchen Reihen, der bewegliche Nacken- und Schenkelschutz bieten ebenso viele Vergleichspunkte. Auch die Maske des japanischen Kriegshelmes kehrt häufig zusammen mit diesen Rüstungen wieder, die entschieden innerhalb der Grenzen Japans ihren Höhepunkt erreicht haben. Es will daher am wahrscheinlichsten dünken, daß die Fäden alter Völkerverbindungen, die diese eigenartigen Werke andeuten, hier zusammenlaufen. Dieser Schluß könnte Stützen finden in manchen andern Anklängen, welche aus der polynesischen, nordwestamerikanischen und hyperboreischen Welt wie das Echo eines Tones wiederklingen, der einst von Japan erscholl.

Allein gegen Japan, das Jahrhunderte so streng abgeschlossene, in sich selbst befriedigte Land, scheint nun allerdings der Mangel an expansivem Ausgreifen zu sprechen. In der That schrieb noch vor einigen Jahren W. H. Dall in Washington, er sei nach vieljährigen Studien zu dem Schlusse gekommen, daß in der Kunstfertigkeit der Eingebornen des nordwestlichen Amerika keine Spur von chinesischem oder japanischem Einflusse zu finden sei und ebensowenig in der Sprache. W. H. Dall würde sich vielleicht nicht so entschieden gegen die Parallelisierung der Aleuten und Japaner ausgesprochen haben, wenn er die letztere als Kulturrasse aufgefaßt und erwogen haben würde, daß er zwei unvergleichbare Größen vor sich habe. Wie vollkommen schon der primitive Handel für sich im stande sein würde, die Verbreitung irgend eines ethnographischen Objektes in diesen Regionen zu

erklären, lehrt die Thatsache, daß durch die Küstentschuktschen Waren von der Kolyma ihren Weg bis zum Mackenzie in östlicher und bis zur Mündung des Pastol in südlicher Richtung finden. Japan hat nicht immer den Handel seiner Bewohner so eng eingeschnürt, wie es seit dem 17. Jahrhundert der Fall ist. So gut Oliver van Noort japanische Schiffe um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in den philippinischen Gewässern traf und in der Ethnographie der Malayen japanische Anklänge unverkennbar hervortreten, wird



Altperuanische Holzschnitzereien (Idole oder Hoheitsstäbe?), gefunden im Guano der Macabi-Inseln. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 666.

auch nach Norden und Osten hin der Unternehmungsgeist dieser begabten Insulaner sich nicht wie heute mit der Küstenschiffahrt begnügt haben. Wir erinnern an einen malayisch-japanischen Handelsartikel von rätselhafter Wertschätzung, die altertümlichen Porzellanvasen, malayisch Blangos, welche bei den Malayen fast göttliche Verehrung und eine nicht viel geringere mystische Schätzung bei den Japanern finden, als ein Beispiel dieser einstigen Beziehungen. Kleine Dinge, wie sogar der in dieser Form nur hier auftretende konische und bemalte Bast- oder Strohhut der Nordwestamerikaner, mögen an diesen Verkehr erinnern, von welchem wir oben, S. 518 f., eingehender gesprochen haben. Endlich aber bietet derselbe uns die Brücke für das Verständnis des Vorkommens so zahlreicher polynesischer Anklänge in Nordwestamerika, auf welche in seiner prophetischen Weise Adolf Bastian wieder und wieder aufmerksam gemacht hat, ohne leider den einzelnen Problemen nahezutreten.

Es würde zu kühn sein, behaupten zu wollen, Japans Volk habe in einer Zeit größerer Ausbreitungslust die Keime vielfach übereinstimmender Erscheinungen über Polynesien, Nordwestamerika und die Beringsregion, von wo aus dieselben über das übrige Amerika weiterwuchern mochten, alle selbst ausgestreut; wir begnügen uns für jetzt mit der Wahrscheinlichkeit, daß über dieses Gebiet weg einst Fäden des Völkerverkehres hin- und wiederliefen, welche den Gedanken verbannen müssen, daß die hier wohnenden Völker in völliger Vereinzelung sich entwickelt hätten. Dabei wollen wir nicht unterlassen, den völligen Mangel der Stäbchenpanzer bei den Völkern von Jeso, Sachalin und den gegenüberliegenden asiatischen Küsten hervorzuheben, da dieser die asiatisch-kontinentalen Einflüsse ausschließt und dadurch die japanisch-nordwestamerikanische Zusammengehörigkeit noch klarer hervortreten läßt.

Auch die Frage der Abstammung der Polynesier hat natürlich Amerika in den Kreis ihrer hypothetischen Erwägungen ziehen müssen. Wir sind gewohnt, Amerika an den äußersten Westrand der bewohnten Erde zu verweisen, aber für die ethnographische Betrachtung scheint es seine Stellung notwendig im äußersten Osten einnehmen zu müssen. Wir können vor der europäischen Invasion bei seiner Bevölkerung weder europäische noch afrikanische, also von Westen herrührende Einflüsse nachweisen, wohl aber ist der Nordwesten Amerikas schon damals an Asien geknüpft gewesen, und schon wenn wir nur die Landverteilung und Konfiguration ins Auge fassen, erscheint der inselreiche Stille Ozean einem Völkerverkehre auf dieser Seite zwischen Asien, Polynesien und Amerika günstiger als auf der atlantischen. In der That besteht nicht nur der unzweifelhafte ethnische Zusammenhang im hohen Norden, den die Hyperboreer herstellen, sondern es fehlt auch weiterhin nicht an Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen, an sichern Daten über unfreiwilligen und an vielen starken Gründen für früher vorhandenen freiwilligen Verkehr von Erdteil zu Erdteil. Die Natur kommt in verschiedener Weise bei der Überwindung der Schrecken und Gefahren des größten Meeres unsrer Erde zu Hilfe. Wenn die Menschen des äquatorialen Stillen Ozeanes, die Polynesier, jene Kinder einer mildern Natur, Entdecker und Kolonisten über einen Raum von mehr als 100,000 Quadratmeilen wurden, so verdankten sie das hauptsächlich auch jenen regelmäßigen Winden der Passatzone, welche nur jahreszeitlich wechselnd mit großer Beständigkeit Monate hindurch immer in derselben Richtung blasen und oft fast ebenso lange Zeiträume mit gleicher Kraft, ohne durch Stürme unterbrochen zu werden, fortwehen. Keine Gegend der Erde ist so arm an Stürmen wie viele Teile, besonders subtropische, des Stillen Ozeanes. Die Strömungen kommen in der Nordhälfte dem Verkehre von Asien nach Nordamerika entschieden zu Hilfe, während sie in der Äquatorialzone die Fahrt von Mexiko nach dem Hawaischen Archipel und weiter auf Südostasien zu begünstigen. Den oft citierten Satz A. v. Humboldts: „Die Beständigkeit der Passatwinde und der große tropische Rotationsstrom machen fast jeden politischen Einfluß zu nichte, welchen im Laufe der Jahrhunderte China, Japan oder Rußland in der Neuen Welt etwa auszuüben versuchten", kann man bei dem heutigen Stande der Ozeanographie nicht mehr als zutreffend anerkennen. Wirbelstürme, diese große Gefahr tropischer Meere, teilt der Stille Ozean mit dem Atlantischen. Aber jener hat im Tropengürtel keine Küste von der Gefährlichkeit derjenigen der Antillensee und des Mexikanischen Meerbusens, wo nach Richard Schomburgks Mitteilung an der einzigen winzigen Insel Anegada (Virgingruppe), soweit die Bewohner im Anfange unsers Jahrhunderts zurückrechnen konnten, 53 Fahrzeuge verloren gingen. Zuñiga gibt als Grund für seine Annahme der amerikanischen Abstammung der Polynesier neben ein paar patagonischen und araukanischen Worten, welche mit tagalischen übereinstimmen, ebenfalls den Widerstand an, welchen die vorwaltenden Ostwinde des Stillen Ozeanes einer von Westen nach Osten, speziell aus dem Malayischen Archipel nach Polynesien,

gerichteten Wanderung entgegenstellen müsse. Nach ihm hat Ellis, anscheinend selbständig, den letztern Grund noch stärker geltend gemacht. Da er sich aber bei seiner vorsichtigen Abwägung der amerikanischen und asiatischen Anklänge im Wesen der Polynesier von dem Ursprunge beider gleichmäßig Rechnung geben mußte, läßt er die Urväter der Polynesier über die Kurilen aus Asien nach Amerika, dort an der Küste südwärts und endlich entweder nach Hawai oder der Osterinsel kommen, welche beide er als sekundäre Ausstreuungspunkte für möglich hält. Wenig belangreich ist es, daß er auch den niedrigen Kulturzustand der Polynesier eher an Amerika als an Asien erinnernd findet.

Gegen den amerikanischen Ursprung hat man einen angeblichen Mangel an thatsächlichen Übereinstimmungen geltend gemacht, vor allem den Mangel linguistischer Übereinstimmungen oder auch nur Ähnlichkeiten, denjenigen gemeinsamer Kulturpflanzen und Ähnliches. Beechey leugnete sogar die Ähnlichkeit des Körperbaues zwischen Polynesiern und Amerikanern, welche doch einen unanfechtbaren Grund in der gemeinsamen Zugehörigkeit beider Völkergruppen zur mongoloiden Rasse besitzt. Man verlangt hier in zwei Richtungen zu viel. Man sucht Verwandtschaften eng begrenzter Völkerkreise. Allein wir sehen keine ausschließenden oder einseitigen Verwandtschaften. Berühren sich, wie Bastian hervorhebt, die Nordweststämme Amerikas mit den Polynesiern, so berühren sie sich doch noch viel enger mit den andern Amerikanern. Jedes Volk baut Brücken zu einem andern, es reicht Hände nach beiden Seiten, es ist nach keiner Seite hin auf die Dauer isoliert. Man umschließe also Völkergruppen, deren Verwandschaft vorausgesetzt wird, in einer gemeinsamen Grenzlinie und stelle dann die Frage: welche Züge ähneln sich oder stimmen überein in diesem weiten Gebiete, z. B. im amerikanisch-polynesischen? Man beachte auffallende Parallelen, wie sie z. B. in der Ornamentik beider Völker (s. Abbildung, S. 664, welche mit den Abbildungen auf S. 156, Bd. II, zu vergleichen ist) hervortreten, wie in der Bewaffnung die Steinkeulen (s. Abbildung, Bd. II, S. 244), die Blasrohre (s. Abbildungen, Bd. II, S. 401 und 570 f.) und im höchsten Grade die Religionsvorstellungen darbieten. Auf der andern Seite verlangt man zu viel Übereinstimmendes im einzelnen. Konnten nicht, wenn in der Zeit der Blüte der Hindukultur auf den Sunda-Inseln ein lebhafter Verkehr nach den fernsten Inseln des Stillen Ozeanes ausstrahlte, malayische Kolonien in Polynesien ohne Spur der höhern heimischen Kultureinflüsse und deren Fortentwickelung, z. B. in der Sprache, erwachsen, wenn dieselben aus den untern Schichten oder aus entlegenern Gegenden hervorgegangen waren und sich längere Zeit isoliert hielten?

Der Zustand der Schiffahrt bei den Amerikanern (s. Bd. II, S. 598) scheint einer Herwanderung über See zu widersprechen und ist in diesem Sinne oft verwertet. Schon Moerenhout hat gegen den amerikanischen Ursprung die Schwäche speziell der Bewohner der amerikanischen Westküste in der Schiffahrt angeführt, hielt indessen auch die malayischen Fahrzeuge nicht für stark genug, um die weiten Reisen zu machen, welche hier verlangt werden. Das letztere trifft erfahrungsgemäß nicht zu, und in Amerika kann der Nordwesten, soweit er von Hyperboreern bewohnt wird, und in geringerm Maße die Küste bis zum Columbiaflusse als ein Land kühner und geschickter Schiffer bezeichnet werden. Beispiele großer Fahrzeuge amerikanischer Eingebornen haben wir im II. Bande, an der angegebenen Stelle, S. 598 f., gegeben. An vielen Punkten, das zeigt das unvermittelte Aneinandergrenzen hohen und niedern Standes der Schiffahrt, sind Völker aus dem Innern an die Küste vorgedrungen und hatten noch nicht Zeit, sich mit der See zu befreunden, während daneben kühne Schiffer saßen, die wohl zur See an diese Küste gekommen waren. Es ist der alte Gegensatz Phöniziens und Ägyptens. Die Unabhängigkeit der litoralen Kultur von derjenigen des Festlandes zeichnet am besten der Abstand der aleutischen Baidarke, welche „unter allen mit Rudern getriebenen Fahrzeugen zur Annahme der größten Schnelligkeit durch geringsten

Kraftaufwand befähigt", von den Floßbündeln der Kalifornier oder den Baumstämmen, Schläuchen und Schwimmblasen, mit deren Hilfe festländische Stämme Flüsse überschreiten.

Indem man den ausnahmlos hohen Stand der Schiffahrtskunst und -Kunde in Polynesien ins Auge faßt, wird man geneigt, derselben eine überragende Stellung im Leben dieses Volkes zuzuweisen. Schon früh hat man sich daran gewöhnt, sie die Hauptrolle in der so merkwürdigen Verbreitung der Polynesier über einen großen und zugleich landarmen Teil des Stillen Ozeanes hin spielen zu lassen. Aber es lohnt sich, dieselbe zum Ausgangspunkte bei der Würdigung der ganzen Kulturstellung dieser Völker zu machen und demgemäß die Polynesier unter dem Gesichtspunkte eines Schiffer- und Fischervolkes zu betrachten. Wir kommen dabei auf einen ältern Vorschlag Pickerings zurück, seine Malayen, Negrillos und Papua als See- und Kolonisationsvölker oder als Inselrassen von den kontinentalen Rassen zu sondern. Gewisse Dinge werden uns nun verständlicher werden, wie z. B. die Armut an Waffen, welche für Jagd und Kampf am Lande bestimmt sind, die mangelhafte Entwickelung des mit der Ansässigkeit am festen Lande eng verbundenen Ackerbaues, die Unkenntnis der Töpferei und andre. Man versteht nun auch die Beschränkung der Wohnsitze auf die Uferstrecken der Inseln, die Vernachlässigung des oft so einladenden fruchtbaren Innern der Inseln. Wie sehr es auch unsern gewohnten Vorstellungen widerstreben mag, ein Volk, welches über 800,000 □Meilen hin wohnt, so einseitig aufzufassen, so ist die Annahme: daß dies ganze Volk ein Schiffer- und Fischervolk, daher ein Volk von beschränkten litoralen Wohnsitzen, von einseitiger Kultur, von echt ozeanischer Beweglichkeit ist, nicht nur berechtigt, sondern von den Thatsachen gefordert. Auch für die Frage nach der Herstammung dieses Volkes ist solche Annahme nicht bedeutungslos. Denn wenn ich westwärts gehe, um dort, wohin alle Zeichen deuten, nach den polynesischen Ursprüngen zu forschen, so werde ich nicht bei den binnenländischen Dajak, Batta oder Javanen, sondern bei jenen amphibischen Stämmen der seegewohnten Küstenmalayen die Anknüpfung suchen. Schaue ich aber nun nach Osten, so wird die Distanz zwischen der Osterinsel und dem Hawaischen Archipel auf der einen und dem Kontinente von Amerika auf der andern Seite so gering erscheinen im Vergleiche zu der Gesamtverbreitung und den Verbreitungsmöglichkeiten dieser Völker, daß die Einbeziehung der amerikanischen Westküste in ihr Wander- und vielleicht sogar Kolonisationsgebiet in keiner Weise als allzu gewagt erscheinen kann. Es entspricht ganz den Thatsachen, daß eine verhältnismäßig geringe Zahl von Land- und Seenomaden heute Teile der Erde okkupieren, deren Ausdehnung außer allem Verhältnisse steht zur Volkszahl dieser Nationen, die zu Pferd, Kamel oder Schiff sie überrannt haben. Diese Völker sind denn auch im stande, vor unserm Blicke den scheinbar leeren Raum des Stillen Ozeanes zu beleben und Brücken (nicht bloß eine!) zwischen Asien und Amerika zu schlagen. In diesem weiten Ozeane sehen wir eine Kolonisation wirksam, die ärmliche, über weite Räume zerstreute Inseln aufsucht. Sollte diese, welche die Klippe Rapanui besiedelte, Amerika nicht gefunden haben?

Über die Variationen in Sitten und Gebräuchen ragt die durchschnittlich gleiche Höhe der Kultur, die durch ganz Polynesien wahrzunehmen, bedeutsam hervor. Sie erzeugt den Eindruck, als habe sie sich von begünstigten Mittelpunkten über diese weite Inselwelt hin nach allen Seiten mit einer gewissen Kraft verbreitet, welche wohl nicht auf zufällige Verschlagung weniger, auf vereinzelte, ärmliche, passive Wanderungen von zweifelhaftem Ausgange, sondern auf kräftige, gewollte und ihres Zieles bewußte Eroberungs- und Kolonisations-Expeditionen zurückführen.

Hier knüpft nun die Ursprungsfrage der Amerikaner an. Nicht nur die Weltgeschichte, sondern auch die Völkerverbreitung gewinnt einen ganz andern Charakter, wenn wir das in historischer Zeit kontinental geschlossene Asien uns ozeanisch entwickelt, aufgeschlossen,

ausgreifend vorstellen. Seit Jahrhunderten gehört der Malayische Archipel zu den geschichtlich toten und gehören die Länder Ostasiens zu den vom hohen Meere abgeschlossenen Ländern. Aber denken wir uns jene Zeit zurück, in welcher jener die thalassische und insulare Hälfte Indiens repräsentierte, so wächst er, wenn auch nicht selbständig, zu einem mächtigen Organe der Weltgeschichte, dessen Indien in geschichtlicher Zeit entbehrt, und die Wirkungen des Verkehres können von den vorgeschobenen Ansiedelungen im Malayischen Archipel leicht bis Amerika sich erstreckt haben. Und ebenso wies, sobald sie ozeanisch ausgreifend werden wollten, die ostasiatischen Länder ihre Lage über den Stillen Ozean hin. Erlahmte aber die Energie, welche einst Fäden des Verkehres über den Stillen Ozean hinzog, dann sank naturgemäß das Entfernteste am frühsten in die Vergessenheit hinab. Und das mußte ja Amerika sein. Ohnehin erscheint es begreiflicher, daß die Ausstrahlung auf der amerikanischen Seite unterbrochen wurde, wo wir in der That ein Nachlassen des Schiffahrtsverkehres bis zur Nichtigkeit finden, als auf der asiatischen, wo die Malayen uns als die größten Seefahrer der Naturvölker entgegentreten, und wo Völker mit einst mehr als heute entwickelter Schiffahrtsthätigkeit, wie Japaner, Chinesen und Indier, nach Osten sich hinausgewiesen sahen.

---

33. Übersicht der altamerikanischen Kultur.

(Siehe hierzu die beigeheftete Tafel „Amerikanische Altertümer".)

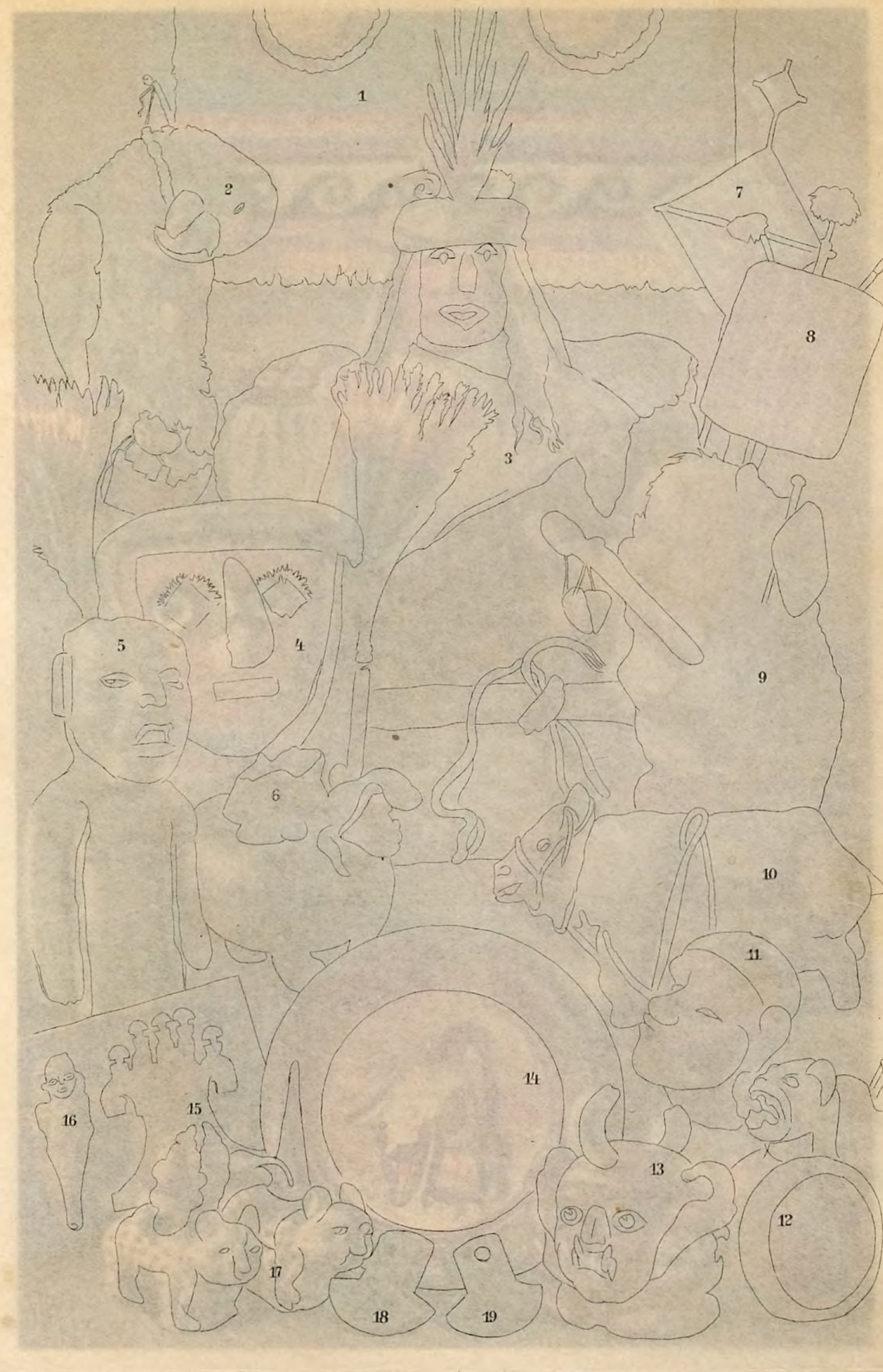
> „Die Inkas richteten ihre besondere Aufmerksamkeit darauf, ihre Unterthanen niemals müßig gehen zu lassen. Konnten sie ihnen nutzbringende Arbeiten nicht auferlegen, so ließen sie zwecklose von ihnen verrichten. Sie thaten dies, um leichter regieren zu können."
>
> Bericht des A. Ruiz de Navamuel an Philipp II. von Spanien.

Inhalt: Tracht. — Schmuck. — Waffen. — Panzer. — Ackerbau. — Mangel der Haustiere. — Nahrung. — Mais. — Tabak. — Koka. — Kakao. — Gewerbe. — Steinbearbeitung. — Holzmangel. — Metalle. — Weberei. — Töpferei. — Handel und Verkehr. — Wege. — Die altamerikanische Kunst. — Tiefe Stellung des Weibes. — Priesterinnen. — Gemeinbesitz. — Geschlechterverfassung. — Staatsverwaltung. — Schwäche des monarchischen Systemes. — Die Armee. — Eroberung und Kolonisation.

Nirgends mangelte es den altamerikanischen Kulturvölkern, welche unterworfenen wilden Stämmen den Stempel der Kulturzugehörigkeit vor allem dadurch aufdrückten, daß sie sie zur vollständigern Bekleidung zwangen, an reichlichen Vorräten von Kleidungsstücken; dieselben stellten offenbar, ebenso wie auf Fidschi oder im nördlichen Zentralafrika, einen Teil der Kapitalwerte dar, da wir hören, daß die Spanier in Caxamarca viele Häuser bis unter das Dach mit denselben angefüllt fanden. Die Inkas mußten schon um des häufigen Wechsels willen große Vorräte besitzen, denn sie trugen angeblich jedes Kleid nur einen Tag, und niemand durfte es nach ihnen tragen. Es gab Stoffe aus Baumwolle, in Peru kamen solche aus Lamawolle hinzu. Nach dem Beispiele andrer Indianer dürften auch die Haare mancher andern Tiere und besonders der Hunde und Kaninchen verarbeitet worden sein. Wolle war bei den Peruanern bevorzugt. Aber die aus Wolle und Baumwolle gemischten Gewebe finden sich in Ancon auch unter den reichverzierten. Tücher aus Baumbast werden aus dem südlichen Neugranada erwähnt. Rein in Baumwolle kleideten sich die Chibcha. Federmäntel wurden von Wohlhabenden in Mexiko und bei den Maya teils zur Auszeichnung, teils als Winterkleid getragen.

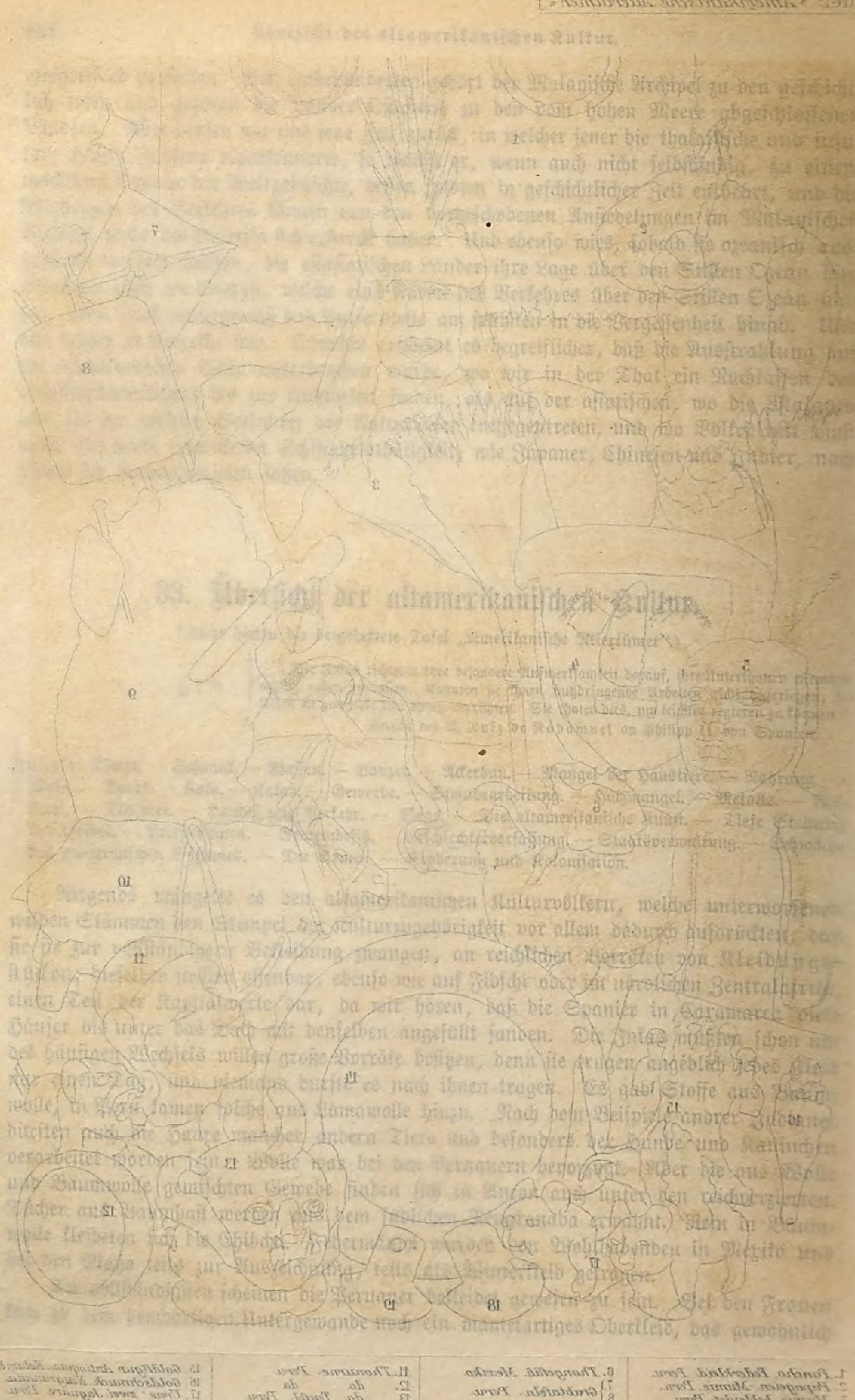
Am vollständigsten scheinen die Peruaner bekleidet gewesen zu sein. Bei den Frauen kam zu dem hemdartigen Untergewande noch ein mantelartiges Oberkleid, das gewöhnlich

[Zur Tafel: *»Amerikanische Altertümer.«*]



1. *Poncho, Federkleid. Peru.*
2. *Papageien-Mumie. Peru.*
3. *Mumie, bekleidet. Peru.*
4. *Mumienkopf (Atrappe). Peru.*
5. *Steinfigur. Mexiko.*
6. *Thongefäß. Mexiko.*
7., 8. *Grabtafeln. Peru.*
9. *Kindermumie. Peru.*
10. *Thonfigur: Lama. Peru.*
11. *Thonurne. Peru.*
12. *do. do.*
13. *do. Teufel. Peru.*
14. *Schüssel mit Geier. (Sarcorhamphus Papa.) Mexiko.*
15. *Goldfigur. Antioquia, Kolumb.*
16. *Goldschmuck. Neugranada.*
17. *Urne: zwei Jaguare. Peru.*
18., 19. *Bronzeäxte. Peru.*

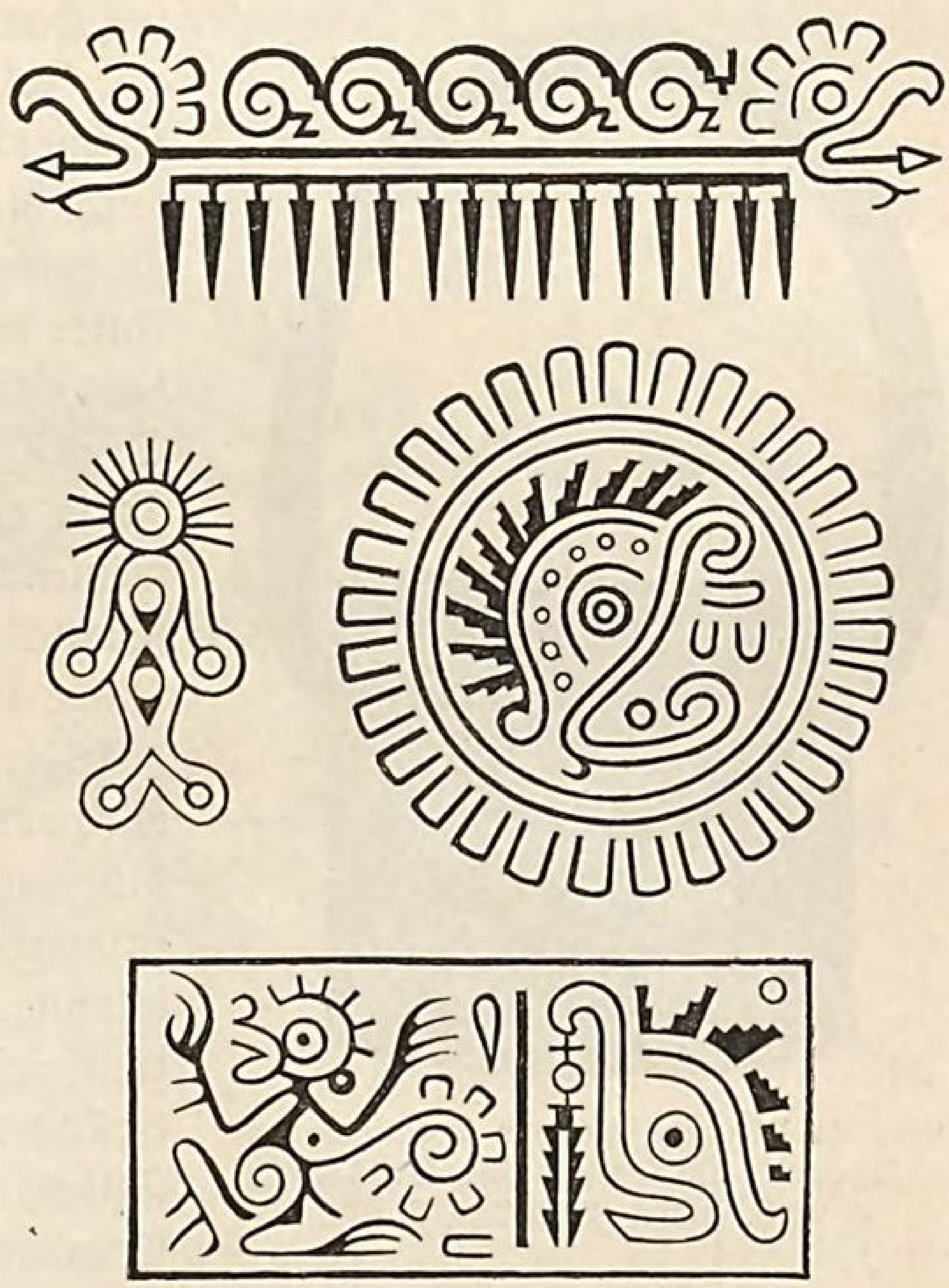
Nr. 1, 4, 5, 6, 10, 11, 12, 13, 14, 17, 18, 19 *Museum für Völkerkunde zu Berlin.* Nr. 2, 3, 7, 8, 9 *nach Abbildungen in Reiß & Stübel »Totenfeld von Ancon.«* Nr. 15 *nach einer Abbildung im »Catalogue of Lady Brossey.«* Nr. 16 *nach einer Abbildung in der »Memoria sobre las Antiguedades Neogranadinas por Ezechiel Uricoechea.«*


668
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19



AMERIKANISCHE ALTERTÜMER.

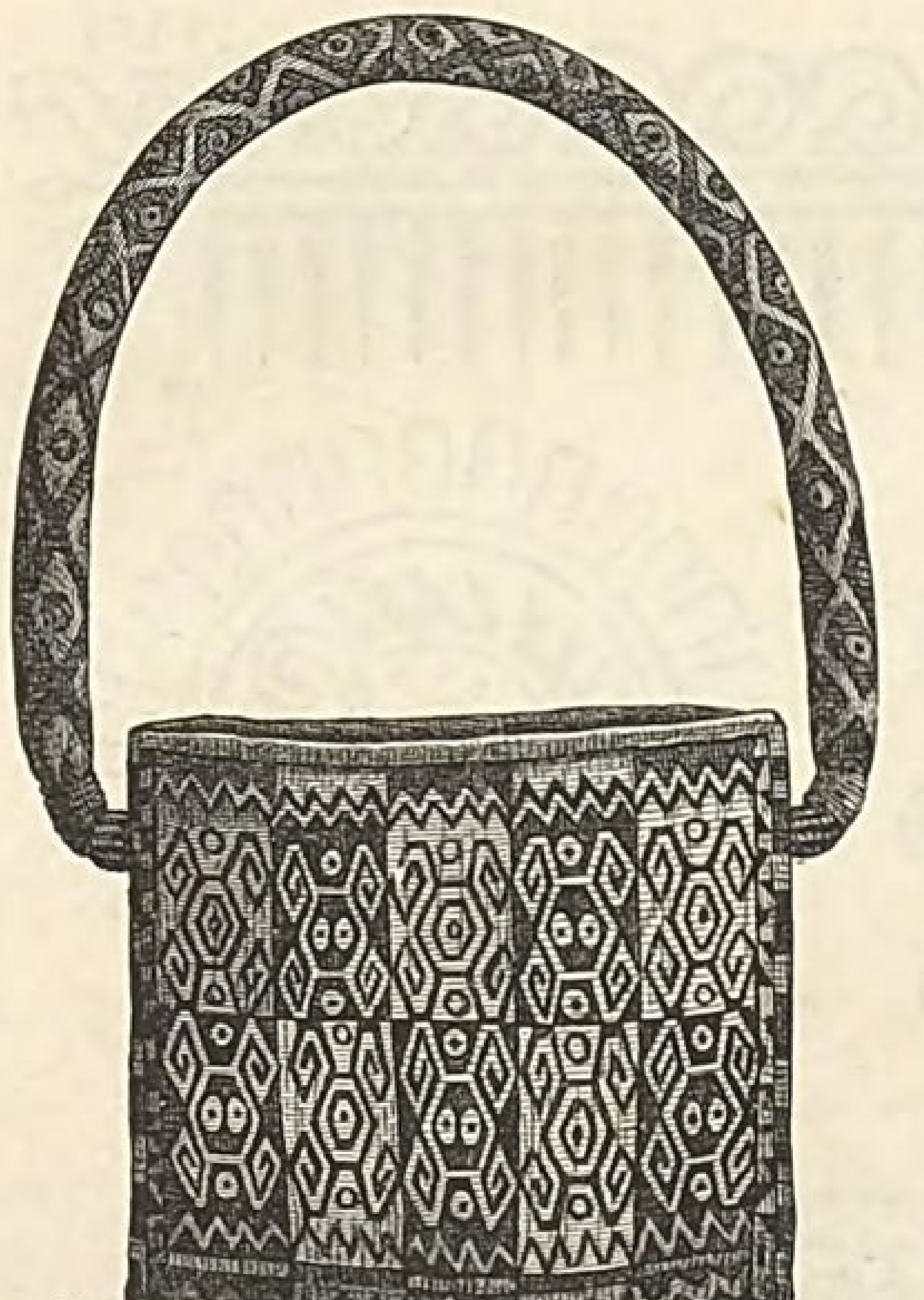
dem Poncho der heutigen Amerikaner glich. Derartige Mäntel wurden von Männern bis zu vierfacher Zahl getragen. Unter den im Friedhofe von Ancon gefundenen Kleidungsstücken sind wollene, ärmellose Hemden, die bis zum halben Oberschenkel reichen, kürzere, die Brust und Schulter bedeckende, ponchoartige Kleidungsstücke in einfarbigen schwarzen, dunkelbraunen, hellbraunen, roten oder in gestreiften Geweben zunächst zu nennen. Einfach, wie diese Kleidungsstücke sind, entbehren sie doch nicht des Schmuckes von Fransen und eingewebten Borten. Dieselben sind aus zwei Stücken Wollenstoff einfach in der Mitte und an den Seiten zusammengenäht. Reicher gemusterte Stoffe sind in schmälern Streifen gewebt und dann erst zusammengefügt. Geometrische und stilisierte organische Ornamente sind in ihnen mit viel Formen und Farbensinn in vorwiegend roten, blauen, gelben, braunen und grünen Farben dargestellt. Bunte Bemalung des Gewandes mit Bildern von Eidechsen und Vögeln kommt bei den Quichua noch heute vor. In den heißen Tiefländern hielt man sich natürlich nicht ebenso schwer und dicht bekleidet wie auf der kalten Hochebene. Dort tragen heute z. B. die Quichua von Ecuador nur eine Art Badehose oder gar nur einen ungefähr 8 Quadratzoll großen Schurz, und es dient ein kurzärmeliges Jäckchen mit weitem Halsausschnitte und nur bis über die Magengrube reichend als Bekleidung bei festlichen Gelegenheiten. Sandalen aus Pflanzenfaser wurden allgemein benutzt. In Mittelamerika war man schon früher nicht so streng wie im kühlern Inkalande. Hier sieht man auf ältern plastischen Werken Frauen nur mit Schamschurz bekleidet, dagegen aber reich mit Schmuck behangen. Dabei trägt aber doch die hier wie überall in der Tierra caliente Mexikos von den Weibern benutzte einfache Kleidung: um die Hüften gewundenes weißes Tuch, das bis zu den Knieen reicht, und kurzes weißes Hemdchen, das notdürftig die Brust bedeckt, in der Einfachheit und allgemeinen Verbreitung den Stempel alten Herkommens. In den Missionsschriften, die im 16. Jahrhundert diese Länder beschreiben, findet man selten die anderwärts üblichen Klagen über die anstößige Nacktheit der Heiden.



Altperuanische Stempel zum Bemustern des Körpers. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ²/₃ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 700.

Die Kopfbedeckungen sind in Ancon selten. Eigentliche Hüte, wenn man nicht die breite Federkrone der Inkas so bezeichnen will, wurden nicht getragen, auch Mützen (aus Wolle) nur ausnahmsweise, wohl aber Schnüre und Bänder aus Wolle oder Stroh geflochten und mit Federn verziert. Eine schwarzwollene einfache Kopfbinde gebührte dem Volke, eine dreifach umgewundene den Edlen, eine fünffache buntwollene dem Inka selbst. Durchbrochene Stirnbänder mit eingeschobenen Federn, wie sie noch heute bei den Jivaro vorkommen, und ein aus Strohstreifen zusammengenähter, oben offener, randloser Hut, wie er noch heute im peruanischen Hochlande gefertigt wird, scheinen die Stelle eigentlicher Kopfbedeckungen ersetzt zu haben. Federschmuck, der kammartig über Hinterhaupt und Nacken herabzog, zeichnete in Mexiko Krieger aus, wie er es bis heute in Nordamerika thut.

Blumen fanden als Schmuck des Haares ausgedehnte Verwendung. Nadeln aus Dorn, Pfriemen aus Knochen sind in Ancon gefunden. Ebenso Kämme aus Stäbchen des Chontaholzes, die durch Baumwollfäden an Querhölzern befestigt waren. Im Inkalande mußte das Haar je nach den Ständen verschieden getragen werden. Langes Haar war kein Ehrenzeichen. Die Inkas trugen es kurz geschnitten wie die Tempeljungfrauen von Mexiko, die Edlen hielten es in bestimmter Länge, und das gemeine Volk war gezwungen, kein Messer an dasselbe zu legen. Ganz im Gegensatze hierzu galt bei den Chibcha das Abschneiden der Haare für schimpflich. Besondere Sorgfalt ist in Ancon dem Kopfputze der Leichen zugewandt. Das Haar ist mindestens durch eine Schnur festgebunden, außerdem aber findet man Netze oder Schleudern umgebunden, Kupfernadeln ins Haar gesteckt, Silberplättchen auf die Augen gelegt.

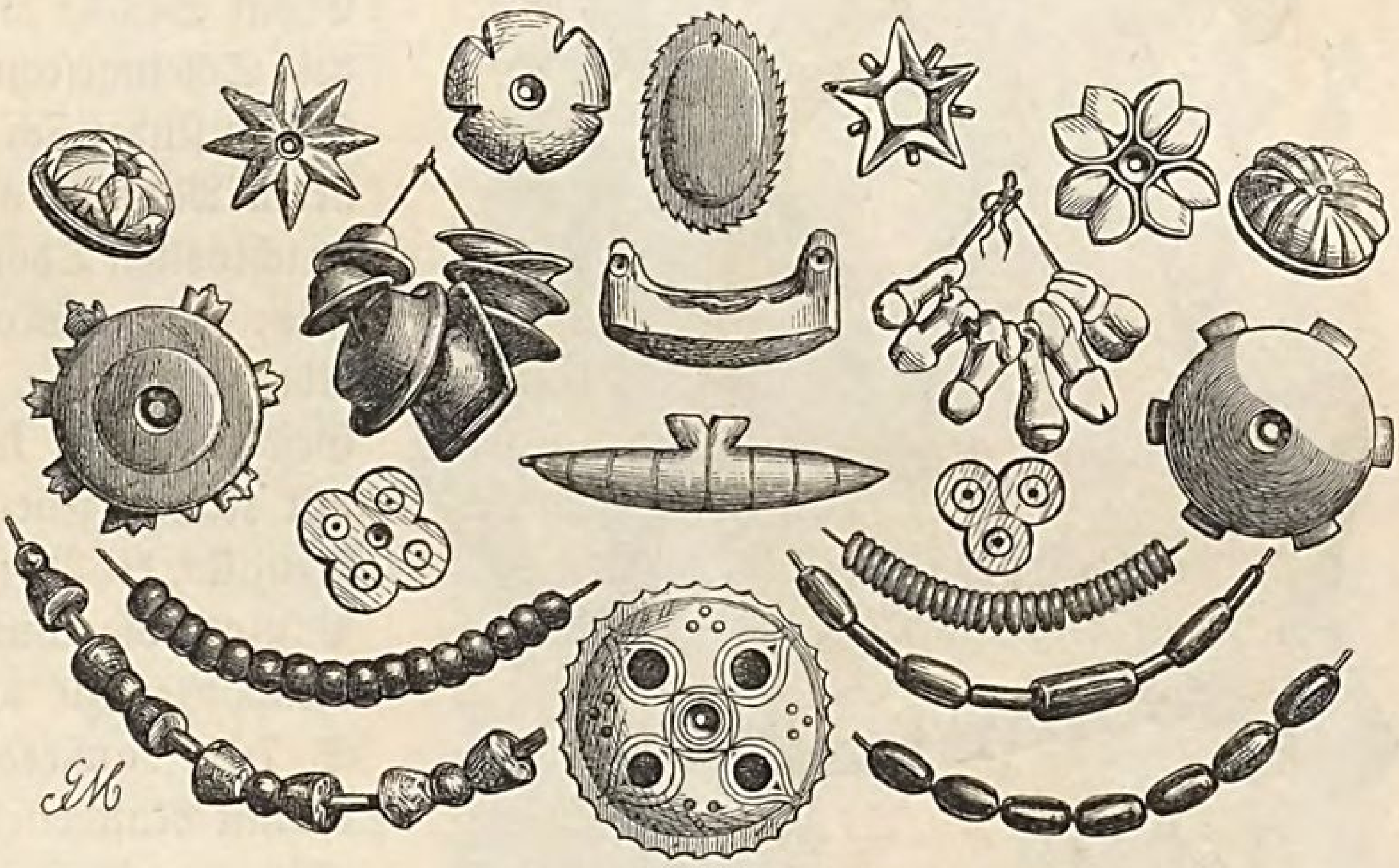


Eine Umhängetasche vom Totenfelde von Ancon. (Nach Reiß und Stübel.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 671.

Goldener Schmuck der Ohren gehörte zu den auszeichnenden Merkmalen der Inkas, welche wegen ihrer durch die runden Goldscheiben herabgezogenen und vergrößerten Ohrläppchen „Orejones" genannt wurden. Unter den Schmucksachen sehen wir, auch auf Vasenbildern, große Ohrpflöcke und Nasenringe (s. Abbildung, S. 707). In Yucatan nahm der goldene Ohrschmuck die Form einer Rose an. In jeder Form war er dem gemeinen Volke in Peru verboten. Im Nasen- und Brustschmucke kehren goldene Halbmonde wieder. In einem Ringe in die Nasenscheidewand gehängt fand Wafer dieselben bei Indianern des Isthmus. Lippenschmuck wird von den Maya erwähnt. Verzierte Nadeln aus Metall, mit welchen die Gewänder auf Brust und Schulter zusammengesteckt wurden, sind hierher zu rechnen (s. Abbildung, S. 671 u. 684). Tättowierung wird den Maya zugeschrieben (s. Abbildung, S. 669). Bemalung des Gesichtes mit dem Safte der Bixa griff bis zu den Chibcha hinüber, wie denn noch heute die Quichua von Ecuador sich schmücken, indem sie mit dem roten Samen der Bixa (Arnatto, Onoto) einen Strich von Wange zu Wange quer über die Nase weg und andre über die Augenbrauen hin malen. Daß Schmuck sehr gesucht war, ergibt sich auch aus der ungemein hohen Entwickelung, welche die Verarbeitung des Goldes und Silbers in Altamerika erfahren hatte. Stübel macht darauf aufmerksam, wie die alten Kulturvölker in Süd- und Mittelamerika mit Vorliebe seltene Steine zu Schmuck verarbeiteten, die weit herbeigeschleppt werden mußten, so z. B. Paragonit, Sodalit und andre Seltenheiten. Es enthüllt einen Grundfehler dieser alten Kulturen, wenn wir sehen, daß mehr Wert auf das Schöne als das Nützliche gelegt ward, daß Gold und Silber so viel, nicht aber Eisen benutzt ward.

Entstellungen des Körpers geschahen in mannigfacher Art. So war bei den Maya Zahnfeilung, vorzüglich bei Weibern, heimisch und ist an Gräberschädeln der wahrscheinlich verwandten Totonaken nachgewiesen. Schädelmißbildungen verschiedener Art kommen in großer Zahl in Peru vor, wo Tschudi sogar Clankennzeichen in ihnen sehen wollte. Es wurden verschiedene Schädelformen dadurch erzeugt, mit Vorliebe die turmförmig nach hinten und oben aufgetriebenen. Die Existenz des sogenannten Inkabeines an Peruanerschädeln könnte vielleicht als Folge dieser Mißbildungen gelten. Bemalung des Gesichtes gehörte zu den Kriegssitten. Ein eigentümlicher Schmuck, wenn nicht Reliquie, oder beides zugleich ist ein mit Stein und Gold ausgelegter menschlicher Zahn aus Yucatan.

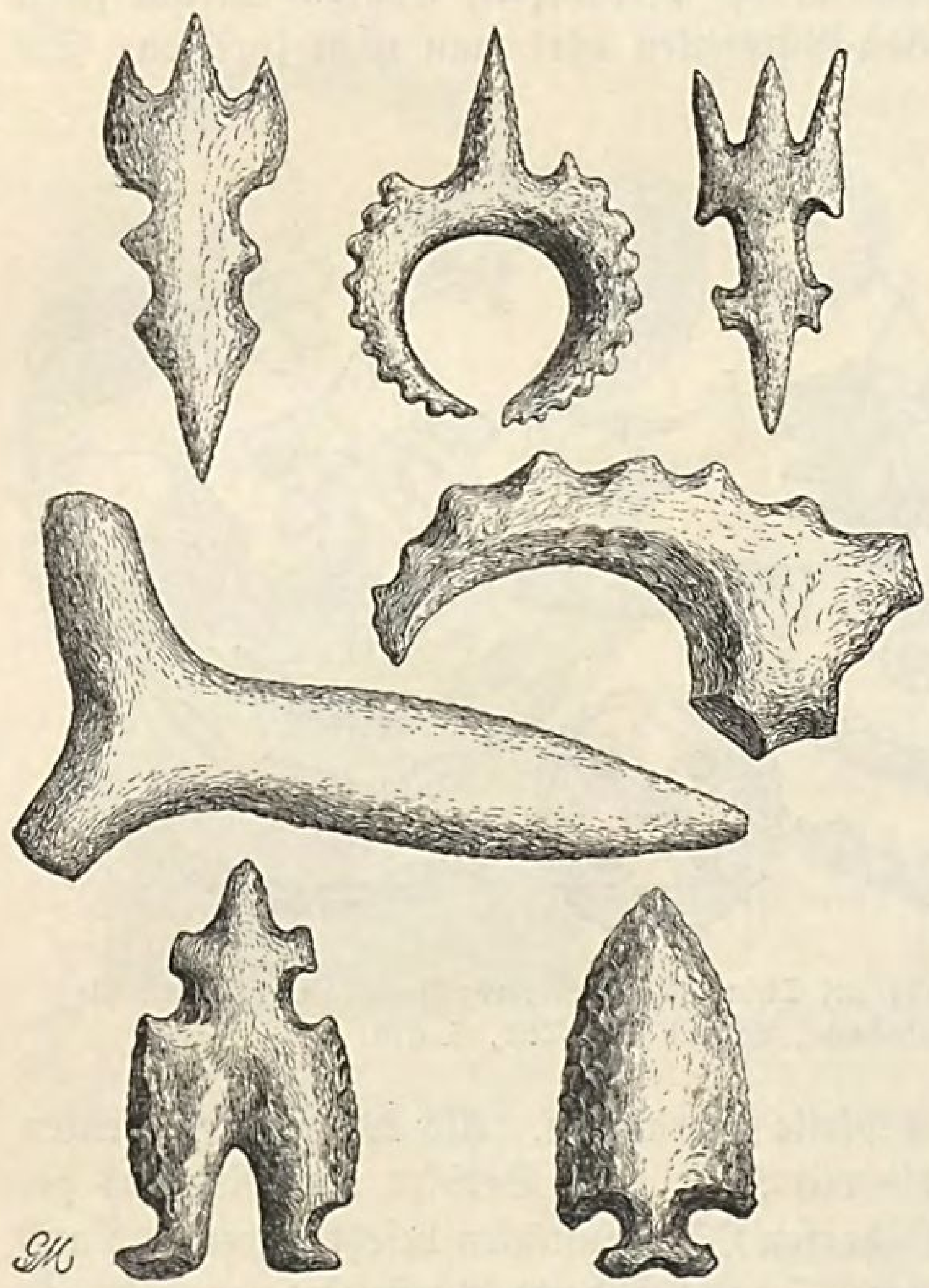
Die Bewaffnung bestand wesentlich aus Bogen und Pfeilen, Schleudern, Keulen und Speeren. Auf einer bemalten Vase von Trujillo sieht man als Waffen in den Händen der Peruaner Keulen, die unten in eine Spitze auslaufen, vielleicht mit Steinkopf, in denen ihrer wilden Gegner Morgensterne (s. Abbildung, S. 701). Jene tragen kleine viereckige, diese kleine runde Schilde. Pfeile oder kleine Wurfspeere könnten angedeutet sein, Bogen sieht man nicht. Einer der Krieger führt eine Schleuder. Umgehängte Taschen mit Linien- oder Kopfornamenten dürften abgeschnittene Köpfe aufnehmen (s. Abbildung, S. 670). Bogen wurden aus elastischem Holze, in Peru aus der Chonta-Palme gefertigt, und es gab mannshohe neben viel kleinern. Pfeilen aus weicherm Holze wurden Spitzen aus härterm aufgesetzt. Auch Fischgräten, Knochen und Stein lieferten Material für Pfeilspitzen, während Metall selbst in Peru selten Verwendung hierfür fand. Von Giftpfeilen hört man nicht sprechen. Die Schleudern wurden aus Pflanzenfasern oder Menschenhaaren verfertigt. Daß man sie als Kopfbinde anlegt, ist noch heute in Bolivien üblich und wurde in altperuanischen Gräbern in dem Maße durchgeführt, daß man zweifelhaft ist, wo die Schleuder in die einfache Stirnbinde übergeht. Auf Vasenbildern von Peru erscheint die Schleuder als Lieblingswaffe der Inka im Kampfe mit den wilden Eingebornen (des Gebirges?), die Bogen und Pfeile gebrauchen. Als Wurfwaffen dienten auch Speere, teils gabelförmig gespaltene, die mit Hilfe eines Strickes oder Riemens geschleudert, teils solche, die an den Seiten mit scharfen Obsidianstücken besetzt waren und aus der Hand geworfen wurden; die Mexikaner führten sogar befiederte Wurfspeere von mehr als Manneshöhe. Harpunenartige Wurfspeere kamen in den ersten Gefechten gegen Cortez in Gebrauch. Einen 3 m hohen Speer mit sieben auseinander strebenden obsidianbesetzten Klingen, der an die Haifischzahnspeere der Polynesier erinnerte (s. Abbildung, Bd. II, S. 153), führten mexikanische Krieger. Dieselben trugen zur spanischen Zeit Schwerter in Form eines mit einer Handhabe versehenen Stockes, in welchem auf beiden Seiten eine Reihe scharfer Obsidianstücke eingefügt waren; sie schnitten nach B. Diaz selbst besser als die spanischen Schwerter, wurden aber nach kurzem Gebrauche schartig. Besser, aber weniger verbreitet, waren die kupfernen Schwerter der Peruaner, von denen leider keins auf uns gekommen zu sein scheint, aber Squier will in Chimu an vorspanischen Schädeln Spuren von Schwerthieben beobachtet haben. Ferner führten sie Keulen, die indessen, ähnlich wie die Streitäxte, zu gunsten dieser Schwerter zurückgedrängt waren, während man ihnen in Peru noch begegnete, wo neben der Streitaxt der morgensternartige Streitkolben (Huamantschuay) in der Hand jedes Anführers war. Die letztere Waffe erinnert stark an melanesische Steinkeulen (s. Abbildung, Bd. II, S. 567), und ihre durchbohrten schweren Steinklingen hat man früher für Sonnen- oder Sternbilder, für Idole des Gestirndienstes, halten wollen. Unter den



Schmuckgegenstände aus Stein und Muschel, von Yucatan. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 670.

Waffen von Ancon befinden sich Keulen, die ganz aus Holz bestehen, und eine, welcher ein sechszackiger Stern aus Stein aufgeschoben ist, also eine Art Morgenstern.

Von Schutzwaffen gab es bei Mexikanern wie Peruanern runde und lange Schilde aus Rohr, mit Baumwolle und Federn dick überzogen, die sie zusammengerollt unter dem Arme tragen konnten. Ein Tuch, das vom Schilde herabfiel, vergrößerte dessen Schutz. Bunte Bemalung, Feder- und Quastenschmuck waren häufig. Die Rüstung bestand in zwei fingerdick gefütterten Baumwollenwämsern oder Federkleidern, die bei den Vornehmen mit Gold oder Silber überzogen waren, in Arm- und Beinschienen. In Ancon kommen Arm- und Beinschienen, aus dünnem Silberblech gehämmert, vor. Nur Anführer trugen Schild und Rüstung. Nach peruanischer Sage führte Yahuar-Huacak an Stelle der baumwollwattierten kupferne Harnische und Mayta-Capak Schilde ein. Kleine Schilde dienten bei Scheingefechten. Ein kleiner runder Schild findet sich in der Hand eines bewaffneten Mannes auf dem vorhin erwähnten prachtvollen Thongefäße angeblich aus Trujillo, welches Reiß und Stübel abbilden. Aber die ganze bewaffnete Gruppe dieses Gefäßes trägt keine Rüstung. Auf einer mit Kampfszenen bemalten Thonvase von Trujillo, die Boß beschrieben hat, sieht man Panzer, die kaum anders denn als Stäbchenpanzer zu deuten sind (s. Abbildung, S. 701); außerdem Panzerhemden, die an die mit Muscheln besetzten Panzerhemden der Alfuren erinnern. Ihre Helme von Zuckerhutform mit kammartigem Aufsatze scheinen Maskenvisiere zu tragen. Einige sind mit dem Inka-Abzeichen des Federbusches versehen. Anführer schützten sich noch mit hölzernen Sturmhauben, denen man die Gestalt von Tierköpfen gab, und man sah besonders häufig Fratzenköpfe, die Schlangen, Krokodile, Panther darstellen sollten. In Peru kamen Helme aus Puma- und Jaguarköpfen vor, die ein Licht auf die Entstehung dieser Fratzenhelme werfen. Federbüsche waren üblich und dienten auch zur Markierung der Grade in der Armee. Axt- und federförmiger Helmschmuck bestand aus dünner Bronze und war häufig vergoldet. Außerdem trug jeder Soldat im Felde einen Stein zum Mahlen des Mehles bei sich, einen Kochtopf und eine Matte. Außer dem Kopfschmucke unterschieden Standarten die verschiedenen Teile der Armee. So wie die Inkaleibgarde den Regenbogen als Wappen der Herrscher Perus, so führte Montezuma ein Wappen, das am Thore seines Palastes und auf den Feldzeichen seines Heeres angebracht war, ein adlerähnliches Tier, das einen Tiger gepackt hatte, oder nach andrer Angabe ein fabelhaftes Tier, das halb Adler, halb Tiger war. Die Standarte von Tlaxcala zeigte einen goldenen Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, und jede Abteilung des mexikanischen Heeres hatte ihr besonderes Feldzeichen. Die Kriegsmusik bestand aus Muschelhörnern, Trommeln, Trompeten, letztere in Peru aus Kupfer; und in größerer Ferne gab man Signale durch Rauchsäulen, die man aufsteigen ließ.



Alte Feuersteinwaffen, resp. Geräte aus Guatemala. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 681.

Die Spanier schildern uns die Völker Mexikos als so fleißige Ackerbauer, daß bei der Ankunft jener es wenige fruchtbare Striche gab, die nicht angebaut waren; wie Cortez von Cholula sagt: „Es gibt keine Palma Land, welche nicht angebaut wäre". Dieselben schienen ein starkes Bewußtsein von der Überlegenheit zu haben, welche der Ackerbau ihnen verlieh, denn sie kontrastierten ihren eignen Zustand mit demjenigen der als Riesen gedachten Quiname, welche das Land nicht anbauten. Wenn auch angenommen werden darf, daß jene Völker Mexikos, bis zu welchen die Überlieferung ansteigt, die Olmeken und Xicalanca, bereits Ackerbauer waren, und daß die Höhe, auf welcher der Ackerbau bei der Ankunft der Spanier stand, nicht erst damals erreicht, sondern Jahrhunderte alt war, so scheint doch die Zeit der Tolteken den Höhepunkt auch auf diesem Gebiete gebildet zu haben, und Clavigero läßt sogar die Spätern den Tolteken Dank zollen für Getreide, Baumwolle, Chille (spanischen Pfeffer) und andre nützliche Früchte. Demnach scheint es, als ob später, wie manche andre Künste und Fertigkeiten, auch der Ackerbau auf die Tolteken als seine ersten Erfinder oder Einführer zurückgeführt worden sei. Ähnlich hielten die Inkas in Peru eine besonders enge Verbindung mit dem Ackerbaue der Peruaner sorgsam aufrecht.



Ein Indianer aus Anahuac (Hochebene von Mexiko). (Nach Photographie.)

In Peru gab der Fürst das Zeichen zur Bestellung des Ackers, indem er und mit ihm alle Mitglieder der Herrscherfamilie mit goldenen Spaten den mitten in der Hauptstadt gelegenen geweihten Acker umgrub und mit Maiskörnern ansäete. Der Tag, an dem dies geschah, war ein Freudentag für das Volk, welches Lob- und Triumphgesänge, Scherz- und Liebeslieder anstimmte. Die damit gegebene Erlaubnis zur Landbestellung aber wurde in jedem Orte des Reiches laut mit dem Muschelhorne verkündet. Ähnlich wie an der Bestellung nahm der Inka auch an der Ernte teil. Für die Achtung, die man dem Feldbaue zollte, scheint auch zu sprechen, daß von den Mexikanern eine der Ceres entsprechende Göttin (Chicomecoate) verehrt ward. Sie soll die erste Frau gewesen sein, welche Brot und andre Speisen zu bereiten verstand. Dargestellt wurde sie mit einer Krone auf dem Haupte und in der Rechten ein Gefäß oder Maiskolben haltend. Ihr zu Ehren wurde ein Fest gefeiert, an dem die Armen gespeist wurden. Die Opferbedeutung des Maises, welche wir früher (Band II, S. 605 und 698) schilderten, kehrt auch bei den kultivierten Amerikanern wieder.

Von künstlicher Bewässerung haben wir oben berichtet. Auch für Düngung sorgte man. Dieselbe geschah durch verfaulendes Holz oder Asche, auch wurden Pflanzen als Dung in die Erde eingegraben. Auch Menschenkot wird wahrscheinlich verwendet worden sein. Wenigstens war solcher in ganzen Kahnladungen in den Buchten des Sees von Mexiko unfern des Marktplatzes zum Verkaufe aufgestellt. In Peru wurde der Guano schon früh gebraucht. Garcilaso läßt an der ganzen Seeküste von Arequipa bis Tarapaca nur ihn, den Kot von Seevögeln, verwenden. Schwere Strafen standen auf Verletzung der Niststätten dieser nützlichen Vögel. Den einzelnen Provinzen waren die Inseln oder Teile derselben in bestimmtem Verhältnisse zugewiesen und die Abgabe des Düngers bis herab auf die Anteile der einzelnen Provinzen geregelt. Um die Saatfelder pflegte man kleine Gerüste aus Holz, Zweigen und Schilf, auch festere Türme herzustellen, von denen aus ein Mann die Felder bewachen und mit der Schleuder die Vögel treffen konnte, welche das Saatkorn vertilgten oder der Ernte gefährlich werden wollten. Alle Feldfrüchte, welche aufbewahrt werden können, vor allen das Getreide, brachte man in Speicher, welche in Peru aus Luftziegeln in länglicher Form mit zahlreichen Querteilungen erbaut waren, während es in Mexiko Blockhäuser aus Holz waren, die erhöht standen, um ihren Inhalt besser gegen Ungeziefer zu schützen. Man begreift, daß Boden, der des Anbaues überhaupt fähig war, für sehr wertvoll galt. Es erinnert an die Verhältnisse dichter bevölkerter Länder, wie Chinas, wenn man sieht, wie in den peruanischen Gräberfeldern selbst mit dem Raume für die letzte Ruhestätte gegeizt ward. In seichten Sandgräbern, die der Wind entblößt, liegen Leichen der Armen in karger Hülle samt ihren Grabmitgaben, die in der Regel aus einer Kalebasse oder einem roh aus Holz geschnitzten Becher, einem einfachen Holzidole, seltsam gestalteten Steinen und andern Amuletten und einem Werkzeuge täglicher Arbeit, das selten fehlt, bestehen. Für solche Leichen war ackerbarer Boden viel zu kostbar, und man findet sie manchmal sogar in den Steinhaufen, die auf den Ackerfeldern aufgelesen und an den Wegen zu rohen Dämmen aufgehäuft wurden.

Das Ackergerät war sehr einfach: im allgemeinsten Gebrauche war ein zugespitzter Stock, dessen Spitze entweder durch Brand oder seltener durch Kupfer gehärtet war. Ferner und seltener eine Art eichener Spaten, bei dessen Handhabung Hände und Füße in Thätigkeit gesetzt wurden: die sogenannte Schlange (Coatl oder Coa), eine schwache kupferne Haue an hölzernem Stiele, vergleichbar dem ähnlich gestalteten Werkzeuge der Afrikaner (s. Abbildungen, Bd. I, Einleitung, S. 59 und S. 199); ein kupfernes, sichelartig gebogenes Messer, womit Bäume abgezweigt wurden. Ohne Frage war aber die Verwendung aller dieser metallenen Werkzeuge eine sehr beschränkte. Der Verwendung jedes pflugartigen Werkzeuges stand der Mangel der Zugtiere entgegen. Gerade dieser trug dazu bei, durch die Herbeiziehung zahlreicher Menschenkräfte dem Ackerbaue einen beschränktern, aber intensivern, mehr gartenartigen Charakter aufzuprägen, welcher dann seinerseits den Pflug überflüssig erscheinen ließ. Vielleicht gebrauchten sie auch Stäbe mit einer Feuersteinschneide an der Spitze, wie ein solcher im Museum für Völkerkunde zu Berlin aufbewahrt wird.

Das tägliche Brot bestand vorwiegend aus Zubereitungen von Mais, der die große Kulturpflanze Amerikas ist. Mit der Frage der Abstammung des Maises hängt die des Ursprunges des Ackerbaues in Amerika eng zusammen, denn die Feldwirtschaft der Amerikaner ist von dem Maße der Verwendung des Maises als Lebensmittel in erster Linie abhängig. Wenn die Wandersage der Mexikaner erzählt, daß die Urbewohner an und in den Seen Wasserschlangen und Ameisen zur Nahrung gesucht hätten, und den Mais erst später erwähnt, so ist hierauf in einem Lande, das öfters den Wechsel nomadischer und ansässiger Stämme sah, kein großes Gewicht zu legen. Wir haben (Bd. II, S. 605 f.) gesehen, daß der Anbau dieser Frucht, deren hohes Alter und weite Verbreitung schon die große Zahl

ihrer Varietäten anzeigt, auch bei solchen Völkern der Neuen Welt üblich und sogar mit ihrem ganzen Leben tief verflochten war, welche weit davon entfernt waren, den Ackerbau in der geordneten Weise der Peruaner oder Tolteken zu pflegen. Die in Kalk erweichten und zerriebenen Körner des Maises liefern das Material zu den auf heißen Steinen gerösteten Maisfladen, welche das Brot ersetzten. Die äußerst mühsame und zeitraubende Bereitung dieser flachen, faden Kuchen, die man heute „Tortillas" nennt, fiel den Weibern zu und ließ der damit Beschäftigten so wenig Zeit für andre Arbeiten, daß schon darin ein Motiv der Vielweiberei anklingt. Die Peruaner sollen den geschrotenen Mais durch ein Wolltuch gebeutelt, um ein feineres Mehl für das Festgebäck Huminta zu gewinnen, ferner den Zuckergehalt des unreifen Maisstengels benutzt haben. In den hoch gelegenen Gegenden Perus und Ecuadors traten Quinoa, durch mehlhaltige Körner und saftige Frühtriebe nahrungspendend, ferner Kartoffeln auf, die beide in Mexiko fehlten, in den heißern Teilen überall Bananen und andre Tropenfrüchte. Die Wurzel der Yukka wurde in Mexiko wie in Peru als Nahrungsmittel verwandt. Sehr allgemein wurden Kaktusfrüchte und Ananas gegessen. Getränke wurden aus Maismehl (Atolle und Chicha), Agave (Pulque), endlich aus der Kakaobohne bereitet. Letztere war in Mexiko und Mittelamerika in demselben Maße beliebtes Genußmittel wie die Koka in Peru. Aus den reifen Kakaobohnen bereiteten die Mexikaner eins ihrer alltäglichen Getränke, Chocolatl. Es bestand aus Kakaomehl und Wasser und wurde ursprünglich kalt genossen. Auf Montezumas Hoftafel fehlten nie die Krüge mit diesem Getränke, auf denen noch der Schaum stand. Als Würzen galten Honig, Vanille, duftende Blumen, vielleicht auch das unvermeidliche Gewürz des sogenannten spanischen oder Schotenpfeffers. Kakaobohnen und -Schalen dienten wohl auch schon in frühern Zeiten als Würze der dünnen Maismehlbrühe, die noch heute ein Lieblingsgetränk des Mexikaners an kühlen Tagen ist. Der Verbrauch der Kakaobohnen, die in Töpfen auf dem Markte feilgehalten wurden, war auch aus andern Gründen groß. Während man zur Bereitung der Schokolade die feinste Sorte verwendete, dienten die andern, geringern Arten als Münze, die in ganz Mittelamerika üblich war. Man zählte den Kakao nach Säcken zu 8000 und 24,000 Bohnen. Die Bohne hatte zur Zeit, als die Spanier ins Land kamen, etwa einen halben Maravedi an Wert. In der Provinz Nicaragua galt zu Oviedos Zeit ein Kaninchen (Conejo) 10 Bohnen und ein Sklave 100. Heute sind 200 Bohnen gleich 1 Real, also etwa 50 Pfennig. Es ist bezeichnend, daß die Erfindung der Schokolade in Atitlan einem mythischen Herrscher zugeschrieben ward.

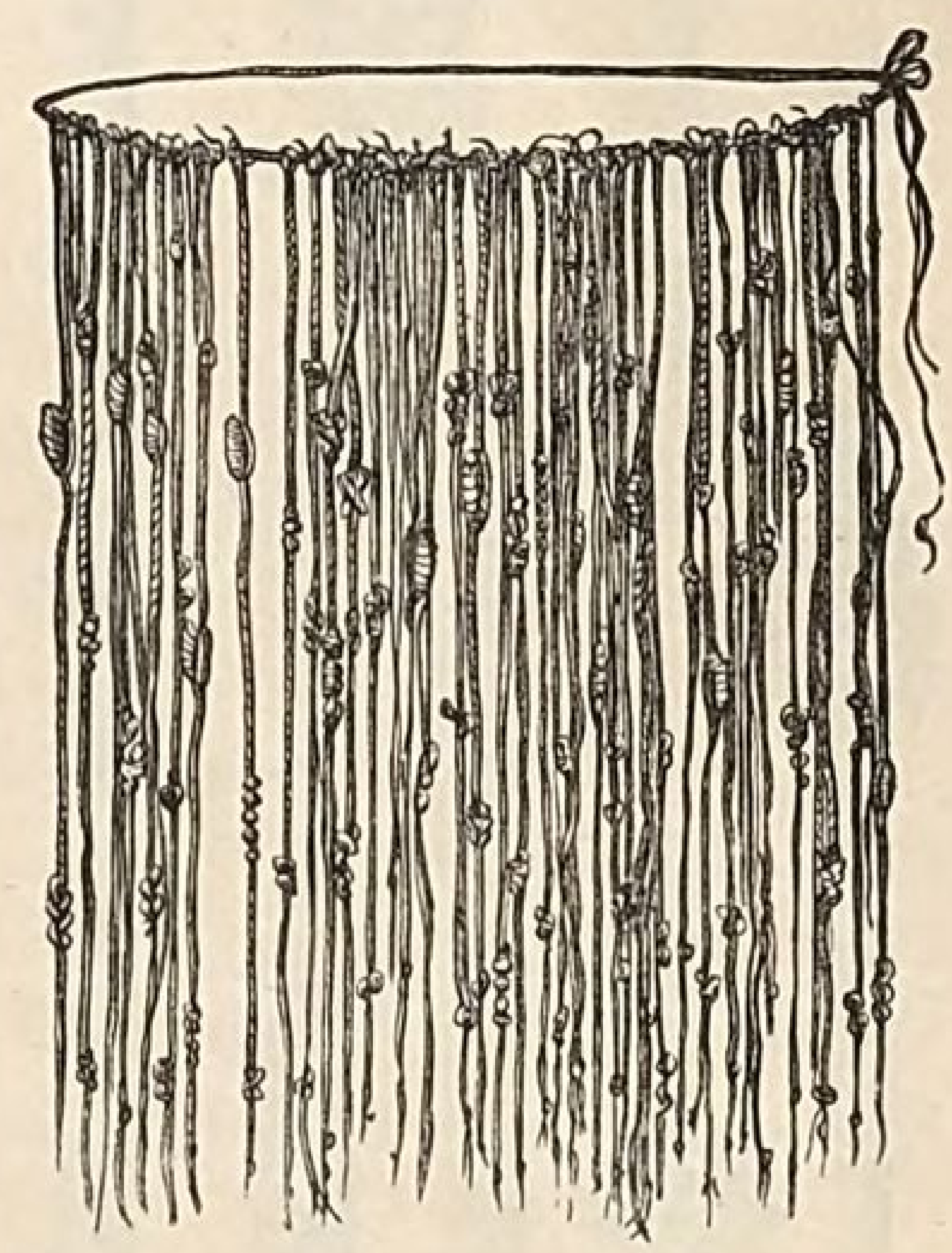
Es ist ungewiß, ob die Chicha der Peruaner auch in Mexiko gebräuchlich war. Jene wurde aus gekeimtem Maise (Malz) wie eine Art Bier bereitet und wurde zu der Vielen, besonders Kriegern und Adeligen, verbotenen Sora, wenn betäubende Kräuter hinzugesetzt wurden. Die weite Verbreitung eines dünnen Bieres auch auf dem flachen Lande Mexikos, besonders in Michoacan, deutet vielleicht darauf hin, daß diese Abart der Bierbrauerei auch dort ursprünglich bekannt war. Der Inka behielt sich formell die Koka vor, deren anregender Genuß trotzdem weite Verbreitung, wenn auch nicht so wie nach der Konquista gefunden hatte. Endlich war der Tabaksgenuß in all diesen Ländern nicht minder üblich als in Westindien, wo bekanntlich die Europäer ihn zuerst kennen lernten. Auch dieses geschätzten Krautes bemächtigte sich die Priesterschaft zum Schmucke ihres Gottesdienstes. Wir hatten früher die religiöse Bedeutung des Tabaksrauches bei andern amerikanischen Völkern zu erwähnen. Bei den Mexikanern scheint sie den Höhepunkt erreicht zu haben. Der Rauch und vielleicht auch die Brühe des Tabaks war nach Solis eins der Mittel, mit denen sich die Priester besinnungslos machten, wenn sie mit ihrer Gottheit sich verständigen wollten. Als nach siegreich beendetem Kriege das aztekische Heer einst in die Hauptstadt zurückkehrte, trugen die Greise Pfannen, auf denen sie Tabak verbrannten, um dem Feldherrn gewissermaßen Weihrauch zu streuen.

Die spanischen Geschichtschreiber haben in der Trunksucht einen Grund des raschen Falles der altamerikanischen Reiche und besonders Alt-Perus gesehen. Das Eifern gegen den übermäßigen Genuß der Tschitscha bildete in den Jahren der Christianisierung den Inhalt vieler Predigten der Missionare, und der Genuß des in Mexiko und Yucatan verbreiteten Pulque war wenigstens in dem erstern Lande durch Gesetze eingeschränkt, um so mehr, als die Götterfeste häufig den Charakter von Bacchanalien annahmen. Am Feste Hatun Ragmi, der Feier der Sommersonnenwende, der höchsten Feier ihres Sonnengottes Inti, war es auch den Peruanern niederer Geburt gestattet, sich im Maisbiere zu berauschen, und die Tage dieses Festes scheinen an Wildheit der Ausschweifungen nicht zurückgeblieben zu sein hinter dem, was die Tempel der Astarte und der Hathor sahen. Das Maisbier, welches die Sonnenjungfrauen brauten, stellte hier das edelste der Opfer dar, welches zuerst der aufgehenden Sonne selbst dargebracht und in Röhren in deren Tempel geleitet wurde, dann trank der Inka es seinen Ahnen, den Mumien der Verkörperungen des Sonnengottes, zu, und endlich wurde es dem ganzen Volke zugänglich gemacht, das nun tagelang sich berauschte und im Rausche alle Zügel schießen ließ. Diese Festlichkeiten währten nach einigen 9, nach andern 30 Tage. Oft scheint die Sitte, vor dem Kampfe in Tschitschagelagen Begeisterung zu suchen, den Peruanern verhängnisvoll geworden zu sein.

Von der Summe und Gattung der Habe einer keineswegs reichen peruanischen Familie geben die Mitgaben des Grabes eines Fischers und seiner Angehörigen, welches Squier bei Pachacamac öffnete, einen deutlichen Begriff. Dasselbe umschloß Vater und Mutter und drei Kinder, deren kleinstes zwischen den Eltern lag, während das ältere Mädchen neben der Mutter, der Knabe neben dem Vater beigesetzt war. Sehen wir von den bei jeder Mumie mehrfachen, teilweise aus bessern Geweben bestehenden Hüllen ab, so hatte der Vater ein Fischernetz aus Agavefasern um den Hals geschlungen, und zu den Füßen lagen Angelschnüre, kupferne Angelhaken und Beschwersteine. In die Armhöhlen waren Bällchen von Vicunnawolle, und in die Kniekehlen Maisähren gelegt. Im Munde lag ein Stückchen Kupfer, gleich einem Obolus für Charon, und um den Hals hingen ein Paar kupferne Zängchen, anscheinend zum Ausrupfen des Bartes bestimmt. Das Weib hatte einen Kamm aus Fischgräten, die in Palmenholz gesetzt waren, in der einen, einen Federfächer in der andern Hand, ihren Hals umgab eine dreifache Halskette aus Muscheln, im Schoße lag eine Spindel voll Faden, eingehüllt in dicken Baumwollenstoff befanden sich noch bei ihr große Bohnen, Baumwollsaat, Bruchstücke silbernen Schmuckes, runde durchbohrte Silberscheibchen und Chalcedonperlen. Die Mumie des Mädchens saß auf einem Deckelkorbe aus Binsen, in welchem Strick-, Spinn- und Webzeug, eine Netznadel, Nadeln und Messer aus Erz, Kamm, Fächer, in hohlen Vogelknochen Schminkfarbe, ein Farbreibstein, ein Goldscheibchen, gestrickte Täschchen und Garnknäuel, endlich ein spiegelndes Stück Schwefelkies sich befanden. Zu ihren Füßen saß die Mumie eines Papageies. Der Knabe hatte nur eine Schlinge um den Kopf gewunden, und dem kleinen Kinde endlich war eine Rassel aus einer Seemuschel beigegeben.

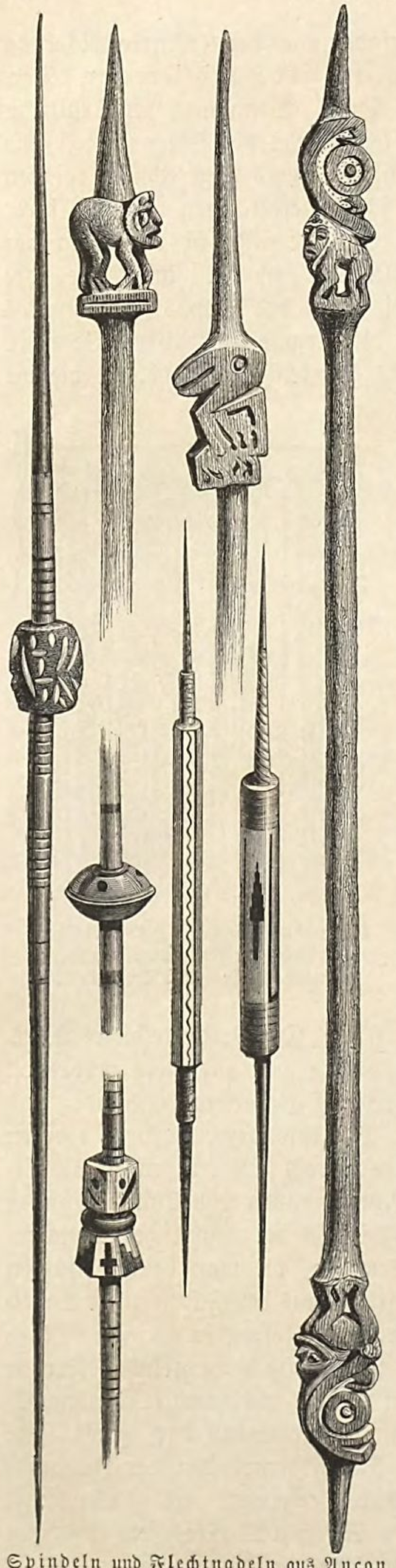
Das Hauptgerät in jedem Indianerhause war der Mahlstein, auf dem der Mais zerdrückt wird zum nährenden Teige. Bandelier fand diesen Mahlstein in den Trümmern der größten Wohnungen bei Mitla sowie an den Abhängen der Pyramide von Cholula. Hat man ein Haus mit dem Mahlsteine ausgestattet, so braucht die Küche nur noch einen einfachen Herd, aus drei Steinen errichtet, und ebenso einfaches Thongeschirr. Öfen waren unbekannt, und die gegenwärtig in einzelnen Teilen des Landes so emsig betriebene Kohlenbrennerei ist wahrscheinlich eine spanische Importation. Zur Beleuchtung dienten Späne von Tannenholz oder Kaktusstengel. Das Haus war nur ein Schutz und Schirm, kein Heim, wie wir es in nördlicher Breite besitzen.

Eins der größten Hindernisse eines mächtigern Aufschwunges der Kulturentwickelung in den altamerikanischen Gebieten stellt der Mangel eigentlicher Haustiere dar. Derselbe war in Mexiko und Mittelamerika größer als in Peru. Wenn auch der Truthahn hier gewissermaßen als Haustier galt, ward ihm doch keineswegs die Pflege zu teil, die er jetzt erhält. Andre Haustiere, einen kleinen einheimischen Hund abgerechnet, besaßen die Völker Mexikos nicht, und diese Thatsache allein schon liefert einen Maßstab ihrer Leistungen im Landbaue wie im Verkehre. Wo keine Lasttiere sind, ist vor allem der Verkehr immer beschränkt, und große Klassen der Bevölkerung sind nicht im stande, ihre Arbeit auf den Rücken geduldiger Tiere abzuladen. Die Zucht des Lamas und Alpakos in Peru war auf jene Hochlandregionen beschränkt, wo die magere Umbellifere, Scandix australis, das Lieblingsfutter dieser Tiere, wächst. Es gab keine Hirtenvölker, die ihr ganzes Leben von den Herden abhängig machten. Letztere waren vielmehr Eigentum der Götter und Fürsten, und ihre Weide und Nutzung waren streng geregelt. Einmal im Jahre fand die Schur statt, deren Ertrag nach festen Regeln verteilt und verarbeitet ward. Nur die Vornehmsten des Landes besaßen kleine Herden, doch lieh der gütige Inka dem Gebirgsbauern ein Paar Lamas, deren Nachwuchs er für sich verwenden durfte. Die alten Peruaner haben diese störrischen Tiere, deren Speichel wie Gift gefürchtet wird, nicht zum Ziehen, sondern nur zum Tragen von Lasten verwendet, und sie stehen selbst in dieser beschränkten Funktion weit hinter dem Esel zurück.



Quipu (Schriftschurz) aus Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 657.

Spinnen und Weben gehörten zu den bevorzugten Hausarbeiten. Bezeichnenderweise sind Spindeln mit unter den häufigsten Grabbeigaben und den zierlichst in Form und Farbe ausgeführten Erzeugnissen peruanischen Kunstgewerbes. Der oft fußlange Schaft besteht aus hartem Holze, der Wirtel aus gebranntem Thone, beide sind sehr lebhaft gefärbt (s. Abbildung, S. 678). Die Produkte dieses Werkzeuges und des Webstuhles waren sehr zahlreich. Baumwolle war allgemein verbreitet. Außerdem wurde in Peru Alpakowolle, in weiterer Verbreitung Fledermaus-, Hunde- und Kaninchenhaar, in Mexiko auch Agavefaser versponnen. Mit besonderer Vorliebe wurden bunte Federn in die Gewebe mit eingesetzt. Gewebe wurde sowohl auf hängendem als liegendem Webstuhle hergestellt und zwar so fein, daß in Mumienhüllen von Chimu Squier 62 Fäden auf den englischen Quadratzoll, größere Feinheit als bei ägyptischer Mumienleinwand, nachwies. Cortez spricht von aztekischen Geweben, die man beim Anfühlen nicht von Seide unterscheiden konnte. Möglich, daß dieselben aus den Fäden einer einheimischen Raupe verfertigt waren, deren beutelförmige, birngroße Kokons in geringem Maße auch heute noch bei Tehuantepec versponnen werden. Die vielfach wechselnden Farben und Muster setzen sorgfältigere Vorbereitung der Fäden voraus als gemalte Baumwollzeuge aus festem Gewebe. Die Zeichnung stellt z. B. ein Federgewand dar, große helle Federn auf dunkelm Grunde in Reihen übereinander. Die Federarbeiten der Indianer haben schon im 16. Jahrhundert die Bewunderung der Europäer erregt. Es ist allerdings nur die Bewunderung, welche wir den heute noch in den Straßen Mexikos feilgebotenen, auf Papier geklebten kleinsten Vogelfäden, die lebendes Gefieder nachahmen, zollen. Es ist der Glanz, der die Tiere der Tropenwelt oft charakterisiert und der in neue Kombinationen



Spindeln und Flechtnadeln aus Ancon, Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 677.

vereinigt das Auge blendet. Dem kritischen Verstande gegenüber erscheinen sie als gefällige Zieraten, die hauptsächlich viel zeitlose Geduld einzelner bekunden. Wollene Mützen mit Ohrklappen, die man häufig auf alten Bildern, Gefäßen ꝛc. sieht, wie sie noch heute im peruanischen Hochlande getragen werden, scheinen anzudeuten, daß das Stricken auch in Alt-Peru schon heimisch war. Mit Recht bezeichnet man es als eine bemerkenswerte Thatsache, daß die Indianerinnen sehr gut zu stricken verstehen, und zwar nicht etwa nur die den Städten nahe wohnenden, sondern gerade solche, welche beinahe keinen Kontakt mit städtischen Elementen haben. In den höhern Klassen des heutigen Peru findet man diese Kunst seltener. Die Maschen der Strümpfe, zu deren Anfertigung sie fünf Nadeln gebrauchen, sind die gleichen wie in Europa; dagegen sind ihre Stricknadeln nicht glatt wie bei uns, sondern, ähnlich den Häkelnadeln, an einem Ende eingeschnitten (s. nebenstehende Abbildung). Merkwürdigerweise wird die Vicunnawolle nicht mehr entfettet, was doch wenigstens für ihre feinern Gewebe die Alt-Peruaner gethan haben dürften.

In ausgedehntem Maße wurde in Mexiko und Yucatan die **Papierbereitung** geübt. **Valentini** berechnete jüngst, daß nach dem Kodex Mendoza alljährlich 480,000 Bogen Papier (Amatl) als Tribut in die Vorratshäuser von Altmexiko abgeliefert wurden. Papier, wie es die Spanier gleich bei Cortez' Landung kennen lernten, wurde von den Maya aus dem Baste des sogenannten Guttapercha-Baumes (Castiloa elastica), welcher seinen alten Namen Amatl bis heute in der Sprache der Zentralamerikaner bewahrt hat, angefertigt; dieser poröse Bast wurde mit einem Harze getränkt und mit Gips oder einem kalkigen Pulver überstrichen. Eine andre Herstellungsweise hatten die Nachbarn der Maya, die Nahoa redenden Völker auf dem Plateau von Anahuac, wo der Amatl-Baum nicht existiert. Diese verwendeten die Fiber der Maguey-Pflanze, welche in Wasser geweicht und auf die zu Schreibzwecken beiderseits mit irgend einem Klebstoffe eine dünne Membran aus Hirschhaut befestigt und aufgepreßt wurde. Es war das eine Prozedur, welche sehr viel Geduld erforderte, und bei welcher die Herstellung großer Mengen, wie bei der vorgenannten, sicherlich nicht leicht möglich war. Zum Schreiben oder Malen fand nur ein kleiner Teil dieses Papieres Verwendung, ein größerer wurde mit Kopal und andern Harzen vor den Götterbildern verbrannt und bei hohen



ALT-AMERIKANISCHE THONGEFÄSSE.

1. Mexikanisch. 2. Argentinisch (Calchaquis). Die anderen Gefäße peruanisch.

(¼ nat. Größe – Museum für Völkerkunde, Berlin.)



…AMERIKANISCHE THONGEFÄSSE

(¼ nat. Größe. – Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Festen zum Schmucke der Opfer und der Opfernden verwandt. Diese Opferweise erinnert an den japanischen Kami-Dienst.

Von der Töpferkunst der Indianer hatten wir schon im vorigen Bande (s. S. 589 f.) so viel Löbliches zu sagen, daß nur weniges übrigbleibt, um die ausgezeichnete Stellung zu charakterisieren, welche hierin die altamerikanischen Kulturvölker einnahmen (vgl. die beigeheftete Tafel „Altamerikanische Thongefäße"). Wiewohl auch diesen die Töpferscheibe fremd blieb, stellten sie doch Gefäße von höchst symmetrischen Formen her und andre, die durch Größe ausgezeichnet sind (s. untenstehende Abbildung). Derartige Gefäße dienten zur Aufbewahrung von Körnervorräten und in letzter Instanz als Graburnen. Große Thongefäße für Tschitscha mit mehr als Zierat dienenden Henkeln und eingemauert in Adobeziegel, wie sie zur bessern Gärung des Getränkes benutzt werden, waren schon in Alt-Peru üblich. In Ancon ist ein solches Gefäß gefunden. Ornamente wurden aus freier Hand oder

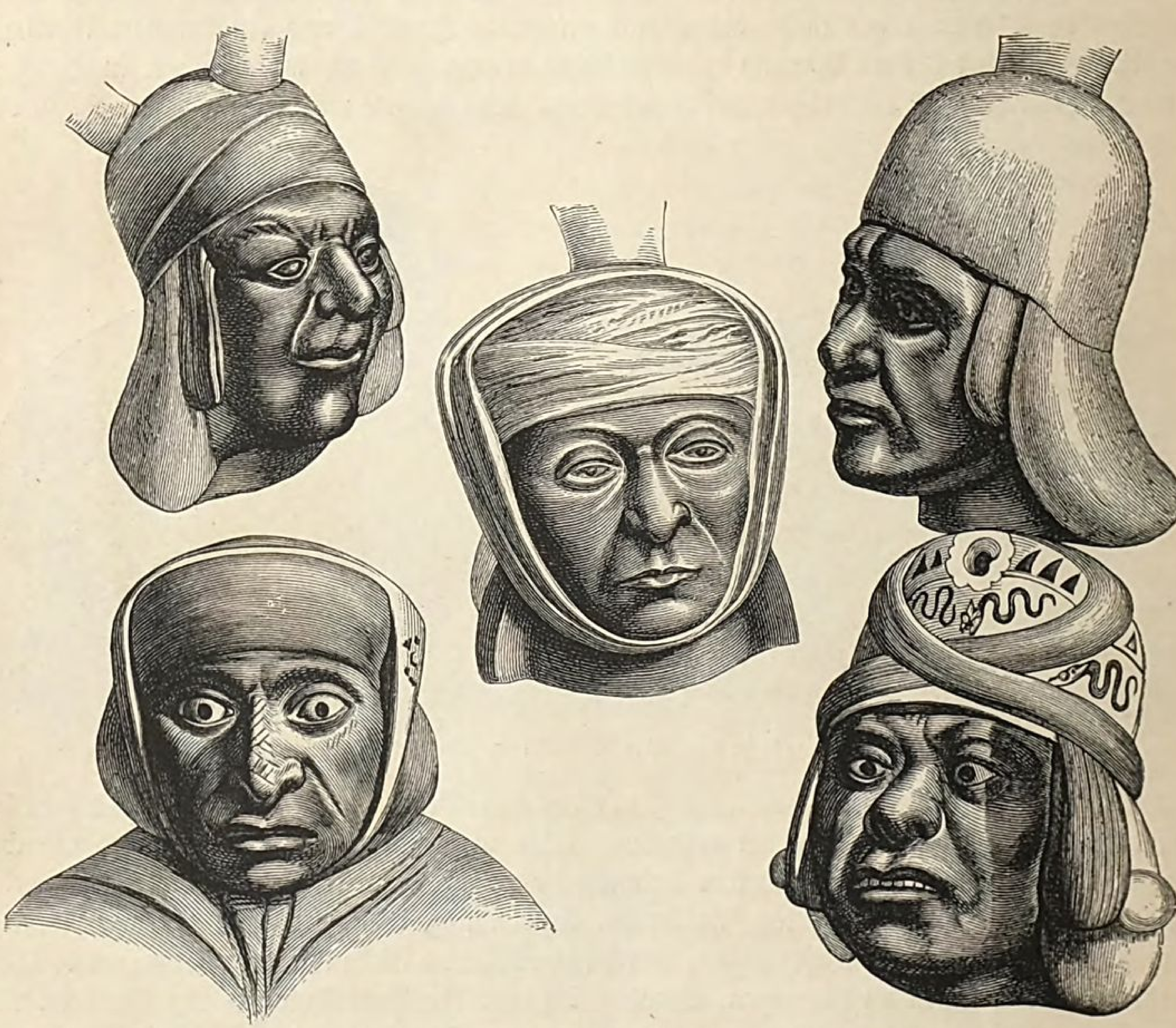


Einfache Thongefäße aus Alt-Kolumbien. (Britisches Museum, London.)

mit Matrizen angebracht. Thonstempel, mit welchen Ornamente auf Thongefäße gedrückt wurden, sind z. B. in Kolumbien erhalten. Aber die meisten Verzierungen sind offenbar aus der Hand gearbeitet, und es sind besonders die endlos variierenden Motive der menschlichen Gestalt, oft die barocksten, welche zur Anwendung kommen. Von den auch sonst zu findenden kugel- oder birnenförmigen, durch gemeinsamen Ausguß, der oft im Henkel liegt, verbundenen Gefäßen zu schweigen, erwähne ich nur die Nachbildungen von Früchten und von Tieren, die an Naturtreue die Steinskulpturen ähnlicher Art weit übertreffen.

Bezeichnend für den ausgesprochen anthropomorphen Charakter der altamerikanischen Kunst ist aber die Häufigkeit der Gesichtsurnen (vgl. die Tafel „Altamerikanische Thongefäße" und die Abbildungen auf S. 680). Der menschlichen Gestalt nachgebildete oder wenigstens mit einem Gesichte verzierte Thongefäße gehören zu den häufigst wiederkehrenden Formen altperuanischer Gräberfunde. Von rohen Andeutungen einzelner Körperteile bis zur vollendetsten Darstellung, in welcher selbst verschiedene Gemütsstimmungen im Ausdrucke des Gesichtes wiedergegeben sind, liegen die mannigfachsten Übergänge vor. In der Regel ist der Hals des Gefäßes zu Hals und Kopf der betreffenden Gestalt umgebildet und der Bauch zum Körper, die Arme zu Henkeln gemacht. Seltener kommt der Hals als dem Kopfe eines Menschen, der den Bauch des Gefäßes einnimmt, aufgesetztes Gefäß zur Ausbildung. Beides schließt nicht aus, daß Schnaube, Henkel oder sonstige Teile des Gefäßes kleinere menschliche Köpfe darstellen, wie dies sehr schön eine halbmeterhohe

Thonvase, die sich stufenförmig aufbaut, von Teotihuacan zeigt, welche um den Rand einen Kranz von neun oder zehn menschlichen Köpfen in sehr zierlicher Ausführung zeigt. Ja, auf einer von Bastian beschriebenen peruanischen Vase ist ein ganzer Totentanz abgebildet, der ja beim Umtanzen der Schädel und Mumien nahe genug lag. Gefäße mit mythologischen Darstellungen hat Squier aus Chimu beschrieben, und überhaupt gehören die mit wasserfesten Farben aufgetragenen Thonmalereien zu den besten Sachen, die die Malerkunst hier geschaffen. Gefirnißte Thongefäße, wie sie heute die Indianer des Amazonenstromgebietes herstellen (s. Abbildung, Bd. II, S. 590), scheint es auch hier gegeben zu haben. Aber die



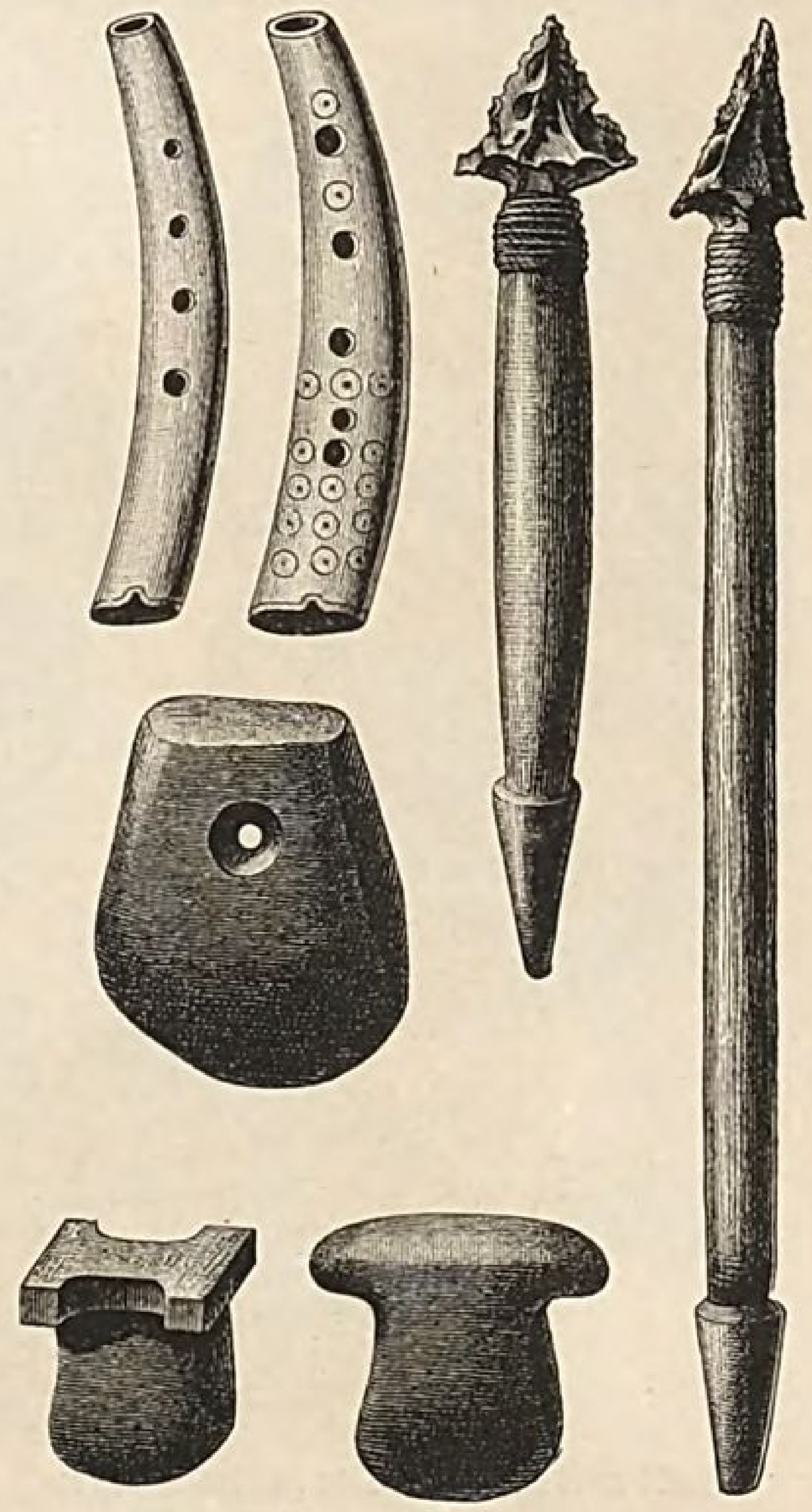
Typen von Gesichtsurnen aus Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 679.

Glasur war ebensowenig bekannt wie im übrigen Amerika. Thonscherben aus Cholula machten auf Virchow den Eindruck, nach indischer Weise schwach im Ruße gebrannt und dann poliert worden zu sein. Aus Nicaragua (oder San Salvador) hat derselbe Thonsachen beschrieben, die den peruanischen kaum nachstehen, besonders eine gemalte Schale mit Füßen, welche Vogelköpfen nachgebildet sind, und in deren hohlem Innern sich Klappersteine eingelegt finden.

Thon mußte an vielen Punkten das Holz ersetzen, dessen spärliches Vorkommen gerade in Peru die Häufigkeit und Vielartigkeit thönerner Geräte mit erklärt. Flöten aus Thon sind eine alte Erbschaft, sie sind noch heute, z. B. bei den Indianern von Costarica, üblich und werden in der Regel von einem bezopften alten Indianer geblasen. Frantzius hat sie ebendort auch in Gräbern gefunden. Aus Thon wurden Spielsachen gefertigt, die

unter den Grabmitgaben rührend häufig auftreten. Mit ihnen verwechselt man vielleicht manche Idole in Tiergestalt. Es wird besonders betont, daß die Azteken an Götzenbildern keine Pfeifen anbrachten, wie Küstenstämme, z. B. die Tuxtla, es thaten, sondern daß sie dies auf ihre Frosch- und andre Tierbilder beschränkten.

Die Hauptzahl der Werkzeuge bestand aus Stein (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 672), und es ist nicht überflüssig, eine Bezeichnung der ältern Archäologie hier anzuwenden und zu sagen, daß Mexiko, Peru und mehr noch die dazwischenliegenden Länder sich bis zur Eroberung fast durchaus im Steinzeitalter befunden haben. Steht doch noch jetzt ein guter Telil seiner Bewohner, wie die neumexikanischen Pueblos, in einer Übergangsperiode von Stein zu Eisen, ohne das Zwischenglied von Bronze eingeschaltet zu haben. Die Gebiete der großen Mayadenkmäler waren zugleich Mittelpunkte einer hochstehenden Feuersteintechnik. Außer dem Werkzeuge waren besonders die Waffen, wie wir gesehen, mit Vorliebe aus Stein gearbeitet. Wellenförmige Dolchklingen von 40 cm Länge, aus Feuerstein, sind noch jüngst bei Copan gefunden worden. Und wo sie in Metall, Kupfer oder Bronze auftreten, erinnern sie in ihren Formen an die Steinwaffen. In Mexiko war Obsidian ein ebensowohl brauchbares wie leicht bearbeitbares Material. Aus ihm wurden Kunstwerke unerreichter Vollendung und zugleich höchst einfache Messer aus leicht geschlagenen Splittern verfertigt. Dabei drängt sich allerdings die Bemerkung auf, daß überall, wo Obsidian in ausgedehntem Maße zur Herstellung von Steinwaffen und -Geräten Verwendung findet, die Technik dieser Herstellung wenig entwickelt ist; denn dieser Stein eignet sich bei seinem scharfen Bruche zwar leicht zur Herstellung scharfer Waffen durch einfaches Zersplittern größerer Stücke, aber seine Sprödigkeit läßt eine stärkere Bearbeitung für diese Zwecke nicht leicht zu. So wunderbar daher die Leistungen der Mexikaner in den polierten Obsidianarbeiten sind, so primitiv sind ihre schneidenden Waffen und Werkzeuge aus diesem Steine: einfache oder wenig bearbeitete Splitter. Wenig findet sich von diesem Materiale, das den schönen Lanzenspitzen aus Feuerstein oder Chalcedon vergleichbar wäre, die man in Mexiko gefunden hat, die aber in viel größerer Masse und womöglich vollendeter im mittlern und östlichen Nordamerika auftreten.



Steinpfeile, Steingeräte und Knochenflöten aus Gräbern Kolumbiens. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 682.

In technischer Beziehung ist die altamerikanische Kunst der Steinbearbeitung (s. Abbildung, S. 682) vom größten Interesse in den zwei Richtungen der Bearbeitung des sprödesten Materiales, des Obsidians, und im Anschluß an diesen der verschiedensten Edelsteine, selbst des Schwefelkieses (ein reizendes Totenköpfchen aus Schwefelkies, blinkend poliert, besitzt die Sammlung Christys), und dann in der Inkrustierung des Holzes mit Mosaik, aus geschliffenen Edelsteinen, Muschel- und Perlmutterstücken und selbst Gold. Das Museo Nacional zu Mexiko erwarb vor einigen Jahren eine 2 dm im Durchmesser große Vase, welche einem der kunstsinnigen Könige Tetzcocos angehört haben mag. Dieselbe ist aus einem einzigen Stücke schwarzen Obsidians mit großer Meisterschaft geschliffen. „Selbst die

geschicktesten Steinschleifer Europas würden in Bewunderung geraten beim Anblicke dieses Kunstwerkes, das in anbetracht der Sprödigkeit des Obsidians doppelt schwer auszuführen gewesen sein muß.“ (Maler.) Die äußere Verzierung des Gefäßes stellt einen Affen dar, dessen Kopf mit großer Geschicklichkeit frei gearbeitet ist, während seine Glieder sich der rundlichen Form der Vase, beziehentlich seinem ausgehöhlten Leibe zierlich anschließen. Der Schwanz des Tieres läuft als Saum um den obern Rand der Vase herum, und sein Ende ist an der dem Kopfe entgegengesetzten Seite der Vase frei gearbeitet, so daß er zugleich als Henkel dient. Die Augen waren wahrscheinlich, wie sich an den Höhlungen vermuten läßt, aus Edelsteinen gebildet, die jetzt verschwunden sind, wie desgleichen die wohl goldenen Ohrgehänge, deren früheres Vorhandensein aus den Löchelchen in den Ohrläppchen nachweisbar ist. In Peru finden sich sehr glatte Marmorarbeiten. Ebenso wie in Mexiko wird hier auch die Edelsteinschleiferei gerühmt. Durchbohrte Grünsteine und Smaragde kennt man in größerer Zahl, und A. v. Humboldt beschreibt mit gerechtem Staunen eine Granitfigur, die im geschlossenen Rachen einen mit ihr aus Einem Stücke gebohrten und geschliffenen Granitring trägt.



Alt-Mexikanische Steinskulpturen. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 681.

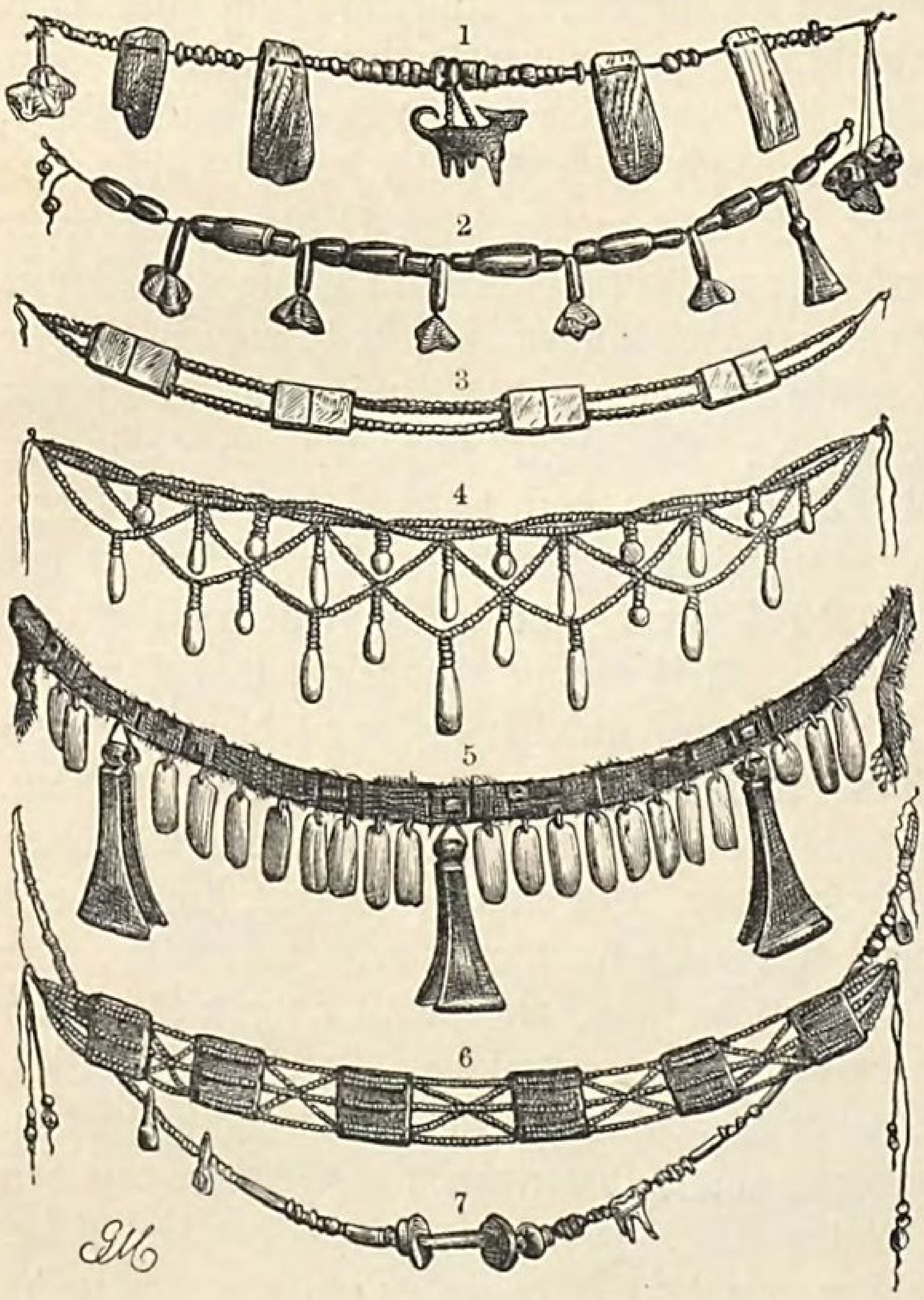
Was man von Holzskulptur kennt, macht den Eindruck, im Vergleiche zu den Steinskulpturen eher zurückgeblieben zu sein, was indessen gewiß nicht mit der größern Schwierigkeit der Holzbearbeitung zusammenhängt. Dieser Zweig war offenbar nur vernachlässigt, und es fehlt nicht an einzelnen ausgezeichneten Stücken. Die Holzskulptur ist durch die Holzarmut vielfach natürlich eingeengt, vieles hat indessen nur die Zeit zerstört. Daß Holzschnitzerei geübt wurde und zwar mit großem Geschicke, beweist ein wundervoll in Holz geschnitzter Thürbalken aus Tikal (Guatemala), mit Hieroglyphenreihen, ganz ähnlich denen von Chichen-Itza, welchen H. Berendt abgebildet hat. Derselbe gibt auch phantastische Zeichnungen auf Knochen. Nebenbei sei erwähnt, daß auch knöcherne Flöten als Grabmitgaben vorkommen (s. Abbildung, S. 681). Schon die Holzarmut der Hochlandgebiete des südwestlichen Amerika ließ in Peru eine entwickelte, massenhaft schaffende Holzornamentik, wie Polynesien sie kennt, nicht aufkommen. Auch war hartes, astreiches Holz schwer mit Stein zu bearbeiten. Die Holzlöffel der alten Peruaner sind in einfachem, fast ärmlichem Stile gehalten, und alle die Holzgeräte und -Waffen von Ancon sind ausnahmslos nicht sehr fein bearbeitet. Man merkt, daß mit Holz sparsam umgegangen wurde, und daß es nicht in vorzüglicher Güte zu finden war. Unter den Grabmitgaben findet man sogar unbedeutende Stückchen Holz. Die Werkzeuge zur Bearbeitung des Steines und Holzes bestanden, nach der Art der Arbeit und den Grabmitgaben zu schließen, hauptsächlich aus Stein. Daß gelegentlich Meißel aus Kupfer oder Bronze benutzt wurden, melden die Chronisten. Ein Fund Maudslays in Quirigua scheint zu zeigen, daß die Bildhauer in der einen Hand einen grifflosen Steinhammer

führten, mit dem sie ihre Schläge auf den Steinmeißel thaten; derselbe fand nämlich zwei einfache Steinhämmer, die an beiden Enden eingetieft waren, als ob zuerst mit der einen und dann mit der andern Endfläche der Meißel bearbeitet worden sei.

Dem, was wir im allgemeinen von der Metallindustrie der amerikanischen Völker früher (vgl. Bd. II, S. 584 f.) gesagt, ist hier wenig über das anzufügen, was die gesittetern Nationen des westlichen Amerika geleistet haben. Denn was von dieser Industrie vorhanden war, ging über deren Grenzen kaum hinaus. Es ist als Thatsache anzunehmen, daß der Gebrauch des metallischen Eisens auch den Kulturvölkern Amerikas ohne Ausnahme fremd war. Kupfer, Silber und Gold verstanden sie zu hämmern und zu schmelzen. Metallene Werkzeuge sind fast überall selten. Die Bearbeitung der harten Steine wurde sicherlich nicht mit Werkzeugen aus Metall, sondern höchst wahrscheinlich durch Reiben und Schleifen mit Sand und Wasser bewerkstelligt. Metalle waren selbst in Peru noch mehr Sache des Luxus als des täglichen und verbreiteten Gebrauches. Ein einziges Beil aus gegossenem Kupfer in den zapotekischen Gräbern erregt Erstaunen, so sehr ist man in Mexiko an das steinerne Geräte gewöhnt. Das spärliche Vorkommen des Kupfers in Altamerika läßt uns nicht (mit Virchow) eine Analogie mit der „Kupferzeit" in verschiedenen Ländern Europas annehmen. Wir wissen nicht, woher diese Völker Zinn bezogen, aber es ist sicher, daß dieselben Waffen und Geräte aus Kupferzinnlegierung benutzten. Doch schwankt das Verhältnis des Zinnes zum Kupfer von 4 bis 10 Prozent, und vieles, was man Bronze nennt, verdient diesen Namen eigentlich nicht. Meißelartige Klingen mit halbrunder Schneide, Äxte, halbmondförmige Platten, die als Kopf- und Nasenschmuck dienten, Haarnadeln und andre Schmucksachen finden sich aus solcher Mischung in Mexiko wie in Peru. In Südamerika ist ohne Frage Chimu das reichste Bronzegebiet, wie schon aus den alten Mitteilungen des Cieça de Leon zu entnehmen war. In und bei Chimu sind so viel Bronzewaffen und -Geräte gefunden worden, daß man sie tonnenweise verkaufte. Die Bronze hat dieselbe Zusammensetzung von Kupfer und Zinn, wie sie in andern Gegenden Perus gefunden wird. Celte, ganz wie die europäischen, werden von Squier abgebildet, dazu ornamentierte Schaufeln aus Bronze, die in der Landwirtschaft Verwendung fanden. Die Bronzemesser hatten, wie bei den Peruanern, eine halbmondförmige Schneide und den Griff in der Mitte; Lanzen und Wurfspeere zeigten nichts Besonderes, desgleichen die Pfeile. „Ob Pfeilspitzen von Feuerstein oder Steinwaffen jemals hier gefunden wurden, konnte ich nicht erfahren", sagt Squier; derselbe hörte von Bronzeschwertern, sah indessen keine. Es hat in all diesem Reichtume an Bronze sich nichts gefunden, was die Meinung A. v. Humboldts bestätigte, daß man in Altamerika die Bronze so weit zu härten verstanden habe, daß sie zur Bearbeitung der härtesten Steine habe dienen können.

Edelmetalle sind jedoch überall in diesen Ländern in verhältnismäßig großen Massen verarbeitet worden. Das Wort eines Inka-Nachkommen zu Cieça de Leon, daß alles von den Spaniern erbeutete Gold sich zu dem vor ihrer Ankunft vorhandenen wie ein Tropfen zur Wassermenge eines großen vollen Gefäßes verhalte, ist nicht übertrieben, wenn es auf das Verhältnis der heute bekannten zu den einst vorhandenen Edelmetallarbeiten dieser Länder angewandt wird. Man lese die Liste der von Cortez an Karl V. gesandten Beutestücke, um sich eine Vorstellung von den Kostbarkeiten zu machen, welche allein in Tenochtitlan aufgespeichert waren. Man findet da ein goldenes Sonnen- und ein silbernes Mondrad, jedes von 10 Palmen Durchmesser, ein siebengliederiges Halsband aus Gold mit 415 Edelsteinen und 27 goldenen Glöckchen, 24 goldbelegte Schilde, einen goldbelegten Helm, 4 Fische, mehrere Vögel, 2 Seemuscheln aus Goldguß und vieles andre angegeben. Daß in Peru das Gold und Silber fast als Monopol des Herrschers angesehen wurde, und ähnlich mochte es in Mexiko gewesen sein, erklärt allerdings die Aufhäufung desselben in Cuzco, wo in

dem unglücklichen Inka, dem Besitzer mächtiger Schätze, endlich die Spanier ihren fabelhaften Dorado gefunden hatten. Allein es sind doch auch aus Privatgräbern und -Bauten nicht geringe Mengen Gold- und Silbersachen erhoben worden, und die Huacas des alten Chibchalandes wurden seit dem Goldfieber der ersten fünfziger Jahre ja geradezu systematisch ausgeleert. Gold scheint zu den Opfern gehört zu haben, die man den Göttern brachte, und die angezweifelte Sage, die dies den goldgierigen Spaniern schon früh verkündete, sagte kaum zu viel. Wurde doch erst kürzlich wieder ein Floß oder eine Tragbahre aus spiralförmig aufgewundenen Goldstreifen, in deren Mitte der Fürst steht, im See von Guatavita gefunden, in welchem der Sage nach El Dorado sich baden und sein Volk Goldspenden versenken sollte.



Schmuckperlenschnüre für Hals und Brust, aus Alt-Peru: 1. Korallen und rote Muscheln, Bronzetier und Glöckchen. — 2. Lapislazuli mit Bronzeglöckchen. — 3. Perlmuttertafeln und Bronzeperlen. — 4. Rote Korallenperlen und Tropfen aus weißer Muschel. — 5. Gewebte Borte mit rosa Muschelplatten und Bronzepinzetten. — 6. Bronzetafeln und Schnur bunter Perlen. — 7. Schnur aus weißen Muscheln und roten Korallenperlen, Zähnen rc. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 670.

Gold- und Silberguß wurden mit hervorragendem Geschicke geübt, und es sollen angesichts der mexikanischen Beutestücke, welche Cortez an Karl V. sandte, die Goldschmiede von Sevilla erklärt haben, Ähnliches nicht leisten zu können. Wertvoller ist uns in dieser Beziehung Squiers Zeugnis über Silberguß von Chimu, welcher Figurengruppen von Menschen, Tieren und Bäumen in solcher Vollkommenheit der Modellierung und des Gusses zeigt, daß er sie anfangs nicht für echt hielt. „Ich besitze eine von diesen mit drei Figuren, einem Manne und zwei Frauen, in einem Walde. Die Gruppen erheben sich von einer runden, 6 Zoll im Durchmesser haltenden Basis und wiegen 48½ Unzen. Sie sind solid, aus einem Stücke gegossen und klingen, angeschlagen, wie eine Glocke. Die Bäume, deren verzweigte Äste denen der Algaroba mit ihren nach allen Seiten ausgedehnten Zweigen gleichen, sind sehr gut gearbeitet. Die menschlichen Figuren sind gut proportioniert und voller Leben." Das Braunschweiger Museum besitzt Statuetten aus Silber, aus Gräbern von Cuzco stammend, darunter unter andern ein buckliger Zwerg mit Zopf (Zipfelmütze?), lächelnden Zügen, in stark phallischer Stellung. Die Ausführung ist sehr sorgfältig, aber beide sind stark abgegriffen, waren also wohl Amulette. Schmelztiegel wurden in vortrefflicher Arbeit hergestellt. Eine von Schoolcraft reproduzierte Abbildung zeigt einen mexikanischen Goldschmied vor der Flamme mit einer Röhre sitzend, die einem Lötrohre gleicht, und in Peru scheint die Scheidung des Silbers vom Blei allgemein durch das Lötrohr bewerkstelligt worden zu sein. Brasseur gibt an, die Zapoteken hätten Gußformen aus Kohle gehabt. Die Zumischung des Bleies als Schmelzmittel zum Silber wurde geübt.

Getriebenes Gold und Silber sind wohl noch häufiger. Man kennt aus Mexiko sogar Sachen in Silberfiligran in nicht geringer Zahl, die eine hervorragende Feinheit der Werkzeuge

und der Arbeit voraussetzen. Oberst La Rosa entdeckte vor einigen Jahren im Palaste von Chimu eine vermauerte Nische von ca. $^1/_2$ m im Geviert. Dieser ganze Raum war mit regelmäßig übereinander aufgeschichteten Trinkgefäßen und Vasen von sehr dünnem, getriebenem Silber angefüllt, welche La Rosa mit Ausnahme von wenigen einschmolz. Die erhaltenen etwa 25 cm hohen Becher zeigten die bekannte Form der peruanischen Gesichtsvasen. Eine große Menge getriebener Silberarbeit wurde zum Schmucke der Kleider verwendet; derselbe bestand im Aufnähen von Silberplättchen, unter denen die Gestalt von Fischen namentlich häufig wiederkehrt; Augen, Kiemen und Flossen sind daran zu unterscheiden. Solche Fische sind namentlich im Guano der Chincha-Inseln, 10 m unter der Oberfläche, öfters gefunden worden.

Das Gold konnte größtenteils aus Wäschereien gewonnen werden, dem Silber, Kupfer, Zinn und Blei aber vermochte man durch Bergbau beizukommen. In Mexiko betrachtet man zwar herkömmlich die Silberbergbaue von Pachuca und Tasco als die ältesten, hat aber noch niemals einen aztekischen, zapotekischen rc. Bergbau hinreichend genau untersucht, um einen Schluß auf die Art und Ausdehnung der alten Arbeiten ziehen zu können. Die von Neuern geäußerte Ansicht, daß die alten Mexikaner die Amalgamierung gekannt hätten, stützt sich hauptsächlich auf die allerdings auffallende Angabe, es habe zuerst ein Spanier in Mexiko diesen Prozeß im Jahr 1557 angewendet. Zahlreiche Silberlager sind erst nach der Konquista entdeckt worden, so besonders die von Potosi, trotzdem gerade in Peru der Silberbergbau wahrscheinlich in größerm Maßstabe als anderswo in Südamerika betrieben wurde. Die alten Gruben von Huancavelica sollen so ausgedehnt gewesen sein, daß es leicht gewesen sei, sich in ihren Gängen zu verirren. Hier brechen Quecksilbererze, doch ist nur sicher, daß davon der Zinnober als solcher, d. h. als Farbe, benutzt wurde.

Daß der friedliche Verkehr vielfach an den politischen Grenzen Halt machte, ergibt sich schon aus der Analogie der Verhältnisse in heutigen Halbkulturländern, z. B. in Tibet und dem voreuropäischen Japan; dann aber aus der Thatsache, daß selbst innerhalb der Grenzen eines Länderkonglomerates wie das Peru der letzten Inkas sich Reste einstiger Sonderentwickelungen erhalten hatten. Es erscheint aber am bezeichnendsten für den einstigen Kulturzustand vor der Konquista, daß mehr als 50 indianische Ursprachen auf der Oberfläche der jetzigen Republik Mexiko zerstreut sind. Wenn auch einige derselben sich als Dialekte eines gemeinsamen Stammes erweisen und die Hoffnung gerechtfertigt erscheint, daß diese Unzahl von Idiomen durch die Forschung etwas herabgemindert werden wird, so läßt dieselbe doch den Schluß zu, daß man von einem amalgamierenden Verkehre im modernen Sinne auch selbst keine annähernde Vorstellung und noch weniger Verwirklichung besaß. Auch Peru hat mehrfache Sprachen, doch besitzen die einzelnen derselben größere Areale. Thatsachen wie die, daß zahlreiche Ortschaften der Mizteka aztekische Namen tragen (Caltepec, Astatla, Tamaxulapa, Nahistlan und andre), oder daß Quichuaspuren in der Sprache der Jivaro in solcher Zahl vorkommen, daß diese Urwaldindianer Quichua zur Not verstehen können, führen wohl weniger auf friedlichen Verkehr als auf Koloniengründungen, die mit den Eroberungs- oder vielmehr Raubzügen des stärkern Volkes zusammenhingen, zurück, wie denn als militärische Kolonisation ein großer Teil der erobernden Expansion der Mexikaner und Peruaner zu betrachten sein dürfte (s. unten, S. 715). Das System der Geschlechtssippe oder des Clans scheint auf den ersten Blick den Verkehr in hohem Grade erschweren zu müssen, da, nach den Zuständen zu urteilen, die bis heute in den reinen Indianerdörfern Südmexikos zu beobachten sind, der Korporationsgeist der Dorfschaft den Einzelnen mit festen Banden an die Gemeinschaft bindet. Kein Stück Land gehört ihm, alles ist der Gesamtheit der Gemeindemitglieder zu eigen, der Einzelne ist nicht Eigentümer, sondern nur Nutznießer des Bodens, den er bestellt. Nun kann er zwar je nach seiner

Arbeitskraft und Arbeitslust ein größeres oder kleineres Stück Land bebauen, also einen entsprechend größern oder kleinern Ertrag erzielen. Verläßt er aber sein Dorf, so verliert er sein Recht ohne Entgelt. So ist jeder an das Dorf gebunden, der Arme sowohl, der in ihm wenigstens immer seines Unterhaltes sicher ist, als der Reiche, der ein Kapital von Arbeit und Einfluß zurückläßt. Ob aber diese Wirkung unter rasch wechselnden politischen Verhältnissen, die nicht selten zu Verwüstungen, Zwangsversetzungen ganzer Völkerschaften und dergleichen führten, sich frei entfalten konnte, ist bis heute ungewiß.

Die rasch wechselnden Boden- und Klimaverhältnisse lassen die Erzeugnisse eines Landes wie Mexikos oder Perus in geringen Entfernungen so verschieden sein, daß für den Handel nirgends günstigere natürliche Bedingungen gegeben zu sein scheinen. Allein es war nicht immer so, wie man heute zu sagen pflegt, daß der Unterschied zwischen Tierra caliente und Tierra fria, zwischen Hochland und Tiefland, zwischen Wald und Steppe nicht scheide, sondern durch die Notwendigkeit des Verkehres verbinde. Wir haben in den Unterschieden der Produktionsbedingungen ein starkes Motiv für Teilung der Arbeit, welches den Handel fördern mußte. Einzelne Funde beweisen, daß selbst kostbare Gegenstände aus Bronze oder Silber im großen, also doch für den Handel, dargestellt wurden. Juarros erzählt, daß der mexikanische König Ahuitzol ein Heer nach Guatemala gesandt habe, das als Kaufleute verkleidet in dieses Land eindrang und die aztekisch redenden Kolonien bis San Salvador hinunter gründete.

Die Straßenanlagen gehören zu jenen Einrichtungen der amerikanischen Hochebenenvölker, welche am deutlichsten den höhern Stand ihrer Kultur erkennen lassen. Nur durch sie wurde es den Reichen der Tolteken und der Inka möglich, sich Jahrhunderte zu erhalten und ihre Bevölkerung wesentliche Fortschritte unter dem Schutze einer gesicherten Herrschaft machen zu lassen. Peru stand auch in dieser Beziehung am höchsten: noch heute zieht dort die alte Inkastraße wie ein breites graues Band durch die gelben Paramos. Vier Hauptstraßen gingen von Cuzco aus: in die Anden, nach Chile, nach Arequipa, nach Quito. Die Straße Cuzco-Quito, die teilweise in doppelter Linie, in der Ebene und am Gebirge, hingeführt war, wird auf eine Gesamtlänge von 600 Leguas geschätzt. 4—7 m breit, geht die gepflasterte und stellenweise mit Zement und Kieseln gemauerte Straße den kleinern Unebenheiten nicht aus dem Wege; doch wurde an steilern Stellen ausgefüllt, abgetragen, selbst Mauern sind als Unterbau angelegt. Zwischen San Luis und Huari, wo sich die Straße am Abhange der Kordillere hinzieht, zeigt sie von 50 zu 50 Schritt Wasserrinnen, so daß ihr die wolkenbruchartigen Regengüsse jener Gebiete, welche mitunter stundenlang die Abhänge der Berge in einen einzigen riesigen Wasserfall verwandeln, nichts anhaben können. So übersteigt die Straße Höhen von 4000 m. An sehr steilen Stellen sind Steinschwellen stufenförmig querüber gelegt und erinnern daran, daß weder Lasttiere noch Wagen die Straßen beschritten, dieselben also leicht in gutem Stande zu halten waren. Es fehlten auch nicht Schutzmauern, und streckenweise begleiteten Schattenbäume die Straße. In Yucatan standen die Hauptstädte durch 7—8 m breite Kunststraßen in Verbindung. Dieselben sind aus Steinblöcken erbaut, die durch einen festen Mörtel miteinander verbunden sind und mit einer ungefähr 2 Zoll dicken Zementschicht bekleidet. Steinerne, von massiven Pfeilern gestützte Brücken führten über die verschiedenen Wasserläufe. Als Clavigero im vergangenen Jahrhundert Mexiko durchreiste, fand er an einigen Stellen dort noch wohlerhaltene Reste solcher Straßen vor.

Der Brückenbau war wenig entwickelt. Wohl findet man in Peru zahlreiche Trümmer der steinernen Brücken, welche über die von den Höhen herabkommenden Bäche führten; allein die meisten waren keineswegs so kunstreich erbaut, wie optimistische Schilderer wollen, welche z. B. die Steinwölbung als eine selbständige Erfindung der alten Amerikaner hinstellen. Mehr die Masse als der Geist sind zu bewundern. Bei Chavin de Huantar führt der

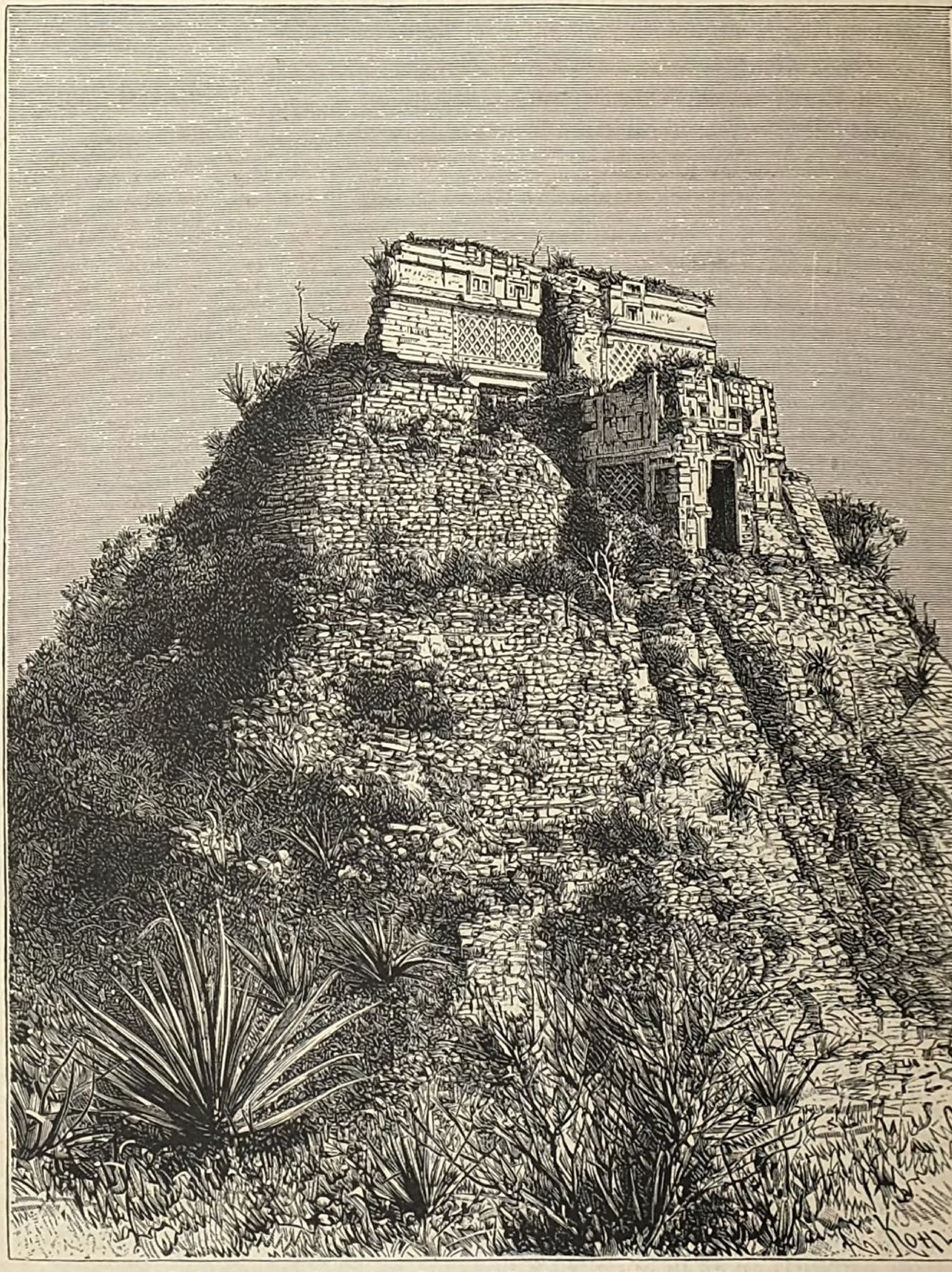
Weg zu einer alten Befestigung über eine alte Brücke. Dieselbe besteht aus drei riesigen Steinplatten von durchschnittlich 6 m Länge, welche beiderseits auf starken gemauerten Pfeilern aufliegen; das Ganze ist noch vollkommen erhalten. „Welche naive Kühnheit", ruft Wiener aus, „liegt in dem Gedanken, solche riesigen Steine von einem Ufer des Flusses zum andern zu legen, anstatt Baumstämme zu verwenden oder höchstens mehr oder weniger bearbeitete Balken!"

Für den Durst der Reisenden sorgten Quellen, die in Röhren an die Straße geleitet wurden. Für die Unterkunft derselben waren Häuschen gebaut, die zugleich dem Boten- oder Postsysteme der Inkas dienten. Man findet noch heutigestags die Ruinen von Posthäusern oder Stationen für die Läufer der Inkas, welche in sehr ungleichen Abständen voneinander, aber an sehr richtig gewählten Stellen sich erheben. In ebenem Terrain sind sie im allgemeinen etwa 1½ km voneinander entfernt; bei ansteigendem Wege richtet sich ihr Abstand nach der Steigung. Je größer dieselbe ist, je näher liegen sie sich, und an besonders steilen Stellen hat Wiener nur 80 Schritt zwischen zwei solchen Häusern gezählt. Die in Peru und Mexiko zu findende Sage, daß dort der Inka, hier Montezuma sich täglich frische Fische, dort aus Trujillo nach Cajamarca, hier aus Veracruz oder vom Stillen Ozeane nach Tenochtitlan, habe bringen lassen, erklärt sich unschwer durch dieses System. Indianische Läufer machen das Kilometer in 4 Minuten, sie konnten den Weg von Trujillo nach Cajamarca, auf welchen man heute fünf Tagereisen rechnet, in erheblich weniger als einem Tage zurücklegen. So konnte Montezuma die Ankunft der Spanier an der Küste von Veracruz und ihre Fortschritte in so außerordentlich kurzer Zeit erfahren und täglich neue Nachrichten über dieselben empfangen. Dieses Botensystem war einst sicherlich eins der wichtigsten Institute der Regierungen dieser Hochlandstaaten, denn wer am schnellsten befiehlt, befiehlt am besten. Nur dadurch, daß die Inkas in so sinnreicher Weise der Entfernung Herr wurden, vermochten sie die zahlreichen Völker Südwestamerikas sich mit Gewalt zu unterwerfen. Jahrhunderte nach der Konquista haben die alten Kunststraßen dem Verkehre noch gedient. Und als in rücksichtslosem Leichtsinne oder falsch verstandener Gewinnsucht die alten Saumpfade des peruanischen Hochlandes beim Baue der Bahn zerstört waren, hatte man große Mühe, dieselben in der Gegend von Cajamarca wiederherzustellen.

Neben Brücken kommen ausgedehnte Wasserleitungen vor, wie das trockne Klima des Hochlandes sie vielfach nötig machte. Die zu Montezumas Zeit in Bambusröhren geführte Wasserleitung Chapultepec-Mexiko, welche heute noch thätig, wird allerdings mit Unrecht in ihrer Gesamtheit als ein wiederhergestelltes Werk aus der Azteken-Zeit betrachtet. In Fels gehauene Wasserleitungen sieht man aber noch heute bei Tezcoco und in größerm Maße bei peruanischen Ruinenstätten. Bei Huandoval in Peru ist eine Wasserleitung in gemauertem Kanale über einen Bach weggeleitet. Von künstlichen Kaskaden sprechen die Beschreibungen der Inkaschlösser.

Der Eindruck, den die kolossalen Bauwerke auf den Beurteiler eines Volkes machen, ist oft viel größer als die wahre Bedeutung, welche dieselben für das Volk besitzen, welches sie errichtete, oder, um es in Ein Wort zusammenzuziehen, als ihr Kulturwert. Sie führen leicht dazu, daß man die Kulturstufe des Volkes, dem sie angehören, überschätzt. Der Reichtum an Ruinen ist in den alten Kulturländern Amerikas ein außerordentlicher, und man darf, ohne allzu kühn zu sein, die Vermutung aussprechen, daß lange noch nicht alle gekannt seien. Die Ruinenstätte von Santa Lucia in Guatemala ist erst vor 25 Jahren aufgefunden, trotzdem sie groß und prachtvoll ist, und viele liegen in den heute am dünnsten bevölkerten, ödesten Gegenden. In ihrer Nähe liegen andre, ja in Einer Reihe von Westen nach Osten liegen fast quer durch den Kontinent ziehend auf der Grenze zwischen Guatemala und Honduras die drei großartigen Ruinenstätten Santa Lucia, Copan und Quiragua.

Jene ist die westlichste, diese beiden liegen im Gebiete des Flusses Motagua. Wir begreifen heute nicht, wie so große und monumentale Werke so nahe bei einander erwachsen konnten, wenn wir nicht eine doppelte Analogie mit heranziehen. Der ansässige Indianer, wenn sein



Das sogenannte Haus des Zwerges in Uxmal. (Nach de Charnay.)

Dorf zerstört wird, baut dasselbe nicht wieder an der gleichen Stelle auf, sondern sucht sich eine andre Wohnstätte. Zerfällt seine Wohnung, so wird sie nicht ausgebessert, sondern eine neue errichtet. Vergleichsweise schwache Ursachen bewegen den Indianer oft, sein Heim zu verlassen. Tritt unter dem gleichmäßigen Himmel der Tropen selbst lange Dürre ein, versiegen die spärlichen Quellen in der Nähe seiner Felder, so gibt er sein Pueblo auf und

siedelt sich in einer mehr bewässerten Gegend an. „Ich kenne“, sagt einmal Bandelier, „Pueblos, die in den verflossenen 300 Jahren dreimal ihren Sitz veränderten, jedesmal Trümmer zurücklassend.“ Die zahlreichen Ruinen sind also keineswegs Beweise einer gleichzeitigen starken Bevölkerung. Außerdem erinnern wir uns an jene auf Furcht und Aberglauben ruhende Sitte asiatischer Kulturvölker, nach dem Tode eines jeden Herrschers von neuem einen Palast und eine Hauptstadt aufzubauen. Nahe der letzten Residenz des Birmanenkönigs, Mandalai, liegen Ava und Amarapura, die beide Hauptstädte des Landes nacheinander im Laufe unsers Jahrhunderts gewesen sind, und oberhalb Bangkok liegt am Mekhong die alte Hauptstadt Siams, Ajutja, die noch von Europäern als solche besucht ward. Auch auf die Ausdehnung mancher Ruinenstätten wirft diese Erwägung ihr Licht. Palenque allein soll 9—14 km Ausdehnung längs der Ufer des Flüßchens Otolum gehabt haben. Nicht immer hat eine Ansiedelung, welche eine große Oberfläche bedeckt, von der ein Teil aus zerfallenen Häusern besteht, an Einwohnerzahl verloren, sondern die Familien haben nur ihre alten Gebäude verlassen und sich neue, oft schlechtere, gebaut. Selbst dem ansässigen Indianer, der riesige Kommunalhäuser bewohnt, wie in Neumexiko, haftet ein Zug an von Unbeständigkeit der Lebensweise, welcher nur ein Reflex ist der Hilflosigkeit, die ein niedriger Kulturgrad bedingt. Und diesen hatten offenbar auch die Kulturvölker Alt-Amerikas noch nicht überwunden. Wenn also allein ein so beschränktes Gebiet wie Yucatan, das heute dünn bevölkert ist, im Norden Izamal, Ake, Merida, Myuapan, in der Mitte Uxmal, Xaba, Labna und 19 andre Städte von ansehnlicher Ausdehnung, im Osten Chichen-Itza, eins der Wunder Amerikas an Größe und Pracht, aufweist; wenn andre in der Provinz Iturbide aufgefunden worden, und noch zahlreichere andre ohne Zweifel in den unerforschten Gegenden des Südens und Ostens verborgen sind: so liegen hier Zeugnisse von verschiedenen Stadien einer historischen Entwickelung vor, die vielleicht zeitlich noch nicht einmal sehr weit auseinander gerückt sind und welche uns die immer wieder wie eine große Thatsache verkündete Einreihung der peruanischen Baureste in verschiedene geschichtliche Perioden als etwas erkennen lassen, das auf einem allen amerikanischen Kulturvölkern gemeinsamen Grunde ruht. Es entspringt derselben Ursache, wenn die einzelnen Bauten, sobald sie größere Dimensionen annehmen, eine unharmonische Zusammenhäufung von hallenartigen Häusern, Gängen, kleinen Hütten, offenbar das Produkt verschiedener Zeiten und Bedürfnisse, darstellen.

Die Wohnhäuser waren aus Stein und in den sehr trocknen Hochlandgegenden aus lufttrocknen Lehmziegeln (Adobes) gebaut. In den nicht häufigen Fällen, wo gewöhnliche Häuser erhalten sind, machen sie einen dunkeln, öden Eindruck. So in Chimu, wo die Häuser der gemeinen Leute in außerordentlicher Regelmäßigkeit um einen großen Platz gebaut sind. Die Mauern sind 1 m dick und 4 m hoch und die Dächer nicht flach, sondern, wie an den Giebeln sich noch erkennen läßt, scharf zulaufend, obgleich Regen gerade hier nicht häufig ist. Spuren von Fenstern sind nicht vorhanden, Luft und Licht traten nur durch die Thüren ein, welche, wie es genauer aus Tlaxcala beschrieben ist, durch Matten zu verschließen waren. In Yucatan fehlen Fenster in den größten Palästen, ebenso ist der berühmte Palast von Mitla durchaus fensterlos. Nur aus Peru hören wir von fensterartigen Öffnungen, die indessen klein und unscheinbar sind. Große Paläste sind im Grundplane nur eine Aneinanderreihung derartiger Räume. So das am besten erhaltene Monument von Chichen-Itza, Chichanchob oder „rotes Haus“, ein viereckiges Gebäude, das sich auf einer niedrigen Terrasse erhebt. Außen laufen Karniese um das Gebäude, und der Raum darüber ist von einem Friese eingenommen. An der nach Westen gelegenen Vorderseite führen drei Thore in eine Galerie, die sich über die ganze Breite des Gebäudes erstreckt, aus dieser drei Thüröffnungen in ebenso viele Säle. Die großartige Casa del Gobernador von Uxmal

ist im Grunde ganz ähnlich. Dieselbe ist 100 m lang, 12 m breit, 8 m hoch und liegt auf einer natürlichen Erhöhung, die durch Zufügung von Blocksteinen künstlich vergrößert worden ist und in drei Terrassen aufsteigt. Die Wandflächen bestehen aus regelmäßig zugehauenen Steinen, die durch einen sehr festen Mörtel miteinander verbunden sind. Das Innere ist durch eine Mauer in zwei große, schmale Hallen oder Korridore geteilt, die wieder durch Scheidewände, welche von der Vorder- nach der Rückseite laufen, in eine Anzahl Räume oder Zimmer geteilt werden. Von jedem Zimmer der Vorderseite führt eine Thür durch die Mittelwand nach dem entsprechenden Gemache der Rückseite. Die Vorderseite besitzt elf Eingangsthore, jede Schmalseite hat deren eins. Die Mauern dieser Zimmer sind aus rohen Steinen aufgeführt, ohne eine Spur von Bemalung oder Skulptur, nur an einer oder zwei Stellen sieht man einige Reste von Stuck. Offenbar lag bei diesen Riesenbauten das Gewicht mehr auf der Masse und der äußern Verzierung als der Einfachheit des Grundplanes, welcher vielmehr häufig durch Unklarheit und Zusammenschachtelung kleinlich verworren erscheint.

Selbst die im äußern Eindrucke noch zu den klarsten zu rechnenden Bauten von Mitla bestanden, soweit aus den den halbzerstörten Resten hervorgeht, aus verschiedenen Gebäudekomplexen, von denen indessen nur einer gut erhalten ist. Derselbe besteht aber auch wieder aus einem quadratischen Hofraume, an dessen vier Seiten je ein langes und schmales Gemach von vier Wänden eingefaßt wurde; diese vier Gemächer umgaben den Hofraum, ohne ihn vollständig abzuschließen, da sie Lücken zwischen einander lassen. Aus ihm führten drei Thore in jedes derselben. Das eine von diesen Gemächern, welches ganz erhalten ist, das nördliche, trägt einen kleinern, nahezu quadratischen Anbau, welcher wiederum aus einem quadratischen Mittelraume besteht, den vier schmale und lange Gemächer umgeben. Eine Thür führt in jedes Gemach. Der Hofraum, der gegen 60 m Seitenlänge hat, ist nicht genau quadratisch. Aus ihm führen drei Thüren in jenen wohlerhaltenen nördlichen Bau, dessen Äußeres ornamentiert, dessen Inneres aber kahl ist. Der Fußboden ist mit vieleckigen Steinplatten belegt, die kyklopisch roh ineinander gefügt sind. Aus der rechten Ecke dieses Längsraumes führt ein Gang in den fünfgemachigen Anbau. Der Gang ist rechtwinkelig, geknickt, dunkel, schmal und an beiden Eingängen so niedrig, daß man nur gebückt in ihn einzutreten vermag. Offenbar war er nicht dazu bestimmt, von vielen betreten zu werden. Aus ihm gelangt man in den quadratischen Mittelraum des Anbaues, aus welchem wiederum vier Thüröffnungen in die vier Längsräume führen, welche denselben von allen Seiten umgeben. An diesem Anbaue sind nun außen und innen die Wände mit Ornamenten bedeckt, welche aus hartem, porphyrartigem Gesteine mit großer Präzision in Hochrelief herausgearbeitet sind und in etwa 1 m Höhe vom Boden beginnen. Unter ihnen findet man das Mauerwerk, welches auch hier aus unregelmäßigen, wenig oder nicht behauenen Steinen besteht, die aufeinander geschichtet und mit Lehmmörtel verbunden sind. Soweit dies Mauerwerk frei liegt, bedeckt es der rote, geschliffene Kalkbewurf. Da aber die ornamentierten Steine keine Zwischenlagerungen von Mörtel haben, sondern genau ineinander passen, bilden sie, soweit sie reichen, eine vollkommen zusammenhängende Verkleidung dieses Mauerwerkes. Außen und innen folgen an diesen Wänden übereinander drei Längsreihen Ornamente. Man sieht selten eine gebogene Linie an denselben, sondern die Motive laufen fast alle auf Staffel und Zickzack hinaus. In einer Reihe sind z. B. lauter rechteckige Steine verwendet, von denen jeder an der nach außen gekehrten Seite eine wagerechte Raute in Hochrelief trägt, und diese Steine sind in der Art zusammengefügt, daß stark erhabene Zickzacklinien entstehen, die sich aus Rauten zusammensetzen; in einer andern ragen einige Steine über die andern hervor und bilden durch die Art ihrer Zusammenfügung Staffellinien; an einer dritten sind auf längern Steinen einseitige

Zickzacke oder sägenförmige Linien herausgearbeitet, und die Steine sind so gefügt, daß jene bald rechtwinkelig, bald parallel zu einander stehen. Man findet auch, daß drei erhabene Steine, die zusammen zwei rechte Winkel einschließen, sich mit solchen Zickzacklinien verbinden, und der Mäander scheint hier und in ähnlichen Kombinationen naheliegen, wird aber nicht verwirklicht (s. Abbildung, S. 692). Die Zahl derselben ist gering. Die drei Längsreihen sind nicht ganz gleich hoch, indem die oberste die schmälste und die mittlere die breiteste ist. Die beiden untern sind nur durch die Verschiedenheiten der Ornamente gesondert, während zwischen den obern und mittlern eine stark hervortretende Leiste von etwa 6 cm Dicke eingeschoben ist. An den Außenseiten reicht die Ornamentation ebenfalls nicht bis auf den Grund herab und ist, während sie im ganzen durchaus denselben Charakter bewahrt wie im Innern, kräftiger in den einzelnen Formen und schärfer in der Gliederung der drei Reihen, welche nicht bloß durch breite Streifen glatter Steine getrennt sind, sondern auch in ihrer Längserstreckung durch Abwechselung der Ornamente in der Weise gegliedert erscheinen, daß in der Mitte andre Motive sich finden als an den beiden Seiten. Der untere, nicht ornamentierte Teil der Mauern war, nach Resten zu schließen, mit breiten Steinplatten verkleidet, die schräg nach außen vortraten, so daß das Haus mit senkrecht aufstrebenden Mauern erst von den ornamentierten Teilen an zu beginnen und bis dahin auf einem niedrigen, gemauerten Hügel sich zu erheben schien. Die Kanten sowohl des Längsraumes als seines Anbaues sind durch sehr kräftig ausgearbeitete, kassettierte Steine markiert, und ebensolche heben an der Fassade des letztern die Thüreingänge hervor.

Vor der südwestlichen Seite dieser ausgedehnten Ruine stand einst, nach den noch erhöhten Fundamenten und einzelnen behauenen und ornamentierten Steinen zu urteilen, ein ähnlicher Bau oder Bautenkomplex. Aber es ist wenig von ihm erhalten. Interessant ist nur ein unterirdischer Raum, der aus einem längern und einem rechtwinkelig auf diesen stoßenden kürzern Gange besteht und wieder mit ornamentierten Steinen verkleidet ist. Hier allein traf man Bogenlinien auf den Ornamenten, die aber selten angebracht sind und in ihrer unvollkommenen Ausführung den allgemeinen starren oder gefesselten Charakter derselben keineswegs mildern. Aus den Zeichnungen in den Schriften A. v. Humboldts und Kingsboroughs ergibt sich, daß 1803 und 1806, als diese Zeichnungen angefertigt wurden, noch weitere Reste standen, und damals sollen auch noch Zedernbalken vorhanden gewesen sein, welche ein flaches Dach zu tragen bestimmt waren. Auch die nahe Kirche ist teilweise in das Gemäuer eines alten Gebäudekomplexes eingebaut, und Steine desselben haben zu ihrem eignen Aufbaue beitragen müssen. Dieser und ein vierter Komplex scheinen im Plane von den vorher beschriebenen etwas abweichend gewesen zu sein, d. h. es scheinen drei je fünfgemachige Räume nebeneinander gestanden zu haben und so verbunden gewesen zu sein, daß man durch zahlreiche Thüren und Gänge in vielen Winkeln vom ersten bis ins letzte Gemach gelangen konnte. Bandelier, welcher die letzte Vermessung dieser Ruinen vornahm, sagt vom Technischen: „Die Mauern der Ruinen von Mitla sind 1$^1/_2$ m dick, allein es ist bloß Erde, in welche Reihen roher Steine eingebettet sind, während nach außen der Panzer glatt geriebener Platten die Zerstörung durch Regen verhindert. Kein Stück dieser Armatur verträgt die Probe des Winkels, keine Mauer die Prüfung durch das Senkblei, keine Ornamente die Genauigkeit der Meßschnur. Ein geduldiges Anhäufen, wobei mehr auf Fortbewegung großer Massen als auf künstlichen Zusammenhang kleiner Teile verwendet wird, eine sorglose Ausarbeitung von Fragmenten, unbekümmert um die Symmetrie und Harmonie des Ganzen: dies sind die vorzüglichen Kennzeichen der Technik aller indianischen Bauwerke der Vorzeit Amerikas." Daher der Eindruck der Gedankenarmut selbst mitten in den Irrgängen der phantastischen Bildwerke, welche das Äußere dieser einförmigen Bauten bedecken oder zwischen ihnen zerstreut sind

Angesichts der Bauten von Mitla zogen wir den Schluß, daß selbst sie die altamerikanische Kunst nicht auf einer den rohen Indianerbau geistig überragenden Höhe zeigen. Anlage, Ausführung und Ornamentierung dieser Bauten zeigen einen Mangel an Sinn für strenge Regelmäßigkeit und Symmetrie, eine Schwerfälligkeit und geringes Schönheitsgefühl in der Zusammenstellung schmückender Linien und Figuren und bei allem Fleiße ein Ungeschick in der Ausführung der letztern, welche denselben ihren Platz in der Stufenreihe architektonischer Entwickelung noch weit unter den ältesten ägyptischen Bauten anweisen. Aber sie machen durch das von aller Überfüllung und Maßlosigkeit ferne, eher arme Detail doch nicht den Eindruck der Überladung yucatekischer oder selbst indischer Bauten.

Wahre Schönheit wird freilich durch diese Einfachheit noch nicht erzeugt, und es würde thöricht sein, wenn man, wie es geschehen ist, aus dem angenehmern Eindrucke, den dieselbe hervorbringt, auf höhere künstlerische Bedeutung oder gar schon auf eine vorgeschrittene Kulturstufe der Erbauer schließen wollte. Im Grunde sind doch diese einfachen, mehr geometrischen Ornamente mit nicht viel mehr Geschmack verwertet als dort die Schnörkel und Fratzen, die alles überwuchern; der geringe Fortschritt aber, welchen man zu bemerken glaubt, wird mit größerer Wahrscheinlichkeit auf einen begabtern Baumeister als auf eine höhere Kulturstufe des ganzen Volkes zu beziehen sein. Denn so wenig Beweise wir von dieser haben, so gewiß ist es, daß der künstlerische Genius selbst im niedrigsten und gedrücktesten Volke wohnt. Wo alle andre Gesittung fehlt, sprüht er noch Funken, und wenn es auch nur die Hand des Tättowierers ist, die er leitet, so ist selbst in deren Schaffen der Keim höherer Entwickelung oft nicht zu verkennen. Wir erinnern uns hier der Ruinen von Cabana in Peru, welche, ein großer Komplex rechteckiger Umfassungsmauern, ähnlich wie diese durch Einfachheit ausgezeichnet sind, und eines sehr treffenden Wortes, das Wiener angesichts derselben ausgesprochen: „Diese Einfachheit der Ruinen inmitten einer so malerischen, chaotischen Natur, ihre Lage, die Schwierigkeit ihrer Erbauung, deren selbst der gemeine Mann sich heute bewußt ist, ihr Alter und das traurige Los des Volkes, welchem sie ihre Entstehung verdankten — all das wirkt zusammen, um dem Reisenden Respekt vor diesen Monumenten einzuflößen. Trotzdem üben sie keine großartige Wirkung aus, namentlich wenn man sie aus einiger Entfernung betrachtet; nur unmittelbar an ihrem Fuße wird man ihre Kolossalität gewahr. Eine feinere Kunst vermag, ohne solche Massen zu bewegen, doch Größeres hervorzubringen." Oft fordert die einfache mechanische Bewältigung großer Massen unsre Bewunderung heraus, und es grenzt ans Unbegreifliche, wie ohne Eisen mächtige Granitplatten und -Pfeiler vom anstehenden Felsen abgelöst und in scharfkantige Formen gebracht werden konnten. Peru bietet uns dieses Problem schon in der vor die Inkas zu setzenden Zeit der Bauten von Tiaguanaco. Quadersteine in allen Größen, worunter einige von 3 m Länge, 2 m Breite und $1^1/_2$ m Höhe noch nicht die bedeutendsten sind, liegen, besonders bei Puma Punca (Thor des Löwen), bunt durcheinander geworfen beisammen, wie sie eben von den ermüdeten Armen einer großen Menschenmenge bis zum ersehnten Ziele geschleppt würden. Auf zehn Stunden im Umkreise sind die am nächsten liegenden Felsenlager die der Serranias von Zepita, welchen anscheinend das für diese Bauten bestimmte Material entnommen wurde, um gleich dort behauen oder abgeschliffen zu werden. Daß die bequeme Hypothese, es sei ein einst in größerer Nähe liegender Steinbruch bis auf den Grund abgebaut worden, nicht notwendig ist, lehren viele andre Beispiele,


Stuck-Ornament von Chimu. (Nach Squier.) Vgl. Text, S. 691.

wo die Spur der vom Steinbruche zur Baustelle führenden Wege verfolgt werden kann. So bei der Burg von Ollantaytambo, wo halbwegs zwischen Steinbruch und Bau die ungeheuern behauenen Blöcke der „piedras cansadas“, der ermüdeten Steine, liegen. Im Flusse Huillkamaya steht ein Pfeiler, der 16 und 19 m von beiden Ufern entfernt ist. Er war bestimmt, zwei Steinplatten zu tragen, die eine Brücke bilden sollten, nun aber, zwar fertig, aber nicht von der Stelle bewegt, im Steinbruche liegen. Auch in der sogenannten Festung von Cuzco sind gewaltige behauene Blöcke verbaut. Daß die Bewegung großer Massen im vertikalen Sinne viel schwerer war, liegt auf der Hand. Man erklärt sich aus dieser Schwierigkeit die Niedrigkeit auch der monumentalen Bauten, welche z. B. in den Inka-Palästen häufig Eingänge von weniger als Manneshöhe zeigen, und so seltsame Erzeugnisse wie den in einen Monolithen rechtwinkelig geschnittenen Eingang eines Tempels bei Tiaguanaco. Dem Aufwärtsstreben diente nur die Pyramide leicht und in großen Dimensionen.

Ein Blick auf die südmexikanischen und yucatekischen Denkmäler zeigt eine besondere Vorliebe dieses Volkes für das Viereck in der Anlage der Bauten. Außer den zahlreichen kegelförmigen Tumuli sind in Südmexiko nur wenige Rundbauten, wie z. B. ein Grabmal in Mayapan, vorhanden. Das Viereck machte sich hier bis in die kleinsten Details geltend; die Thüren waren regelmäßig viereckig, die Dächer flach, so daß der ganze Bau ein viereckiges Aussehen gewann. Sogar die Ornamentik liebt viereckige Formen. Friese und Gesimse sind viereckig, und die gestaltreichen Bilderschriften sind gern in viereckige Umrahmungen gezwängt.

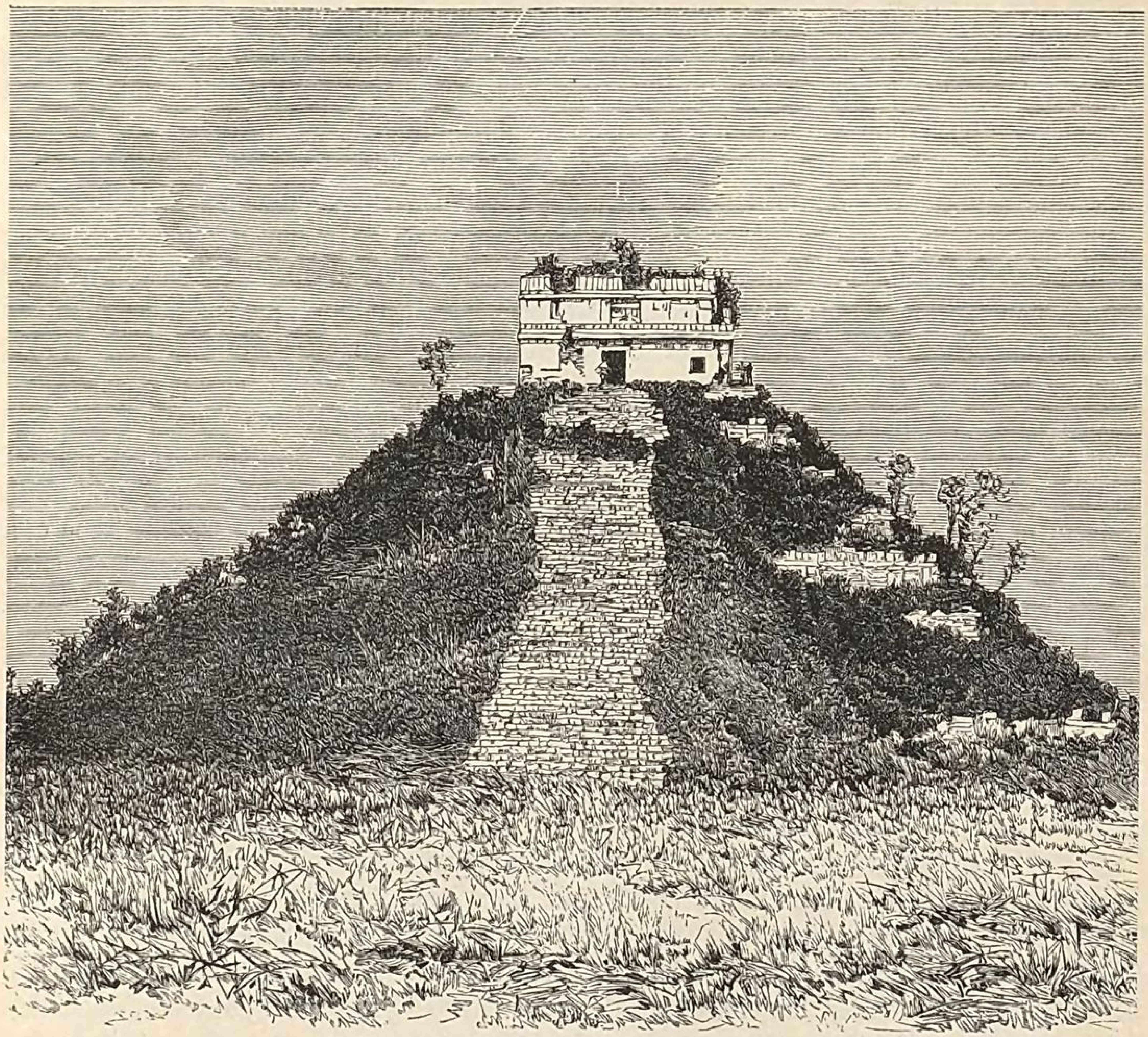
Während man im Lande der Chibcha einen entschiedenen Niedergang der Kunstübung, besonders auf dem Felde der Architektur, beobachtet, so daß, wenigstens zur Zeit, als die ersten Europäer hier ankamen, nicht einmal mit Stein, sondern nur mit Stroh und Lehm gebaut ward, tritt uns in Peru eine geradezu großartige Bauthätigkeit entgegen, die sich in Tausenden von Resten bis auf die Gegenwart achtunggebietend erhalten hat. Ihr Grundzug ist Einfachheit im Vergleiche mit der mittelamerikanischen. Ein gewisser Stil ist in Peru durch die Mehrzahl der alten Bauten zu verfolgen, und nichts hindert in diesem festgeschlossenen Lande, ihn als einen nationalen zu bezeichnen. Alexander v. Humboldt hat die treffende Bemerkung gemacht, daß sämtliche peruanische Denkmäler, die auf dem Rücken der Kordillere in einer Seehöhe von 1000 bis 4000 m, wo einerseits die Wärme, anderseits die Kälte schon sehr empfindlich ist, und in einer Ausdehnung von 225 Meilen zerstreut liegen, dennoch ein derartig gleiches Gepräge tragen, als ob sie aus der Hand eines und desselben Architekten hervorgegangen wären. Häuser und Mauern trugen granitene Friese, steinerne Tierköpfe, oft von kolossaler Größe, drohten von den Thoren herab oder spieen Wasser gefaßter Quellen. Mag die einfache, in scharf ausgemeißelten Quadraten, tiefen, nischenförmigen, rechteckigen Einschnitten, hohlkehlen- und gesimsartigen Absätzen sich gefallende Architektur von Tiaguanaco und die Skulptur der rohen Kolossalbüsten derselben Gegend einer frühern Zeit angehören, in das Tropendickicht der Maya-Architektur verlor auch der Inka als Baumeister sich nicht, wenn auch seine Skulpturen häufig den gemeinsamen Charakter der Übertreibung nicht verleugnen.

Die Vorliebe für den pyramidalen Aufbau der Monumente gehört zu den Merkmalen altamerikanischer Kunst. Dieselbe äußerte sich in der Herstellung von künstlichen Pyramiden und in der Umschaffung ganzer Hügel zu pyramidalen Trägern von Tempeln oder selbst mannigfaltigen Gruppen von Heiligtümern, die sich stufenweise übereinander erheben. Wenige monumentale Gebäude stehen in Mexiko oder Mittelamerika auf ebenem Boden. Palenque, Uxmal, Coban, Izamal zeigen mächtige Pyramiden, die bald frei sich erheben, bald die Träger von Bauwerken sind. Das sogenannte Schloß oder die Burg in Chichen-Itza (s. Abbildung, S. 695) steht auf einer nahezu quadratischen Pyramide von 24 m Höhe und

circa 60 m Seitenlänge. In Palenque erhebt das Hauptgebäude, der sogenannte Palast, sich auf einer 12 m hohen, an der Basis 90 und 80 m messenden Pyramide. Das Innere derselben ist aus Erde aufgeschüttet, die äußern Flächen mit breiten Steinplatten bekleidet; Treppen führen zum Hauptgebäude, welches ein Rechteck von 8 und 52 m bildete. Nicht nur die Paläste, auch die Wohnungen der Priester, jene der gottgeweihten Sonnenjungfrauen, meist in der Umgebung der Tempel gelegen, ruhten im Maya-Lande ebenfalls auf pyramidalen oder konischen Steinunterbauten. Nicht ebenso häufig, dafür aber in kolossalem Maßstabe kommen diese Pyramidengrundlagen in Peru vor. Wiener beschreibt jene von Colpa, die nicht weit von den Tempelruinen von Huanuco Viejo entfernt auf einer Hochebene 963 m über dem Thale liegen. Eine Steintreppe, deren Stufen an vielen Stellen noch vollkommen erhalten sind, führt auf diese Höhe hinauf und bereitet den Reisenden würdig auf die kommenden Dinge vor. Die Fläche oben ist durchaus eben und von leicht gewellten Hügeln umgeben; in der Ferne begrenzt die schneebedeckte Kordillere den klaren Horizont. Der Tempel ist ein nach den Himmelsrichtungen orientierter Erdwall, der nur ein einziges Stockwerk umfaßt und von einem steinernen Fußwege umgeben ist. Vier Säulenthore führen zur Hauptfassade; ihre Einfassungen sind mit zwei steinernen Pumas geschmückt, welche wie ägyptische Sphinxe die heilige Straße bewachen. Rechts und links von diesen Thoren liegen Ruinen von königlichen Palästen, große Säle, von kleinen Nischen umgeben, Bäderanlagen, Galerien, und was sonst zu einem glänzenden Fürstensitze gehörte.

Stufenpyramiden, Pyramiden mit Treppenaufgängen sind auch in Peru zu finden und teilen mit denen der nördlichern Völker die geringe Höhe bei oft beträchtlicher Flächenausdehnung. Sicherlich ist es aber darum noch nicht geboten, sie den Tolteken zuzuschreiben. Die Tempelstadt Pachacamac lag auf drei Hügeln, welche höchst wahrscheinlich künstlich aufgeschüttete Pyramiden waren. In größerer Zahl sind pyramidenartige Bauten aus Mexiko bekannt. Genauer untersucht sind besonders die 50 km nordwestlich von der Stadt Mexiko gelegenen Pyramiden von Teotihuacan, die man „Sonne und Mond" zu nennen liebt, wiewohl für diese Benennung kein bestimmter Grund vorzuliegen scheint. Ihre Lage macht sie zu auffallenden und weithin sichtbaren Gegenständen, denn sie steigen aus einem Teile des Thales oder Beckens von Mexiko empor, welcher ganz flach ist, und von welchem die Berge, welche diesem Abschnitte der Hochebene nicht fehlen, weit genug entfernt sind, um die ihnen ähnlichen, vielleicht sogar nachgeahmten Werke der menschlichen Hand nicht allzusehr in den Schatten zu stellen. Eine von den beiden Pyramiden ist 66, die andre 46 m hoch; jene ist natürlich die Sonne und diese der Mond. Da die erstere tiefer steht als die letztere, ist anscheinend der Höhenunterschied beider nicht so groß und verschwindet ganz, wenn man sie aus einiger Entfernung betrachtet. Erbaut sind beide aus dem vulkanischen Gerölle und Tuffe, welche die Umgegend in reicher und leicht erreichbarer Menge bietet. Beide sind abgestumpft, eine Eigentümlichkeit, welche sie mit allen den Pyramiden teilen, welche man in Mexiko und selbst bis über den Mississippi hinüber in den südlichen Teilen von Nordamerika findet. Über ihr Inneres weiß man wenig, bei den meisten mexikanischen Pyramiden gibt es gar kein Anzeichen dafür, daß ihr Inneres etwas andres als ein großer Steinhaufen ist, aber in der Südseite der kleinern von diesen beiden Pyramiden von Teotihuacan findet sich eine Öffnung, welche durch einen engen hinabführenden Gang zu einem viereckigen Schachte führt, dessen Wände durch Verkleidung mit vulkanischem Gerölle festgemacht sind. Über die Tiefe und weitere Beschaffenheit dieses Schachtes ist näheres nicht berichtet, nur sagt Garcia Cubas, der mexikanische Geograph, der ihn zuerst beschrieb, daß die Achse des absteigenden schmalen Ganges an dem Tage seines Besuches genau übereingestimmt habe mit dem magnetischen Meridiane. Es ist vielleicht nicht zu nüchtern, an Versuche von Schatzgräbern zu erinnern, die ins

Innere des Bauwerkes eindringen wollten. Die kleinere Pyramide liegt nördlich von der größern, und zwar liegen sie genau nach den beiden Himmelsgegenden Norden und Süden. Blickt man vom Gipfel der kleinern von beiden nach Süden hin, so erkennt man leicht eine Art von Straße, die zu beiden Seiten eingefaßt ist durch kleine Steinhügel, gewissermaßen Miniatur-Pyramiden, und dieser Weg erstreckt sich fast durchaus gerade bis zu einem Hügelzuge, der Cerro Matlacinga genannt wird, in einer Länge von gegen 1½ Leguas. Aber diese Doppelreihe von Steinhügeln erweitert sich vor der Pyramide selbst in T-Form,



Das sogenannte Schloß von Chichen-Itza. (Nach de Charnay.) Vgl. Text, S. 693.

so daß es scheint, als ob sie Arme nach beiden Seiten hin abgebe. Es ist wahrscheinlich nur ein Zufall, daß gerade an diesem Punkte, wo die Hügelstraße sich teilt, in dem leeren Raume zwischen beiden Armen, gegenwärtig das kolossale Bild angeblich der Mondgöttin liegt, von dem einige glauben, daß es einst seinen Platz auf dem abgestumpften Gipfel der Pyramide gehabt habe. Es ist bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, aber noch erkennt man ein Halsband von nicht schlechter Arbeit und in der Brust eine viereckige Höhlung, welche nach Mendozas Deutung eine goldene Platte aufnahm, auf welcher in Hieroglyphenschrift die Macht und Herrlichkeit dieses göttlichen Wesens angezeigt war. Steinhügel kommen auch in bestimmten Entfernungen voneinander mitten in der Straße vor. In unregelmäßiger Verteilung zeigen sich diese selben Steinhügel in Pyramidenform auch hinter den

Pyramiden. Es wird fast glaubhaft, wenn man diese Gegend durchstreift, was Torquemada in seiner „Monarquia Indiana“ behauptet, daß zu seiner Zeit noch 20,000 dieser Hügel vorhanden gewesen seien. Noch immer entdeckt der Pflug und die Hacke des indianischen Bauern, der jetzt auf fremdem Gute Weizen und Gerste baut, neue Reste der Kulturstätten seiner Vorfahren.

Es ist auffallend, wie oft gerade die Pyramiden, wie in Teotihuacan, paarweise auftreten. So sieht man in Chichen-Itza zwei einander parallele Pyramiden von 110 m Seitenlänge, deren eine wohl erhalten und auf Stuckgrund mit bunten Malereien bedeckt ist. Doppelpyramiden auf gemeinsamer Grundlage kommen in Copan vor. Merkwürdig ist die Doppelpyramide von Izamal, die unten 250, am mittlern Absatz 200 m größten Durchmesser bei einer Gesamthöhe von 20 m mißt. Höhen von 10 bis 20 m sind wenigstens bei den mexikanischen und yucatekischen Pyramiden am häufigsten.

Nicht immer ist die Neigung der vier Seiten der Pyramide die gleiche. Bei Palenque steht eine von circa 190 und 246 m Seitenlänge, deren Flanken an einer Seite fast senkrecht, an drei andern nur schwach geneigt aufsteigen. Die Treppenaufgänge von vier Seiten erweiterten sich bei kleinern Pyramiden zu Steinverkleidungen, wobei wohlbearbeitete Stücke von $2^1/_2$ m Länge vorkommen. Dreifache Treppenverzweigungen findet man an Pyramiden von Copan. Unterirdische Gänge, sorgsam ausgemauert, so daß der Verdacht fern liegt, sie seien von Schätzesuchern gegraben, sind öfters nachgewiesen worden.

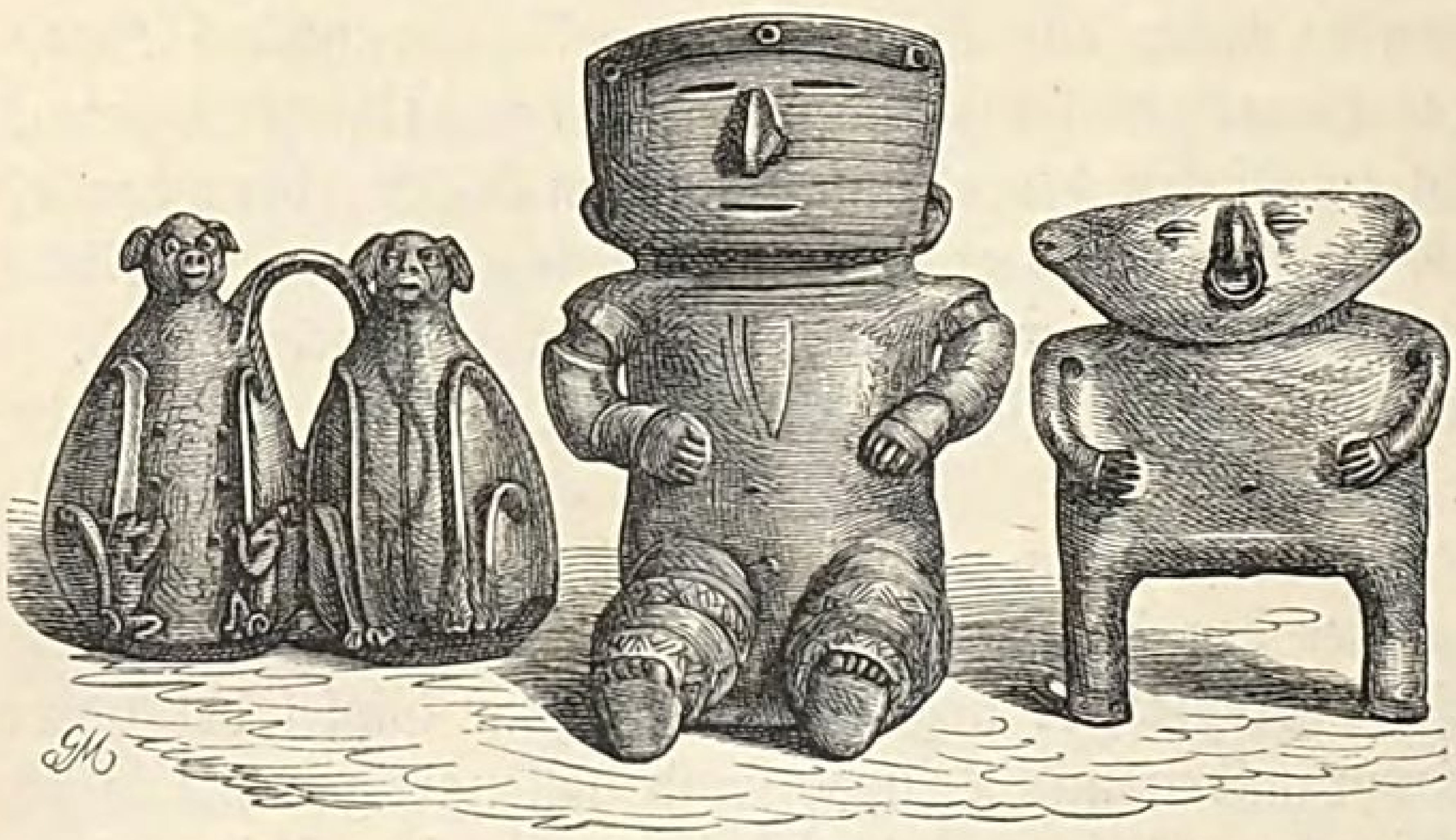
Auch da indessen, wo die Pyramiden sorgfältiger aufgebaut sind, wie vor allem in Mittelamerika, ist ihre Funktion als Fundament eines Tempelbaues vielfach außer Zweifel. Maudslay hat dies neuerdings durch Aufräumung von Plattformen der Pyramiden zur Evidenz nachgewiesen. Mochte nun die Plattform einen Tempel, eine Mauerumfriedung oder einen offenen Opferplatz tragen, und alle diese Fälle treten ein, eine vollendete Pyramide, die Selbstzweck ist, wie in Ägypten, scheint in Alt-Amerika nirgends erbaut worden zu sein. Man hat dagegen Spuren von Begräbnissen in ihnen entdeckt — in Pyramiden von Copan hat Maudslay mehrfach bemalte Jaguarskelete und Hunds- (oder Wolfs-) Zähne gefunden —, und die künftigen Ausgrabungen werden darauf zu achten haben, ob nicht bei vielen oder gar den meisten der Gedanke eines riesigen und vielleicht, worauf die Zementzwischenböden deuten, allmählich erhöhten Grabhügels sich verwirklicht. Wir wären geneigt, das letztere in vielen Fällen anzunehmen.

Da leider bisher nur wenige altamerikanische Pyramiden gut genug erhalten sind, um ihre architektonische Bedeutung als Träger von Tempeln oder andern Monumentalbauten sofort deutlich erkennen zu lassen, und da noch nicht viele Ausgrabungen mit der Sorgfalt bewerkstelligt wurden, welche der sichere Nachweis der funeralen Bedeutung erfordern würde, so ist vielen derselben gegenüber die gleiche Frage des Zweckes offen, welche bei den nordamerikanischen Mounds so große Schwierigkeiten macht. Eine radikale Auffassung spricht ihnen jede höhere architektonische Bedeutung ab. So schreibt Bandelier, ein Kenner Mexikos: „Ich habe die Pyramide von Cholula monatelang untersucht und nichts gefunden, was aus diesem ungeheuern künstlichen Hügel mehr denn eine Anhäufung treppenartiger Stufen behufs Errichtung von Häusern auf denselben, die, über der Ebene gelegen, vor einem unvermuteten Überfall gesichert waren, machen konnte. Der Hügel von Cholula, in einer verteidigungslosen Ebene gelegen, war in der That bloß ein befestigtes Dorf. Die Schichten von Luftziegeln sind ziemlich wagerecht gelegt, allein elf verschiedene Größen der einzelnen Platten sind vorhanden, und alles deutet darauf hin, daß die Masse nicht das Produkt einer gleichzeitigen Arbeit war, sondern eine im Laufe der Zeit entstandene Anhäufung, nach Bedürfnis angebracht, um bei der Zunahme der Bevölkerung mehr erhabenen Raum, einen entsprechendern Zufluchtsort zu sichern.“ Die oft sehr

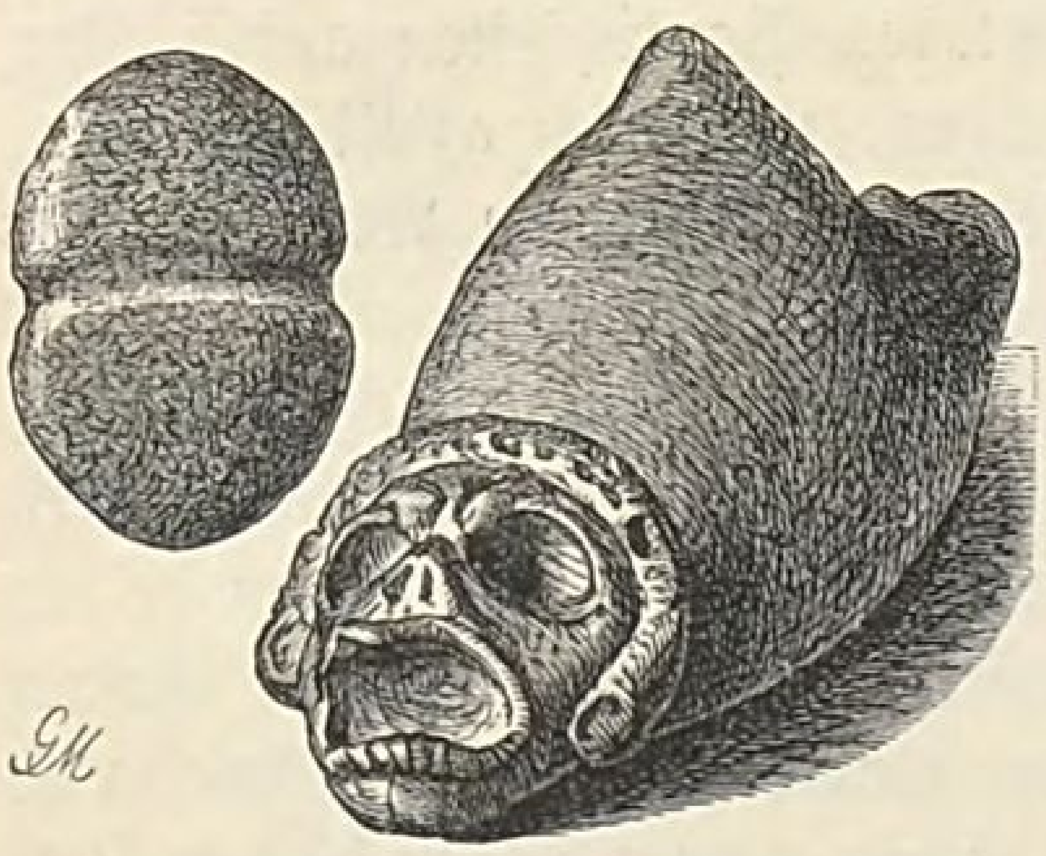
unregelmäßigen Grundrisse mexikanischer Pyramiden scheinen dieser Ansicht zu entsprechen. Aber der oberflächliche Zerfall mag hier täuschen, und genaue Untersuchungen haben in Mittelamerika mehrfach ein systematisch angelegtes stützendes Gerüst von Mauern und Zementböden im Innern der Pyramiden aufgedeckt. Daß die Umrisse nicht immer die regelmäßigsten, ist nachgewiesen. Es findet sich bei Pyramiden westlich von Tehuantepec, die auf breiten Treppen und meist von mehreren Seiten erstiegen werden, selbst eine Annäherung an die runde Form wenigstens dadurch angebahnt, daß der Querdurchschnitt der zwischen den großen Treppen liegenden Ecken ein Trapez mit zwei abgerundeten Seiten darstellt. Der Ausdruck „viereckiger Hügel“ ist ganz treffend. Indessen liegt das geometrisch Regelmäßige überhaupt nicht im Wesen der altamerikanischen Kunst, die zwar oft starr oder mindestens steif, niemals aber kristallisiert erscheint. Beleg genug die Vorliebe, mit der Thüröffnungen unsymmetrisch in die vier Mauern eines Raumes gelegt sind, so daß einige perspektivisch hintereinander liegende Thüren schon wie eine große Leistung bewundert werden.

Natürliche Hügel wurden durch Terrassierung zu wahren heiligen Bergstätten umgewandelt. In Palenque hat man außer den Hauptgebäuden und Tempeln, deren man 16 bis 20 zählt, noch amphitheatralisch übereinander liegend bis fast zum Gipfel des Cerro Alto hinauf Ruinen von Terrassenpyramiden mit Tempeln und hallenartigen Gebäuden, Gruppen niedriger Häuser und seltsame, aus einem labyrinthischen Gewirre kleiner Kammern bestehende Bauwerke, die Charnay für Totenhäuser erklärt, aufgefunden. Der Raum für diese Bauten wurde in der Regel dadurch gewonnen, daß ein Weg spiralig um den Hügel herumgeführt wurde, wobei künstliche Abtragungen Plätze für ausgedehnte Bauten erzeugten. So sehen wir es im Hochthale von Anahuac, wo ein Hügel bei Tezcoco unten und oben und auf allen Seiten Trümmer von Bauwerk aus der Blütezeit der indianischen Kultur trägt. Dieselben sind in der Weise verteilt, daß sie in Zwischenräumen einem Wege entlang stehen, welcher vom Fuße des Berges zum Gipfel in einer Kreiswindung sich hinaufzieht. Der Gipfel scheint die ausgedehntesten Baulichkeiten auf breiter, mörtelbelegter, fein geglätteter Plattform getragen zu haben, und nach aztekischer Sitte werden dieselben der Götterverehrung gedient haben; die Monumente am Wege scheinen hingegen gewissermaßen vorbereitende Heiligtümer darzustellen, ähnlich wie in katholischen Ländern oft an Bergwegen die Leidensstationen in aufsteigender Folge dargestellt sind, bis sie auf der Höhe in einer Kapelle oder Kirche gipfeln. Hier sieht man denn zuerst in den Felsen eine viereckige Nische von sechs Schritt Breite, deren Eingang von beiden Seiten durch dicke Mauern bis auf ein Thürlein verschlossen ist. Zwischen dieser Mauer und der Nische ist eine Art Vorhof, denn die letztere liegt etwas zurück und höher, und man steigt auf vier unvollkommenen, schrägen Felsstufen zu ihr empor. Von diesem Vorhofe ist jederseits wieder ein kleiner viereckiger Raum durch Seitenmauern abgetrennt. Auch die Nische ist zum Teile ausgemauert, und vor ihrer Hinterwand erhebt aus dem Fußboden sich ein flaches Postament von vier Zoll Höhe, das gleichfalls aus den Felsen gehauen ist. Der Boden ist mit weißem Mörtel belegt und geglättet. Etwa 50 Schritt weiter oben folgt ein zweiter ähnlicher Bau. Derselbe gleicht im ganzen nach Form und Einrichtung den beiden ersten, ist aber ausgezeichnet durch die Reste zweier aus dem Felsen gehauener Bildsäulen, die freilich in den wesentlichen Teilen durch Absprengung zertrümmert sind, aber einige Stücke noch erkennen lassen. Man sieht die Füße mit kenntlich ausgearbeiteten Zehen und Sandalenbändern, sieht Gewandfalten, sieht Spuren der gebräuchlichen bolusroten Bemalung und in den Trümmern, die am Boden liegen, Gewandverzierungen, welche darauf hindeuten, daß das Ganze nicht ohne Feinheit gearbeitet war. Diesen Resten nach zu urteilen, waren die beiden Figuren in einem kräftigen

Hochrelief herausgehauen und dürften mindestens 3 m hoch gewesen sein. Auch hier Mauerwerk, Stufen und geglätteter Mörtelboden. Etwas zur Seite und abwärts ist der Kamm eines mächtigen Felsblockes zu einer liegenden Tiergestalt, Leguan oder Krokodil, umgearbeitet, deren mächtige Formen weithin zu erkennen sind. Fernerhin folgt eine in Stein gehauene Rinne, die zu einem kreisrunden Becken führt, zu welchem man über fünf Felsenstufen hinabsteigt. Auf beiden Seiten sind Felsen überhängend stehen gelassen, aus welchen $^1/_2$ m große Frösche lebenswahr herausgearbeitet sind. Etwas tiefer liegt gegen Süden zu ein zweites Becken von $1^1/_2$ m Durchmesser und gegen 3 m Tiefe. Ausgehauene, stufenartige Sitze und dreißig aus einem einzigen Felsen gehauene Stufen führen zu demselben hinab. Auch hier sind sauber gehöhlte Rinnen mehrfach zu sehen. Auf dem Gipfel des Berges ist endlich wiederum ein Felskamm durch sorgfältige Behauung zu einem liegenden Tiere umgearbeitet, und ringsum ist der Boden durch Mörtelbelag und teilweise Mauerung zu einer breiten Plattform geglättet. Da dieser Hügel einer der Vorberge des östlichen Randgebirges der Hochebene ist, so sieht man von seinem Gipfel ostwärts in die walddunkeln höhern Gebirge hinein und hat im Norden, Westen und Süden den weitesten Blick über die gelbe Hochebene, aus welcher die Silberschilde der Lagunen schimmern. Ein fesselndes, aber tief ernstes Bild, welches ahnen läßt, daß das Gefühl für das Große in der Natur, welches ja schon in dieser feierlichen Emporhebung der Verehrungsstätte um den Berg hin sich kundgibt, wenigstens den Pflegern der Heiligtümer dieser Völker nicht fremd war. Gibt es doch wenigstens weiter im Süden, im alten Lande der Zapoteken und Mije, keine beherrschende Höhe, auf der nicht Ruinen von Bauwerken, Steinskulpturen oder wenigstens Götzenbilder in Thon mit jenen bekannten Fratzengesichtern gefunden worden wären, welche aus der Verzerrung der natürlichen Gesichtsteile zu geometrischen Linien (s. obenstehende Abbildung) und sonstigen willkürlichen Ornamenten entstehen.



Alte Thonfiguren aus Kolumbien. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)



Steinaltertümer von den Antillen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) $^1/_6$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 699.

Manche architektonische Motive sind überhaupt unverständlich. Nach früher Gesagtem wären hier zunächst viele Pyramiden zu nennen, denen vielfach jede Regelmäßigkeit der Orientierung und Gestalt abgeht, welche anderwärts einen tiefern Zweck derartiger architektonischer Kristalle ahnen läßt. Allein hier mögen fernere Untersuchungen noch manches Licht verbreiten. Mehr noch ist dunkel ein Bau wie die Schnecke von Chichen-Itza, ein rundes Gebäude von 7 m Durchmesser, dessen Inneres an die Estufas der Cliff-Houses und Pueblos erinnert; es besteht aus einem Massiv von Mauerwerk mit einem rings herumlaufenden, sehr engen doppelten Korridore. Das Gebäude steht auf zwei übereinander aufsteigenden künstlichen Terrassen. Von der ersten zur zweiten führt eine Treppe von

20 Stufen, deren Geländer aus ineinander verstrickten Schlangen gebildet ist. Über das Fehlen der Wölbung in Alt-Amerika hat man wegen einiger unbedeutender Nischen an peruanischen Bauten sich gestritten. Eine Wölbung von mehr als diminutiven Verhältnissen hat aber niemand nachgewiesen. Die von Peru bis Mexiko übliche Thür, die auch an Prachtpalästen selten 2 m übertrifft, verengerte sich nach oben und ist häufig von einem einzigen Steine überdeckt. T-förmig ausgemauerte Nischen kehren als heiliges Zeichen in Teotihuacan und in Peru wieder und sind oft mit dem Kreuze verwechselt worden. In einfachen runden, walzenförmigen Pfeilern des Palastes von Mitla sah A. v. Humboldt das einzige Beispiel der Verwendung von Säulen in altamerikanischer Architektur. Seitdem hat man in Palenque und an mehreren Stellen in Peru sogar skulptierte oder bemalte Pfeiler entdeckt, welche schwere Decken tragen. In Palenque sind die Träger einer offenen Galerie sogar mit 2 m hohen, in den Stuck modellierten Bildwerken geschmückt, über welchen sich Hieroglyphen hinziehen, und im Innern des Palastes sind Wände und Pfeiler mit Granitbildwerk geschmückt. In den Ruinenstätten von Yucatan findet man völlig frei stehend mehrere Meter hohe, aufrechte, säulenartige, abgerundete, ganz unverzierte Steine vor dem Palaste und an verschiedenen andern Punkten der Stadt aufgerichtet, aus welchen man auf einen phallischen Kult geschlossen hat. In Palenque erstaunt der Reichtum an hieroglyphen- und fratzenbedeckten, frei stehenden Säulen und Obelisken. Ähnliche Pfeiler von 8 m Höhe hat man in Santa Lucia Cozumalhuapa gefunden, und in Copan bilden sie auf der sogenannten Plaza des antiken Pueblo eine seltsame Allee. An dem sogenannten Nonnenpalaste von Chichen-Itza zeigt das Thor eine Verzierung von kleinen steinernen Glockentürmen, die an die entsprechenden Bauwerke Chinas und Japans erinnern.



Hohle Thonfiguren (sogenannte Chibcha-Altertümer) aus Kolumbien. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/7 wirkl. Größe.

Wir möchten hier gleichzeitig auch auf die große Zahl der nach ihrem Zwecke ganz unverständlichen Werke der Bildnerei hinweisen, die uns wohl immer ein Rätsel bleiben werden, da sie höchst wahrscheinlich eine Rolle im Götterdienste spielten, der wenigstens seinem äußern Gange und seinen Zeremonien nach uns doch nur lückenhaft bekannt ist. Zum Aufhängen durchbohrte und spiegelgleich polierte Platten aus Grünstein deutete Professor Fischer ganz glaublich auf Klingsteine, die kleine Glocken ersetzen konnten, während Uhle sie als Brustschmuck ansieht. Schwerer erklärlich sind Steinscheiben von 6 m Durchmesser mit einem eingeritzten Menschengesichte, von dem Strahlen ausgehen (Sonne?), welche in Mittelamerika gefunden worden sind. Auch sie sind durchbohrt. Und ganz rätselhaft sind steinerne Ringe in Halfterform, die in verschiedener Größe, bis zu 2/3 m Durchmesser, in Mexiko und auf den westindischen Inseln gefunden worden. (S. obenstehende Abbildung und die auf S. 698, unten.)

Die Phantastik der Ornamente ist eine Erscheinung für sich, die oft merkwürdig kontrastiert mit der Armut und Verworrenheit der architektonischen Grundgedanken. Türme und Pfeiler, die von riesigen steinernen Schlangen umwunden sind, Treppengeländer aus Schlangenleibern zusammengewoben, ein Fries aus lauter Schildkröten (der der Casa de las Tortugas in Chichen-Itza den Namen gibt), selbst die Wandfriese der Palasthöfe von Palenque, von denen Stephens sagt: „Sonderbare Figuren von Götzen treten, wie zufällig, aus dem Gewirre der Steine heraus und erinnern an die riesigen ausgemeißelten Köpfe an den Palästen von Chichen-Itza; fein gearbeitete Steinmäander, die wie Hieroglyphen aussehen, dienen ihnen als Einrahmung; dann kommt eine Aufeinanderfolge von gebrochenen Stablinien von riesigen Dimensionen, abwechselnd mit Quadraten und Rosetten von wunderbarer Feinheit", sind einfach im Vergleiche zu den hieroglyphischen Ausschmückungen, in denen man überhaupt keine Naturform mehr erkennt, sondern bloß willkürlich geführte Linien, von denen Wiener angesichts eines hieroglyphischen Pfeilers im Palaste von Chaoin ganz richtig sagt, sie könnten nur symbolisch verstanden werden, denn die Phantasie des Künstlers allein könnte solch sonderbare Umrisse, die sich mehrfach wiederholen, nicht zu stande gebracht haben. Das

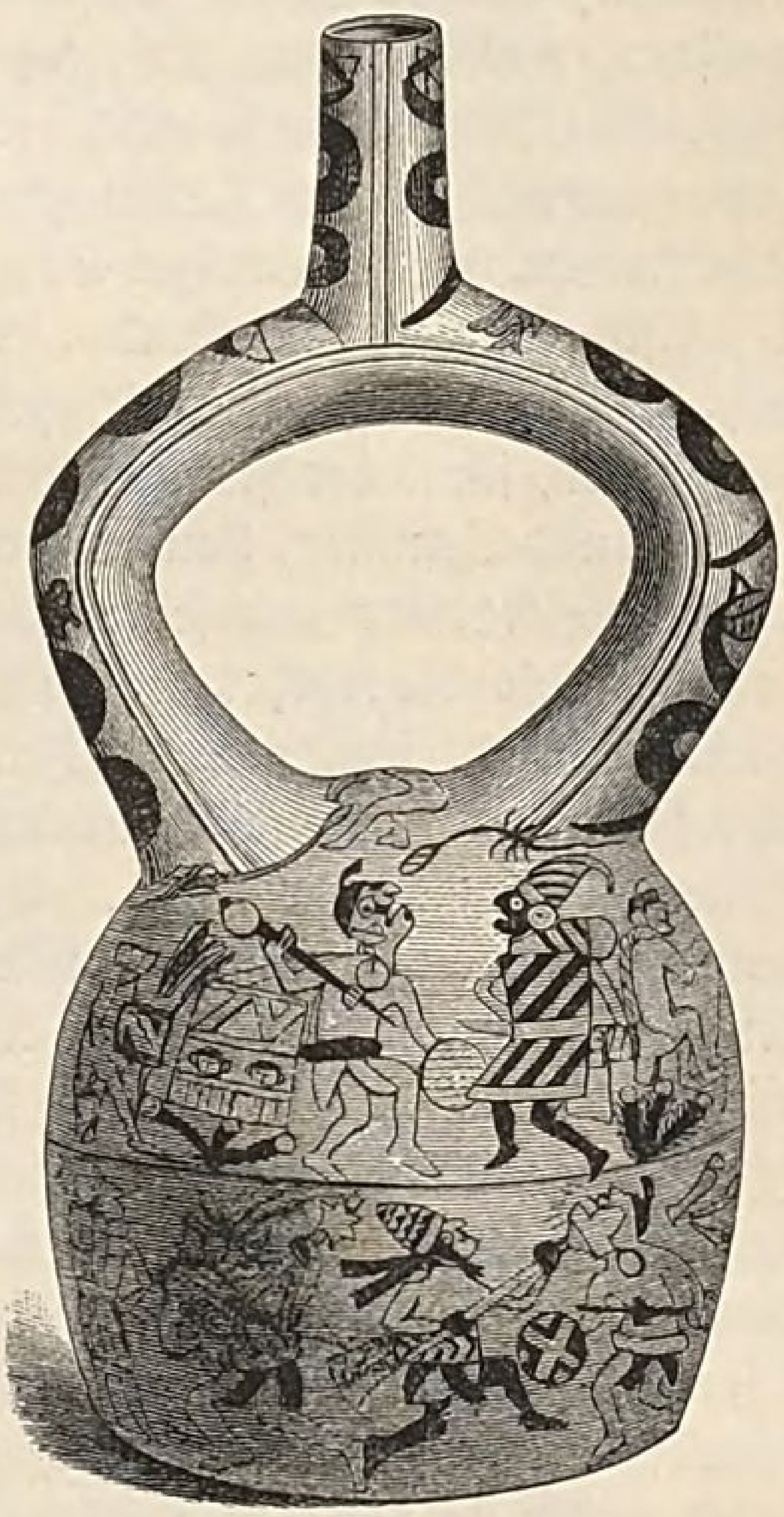


Alte Thongefäße aus Venezuela. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ⅓ wirkl. Größe.

Baumaterial ist außerordentlich wechselnd. Über den sehr einfachen, fast rohen Charakter des innern Aufbaues haben wir gesprochen. Im Äußern kamen Adobes (lufttrockne Lehmziegel) und Hausteine zur Verwendung. Polierter Zement wurde zur Herstellung von Fundierungen, Plattformen, Böden ausgiebig verwendet. Nach Mendoza wären sogar die Wände der Pyramiden von Teotihuacan mit dem vorzüglichsten polierten Stucke belegt gewesen, doch ist wahrscheinlich, daß dessen Bruchstücke von der Plattform oder von Zwischenmauern stammen, und ähnlich dürfte es auch in Cholula sich verhalten haben. Nur ist hier die Zerstörung allzu weit vorgeschritten, als daß man die ursprüngliche Lage der Zementdecken noch zu bestimmen vermöchte. Bruchsteine wurden ohne Unterschied der Härte verwendet, wiewohl die feinere Bearbeitung offenbar durch Ausschleifen mit nassem Sande mühsam geschehen mußte. So stehen in Cuzco nahe beisammen Reste von Bauten aus hartem, grauem Kalke und aus Trachytporphyr. Daß man, wo es zu haben war, leicht bearbeitbares Material vorzog, beweisen die Bauten und Skulpturen von Quirigua, bei welchen ein Quarzsinter mit Kalkzement zur Verwendung kam.

Die mexikanischen Dörfer von heute sind unregelmäßige Konglomerate von Rohr- und Reisighütten, in deren Verteilung oder Zusammenstellung man keine andre Regel sieht, als daß sie sich um einen freien Platz gruppieren, in dessen Mitte immer ein großer schattenreicher Baum, ein Mango, eine Tamarinde oder eine Ceiba, steht. Häufig steht bei dem

Baume ein Haus, das etwas länger als die Wohnhäuser, mit einem sorgfältigern Dache gedeckt und mit Kalke geweißt ist. Ein kunstloses Kreuzchen auf dem Giebel, aus zwei Stecken zusammengebunden, kennzeichnet es als Kirche, die übrigens sehr oft erheblich alle andern Gebäude überragt. Der Gegensatz der Größe und oft auch des reichen Innenschmuckes der Kirchen zu der Niedrigkeit der umliegenden Hütten gehört zu den charakteristischen Merkmalen mancher altindianischen Kulturlandschaft. Ringsherum liegen im Walde oder in feuchten Gründen die Mais- und Bananenfelder. Dieses einfache Bild kehrt in Mittelamerika und weiter südwärts durch den ganzen alten Kulturstrich mit den Abwandlungen wieder, welche Klima und Boden bedingen. Die alten Indianerdörfer dürften nicht sehr viel anders ausgesehen haben, nur erhob sich statt der Kirche ein Hügel mit Opferstätte, und an vielen Orten, besonders Mittelamerikas und Perus, wurden Häuser von hervorragenderer Bedeutung, wie Tempel, Tanzhütten, Beratungshäuser und vielleicht auch Häuptlingswohnungen, mit Steinskulpturen verziert und dadurch zu einer Höhe der monumentalen Wirkung gehoben, wie sie heute in denselben Gegenden nur einer viel geringern Zahl von Bauwerken eigen ist. Die Religion durchdrang aber so innig das ganze Leben, daß die ihr gewidmeten Bauten auch nicht bloß alle andern überragen, sondern vielfach eng umschließen, so daß eine weltliche Architektur kaum scharf von einer kirchlichen zu trennen ist. Früher glaubte man, die großen Ruinenstätten Altamerikas umschlössen gar keine Privathäuser. Teilweise sind diese nun doch nachgewiesen worden (Bandelier behauptet, in Mitla 36 Wohnhäuser gefunden zu haben, und Maudslay erklärt in Copan große Schuttwälle für Reste einräumiger Privatwohnungen), und schon stellt man die Behauptung auf, daß manches große Haus, das man als Palast bezeichnete, nichts als ein Konglomerat von Einzelwohnungen für die Bewohner des Pueblo sei, das etwa nach dem Muster der Casas grandes Neumexikos (vgl. Bd. II, S. 613) zu verstehen wäre.



Eine Vase mit Kampfszenen, aus Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 671, 672 u. 706.

Neuere Forscher haben den Ausdruck „Stadt" für diese Wohnplätze mit vollem Rechte als irreführend beiseite gelassen und setzen lieber das spanische Wort „pueblo", welches in dem oben geschilderten indianisierten Sinne allerdings weitaus unverfänglicher ist. Bandelier schreibt sogar von Mexiko selbst: „Ich habe an Ort und Stelle den Umfang der ursprünglichen Indianeransiedlung, auf der die Stadt Mexiko jetzt steht, untersucht und gefunden, daß dieses größte Indianerdorf Amerikas nicht den vierten Teil der jetzigen Stadt einnehmen konnte und einnahm". Dies entfernt sich weit von der Schätzung, die wir in den Konquistadoren-Berichten finden. Zwar ist über ihre Einwohnerzahl, die selbst auf eine Million geschätzt worden war, keine bestimmte Nachricht vorhanden, aber die alten Geschichtschreiber zählten 120,000 Häuser mit 3—10 Bewohnern in einem jeden, und dies würde unter allen Umständen mindestens eine doppelt so große Bevölkerung annehmen lassen, als die Stadt heute besitzt. Wenn man größere indianische Städte in Mexiko gesehen und die geringe Belebung beachtet hat, welche durch diese trägen Menschen den Straßen und Plätzen verliehen wird, so scheinen besonders auch die Schilderungen, die Cortez von

der Belebung des Marktplatzes im alten Mexiko gibt, auf eine größere Bevölkerung zu deuten, als die Stadt heute umschließt. Cortez sagt, die Stadt Mexiko habe zur Aztekenzeit mehrere schöne Marktplätze gehabt, und auf dem hauptsächlichsten hätten sich täglich gegen 60,000 Menschen zusammengefunden. Er sei von Hallen umgeben, und die Waren seien in Straßen geordnet gewesen, so daß alles seinen bestimmten Platz fand. Cortez nennt unter dem hier Feilgebotenen fast alle Waren, welche man noch heute auf den mexikanischen Märkten sieht, von Stoff zu Kleidern, Schmucksachen und Waffen bis zu Papageien und Opuntienfrüchten herab. In Buden gab man ganz wie heute gegen Bezahlung zu essen und zu trinken. Barbiere waren vorhanden, welche die Köpfe wuschen und rasierten, Träger für den Transport der Waren, Aufseher, welche die Richtigkeit der Maße prüften, Arbeiter aller Art, die warteten, ob jemand komme, um sie zu mieten. Cortez sagt, Mexiko sei ihm so groß erschienen wie Cordova oder Sevilla. Und sein Bericht ist unter denjenigen der Zeitgenossen noch einer der maßvollsten. Allein Verschiedenes stellt sich ihm entgegen. Einiges Licht wirft auf die Ausdehnung Tenochtitlans die Lage einiger historisch zu fixierender Punkte: Wo heute der einstige vizekönigliche, jetzt „National-Palast“ steht, den in den letzten zehn Jahren nacheinander Maximilian und Charlotte, Juarez, Lerdo bewohnten, stand der Palast Montezumas, der zwanzigthorige, mit seinen drei Höfen, seinen Teichen und Brunnen, hundert Kammern, hundert Bädern, seinen Wänden aus Jaspis, Porphyr und Marmor und seinen Gärten, deren Pracht die Konquistadoren nicht genug preisen können. Wo die Kathedrale steht, erhob sich der große Teocalli mit dem Tempel Huitzilopochtlis. Nicht fern war der Palast von Montezumas Vater Axayacatl, in welchem Cortez mit seinen zweitausend Spaniern und Tlaxcalteken ohne Mühe Quartier fand, als er zum erstenmal in die Stadt kam. Und wiederum nicht fern ist die durch das älteste Gotteshaus bezeichnete berühmte Stelle, wo die Spanier in der „Noche triste“ eine schwere Niederlage durch die aztekische Übermacht erlitten. Die Stadt konnte kaum so groß sein wie heute, um so weniger, als sie damals noch viel mehr Wasserstadt war, umschloß aber gewiß nach indianischer Sitte eine viel geringere Menschenzahl, denn nicht bloß die Paläste nahmen großen Raum ein, da sie sicher ähnlich den langen Häusern von Mitla, Uxmal &c. zu denken sind, sondern es waren auch die einzelnen Wohnstätten wohl durchaus einstöckig. Wer die teilweise sterile Umgegend von Mexiko kennt, wird auch beim Zustande des Ackerbaues, den die Azteken trieben, Zweifel an der Möglichkeit der Ernährung einer Bevölkerung auch nur von der heutigen Zahl nicht unterdrücken können. Und er wird vielleicht, um die Täuschung zu verstehen, in welche die Konquistadoren auch hier verfallen sind, sich an die Thatsachen erinnern müssen, welche uns von dem Marktleben sudânischer Städte, wie Kanos oder Kukas, von vertrauenswertester Seite berichtet werden. Zu einigen bestimmten Stunden des Tages sammelt sich hier die ganze mobile Bevölkerung auf dem Marktplatze, wo jedes Geschäft gemacht, jede Verhandlung, jedes wichtigere Gespräch geführt wird. Der Markt hat hier naturgemäß eine viel größere Bedeutung als in Städten modernen Verkehres. So mögen wir auch die Zahlenangabe des Cortez verstehen, die aber dann für die ganze Stadt kaum auf dieselbe Seelenzahl schließen läßt, welche er auf dem Markte gesehen haben will.

Befestigungen verschiedenster Art gehören zu den großartigsten Resten der altamerikanischen Kultur. Soweit die Macht der Inkas reichte, schützten Burgen auf beherrschenden Höhen, die bei Pfeil und Schleuder nicht gewaltig zu sein brauchten, die Grenzen und Straßen, größere Städte und Heiligtümer waren mit Mauern und Gräben umgeben, Thalengen durch Wälle geschlossen. Einige Hauptstädte, wie Cuzco selbst, wurden durch Festungen gedeckt, welche in ihrer Nähe sich erhoben. Die Feste von Sakſahuaman bei Cuzco liegt auf einem Felsenhügel, dessen Abfall nach der einen Seite unersteiglich, während die

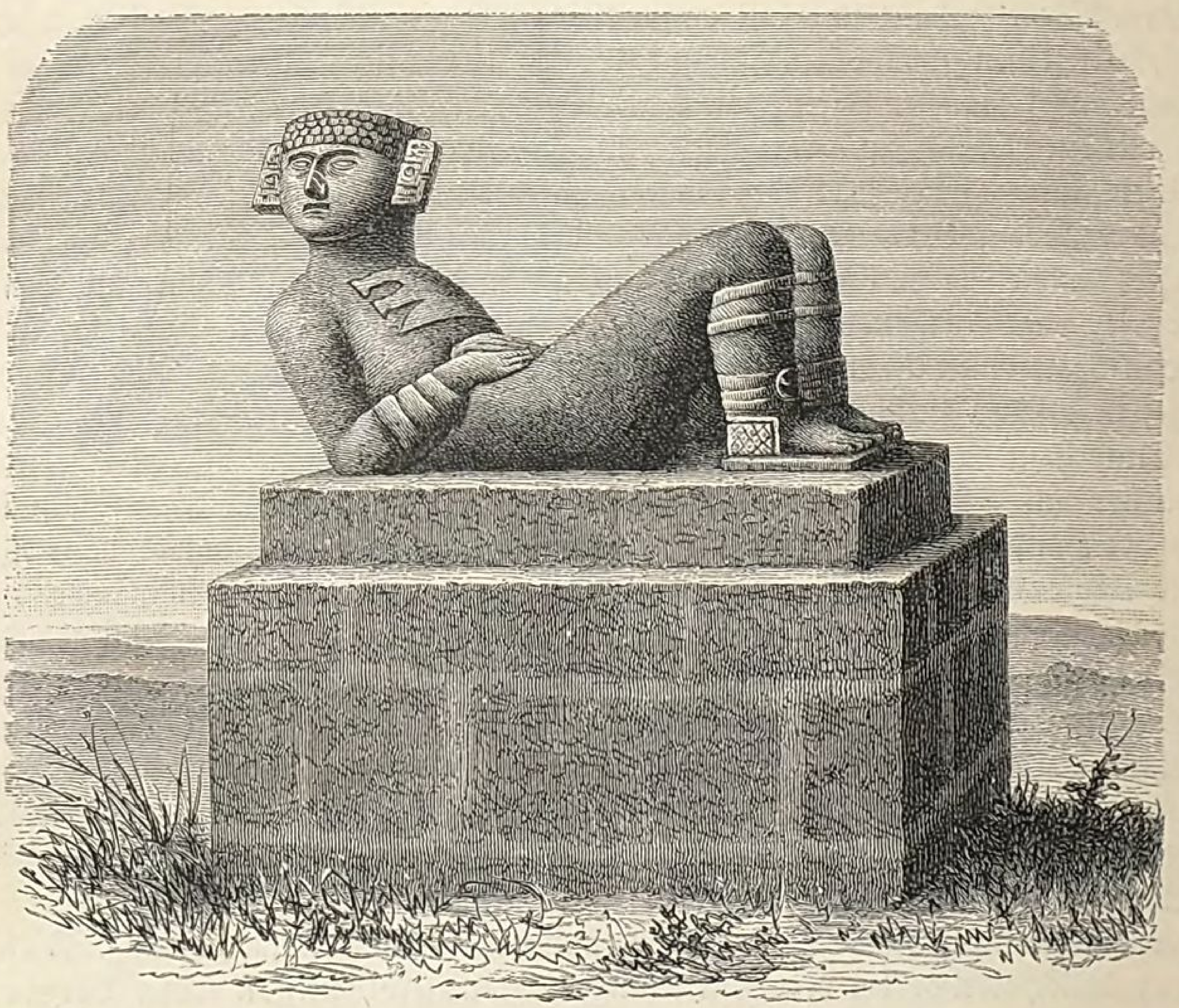
andern Seiten drei Umwallungen übereinander zeigen. Diese Umwallungen, von denen die unterste 10 m breit war, bestanden aus kyklopischem Mauerwerke. Über ihnen stiegen zwei Türme von rechteckigem und einer von kreisrundem Umrisse empor, und der letztere umschloß den Brunnen. In den Felsen ist eine Anzahl von Gelassen gesprengt, die miteinander durch labyrinthische Gänge in Verbindung stehen. Es gab noch mächtigere Festungen als diese zeitweilig vom Inka selbst bewohnte; Ollantaytamba gehört zu ihnen, dessen Burg durch mehrere mit Warttürmen ausgestattete Thalschließen verstärkt ist, die in Meilen Entfernung ober- und unterhalb dieser Feste wiederkehren. Unter den Festungswerken Mexikos nennt die Geschichte der Konquista vor allen die von einem Berge zum andern reichende 1½ Klafter hohe Mauer, welche den Weg von Tlaxcala sperrte. Sie war von Stein mit sehr festem Mörtel erbaut und mit einem tiefen Graben versehen, gegen 10 km lang und 6 m dick, hatte einen gewundenen Eingang, der nur 10 Schritt breit war, und trug oben eine Brustwehr. Bei manchen Orten, wie vor allen Tenochtitlan selbst, war die sumpfige Umgebung mit zur Befestigung herangezogen, und der Zugang fand hier nur über Dämme und Zugbrücken statt. Huacacholla oder Guacachula, nicht weit von Tepeaca, war durch seine natürliche Lage auf einem felsigen Berge und durch zwei vorbeifließende Flüsse geschützt, besaß aber auch eine 4 m breite und nach außen 6 m hohe steinerne Mauer mit Brustwehr, die nur vier enge Ausgänge durch dreifach gewundene Gänge hatte. Die Hauptstadt von Michoacan hatte einen Wall aus Holzwerk von 1 Klafter Dicke und 2 Klafter Höhe. In diesen festen Plätzen stellten die Tempelumfriedigungen sekundäre Befestigungen, gewissermaßen Citadellen, dar. Die Haupttempel Tenochtitlans umgab im Viereck eine über 2 m hohe Mauer mit Schießscharten, und dies war bekanntlich der letzte Punkt, den die Bewohner der Hauptstadt mit Zähigkeit und Aufopferung gegen die Spanier verteidigten.

Die Sicherung gegen Angriffe hat jedenfalls die Erklärung für so manche sonderbar gewählte Lage einstiger Wohnplätze zu geben. So scheint z. B. die Lage Mitlas nicht von der Art zu sein, daß man Paläste hier bauen möchte. Wenn auch die Gegend nicht so reich an Schlangen und Skorpionen und so arm an erfreulicherm Tier- und Pflanzenleben ist, wie einige melancholische Reisende uns glauben machen wollten, so ist sie doch eine der reizlosesten im alten Zapotekenlande, trocken, öde, wasserleer. Anderseits lagen diese Bauten in ihrer Umgebung befestigter Berge hier sicherer als in der Ebene von Oajaca, wo die Bewohner Mitlas recht wohl ihre Felder bebauen oder bebauen lassen konnten.

Der amerikanische Indianer besitzt eine natürliche Gabe der Nachahmung. Diese Gabe ist es vorzüglich, welche bei der Beurteilung der Kunstleistungen seiner Vergangenheit in Betracht kommt. Die Fähigkeit, die Natur nachzubilden, war beschränkt durch die mechanischen Hilfsmittel und die gänzliche Abwesenheit aller solchen, welche geometrische, ja bloß arithmetische Begriffe voraussetzen. Daher ist die Abbildung der Natur in der Plastik nur dann gut, wenn es sich um höchst einfache Formen handelt. Die scharfen Linien eines Totenkopfes, kleine menschliche Gesichter, Schlangen, Frösche, Eidechsen, Schildkröten wurden mit Vorliebe und Geduld, daher gut ausgehauen. Allein ein menschlicher Körper aus Altmexiko ist stets eine Karikatur, selbst die besten Skulpturen zeigen einen widerlichen Mangel an Symmetrie. Halbvollendete Statuen, wie Bandelier einige beschrieben, scheinen zu zeigen, daß der Künstler zuerst den Block glatt rieb und dann von links nach rechts hinauszuschrämmen begann. Infolgedessen sind auch alle größern Arbeiten mehr oder weniger einseitig. Die vielgerühmte liegende Statue des Chac-Mool (s. Abbildung, S. 704), welche, vor einigen Jahren in Chiapas gefunden, nun in dem Hofe des Museo Nacional von Mexiko steht, ist in den Proportionen ein Ausbund von Fehlern, die übrigens augenscheinlich sind. Es liegt wohl etwas Gefälliges in den weichen, gerundeten Linien, aber diese weiche Masse zerfließt ohne das Gerüst fester Punkte und Linien. Gerade diese Statue zeigt denn

auch in dem Loche, das sie in der Mitte des Körpers, gleich vielen ähnlichen, trägt, und das zur Befestigung einer Fahne oder dergleichen dienen mochte, wie wenig oft die größten dieser Bildwerke Selbstzweck, wie sehr sie nur Nebenwerk des Gottesdienstes oder höchstens ein Ornament der monumentalen Bauwerke waren. Mit der Schönheit fehlt daher allzu oft die Würde.

Es ist wahr, daß eine gewisse übermütige, willkürliche Phantasie aus den amerikanischen Kunstgebilden spricht, aber es würde zu Mißverständnissen führen, wenn man darum von Phantasiefülle, von reicher Erfindungs- und Gestaltungsgabe der altperuanischen, altmexikanischen 2c. Künstler sprechen wollte. Es ist ein Gebiet vorhanden, auf welchem ihre Phantasie sich frei entfaltet, aber dasselbe ist sehr beschränkt. Sie erinnern an die indi-



Die Statue des Chac-Mool, gefunden in Chiapas (Mexiko). (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 703.

schen Götzenbildner, welche ihren Göttern in der Regel dieselbe Stellung, dieselbe Grundgestalt, den gleichen Ausdruck geben, dafür aber dann sich schadlos halten, indem sie ihnen bald sechs, bald zehn, bald hundert Arme leihen. So schufen die Altmexikaner unzählige phantastische Bildwerke, aber ihre Phantasie ist bei aller Üppigkeit nie frei genug, um ganz Neues, im ganzen Neues zu schaffen. Nie kommen z. B. die Bildhauer zum Kernpunkte ihrer Aufgabe, zur Darstellung eines freien, natürlich bewegten, menschlich erscheinenden Menschengebildes. Sie verwirren sich stets wieder in dem Gewebe ihrer eignen Phantasie wie die Fliege im Spinngewebe. Wer weiß, ob nicht manchem von ihnen ein Streben, wenn auch ein unklares, innewohnte, sich loszulösen aus der Umstrickung dieser stilisierten Häßlichkeiten, die ihnen Stil oder, besser, Manier geworden waren? Man glaubt dann und wann Spuren zu sehen, aber es ist, zu dieser Annahme berechtigen wohl die zahlreichen und großen Reste altamerikanischer Skulptur, keinem einzigen ein wirklich bedeutender Fortschritt in dieser Richtung gelungen.

Woher dieses Befangensein in so engen Kreisen bei offenbar von Natur aus nicht armer Phantasie? Warum so wenig Hervorragendes bei so großer Masse der Leistungen und so staunenswerter Überwindung technischer Schwierigkeiten? Der letzte Grund und zugleich der entscheidende wird immer in der Vernachlässigung des Studiums der menschlichen Gestalt zu suchen sein. Seltsam! In einem Lande, dessen Klima jede Kleidung zu entbehren viel eher noch erlaubt als das griechische, ist die Bildung des nackten menschlichen Körpers, sei es des männlichen oder weiblichen, fast niemals versucht worden. Fast alles, was man sieht, ist halb bekleidet, und unbegreiflicherweise sind es gerade diese flatterigen, dem Anscheine nach aus Federn und Bändern zusammengesetzten Bekleidungen des Kopfes und der Schultern, der Hüften und Kniee, welche die Phantasie des Künstlers zu allen möglichen Verschlingungen und Verschnörkelungen anregen, während die eigentliche Menschengestalt so schematisch dargestellt wird, daß weder die Züge des Gesichtes noch selbst die hauptsächlichsten Verhältnisse der übrigen Teile des Körpers richtig herauskommen. Die bestgearbeiteten Sachen machen den Eindruck klotziger, schlecht proportionierter Puppen, über welche eine hübsch ausgeführte Schnörkelarabeske gestülpt ist, die offenbar das Wichtigste an der ganzen Sache ist. Sehr treu und schön ausgeführter Federschmuck findet sich genug auf den mexikanischen Bildwerken; aber wie selten ist eine gut ausgearbeitete Nase oder ein belebter, sprechender Mund! Hierin eben liegt der sehr tief gehende Unterschied von den Werken der Ägypter, mit denen man die mexikanischen manchmal etwas zu vorschnell in Vergleich setzte. Auch die Ägypter sind unvollkommene Bildner der Menschengestalt, aber sie versuchten es doch, dieselbe zu bilden, und legten gerade das Hauptgewicht auf eine richtige Darstellung derselben. Deswegen hat man bei Betrachtung ihrer steifen und gewissermaßen schematisch gebildeten Gestalten doch immer den Eindruck, daß sie auf dem Wege waren, große Bildhauer zu werden, und daß es wohl nur das in ihrem ganzen Staatswesen und Geistesleben so tief eingewurzelte Prinzip des Beharrens war, welches sie auf dieser zwar unvollkommenen, aber vielversprechenden Stufe festhielt. Es mögen die Kunstgelehrten eine andre Ansicht haben: uns Laien erscheinen die frühen griechischen Bildwerke, vor allen die Ägineten, wie eine Mittelstufe zwischen der Starrheit ägyptischer und der ganz natürlichen und doch schönen Bewegtheit griechischer Werke der Bildhauerkunst aus der guten Zeit. Wenn wir sie nebeneinander erblicken, glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Ägypter als Bildner der Menschengestalt auf einem Wege waren, welcher zum Höchsten in dieser Kunst führen konnte. Kühnlich darf man nun behaupten, daß die Amerikaner auf solchem Wege nicht gegangen sind. Wenn das höchste Ziel der Bildhauerkunst in der Darstellung des menschlichen Körpers zu suchen ist, so führte ihr Weg vom Ziele ab, denn das Wesen ihrer Bildwerke besteht in der Vernachlässigung des Körpers bei übermäßiger Betonung nebensächlicher Dinge, die seiner Kleidung, seinen Waffen &c. angehören. Nur in der Technik verschnörkelter und dadurch keineswegs leichter Darstellungen konnten sie noch Bedeutendes erreichen, wie sie denn hierin schon in der Zeit, aus der wir zahlreiche Werke ihrer Hand besitzen, Erstaunliches leisteten; aber es führte das, rein künstlerisch betrachtet, nur in eine Sackgasse, es bedeutete eine handwerkliche, aber keine künstlerische Entwickelung.

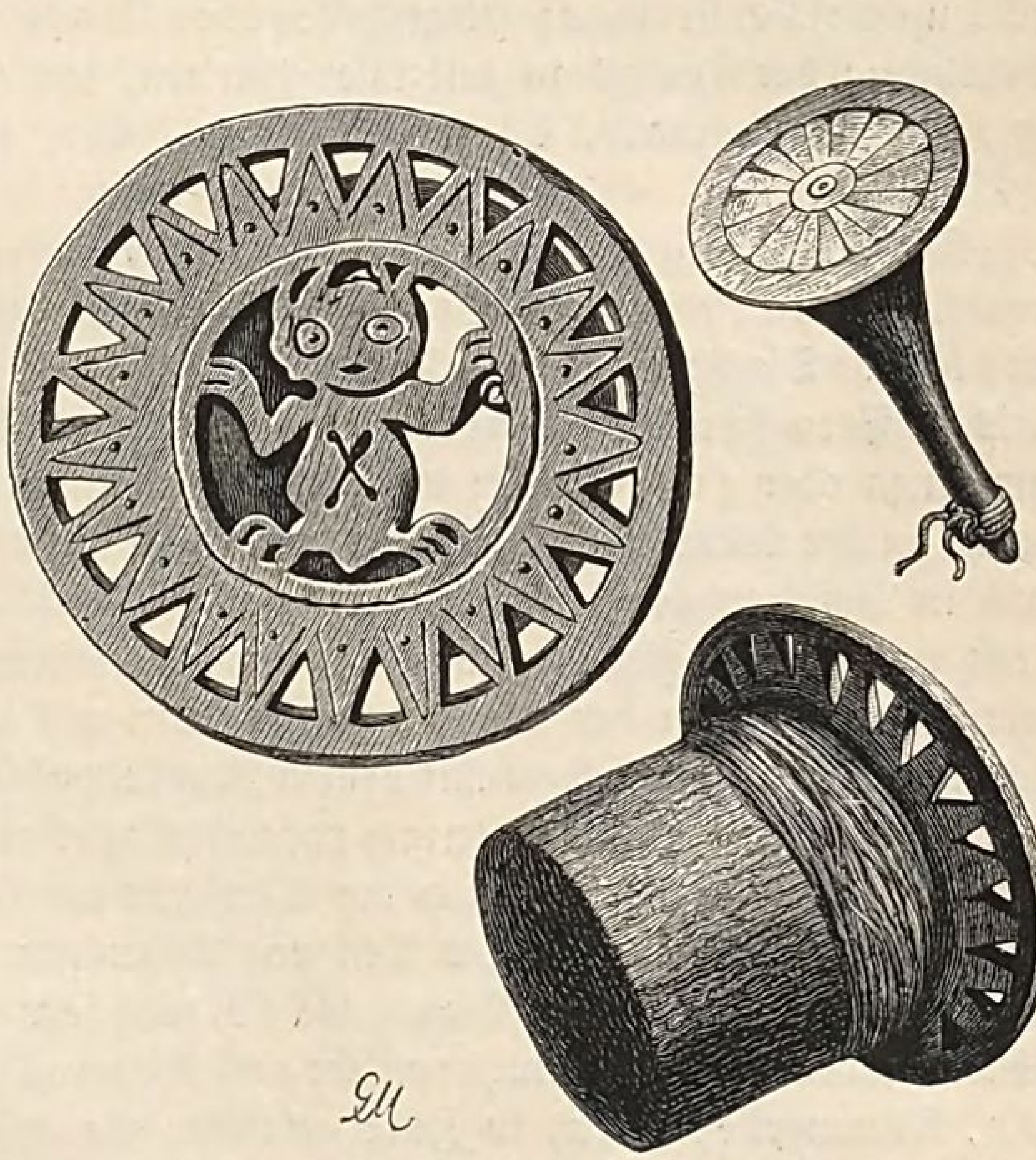
Um so erstaunlicher ist die *Schwäche in der Bildung der menschlichen Gestalt*, als in der ganzen altamerikanischen Kunst in tausendfach wechselnden Zügen immer nur wieder das menschliche Antlitz uns entgegenschaut und fast unter jedem rätselhaften Schnörkel dem schärfer zuschauenden und dem geübten Auge sich enthüllt. Kein Ornament ohne dieses bei fast vollkommener Vernachlässigung des Pflanzlichen und Tierischen! Dies Gesichtsornament ist in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit vorhanden, daß es eigentlich in allen über das Einfachste sich erhebenden Verzierungen wiederkehrt und besonders durch das Hervorkehren

des Augenfleckes seine Existenz auch da bezeugt, wo man es nicht vermuten würde. Bezeichnend ist es, daß die großartigst ornamentierten Gegenstände in den Funden von Ancon um den Mittelpunkt großer Gesichter oder mit scharf hervortretendem Gesichte versehener Figuren sich gruppieren und selbst wieder von zahllosen Gesichtern und Augen umgeben werden. Auf dem Monoliththore von Tiahuanoco sieht man menschliche Figuren, willkürlichst stilisiert, welche selbst wieder aus kleinen stilisierten Menschenfiguren zusammengesetzt sind. Eine aufmerksame Vergleichung glaubt zuletzt mit vollem Rechte fast in jedem Ornamente und jeder — Verzerrung Alt-Amerikas die menschliche Gestaltgrundlage wiederzufinden. In dem Formenschatze der konventionellen Bildnerei der Alt-Amerikaner sind Gesichter und Gestalten von Menschen, bei weitem am häufigsten aber Augen, dann Tiergestalten, Federn und Bänder vertreten, während Pflanzenteile selten vorkommen. W. Reiß hebt ein peruanisches Prachtgewand, das vor einigen Jahren in Madrid ausgestellt war, speziell wegen des Umstandes hervor, daß seine Ornamente aus Pflanzenformen abgeleitet sind. Die Federn, dann Schildkröten, Eidechsen oder Krokodile, Frösche sind mit besonderer Treue dargestellt. Der Sonnenvogel mit ausgebreiteten Schwingen, von Ägypten bis Japan ein tiefsinniges beliebtes Symbol und Ornamentmotiv, fehlt nicht. In typischer Entfaltung zeigt ihn das Portal von Ocosingo. Die Menschen- und Tierfratzen, die, bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verwickelt, selbst die Mayaschrift aufweist, sind oft mit großem Geschicke und einer karikierenden Kühnheit, die mindestens Staunen abnötigt, gezeichnet. Die vielbesprochenen angeblichen Elefantenrüssel auf Denkmälern von Uxmal und an Goldfiguren menschlicher Gestalt lassen sich entweder mit Tapir- oder mit karikierender Verlängerung menschlicher Nasen erklären. Totenköpfe gehören zu den verbreiteten Ornamentmotiven, die, in Stein gehauen, lange Friese bilden und Tempelaufgänge in Copan und anderwärts schmücken. Es entsprach dann diesem Motive, wenn der darüber sich aufbauende Tempel mit einem als Schlangenrachen gearbeiteten Thore dem Beschauer entgegengähnte, oder wenn die ganze Vorderseite eines Hauses in Palenque ein schreckliches, halb menschliches Ungeheuer darstellt, wobei das weite Thor das Maul, die Stäbchen des ausgehauenen Thürsturzes die Zähne sind und man darüber noch deutlich die Augen wahrnimmt, während die Nase glücklicherweise den Verheerungen der Zeit erlegen ist.

Wir haben in den vorstehenden Betrachtungen die Malerei nicht von der Bildnerei getrennt, da alles, was über Auffassung und Darstellung der letztern gesagt ward, in vollem Maße auch auf jene paßt. Sie ist auf den ersten Blick ein viel tiefer stehender Zweig altamerikanischer Kunst. Der Mangel der Perspektive macht sich hier empfindlicher geltend, Profile mit beiden Augen sind gewöhnlich, und dazu kommt, daß wir nicht wie bei den Skulpturen technische Fertigkeit und maßlose Geduld zu bewundern haben. Indessen findet alles, was an der Bildnerei zu loben ist, auch auf die Malerei Anwendung, die, wenn man vom unvermeidlich Fratzenhaften absieht, es doch nicht selten zu lebensvollen, wenn auch nie ganz lebenswahren Gestaltungen bringt. Vgl. das auf S. 690 Gesagte und die Abbildung auf S. 701.

Es gibt gewisse Unterschiede des Stiles, die allerdings nur in größern Entfernungen voneinander deutlich hervortreten. Im Vergleiche zu den mexikanischen Bildwerken, sagt man, seien die zapotekischen im allgemeinen plumper, dicker und fetter, die Augen, Nasen und Ohren oft ganz phantastisch gebildet und verschnörkelt wie in einem über und über tättowierten Gesichte, auch finde sich grotesker Kopfputz, der sich weit nach den Seiten ausdehne, und hier und da fratzenhafte Bewegungen. Scheint die Architektur dieses Volkes, wie die Ornamente des Palastes von Mitla auch nach Humboldts Urteile beweisen, vielmehr dafür zu sprechen, daß die Künste in diesem Lande auf einer noch höhern Stufe standen als in Mexiko selbst, so muß man sich erinnern, daß nichts mehr geeignet ist, die

Unabhängigkeit der Kunst von einem gewissen Betrage technischer Fertigkeit zu zeigen, als diese mexikanische Kunstblüte, welche in der Verherrlichung des Häßlichen aufgeht, ohne doch auch nur darin Naturtreue anzustreben. Ihre größten Leistungen sind Totenmasken und inkrustierte Totenköpfe, welche jahrelange Arbeit gekostet haben müssen, aber eine Arbeit, die für die Kunst vergeblich war; denn wo die Phantasie darüber hinausgeht, fällt sie in die Fratze. In den zahllos an den Wänden und Säulen yucatekischer Bauwerke vorkommenden Köpfen erkennen die Künstler einen besondern Typus, der selbst wieder in Urmal von dem toltekischen nicht nur, sondern auch dem von Palenque abweicht. Die kolossalen in Stuck modellierten Profilporträte von Palenque mit ihren üppigen Rahmen, deren Formen sogar dem Rokokostile verglichen worden sind, finden unsers Wissens nirgends in Amerika etwas ihnen Ähnliches. Die in den Museen aufbewahrten Exemplare von Chimu sind dort als „peruanisch" bezeichnet. Für den Kenner aber sind sie, wie besonders Squier nachgewiesen hat, auf den ersten Blick nach Stil und Ornamentik von den peruanischen Geräten zu unterscheiden, da ganz bestimmte Figuren und Zeichnungen, die ihnen eigentümlich, regelmäßig bei ihnen wiederkehren. Unter diesen Figuren ist die Eidechse schon erwähnt worden; auch Fische, Schlangen, ein Watvogel kommen häufig vor; ebenso ist der Affe nicht selten. Am charakteristischsten jedoch ist die Lanze, welche alle Fürsten und Gottheiten Chimus auf den Bildwerken in der rechten Hand führen. Auch das halbmondförmige Messer oder Beil erscheint regelmäßig. Den Steinskulpturen von Cotzumalguapa schreibt Bastian nicht nur äußerst saubere Arbeit, ein künstlerisches Gepräge, wie es in der amerikanischen Archäologie selten angetroffen wird, sondern auch einen eigentümlichen Charakter zu, dem sich weder aus den bekannten Skulpturen der Mexikaner noch aus denen der Maya direkte Parallelen zur Seite stellen lassen.



Hölzerne Ohrpflöcke aus Alt-Peru. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ⅔ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 670.

Als fast ausschließlich aus Stein errichtete Bauten stehen die Werke der Altamerikaner nicht der Holzarchitektur der Japaner und Chinesen, sondern den kolossalen Steinbauten am nächsten, welche ihre östlichen Zentren in Indien und Hinterindien fanden, von wo sie sich, durch eine starke indische Einwanderung getragen, im Malayischen Archipel bis nach Borneo und Bali verbreiteten. Daß diese in Indien eine Holzarchitektur zur Vorgängerin hatten, ist früher bemerkt worden. Als den altamerikanischen Bauten eigentümlich erscheinen die Verwertung hieroglyphischer Schriftzüge, speziell auf den Bauwerken der Maya, das eigentümliche Zellensystem, welches an einem Raume mit Einem Eingange vier und mehr Seiten- und Rückräume durch winkelige Gänge verbindet, die skulptierten Monolithen, die überaus häufige Verwendung des menschlichen Antlitzes als Ornamentmotiv, welche allerdings den Bildnereien andrer Indianer, z. B. des Nordwestens, und auch der Polynesier in etwas

kleinerm Maßstabe eigen ist (vgl. oben, S. 666), schließlich die wahrscheinlich mit den Menschenopfern zusammenhängenden Rinnensysteme ihrer Bilder und Altäre. Die altweltlichen Anklänge in den altamerikanischen Bauten, speziell denjenigen von Palenque und Yucatan, hat zuletzt Charnay zum Gegenstande eingehenderer Untersuchungen gemacht und auf Grund der eignen Anschauung der malayischen und der genannten amerikanischen Ruinenstätten den Schluß gezogen, daß die Hauptpunkte, in denen die Übereinstimmung zu Tage tritt, folgende seien: Die rohen Idole von Arꜩa-Domas bei Buitenzorg, die an die von Mexiko und von Copan in Guatemala erinnern; die stete Pyramidenform des Tempels mit ähnlicher Treppe wie in Palenque und Yucatan; die Anordnung der Tempel um eine Art Oratorium, dessen ganzer Inhalt ein Idol bildet, mit unterirdischer Orakelerteilung; dieselbe innere Konstruktion; Einzelheiten der Ornamentation, Terrassen, Vorplätze; endlich Anhäufung der Tempel zu religiösen Zentren, die, fern von Städten, Wallfahrtsziele bilden, wie in Palenque, Chichen-Itza und später, zur Zeit der Eroberung, in Cozumel.

Die Stellung der Frau ist im heutigen Peru und Mexiko, selbst trotz des Christentumes, bei den Indianern eine untergeordnete und zeigt klar, was sie früher allein gewesen sein kann. Die Frau ist in sozialer Beziehung kaum anerkannt. Aus der Gegend von San Luis in Peru schreibt Wiener: „In jener Gegend besitzt ein wohl ausgestatteter Haushalt nur einen oder zwei Stühle; denn die Familienmitglieder setzen sich auf die Ziegelstufen, welche an der Wand hinlaufen, oder kauern sich auf dem Boden nieder. Sehr selten nehmen auch in Familien gemischten Blutes beide Geschlechter die Mahlzeiten zusammen ein; vielmehr bedienen die Frauen die Männer und verzehren hinterdrein, was ihnen letztere übriggelassen haben. In der Küche sitzen sie dann auf dem Boden, brauchen statt der Gabel die Finger und singen dazu mit vollem Munde halblaut irgend ein yaravi, huaine, triste oder pasacalle.“ Die Schilderung paßt ebensogut auf das Yucatan und Mexiko von heute. Um so mehr bedeutet die Frau in der Wirtschaft der Familie. Sie thut ihre Arbeit vollständig und daneben noch ein gut Teil von derjenigen der Männer. Dabei ist sie sparsam. Hier liegt die Quelle einer Macht, die sich trotz jener Erniedrigung oft zur Geltung bringt. Weibergräber in Ancon enthalten ein aus Riedgras geflochtenes Arbeitskörbchen mit Spindeln, Baumwolle, Garn, in Zeug gehüllten Gegenständen, Schälchen oder Muscheln zur Stütze der Spindel, Nähnadeln, Pfriemen, Holzstäbchen, Farbstoffen, Steinchen, Metallstücken, Ringen, Halsschnüren und gelegentlich einer puppenartigen Thonfigur: Symbole ihrer Thätigkeit und wohl auch deren Würdigung.

Das Leben dieser Völker in der Familie scheint sich nur so weit über das Niveau der entsprechenden Sitten der unkultivierten Indianer erhoben zu haben, als die größere Sicherheit und äußere Ordnung des Lebens es mit sich brachte. Im übrigen ist es nicht allzu übertrieben, wenn Bandelier das Weib als das nützlichste Haustier der Mexikaner bezeichnet. Noch 60 Jahre nach der Konquista ward die Braut in Mexiko förmlich gekauft. Und dennoch ward eheliche Untreue in vorspanischen Zeiten schwer bestraft. Allein es bestand das Recht des Mannes, Gefährtinnen zu suchen außerhalb des Kreises verheirateter Personen, ein Recht, das sogar innerhalb bestimmter Grenzen öffentlich begünstigt wurde. Das Weib aber war erworbenes Eigentum, und seine Untreue verletzte das Besitzrecht des Mannes. Unter den teilweise fabelhaften Strafen, welche die Geschichtschreiber für dieselbe angeben, wie Zerreißung der Ehebrecherin und Verteilung ihrer Glieder an die Umstehenden, welches von Ichcoatlan gemeldet wird, tritt bezeichnenderweise auch die echt indianische Sühne des beleidigten Mannes auf, dem untreuen Weibe Nase und Ohren abzuschneiden. In die Schließung wie auch in die Lösung der Ehe griff das Priestertum tiefer ein als bei andern Indianerstämmen. Sie waren es, welche die öfters vorkommende

Zeremonie des Verknüpfens der Mäntel des Bräutigams und der Braut und Ähnliches ausführten. Daneben gingen Freiwerber, Geschenke, Probezeiten, Zeiten der Enthaltsamkeit unmittelbar nach der Eheschließung her, ganz wie bei andern Indianern.

Wenn auch so in einzelnen Beziehungen durch das Eingreifen der Priester und durch strengere Gesetze etwas mehr gefestigt, ist doch die Familie auch hier nicht von dem Standpunkte des Patriarchentumes zu beurteilen. Eine solche Konzentration der Familie hatten die Indianer nirgends erreicht. Der gemeinsame Kreis war ein größerer, ausgedehnterer, und da dieser Kreis sich auf gemeinsame Abstammung, auf Kommunität des Blutes, berief, so war auch seine Regierungsform gegründet auf die Basis der Communiones, und in diesen steckt nichts andres als die allgemein amerikanische Einrichtung der Geschlechtssippe, die wir früher (vgl. Bd. II, S. 620 f.) als Totem und unter andern Namen durch den ganzen Kontinent verfolgen konnten. In Mexiko tritt diese Grundlage der Gesellschaft deutlicher hervor als in Peru. Jeder Stamm in Mexiko, jede Ansiedelung bestand aus einer Anzahl geschlechtlicher Sippen, Calpulli genannt, von denen jede einen gewissen Teil des Bodens in Gemeinschaft benutzte. Sie wählten jedes Jahr ihren Vorgesetzten, und einer derselben wurde delegiert, um mit der Delegation andrer Sippen die Angelegenheiten des Gesamten zu beraten. Spuren dieser Organisation finden sich noch heute. Die Gerichtsbarkeit behielt jede Sippe für sich, die Militärverpflichtung galt direkt der Sippe, mittelbar nur, durch Übertragung der Autorität, dem Stamme. Letzterer war eine Schale, um die einzelnen Einheiten gegen feindliche Angriffe besser zu beschützen. In manchem Ausflusse der Tiersymbolik haben wir wohl ebenso wie in manchem hieroglyphischen Tierbilde Totemzeichen zu sehen. Clavijero spricht von drei militärischen Orden, deren Träger Fürsten, Adler und Tiger hießen, und Solis nennt Adler, Tiger und Löwen, deren Bilder am Halsbande getragen worden seien. Auch hierin dürften, nach den Beispielen, die Nordamerika liefert, Abzeichen der Totem sich verbergen. Spuren des bei andern Indianern, auch noch in Neumexiko verbreiteten Weiberrechtes fanden sich, aber mit der wachsenden Sicherung aller Lebensverhältnisse, welche das längere Verbleiben in Einem Wohnsitze stets erzeugt, trat auch die Bedeutung des Mannes im ganzen mehr in den Vordergrund, und es gestaltete sich die Einteilung nach männlicher an der Stelle der weiblichen Abstammung. Allein die Geschlechtssippe verblieb als Grundeinheit, ihr war die Familie untergeordnet, denn diese Familie war nur da, um die Zahl der Sippe zu vermehren. Wenn Prescott die Staatseinrichtungen Perus mit denjenigen Spartas vergleicht, so liegt ihm die Grundähnlichkeit, die er nicht näher bezeichnet, jedenfalls in dem Opfer, das der Einzelne an Besitz und Willen dem Staate darbringt.

Grundeigentum im Sinne unsrer Kultur als Eigentum des Einzelnen kannten die alten Amerikaner innerhalb der Grenzen der Kulturländer ebensowenig, wie wir es außerhalb derselben gefunden haben (vgl. Bd. II, S. 629). In Peru war alles Land in drei Klassen eingeteilt: eine dem Tempel, eine dem Inka, eine der Gemeinde gehörig. Nichts galt für herrenlos als wilde Fruchtbäume und wild wachsende Nutzpflanzen und die im trocknen Lande weitverbreiteten Salzlager und Salzquellen. Aber auch von ihnen mußte an den Staat gesteuert werden. Hatte der Einzelne nicht den „Stab“ des Privatbesitztumes, auf welchen er sich stützte, so reichten ihm dafür Tempel und Inka, d. h. Kirche und Staat, die ihrigen dar. Müßiggänger wurden streng bestraft, aber Bettler gab es nicht, denn die Gemeinde hatte für alle Arbeitsunfähigen Sorge zu tragen. Jeder gab und jeder empfing. Es war ein sozialistischer Staat, in welchem viele Züge das verwirklichten oder auch über das hinausgingen, was in Europa die phantasiereichen Erdichter von Utopien zur selben Zeit aussannen, als dieses System eines familienhaften Volkslebens schon fast verschollen war. Wir begegnen in Mexiko ähnlichen Verhältnissen, welche indessen nicht ebenso klar

zu erkennen sind. Wie in andern Beziehungen, griff auch in der Grundeigentumsfrage die Geschlechtssippe bestimmend mit ein, und die Gemeinde stand dem Staate selbständiger gegenüber. Über die Länder der einzelnen Gemeinden, welche Altepetlalli hießen, standen dem Häuptlinge, d. h. dem Staate, gewisse Rechte zu, und die Gemeinden konnten nicht freier verfügen, als wenn sie dieselben zu Lehen erhalten hätten. Diese Güter durften unter keinem Vorwande veräußert werden. Unter keinen Umständen aber war es den Mitgliedern einer Gemeinde erlaubt (und noch zu Zurites Zeit bestand dieses Verbot), auf den Äckern einer andern zu arbeiten. Mischung der Bewohner und Wechsel der Familien strebte man zu verhüten. Jede Gemeinde (Calpulli) erhielt ihr Land als gemeinschaftliches Eigentum, an dem jedes Mitglied Anteil hatte. Jede Familie besaß zu ihrem Unterhalte einen bestimmten Acker, der vom Vater auf den Sohn forterbte. Erlosch sie durch den Tod aller ihrer Glieder, so fiel ihr Land an den Calpulli zurück. Land, das der Fürst besaß, gab er seinen Dienern und dem Adel für ihre Dienste. Von diesen Ländereien waren einige, die Pillali bezeichnet wurden, in bedingter Weise erblich und sind den germanischen Allodien verglichen worden. Als Gegenstand, der sie lebhaftest interessierte, erscheinen bei den spanischen Chronisten zahlreiche Angaben über die Steuern in altamerikanischen Staaten, und wir dürfen wohl gerade hierin ihren Aufzeichnungen Glauben schenken. Es bestanden also z. B. bei den Mexikanern die Abgaben, welche zu entrichten waren, in den Erzeugnissen der einzelnen Gegenden und wurden am gewöhnlichsten in Mais, Pfeffer, Bohnen und Baumwolle bezahlt. In Jahren der Dürre und Unfruchtbarkeit wurde keine Steuer eingefordert, vielmehr, wenn nötig, das Volk vom Herrscher, d. h. aus dem Gemeingute, mit Lebensmitteln und Saatkorn unterstützt.

Dieses System ließ zwar viele politische und soziale Ungleichheiten zu, verfehlte aber, denselben die festeste Grundlage entsprechender Unterschiede des Besitzes zu schaffen. Die große und gleichförmige Einfachheit der Lebensausstattung, welche durch Alt-Amerika trotz mancher kleiner Unterschiede geht, entspricht ganz dem, was wir von den heutigen Indianern überhaupt kennen. Es ist ein noch mehr kommunistischer als demokratischer Zug. Mit Recht sagt man: wenn wir uns nicht gut Paläste vorstellen können ohne Rangabstufungen in der menschlichen Gesellschaft, so können wir ebensowenig Rangstufen begreifen bei der gleichmäßigen Verteilung und Beschaffenheit häuslicher Geräte, wie wir sie in Mexiko überall in den Ruinen finden. Peru war, wie die Gräberfunde zeigen, auch hierin über Mexiko hinausgekommen, ohne sich jedoch von dem sozialen Typus loszulösen, welcher durch den Gemeinbesitz charakterisiert und teilweise geschaffen wird. Die Folgen des Gemeinbesitzes treten bei diesen Völkern, welche in manchen Beziehungen höherer Kultur sich annähern, deutlicher hervor. Sie lassen jenes Schwungrad der Kulturentwickelung, welches in der wirtschaftlichen Thätigkeit des Einzelnen und der durch gleiche materielle Interessen verbundenen Gruppen seine wichtigste Kraftquelle besitzt, erlahmen. Den spanischen Historiographen der Konquista wurde es nicht klar, wie zweifelhaft, wie verhängnisvoll begründet das Lob sei, welches sie besonders den Peruanern ausstellten: daß Geiz und Habsucht fern von ihnen sei, daß sie keinen Wert auf Schätzesammeln legten, weil der Mann niederer Herkunft überhaupt weder Eigentum sammeln, noch seine Hinterlassenen, für welche die Stammesgenossen aufkämen, vererben dürfe. Die ältern Spanier zeigen selber die Kehrseite der Medaille, indem sie über die Trägheit dieser Völker Klage führen und nicht begreifen wollen und können, daß dieselben die Riesenwerke der Tempel und Straßen &c. selbst geschaffen haben.

Die Regierung Mexikos und der andern Kulturländer Amerikas ist lange in derselben Richtung wie die meisten Institutionen der altamerikanischen Reiche durch Berichterstatter mißverstanden worden, welche hauptsächlich, ja fast ausschließlich das von fern in die Augen Fallende auffaßten, so daß ihren Schilderungen alle Schattierung fehlt, welche

in die Welt menschlicher Gebilde die Ausnahmen, die Einschränkungen, die Bedingungen, die Milderungen bringen. Die paar Hundert Spanier des Cortez hatten es mit dem Bunde der Nahuatl im Thale von Anahuac zu thun, welcher mächtiger war als jede andre politische Organisation, auf die sie bis daher gestoßen, und deren Haupt ihnen als der Fürst dieser Länder erschien, weil er der erste war, der ihnen sicher entgegentrat. Bemüht, zur Förderung des Verständnisses dies Bild mit europäischen Umrissen zu umgeben, machten sie den Häuptling zum Kaiser und den lockern Zusammenhang kleinerer Gemeinwesen zum Reiche. Indessen ist hier, wo schon die ersten Berichte über die Ausdehnung und Fülle der Macht Montezumas verdächtig weit auseinander gehen, die Wahrheit leichter zu erkennen als in Peru, wo thatsächlich ein größeres Staatswesen eigentümlicher Art sich entwickelt hatte, und wo dem erblichen Herrscher nicht bloß eine militärische Funktion, sondern auch eine tiefere Einwirkung auf den traditionell geregelten Gang des friedlichen Staatslebens zugewiesen war. Mexiko könnte man mit einem etwas übertriebenen Ausdrucke einen Zwangsbund militärischer Demokratien nennen, an deren Spitze ein Herrscher stand, der ein großes Übergewicht ausübte. Selbst hier lagen zwischen Stamm und Stamm breite Gürtel unbewohnter Gebiete, neutrale Gegenden, durch die sich die einzelnen Gruppen voneinander scheu abschlossen, ebenso wie ähnliche Grenzzonen zwischen den Staaten festgehalten wurden, und in ihrer innern Organisation scheinen jene ganz unabhängig gewesen zu sein, wenn nicht etwa die ihnen auferlegte Verehrung eines Hauptgottes tiefer in ihr Religionswesen eingriff. Denn der Eroberungs- und Bereicherungstrieb, dessen Ergebnisse ja zu einem nicht geringen Teile den großen Tempeln zu gute kamen, nahm als edleres Gewand die Gewinnung immer weiterer Gebiete für den Sonnendienst in Peru, für den Kultus des blutigen Kriegsgottes in Mexiko um. Trotzdem sind im letztern Lande zahlreiche Spuren einer lokalen Zersplitterung des Gottesdienstes auch noch für uns zu erkennen, was schon andeutet, wie wenig tief die Eroberungen griffen, welche ja selbst ein paar Meilen von Mexiko entfernt einen Kleinstaat wie Tlaxcala hatte bestehen lassen müssen, und denen, wie Cortez selbst erzählt, Geschenke nachhelfen mußten. Sieht man, wie weit die von Montezumas Kriegern unterworfenen Punkte durch nicht unterworfene Gebiete voneinander getrennt waren, so fühlt man sich versucht, Vergleiche mit der Hovaherrschaft über Madagaskar zu ziehen, die gleichfalls grundverschieden aufgefaßt wird und werden kann: die einen sehen in der Zerstreuung einiger mühselig einen ein paar Stunden messenden Beutekreis in Unterwerfung haltender Garnisonen über das Land und in dem zähen Festhalten an dem Rechte auf thatsächlich längst verlorne Gebiete einen Ausdruck der Alleinherrschaft über die Insel, indem sie die Symbole der Herrschaft für Thatsache nehmen, die andern wollen nichts andres als eine Reihe zur Ausbeutung des Landes bestimmter militärischer Kolonien lockersten Zusammenhanges erkennen. Die letztere Auffassung ist die den Thatsachen entsprechendste. Doch liegt es oft mehr im Interesse fremder Mächte, jene anzuerkennen als diese, und so war auch Cortez klug genug, in Montezuma einen Herrscher großer und fester Macht sehen zu wollen, mit dessen Unterwerfung natürlich um so mehr gewonnen war, je mehr man ihm zuschrieb.

Eine eigentümliche Stellung hatten in Peru die Inkas durch eine enge Verbindung mit den religiösen Interessen ihres Volkes gewonnen. Auch in Mexiko waren die Herrscher Verkörperungen oder sichtbare Abbilder des Kriegsgottes, und die Priesterschaft stand denselben fast noch näher als der Adel, welchem sie übrigens dadurch sehr nahe stand, daß die Unterhäuptlinge auch die Priester ihrer Stämme und Geschlechter waren. In Peru kam aber eine Ahnenverehrung hinzu, welche aus jedem Inka Cuzcos einen neuen Heiligen seines Volkes machte und damit die Vergangenheit und Gegenwart der Dynastie innig mit dem verknüpfte, was das Volk als sein Heil ansah. Man glaubt Staatsräson

darin zu sehen, wenn kaum bei einem Volke die Ahnenverehrung einen so unmittelbaren Ausdruck gefunden hat wie in Peru, wo Huayna Kapak schon bei Lebzeiten, die andern Inkas, sobald sie als Mumien im Sonnentempel aufgestellt waren, göttliche Verehrung empfingen, und wo noch die christlich gewordenen Indianer verborgenen Inka-Leichen abgöttische Verehrung widmeten. Die Ausstellung der Inka-Mumien bei religiösen Festen, die Opfer, die sie empfingen, die widerliche Art, wie ihnen kredenzt und zugetrunken wurde, macht den Eindruck einer der rohesten und gleichzeitig im Religions- und Staatswesen der Peruaner wichtigsten und einflußreichsten Mummereien.

Gerade die überragende Stellung der Inkas hat viel dazu beigetragen, sie uns in einem fabelhaften Lichte zu zeigen, welches selbst auch bescheidenere Aussagen über ihre Größe und Macht mit Zweifel aufnehmen läßt. In der Phantasie eines Garcilaso de la Vega lag alles vor den Inkas und rings um diese in tiefem Dunkel, nur sie selbst strahlten wie die Sonne, deren Kinder sie sein wollten. Den Zustand Perus vor ihrem Aufsteigen schildert er als einen äußerst rohen, so daß alle Zivilisation auf sie zurückführt; ihre Feinde sind ohne Ausnahme gräßliche Kannibalen, werden aber stets mit mehr als christlicher Milde von ihren Besiegern behandelt, welche ihr Reich unablässig, aber stets nur mit friedlichen Mitteln ausbreiten. Das Zeremoniell, unter welchem es den Unterthanen geboten war, ihren Fürsten sich zu nähern, deutet schon über weltliche Beziehungen hinaus auf die halbgöttliche Stellung, welche besonders in Peru der „einzige Herr und Gebieter, Sohn des Sonnengottes, den Sonne, Mond, Erde, Berge, Felsen, Bäume und seine Ahnen vor Unglück behüten und über alle Gebornen glücklich, segensreich und herrlich erheben mögen", einnahm. Niemand nahte sich ihm anders als mit abgewandtem Gesichte, gebeugtem Haupte, gesenktem Blicke, barfuß; selbst die ihm Nächststehenden trugen eine Last auf den Schultern, wenn sie dem Inka nahten, oder thaten, als ob sie von einer solchen gedrückt einhergingen. Nicht Gold und Silber und andre edle Stoffe allein waren dem Herrscher vorbehalten, es gab auch Pflanzen, deren Kränze nur ihn schmücken durften. Zum Unterschiede von andern Sterblichen kleidete ihn ein Gewand nur einmal. Nur die Gefäße aus edlem Metalle dienten ihm dauernd, alle andern wurden weggeschenkt, nachdem er von ihnen gegessen, aus ihnen getrunken. Seine Speisen wurden nur von seinen Frauen bereitet, sein Brot nur von Sonnenjungfrauen gebacken, er berührte keine Speise mit der Hand, sondern eins von den 20 Weibern, welche ihn bedienten, steckte ihm dieselbe in den Mund.

Man hat Krieg und Religion als die eigentlichen Lebenselemente der altamerikanischen Kulturvölker bezeichnet. Dies kann als richtig nur zugegeben werden, wenn man die Äußerungen ihres geschichtlichen Lebens in den großen Zügen betrachtet, ohne auf das in friedlicher Thätigkeit gleichfalls Bedeutendes leistende Innenleben derselben einzugehen. Wir haben allerdings keine Beweise, daß friedliche Kolonisation systematisch betrieben ward, wie sehr auch dieselbe in den Kulturmythen überall gefeiert wird. Es fällt auf, wie wenig vielversprechende Länder, wie Chile oder die Amazonastiefländer, bei den Peruanern Beachtung fanden, wenn dieselben sich der Eroberung mit Ausdauer widersetzten. Und doch sickerte so viel durch, daß die rauhen Nachbarn der Peruaner, die Araukaner, zur Zeit der Konquista über den meisten andern Völkern Südamerikas standen und recht wohl als halbkultiviert bezeichnet werden durften. Sie sind den andern auch heute noch in jeder Hinsicht überlegen. Ihre festen Wohnsitze inmitten eines fruchtbaren Gebietes sichern ihnen große Vorteile über die nomadisierenden Patagonier. Sie befaßten sich aber auch stets mit dem Anbaue von Nutzpflanzen. Spanische Chronisten schätzten ihre Industrie so hoch, daß sie ihnen die Kunst der Eisenverarbeitung zuschrieben, und es ist besonders auffallend, zu sehen, wie rasch diese Völker die spanische Bewaffnung und Organisation aufnahmen, so daß sie in den Kämpfen am Ende des 16. Jahrhunderts als einer der gefährlichsten Feinde

der Europäer galten. Daß peruanische Kulturelemente früher vielleicht ebenso rasch Eingang gefunden hatten, kann man aus dem Vorkommen von Thongefäßen echt peruanischen Stiles in chilenischen Gräbern schließen. Die Quipu der Araukaner mögen ähnlichen Einfluß andeuten, und auch die Jivaros haben Peruanisches aufgenommen. Was angestrebt wurde, war Eroberung, Macht, Bereicherung und zwar Bereicherung wohl in erster Linie durch Menschenraub, dessen Ergebnissen im Kultus einiger Völker, besonders der Mexikaner, eine Rolle vorbehalten war, die jenem Satze von Krieg und Religion als den Lebenselementen der Alt-Amerikaner eine sehr eindringliche Bestätigung gibt. Wir meinen die Menschenopfer von Kriegsgefangenen und Sklaven, deren Bedarf ohne Zweifel einen Hauptantrieb der kriegerisch ausgreifenden, erobernden Politik bildete. Wir sehen in dem Höhepunkte, den dieselben bei den Azteken gefunden hatten, ebensowohl einen Maßstab der Erfolge als einen Antrieb der Expansion der Macht, die man mit dem Namen Mexiko belegt.

Was man im modernen Sinne Verwaltung nennt, bestand unter diesen Verhältnissen nur, insoweit dem obersten Herrscher Privatrechte abgetreten waren. Der Clan verwaltete sein gemeinsames Eigentum, das Stammeshaupt war verantwortlich für die Abgaben, die an den obersten Herrscher abzuführen waren, und partizipierte wohl an den Regalien, für deren Schonung es mitzuwirken hatte. Im alten Peru waren nicht nur die Lamaherden, sondern auch andre jagdbare Tiere durch strenge Gesetze geschützt und dem Einzelnen die Jagd nicht erlaubt. Sie waren Eigentum der Regierung, und nur höchstens viermal im Jahre wurden unter der Aufsicht des Inkas großartige Treibjagden angestellt, an denen bis zu 100,000 Menschen teilgenommen haben sollen(!). Die Beute wurde dann verteilt. Wir haben schon berichtet, wie auch Metalle und edle Steine dem Inka zustanden. Aus den gesteuerten Früchten des Feldes wurden Vorräte dem Staatsschatze einverleibt, die zur Unterstützung des Volkes in Zeiten der Not dienten. Aus den Nachrichten über Mexiko ist keineswegs klar zu entnehmen, was und wieviel dort gesteuert worden. Einige Schriftsteller haben, um die angebliche Unzufriedenheit des Volkes unter einheimischer und den Segen der spanischen Herrschaft zu verdeutlichen, Summen genannt, die unmöglich klingen, und sind besonders unglaubhaft, wenn sie auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Zahlen nennen, da doch das mexikanische Regierungssystem es mit Einzelnen gar nicht zu thun und gerade die Steuern dörfer-, clan- oder stammweise verteilt hatte.

Über die despotische Verwaltung des Inkareiches sind Schalen des Lobes, ja der Bewunderung ausgegossen worden. Ein neuerer deutscher Schriftsteller sagt in einem großen Werke über Peru: „In keinem Reiche der Erde vielleicht ist so viel, so selbstherrisch und doch so weise und wohlthätig regiert worden wie in Tahuantinsuyu". Der rasche Fall aller altamerikanischen Reiche vor der Keckheit von einer Handvoll Abenteurer wirft kein helles Licht auf die praktischen Ergebnisse dieser Verwaltung. Und wenn man die Quellen sichtet, kommt man zur Anschauung, daß sehr viel weiser als in Dahomey oder Aschanti oder in Althawai weder in Peru noch in Mexiko regiert worden ist. Allein man ist von den ersten Berichten an, die über diese Länder nach Europa gelangten, jederzeit entschlossen gewesen, alles aufs beste und schönste vor- und darzustellen. Die überall und zu jeder Zeit in barbarischen Ländern geübte Zwangsversetzung ganzer Völkerschaften aus ihren ursprünglichen Sitzen in neue wird uns auch unter den wohlthätigen und zugleich großartigen Einrichtungen des Inkareiches mit aufgeführt. Die mehrmals in den ersten Abschnitten der Konquista wiederkehrende Thatsache, die vielleicht Pizarro allein es ermöglicht hat, seinen kühnen Plan zu verwirklichen, daß gar keine Nachrichten über die Fremdlinge, ihr Thun und ihre Absichten an Atuahallpa von seinen Unterhäuptlingen, Bezirksvorstehern, oder wie man sie nennen mag, gelangten, stimmt ganz und gar nicht zu dem Begriffe einer ausgezeichneten Verwaltung.

In Peru folgte die Einteilung des Landes dem tief im Glauben aller Indianer wurzelnden Gedanken, daß der Vierzahl eine besondere Bedeutung im Himmel und auf der Erde zukomme. Darum war zunächst „Tavantinsuyu“ oder „Die vier Weltgegenden“ der einzige Name, der alle Bestandteile des Inkareiches zusammenfaßte. Peru war keine einheimische Bezeichnung, sondern stammt von den Spaniern, welche diesen Namen angeblich aus Verderbung und Mißverständnis des Wortes pelu („Fluß“) hervorgehen ließen. Es blieb nicht beim Namen. Das Reich war in der That nach der Windrose viergeteilt, und nach jedem Viertel zog eine der großen Reichsstraßen. Und da es im Systeme der Regierung lag, die Hauptstadt zu einem kleinen Abbilde des Reiches zu machen, so zerfiel auch diese in dieselben vier Teile, und angeblich lebten in jedem Stadtviertel selbst wieder die Angehörigen derjenigen Provinzen, denen dieses Viertel zugekehrt war.

Trotz der friedlichen Arbeiten, denen diese Völker in höherm Maße sich widmeten als ihre barbarischen Stammesgenossen am Ohio oder Orinoko, war kriegerischer Sinn auch bei ihnen vielleicht die am hervorragendsten entwickelte Eigenschaft. Die Konquistadoren fanden in diesen Ländern zähern Widerstand, als der war, an den die Völker Westindiens und der östlichen Terra firma sie bisher gewöhnt hatten. Bei der Eroberung Mexikos durch die Spanier zeigten sich auch kleinere Völker von dem gleichen Geiste der Tapferkeit beseelt: Pferde und Feuerwaffen hörten auf sie zu schrecken, sobald sie einige Erfahrungen mit ihnen gemacht hatten, sie hielten ihnen mehrere Stunden im Kampfe stand und wiederholten ihre Massenangriffe, so daß Cortez z. B. vor Tlaxcala mehrere beträchtliche Gefechte zu liefern hatte. Der durch Hungersnot und Krankheiten aufs äußerste erschöpften Hauptstadt bot er vergebens Frieden an, er erhielt keine oder eine höhnische Antwort, und es blieb ihm nur übrig, sie gänzlich zu zerstören, um sich in ihren Besitz zu setzen. Vielleicht ist bei der Beurteilung der geschichtlichen Stellung dieser Länder allzu oft vergessen worden, daß dieser kriegerische Sinn immer nur da sich erhält, wo er genährt wird. Man kommt der Wahrheit daher näher, wenn man die Analogien dieser Staatsgebilde mehr in den Eroberungs- und Raubstaaten der Afrikaner, etwa der Zulu oder Aschanti, als nur in den friedlichern Gemeinwesen der Ostasiaten sucht. Die Spuren eines Übergewichtes, welches einzelne Stämme Mexikos auf weite Entfernungen hin erlangt hatten, sind schon von den ersten Chronisten so weit mißverstanden worden, daß die Geschichte ein mexikanisches Reich daraus geschaffen hat. Gehen wir aber, an der Hand der Augenzeugen der Eroberung sowohl als der Überreste alter Sitten und Einrichtungen, diesen Spuren nach bis auf die Stelle, wo sie wie Fäden in einem Mittelpunkte zusammenlaufen, so entrollt sich ein Bild, das auch demjenigen verglichen werden kann, das die Eingebornen Nordamerikas im 17. Jahrhundert darboten, d. h. das Bild eines wesentlich auf Eroberung gebauten, unfreiwilligen, daher lockern Bundes zwischen Siegern und Besiegten.

Die Geschlechter und Stämme kämpften unter selbstgewählten Führern, die ganze Armee stand in Peru unter dem Befehle eines der Oheime oder Brüder des Herrschers. Daß in Mexiko erst im Notfalle Montezuma selbst sich an die Spitze der Armee stellte, lehrt uns die Geschichte der Konquista. Der Häuptling von Tezcoco, der auf einer um den Hals gehängten kleinen Trommel den Befehl zum Angriffe gab, war wohl nur ein Kriegshäuptling, ebenso wie der Häuptling, der, als er mit der Standarte in der Hand fiel, im Gefechte von Otumba Cortez den Sieg verlieh. Der Kriegsruhm wird vom Herrscher in den meisten Fällen vor der Zeit erworben worden sein, zu welcher er seine Würde erlangte. Er gehörte, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, zu den Eigenschaften, die das Volk verlangte, welchem die persönliche Tapferkeit als die erste Tugend eines Herrschers galt. Eine glänzende Laufbahn als Feldherr gab nächst dem Rechte der Geburt die sicherste Anwartschaft auf den Thron. Auch der Adel war in erster Linie Kriegerkaste.

Die äußern Abzeichen einer militärischen Organisation, von denen wir bei Erwähnung der Volkstracht und des Schmuckes zu sprechen hatten, deuten schon darauf hin, daß alle waffenfähigen Männer eines Volkes in bestimmter Weise gegliedert waren, so daß schon in Friedenszeiten die Einzelnen ihre Stellen in der Heeresmacht kannten, welche jederzeit aufgeboten werden konnte. Bei aller Sorgfalt, die auf Werke des Friedens verwandt ward, wurde der Krieg mit nicht geringerm Eifer vorbereitte, als es bei irgend einem raubsüchtigen Irokesen- oder Karibenstamme möglich war. Der geehrteste Stand war der der Krieger. In früher Jugend begannen die kriegerischen Übungen und wurden, wie wenigstens aus Peru berichtet wird, längere Zeit an bestimmten Tagen des Monats wiederholt. Proben der Tapferkeit, Ausdauer und Entsagung bezeichneten den Übergang vom Knaben zum waffenfähigen Manne. Die Gliederung der Geschlechter ging auch in die Armee über, so daß die im Frieden zusammenlebenden auch im Kriege zu einander gehörten. In Peru gab es Abteilungen von 10, 50, 500 bis hinauf zu 20,000, und einzelne Geschichtschreiber trauen den spätern Inkas die Macht zu, ein Heer von 200,000 Mann auf die Beine zu bringen.

Das Geheimnis der Macht und Ohnmacht dieser Reiche, ja dieser Kultur, liegt in dem militärischen Charakter ihrer Kernländer und im Mangel desselben bei den Unterworfenen. Bandelier hat sie treffend mit den fünf alliierten Stämmen der Irokesen verglichen. Wie diese mit vereinigter Macht ihre Raubzüge oder Ausfälle nach allen Richtungen hin so ausführten, daß sie in kurzer Zeit die Ureinwohner New Yorks und Pennsylvaniens teils vernichtet, teils unterjocht, das südliche Kanada beinahe entvölkert, die Stämme von Ohio und Indiana aufgerieben und verjagt hatten und sogar die Indianer von Illinois am Mississippi-Ufer bedrängten, so hatten drei Gruppen, im Hochthale von Mexiko ansäßig, 100 Jahre vor der Ankunft Cortez' eine Konföderation gebildet und ihren Streifzügen größeres Gewicht und eine größere Ausdehnung verliehen. Diese drei Stämme waren ursprünglich: Mexiko, nicht mehr als 40,000 Seelen stark und auf eine mehr oder weniger künstliche Insel in der Mitte des Sees eingeschränkt, Tezcoco und Tlacopan, an den Ufern dieses Sees gelegen. Die Stellung der ersten war mit den militärischen Hilfsmitteln der Indianer völlig unangreifbar. Diese feste Lage hatte dem mexikanischen Stamme vorerst ein Übergewicht über seine beiden Nachbarn verschafft, sodann verbanden sich alle drei zu gemeinschaftlichen Raubzügen behufs Vermehrung ihrer durch die Natur beschränkten Subsistenzmittel. Der Geschichtschreiber von Kanada, Francis Parkman, hat von den Iroquois gesagt: „Sie schufen eine Wüste um sich und nannten dieselbe Frieden!" Die Konföderation, an deren Spitze die Mexikaner standen, hatte etwas fortgeschrittenere Begriffe von Eroberung, ihr schwebte etwas wie Staatenbildung vor, und von ihr wurden daher nur solche Stämme vernichtet, welche Widerstand leisteten. Sonst aber wurden die Überwundenen bloß ausgeplündert und dann verpflichtet, in bestimmten Zeiten gewisse Steuern zu liefern. Der geschlagene Stamm blieb autonom, er regierte sich wie vorher durch seine Vorgesetzten, kein Gedanke an Bildung eines zusammenhängenden Reiches begleitete den ersten Überfall, der nur Einschüchterung behufs späterer Ausbeutung zum Zwecke hatte. So war denn das sogenannte Reich von Mexiko zur Zeit der Eroberung bloß eine Kette von eingeschüchterten Indianerstämmen, die, selbst untereinander scheu getrennt lebend, in steter Furcht vor den Ausfällen schwebten, welche die Bevölkerung eines unangreifbaren Raubnestes in ihrer Mitte ausführen konnte.

Die Völker auf dem Boden des heutigen Mexiko scheinen in wechselndem Maße Menschenopfer gebracht zu haben. Wie tief die Sitte gewurzelt war, geht daraus hervor, daß auch Herrscher, welche sie verabscheuten, wie Netzahualcoyotl von Tezcoco, sie dennoch zulassen mußten. Daß sie gewaltige Mengen von Menschen wegraffte, ist zweifellos, wenn auch Zumarragas Angabe, daß in der letzten Zeit vor Cortez alljährlich 25,000 im Reiche

Montezumas gefallen seien, wahrscheinlich auf Übertreibung beruht. Aber auch 5000, von welchen Oviedo spricht, sind noch eine große Zahl, und ihr Tod mußte weite Gebiete entvölkern. Nun mag freilich von den Mexikanern dasselbe gegolten haben wie von andern Kannibalen, daß sie mit den Menschenopfern nur vernichteten, was anders keinen großen Wert hatte. In einem geschlossenen Clansysteme war für Fremde oft kein Raum und auf einer Wirtschaftsstufe wie die, auf welcher Mexiko stand, keine Verwendung. Daher mochte die Opferung der Kriegsgefangenen keinen Verlust für den Stamm bedeuten, der sie erbeutet hatte, wie ja auch die Tötung eines Sklaven durch seinen Herrn nicht als strafbar galt. Man spricht in den Überlieferungen von der Zeit der Erfindung oder Einführung der Menschenopfer und unterscheidet Perioden milderer und schärferer Übung. Den Lehrern und Vorgängern der Azteken, den Tolteken, wird zwar ein blutiger Kultus dieser Art nicht gänzlich abgesprochen, aber doch nur in beschränktem Maße zugeschrieben, und der Reformator Quetzalcoatl soll denselben bei ihnen gänzlich abgeschafft haben. Und aus den angedeuteten Gründen mögen derartige Phasen mit dem Steigen und Sinken der politischen Macht enger verknüpft sein, als man bisher annahm, und mit der Ausdehnung der Herrschaft Montezumas mochte die wachsende Zahl der Kriegsgefangenen auch diejenige der Menschenopfer gerade vor dem ersten Eintreffen der Europäer zur höchsten Zahl angeschwellt haben. Ethnographische Unterschiede kommen dabei kaum ins Spiel, denn da neben den großen öffentlichen Menschenopfern auch solche bei Bestattungen vorkamen, da selbst in Peru mißgeborne, mit den Füßen zuerst ans Licht getretene und andre Kinder getötet wurden, sehen wir überall nur die durch ganz Amerika verbreitete und vielerlei grausamen Gebräuchen, auch kannibalischen, die Mexiko nicht fehlten, zu Grunde liegende Anschauung von der Wertlosigkeit des menschlichen Lebens, von der Erlaubtheit seiner Vernichtung, von dem Angenehmen, das vor allem Herz und Blut des Menschen als Opfer für die Götter haben. Soweit in Mittelamerika mexikanischer Einfluß reichte, finden wir auch Menschenopfer; wir finden sie aber auch bei den Chibcha, ja selbst den Maya, deren Freiheit von dem Kannibalismus als einer ihrer großen Vorzüge gerühmt wird; und den Peruanern kann diese Sitte nicht ganz abgesprochen werden, wenn sie auch bei beiden nicht die Dimensionen erreichte wie in Mexiko. Unzweifelhaft folgten endlich den Inkaherrschern Hekatomben naher und ferner Angehörigen und Diener ins Grab.

Man begreift nun, daß bei den Mexikanern die Priester auch im Heere eine hervorragende Rolle spielten, und die Verbindung von Hohepriester und Kriegsfürst bei den Peruanern gewinnt einen tiefern Sinn. Die Priester zogen dem ausrückenden Heere voran mit ihren Götterbildern auf dem Rücken, sie mußten ein neues Feuer anmachen und das Zeichen geben zum Angriffe. Dem Kriegsgotte, den die Mexikaner vor allen andern verehrten, und den Schutzgöttern des zu bekriegenden Landes wurden vor dem Auszuge Opfer gebracht. Nach errungenem Siege baute man zum Andenken und zum Danke besondere Tempel, die den Namen eines der überwundenen Orte erhielten und von Eingebornen desselben bedient wurden. Schon äußerlich trat in dem Baue und der Anlage ihrer Tempel, welche im Falle der Not zugleich Festungen waren, die innige Verbindung des Glaubens und der Macht, zweier auf höherer Kulturstufe weiter auseinander gerückter Zwecke im Leben eines Volkes, hervor.

Mittelländisch-atlantischer Völkerkreis.

34. Kaukasusvölker.

„Eine eigne Welt, welche in ihrer Gesamtheit überblickt werden will, wenn sie im einzelnen verstanden werden soll." Karl Neumann.

Inhalt: Geschichtliche Stellung des armenisch-kaukasischen Gebietes. — Angebliche Völkerreste. — Wirkungen der Abschließung. — Altertümliche Sitten und Gebräuche. — Die Hauptgruppen: Armenier. Kurden. Grusiner. Tscherkessen. Tschetschenzen. Lesghier. Osseten. — Zerstreute Völkersplitter und Kolonien. — Trachten. — Wirtschaftliches. — Politisches.

Das Gebirge, welches wie eine zackige Mauer zwischen dem Schwarzen Meere und dem Kaspischen See sich erhebt, ist schon im Altertume ein Sitz zahlreicher Völker gewesen. Plinius spricht von 130 Sprachen, in denen auf dem Markte von Dioskurias mit den Kolchiern geredet wurde. Auf schmalem, nicht überall ergiebigem Boden drängten sich Völker von großenteils nicht sehr ruhiger Art zusammen. Ein- und Auswanderungen spielten bis in die letzten Kämpfe der Russen eine große Rolle im Leben der Kaukasusvölker. Auch Zwangsansiedelungen haben öfters dazu dienen müssen, unbotmäßige Stämme im Zaume zu halten. Die Alten schon führten den Ursprung der Kolchier auf eine ägyptische Zwangskolonie zurück. Armenische und grusinische Kolonien wurden in größerer Zahl von den persischen Herrschern auf persischem Boden gegründet, so besonders noch von Schah Abbas in dem Bezirke Feridan, wo es heute 17 armenische Dörfer gibt. Sie zeichneten sich durch ihr größeres Geschick im Ackerbaue aus, viele zogen sich aber vor den räuberischen Einfällen, z. B. aus dem Bezirke von Ispahan, wieder nordwärts zurück. Ebenso sind Tscherkessen nach Bessarabien versetzt worden und finden sich in allen Kosakenlinien in größerer Zahl. Über den pontisch-kaspischen Isthmus zogen Völker hin und wieder, es war dies eins der Thore von Europa und von Asien, und in dem kaukasischen Berglande, zu dessen beiden Seiten die Wege hinführten, blieben Reste von ihnen sitzen, welche in vollkommener Einschränkung und Abgeschlossenheit sich erhielten. So lebten die Osseten eingeengt zwischen Grusinern und Kabardinern, ein Gebirgsvolk im stengern ausschließendern Sinne des Wortes als viele andre, denn sie waren vollständig von den tiefern Thälern und den Wegen des Verkehres abgeschlossen. Vieles in ihren Sitten und Gebräuchen erklärt sich durch die seit Jahrhunderten währende Einschließung auf einen Raum von ein paar Quadratmeilen südlich und nördlich vom Kasbek. Neben ihnen wohnen andre, in deren Mitte sich aus der Ebene Zurückweichende eingedrängt hatten. Wo der Gegensatz der Naturausstattung ein so großer wie in dem Gebiete, das in wenigen Tagereisen Entfernung die Kumasteppe „ohne Zweifel die ödeste Gegend von ganz Europa" (K. Koch) und die fruchtbare Vorbergregion des Beschtau besitzt, war es nicht fraglich, nach welcher Seite die sich drängenden Scharen ausweichen mochten.

Viel Altertümliches und auch viel Rohes hat in dieser Gebirgseinsamkeit sich lebend erhalten. Radde und andre haben an die Steinzeit Erinnerndes hervorgehoben, so z. B., daß die armenischen Kurden das Joch junger Stiere mit einem zwölfpfündigen, durchbohrten

Steine beschweren, den sie mit Weidenruten festbinden, um den Mutwillen der Tiere zu brechen. Die verzweigten Erdhöhlen, in denen Xenophon die Karduchen wohnend fand, dienen noch heute den im Sommer herumziehenden kurdischen und tatarischen Hirten und selbst einem Teile der armenischen Landbauer zur Winterbehausung. Es erklärt sich zur Genüge auf der rauhen armenischen Hochebene dies Murmeltierwohnen durch den Mangel an Brennmaterial, aber dieser Grund kann nicht geltend gemacht werden für das Vorkommen derselben Erdhöhlen im mittlern Thale des Kur am Rande stattlicher Wälder und in der Nähe festungsartiger Dörfer, in denen an jedes Haus ein kugelsicherer Steinturm angebaut ist. Die Armenier in Nidsch und Sultan-Nucha, die mohammedanischen Grusiner im Bezirke Sakataly, welche man Ingiloizen nennt, überlassen das gebärende Weib sich selbst, ja bei den letztern wird die Arme, wenn die Wehen herannahen, aus den bewohnten Räumen als „unrein" fortgejagt; sie muß irgend einen Stall oder eine Scheune aufsuchen, hier muß sie ohne jegliche fremde Hilfe das Kind zur Welt bringen, dasselbe waschen 2c., und erst nach 5—7 Tagen, wenn alles gut abgelaufen ist, darf sie in ihre Familie zurückkehren und muß ihren häuslichen Obliegenheiten nachgehen. Das Chewsurenweib gebiert sogar in einer eigens dazu errichteten Hütte außerhalb des Dorfes ohne alle Hilfe und mußte früher einen vollen Monat in derselben verbleiben. Bei den Chewsuren enthält der Vater, nachdem ihm ein Kind geboren wurde, sich sieben Wochen aller Festlichkeiten. Das Säugen der Kinder bis ins dritte Jahr kommt im Kaukasus gar nicht selten vor. Die Sklavenstellung des Eheweibes kann kaum irgend schärfer ausgesprochen sein als bei Osseten, Lesghiern und Chewsuren. Es trägt im Winter die Holzbündel von der äußersten Baumgrenze ins Hochthal herab und thut alle Arbeit außer dem Pflügen und der Heumahd. Man spricht davon,



Eine Kurdin. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 722.

daß das lange Kriegsleben die Männer von der Arbeit entwöhnt habe; doch ist diese niedrige Stellung des Weibes zu allgemein, um so zufällig entstanden zu sein. Die Chewsuren geben mit Vorliebe noch immer ihren Kindern Namen, die an die altheidnische Vergangenheit anklingen, wie Wolf, Löwe, Panther, Bär für Knabe, Sönnchen, Sonnenmädchen, Rose für Mädchen. Öffentliche Liebkosungen der Kinder sind verpönt. Ehebündnisse werden in der Wiege geschlossen, der Brautkauf ist allgemein. Brautraub wird zum Scheine ausgeführt, geht aber dennoch der eigentlichen Eheschließung voraus. Ursprünglich scheint die Einehe gegolten zu haben, neben der Kebsweiber erlaubt waren, deren Kinder als Halbsklaven im Hause verblieben. Die Heiligung der Gastfreundschaft kann nicht übertroffen werden. Wen der Tscherkesse als Gastfreund aufgenommen, dem sind auch Sicherheit und Leben damit gewährleistet; nie wird er ihn verraten oder an den Feind ausliefern. Wollen diese ihn mit Gewalt wegführen, so gibt die Frau des Wirtes dem Gastfreunde Milch von ihrer Brust zu trinken, wodurch er als ihr rechtmäßiger Sohn anerkannt wird, und seine neuen Brüder haben nun die Pflicht, ihn mit ihrem Leben gegen seine Feinde zu verteidigen und sein Blut an ihnen zu rächen. (Klaproth.) Der Gastfreund geht nur dann seiner Rechte verlustig, wenn, er dasselbe Dorf besuchend, bei einem andern einkehrt. Er macht den ersten Gastfreund dadurch zu seinem bittersten Feinde. Blutrache ist allgemein für Verbrechen, welche nicht mit Kühen, wie die Sitte will, daß das Strafmaß bestimmt werde, abgekauft werden können. In Swanetien ist der alte Gebrauch voll erhalten, daß dem Verbrecher die Kirche unverletzliches Asyl bietet. Die Chewsuren tragen den Sterbenden ins Freie, damit er dort seinen Geist aufgebe. Früher setzten sie ihn in sitzender Stellung, gewaffnet, die Pfeife daneben, auf den Steinbänken des oberirdischen Leichenhauses bei; jetzt bettet man die Leichname in Steingräber. Die ossetischen Leichenmahle werden jeden Samstag ein volles Jahr hindurch fortgesetzt und sind mit Spielen und Wettkämpfen verbunden, ähnlich die der Chewsuren. So ist der Kaukasus nicht bloß in linguistischer Beziehung ein Land ethnographischer Trümmer und Reste.

Es wäre vergebliches Bemühen, für die einzelnen Völker des Kaukasus scharfe Bestimmungen des körperlichen Typus aussprechen zu wollen. Sind auch nicht alle in dem ausgesprochenen Sinne Mischvolk wie die Swanen, die Radde auf Flüchtlinge grusinischen Stammes zurückführt, oder die Chewsuren, von denen er sagt, sie seien „ein Mischvolk, welches im Laufe der Jahrhunderte aus den Nachbarpopulationen sich in den Verstecken des Hochgebirges bildete“, so kann doch in einem Lande des Durchzuges und der Zusammendrängung und in einem Asyllande von einer typisch reinen Rasse nicht gesprochen werden. Man berichtet von zahlreichen Kreuzungen, die in der vorrussischen Zeit im abchasischen Tieflande zwischen aus der Türkei zuziehenden und sich flüchtenden Türken, Arabern, selbst Negern und einheimischen Frauen stattfanden. Die Mischung der tiefern Schichten der Tscherkessen mit den ihnen unterworfenen Tataren ist zweifellos eine ausgedehnte gewesen. Als ein einziges großes Völkergetrümmer hat schon Karl Koch die nordkubanischen Natochuadschen geschildert. Der eben genannte Kenner des Kaukasus hat gerade in dieser beständig sich wiederholenden Bluterneuerung die ursprüngliche Ursache jener körperlichen Vorzüge gesehen, welcher Massudi ein Loblied auf die Cirkassierinnen anstimmen ließ und Blumenbach veranlaßte, den Kaukasier als Typus der weißen Rasse aufzustellen. Als die verhältnismäßig reinst erhaltenen und zugleich die ältesten Nordkaukasier wurden vor der Unterwerfung die Kabardiner bezeichnet, bei denen, ebenso wie in den bessern Klassen der Tscherkessen, auf die Reinheit des Blutes, vielleicht nicht ohne den gemeinen Hintergedanken des Marktwertes schöner Sklavinnen, streng geachtet ward.

Die Armenier (s. Abbildung, S. 722) erinnern im Äußern stark an die Juden: heller von Haut als die Perser, dunkel von Haar, das aber auch braun und in der Jugend blond

gefunden wird, mit scharf gebogenen Nasen, die gleich den Lippen eine Neigung zum Fleischigen zeigen, ausgesprochenem Hange zur Fettleibigkeit. Viele Armenier würde man auch als eine hellere und fettere Varietät der Nordperser bezeichnen. Dieses Volk, das nach Zahl, Fähigkeiten und Vergangenheit vor andern berufen schien, eine große und nicht vorübergehende Rolle in dem Gärungskampfe der orientalischen Frage zu spielen, hielt sich dauernd so ruhig, daß man zweifeln konnte, ob aus seiner jüdischen Schmiegsamkeit sich je noch einmal ein starker Entschluß entwickeln werde. Weit stehen dagegen von ihnen die **Kurden** (s. Abbildung, S. 720) ab, von denen **Polak** sagt, sie seien in der Farbe des Auges, der Haut und der Haare so wenig von „den nordischen, besonders deutschen Rassen" verschieden, daß man sie leicht für Deutsche nehmen könnte. Gegen diese Rassenverwandtschaft spricht nicht der Ruf der Ehrlichkeit und Tapferkeit, dessen die Kurden trotz ihrer räuberischen Neigungen sich da erfreuen, wo man sie zur Arbeit oder zum Waffenhandwerke zwingen konnte. So in Persien, wo der Schah den Schutz seiner Sicherheit kurdischen Offizieren lieber als allen andern anvertraut. Auch die Treue gegen ihren erblichen Wali, welche weder Türken noch Perser wankend machen konnten, wird mit Lob verzeichnet. Wo Kurden mit Armeniern zusammentreffen, entsteht der Gegensatz des Nomaden und Ansässigen, des Hirten und Ackerbauers, des Bedrückers und des Unterdrückten; daher gehört zu den fressenden Wunden der asiatischen Türkei der Anspruch, den die Kurden auf einen Teil des Besitzes der Armenier erheben, und welchen sie, trotzdem diese steuernde Unterthanen der Pforte sind, auch durchsetzen.


Ein Armenier. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 721.

Die **Grusiner** oder **Georgier** sind von den südlichen Kaukasusvölkern diejenigen, deren Äußeres dem Idealbilde, das man vom Tscherkessen, Circassier und mehr noch ihrer weiblichen, hier in Wahrheit schönern Hälfte zeichnet, am meisten entspricht. Hohe, kräftige Gestalten, hellhäutig, braun- oder schwarzhaarig, dunkel- oder grauäugig, die

Physiognomie durch breite, niedere Stirn, leicht etwas zu stark vorspringende Nase, eine Breite des Gesichtes bezeichnet, welche Kraft ausdrückt, ohne die Züge zu verzerren. Kropf und Kretinismus entstellen leider die Bevölkerung vieler Thäler, aber im ganzen ist in den höhern Gebirgsregionen der Schlag besser als im Tieflande. Natürlich ist nicht jede Gestalt in Schönheit getaucht. Es gibt tatarische Mischungen entschiedenster Ausprägung, und mancher hat sich von den gerühmten kaukasischen Schönheiten ebenso enttäuscht gefühlt wie vom kaukasischen Weine. Es gibt Gegenden mit schönen und minder schönen Menschen. Artwin ist reich an Schönheiten, das umgebende armenische Land arm, das letztere kann man auch von der Gegend von Tiflis sagen. Es ist hier nicht überflüssig, von den Frauen des Kaukasus zu sprechen. Gerade die Grusiner, welche zu den Völkern gehören, deren geschichtliche Bedeutung schon länger der Vergangenheit angehört, haben durch ihre Töchter fortgefahren, einen starken rassenveredelnden Einfluß auf Nachbarvölker zu üben. Grusinerinnen sind zahlreich und einflußreich in allen Harems des Osten vertreten, ihr Blut fließt in den Adern türkischer, ägyptischer, persischer, tatarischer Großen, und in neuerer Zeit verheiraten sich zahlreiche Grusinerinnen mit Russen. Der grusinische Charakter hat einen leichten, trägen und sinnlichen Zug, der nicht nur den Europäern, sondern auch den Armeniern gegenüber sie immer mehr zurückgedrängt hat. Vorzüglich haben die letztern es verstanden, die einst großen Vermögen der Grusiner an sich zu ziehen, und heute sind in Georgiens alter Hauptstadt Tiflis nicht die Grusiner, welche ebenso wie die Russen 17 Prozent der Bevölkerung ausmachen, sondern die Armenier mit 40 Prozent die tonangebenden. Für einstweilen ist noch Kutaïs, die Hauptstadt Imerethiens, der nationale Mittelpunkt dieses einst großen, aber trotz seiner Tapferkeit zum Dahinsiechen bestimmten Volkes.

Außer den Mingreliern sind auch die im alten kolchischen Gebiete am Schwarzen Meere hin wohnenden Lasen und die nördlich von den Mingreliern zwischen diesen und den Abschasen wohnenden Swanen oder Swaneten sprachlich näher mit den Grusinern verwandt. Von den letztern sind die bis vor einem Menschenalter unabhängigen 12,000 „freien Swanen", an den Quellen der Inger auf der Südseite des Gebirges sitzend, eins der kräftigsten und kriegerischsten Völker des Kaukasus, das durchaus nur Dörfer von kastellartigen Häusern mit hohen Verteidigungstürmen bewohnt. Von Südosten scheinen Imerethier, von Westen Mingrelier eingewandert zu sein; beiden ist aber die swanische Sprache, die sich in der Gebirgsabgeschlossenheit entwickelte, fast unverständlich geworden. Trotz Blutrache und häufiger Dorffehden sind sie ein fleißiger, die vier Wachstumsmonate ihrer alpinen Thäler rege ausnutzender Menschenschlag. Dem Ursprunge nach sind ihnen nahe verwandt die weiter östlich im großen Kaukasus sitzenden Tuschinen, Pschawen und Chewsuren, gleichfalls kleine, vorwiegend durch flüchtige Grusiner entstandene Mischvölker, die nördlich von Tiflis im Flußgebiete der Jora und in der mittel- und hochalpinen Region leben. Arm, kräftig, einfach, ganz altertümlich in Sitten und Gewohnheiten bilden sie höchst eigenartige Völkerexistenzen. Ihre Religion deutet ihre Schicksale an, von welchen keine Aufzeichnung Kunde gibt. Dieselbe ist ebenso wie diejenige der Swanen und Osseten ein höchst fadenscheinig gewordenes Christentum, das trotz seiner „Dekanosse", welche verstümmelte Kirchengebete leiern, noch weniger Christliches bewahrt hat, da der Islam sich eingedrängt und bunt seine Ideen mit denen des Christentumes gekreuzt hat, und da außerdem an den Opferaltären, die mit dem Gehörne erlegter Tiere geschmückt sind, und in den heiligen Hainen noch unverhüllter ein die ganze Umgebung mit Geistern erfüllender Naturdienst getrieben wird. Bei den Swanen gilt vor allen die Königin Thamar als Heilige. Ihre Kirchen sind kleine Kapellen, doppelt unscheinbar neben den Kolossen der Turmhäuser.

Die Sprach- und innigere Sittenverwandtschaft der eben besprochenen Stämme des südlichen Kaukasien findet sich nicht bei den Nordkaukasiern, welche in

mehrere Gruppen zerfallen, die linguistisch zu trennen sind und die auch in erheblicherm Maße als die vorhin angeführten durch die sie umgebenden Völker Modifikationen erfahren haben. Mindestens drei Gruppen lassen sich hier unterscheiden. Wir haben zunächst die Tscherkessen, welche in der Westhälfte des Kaukasusgebietes und darüber hinaus von der Grenze Mingreliens bis zur Meerenge von Kertsch wohnen. Körperlich nähern sich diese Völker am meisten den Georgiern, mit deren Töchtern die der Tscherkessen, die bekannten Cirkassierinnen, um den Preis der Schönheit streiten. Unter ihren einzelnen Stämmen hebt man Unterschiede



Ein syrisches Mädchen aus Damaskus. (Nach Photographie.)

hervor, welche darauf hinauslaufen, daß einzelne Gruppen, wie die Abchasen, denen starke grusinische Beimischung zugeschrieben wird, brauner von Haut, schwarzhaariger und hagerer sind, während die im nördlichen Vorlande des Kaukasus nomadisierenden kubanischen Tscherkessen unregelmäßiger von Gesicht und unscheinbarer von Gestalt sind. Aber auch die Fürstengeschlechter der Tscherkessen und Kabardiner sollen dunkler von Haut und Haaren als die Mehrzahl ihrer Unterthanen sein, was sie selbst, als Islamiten, arabischer Abstammung zuzuschreiben lieben. Der Charakter der Tscherkessen zeichnet sich durch edlere Züge vor dem seiner östlichen Nachbarn, besonders der Kisten und Lesghier, aus. Manches Tatarische aber greift aus der Steppe in den Nordkaukasus herüber, so in der Bauweise die Nachahmung der Filzjurten oder, wo ständige Wohnweise beliebt wird, die Aufrichtung der Sakla,

der aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen wird, und vier Pfählen bestehenden flachdachigen Hütte, und des ihr entsprechenden Wartturmes aus beworfenem Geflechte. Tiefer im Gebirge baut man fester. Die Tscherkessen sind in allen ihren Abzweigungen Mohammedaner und liefern besonders dort, wo sie unter grusinische Bevölkerungen eingewandert sind, manche Beispiele für die Regel, daß im Kaukasus der Mohammedaner fleißiger sei als der Christ. Die Tscherkessen zerfallen in die zwei großen Gruppen der Adighe, denen die eigentlichen Tscherkessen und Kabardiner angehören, und der Asega und Abchasen; ein großer Teil von beiden ist seit dem letzten russisch-türkischen Kriege nach der Türkei übergesiedelt.

Die Tschetschenzen (russischer Name), welche von den Georgiern Kisten und von ihnen selbst Nachtschuri und Nachtsche, d. h. Volk, genannt werden, wohnen, etwa 140,000 an der Zahl, östlich von den Kabardinern und der großen Militärstraße. Kurz versteht man unter Tschetschnia die ganze Länderstrecke zwischen Aksai, Terek und jenen letzten Terrassen des kaukasischen Hauptgebirges, welche man als die Berge der kleinen Tschetschnia bezeichnet. Die Tschetschenzen sind aus dem Gebirge in ihre Sitze hinausgewandert und drängten die türkischen Kumüken ostwärts zurück. Aber einige ihrer Geschlechter zogen sich in den Kämpfen mit den Russen, welche die Tschetschenzen mit am zähsten unterhielten, wieder in das Gebirge zurück. Sie sind ein Volk von „Usden", Freien, das keine Fürsten kennt, sondern in den Geschlechtern, welche noch immer den Namen des einst im Gebirge innegehabten Dorfes tragen, sich selbst regiert. Traditionen und Reste von Sitten und Gebräuchen deuten an, daß auch die Tschetschenzen einst Christen gewesen sind. Der Islam ist zum vollen Durchbruche erst am Ende des vorigen Jahrhunderts gelangt. Die Tschetschenzen galten stets als eins der kriegerischsten, aber auch wildesten und grausamsten Völker des Kaukasus.

Die Osseten nehmen in der Zahl von gegen 111,000 die höchsten bewohnbaren Gebiete im Kaukasus um dem Kasbek herum ein. Ihre Sprache weist sie der persisch-armenischen Verwandtschaft, die Geschichte den einst zum Christentume übergetretenen Stämmen des Kaukasus zu. Aber der Islam, der ihren Zusammenhang mit andern Christenvölkern lockerte, hat nicht vermocht, bei ihnen selbst sich einzubürgern, sondern es ist aus Korruption des im Volke, zumal es dessen Sprache nicht benutzt hatte, nicht tief eingewurzelten Christentumes, unter Mischung mit heidnischen Anschauungen und Gebräuchen, eine ganz eigenartige Religion entstanden. Dieselbe kennt keinen besondern Priesterstand, sondern Erb- oder Wahlpriester, welche genau genommen nur Vorsteher der Volkstempel waren und verschiedene Namen, wie Dekanossen, Paparen, führen. Die Osseten verehren noch immer als „Mady Mairam" die Jungfrau Maria, aber sie versetzen dieselbe auf die Höhen der Berge, wo auch die Schutzgeister jedes Dorfes, immer in Türmen und Häusern, die höher als das Dorf liegen, ihre Verehrungsstätten besitzen. In ihnen übernimmt die Rolle des Opferpriesters der Älteste der Gemeinde; er allein hat das Recht, in die enge Thür des Tempels zu treten, wohin die Opfer gebracht werden. Der Tempel ist klein, niedrig, dunkel, ohne Fenster und ohne jegliche Ausschmückung; im Innern steht ein steinerner Opferaltar, besetzt mit einigen Gläsern Bier und verschiedenen Amuletten. Diese Schutzgeister der Dörfer scheinen mehr Verehrung zu empfangen als alle andern Heiligen, an welche die Osseten sich wenden, wie Elias und Nikolaus, und neben ihnen Schutzheilige aller Jagdtiere, von denen der Ossete immer erst die Erlaubnis zum Schießen sich erbittet, wenn er auf die Jagd gehen will. Es gibt auch Schutzheilige lebloser Dinge, und am Ende gibt es keinen Gegenstand im Leben der Osseten, der nicht seinen „Gott" oder seinen „Heiligen" hätte. Die ossetischen Zauberer und Wahrsager wie die Personen, welche die Zeremonien bei der Eheschließung und Bestattung leiten, wenden sich mit ihren Bitten und Beschwörungen zu Heiligen ohne Zahl; zum „Heiligen des Spinngewebes", zum „Heiligen der Haare und Nägel", zum „Heiligen der Gräser und der Winde", zum „Heiligen der Käfer, der Würmer

und der Schlangen". Jeder Schritt ist von Zauber und Beschwörung umgeben, der Zauberer ist der eigentliche Priester. Ihm sind die meisten der Lieder bekannt, welche eine eigne Mythologie umschließen, indem sie von einem früher den Kaukasus bewohnenden riesenhaften Heldenvolke der Narten singen. Die Thaten der Nartenfürsten, aus denen die prometheische Gestalt Batras' oder Batiraes' hervorragt, erinnern an jene, deren Ruhm die persische Heldensage verkündet. Auch manches andre in den Sitten und Gebräuchen der Osseten weist nach außen und weit rückwärts. Die Kleinigkeit, daß sie nicht nach orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen, sondern auf Bänken und Stühlen sitzen, ist bemerkenswert. Die Versammlung der Hausväter des Dorfes spricht Urteile, auch Todesurteile, der Hausvater aber hat sie an den Seinigen zu vollstrecken. Familienzusammenhang und Gastfreundschaft stehen dem Osseten hoch; vor dem Schmause mit seinen Freunden spricht er Weiheworte, den Becher in der einen, das Fleisch in der andern Hand. Der Ossete besitzt ursprünglich weder Schrift noch Zahlen, seine Rechnung macht er am Kerbholze.



Ein Maronitenpriester. (Nach Photographie.)

Die östliche Völkergruppe des Nordkaukasus umfaßt die Völker Lesghiens oder Daghestans, kleine Völker von etwa 400,000 Seelen, welche mehrere verschiedene Sprachen reden, deren Verbreitungsgebiete in einigen Fällen als durch die Nachbarn weit zurückgedrängt zu erkennen sind, so bei den Uden, die als Udini den Alten bekannt waren und heute nur noch zwei Dörfer (bei Nucha) bewohnen. Ein Teil dieser Völker bildet nach Rasse und Lebensweise den Übergang zu den Tataren des angrenzenden Tieflandes. Mit Rinder- und Schafherden weidend, wohnen sie in Filzjurten, die zum Unterschiede von denjenigen der Tataren gestreckte Form haben, oder in Holzhäuschen, welche aus einzelnen Teilen zusammengestellt werden, um von Weideplatz zu Weideplatz transportiert werden zu können. Offenbar liegt hier Mischung vor, worauf der Name schon hinzudeuten scheint. Das Zentrum von Daghestan wird von sogenannten Avaren bewohnt. Avar ist türkischen Ursprunges und bedeutet Räuber. Diese Völker tragen aber keine Gemeinnamen, sondern sie nennen sich nach dem Hauptdorfe jeden Stammes. Auch der Name Lesghier, den man ihnen gibt, soll Räuber bedeuten (Khanikof). Auch die ackerbauenden Kumüken oder Kasi-Kumüken dieses Gebietes haben mit dem gleichnamigen Türkenstamme nördlich vom Terek nichts als den Namen gemein, der von Fremden



OST- UND NORDEUROPÄISCHE VÖLKERTYPEN.

1. 2. Georgier – 3. Ossete – 4. Albanier – 5. Isländerin – 6. Russin (Gouvernement Rjäsan). – 7. Rumänin – 8. 9. Polen (Radom).

(1-4, 6, 8, 9 nach Pauly, Les peuples de la Russie; 5 nach Burton, Ultima Thule; 7 nach Photographie.)

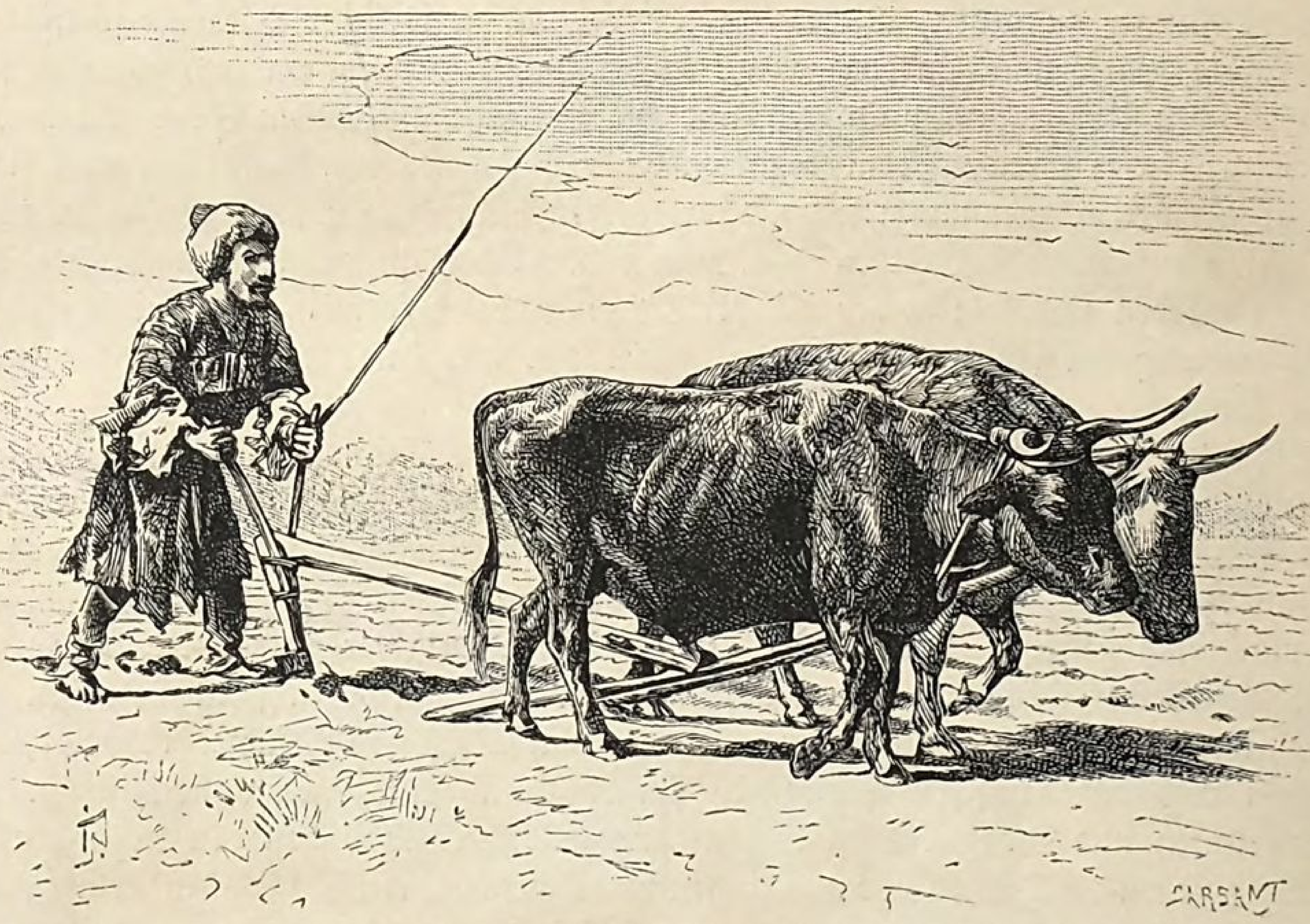
727.

ohne alle Berechtigung ihnen beigelegt ward. Starke persische Einflüsse machen sich hier geltend. Die Bauweise des flachdachigen, breit umwallten Steinhauses, die sorgsame Ausstattung des Innern entfernen sich weit von tscherkessischer Einfachheit. Das strenge schiitische Bekenntnis stempelt die Lesghier zu ausgesprochenern Mohammedanern, als ihre westlichen Nachbarn sind, verhindert aber nicht, daß ihre Beiramfeier manche Züge der russischen Ostern angenommen hat.

Die vorhin genannten Avaren von Daghestan sind von nichts weniger als türkischem Typus, sie sind auch der Rasse nach Kaukasier, und ihre Sprache weist ihnen einen Platz in der östlichen kaukasischen Sprachgruppe neben den Tschetschenzen an. Sie haben also nichts zu thun mit den Hunnen, welche einst nach Mitteleuropa vordrangen. Wohl aber scheint es Punkte zu geben, auf welche sich der Nachweis ihrer Verwandtschaft mit den Avaren, die später nach Europa zogen, stützen könnte. Tradition und Sprache scheinen den nördlichen Ursprung der Avaren und die Herkunft aus einem ebenen Lande, sogar (nach Khanikoff) ihren einst nomadischen Zustand anzudeuten. Erinnert man sich, daß die Avaren einen Alanenstamm mit sich fortgerissen haben sollen, und daß die Alanen mit den Osseten zusammengebracht werden, und endlich, daß in der letztern Gebiete Schädel gefunden worden sind, die in der Art der Avarenschädel deformiert wurden, so scheint auch die Verbreitung der sogenannten Avarenschädel hier und in Osteuropa ihre Deutung finden zu können.

Die Trachten kaukasischer Völker sind nicht so übereinstimmend, wie man sie bei großen, einheitlichen Nationen findet. Im Norden herrscht, besonders in der Weibertracht, tatarischer Einfluß vor, auch im Gebrauche des Filzes zu Kleidungsstücken, wie des ärmellosen Filzmantels Burkas, im Süden armenischer und persischer. Auch die religiöse Sonderung macht sich geltend. Die Weiber der schiitischen Lesghier tragen die langen faltenreichen Beinkleider, den anliegenden Rock bis zum Knie, beide in grellen Farben, blaues Hemd, niedriges fesartiges Käppchen. Die Verschleierung des Gesichtes ist bei ihnen wie bei ihren mohammedanischen Schwestern im Kaukasus nur ausnahmsweise zu finden. Armenierinnen und Georgierinnen tragen lange Kleider. Das von den Männern gemiedene Weiß ziehen die Frauen vor und tragen rote Käppchen, welche die Männer verschmähen. Dagegen bemühen sich, besonders bei den gefallsüchtigen Kabardinern, beide Geschlechter um eine möglichst schlanke Taille. Es dürfte selten wie hier die weibliche Tracht durch den Einfluß der leichten Baumwollen- und Seidenwaren so viel rascher ihre Originalität verloren haben als die männliche. Die originellen Kopf- und Gürtelschmucke blieben in vielen Teilen Daghestans allein übrig. Die Männer sind einheitlicher gekleidet. Der über die Kniee reichende, anschließende Rock (Tschocha), der gewöhnlich gegürtet wird, und dessen mit Vorliebe grau gewählte Farbe durch Pelzbesatz gehoben zu werden pflegt, die halbkugelförmige Tuch- oder phantastisch hohe Kegelpelzmütze, deren Variationen in Höhe, Form und Zottigkeit einen Schluß auf den mehr oder minder herausfordernden Charakter ihres Trägers machen lassen, die mit Geschmack in Mustern gestrickten oder gar mit Goldfäden durchwobenen Socken, endlich der lederne Schnabelpantoffel von persischer Form finden sich im Norden und Süden des Gebirges. Abweichungen im einzelnen sind natürlich nicht ausgeschlossen. Sitten wie die der Swanen, Kreuze auf ihre Gewänder zu nähen, besonders an solchen Stellen, wo ein Stich oder ein Schuß durchgegangen, sind nicht allgemein. Die Ausstattung der auf die Brust genähten Patronentäschchen, die Form der Kopfbedeckung, der kürzere oder längere Schnitt des Kleides sind Änderungen unterworfen. Mohammedaner rasieren natürlich den Kopf, wobei die Lesghier über dem Ohre ein Dreieck stehen lassen, und die Barttrachten sind von Stamm zu Stamm verschieden. (S. die beigeheftete Tafel „Ost- und nordeuropäische Völkertypen".)

Die erste Waffe im Gebirge ist der eisenbeschlagene Alpenstock, dem seitliche Astgriffe eine originellere und wohl im Ernstfalle auch bedenklichere Seite verleihen. Von ihm bis zu der Überladung mit Waffen, mit welcher der Tscherkesse prunkt, ist es weit. Schwert, Dolch und Pistole waren in der kriegerischen Zeit, die nun vergangen ist, unentbehrliche Bestandteile der Tracht des Tscherkessen. Bei besondern Gelegenheiten kamen dazu der Kettenpanzer, die Flinte, der Bogen und der pfeilgefüllte Köcher. Die Einfuhr von kostbaren damaszierten Waffen aus der Türkei und Persien war damals sehr bedeutend, und alte Rüstungen, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbten, machten den Stolz der Fürstensöhne aus. Entsprechend war das Pferdegeschirr behandelt. Pfeile mit weißen Adlerfedern



Ein Mingrelier am Pfluge. (Nach Carla Serena.)

standen hoch im Werte, und niederes Volk durfte ihrer bei schwerer Ahndung sich nicht bedienen. Bogenschießen ist bis auf den heutigen Tag eine Lieblingsunterhaltung der Jugend im Tscherkessenlande.

Die Gebirgsländer und Hochebenen des Kaukasusgebietes sind im ganzen nicht durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Es empfinden dieses natürlich die hoch wohnenden Osseten, Chewsuren und Genossen am allermeisten, da sie in der Regel weder hinreichend ausgedehnte Alpenwirtschaft noch genügend sichern Ackerbau treiben können. Sie vermögen vor allem keine großen Herden durchzuwintern. Das einzige große Viehzuchtgebiet ist das frühere türkische Armenien, aus dem seit langem eine starke Ausfuhr von Schafen stattfindet. Die bekannte Geschichte von dem Fettschwanze, dem zur Bequemlichkeit ein Wägelchen untergebunden werde, behauptete noch jüngst ein armenischer Schriftsteller (Dr. Arzruni in Tiflis) von den Herden am Wan, wo auch Angoraziegen gezüchtet werden. Beträchtlich ist auch die Viehzucht im lesghischen Gebiete, dessen eigne ziegenähnliche, schlanke Schafrasse den Gebirgsweiden gut angepaßt ist. Von den Ziegen des Kaukasus wird erzählt, daß sie sich mit den wilden Bezoarziegen mischen. Die kriegerischen Tscherkessen legten das größte Gewicht der Pferdezucht bei; sie züchteten mit peinlicher Sorgfalt reine Rassen. In den fruchtbaren Niederungen und Stufenländern, z. B. Mingrelien, Imerethien, Grusien, Kachetien, ist der Ackerbau

(s. Abbildung, S. 728), der hier auch Reisbau mit einschließt, zurückgegangen. Die Wein- und Obstgärten, von welchen frühere Reisende entzückt erzählten, nehmen heute ein viel kleineres Gebiet ein. Man behauptet, das Klima sei immer wechselvoller geworden, und die Traubenkrankheit habe selbst den wilden Wein der mingrelischen Wälder ergriffen. Aber hier sind die Einheimischen träge und genußsüchtig. Das beste Weinbaugebiet Kaukasiens ist ohne Zweifel Kachetien, dessen Weinen auch der Ruhm der ältesten und „echtest kaukasischen" (Keßler) zugesprochen wird. Die Grusiner aber bauen und — trinken den meisten Wein, und zwar trinken sie ihn bei endlosen Gelagen unter althergebrachten Zechgebräuchen. In 1000—1300 m Meereshöhe gedeiht der Wein noch, und hier wird Seide gezogen, Mais und italienische Hirse (Setaria) neben Weizen angebaut. Das Leben ist hier nicht so leicht wie im Tieflande, aber der Fleiß nimmt im Kaukasus mit der Höhe zu. Gerste und Hafer sind die Gebirgsgetreide. Am Nordostabhange steigt die Getreidegrenze bis nahezu 2600 m an. Wo Dürre die Nähe der Steppe verkündet, wie in den tiefern Teilen Daghestans, sind künstliche Teiche fast über jedem Dorfe zu finden. Man benutzt wenig den Pflug, und die schartige Sichel dient weniger zum Schneiden als zum Fassen und Ausrupfen. Getreide bewahrt man in frei auf Gerüsten stehenden großen Körben oder in Erdgruben auf. Das Brot ist der orientalische, mehr geröstete als gebackene, oft auch ungesäuerte Fladen. Aus Gersten- und Saubohnenmehl wird in Daghestan Brot gebacken. Die Vorliebe für Zwiebel und Knoblauch ist weit verbreitet, in vielen Gegenden kann man diese als die Hauptgemüse bezeichnen; Hülsenfrüchte, besonders Saubohnen, reihen ihnen sich an.

Wie wichtig die Erhaltung der Wälder in diesen hoch gelegenen, kalten und teilweise von Natur dürren Gebieten ist, lehrt der Rückgang, den Industrie und Bevölkerungszahl Erzerums durch die Abtretung der Wälder von Soghanlu an Rußland erfahren haben. Die Sage, daß diese Wälder die Schöpfung eines armenischen Königs, ist auf einst höhern Stand der Waldkultur in Armenien gedeutet worden. Auch aus Daghestan liegt eine Notiz Raddes vor, welche einem Platanenhaine bei Nucha Ursprung durch Anpflanzung zuschreibt. Holz, vor allem das edle Holz des Buchsbaumes, bildet seit langem einen Gegenstand der Ausfuhr aus dem Kaukasus. Aus dem großen Reichtume wildwachsender Pflanzen haben die Kaukasusvölker manche ihrem Nutzen dienstbar gemacht. In Daghestan werden die Spitzen einer Rhamnus-Art zu Thee benutzt. Die Stengel einer Anzahl von Pflanzen werden gegessen, so von Heracleum, Andropogon, Cnidium und andern, ebenso die Blätter von Sempervivum pumilum.

Das Weib ist die Trägerin einer Hausindustrie, welche früher vor allem für die Kleidung sorgte. Das grobe lesghische Tuch ist ein Handelsartikel geworden, ebenso die daghestanischen Goldstickereien auf Leder, die seidenen Gürtel von Kumuch. Selbstgefertigte Teppiche bedecken den Boden in den lesghischen Hütten. Die Vorliebe für hölzerne Gefäße, welche aus Einem Stammstücke gehöhlt werden, scheint an ältere Zeit zu erinnern, zumal diese Gefäße auch bei den Basken im Gebrauche stehen; doch fertigt man im Kaukasus sehr gute, wenn auch unglasierte Thonwaren. Schön glasierte und gemalte Schüsseln und Teller, mit denen die Wände daghestanischer Bauernstuben geschmückt sind, sind Handelsartikel oder Ertrag älterer Raubzüge nach den persischen Grenzprovinzen. Man bedarf sehr großer Thongefäße, um durch Schütteln in denselben die Milch in Butter überzuführen, und gräbt in denselben den Wein in die Erde. Einst blühte im Kaukasus eine hoch entwickelte Bronzeindustrie, welche von der nach allem Anscheine aus Persien importierten Industrie des Stahles mit Edelmetalleinlagen abgelöst worden ist.

Das ganze politische Leben und die geschichtliche Bethätigung der Kaukasusvölker hängt eng mit der Wohnweise in festen, schloßartigen, mehrstöckigen, ummauerten, oft mit 20—25 m hohen Schießschartentürmen versehenen Häusern, die, auch wenn dorfartig

verbunden, einzeln am Berge liegen, zusammen. Diese Turmhäuser sind am häufigsten im Gebirge, wo bei den freien Swanen selbst jeder einzelne Hof seinen Turm hat. Aber selbst der Mingrelier des fruchtbaren, zu dichtem Wohnen einladenden Tieflandes sitzt auf seinem ummauerten „Einödhofe", und in Daghestan ziehen Wall und Graben sich um die Heimstätte, deren Thor ein mächtiger Steinbau ist. Hier leben in oft sehr behaglich und geschmackvoll ausgestatteten Stuben die Familien, die Sippen eng geschlossen und abgeschlossen zusammen, hier wurde die Kraft zur Selbsthilfe und die Bereitschaft zum Kampfe entwickelt, welche die Osseten, Tschetschenzen, die Chewsuren und so viele andre auszeichnet. Der Gewalt des Vaters gegenüber sind Weib und Kinder Sklaven. Bei den Osseten, ähnlich bei andern Völkern, beginnt kein Sohn eine Rede oder setzt sich nieder in Gegenwart des Vaters, alles erhebt sich, wenn dieser eintritt. Über Krieg und Frieden steht der bei den Osseten „Nichas" genannten Versammlung der Hausväter die Entscheidung zu. Gemeinsame Interessen, die bei kleinern Völkern, wie den Osseten, geographisch ungemein deutlich umschrieben sind, banden diese kompakten Dorfstämme politisch zusammen, und derartige Eidgenossenschaften waren wohl nicht immer auf das innerste Gebirge beschränkt. Selbst Armenien besitzt in seiner aus acht katholischen Dörfern bestehenden Republik Chotordschur einen merkwürdigen Rest alter Freiheit; die Bewohner sind durch altes Herkommen zu wechselseitigen Diensten verpflichtet, welche fast an Gemeinbesitz streifen. Zu den Eigenschaften der Armenier gehört ein ganz besonders lebhaftes Familien- und Stammesgefühl, welches zumal in seinen wirtschaftlichen Folgen unangenehm von den Nachbarvölkern empfunden wird.

Wie diese Verfassung, gehört auch die vielbesungene, mit ihr zusammenhängende Tapferkeit der Kaukasusvölker nicht Einem Stamme an, sie ist Gemeingut aller. Am meisten traten einst Grusiner, Tscherkessen und Lesghier hervor, während die Armenier zu früh schon sich dem Waffenhandwerke entzogen und entwöhnt hatten. Zu ihrer Schulung hat die Blutrache und haben die endlosen Fehden der Dörfer und Clans beigetragen. Wo die kriegerische Übung Generationen durchzog, wie in der langen Zeit der Kriege, welche die Russen im Kaukasus führten, vollzog sich ein engerer Zusammenschluß der Clans freier Männer unter Kriegsfürsten, als deren hervorragendstes Beispiel Schamyl in den Hallen nicht bloß der kaukasischen Geschichte steht. Von der Steppengrenze her hatten längst türkische Begs unterwerfend in dieses unabhängige Leben der Dorfrepubliken eingegriffen und große Bevölkerungen am Nordabhange leibeigen gemacht. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft blieben diese besitzlos. Früher waren die Abhängigkeitsverhältnisse gelöst worden, in denen z. B. nogaiische Turkstämme, wie die Karatschai, zu Bergstämmen der Kabarda standen. Die echten Bergvölker sind auch nach der Unterwerfung im freien Geschlechterzusammenhange verbunden geblieben.

Die Zeit hat aufgehört, in der die kaukasischen Küstenstämme als schiffahrende Völker, gefürchtet als Seeräuber, mit schnellen Galeeren ausgerüstet erscheinen, und wo große Expeditionen ausgesandt wurden, um ihnen dies schädliche Handwerk, das auch bereits im Altertume mit Menschenraub und Sklavenhandel verbunden war, zu legen. Dem Handel, der damals wie heute dem nicht übermäßig produktiven Berglande nötig war, mußte, wie es scheint, auch in frühern Zeiten mehr fremde als eigne Seeschiffahrt dienen. Die Kaukasier haben immer Salz und Getreide nötig gehabt, gegen welche ersten Bedürfnisse sie Bauholz, Häute, Wachs und Honig boten. Sie lehnten den Handel nicht ab wie ihre sarmatischen Nachbarn, welche nach Strabon sich selbst Eisen nicht zu verschaffen wußten und daher Knochenspitzen an Speeren und Pfeilen trugen.

35. Europäer.

„Europa ist jetzt der schicklichste Erdraum zur Ausbildung von Völkern mit scharf ausgeprägter Persönlichkeit.“ O. Peschel.

Inhalt: Die neugeschichtlichen Völker. — Die Semiten. — Griechenland und die Phönizier. — Die Ural-Altaier. — Die Herkunft der Magyaren. — Germanische Berührungen. — Arier. — Kulturstufe der alten Arier. — Alte und neue Griechen. — Etrusker. — Entwickelung der Römer und der Romanen. — Die Spanier. — Die Franzosen. — Die Rumänen. — Die Kelten, Gallier und Belgen. — Die Germanen. — Goten, Skandinavier, Deutsche, Engländer. — Die Lettoslawen. — Russen.

An der Schwelle Vorderasiens und Europas angelangt, sehen wir uns Völkern gegenüber, welche wir mit dem Namen geschichtlicher auszeichnen würden, wenn wir uns nicht scheuten, am Schlusse ein Mißverständnis neu beleben zu helfen, dem wir in allen den vorhergehenden Abschnitten entgegenzutreten nicht müde wurden. Die Menschheit macht ihre Geschichte, wobei die Anteile verschieden fallen mögen, ohne Zweifel aber jedem Volke seine Aufgabe gestellt ist, kein Volk ohne alle Gelegenheit bleibt, in das große Gewebe auch seinen Faden, wenn auch noch so bescheiden, mit einzuschlagen. Es gibt aber eine neue Geschichte, die mit unsrer eignen und der Gegenwart auf das engste verbunden ist, so eng, daß wir sie nicht anders denn als ein Stück von unsrer eignen Vergangenheit auffassen können. Vom Rande Kleinasiens und der alten Grenze Europas in der skythischen Steppe an sind uns die Völker nicht mehr in dem Maße fremd, wie sie es in Afrika, Amerika, in der Arktis, in Australien, im größten Teile Asiens waren. Sind sie nicht stammverwandt, so sind sie kulturverwandt, denn ihre geschichtlichen Schicksale sind so eng verflochten, daß wir hauptsächlich einen mehr oder weniger großen Teil ihrer Vergangenheit kennen, was dort nicht der Fall zu sein pflegte. Wir stehen mit andern Worten an der Schwelle unsrer eignen Geschichte. Die Völkerkunde legt hier ihre Feder nieder, welche die Geschichtschreibung aufnehmen mag. Uns liegt nur noch so viel ob, als nötig ist, um auch den Völkern Europas ihre Stelle in dem Bilde zu geben, welches wir von der Menschheit entwerfen wollten.

Europa hängt eng mit Asien zusammen. Schon Herder erkannte die Unmöglichkeit, die Geschichte selbst nur Mitteleuropas zu schreiben, ohne diejenige Mittelasiens beständig im Auge zu haben. Dagegen ist unser Erdteil durch das Atlantische Meer von Amerika und durch das Mittelländische Meer von Afrika getrennt. Daher begegnen wir keinen Einwirkungen, die Amerika auf Europa geübt, und wenigen, welche von Afrika ausgegangen sind. Wo die Urheimat europäischer Völker auch gesucht werden möge, über die Grenzen Asien-Europas ist sie nicht hinaus zu verlegen. Die ethnographische Verbindung zwischen Asien und Europa ist nicht minder innig als die geographische. Sie vollzieht sich durch die Semiten im Mittelmeere, durch die Türken in Kleinasien und der Balkanhalbinsel, durch die Arier über die kaukasisch-kaspische Brücke, durch die Ural-Altaier im Gebiete des Urals und des Eismeeres. Jede von diesen Völkergruppen hat Wohnsitze in Asien und Europa, und bei zweien derselben, den Semiten und Türken, ist der asiatische Ursprung wahrscheinlich.

Im westlichen Vorderasien tritt uns schon in der ältesten Zeit eine Völkerfamilie entgegen, welche körperlich mit den Hamiten, wie wir sie in den Altägyptern kennen, viel Ähnlichkeit aufweist, aber vielleicht noch mehr an die sprachlich unterschiedenen Bewohner des armenischen Hochlandes, Kurden, Armenier und Georgier, erinnert. Es sind die Semiten, die sprachlich in einem wahrscheinlich weit zurückliegenden Zusammenhange mit den Hamiten stehen, denen sie räumlich am meisten angenähert erscheinen. Die Bibel und die

ägyptischen Urkunden lassen beide engere Wechselbeziehungen der beiden Völker erkennen, auf welche wir früher schon aufmerksam gemacht haben. Es genüge, an den erythräischen Ursprung der Phönizier, an die kanaanitische, also hamitische, Grundlage der babylonischen Kultur, an die spätern zahlreichen und innigen Beziehungen zwischen Phöniziern, Juden, Arabern auf der einen und Ägyptern auf der andern Seite zu erinnern. Läßt man die Sprache aus dem Spiele, so sind die Unterschiede beider Völker keine tiefgehenden. Es ist eine der symbolischen Thatsachen der Geschichte, daß der älteste Karawanenweg, von dem wir Kunde haben, der von Gerrha am Persischen Meerbusen nach Babylon und Ägypten, auf dem Edomiter und Midianiter mit Myrrhen, Balsam und Gewürzen Arabiens und Indiens handelten, die hamitischen und semitischen Gebiete verknüpfte. Wenn man sagt, alle Hamiten, sofern sie als Kulturvölker auftreten, seien durch eine auffallend objektive Richtung des Geistes ausgezeichnet und bildeten frühzeitig Staaten mit prononcierter Zentralisation, denn wie die Geschichte zeigt, beruhen die Monarchien von Babel, Ninive und Ägypten auf denselben Grundlagen, so sind damit mehr Folgen als Ursachen aufgezählt.

Semitische Völker waren die Träger von drei großen Dingen: der chaldäischen Kultur, dem Christentume und dem Islam. Die Chaldäer gaben sich selbst für eine Kolonie der Ägypter aus, und man kann in der That nicht zweifeln, daß ihre Kultur mit der ägyptischen in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse stand. Die beiden grenzten nahe aneinander, denn der von Mesopotamien ausstrahlende Baalglaube breitete sich über einen großen Teil von Vorderasien aus. Was wir von großen politischen Bewegungen Ägyptens nach außen hin in der ältern Zeit kennen, sind Kämpfe mit den baalverehrenden Völkern Vorderasiens. Die Baalreligion hatte ihren großen Mittelpunkt in Babylon, aber Tyrus war ein Mittel- und Ausstrahlungspunkt derselben im Westen. Astronomische und kosmogonische Elemente sind in ihr wie in der ägyptischen Religion stark ausgeprägt, aber sie traten in Baal-Sonne, Astarte-Mond und der Vereinigung beider zu einem Systeme deutlicher hervor als in der durch überwältigende Natureindrücke viel mehr lokal gefärbten Religion des Nilthales. Überall ist es vor allem die Erde, welche die Trägerin lokaler Verhältnisse in den Theogonien und Mythologien wird, und an sie knüpft am liebsten der vom Lokalen beherrschte Volksgeist an, welcher das Großartige und Tiefsinnige in den Lehrgebäuden der Priester nicht zu ergreifen verstand. Mochten die Priester Baal nicht ohne Beziehung auf ein höchstes göttliches Wesen denken, das unsichtbar den Umschwung der Gestirne leitet, das Volk brauchte gröbere Kost, und daß der Baalglaube den Juden als der recht eigentliche Götzendienst erschien, war keine Täuschung. In dem Dienste des Volkes war Baal das Feuer, dem man wegen seiner furchtbaren, verderblichen Gewalt Opfer darbrachte. Baal erscheint auch als Moloch, zu welchem nur durch das Feuer zu gelangen war. Mag auch hier die reinere Idee der Läuterung im Brande obgeschwebt haben, in Wirklichkeit war es doch nicht anders, als daß der Molochdienst in einen greulichen, menschenmordenden Götzendienst ausartete, der die Seelen in dumpfer Unfreiheit niederhielt. Und wenn in Astarte, dem Urbilde der Aphrodite, der Gegensatz des verzehrenden Feuers, der heißen, versengenden Sonne, des dürren Sommers, nämlich das aus dem Flüssigen Erzeugende, der milde Mond, der sprossende Frühling, verehrt werden sollte, so verirrte der Instinkt der Massen sich auch hier in Gebräuche, welche die Natur des Weibes tief herabwürdigten und über dem Opfer, das den Naturkräften gebracht ward, ganz der Sittlichkeit vergaßen, ohne welche dieses keinen Bezug zur Religion hat.

Es scheint klar zu sein, daß nur der Monotheismus berufen war, mit der Verfeinerung der Priesterlehre die Verflachung des Volksglaubens zu überwinden. Damit treten die Juden, welche Ägypten, der „Wiege der Religionen", näher wohnten, in den geschichtlichen Vordergrund. Die Juden empfingen die historische Erziehung eines eingeengten, gedrückten Volkes.

Sie konnten sich binnenwärts kaum ausbreiten, sind nie für die Dauer ans befreiende und bereichernde Meer gelangt und waren daher arm und der Willkür stärkerer Nachbarn preisgegeben. Einmal rückten sie in der Zeit ihrer größten Macht und Blüte an das Meer vor und bauten in Eziongeber ihren Hafen an der Bucht von Akabah, welchen Salomo in eigner Person besuchte. Aber als derselbe in Tiglat Pilesars Hände fiel, war eine der Hauptursachen des Unterganges der Juden besiegelt. Die Leiden des nationalen Verfalles aber führten jene Läuterung herbei, welche in „einem Volke, welchem die Knechtschaft die Gefühle feinerer Sinnlichkeit genommen hatte, und das doch in sich geistig, stolz und streng war, die Begriffe von einem einzigen, allwissenden, allmächtigen und ganz geistigen, aber zugleich höchst parteiischen, hitzigen und strengen Gotte" hervorbrachte, eine Läuterung, die im Christentume endlich die höchste Kultur heraufführen half. Zugleich brachten die Exile Berührungen mit chaldäischen und persischen Gedankenkreisen, wie denn Einwirkungen der mesopotamischen Semiten auf die Juden auch vor der Zeit des Exiles wahrscheinlich sind. Von Abraham heißt es, daß er vom Lande der Chaldäer herübergekommen sei, und Josua sagt: „Jenseit des Stromes (Euphrat) wohnten eure Vorfahren". Aus Chaldäa wie aus Ägypten waren höchste und niedrigere Gedanken zu beziehen, denn Priesterreligion und Volksreligion waren weit getrennt. So lehrten auch in Israel die Propheten Besseres, als die Masse glaubte und übte. Die Spuren grundverschiedener Anschauungen vom Göttlichen treten selbst im Alten Testamente hervor: die Vorschriften für Brandopfer im Levitikus kontrastieren stark mit den Worten des Psalmisten: „Du erfreuest dich nicht an Opfern, sonst brächte ich sie dir, du erfreuest dich nicht an Brandopfern". Die tiefere, edlere und einfachere Auffassung, daß ein demütiger Geist Gottes Opfer sei, rang sich zum Siege durch. Das Geheimnis dieses endlichen Sieges liegt in der geschichtlichen Lage der Juden und in der semitischen Anlage. Die Grundzüge großer Einfachheit, des Bestrebens, allen Kultus auf den Monotheismus zurückzuführen, des ethischen Ernstes, des Vermeidens jener üppigen, anthropomorphischen Phantasiegemälde, welche das asiatische Pantheon schufen, waren ebensowohl den Ismaeliten wie den Israeliten eigen. Im Volke selbst gingen Änderungen vor. Der Ausspruch **Renans**: „Das Judentum ist keine Rasse, sondern ein Glaube", erinnert an diese Einflüsse, welche so wechselnde Völkerumgebungen ausüben mußten. In Berührung mit den im Grunde arischen, doch semitisch angehauchten Griechen, welche einen eignen geistigen Läuterungsprozeß unabhängig von dem der Juden in der Richtung auf Wahrheit, Wissenschaft und Schönheit durchgemacht hatten, erwuchs dann das Christentum zu einer völkerumbildenden Macht, auf welche der Ethnograph die Beseitigung einiger der fehlerhaftesten Stellen im Baue der alten Kultur, wie die Tiefstellung des Weibes, die Polygamie, die Sklaverei, die Kastensonderungen, zurückführt.

Die handeltreibenden, im Mittelmeere allgegenwärtigen **Phönizier** vermittelten das Semitentum nach Griechenland und Italien. Ihre mächtigen Gründungen in Afrika blieben kulturlich tot im Vergleiche zu den tiefgehenden Folgen, welche ihre Berührung mit den arischen Mittelmeervölkern hatte. Alt-Griechenland wußte sich durch die Seeschiffahrt eng mit Phönizien und seinen Kolonien verbunden und wies auf zahlreiche Orte in günstiger Handelslage hin, für welche phönizischer Ursprung unzweifelhaft sicher genannt wird. **Thukydides** und andre unter den Alten nennen stets Phönizier (zusammen mit Karern) unter den frühsten Bewohnern der Inseln des östlichen Mittelmeeres. Für diesen Geschichtschreiber ist **Minos** von Kreta der erste Schöpfer einer Seemacht „unter allen, von denen wir Überlieferung haben", der Beherrscher des östlichen Mittelmeeres und Besiedler der Kykladen. Die Inseln, wie Kreta, Cypern, Sizilien, Sardinien (wo ägyptische Spuren am weitesten nördlich gefunden worden sind), waren Sammel- und Ausstrahlungspunkte phönizischen Einflusses und phönizischer Thätigkeit. Die Bedeutung dieses merkwürdigen Volkes

für Mittel- und Nordeuropa, wo es mit den Etruskern vereinigt als Verbreiter wichtiger Erfindungen, wie des Erzes, erscheint, ist mehr zu ahnen, als scharf zu charakterisieren.

Die Griechen haben ihre Verbindung mit dem Oriente nicht gern eingestanden. Es lag in ihrem Charakter und in dem rasch erworbenen Vorzuge hoher Eigenart, den ihre Kultur thatsächlich besaß, ein Anlaß zu jeden Vergleich ausschließender Hochschätzung, die den Wert des eignen Besitzes zu hoch, denjenigen der „Barbaren" zu niedrig anschlug. Thatsächlich sind die assyrisch-kleinasiatischen Elemente bis in das Detail des ionischen, die ägyptischen in dasjenige des dorischen Baustiles zu verfolgen, und die Funde von Troja und Mykenä führen uns in eine Zeit, wo die Griechen mit den Asiaten die Götterbilder mit den körperlichen Köpfen der Tiere verehrten, welche später in Tiersymbole und leise poetische Anspielungen verflüchtigt wurden. Die kuhäugige Hera Homers ist in Mykenä eine Göttin, die den Kopf einer Kuh auf menschlichem Rumpfe trägt. Barbarische Einfachheit erbte sich in der Bildnerei bis in die Zeiten des Phidias fort: die ikarische Artemis war durch ein unbehobeltes Holz, die samische Hera durch ein Brett, die Athene zu Lindos durch einen platten Balken, das Dioskurenpaar zu Sparta durch ein paar Klötze mit Querholz dargestellt. Erinnerungen und Reste von Tierdienst und Menschenopfer und unzüchtigen Zeremonien lassen sich in größerer Zahl nachweisen. Es ist ein mächtiges Verdienst des arischen Geistes in den Griechen, diese niederziehenden Vorstellungen geläutert zu haben.

Ihm danken wir auch die für den Fortschritt der Gesamtkultur so wichtige Schöpfung der Rudimente dessen, was Wissenschaft im Sinne der jüngern Menschheit seit 2000 Jahren heißt. Auch hier liefert das Semitentum die Bausteine und die Kenntnis der ersten Handgriffe. Schon das Altertum staunte die Sternkunde der Chaldäer an, welche von den Griechen als Priesterkaste im Besitze wertvoller Geheimwissenschaften betrachtet wurden. Von der Verehrung der Gestirne, denen sie einen mächtigen Einfluß auf alles Lebende zuschrieben, waren sie wahrscheinlich zur systematischen Beobachtung erst fortgeschritten. Wissenschaft im tiefern Sinne ist aus derselben nicht hervorgegangen, wohl aber beobachteten sie genügend ausdauernd und genau, um wissenschaftliche Grundlagen für Chronologie und Maß und Gewicht zu finden. Zeiteinteilungen und Maße der Griechen sind chaldäischen Ursprunges. Leider blieb das letzte Ziel ihres Arbeitens und Mühens die Astrologie, durch welche sie in eine Knechtschaft des Aberglaubens gerieten, die nur noch auffallender durch die wissenschaftlichen Elemente ist, die in den letztern eingingen. Sie waren überzeugt, daß die Geschicke der Menschen von einem bestimmten unwandelbaren, durch die Sterne geoffenbarten Gesetze geleitet würden. Die Erscheinungen zu erfassen, welche das Herannahen der durch himmlische Einflüsse bedingten Ereignisse vorverkündigen, wurde das Ziel ihres Sinnens und Trachtens. Indem nun aber auch in andern Erscheinungen, als den mit Gestirnen in Zusammenhang zu bringenden, Notwendigkeiten erkannt wurden, konnte natürlich auch der geringste, unbedeutendste Umstand nur vermöge der allgemein herrschenden Wechselwirkungen eintreffen. Man brachte nun historische Begebenheiten und menschliche Geschicke mit Naturerscheinungen jeglicher Art, welche als Vorzeichen galten, in Verbindung und schuf ein förmliches System mit festen Regeln zur Erforschung der Zukunft, ein System, das ebenso konsequent durchgeführt wurde wie ihre berühmte Sterndeuterei. So steht denn ihre Wahrsagekunst als ebenbürtige Schwester neben der letztern, und weltweit verbreitete Künste, wie die Lospfeile, die Weissagung aus den Eingeweiden von Opfertieren, die Traumdeuterei, die Prophezeiung aus Wasser, Feuer und Edelsteinen, zeigen in den ältesten Spuren sich bei ihnen. Chaldäische und ägyptische Lehrmeister brachten den Griechen die Rudimente der Mathematik bei, welche als deduktive Wissenschaft einer hohen Ausbildung schon zu einer Zeit sich fähig zeigte, wo der Wert der kritischen und experimentellen Methoden noch nicht offenbar geworden war. Die großen griechischen Geometer,

Mathematiker und Astronomen des Altertumes wirkten oder lernten in Kleinasien, Ägypten, Sizilien. Sie legten die Grundlagen einer vom Glauben und Aberglauben unabhängigen Wissenschaft, die einen der größten Fortschritte bedeutet, welche in der Geschichte der Menschheit zu erkennen sind. Die neuere Geschichte sollte eigentlich mit Pythagoras anheben.

Alte semitische Einflüsse sind im Mittelmeerbecken weithin vorauszusetzen, doch ist es schwer, sie im einzelnen nachzuweisen, da die spätern maurischen Einwirkungen sich mit ihnen verschmolzen haben. Die Ähnlichkeit des Maltesers, des einzigen, der die arabische Sprache bewahrt hat auf dem altphönizischen Boden Melyttas, mit dem Süditaliener schließt die semitische Beimischung nicht aus, welche jener in höherm Maße empfangen hat. Denn gleich dem Südspanier ist auch der Süditaliener mit semitischem Blute gekreuzt, wenn sie auch nur schwache Spuren der einst innigen Berührung, noch am stärksten in Sizilien und Sardinien, in ihren Sprachen bewahrt haben. Die Emsigkeit, welche dem Malteser eine so große Rolle im wirtschaftlichen Leben des Mittelmeeres zuweist, ist ein phönizisches Erbteil. Malta ist ein Bienenstock voll geschäftiger Geschöpfe, die rings im Umkreise Tochterstöcke erzeugen. Zu arm, um auf die Dauer die Nachkommen einer so fruchtbaren Bevölkerung ernähren zu können, sind diese paar Eilande jährlich bereit, ein paar tausend fleißige Menschen nach jenen Teilen der Mittelmeerküste zu entlassen, wo es wenn nicht an Menschen, so doch an schaffenden Armen mangelt. Dies ist ein interessantes Beispiel der Verpflanzung bestimmter Völkerelemente von einem Mittelpunkte nach vielen Seiten hin. Malta ist nur ein Eiland, Sizilien aber ein verhältnismäßig großes Land und ist Jahrtausende, mit Unterbrechungen, in semitischen Händen gewesen. Wohl schon die Iberier, von welchen die Alten als Urbewohnern der Insel reden, sind mit und durch die Phönizier von Spanien herübergekommen, dessen Küsten besonders im Süden phönizische Siedelungen umgürteten.

Die Frage ist nicht entschieden, ob einst Osteuropa und die angrenzenden asiatischen Striche bessere Vegetationsverhältnisse besaßen als heute. Obwohl wahrscheinlich ein erheblicher Teil des Landes, das heute Steppe ist, in frühern Zeiten Wald war, scheinen in diesen Gebieten trotzdem für die Entfaltung des raumbedürftigen Nomadenlebens der Steppenvölker die Bedingungen stets hinreichend günstig gelegen zu haben. Soweit der geschichtliche Blick reicht, unterscheidet man in den nordpontischen Gebieten Nomaden, die zunächst unter dem Sammelnamen der Skythen uns entgegentreten. Die Skythen des Altertumes sind nach allem, was wir von ihrer Sprache und ihren Sitten, und dem sehr Geringen, was wir von ihrem körperlichen Wesen erfahren haben, als eine weitverbreitete Gruppe von Wandervölkern, von denen einige den Iraniern, andre den Türken näher standen, zu bezeichnen. Von den Skythen sind uns am besten die Sauromaten bekannt, welche östlich vom Don bis zum Kaukasus hin wohnten. Wir wissen, daß es unter ihnen Blonde gab, und die schon von Klaproth geäußerte Meinung, daß sie sprachlich mit den Osseten zusammenhingen, hat keine Erschütterung erfahren, sondern neue Stützen gewonnen. Daß auch in Innerasien noch Skythen saßen, die durch die Ugrier des östlichen Urals von ihren pontischen Genossen getrennt waren, scheint für die Zeit des griechischen Handels mit den nordöstlichen Hinterländern des Schwarzen Meeres sicher. Auf kompakte Türken und Mongolen stießen die von Westen Kommenden damals erst in der Gobi, wo die rossebesitzenden Arimaspen, in Ostturkistan, wo die kahlköpfigen Agrippäer wohnten, und zwischen Kuenlün und Kuku-Nor, wohin die Issedonen versetzt werden. Die weite Verbreitung iranischer Elemente in den finnisch-ugrischen Sprachen lehrt die Einwirkung arischer Bestandteile der Skythen nicht gering schätzen.

Wenn in den Schilderungen, welche die Alten von den Skythen entwerfen, vieles an die nomadisierenden Türken unsrer Zeit anklingt, so treten uns Türkenvölker von kaum

zweifelhafter Echtheit in den Reitervölkern der Hunnen und Avaren entgegen, welche wir als Menschen von kleiner Gestalt, großem Kopfe, kleinen Augen und bartarmem Gesichte 374 an der Grenze Europas im Nordpontusgebiete erscheinen sehen, wo sie den Anstoß zu der großen germanischen Völkerwanderung erteilen. Diese Völker, welche immer zugleich in ihrer Gesamtheit Armeen darstellen (s. oben, S. 49), sind verschwunden. Woher sie gekommen, welche nichttürkischen Elemente, finnisch-ugrische und arische, mitgerissen wurden, ist mit Sicherheit nicht mehr zu sagen. Aber die Geschichte der Völkerwanderung läßt in den gemeinsamen Zügen der Hunnen, Alanen, Ostgoten erkennen, daß Mitgerissenwerden und Anschluß in diesen heftigen Völkerbewegungen vorkamen. Und darauf ist angesichts der Thatsache Gewicht zu legen, daß die zwei Gruppen türkischer Völker, die auf dem Schauplatze der abendländischen Geschichte verblieben sind, von Rasse und Lebensweise der Türken, wie wir sie früher zu schildern hatten, sich weit entfernen.

Es sind das die osmanischen Türken und die Magyaren. „So wie es auf einer ganzen Seite eines osmanisch-klassischen Werkes höchstens nur vier oder fünf türkische Wörter gibt", sagt Vambéry von den erstern, „ebenso sind im Körper der osmanischen Nationalität nur sehr geringe oder gar keine Spuren einer turanischen, auf ethnographischen Merkmalen beruhenden Rassencharakteristik anzutreffen." Jene türkischen Familien, welche mit Ertogrul und Dundar, den Gründern der osmanischen Herrschaft, in Kleinasien sich niederließen, mögen wohl die schon dort vorgefundenen seldschukkisch-türkischen Volksüberreste in sich verschmolzen haben, deren Kunde bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts zurückreicht, während die Reiche der Ghasnawiden ein Jahrhundert und die der Seldschukken zwei Jahrhunderte später ins Licht treten. Aber im Vergleiche zu den Millionen der heute türkisch redenden Osmanli der europäischen und asiatischen Türkei ist ihre Zahl verschwindend. Eine sehr starke natürliche Vermehrung war unmöglich, weil die Türken immer die eigentliche natio militans bildeten; es mußten Völker inkorporiert werden, und unter dem Sammelnamen von Osmanli muß daher ein Mischvolk verstanden werden, das erst kleinasiatische Völker in sich aufgenommen hatte, und dem dann weiter slawische, armenische, griechische und anderseits arabische Elemente beigemischt wurden. In einem Lande, wo jedes bessere Haus einen oder einige Neger und Negerinnen besitzt, ist auch das äthiopische Element nicht zu übersehen. In der physischen Erscheinung des Osmanli ist daher wenig turanischer Rassentypus. Auch äußerlich haben sich Christen und Mohammedaner, Griechen und Türken vielfach in Kleinasien so ab- und angeglichen, daß nur in der Tracht noch Kleinigkeiten sie unterscheiden, wie z. B. der Mangel grüner Turbane bei den Griechen, welche den letztern verboten sind. Endlich aber gleicht der Rückgang ihrer Zahl die Ungleichheit aus, welche sonst die herrschenden Osmanen von der Rajah schied.

Der einst sehr beträchtliche Teil Europas und Westasiens, welchen die Türken beherrschten, der kleinere Teil, den sie festzuhalten vermocht haben, beide waren in einer vollkommen gleichen Lage ohne jede beträchtliche Ausnahme, welche etwa die Nationalität des unterworfenen Teiles geschaffen hätte. Der Türke und mit ihm zusammengehend der Renegat war der Herr, der Bevorrechtete, der Genießende; die Kehrseite nur gehört allen andern. Der Türke ist in diesen Gebieten das zerstörende, das zu fürchtende Element. Er errichtete nach der Volkssage die Reste von Zwingburgen auf schwindelnden Felshöhen, er stürzte unschuldige Gefangene von tarpejischen Felsen und raubte die Jungfrauen. In seinem Wesen liegen Kraft und Stolz; er besaß einst viele von den Gaben, die zur Beherrschung, aber jederzeit wenige von den Gaben, die zur Erhaltung eines Landes gehören. Solange er allein die Aufgabe der Verteidigung des Landes auf sich nahm, hatte er den Vorzug der kriegerischen Schulung und Leistung. Außerdem saß er breit auf massenhaftem Grundbesitze und schaute auf das Krämervolk der Städte herab, während die Landleute für ihn arbeiten mußten

Bezeichnend für den Stolz der herrschenden Rasse ist, daß das wenigst zudringliche Volk in ganz Kleinasien die Türken, das am meisten von diesem Laster angesteckte die Armenier sind.

Die Vorrechte des herrschenden Volkes waren ungemein große und greifbare: Steuerfreiheit, eignes Gericht, Bevorzugung in allen Fällen. Wird in einem griechischen Dorfe Kleinasiens ein Türke tot gefunden, so wandern die Notabeln ins Gefängnis, im entgegengesetzten Falle wird mit Mühe die notwendige Gerechtigkeit erlangt. In der Regel wird der Türke, der den Griechen oder Armenier tötet, freigesprochen, der Grieche oder Armenier, der den Türken tötet, verurteilt. Das Ergebnis langer Erhebungen und Gespräche Tozers in Siwas war: Die Mohammedaner betrachten sich als herrschende Klasse und lassen das die Christen fühlen, und das gilt gleichermaßen für das Land wie für die Städte. Überall gilt es als ausgemacht, daß eine Bitte seitens eines Mitgliedes der herrschenden Rasse einem Befehle gleichkommt. Die Bestechlichkeit der Richter kommt hinzu. Die Wahl derselben durch das Volk ist nur Form, in Wirklichkeit sind sie Geschöpfe der Lokalbehörden, welche oft von krasser Unwissenheit sind. Einmal kam ein Mensch als Pascha nach Amasia, einem der wichtigsten Sandschaks im Reiche, der weder schreiben noch lesen konnte und seine Stelle nur höfischer Gunst verdankte. In den Gebieten, wo Bevölkerungen mit ins Spiel kommen, welche als Mohammedaner auf der Seite der Türken stehen, ohne daß von diesen eine Verantwortung für ihre Thaten und Unthaten übernommen wird, wie Kurden oder Tscherkessen, wird die Lage doppelt schwer. 1879 schrieb Major Trotter in einem Konsularberichte aus Türkisch-Armenien: „Es ist nutzlos, in Einzelheiten der 1001 Arten einzugehen, auf welche die Beis die Christen ihrer Dörfer bedrücken können und es auch wirklich thun: Fronarbeiten und schwere, ungesetzliche Erpressungen mancherlei Art, verächtliche und beleidigende Sprache, oft in Begleitung von Schlägen gegen die Männer und allzu oft unter Schändung der Frauenehre. Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande, wo es keine Gesetze gibt, wo die Feudalherren fast absolute Gewalt über ein Volk haben, das sie gleichzeitig hassen und verachten, der Zustand der untergebenen Rasse ein wahrhaft elender ist.“ In der Nachbarschaft Kurdistans ist es bis auf den heutigen Tag Regel, daß sich die nomadischen Kurden zur Winterzeit in den armenischen Dörfern der Ebene einquartieren und sich und ihr Vieh von den Christen füttern lassen, ohne dafür das Geringste zu bezahlen. Es ist dieselbe Methode, welche auch im Kaukasus früher seitens der nordwestlichen Nomaden geübt ward. Dadurch erklärt sich auch, was Tozer bei seinem Ritte durch die Ebene als eine Anomalie aufgefallen war: daß die Dörfer reichlich mit Heu, Korn und Tezek (Mist zum Brennen) versehen waren und trotzdem ihre Insassen ärmlich und die Kinder halb nackt erschienen. So ist der Zustand des türkischen Reiches, der letzten der Staatengründungen asiatischer Nomaden, welche ihren Charakter eines Eroberungsstaates kaum verändert beibehalten hat. In dem langsam, aber, wie es scheint, unaufhaltsam vorschreitenden Prozesse des Zerfalles ist für Änderung dieses Grundcharakters längst kein Raum mehr, und so verfällt das Reich durch die Wirkung der Mittel, mit denen es geschaffen worden ist.

Ganz andre Verhältnisse haben sich im Theiß-, Szamosch- und Maroschgebiete herausgebildet, wo die Magyaren seit 1000 Jahren sitzen. Bald herrschend, bald unterworfen, wurde dieses Volk planmäßig durch Zwischenschiebung fremder, besonders deutscher, Kolonisten, dann durch die Fortexistenz der früher in diesem Gebiete wohnenden Slawen und Rumänen gekreuzt, so daß vielleicht noch mehr als bei den Osmanen die Rassenmerkmale verdünnt worden sind. Als weizengelbe Haut, tief braunschwarzes Haar, breitere Backenknochen treten dieselben da und dort, vielleicht am ausgesprochensten noch bei den Szeklern Ostsiebenbürgens, hervor. Daß die Sprache der Magyaren von finnischem Grundbaue ist, deutet eine starke Mischung an, welche schon bei der Bildung dieses Volkes stattfand. Die süd- und osteuropäischen Ugrier sind sämtlich mehr oder weniger mongolischen Charakters.

Wogulen, Wotjäken (s. untenstehende Abbildung) und Metschtscherjäken sind dunkelhaarige, gelbhäutige, breitgesichtige Menschen, meist kräftig gebaut, deren Rassenverwandtschaft mit den Mongolen außer Zweifel steht. Ebendieselbe wird für die Tepteren und in noch höherm Maße in Anspruch genommen. Ujfalvy betrachtet dieselben geradezu als Mischlinge von Baschkiren und Tataren. Ganz richtig findet sich Ysbrand Ides beim ersten Betreten des mordwinischen Gebietes bereits bei den „sibirischen Tataren". Ähnlichen Rassencharakter hatten wir den nordasiatischen Wogulo-Ostjaken zuzuschreiben. Und die Magyaren treten keineswegs anders gestaltet in der Geschichte hervor. Alle diese Völker haben ihre Wohnsitze im Wolga- und Uralgebiete und am Nordrande des Schwarzen Meeres und des Kaspisees. Auch Hunnen und Avaren kamen aus diesen Steppengebieten hinter der Wolga und am Ural. Die noch schwebende Frage, ob die Hunnen, Avaren und Magyaren alle türkischen Ursprunges oder ob die letztern ugrischen Ursprunges mit türkischer Mischung seien, wird wohl mit voller Sicherheit nicht beantwortet werden. Das Gleiche gilt von der Frage der Urheimat der Magyaren, die nur im allgemeinen in das Land am Nordfuße des Kaukasus und Nordostrande des Schwarzen Meeres zu verlegen ist. Ein Salzsee beim Ursprunge des Manytsch führt den Namen „Madscharischer See". Eine große Gruppe von Grabhügeln aus mohammedanischer Zeit an der Kuma trägt den Namen „Bolschye Madschary", und die Tscherkessen nennen Reste von Ziegelbauten, die sich am Dschindschik finden, „die Madscharenhäuser" (Pallas).



Ein Wotjäkenweib aus Izewsk. (Nach Photographie.)

Der finnische Zweig der uralaltaiischen Völker, dem die Magyaren sprachlich näher stehen, umschließt Völker des Nordens in Asien und Europa. Wir haben die dem hyperboreïschen Gebiete angehörigen Ostjaken kennen gelernt (vgl. Bd. II, S. 754 f.). Völker finnischen Stammes sind ohne Zweifel einst weiter verbreitet gewesen, denn wir sehen sie in geschichtlicher Zeit und bis heute zurückgehen. Ein großer Teil des östlichen Rußland war von ihnen eingenommen, und es ist fast gewiß, daß die Wotjäken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Permier und andre einst mit den baltischen Finnen ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet einnahmen, von dem die Karelier des westlichen Wolgagebietes einen Rest darstellen. Dagegen treten der Anschauung von einer einst viel weiter nach Süden reichenden Ausbreitung finnisch-ugrischer Völker, die bis nach Persien und Assyrien nachzuweisen versucht ward, die Turkologen mit der Behauptung entgegen, daß die geographische Verbreitung der Türken seit dem Altertume sich nicht wesentlich verändert habe, für andre Völker in ihrem Gebiete also kein Raum sei. Dieser Grund ist bei der Unsicherheit der ältern Nachrichten über die Verbreitung der Nomaden in Innerasien für uns nicht durchschlagend, nur scheint es gewagt, die Existenz von finnisch-ugrischen Völkern in Westasien auf die Spuren vorchaldäischer Völker zu begründen. Nach früher Gesagtem

(s. S. 25) kann die Voraussetzung einer tiefern ethnographischen Schicht unter derjenigen der Semiten Westasiens als wahrscheinlich bezeichnet werden. Ob man sie nachweisen kann, ist indessen fraglich. Man glaubte in den letzten Jahren, derselben in jenen Inschriften Chaldäas nahegekommen zu sein, welche man als fremdsprachig auf ein vorsemitisches Volk turanischen Sprachstammes, die Akkadier oder Sumerier, bezog, nachdem man sie vorher bescheidener als kuschitisch angesprochen. Immer bleibt aber die von Halévy zuerst ausgesprochene Möglichkeit offen, daß hier nur eine künstlich entstellte Priestersprache vorliege. Sollte die Hypothese der vorsemitischen, akkadischen oder sumerischen Bevölkerung begründet sein, so würde dieselbe auch als die erste Trägerin dessen erscheinen, was für uns die chaldäische Kultur ist, und was die Semiten erst von ihnen, also aus zweiter Hand, empfangen haben würden. Es ist aber auffallend, daß bisher auf den zahlreichen Reliefbildern Chaldäas keine turanischen, sondern immer nur dieselben Menschen mit starken, lockigen Bärten, lockigem, üppigem Haare, gebogenen Nasen, gleichmäßig schön gewölbten Schädeln auftreten. Auch das niedere Volk, die Besiegten, die Eunuchen, alle zeigen sie semitische, keiner den entferntesten Anklang an turanischen Typus, und wohl würde, wenn fremde Elemente in diesen Gestalten gesucht werden sollten, zuerst an die räumlich so nahe gerückten Armenier und Südkaukasier zu denken sein.

Man mag eher an eine thatsächliche Grundlage der Tschudensage denken. Tschuden heißen die finnischen Stämme der Wessen und Woten im Onega- und Ilmenseegebiete. Für die russischen Steppenbewohner aber sind die Tschuden ein einst im Steppenlande allgegenwärtiges Sagenvolk. Jene leiten den Namen von Tschudo, „Wunder", oder tschigdi, „fremd", her. Wir haben vom tschudischen Bergbaue und den Tschudengräbern gesprochen (s. S. 346). In der Sage nun bildeten „die Tschuden mit den weißen Augen" einst ein großes Volk, ehe die Russen nach Sibirien kamen. Sie kannten zuerst nicht die Birke, als aber dieser Baum mit der weißen Rinde erschien, prophezeiten die Seher der Tschuden ihrem Volke, daß der weiße Zar kommen werde, der bestimmt sei, sie auszurotten. Da beschlossen die Tschuden, sich gegenseitig zu begraben, und als der letzte sein Grab gemacht, tötete er sich selbst, die Tschuden gingen unter, und daher kommt die große Zahl der Kurgane oder Bongor. Niemand sagt uns, wie weit die Finnen nach Süden und Osten einst verbreitet waren. Es ist nicht undenkbar, daß sie einen größern Teil Europas und des westlichen Mittelasien einst erfüllten, und daß also die Tschudensage einen historischen Grund hat.

Ebenso rätselhaft, aber wichtiger, scheinen uns in einem Teile der finnischen Sprachfamilie die germanischen Merkmale, welche also am Körper nicht Halt machen. So wie Hunfalvy die Esthen als stämmige, blonde, blauäugige Menschen schildert, also mit germanischem Habitus, so scheint auch ihr Charakter weniger vom deutschen verschieden als z. B. der der Slawen oder der Magyaren. Man nennt sie treu und sagt, daß die Deutschen sie gern zu Dienstboten nehmen, weil sie ihnen vertrauen können. Hier liegt also die Thatsache der Zugehörigkeit zur blonden, helläugigen Rasse bei Besitz einer uralaltaischen Sprache vor. Dieser Zweig der finnischen Familie, dem alle baltischen Finnen und ein Teil der nordrussischen angehören, muß in Wohnsitzen sich befunden haben, welche eine mongolische Zumischung nicht gestatteten. Welche Folgen diese letztere für die Rassenmerkmale hat, lehren uns die Produkte der Mischung der sibirischen Russen z. B. mit Baschkiren, welche mit den östlichen Wolgafinnen die größte Ähnlichkeit besitzen (s. S. 341). Jenen blonden Finnen kann durch die Zwischenschiebung eines andern Volkes die Mischung mit mongolischem Blute erspart worden sein, oder es gab eine Zeit, wo dieses noch nicht so nahe wie heute an sie herangebracht war, trotzdem sie einst viel weiter nach Osten reichten. Ein Mittelglied fiel aus, als die Bulgaren vom Don und der untern Wolga nach der mittlern Wolga und Donau auseinander gingen. Damals zogen sich die Finnen westwärts und nahmen ihre heutigen Sitze ein, die aber wiederum weiter nach Osten reichten, indem sie auch den Ladogasee

umschlossen. Vor ihnen hatten im heutigen Finnland die Jetunen gesessen, ein wahrscheinlich finnisch-ugrisches Volk, von welchem aber die heutigen Finnen nicht unmittelbar abstammen. Die erstgenannte Möglichkeit wird wahrscheinlich gemacht durch die Thatsache, daß eine ganze Anzahl von alten germanischen Lehnwörtern im Finnischen auf eine Zeit zurückweist, in der lange vor der Berührung mit den Schweden die Finnen die Einwirkung germanischer Nachbarn in ihren ältern Sitzen am Wolgaknie in Mittelrußland erfuhren. Weiterhin hat vor den historischen Berührungen eine tiefdringende germanische Einwirkung von Skandinavien aus stattgefunden, welche unter anderm Bronze und Eisen ins Land brachte. Die Finnen, welche außerdem in der Geschichte ums 4. Jahrhundert selbst als ein den Goten unterthanes Volk auftreten, sind also allem Anscheine nach immer sehr eng mit germanischen Völkern verbunden gewesen. Es entspricht dem ihre Rassenzugehörigkeit und dann aber auch ihr ganzer Kulturstand, wie er in den auf der Wende des ersten christlichen Jahrtausends stehenden Gesängen der Kalewala anziehend (s. unten, S. 744) geschildert wird.

Man spricht, wenn von den großen Völkerunterschieden unsers Erdteiles die Rede ist, von Germanen, Romanen und Slawen. Die Wissenschaft hat in letzter Zeit in Europa eine vierte, über den Nationalitätsunterschieden stehende Gemeinschaft geschaffen, die der Völker der finnischen Familie, welche zwar jetzt noch eine Sache der Gelehrten und Hochgebildeten ist, ihre Wirkung auf das allgemeine geistige Leben der Stämme, die sie umfaßt, aber nicht verfehlen wird. Träger dieser Idee sind die Finnen, Esthen und Magyaren, die drei zivilisiertesten Zweige der genannten Familie; jedes dieser Völker, indem es seine Vergangenheit erforscht, bringt Material zur Aufhellung der Geschichte der letztern herbei. Aber die Finnen, von Anfang an die Begünstigtern und vielleicht auch von Natur zu ruhigem Denken Befähigtern, haben bis jetzt in dieser Richtung das meiste gethan; nicht nur haben sie die europäische Urgeschichte erheblich gefördert, die Weltlitteratur glänzend bereichert, ein reges und urwüchsiges Geistesleben im hohen Norden, in einer der bescheidensten Provinzen des russischen Reiches, zum Aufblühen gebracht; sie haben, wesentlich unterstützt durch ihre rege wissenschaftliche Thätigkeit auf dem Gebiete des eignen Volkstumes, sich ein nationales Sonderleben zu schaffen gewußt, das fast ohne Kampf und Reibung ins Leben getreten ist und, wenn es sich ruhig entwickeln kann, der Kultur und Wissenschaft zum Vorteile gereichen wird.

Finnland war Jahrhunderte hindurch eine schwedische Provinz, und auch jetzt noch, nachdem es schon längst unter russische Oberherrschaft gelangt, ist die schwedische Sprache die amtliche, die Verkehrs- und Unterrichtssprache; nur im Bezirke Wiborg, der einst zu den deutschen Ostseeprovinzen gehörte, ist heute die Umgangssprache die deutsche, wie sie bis vor kurzem auch die Amtssprache war. Aber seit dem Beginne dieses Jahrhunderts hat die Sprache der einstigen Herren und, soweit unsre Kenntnis reicht, Urbewohner des Landes, der Finnen, die gegen 70 Prozent der 1,843,000 Seelen starken Bevölkerung ausmachen, an Verbreitung und Bedeutung erheblich gewonnen; vom Gegenstande gelehrter Untersuchung ist sie bereits vielfach zur Umgangs- und Unterrichtssprache geworden und vom Beginne des Jahres 1872 an auch als Amtssprache an Stelle der schwedischen getreten. Ein (1859 begründetes) finnisches Gymnasium und eine finnische Lehrerbildungsanstalt sind schon vorhanden, die finnische Presse ist rasch herangewachsen, und an der Universität nimmt die Landessprache mehr und mehr Raum ein. Ganz ohne Widerstand blieb dieser Prozeß nicht. Die schwedische Kultur ist tief eingewurzelt; das Christentum, die Reformation, die ganze Kultur war Sache der Schweden, deren Einfluß daher ein großer war und ist. Hunfalvy, indem er denselben mit dem, den das deutsche Element in Österreich auf Ungarn übte, vergleicht, erkennt ihm vor diesem große Vorzüge zu. „Nachdem wir keine Schweden mehr sein können, seien wir das, wozu Natur und Geschichte uns bestimmt haben, seien

wir Finnen; ein finnisches Sonderleben wird weniger das Mißtrauen der Russen erwecken als ein schwedisches." Diese Voraussetzung hat sich seitdem bewährt. Zeichen, daß die fanatischen Großslawen zwar auch an dies nationale Stillleben mit den Forderungen heranzutreten gedenken, für die sie in den deutschen Ostseeprovinzen wirken, fehlen nicht, aber zu thätlichen Eingriffen ist es nicht gekommen. Das Land lebt im allgemeinen in glücklichen Verhältnissen; es genießt einer weitgehenden Autonomie mit ständischer Verfassung, entbehrt großer sozialer Mißstände, da es vorwiegend ackerbautreibend ist, ohne die Leibeigenschaft zu kennen, deren Folgen in Rußland noch herrschen, und wenn es auch nicht reich ist, so ist es doch wohlhabend genug, um den geistigen Mittelpunkt seines Lebens, die Schule seiner Intelligenz, glänzend zu dotieren. Die Universität Helsingfors gilt als „der Augapfel des Landes", der mit Sorgfalt gehütet und gepflegt wird. Sieht man deren Leistungen an, soweit sie dem europäischen Publikum bekannt geworden, denkt man an die Männer, die gleichzeitig ihr angehörten, wie Castrén, Wallin, Ahlquist, Lönnrot, so muß man gestehen, daß dieselben im Verhältnisse zu den Umständen allerdings glänzend sind.

Hervorragend ist die Rolle dieser Universität in den auf Gestaltung eines nationalfinnischen Lebens gerichteten Bestrebungen; was ihre Vertreter auf diesem Felde gewirkt, hat sicherlich am meisten dazu beigetragen, jene in den Formen einer naturgemäßen Entwickelung zu halten. Noch unter schwedischem Einflusse erstand die Wissenschaft der finnischen Sprach-, Altertums- und Völkerkunde, zu deren vornehmsten Pflegern die oben Genannten zählen; ausgedehnte, mühsame Reisen in Nordosteuropa und Nordasien setzten die stammverwandten Völker in das Licht, dessen sie fast ganz entbehrt hatten. Im Innern des eignen Volkes ward gleichzeitig emsig geforscht, und es ist Lönnrot, dem die Finnen die Sammlung, Sichtung und Zusammenstellung ihres nationalen Heldengedichtes Kalewala danken, das ohne die Bemühung der Universität wohl nach wenigen Generationen verloren gegangen wäre. Dieses Epos, seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1835 mehrmals aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt, ist keiner der geringsten Faktoren in der Entwickelung des finnischen Nationalbewußtseins gewesen. Lönnrot widmete sich seit dem Ende der zwanziger Jahre mit Eifer der Sammlung der sogenannten Runen, so nennen die Finnen ihre Volkslieder, die bis dahin noch nie vollständig bekannt geworden waren. Er besuchte die Stämme, bei denen dieselben noch reichlich und wenig abgeschliffen zu finden waren, besonders die nordrussischen in der Gegend von Archangel und Olonez, und hatte die Genugthuung, aus dem reichen Materiale von Bruchstücken die im Volke fortlebende Heldensage zusammenstellen zu können. Der Kampf der Kalewasöhne, nach deren Wohnplätzen heißt das Gedicht Kalewala, mit den Pohja, die Abenteuer der Helden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemmikäinen und mancherlei um die Hauptpersonen sich herumschlingende Sagen bilden den Stoff dieses Heldengedichtes, das Max Müller, der Sprachforscher, den Homerischen Gedichten, den Nibelungen und den großen Epen der Inder und Perser als echtes nationales Epos anreiht.

Wie Goldadern das unscheinbare Gestein, so durchziehen diese Gesänge das Leben des in rauhem Klima hart ums Dasein kämpfenden Volkes, hier reicher und schöner, dort ärmer auftretend. Die altertümliche Art des Vortrages derselben, die Sangesfreude des Volkes, die geschichtlichen Beziehungen und poetischen Schönheiten machen die finnische Volksdichtung gleich anziehend. Es möge hier eine charakteristische Episode aus dem Sammlerleben des „finnischen Homer" Lönnrot Platz finden: „In der Dwinagegend sagte mir ein alter Bauer, Arhippa mit Namen, aus dessen bewundernswert reichem Gedächtnisse ich zwei Tage lang Runen niederschrieb: Anders war es in meiner Kindheit, als ich mit meinem Vater zum Lapukkasee fischen ging; dort hättest du sein sollen. Unser Geselle war ein vortrefflicher Sänger, doch sang mein Vater noch besser. Die ganze Nacht hindurch sangen sie, die Hände

sich reichend[1], und kein Lied zweimal. Ich war noch ein Knabe und habe, wenn ich so saß und zuhorchte, meine schönsten Runen gelernt, von denen ich nun viele schon vergessen habe. Nach meinem Tode wird keiner meiner Söhne ein Sänger sein, wie ich es nach meinem Vater gewesen, denn sie lieben nicht mehr die alten Gesänge, die wir einst zur Arbeit und zur Ruhezeit zu singen pflegten; hätte aber damals jemand, wie du es nun thust, dieselben sammeln wollen, er hätte in Wochen nicht schreiben mögen, was allein mein Vater wußte."

Auch die Esthen sind in den letzten zwanzig Jahren erheblich fortgeschritten, es hat sich eine kleine esthnische Litteratur entwickelt, das Gefühl der Nationalität ist im Wachsen begriffen, und man kann sagen, daß dieses vor ein paar Jahrzehnten noch kaum beachtete Völkchen allmählich in die Reihen der selbstschaffenden Völker eintreten wird. Man zählt gegenwärtig ca. 650,000 Esthen; von den drei andern Urstämmen der Ostseeprovinzen sind die Kuren ausgestorben, die Liven in der Zahl von 3000 Seelen im nordwestlichen Kurland erhalten und die Letten, an Zahl die Esthen übersteigend, trotz ihres Slawentumes von den Russen noch scharf geschieden. Im Beginne des 13. Jahrhunderts wurden die ersten Missionare zu den Letten, den slawischen Nachbarn der Esthen, gesandt, später nahmen Ritterorden und weltliche Mächte Anteil an der Bekämpfung der hartnäckigen Heiden; aber wenn es ihnen auch gelang, das Christentum rasch auszubreiten, so vermochten sie doch nicht, dasselbe einzuwurzeln, und wir finden noch in Schriften aus dem vorigen Jahrhundert die Behauptung, daß unter 20 Esthen kaum einer wisse, daß er ein Christ sei. Wie lebendig sich heidnische Traditionen im Volke erhalten haben, lehren uns die Heldensagen, die Mythen und Märchen der Esthen, besonders aber jene der Finnen, aus denen das herrliche Epos Kalewala erwachsen ist. Gelehrte und poetische Gemüter danken dem Himmel für die Erhaltung dieser Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes; uns erinnern sie auch an die soziale Stellung dieser Völker, an die Abschließung fremder Kultur durch die elende Lage, in der ihre Herren sie hielten, denn erst im Jahre 1819 wurde von den Esthen der Ostseeprovinzen das Joch der Leibeigenschaft genommen.

Das Bild, welches wir von der Geschichte der esthnischen Litteratur erhalten, ist ein sehr eigentümliches und erinnert an die Entwickelung der Litteratur bei einem von Missionaren zur Nation geschaffenen Volke. Die Volkslitteratur bestand bis in die neueste Zeit fast ausschließlich aus kirchlichen und Schulschriften, höchstens noch aus Kalendern. Das älteste esthnische Buch ist wohl ein 1553 in Lübeck gedruckter Katechismus. Im 17. Jahrhundert wurden mehrere Gesangbücher, Gebete, Teile der Bibel in esthnischer Sprache herausgegeben, aber es entwickelten sich damals zweierlei Schriftsprachen, die revalsche und die dorpatsche, ein Umstand, der bis auf den heutigen Tag die Entwickelung der esthnischen Sprache zu einer ausgebildeten Schriftsprache erschwert hat. Der eigentliche litterarische Aufschwung der Sprache, ihre Ausbildung durch strenge Feststellung ihres Baues und Wesens und durch ihre Verwendung zum Ausdrucke der verschiedensten Ideen und Darstellungen — bisher hatte man stets deutsch Geschriebenes in das Esthnische übersetzt — datiert aber vom Jahre 1813, in welchem Pfarrer Rosenplänter seine allmählich bis auf 20 Bände angewachsenen Beiträge zur Kenntnis der esthnischen Sprache herauszugeben begann. Im Jahre 1821 erschien das erste esthnische Wochenblatt. Die Esthnische Gelehrte Gesellschaft, 1838 gegründet, bildete später den Mittelpunkt für die besonders unter den Geistlichen eifrig und teilweise sehr erfolgreich gepflegten esthnischen Forschungen, denen Kreutzwald in der seit 1857 erschienenen Sammlung des Kalewi-poeg das hervorragendste Denkmal gesetzt hat.

[1] Die Runen werden meist selbzweit gesungen von einem „Hauptsänger" und einem „Antwortenden". Beide sitzen dabei so nahe beisammen, daß ihre Kniee sich berühren, reichen sich die Hände und verneigen sich inmitten des Gesanges, als ob sie sich auch mit den Stirnen berühren wollten. Die Hörer stehen im Kreise, die Sänger aber verrichten ihren Gesang fast niemals stehend.

Der Ursprung der Arier wird längst nicht mehr so ausschließlich wie einst auf den Hochländern und in den Gebirgen zwischen Indien und Iran gedacht. Er ist in die Pontusregion, in die Rokitnosümpfe, an den Taunus und bis in das Gebiet der schweizerischen Pfahlbauten verlegt worden. Ethnographische und sprachliche Gründe schienen in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr der Ansicht jener recht zu geben, welche, in den Ariern ein halbnomadisches Steppenvolk erblickend, das neben der Viehzucht schon Ackerbau trieb, die Ursitze an die Grenzscheide der pontischen Steppe und der russischen Schwarzerde, an die Südseite der Weißrussen und der blonden Wolgafinnen verlegten, denn letztere weisen in ihren Dialekten zahlreiche den indogermanischen Sprachen analoge Elemente auf. Es ist indessen geboten, darauf aufmerksam zu machen, daß die Frage des Ursprunges eines Volkes in allen Fällen, wo die historischen Nachweise fehlen, nicht bestimmt zu beantworten ist. Man kann im günstigsten Falle das Gebiet umgrenzen, in welchem ein Volk in früherer und späterer Zeit sich bewegt, in verschiedenen Momenten seiner Geschichte sich befunden hat, aber fast niemals wird ohne das Zeugnis der Geschichte der Ausgang, das Ziel oder gar der Weg einer Wanderung zu bestimmen sein. Man hat besondern Wert darauf gelegt, daß die Worte, welche südasiatische Tiere, wie Löwe und Tiger, bezeichnen, den Abkömmlingen der Arier nicht gemein seien, und daraus auf den nördlichen, womöglich europäischen, Ursprung geschlossen. Von dieser durchaus nicht zwingenden Art des Beweises werden wir sogleich noch zu reden haben. Man darf die Frage aufwerfen, ob überhaupt ein einziger Ursprung für alle Völker anzunehmen sei, welche wir mit arischen Sprachen ausgestattet finden. Man muß den Ursprung des Sprachstammes und der Völker, welche heute seine Zweige tragen, wohl unterscheiden. Die germanischen und slawischen blonden, hellhäutigen und helläugigen Arier (vgl. die Tafel „Ost- und nordeuropäische Völkertypen" bei S. 727) sind rassenhaft tief verschieden von den dunkelhäutigen Ariern Indiens und den hellbraunen Irans, welche im besten Falle näher bei Arabern, Juden oder Ägyptern ihre Stelle finden. In dem von der Weichsel bis zum Ganges reichenden Gebiete, welches sie und mit ihnen alle andern Arier umfaßt, müssen innige und andauernde Berührungen hellerer und dunklerer Völker stattgefunden haben; doch ist die Annahme weder notwendig noch wahrscheinlich, daß diese Völker einerlei Ursprunges seien. Ebensowenig sind die Neger und Deutschen der Vereinigten Staaten, weil sie die englische Sprache sprechen, beide in England daheim. Das Gewicht ist zunächst darauf zu legen, daß jene hellsten Menschen, die wir kennen, historisch nach dem Osten und Norden Europas zurück zu verfolgen sind, wo sie ihre ausgezeichneten Rassenmerkmale auch finnischen Völkern mitgeteilt haben, daß südlich von den Osseten des Kaukasus entfernt ähnliche Völker nicht vorkommen, daß die Geschichte ein Übergewicht nordsüdlicher Richtung der Völkerwanderungen lehrt, daß die hellen Arier in heißen Ländern sich nicht akklimatisieren, dort also auch nicht zur Entwickelung kommen konnten. Aus dem allen scheint hervorzugehen, daß die hellen Arier im Norden und wohl nicht weit von den Finnen, welche die nördlichsten Teile Europas bewohnten, ihren Ursprung haben, und ferner ist es wahrscheinlich, daß sie, die vor allen andern herrschend in der spätern Geschichte auftreten, die kräftigen Zertrümmerer alter Reiche, nach wärmern Gegenden ihre Sprache getragen haben, statt von dort sie zu empfangen.

Welches war der Kulturzustand der arischen Völker vor der Berührung mit mittelmeerischen Einflüssen? Die Sprache erweist Pflug, Getreide, mindestens Gerste, Milchprodukte, Haustiere, Wagen, Webstuhl, Eisen und andre Metalle als bezeichnende Bestandteile des Kulturinventars der alten Arier. Man setzt sich dieses zusammen, indem man alle diejenigen Gegenstände als dem Urstamme der Arier bekannt ansieht, für welche Worte von gleicher Wurzel in den verschiedenen arischen Schwester- und Tochtersprachen vorhanden sind. Daß bei Hin- und Herwanderungen ein solches Wort verloren gehen konnte, und

daß Worte von gleicher Wurzel Ungleiches bedeuten können, wird dabei nicht beachtet. Daß z. B. Erz (aes), nachdem es für Bronze gedient hatte, auch später auf Eisen angewandt werden konnte, ist möglich und wahrscheinlich. Die aus diesem Systeme gezogenen Schlüsse sind daher im besten Falle lückenhaft, und es scheint sicherer zu sein, uns unmittelbar an die geschichtliche Überlieferung zu halten. Wie treten arische Stämme in der Geschichte uns entgegen? Für die Gegenwart oder eine jüngere Vergangenheit Südasiens hatten wir Antworten zu geben in den indischen und iranischen Kapiteln, für die Vergangenheit der uns näher stehenden Stämme liegen echt geschichtliche Zeugnisse vor. Die alten Deutschen des Tacitus erscheinen uns als Vereinigungen einer größern Anzahl von Stämmen, welche die Sitze, die sie einnahmen, noch nicht lange besaßen und noch nicht zu völlig seßhaftem Leben in denselben sich abgeklärt hatten. Halb Nomaden und halb Ackerbauer, wie sie waren, konnte ihnen nichts natürlicher scheinen als die Teilung in eine seßhafte Hälfte, die zu Hause blieb, um durch Anbau des Landes das Eigentumsrecht auf den Boden zu wahren, und eine andre, welche auszog, um Ruhm und Reichtum zu gewinnen. Die Germanen und Slawen dürften also Wanderer auch schon vor jenen ersten Wanderungen gewesen sein, von denen uns die Geschichte erzählt.

Wir können weitergehen. In den Sitten der südslawischen und albanesischen Bergstämme des Ostadrialandes findet sich Altertümliches, das seine Analogien bis zu den Osseten und Siahposch zu suchen hat: das einfache schmale steinerne Turmhaus, welches unten den Stall, oben die fensterlosen Wohnungen birgt, die Nahrung von Fladenbrot und Käse, das zähe Halten an der Clanverfassung, die niedrige Stellung des Weibes, die Blutrache, die ganze rohe Einfachheit des Lebens unter übermäßiger Hochschätzung des Waffenhandwerkes haben offenbar seit einer Zeit, welche noch weit vor der römischen Berührung mit Thrakern und Kelten liegt, keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Einen weitern Schlüssel bieten uns jene Fortschritte, welche die finnischen Völker über ihren ältesten bekannten, dem der Lappländer vergleichbaren Zustand in der Berührung mit Ariern bis zur Zeit der Kalewala, d. h. etwa 1000 Jahre vor Christi Geburt, gemacht haben. Die alten Finnen waren vorwiegend Jäger und Fischer, benutzten den Hund als wichtigstes Haustier und kannten außerdem Renntier, Pferd und Rind, nicht aber Schwein, Ziege und Schaf. Ihr Ackerbau scheint ursprünglich sehr gering und einfach gewesen zu sein, denn sie hatten wohl nur Gerste. Das Stangen- und Fellzelt (Kota) und die in die Erde versenkte Hütte mit oberirdischem Dache, eine Art künstlicher Höhle (Sauna), waren ihre Behausungen. Sie kleideten sich in Felle, die mit Knochennadeln genäht wurden, und kannten Schneeschuhe und Schlitten, ferner das Gerben, die Herstellung von Filz, das Kupfer, das Silber, scheinen aber Eisen erst von den Skandinaviern erhalten zu haben. In einer Zeit, die wohl weit über ein Jahrtausend näher liegt, und welche wir als die Zeit, aus der die Kalewala-Gesänge kamen, bezeichnen dürfen, waren nun folgende Bereicherungen erworben: das Blockhaus mit Moosverkleidung, ohne Rauchfang, doch mit gemauertem Ofen, mit Bänken und Tischen (schon die Iberer und Kelten erstaunten die Alten dadurch, daß sie sitzend aßen), die Vorrichtungen zum Trocknen und Dreschen des Getreides, der Pflug und die Egge, der Hund, das Pferd, das Rind, das Schwein, das Schaf, die Bienenzucht. Man aß Brot und trank Bier, aber nicht Wein. Getreide war Gerste, von Buchweizen ist seltsamerweise nicht die Rede, worin ein Beweis liegt, daß den Waldbewohnern, die in frischen Rodungen Gerste bauten, die Menschen der Steppe noch fern standen. Da der Anbau des Buchweizens sich einer lässigen Wirtschaft sehr empfiehlt, ist die Thatsache immerhin auffallend. Noch zu Pallas' Zeit riß man in Sibirien obenhin die schwarze Erde auf, säete Buchweizen und erntete dann eine Reihe von Jahren hindurch, ohne zu säen, weil bei der Ernte die Körner immer neu von selbst sich aussäeten.

Als ältestes Ariervolk Europas sehen wir in das klare Licht sicherer Überlieferung die Griechen treten. Außer den semitischen Vorgängern derselben, die erwähnt wurden, sind Ureinwohner, welche die Griechen Barbaren nannten, in allen Teilen des spätern Griechenland zu vermuten, teils auch nachzuweisen. Nicht alle Griechen teilten das schmeichelnde Vorurteil des Autochthonentums, man findet sogar die richtige Ansicht von der Ausartung des Hellenentumes in der Berührung mit den Resten der nichtgriechischen ältern Bevölkerungen bei denkenden Geschichtschreibern. Es kann nur vermutungsweise auf die thrako-illyrische Völkergruppe als jene hingewiesen werden, mit denen die Leleger und andre der vorgriechischen Völkerschaften in Verwandtschaftsbeziehung gestanden haben dürften. Vor der dorischen Wanderung finden wir die Jonier in Attika und am Saronischen Golfe, die Achäer im Peloponnes und in Böotien, wahrscheinlich auch in Westgriechenland. Was dann als Dorier und noch viel später als Makedonier die griechische Welt bewegte und zu weitem Ausgreifen antrieb, waren damals noch in der Gegend des Olympos sitzende Stämme, welche später in einer großen Wanderung die südlichsten Teile Griechenlands besetzten, die Jonier zur Auswanderung nach Kleinasien zwangen und selbst auf dessen Gestade und Inselwelt kolonisierend auftraten. Griechen kolonisierten in großer Ausdehnung, aber wegen mangelnden Massennachschubes auf Inseln und Küsten sich beschränkend, von Kolchis bis Massilia. Sie ahmten die küstenweise Ausbreitung der Phönizier nach, die, wenn sie auch immer nur an der Peripherie der Länder verharrt, allein durch die Länge ihrer Linie und die Menge ihrer Stützpunkte eine Gewähr langer Dauer, wiewohl nicht ohne Verlegung dieser Stützpunkte, sondern gerade durch dieselben, gibt. Als Persien Phönizien unterworfen hatte, blieb Karthago unabhängig bestehen, und als das Griechentum in Griechenland sich barbarisierte, erhielt sich am Hellespont eine selbständige Griechenmacht. Die kleinasiatischen Küsten- und Inselgriechen behielten immer den Rückhalt am Meere und sind teilweise reiner erhalten als die auf dem Festlande wohnenden. Dies gilt vom östlichen Teile des Verbreitungsgebietes. Griechenland hat seine völkerbildende Thätigkeit hauptsächlich im Osten bewährt und ist im Westen des Mittelmeeres nur kolonisierend aufgetreten. Thukydides versucht eine Grenze zu ziehen, indem er sagt: „Jonien sowie die meisten Inseln kolonisierten die Athener, Italien aber, den größern Teil Siziliens und einige Gegenden vom übrigen Hellas die Peloponnesier". Nun sind aber die Peloponnesier nie politisch so erfolgreiche Kolonisatoren gewesen wie die Jonier. Sie vermochten im westlichen Mittelmeere blühende Kolonien zu gründen, bildeten aber dort sowenig wie die Punier in Spanien dauernde Staaten. Deshalb haben sie auch in diesem Gebiete keine Tochtervölker von bleibend griechischem Charakter geschaffen.

In der Gegenwart drängen sich drei und unter Hinzuzählung der wohl viel zu niedrig, auf nur 12,000, geschätzten Rumänen vier Völkerstämme auf dem engen Raume des Königreiches Griechenland zusammen. Die Hypothese, daß die Neugriechen Slawen seien, die ein verdorbenes Griechisch redeten, ist endgültig zurückgewiesen worden. Aber bis tief hinab in den Peloponnes drangen slawische Ansiedler, gingen jedoch in dem hellenisch-albanesischen Völkergemische unter. Ortsnamen, Sprachreste und Gebräuche reden von ihnen. Von flüchtigen Albanesen nahm in den schlimmsten Zeiten der Türkenherrschaft nebst Italien Griechenland die größte Zahl auf, und albanesische Zelte bedeckten ganze Länderstriche Moreas, Böotiens und Attikas; ja selbst in Athen bildeten Albanesen lange Zeit hindurch die Mehrzahl der Stadtbevölkerung. Man schätzt ihre Anzahl in dem kleinen Griechenland auf 200,000 Seelen.

Einen Rest zahlreicherer Völker, die im Altertume den Norden der Balkanhalbinsel bewohnten, wo sie den griechischen, italischen und endlich den slawischen Einflüssen verfielen, und die man als thrakisch-illyrische Gruppe zu bezeichnen pflegt, bilden die

Albanesen oder, mit eignem Namen, Schkipetaren. Die Sprache derselben ist ein Glied der arischen Familie, steht aber so vereinzelt, daß von einer nähern Verwandtschaft nach irgend einer bestimmten Seite hin nicht wohl gesprochen werden kann. Heute nehmen die Albanesen, die in zwei Dialektgruppen, viel schärfer aber durch konfessionellen Zwiespalt geschieden sind, einen engen Raum ein, der zwischen Skutari, Janina, der Adria und dem Wardar mit seinen östlichen Zuflüssen liegt. Ihre Zahl wird auf 1,600,000 angegeben. Zerstreute Siedelungen greifen nach Serbien und Bosnien über, 200,000 Albanesen wohnen in Griechenland. Die Albanesen liefern das Beispiel eines Volkes von höchst intensivem Sonderstreben, das in seiner Geschichte weder ein Reich (selbst Skanderbeg beherrschte nur einen Teil Albaniens) noch eine Hauptstadt entwickelte, dafür aber trotz seines ausgesprochenen Bewußtseins der engern Stammes- oder Clanzusammengehörigkeit, das die Exogamie mit ungewöhnlicher Strenge aufrecht erhält, und vermöge seiner politischen Energie einen großen Teil der in seine Mitte verschlagenen Slawengruppen absorbierte. Innerhalb der angegebenen Grenzen wohnen neben den Albanesen noch etwa 800,000 Angehörige andrer Nationalitäten, vorwiegend Slawen, Rumänen, Griechen und Türken, die räumlich zu weit zerstreut sind, um gegen die Albanesen sich behaupten zu können. Nur die große slawische Landschaft bei Jakowa und Ipek im Norden Albaniens, welche an die slawischen Länder Tschernagora, Rascien und das ehemalige Serbien grenzt, ist slawisch geblieben, obwohl sich vielfach albanesische Ansiedelungen daselbst eingesprengt befinden. So scheint diesem Volke, einem der begabtesten, aber türkisch verdorbensten der Balkanhalbinsel, nach langem Zurücktreten, das leicht zu einem Zurücksinken in dies Völkermeer, welches schon so vieles verschlungen, werden konnte, eine bessere Zukunft vorbehalten zu sein. Albanesen haben sich in alter und neuer Zeit in fremden Staats- und Kriegsdiensten ausgezeichnet, sie sind in solchem Maße kriegerisch, daß auch selbst die katholischen Miriditen es nicht verschmähten, bis in die neueste Zeit unter dem Halbmonde Dienste zu nehmen. Größere albanesische Kolonien blühen in Unteritalien und Sizilien, kleinere in verschiedenen Teilen Österreichs.

Die Apenninen-Halbinsel war in vorrömischer Zeit von Völkern bewohnt, die durch Ähnlichkeit alter Ortsnamen in Ligurien und Sizilien als weitverbreitet und durch den Sprachencharakter aufbewahrter Wörter als arischen Stammes zu erkennen sind. Es entspricht der geographischen Lage, wenn im Osten der Halbinsel Völker illyrischer Verwandtschaft saßen; nach welcher Seite aber die den Westen einnehmenden Sikuler und Ligurer sich verwandt erweisen, ist nicht mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit zu sagen. Die in Mittelitalien sitzenden Latiner erweisen sich durch ihre Sprache als den Griechen unter allen arischen Stämmen nächst verwandt. Die Ligurer bewohnten hauptsächlich das Uferland des nordwestlichen Italien und reichten auf demselben bis zum Rhône, sie saßen in den Westalpen vielleicht bis über den Montblanc und im Rhônethale bis über die Isère hinaus. Es ist möglich, daß sie einst noch weiter nach Westen reichten. In Italien gehen ihre Spuren weit nach Süden, und bei den Alten fand die Ansicht Ausdruck, daß Ligurer einst auf dem Boden Roms gesessen hätten. Sie werden als kleine, kräftige, abgehärtete, kriegerische Leute geschildert, und aus dem, was ihre Nachkommen sind, schließt man, daß sie kurzköpfig und dunkelhaarig gewesen seien. An Kultur standen die binnenländischen Ligurer hinter ihren Genossen an der Küste zurück, und nach einzelnen Schilderungen der Alten erscheinen sie als Halbwilde, die großenteils in Höhlen wohnen, sich in Felle kleiden, nur ungenügenden Ackerbau treiben, Einbäume als Kähne benutzen und dergleichen. Die Etrusker, welche durch den Handel mit mittel- und nordeuropäischen Völkern einen großen Einfluß auf deren Kultur nach der materiellen Seite hin in prähistorischer Zeit gewannen, stellen uns kulturlich die Vermittelung zwischen Osten und Westen, Asien und Europa, klar vor Augen. Über die eigne Volkszugehörigkeit dieser Nation, welche in Toscana bis zum rechten Tiberufer

wohnte und einzelne, besonders städtische, Gründungen weithin zerstreut besaß, wird man vielleicht immer im Zweifel sein; aber daß sie phönizisch-assyrische, ägyptische und griechische Bildungselemente vereinigte und ausstreute, ist gewiß. Darin liegt ihre Bedeutung.

Die Entwickelung des römischen Reiches bedeutet die Ausbreitung von Sprache und ethnographischen Eigentümlichkeiten der Mittelitaliener über Süd- und Westeuropa. Die Thatsache einer von 96 Millionen Menschen getragenen, im Süden und Westen Europas politisch in zwei Großmächten und mehreren einflußreichen Staaten mittlerer Größe dominierenden romanischen Völkergruppe ruht auf politischer Grundlage. Nie hat ein Reich in so kurzer Zeit so viele Völker umgeschaffen, die nun von den Mündungen der Donau bis zu denen des Tajo den Stempel des römischen Ursprunges tragen. Die römische Geschichte hat zuerst einen vorwiegend ethnographischen Charakter und gewinnt den geographisch umfassenden, den verschmelzenden erst mit der Erweiterung des geschichtlichen Horizontes. Italien ist als ethnographischer Begriff neu. Es ist erst in die Formen der alpenumgürteten Halbinsel hineingewachsen. Es bestand nicht, als es noch eine Liguria, Gallia cispadana und Gallia cisalpina, Etruria und Graecia Magna gab. Die Entstehung des römischen Volkes zeigt sehr klar diesen Entwickelungsgang. An der Stelle, wo die Geschichte Italiens aus dem Nebel der Sage sich herauslöst, treten uns drei ethnographische Abteilungen des Volkes dieser Halbinsel entgegen: Latiner, Italioten autochthoner Abstammung oder wenigstens sehr alter Ansiedelung, Völker, die in jüngerer Zeit in Italien eingewandert waren. Die Latiner hatten sich aber selbst erst zu einem höhern Grade von Berechtigung hinaufgearbeitet und standen noch immer in manchen innern Angelegenheiten unter den Römern. Auf demselben Wege wie sie kamen später auch die andern Glieder des geographisch abgeschlossenen Volkes zu bessern Rechten, wenn auch nicht ohne Kämpfe. Wie aber ursprünglich die Römer ihre Stellung zu den italienischen Völkern auffaßten, das hat P. Mérimée durch einen Vergleich aus der neuern Kolonialgeschichte deutlich zu machen gesucht: Der Europäer ist der Römer, „l'être noble par excellence“, der Kreole ist der Grieche, Italiote, Etrusker. Der Mulatte und Neger endlich sind der Gallier, der Germane und die andern Barbaren. Immer größere Teile dieser Völker wurden romanisiert, teils formell in das römische Bürgerrecht aufgenommen, teils nur der Sprachgemeinschaft angeschlossen. Die Wirkungen dieses Prozesses sehen wir nun in der Verbreitung der Romanen vor uns.

Da der Ausbreitung Roms keine griechischen Staaten in Italien Schranken setzten, konnte Rom großmütig sein. Ein Gefühl der Achtung für die ältere und verwandte Kultur ließ die Römer wie die griechischen Städte, so auch später Griechenland im ganzen mit einer gewissen Bevorzugung behandeln. Das hinderte aber nicht, daß die griechische Sprache in Italien, ebenso wie in den andern griechischen Kolonisationsgebieten im westlichen Mittelmeerbecken, sich aus dem Volksgebrauche in demselben Maße zurückzog, wie sie in den höhern Schichten sich als Sprache der Bildung und des Luxus ausbreitete.

Die Pyrenäenhalbinsel wurde in vorrömischer Zeit von den Iberern bewohnt, die über jene Halbinsel in das Gebiet der Garonne, auf die gallische Südküste und die nahen Inseln hinübergriffen und vielleicht einst noch weiter verbreitet waren. Iberer wohnten, wie die Alten sagten, auf Sizilien, ehe Sikuler von Italien herüberkamen, und noch zu des Thukydides Zeit gab es Sikuler in Italien, und man wußte, daß sie die Ostseite besetzt hatten, während von den Iberern nicht mehr die Rede ist. Die Vermutung W. v. Humboldts, daß die Iberer uns als bereits zurückgehender Rest eines einst mehr verbreiteten „frühern Völkergeschlechtes“ entgegentreten, hat viel für sich. Die Möglichkeit alten Zusammenhanges dieser Bevölkerung mit den hellen Nordafrikanern des Festlandes und der Kanarischen Inseln ist nicht zu verneinen, besteht indessen keinenfalls sprachlich. Ein Rest der iberischen Sprache wird von wenig mehr als ½ Million Basken um den

Golf von Biscaya noch gesprochen, und diese baskische Sprache scheint mit keiner andern lebenden in Beziehung gesetzt werden zu können. Merkwürdig ist aber das Vorkommen so alter Sitten wie des Männerkindbettes und des Kochens mit Steinen bei den Basken, auf Corsica, Sardinien. Als Rasse sind die Basken ohne Zweifel gemischt und nähern sich den dunkeln Kelten und Ligurern. Wir fanden phönikische Gründung an der spanischen Küste. Noch Strabon unterscheidet die Turdetaner als die gebildetsten der Iberer. Kelten hatten schon vor der römischen Zeit sich im Norden und Süden der Halbinsel eingedrängt; ihre Sprache herrschte in vielen Gegenden, besonders in Lusitanien, vor. Dann besaßen die Römer die ganze Halbinsel über ein halbes Jahrtausend. Westgoten und Vandalen gingen in der iberisch-keltischen, oberflächlich romanisierten Bevölkerung der „Togati", wie sie wegen ihrer römischen Tracht genannt wurden, unter, nicht minder jener Teil der Mauren, welcher nicht samt zahlreichen Juden vom Boden der Halbinsel im 16. Jahrhundert vertrieben ward. Infolgedessen herrschten auch hier romanische Idiome und zwar die sehr nahe verwandten portugiesischen und spanischen im Westen, Süden und in der Mitte der Halbinsel und das Provençalische im Nordwesten. Der Charakter der iberischen Bevölkerung ist noch heute im Norden und in der Mitte wesentlich der, den die Römer in blutigen Kämpfen kennen lernten und so schilderten, daß wir den modernen Kastilier aus dem Bilde des Livius heraustreten sehen. Es ist dies ein wegen seiner scharfen Ausprägung dominierender Charakter, wie schon die Alten wußten, daß die gemischten Keltiberer mehr nach der iberischen als keltischen Seite schlugen und dies trotz des politischen Übergewichtes der Kelten über die mehr ruhe- und friedliebenden Iberer. Wir haben uns die Iberer als ein Volk zu denken, das im allgemeinen tiefer stand als die Kelten. Besonders die Bergbewohner dürften sich wenig über die Höhe der kaukasischen oder albanischen Bergstämme erhoben haben. Was die Alten einzelnes von ihnen, ihrer durchaus schwarzen Kleidung, ihren Pferde- und Menschenopfern, ihrer Mondverehrung berichteten, genügt eben, um zu erkennen, daß neben vielem Eigenartigen keltische Einflüsse sich durch ihr Wesen zogen.

Rom gewann Gallien im 7. Jahrzehnt vor Christi Geburt und verlor es 450 Jahre später. In dieser Frist legten sich die Fundamente des **französischen Volkes**, das in seinem Namen die Teilnahme der germanischen Franken an seiner Entwickelung deutlich bekundet, während die Landschaftsnamen Burgund und Normandie von der Anwesenheit andrer germanischer Stämme auf gallischem Boden sprechen. Auch hier ist die Sprache, nicht aber der Charakter der Kelten, der überwiegenden Masse der Urbewohner des Landes, geändert worden. Die Römer erkannten die Grundzüge der Kriegslust, der Redefertigkeit und der Wankelmütigkeit, erprobten aber auch in der von südgallischer Seite ausgehenden Erneuerung der lateinischen Litteratur in frühchristlicher Zeit die hohe geistige Begabung dieses Volkes. Nie ist Frankreichs Bevölkerung einheitlich gewesen: im Südwesten saßen die Iberer, im Südosten die Ligurer, die Belgen waren, wenn auch nur dialektisch und außerdem in Einrichtungen und Gesetzen, von den eigentlichen gallischen Kelten verschieden. Phönizier und Griechen siedelten an der Südküste, Sarazenen drangen bis zum Mittellaufe des Rhône vor. Die germanischen Einwanderungen, an denen auch Vandalen, Alanen, Westgoten (welche in Aquitanien ein Reich gegründet) sich beteiligten, wurden erwähnt. Sprachlich zerfällt Frankreich in zwei Teile, in welchen die Hauptmundarten Langue d'oc und Langue d'oil gesprochen werden. Seitdem das politische Übergewicht Nordfrankreich zugefallen ist, ward die Langue d'oil Schriftsprache, und die Langue d'oc, auch Provençalisch nach einem Teile ihres Verbreitungsgebietes genannt, ist in die Stelle unsers Niederdeutschen zurückgetreten. Die litterarische Renaissance der letzten Jahrzehnte änderte bisher nichts an ihrer politischen Bedeutungslosigkeit. Ihre Nordgrenze verläuft ungefähr von Bordeaux bis Lyon in einer nordwärts ausgebogenen Linie, welche den 46. Grad überschreitet.

Die Rumänen erscheinen in der Geschichte zuerst als ein unruhiges Hirtenvolk des Gebirges, das mit den ansässigen Nachbarn zusammenstößt, indem es seine Herden thalwärts treibt oder in die Niederungen herabsteigt, um Beute zu machen. Wir finden größere, zusammenhängende Räume von Rumänen nördlich und südlich von den Karpathen, wo auch heute ihre Hauptsitze liegen, erst im 12. und 13. Jahrhundert erfüllt. Aus der Zeit, in welcher deutsche Ackerbaukolonien nach Siebenbürgen berufen wurden, welche den treuen Sachsen Siebenbürgens Ursprung gaben, und welche man in der Zahl von vielen Tausenden berief, um öde Gegenden bewohnt zu machen, werden sie in Siebenbürgen zum erstenmal genannt, erscheinen aber erst einige Jahrhunderte später als eine wegen ihres Anwachsens dichtere, daher hinderliche Bevölkerung. Auch neuere Geschichtschreiber der Rumänen nehmen an, daß die ursprüngliche Heimat der heutigen rumänischen Bevölkerung Ungarns auf den nördlichen, den westlichen und den südlichen Höhen der siebenbürgischen Karpathen zu suchen ist, und daß sie nur von da aus konzentrisch gegen die östliche Linie und exzentrisch gegen das Gebiet um die Karpathen sich ausbreiten konnte. Die Rücken der Karpathenkette boten ihnen ausgezeichnete Weidegründe; dieselben sind so flach und steigen so langsam an, daß sie fast eben erscheinen und daher von den Rumänen auch „poiana“ (aus dem Slawischen: Flachland) genannt werden. Den Hauptreichtum des Rumänen bilden hier unermeßliche Schafherden. Nur die in den Thälern ansässigen Rumänen sowie diejenigen, welche seiner Zeit aus den Bergen in die Ebene herabstiegen, sind Ackerbauer; ihre Hauptnahrung bildet der Mais. Welches ist aber der ohne Zweifel viel weiter zurückreichende Ursprung der Sprache dieses Volkes, welche eine Tochtersprache des Römischen? Es scheint am einfachsten, anzunehmen, daß die Rumänen Reste der einst in Dacien zahlreichen und wohlhabenden römischen Kolonisten darstellen, die im Gebirge sich zu halten vermochten und endlich aus denselben wieder in ihre alten Sitze zurückkehrten. Daß im bulgarischen Balkanreiche die Rumänen mit den Bulgaren zusammensaßen, hat die Meinung entstehen lassen, daß nach dem Aufhören der Römerherrschaft in diesen Ländern das römische Element aus den Karpathen nach Mösien übersiedelte und erst später, gegen Ende des Mittelalters, wieder dorthin zurückkehrte. Es ist wahr, daß für eine Reihe von Jahrhunderten die Rumänen aus dem Gebiete des alten Dacien, soweit litterarische Zeugnisse uns lehren, verschwunden waren; aber die Geschichte kennt ebensowenig eine Rückwanderung. Aus Rasse, Sprache und Geschichte scheint mit gleichmäßig überzeugender Kraft die Absorption einer starken slawischen Ackerbauer-Bevölkerung durch die Reste der römischen Kolonisten sich zu ergeben. Fern von den Slawenreichen der Balkanhalbinsel in karpathischer Abgeschiedenheit vollzog sich dieser Prozeß. Wir suchen also mit Slavici die ethnographische Bedeutung der Rumänen „nicht darin, daß sie Nachkömmlinge der Römer seien, auch nicht darin, daß sie das längst verschwundene Volk der Dacier romanisiert haben, sondern einzig und allein darin, daß sie die Verbindung zwischen scharf getrennten Teilen der europäischen Völkerfamilie herstellen und so ein vermittelndes Glied in der Völkerkette ausmachen“.

Indem die Kelten auf die Bühne der Weltgeschichte treten, bringen sie zum erstenmal eine wesentlich mitteleuropäische Macht zur Erscheinung. Gallien, und zwar speziell die zwischen Ozean und Alpen, Garonne und Seine gelegene Celtica, erscheint als ihr Heimatsgebiet, von welchem aus sie Britannien, Nordspanien, das transpadanische Etruskerland, einen großen Teil von Oberdeutschland und den Alpen unterworfen und kolonisiert hatten. Keltische Eroberer und Kolonisatoren, vielleicht gemischt mit Germanen, sprachen noch im 4. Jahrhundert nach Christi Geburt den Dialekt der Trevirer. Von ihrer Art des Vordringens gibt der Angriff, welchen sie auf Rom machten, eine Vorstellung. Hochgewachsene, starke Männer mit hohen Schilden und langen Schwertern, waren sie für den raschen Angriff, nicht aber für eine besonnene, überlegte Kriegführung vorbereitet. Ihr

Anstürmen erinnert an das spätere Eindringen der Germanen, ebenso wie der Zug der Helvetier aus der Schweiz nach der Gironde, dem Cäsar entgegentreten mußte. Vielleicht gewährten sie den Römern zum erstenmal das Bild germanischer Kriegsvölker, denn es ist nicht zweifelhaft, daß blonde und blauäugige Völker mit den Galliern zogen. Die Verbindung gallischer und germanischer Elemente ist noch wahrscheinlicher im Heere der Cimbern und Teutonen, wie denn germanischer Einfluß die Helvetier zu den kriegstüchtigsten der Gallier gemacht hatte. Auch der Fortgang der römischen Kriege mit den Galliern brachte immer von neuem germanische Völker mit ins Spiel, die noch kriegerischer und unsteter als die Gallier auftreten; so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Tektosagen von Narbonne germanisch waren. Es ist anzunehmen, daß die Vermischung der beiden Elemente, aus der unter römischem Einflusse das Volk der Franzosen hervorging, damals schon begonnen hatte, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß man Grund hat, an die Existenz blonder nördlicher Kelten, welche die Franzosen als kymrische Rasse von ihren kurzköpfigen, dunkelhaarigen echten Kelten ausscheiden, zu glauben. Wichtig ist es, daß die Römer ihren Einfluß in Gallien sicherten, indem sie sich den Kelten als Beschützer gegen die Germanen empfahlen. In der That gelang es von Cäsars Zeit an immer mehr, die Germanen jenseit des Rheines zu halten, und in Gallien gewannen damit die Römer Zeit, die Kelten enger an sich anzuschließen und sie durchgreifend zu romanisieren. Ist auch die Bretagne keltisch und ein Teil Aquitaniens iberisch geblieben, ist auch keltisch noch gegen Ende des 2. Jahrhunderts in Lyon und im 4. Jahrhundert in Trier und wohl länger noch im Herzen der Celtica zwischen Garonne und Loire gesprochen worden, wo die körperlichen Merkmale sich am reinsten erhalten zu haben scheinen, so ruht doch die Entwickelung des französischen Volkes als eines im Charakter keltischen, in der Sprache romanischen auf der Voraussetzung, daß innerhalb 450 Jahren eine konpakte keltisch-romanische Bevölkerung sich entwickelt hatte, welche die Germanen unterwerfen, aber nicht mehr national vernichten konnte. Verstärkt durch kymrischen Zuzug aus Britannien, hat nur in der Halbinsel Betragne sich etwa eine Million keltisch Sprechende erhalten, unter denen aber eine sehr große Mehrzahl bereits zweisprachig, ebenso wie ihr Keltisch reich an französischen Wörtern ist.

Die keltische Sprache ist außerdem Muttersprache von etwas über 2 Millionen auf den britischen Inseln. Die Zahl von 3¼ Millionen Keltischsprechenden, die R. Andree (1880) berechnete, ist vielleicht schon heute geringer geworden. Die Kelten sind also in dem äußersten Westen von Europa in Gebirge, auf Inseln und Halbinseln zurückgedrängt. Die größere Hälfte derselben spricht den in der Bretagne und Wales herrschenden kymrischen, die kleinere den gälischen Dialekt. In ihren Wohngebieten gehören die Kelten den abgelegenen Gegenden, den ländlichen Bezirken, sozial den minder gebildeten, ärmern Schichten an. In Schottland liegt das gälische Gebiet im Norden und Westen, die städtereiche Ostküste ist germanisch, mit wenigen Ausnahmen, bis nach Thurso hinauf, ebenso auch die Orkaden, während die schottischen Westinseln mit Ausnahme Arrans gälisch sind. Insgesamt sprechen nur 10 Prozent der schottischen Bevölkerung gälisch. In Irland hat das Gälische seit Heinrichs VIII. Regierung aufgehört, die herrschende Sprache zu sein. Nachdem es erst langsam, seit Cromwell rascher, am raschesten in den letzten fünfzig Jahren zurückgegangen war, ist es jetzt in der Osthälfte fast verschwunden und hat seinen Rückhalt im Westen und Südwesten, besonders in Connaught, Galway, Mayo. Nur 800,000 Irländer sprechen gälisch, dazu 25 Prozent der Insulaner des nahen Man, die aber in der großen Mehrzahl zweisprachig sind, so daß über 98 Prozent dieses Bruchteiles auch englisch sprechen. Am blühendsten steht das Kymrische in Wales da, dem einzigen Lande, das eine moderne keltische Litteratur besitzt, und wo mit Zurechnung der einige kymrische Striche umfassenden englischen Nachbargebiete etwas über 996,000 Menschen die kymrische Sprache sprechen.

Die **Germanen** treten im Beginne ihrer Geschichte weiter östlich auf, als ihre heutigen Sitze liegen, in welche sie nach Verdrängung der Kelten eingerückt sind. Die blonden Kelten in Gallia belgica, die blonden Galater legen den Gedanken an frühere engere Beziehungen beider Völkergruppen nahe, deren Erinnerung noch in dem Glauben alter Schriftsteller erhalten ist, daß die Belgen germanischen Ursprunges seien. So scheint die Plutarchische Namenform „Keltoskythen" (für Cimbern und Teutonen) ebensowohl die östliche Heimat wie die frühe Vermischung mit Kelten anzuzeigen. Drei gesonderte Zweige des Stammes finden wir schon im Anfange: Skandinavier, Goten, Teutonen. Jene halten die nach ihnen genannte Halbinsel, die dänischen Inseln und einen Teil von Jütland besetzt, die Goten wandern aus dem Nordosten des heutigen Deutschland und aus Polen nach Süden und Westen, spielen als Ost- und Westgoten, als Vandalen eine Hauptrolle in der Geschichte des Unterganges des römischen Reiches, gründen eigne Reiche von vorübergehend großer Macht und versprechender Blüte und gehen fast ohne Rest in den Völkern unter, die sie sich unterworfen hatten. Auch die Teutonen kommen von Osten her gezogen. Die Langobarden saßen östlich von der Unterelbe, die Sueven noch weiter östlich, die Vandalen in Schlesien, die Angeln weist Tacitus in das Gebiet zwischen Elbe und Weichsel, und im Drängen nach Westen und Südwesten ist es, daß die Römer mit den teutonischen Stämmen zusammenstießen. Im Süden erreichten sie ursprünglich wohl kaum die Mainlinie, denn die Ortsnamen beweisen vom Oberrheine bis nach Böhmen keltische Sitze. Tacitus glaubte die Teutonen in drei Stammesgruppen: Ingävonen am Meere, Herminonen in der Mitte, Istävonen im Süden und Osten, teilen zu können, und es scheint in der That, als ob die Sonderung zwischen Nieder- und Oberdeutschen zu seiner Zeit sprachlich schon begründet gewesen sei. Die Niederdeutschen stehen den Goten näher, die Oberdeutschen haben lange in engerm Verkehre mit den Kelten gelebt und repräsentieren weniger rein, auch rassenhaft, das germanische Element. Von den Oberdeutschen (Franken) ging die Eroberung Galliens, welche Frankreich schuf, von den Niederdeutschen (Angeln und Sachsen) diejenige Britanniens aus, welche den heutigen Briten eine vorwiegend germanische Grundlage gegeben hat. Die Skandinavier beherrschten die nordischen Meere, besiedelten Island und Grönland, gründeten eigne Herrschaften in Westfrankreich (Normandie) und Unteritalien, drangen in Britannien von Norden und Süden ein und schlossen die Umbildung des britischen Volkes durch die von der Normandie ausgehende Invasion des 11. Jahrhunderts ab, welche der englischen Sprache eine Fülle französisch-romanischer Elemente zuführte, das keltisch-germanische Wesen des Volkes aber in geringerm Maße umänderte. Endlich haben skandinavische und teutonische Germanen staatenbildend im finnisch-slawischen Osten in einem Maße gewirkt, welches die Entstehung der Mächte Böhmen, Polen, Rußland ohne diese Hilfe gar nicht denken läßt.

Indem die Germanen, gestützt auf hohe Charaktereigenschaften der Sittenreinheit, der Kraft und des Mutes, auf eine streng durchgeführte Geschlechterverfassung und damit zusammenhängende Kriegstüchtigkeit, in ganz Europa siegreich walteten, wandelten sie nicht bloß politisch das Angesicht des Erdteiles um, sondern mischten ihre Körper- und Charaktermerkmale den verschiedensten Völkern zu und erfuhren selbst zahlreiche Mischungen. Sie treten im Anfange als vorwaltend blondhaarige, hellhäutige, blauäugige Menschen auf; diese Eigenschaften werden ihnen so allgemein zugeschrieben wie nirgends den Galliern, die ja auch helle Völker umschlossen, und sind mehr noch als jene Charaktermerkmale fast bezeichnend zu nennen. Heute ist ein großer Teil der Germanen dunkel und zwar vorwaltend durch keltisch-romanische und slawische Beimischung. Dafür sind dann wieder helle Völker in Britannien, Belgien, Nordfrankreich, Norditalien, Nordspanien in beträchtlicher Zahl vorhanden, und besonders auch ist der größere Teil der Kolonialbevölkerung Nordamerikas, Australiens, Südafrikas germanischer Abstammung.

Man bezeichnet die Letto-Slawen als den jüngsten Zweig der nordeuropäischen Arier. Dies ist aber nur im Kultursinne zu verstehen, denn es spricht nichts dafür, daß die Letto-Slawen sich zuletzt vom arischen Stamme abgezweigt hätten. Da die höhere Kultur Europas vom Sitze des alten Römerreiches, also von Süden und Westen her, durch Europa sich verbreitete, haben sie, als die östlichst Wohnenden, zuletzt dieselbe empfangen. Aber in der ältern Zeit, wo kein nordarisches Volk in Beziehung zu dieser neuen Kultur getreten war, scheinen sie keineswegs zurückgestanden zu sein. Denn sie begegnen uns schon im Anfange als Ackerbauer, die angeblich in weiten Gebieten allein standen und den Ackerbau langsam verbreiteten. Russische Geschichtschreiber sind geneigt, anzunehmen, daß zwischen den finnischen Jägervölkern des Nordens und den skythischen Hirtenvölkern des Südens längst am fruchtbaren Südabhange des Waldai-Zuges ackerbauende Slawen saßen, die als Kulturträger und mit der Zeit unterwerfend und beherrschend unter jene und diese vordrangen. Diese Anschauung hat nur schwache Stützen in Thatsachen, ist aber nicht unwahrscheinlich. Die Slawen erschienen auch schon den Alten als ein den Germanen durch Ansässigkeit, Wohnen in Häusern und Fußkampf ähnliches, von den Skythen und Sarmaten weit verschiedenes Volk. Sie wohnen von der mittlern Weichsel an nach Osten und werden von den Litauern, die in ihren Sitzen an der untern Weichsel angegeben sind, bestimmt unterschieden. Sie zählten unter sich blonde Stämme, waren aber von allen Ariern durch eine sehr reichliche Zumischung mongolischen Blutes getrennt, welche zur Ansicht führt, daß sie zu einer Zeit noch im östlichsten Europa saßen, wo die Ausläufer der innerasiatischen Nomaden sie zu erreichen und zu beeinflussen vermochten. Die Kelten und Germanen scheinen also ihre östlichen Sitze verlassen zu haben, ehe diese Möglichkeit eingetreten war. Dann aber wuchsen die Slawen an Zahl rasch an, wohl mit durch die Aufnahme finnischer Völker, und rückten bis in das Herz Deutschlands in dem Maße vor, als die Germanen ihre Sitze östlich der Elbe aufgaben, um nach Westen und Süden zu ziehen, wo ihre Spuren bis in das mittlere Maingebiet und bis an den Inn reichen. Indem germanische Völker diese Gebiete wieder zurückzugewinnen strebten und zu einem Teile wirklich gewannen, entstand die bunte Durcheinanderschiebung deutscher und slawischer Bevölkerungen in Ostdeutschland und Österreich und die deutsch-slawische Mischung in diesen Gebieten.

Freien Raum haben die Slawen zur Ausbreitung im weiten Tieflande Osteuropas gefunden. In die drei Zweige der Groß-, Klein- und Weißrussen, die man ganz allgemein als Nord-, Süd- und Westrussen bezeichnen kann, zerfallend, haben die Russen sich über das Gebiet zwischen Bug und Ural, Schwarzem und Weißem Meere unter zurückgehenden deutschen, finnischen, tatarischen Zumischungen verbreitet. Die politisch herrschende und in stärkster Zunahme befindliche Abteilung bilden die Großrussen, welche auch die Masse der Kolonisten in Sibirien liefern und für die Lösung der schweren Aufgabe, das Mongolentum in Europa fast zu vernichten, ein gewaltiges Massenübergewicht eingetauscht haben. Durch die Mischung mit Turkvölkern und Mongolen ist der russische Typus zwar verändert worden, aber körperlich nicht in dem Maße wie der jener Mongoloiden. Die Mischblütigkeit ist in das Bewußtsein großer Teile der Bevölkerung übergegangen, und von ihr selbst wird z. B. ein Rückgang der Körpergröße infolge mongolischer Zumischung konstatiert. Vielleicht ist der Rückgang in den geistigen Dimensionen noch größer gewesen. Auch die russischen Fischer huldigen in Gemeinschaft mit den jenisseischen Ostjaken dem Schamanentume, auch die russischen Kosaken und Gewerbtreibenden von Turuchansk opfern gleich den Tungusen von Turuchansk gelegentlich einen Zobel oder ein Eichhörnchen den heidnischen Göttern. Mit Tungusen, Mongolen und Buräten ist vielleicht die Vermischung am stärksten vorgeschritten und zwar am meisten im Baikalgebiete, am Amur und überhaupt im südöstlichen Sibirien. Getaufte Buräten, welche meist russische Frauen genommen

haben und in besondern von der burätischen Ansiedelung getrennten Dörfern, mitunter auch zerstreut in russischen Ansiedelungen und Dörfern gemeinsam mit Russen leben, sind ein hervorragendes Element der sibirischen Landbevölkerung und werden unschwer mit Russen verwechselt, aber genauere Betrachtung läßt in diesen „Jassatschnije" leicht das mongolische Element herauserkennen. Die Gesichts- und Hautfarbe ist dunkel, das Haar und die Augenbrauen schwarz oder mindestens dunkelbraun, doch meist schön weich; die Augenlidspalte ist eng, das Jochbein stark vorspringend, freilich nicht so sehr wie bei den Buräten, der Bartwuchs spärlich. Diese Mischrasse, die übrigens im ganzen nicht unschön und vor allem kräftig ist, hat den Übergang auch mongolischer Sitten und Gebräuche auf die Russen ungemein begünstigt. In den Dörfern der Jassatschnije in Transbaikalien sind die russischen Kolonisten Viehzüchter, wie die eingebornen Buräten, und betreiben nur wenig Ackerbau; ihre Weiber pflegen dieselben häuslichen Künste wie die Burätinnen. Die Kosaken essen rohes Fleisch, genau wie die Buräten, lassen sich gleich letztern von den Schamanen in Krankheitsfällen ärztlich behandeln, sie tragen auf der Brust neben ihrem Kreuze irgend ein Knöchelchen, wie die Buräten, und dergleichen mehr. Auch die mongolisch-burätische Sprache hat in den transbaikalisch-russischen Dialekt bedeutenden Eingang gefunden, insbesondere sind eine Menge Wörter, welche auf den Jagdbetrieb, Viehzucht &c. Bezug haben, der burätischen entlehnt. Die noch viel ausgesprochener mestizenhafte russisch-jakutische Rasse im untern Lenagebiete, die schon früher Erwähnung gefunden hat, zeigt dasselbe. In diesen Erscheinungen wiederholt sich nur, was seit langen Jahrhunderten im weiten Wolgagebiete sich vollzogen hat. Der Leichtigkeit, mit welcher er sich den tiefer stehenden Völkern anbequemt, verdankt der Russe einen großen Teil seiner Eroberungserfolge und bedrohlich weiten Verbreitung.

Mehr als bei den Bergvölkern Südeuropas darf bei den osteuropäischen Slawen (und Finnen) Einblick in ältere Kulturzustände vermutet werden, denn keine mittelmeerischen Einflüsse sind bis in das Innerste ihrer Wohnsitze vorgedrungen. Der russische Pflug, einst eisenlos, ohne Räder und Wendebrett, also ein Querholz mit zwei Stangen, in denen das Pferd geht, zwei Handhaben und einem flachen Pflugstiele, der sich durch ganz Sibirien verbreitet hat, wo er indessen eher etwas verbessert wurde, ist eine altertümliche Form. Mit ihm geht die finnische Egge aus gespaltenen Tannenästen. Der Ackerbau ist in diesen Grenzgebieten in einer so nachlässigen Weise betrieben worden, daß Pallas denselben z. B. in der Gegend von Pensa viel besser bei den Tataren als bei den Russen fand, ebenso in der Gegend von Ufa, wo indessen das Abbrechen eines ganzen Dorfes und der Neuaufbau an einem andern Orte, meist wegen abnehmenden Bodenertrages, nicht selten war. Weder Düngung noch sorgfältiges Pflügen waren hier üblich, und das Stroh verbrannte man. In der Krim, wo die Griechen die Lehrmeister der Tataren im Anbaue der Feld- und Gartenfrüchte waren, haben sie im Gebirge, wo der Boden beschränkt ist, düngen gelernt, und nur im offenen Lande, wo bei Überfluß an Boden Brachwirtschaft möglich, ist ihr Ackerbau trotz der schweren kleinrussischen Pflüge, welche sie anwenden, weniger zufriedenstellend. Daß er hier zurückgegangen, scheint die Thatsache der im Vergleiche zu spätern Zeiten offenbar einst viel größern Getreideausfuhr im Altertume anzudeuten. Strabon schildert die Krim als eine wahre Kornkammer, und sie war dies so wie früher für Griechenland, später für Byzanz. Auch den Weinbau haben die krimschen Tataren nach dem Vorbilde der Griechen und Genuesen gepflegt, wiewohl sie, teilweise wegen der Schwierigkeit der Arbeit bei dünner Bevölkerung, keine Fortschritte in demselben machten. Von Süden her hat also allem Anscheine nach der Ackerbau der Russen keine Verbesserung erfahren.

Diese große Masse ist Schritt für Schritt von Westen her für Europa, d. h. für die Gesittung, gewonnen worden. Es würde interessant sein, die einzelnen Abschnitte dieses

Prozesses kartographisch zu markieren, in dessen Vollzuge eine sehr ausgedehnte Vermischung mit finnischen und deutschen Elementen die mongolische nicht aufgewogen hat. Die Bildung eines westlichen und östlichen Großfürstentumes, jenes mit Kiew an die Litauer, dann an Polen und die Kleinrussen sich anlehnend, dieses mit Moskau auf das Großrussentum sich stützend und mit dessen Hilfe das schon viel früher der Kultur gewonnene, mit deutschem Blute stark versetzte Polen zum größten Teile in sich aufnehmend, sind Etappen in der Entwickelung einer europäisch-asiatischen Macht, die auch ethnographisch auf der Schwelle steht und glücklicherweise in keiner Beziehung rein mit europäischem Maßstabe gemessen zu werden braucht.

Die Bulgaren saßen am Don, als die Chasaren nach dem Abzuge der Hunnen in westlicher Richtung ihr großes Reich an der untern Wolga gründeten. Ein Teil der Bulgaren zog nach der untern Donau und verschmolz mit den Slawen zu dem Mischvolke der heutigen Bulgaren, ein andrer nahm den Weg nach der mittlern Wolga und gründete das großbulgarische Reich, dessen Hauptstadt in der Nähe Kasans in Trümmern liegt, und dessen Bevölkerung in den Großrussen aufgegangen ist.

Die Serben und Slowenen umfassen die über österreichische, ungarische, türkische Gebiete zerstreuten, nur in Serbien und Montenegro selbständig gewordenen Südslawen, die den Russen und Bulgaren sprachlich nahe verwandt sind. Unter ihnen ragen jene südwestlich vorgeschobenen Völker hervor, welche gegen das Adriatische Meer zu vermischt mit Albanesen und Griechen wohnen. Sie sind ein höher gewachsenes, kräftigeres, kriegerischeres Volk als ihre Brüder an der Sau und Drau. Zu ihnen gehören die Dalmatiner und Herzegowzen und die als Bewahrer alter Sitten sehr merkwürdigen Tschernagorzen Montenegros, jene Helden der Schwarzen Berge, für die einen ein unbändiges, gesetzloses Räubervolk, für die andern eine an Schönheit, Kraft und Edelsinn gleich ausgezeichnete Homerische Heldenschar. Schon ihre Körpergröße läßt sie über alle ihre Stammesgenossen hervorragen, und daß sie inmitten des grassierenden Renegatentumes der Bosniaken, zwischen der Türkei, Österreich und Venedig ihre Unabhängigkeit bewahrten, umgibt sie in den Augen der slawischen Welt vollends mit einem Glorienscheine. Wenn ein großes Volk in die Gewalt eines fremden Eroberers fällt und in seinem Innern einen solchen Kristallisationspunkt aller freiheitlichen Bestrebungen bewahrt (oft sind es Gebirge, von welchen die Befreiung von fremdem Joche ausgeht), ist dieser oftmals zu großem Einflusse berufen. Im Falle der Tschernagorzen dürfte jedoch dieser Aussicht die exzentrische Lage einigen Abbruch thun. Die Westslawen umfassen die Polen, die jetzt ausgestorbenen Polaben der untern Elbe, die Tschechen und Slowaken und die in der Lausitz erhaltenen Reste der Wenden oder Sorben (150,000), alles Völker, die in ungünstiger, zukunftsloser Einengung im deutschen und magyarischen Sprachgebiete wohnen, und von denen seit 800 Jahren ein großer Teil im Deutschtume aufgegangen ist. Von den Ost- und Südslawen fand die Abtrennung in einer Zeit statt, welche mongolische Beimischungen bereits in beträchtlichem Maße kannte, dieselben knüpfen noch enger als die Sprachverwandtschaft die beiden Hälften des Slawentumes zusammen.

Die Litauer, die Tacitus als Ästuer an der Bernsteinküste kennt, wohnen im östlichen Ostpreußen und in den russischen Gouvernements Kowno, Wilna, Suwalki und Grodno sowie in dem südlichsten Teile von Kurland. Ihre Gesamtzahl dürfte $1\frac{3}{4}$ Million nicht übersteigen. Die alten Preußen, deren Sprache seit dem 17. Jahrhundert ausgestorben ist, bildeten einst ihre westliche Fortsetzung bis zur Weichsel. Beide werden als blonde, blauäugige, kräftige Menschen geschildert und legten russischen Schilderern die Charakterisierung „Übergang vom Slawen zum Skandinavier“ nahe.

Register.

Die Namen der Reisenden und Forscher sind am Schlusse des Verzeichnisses aufgeführt.

Berichtigungen.

Bei der Benennung der zahlreichen Abbildungen, welche die drei Bände der „Völkerkunde" aus den verschiedensten ethnographischen Museen bringen, hatten sich die Zeichner und mit ihnen in vielen Fällen der Verfasser an die Signaturen zu halten, welche die Gegenstände in den betreffenden Sammlungen tragen. Zur Zeit, als die Mehrzahl der Zeichnungen in der „Völkerkunde" angefertigt wurde, waren aber die großen Sammlungen von Berlin, London und Wien erst in Neuordnung und Aufstellung begriffen. Daher haben bei einer eingehendern Prüfung, wie sie allerdings erst in den letzten Jahren in größerm Maßstabe durch Fachmänner durchgeführt wurde, sich jene ältern Bestimmungen nicht immer als richtig erwiesen. Wir teilen nachstehend eine Reihe von Verbesserungen älterer Bestimmungen und irrtümlicher Benennungen oder Gruppierungen, auf welche wir durch Fachmänner, besonders durch die Herren Kustos Heger in Wien, Direktor Pleyte in Amsterdam und Konservator Schmeltz in Leiden, aufmerksam gemacht wurden, mit dem Ausdrucke aufrichtigen Dankes an alle jene, mit welche unserm Ersuchen um Richtigstellung fehlerhafter Benennungen entsprochen haben.

Band I, Einleitung, S. 49: Die Beinfiguren sind nach Cooks Inventar aus Tahiti. — S. 50: Die große Fischangel rechts stammt aus Nordwestamerika. — S. 60: Die Hacke wird auf Mortlock zum Arumschneiden benutzt. — S. 459: Die Spitzkeule soll nach Buchta von den Bohr oder Agahr stammen. — S. 533: Die Bezeichnungen: 2. der Njam-Njam, 3. der Makaraka sind verwechselt. — S. 593 muß es heißen: Städtisches Museum, Frankfurt a. M.

Band II, S. 131: Die Trommel stammt von den Gesellschafts- oder Hervey-Inseln. — S. 135: Die Keule der 12. Farbentafel stammt von den Santa Cruz-Inseln. — S. 142: Die Armringe 8 und 9. tragen in Cooks Inventar die Bezeichnung: Hawaii. — S. 145: Bei Umdrehung der Tanzruder ergibt sich die Ornamentierung des untern Teiles als Darstellung eines Gesichtes. — S. 160: Die drei haifischbesetzten Instrumente stammen von den Tonga-Inseln. — S. 179: Die steinernen Pistille stammen aus Tahiti. Einer der Pistille ist S. 659 irrtümlich unter nordwestamerikanischen Sachen abgebildet. — S. 241: Die bemalte Keule stammt von den Santa Cruz-Inseln. — S. 241, Nr. 17 der Farbentafel stammt von den Salomon-Inseln. — S. 385: Die Tanzstäbe würden besser Zauberstäbe genannt. — S. 401: Der Bogen ist nicht von Borneo. — S. 402: Das kleine krumme Messerchen stammt aus Sumatra. — S. 406 muß es in der Unterschrift heißen: Borneo. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.
(Holzfreies Papier.)

☞ Notiz für unsre Subskribenten.

Mit vorliegender Lieferung 117 hat nun auch die Abteilung **„Völkerkunde“** ihren Abschluß gefunden. Die Abteilungen **„Der Mensch“** und **„Erdgeschichte“** liegen in je 2 Bänden ebenfalls vollständig vor, während vom **„Pflanzenleben“** der erste Band erschienen ist. Die Bearbeitung des zweiten Bandes, welcher zugleich den Schluß unsrer **„Allgemeinen Naturkunde“** bildet, hat durch Erkrankung des Verfassers eine Verzögerung erfahren, so daß wir leider gezwungen sind, in der regelmäßigen Fortsetzung eine Unterbrechung von 3—4 Monaten eintreten zu lassen. Wir werden bemüht bleiben, diese uns selbst so unangenehme Störung möglichst zu verkürzen, und bitten wegen derselben um Ihre gütige Nachsicht.

Leipzig, 23. Februar 1888.

Die Verlagshandlung.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.
(Holzfreies Papier.)

Allgemeine Naturkunde

Bd.: 3.

Leipzig 1888